



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE



04636765



2134470235

053 T814 V. 16 BD.2 1914 MAIN



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
T814
v.16
1914

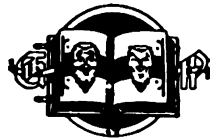
053
T814
v.16
1914

Der Türmer

Monatschrift für
Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Sechzehnter Jahrgang · Band II
..... (April bis September 1914)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer





Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Berner: Am Ziel	151	Lee: An Jesus	43
Bertram: Janus	189	Leonhard: Manchmal	611
Bröger: Erquidt	297	Maffé: Pegasus-Weibe	337
Des deutschen Reiters Abschiedslied	720	Müller-Rüdersdorf: Nach der Ernte	587
v. Drygalski: Menschenseele	480	Reimer: Genesung	334
Ed: Englische Landschaft	600	Schmidt: Wenn's dämmert	332
Findelsen: Schwärmerel	165	Stemmann: Stüd	186
v. Firds: Sonett	732	Wildenbruch: Am historischen Cafenster	738
Freye: Gebet	312	Wolf: Dem Andenten Paul Heyfes	231
Geibel: Zürmerlied	715	Zech: Heiligung	27
Garten: Warum leben und nicht selig sein	171	— Wir müßten so wie Kinder sein	468

Novellen und Skizzen

Andresen: Das „Große Haus“	469	Mar: Die Sünderode	321
Conrad: Das Duell . . . 28. 152. 298.	438	Müller-Cannero: Dazumal	182
Gerhardt-Amyntor: Glossen	320	Noehel: Der letzte Paden	612
Görres: Sechs Briefe vom Jahre 1783	172	Röttger: Jesus und die Blinde	44
Junghans: Der Fischertnabe Urashma	187	— Das Wunder	335
v. Keller: Eine Dämmerstunde . . . 588.	721	Schultheis: Der Schönheitsfucher	609
Lienhard: Aus Taulers Tagen	15	Stord: Heimreise zur Kriegszeit	739
Mar: Aphorismen	458		

Aufsätze

Abel: In die blauen Vogesen	537	Brieger: Der deutsche Humor in der bil- denden Kunst	104
Adam: Das Theater und die Masse	374	— Das Zeitproblem: Hypererotrophie	523
A . . . n: Dringende Reformen der deut- schen Zivilprozeßordnung	313	Brofmer: Deutsches Leben in Ungarn	333
B.: Die gegenwärtige militärische Lage Deutschlands	166	Corbach: Chinesische Volkswirtschaft	495
Bahr: Aber die Kunst, das Deutsche Reich zu regieren	145	Damm: Eine alte deutsche Frau zu den jungen deutschen Frauen und Mädchen	751
— Rudolf von Bennigsen	491	Dehn: Deutschland und England vor 50 Jahren	58
— Der deutsche Krieg	716	— Der deutsche Reichskriegsmaß	768
Barabas: Genie und Rasse	663	Dürerbund-Mittelstelle und Deutsche Schriftumsleitung . . . 141. 432.	576
v. Voëtticher: Nahum Aronson	116		

	Seite		Seite
Einheitschule, Die nationale	488	Haberlant: Napoleons Zustand im April 1814	52
Falkenberg: Arbeiterferien	630	Hahn: Musik und Sprache in R. Wag- ners Musikdramen	692
Fischer: Die Entdeckung der Erdseele . .	1	Heyd: Der Volksname Germanen und seine Enträufelung	485
— Das Krebsproblem	338	Janssen: Das literarische Lesebuch . .	194
Funte: Englands Aufklärung der Inder	763	Rahlenberg: Zivilcourage	433
v. Grotthuß: Mit Gott	713	Rienzl: Der deutsche Shakespeare . .	232
Gr.: Strafe oder Buße?	59	— Der alte Holberg	245
— Warum die Franzosen aussterben .	63	— Robert Hamerling, Alldeutschlands Dichter	799
— Die große Sphinx von Gise	65	Riemperer: Paul Heyse	226
— Kampf zwischen Dichter und Dar- steller	101	Rödig: Materialistische Entwicklung oder Geistesenthüllung?	577
— Der Kaiser und der Katholizismus	190	Rüber: Aquarien und Terrarien	341
— Bismarcks Christentum	191	Mediterraneos: Albanien und wir . . .	459
— Metternich	193	Müller-Cannero: Japan	481
— Das Deutschtum im Auslande und die Rehrseite	196	v. Münchhausen: Eine Ablehnung . . .	98
— Das Homerule-Problem	205	Neumann-Jödemann: Himmel und Hölle	289
— Storchfreiheit	206	Neuwirth: Ist das Schächten eine reli- giöse Handlung?	640
— Die Bibel und der moderne Mensch	207	Neze: Vom Bilderelend auf dem Lande	688
— Der Zuchthausdirektor	208	Noelkel: Der Reformator des russischen Gefängniswesens	200
— Die Frau und das Argument	209	Quadflieg: Serajewo und die russische Politik	733
— Voltaire der Edelmann	210	Richter: Naturempfindung einst und jetzt	601
— Berlin über dir, Deutschland!	345	Ruin des Musiklehrerstandes	127
— Katharina II. und ihr Hof	496	Salvarfan in Anklage	46
— Modernes Eheglück	497	— Zur Aufklärung	484
— Suffragetten im 18. Jahrhundert . .	498	Salvarfan	617
— Das Mädchen aus d. Berliner Westen	500	Schaltjer: Der wiedererstandene Hol- berg	100
— Bergsons Philosophie	502	Schuster: Gott und das Kind	508
— Jüdisches und christliches Leben . .	504	Stord: An Beethovens Todestag	124
— Der „Held“ in der modernen Literatur	534	— Kunst, Sittlichkeit und Staatsgewalt	250
— Siegfried und Isolde	624	— Eugen d'Albert	265
— Die Serben	636	— Goest	393
— Todesahnungen und Todessehnsucht	636	— Die Militärkapellen — eine Kultur- frage	413
— Hossjagd in Springe	637	— Die Musik im Vormarsch	555
— Der russische Soldat	760	— Die Silhouetten	680
— Angstmeier	765	— Glück und die Gegenwart	699
— Beschickung von Luftfahrzeugen . .	767	— Die Malerei des deutschen Barocks	809
— Ein Amerikaner über unsern Kaiser	769	— Behaltet die Musik im Hause! . . .	829
— Rüstentrieg	771	St.: Frederi Mistral	242
— Zar Nikolaus, König Peter und die Serben	772	— Hertomer	264
— Der Zar als Soldat	774		
— Die deutsche Reichstriebsflagge . .	775		
— Mobilmachung in Berlin	776		
— Mobilmachung in Rußland	778		
— Nach der Kriegstraunung	779		
— Die Waffen der Luft	781		
— Die Bestie im Belgier	782		
— Der deutsche Kriegsroman	807		

	Seite		Seite
St.: Musik im evangelischen Gottesdienst	420	Amfrib: Berta von Suttner	634
v. Stranz: Die Verwelschung Belgiens	754	Wertzuwachs auf Kunstwerke, Der . . .	553
Tischendorf: Er darf nicht sterben . .	26	Mutter: Ledig geblieben	505
Und woher kommt nun meine Krank- heit?	61	Z.: Urteile über das deutsche Volk . .	639
		Zur Seelentunde des Nervösen	342

Besprochene Schriften

Adolphus: Fulschen im Lande der Freiheit	678	Raykler: Schauspielernotizen	101
Balde: Gedichte	388	v. Reyherling: Abendliche Häuser . .	670
Bertram: Gedichte	385	Riefer-Steffe: Erdenheimat, du liebe!	386
v. Bodisco: Im Hause des alten Freiherrn	670	Röpp: Gedichte	387
Brunnlechner: Das Deutschtum im Auslande	196	Loewenberg: Aus zwei Quellen . . .	672
Ferberer: Das letzte Stündlein des Papstes	678	Marck: Bismarck	191
Fulda: Berlin und das deutsche Geistes- leben	345	Mersey: Beitrag zur historischen Patho- logie	636
Gef. d. Freunde d. vaterl. Schul- und Erziehungswesens: Das literarische Lesebuch	194	Morgenstern: Gedichte	389
Gontard-Schud: Seelenverkäufer . .	674	v. Nathusius: Ich bin das Schwert . .	668
Guilbeaux: Anthologie des lyriques allemands	98	Seidel: Der Sang der Salkje	672
Höffner: Sibeon der Arzt	673	Seyerlen: Die schmerzliche Scham . .	675
Hohlbaum: Oesterreicher	674	Schaub: Organisation oder Vernichtung	127
Holberg: Lustspiele	100	Schüler: Balladen und Bilder: Von Stundenleid und Ewigkeit	385
— Komödien	245	Schumann: Sachliche Kantaten in den Gottesdienst	420
v. Kapfenberg: Die süßen Frauen von Illenau	671	Suttner: Romane	634
— Mit Kutsbuch u. Schedbuch: Waggon- betrachtungen eines Mitteleuropäers	676	Wolff: Nervöse Leute	342
		v. Wolzogen, Ernst: Aus den Papieren meines Großvaters	193
		Zech: Die eiserne Brücke	383

Offene Halle

Fausse Reconnaissance	66	Ledig geblieben	505
Gott und das Kind	508	Verschüttete Wegspuren	211
Ist das Schächten eine religiöse Handlung?	640	Was uns not tut	353

Türmers Tagebuch

Sie nahen ihm mit ihrem Munde . .	68	Osterreichische Wirtschaft. — Die Ge- nechteten. — Der Fürstenmord als Staatsstafion. — Franz Ferdinand. — Die Schicksalsfrage. — R. t. aus- gepeitschte Deutsche. — Armer Schiller	642
Von Bismarck zu Bethmann. — Die Sammeltrumpete. — Der Reichs- gedanke. — Kulturfältnis	214	Der Krieg	784
Zwei Weltansichten	359		
Hänschen. — Wie's die anderen machen. — Das Huhn vor dem Kreidestrich. — Auch Bismarck mußte. — Die Kunst des Möglichen	510		

Literatur

	Seite		Seite
Ablehnung, Eine	98	Kriegsroman, Der deutsche	807
Berliner Theater-Rundschau: Die poli- tische Bühne 93. — Bunte Tafel 236. — Der Zweck und das Mittel 380. — Verwirrung	527	Mistral, Frederi	242
Etwas von deutscher Gründlichkeit . .	533	Neue Lyrik	383
Genie und Rasse	663	Neue Romane	666
Hamerling, K., Alldeutschlands Dichter „Held“, Der, in der modernen Literatur	799	Reisegefährten	676
Heyse, Paul	226	Shakespeare, Der deutsche	232
Holberg, Der wiedererstandene	100	— Ist Bacon Shakespeare?	89
— Der alte	245	Theater, Das, und die Masse	374
Hypererotrophie, Das Zeitproblem . .	523	„Unser bedeutendster lebender . . .“	676
Kampf, Der, zwischen Dichter und Dar- steller	101	Vom Jahrmart der modernen Bildung	679

Lese

Büchermarkt, Vom deutschen	392
Ichroman, Der	249
Schülertheater, Ein kaiserliches	392

Bildende Kunst

Bilder, Unsere . . . 118. 264. 410.	691	Nahum Atkinson	116
Bilderehend auf dem Lande, Vom . .	688	Palästinabilder	114
Die Malerei des deutschen Barocks . .	809	Silhouette, Die	680
Herkomer	264	Sœst	393
Humor in der bildenden Kunst, Der . .	106	Vogesen, In die blauen	537
Kunst, Sittlichkeit und Staatsgewalt . .	250	Wertzuwachs auf Kunstwerke, Der . .	553

Musik

b'Albert, Eugen	265	Musik im evangelischen Gottesdienst . .	420
Beethovens Todestag, An	124	Musik im Vormarsch, Die	555
Behaltet die Musik im Hause!	829	Musik und Sprache in R. Wagners Mu- sikdramen	692
Glud und die Gegenwart	699	Notenbeilage, Zur 273. 424.	569
Hilfsstellen für Berufsmusiker	831	Ruin des Musiklehrerstandes, Der . . .	127
Militärkapellen, Die — eine Kulturfrage	413		

Auf der Warte

Abresch	280	Berliner Camaraderie	427
Abschiedsstüße	285	Charité als Verbrecherdorado, Die . . .	134
Allerböchste Dankfagung	135	Das Dogma von der Schuld	843
Altpreußisch	133	Das Ende der Rabinettsoorder	278
Anerkennung vaterländischer Tätigkeit	107	Das ist des Deutschen Vaterland . . .	575
Anleitung zum Vergiften	136	Das reiche Preußen	708
Arbiter elegantiarum	139	Denkmal und Zukunftsstaat	132
Armenpfleger	138	Der anscheinende Aristokrat	286
Auch ein Abendgebet	575	Der „beste Gott“	132
Auch eine Kulturförge	137	Der Europäische Krieg	833
Augenblicksbilder	839	Der Geist von 1813	832
Aus Neu-China	573	„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“	711
Austria nova	425		

	Seite		Seite
Deutschlands Stolz	711	Mirakel-Spektakel, Vom	708
Die „Provinz Tirol“	840	Mut der Intellektuellen, Der	709
Die Vorurteilslosen	130	Nationale Kunstpflege	140
Die wahren Herrscher	138	Nein	573
Eile mit Weile	705	O, ihr Frauen!	841
Eine „bedauerliche Vorliebe“	711	Pantgrafen, Die	572
Eine übereilte Maßnahme	837	Pflicht zur Härte	835
Ein vernünftiger Mann	429	Prahler und Schreier	834
Eine Tat Haedels	137	Prämiiertes Vogelmord	281
Elend der Münzen und der Heraldik, Das	286	Prinzliche Unfall, Der	282
Erziehung zum Haß	708	Psychologie des Rinos, Zur	710
Es braust ein Ruf	833	Putationotwehr	132
Französelei in Deutschland	571	Recht auf Morden, Das	706
Freiheit der Sprachbildung, Für die	844	Reif fürs Irrenhaus	133
Frömmigkeit und Mode	710	„Rembrandt und kein Ende“	286
Für vogelfrei erklärt	281	Roman auf militäramtliche Bestellung,	
Gebildet	576	Ein	710
Gelehrsamkeit und Fremdwörterei	574	Rührende Geschichte, Eine	135
Geschmack, Imperator und S. M.	285	Sachlichkeit	838
Gesundbeter oder Verbrecher?	279	Salontirolerin, Die	139
„Graf Dallwitz?“	425	Salvarjan, Staatliche Rettungsaktion	
Gräßlich ist es doch	426	für Ehrlichs S.	276
Großreinemachen	839	Sind die Dichterinnen vogelfrei?	712
Großstadtkonfirmanden	139	Sinnige Flieger	282
Hofbericht	710	Scharf	279
Hof-Manütre, Der	428	Schema F oder — Roheit?	709
Humanitätsunfug	282	Schiller im Babelaten	430
Im Zeitalter der Reichsgleichheit	281	Sparsamkeit, die sich rentiert	844
Industrie und Rasse	573	Sportbarbarei, Neue	285
Ja, Bauer	711	Stadtrat für Musik, Ein	712
Jakobsohn, Der große	140	Tango	138
Jubelfeier in Vaihingen, Die	707	Ta-Tao	284
Kampf gegen die Lüge, Der	837	Trost bei Orenstjerna	131
Kein König auf Freibillett	281	Überredakteure	429
„Knallige Natureffekte“	842	Und Geld nahm er auch	427
Kriegswucher	840	Undeutsches Deutschtum	839
Krönung des Gebäudes, Die	428	Unseren Herrenmenschen ins Stammbuch	280
Kronprinz im Sechstagerennen, Der	136	Vertingeltangelung	284
Kronprinzenprozesse	278	Von der deutschen Beliebtheit im Aus-	
Kunstproblem vor der Straftammer,		lande	571
Zum	431	Was sie haben müssen	284
Kunststück	842	Wenn die Pintschgauer Revolution	
Lieb Vaterland, magst ruhig sein	283	machen	129
Liebste, Der, auf dem Schuh	429	Weisagung aus Babylon	134
Luous a non lucendo	431	Wilhelm II.	129
Luft, Luft, Clavigo!	130	Zehnjähriges Jubiläum, Sein	576
Männerwürde vor Preisrichter-Thronen	428	Zurück zu Wodan	574
Maxixe brésilienne	134	Zusammenhalten	837
Mensch, du singst ja nicht mit!	834	Zwölf-Nächte-Ball	283

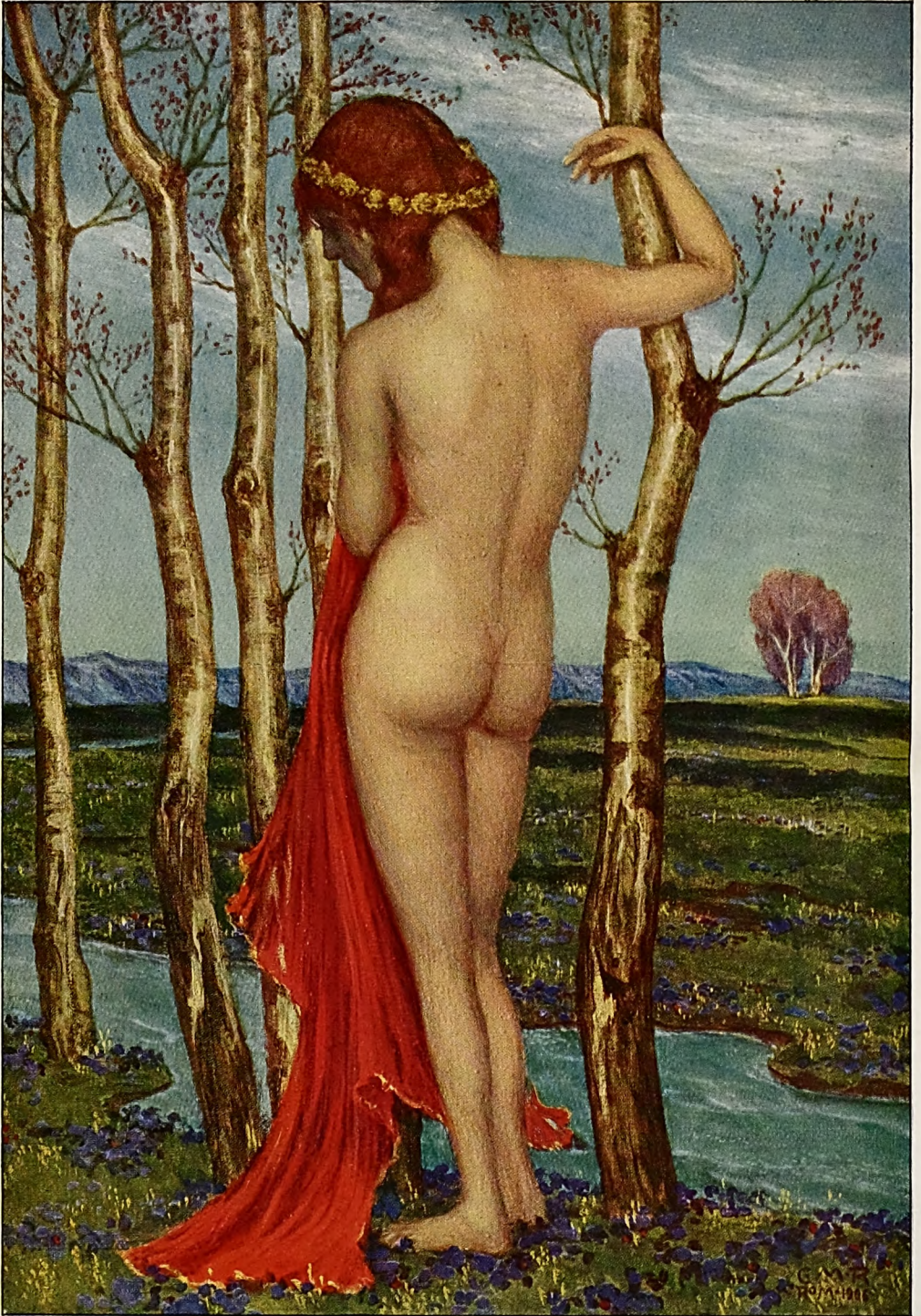
Kunstbeilagen und Illustrationen

	Seite		Seite
Agricola: Landschaft mit der Königin von Saba	12	Robell: Landschaft mit Rüben	12
d'Albert	8	Kraus: Weimar von der Ostseite	12
Aronson: Beethoven	7	Lisiewsta: Selbstbildnis	12
Böcklin, Carlo: Alte Mainbrücke. — Oliven. — Tal in den Sabinerbergen. — Arnotal. — Mittagsstille	8	Mistral, Frederi	8
Denner: Apfel-Stilleben	12	Pfeiler: Pferdemarkt	12
Diefenbach: Per aspera ad astra. — Göttliche Jugend	11	Rauscher: Landschaft	12
Feistenberger: Hirschhaß	12	Rebel: Frühling. — Heideeichen. — Erwachen. — Hamlet. — Frau Uffia Sp. — G. von Hausegger	7
Gehner: Römische Bad	12	Seceta: Ignaz Witanovsky von Ulcovic und auf Seiersberg	12
Gran: Selbstbildnis	12	Shakespeare, William	8
Grund: Spanischer Seehafen	12	Sveft: Osthofentor. — Zwischen Gartenmauern. — Patroklikirche: Ansicht von Südosten, Westbau, Inneres, Chor, Bild auf den Turm von Patrokli. — Wiesentkirche: Inneres, Bild auf die Wiesentkirche. — Nikolaitkapelle. — Hohnelkirche, Inneres	9
Haag: Bild vom Hohneck auf den Riedweier. — Am Forlenweier. — Abendstimmung am Riedweier. — Waldweg im Spätsommer. — Am Fischbühl. — Auf dem vorderen Spitzkopf. — Melkerei Schäfertal. — Bild von dem Schäfertaltrampfen. — Wettertanne am Wormspiegelweg. — Einsame Buche. — Bild vom Hohneck auf den Riedweier. — Bild auf den weißen See. — Melkshütte auf Schießroth. — Alphornbläser. — Melkerei Glasborn. — Bild vom Waldstrand ins Tal	10	Schäfer: Wenn alle Brännlein flieken. — Trara	7
Hader: Italienische Landschaft	12	Schönleber: Pfingstsonntag	9
Heyse, Paul	8	Tips: Pan. — Die Herausforderung, Der Kampf, Der Sieg. — Vergessen, Er kommt	11
Houdon: Chr. W. Gluck	11	Unbekannter Meister: Kampf zwischen Panduren und bayrischen Soldaten	12
Zweinbilder: Axlalon auf dem Totenbette. — Die Mannen suchen Zwein. — Lunete berät Laudine. — Das Festmahl	7	Weyer: Pauli Bekehrung	12
Jacquet: Umgebung von Dordrecht	11	Wohlgemuth: An den Mauern von Jerusalem. — Bei Gethsemane. — Im Tal Josaphat. — Kidrontal mit Absaloms Grab	7
Kerfschneiter: Studie. — Ramel. — Ciesant. — Studie. — Löwin	9	Ziesenis: Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe	12
		— Maria Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe	12
		— Christoph Martin Reichsgraf von Degenfeld-Schonburg	12

Notenbeilagen

Baumert: Dämmerstunden: Altes Lied, Aus Jugendtagen	11	von Michelangelo, 2. Reihe: 4) Ach, laß dich allerorten von mir finden! 5) Von übermannend schwerer Last entbunden	7
Rnayer: Drei Lieder. 1. Der Adersmann. 2. Aus zwei Tälern. 3. Vaterunser	12	Vollmann: Zwei Stücke: 1. Der Ruck und der Wandersmann, 2. Der Schäfer	8
Siegel: „Herr Dandolo“, Liebeszene	10		
Scheel: Ahasver	9		
Schröder: Fünf Gefänge nach Gedichten			





Frühling



C. M. Rebel



1914

April 1914

Heft 7

Die Entdeckung der Erdseele

von Max Müller



Im Jahre 1840 entdeckte der Naturforscher Heinrich Schlegel, als Schmetterling seine Larve, eine kleine, runde, glatte Kugel, die er als 'Erdseele' bezeichnete. Diese Entdeckung war eine wichtige Entdeckung in der Welt der Naturgeschichte, denn sie zeigte, dass die Erde eine Seele hat, die in der Lage ist, sich zu bewegen und zu fühlen. Schlegel selbst fand er in einem kleinen, runden, glatten Gehäuse, das er als 'Erdseele' bezeichnete. Er fand es in einem kleinen, runden, glatten Gehäuse, das er als 'Erdseele' bezeichnete. Er fand es in einem kleinen, runden, glatten Gehäuse, das er als 'Erdseele' bezeichnete.

Die Entdeckung der Erdseele ist eine wichtige Entdeckung in der Welt der Naturgeschichte, denn sie zeigt, dass die Erde eine Seele hat, die in der Lage ist, sich zu bewegen und zu fühlen. Die Entdeckung der Erdseele ist eine wichtige Entdeckung in der Welt der Naturgeschichte, denn sie zeigt, dass die Erde eine Seele hat, die in der Lage ist, sich zu bewegen und zu fühlen.



Frühling



C. M. Rebel



XVI. Jahrg.

April 1914

Heft 7

Die Entdeckung der Erdseele Von Max Fischer

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Ehrenberg seine aufsehenerregenden Entdeckungen in der Welt des Kleinen, u. a. über die Infusorien, veröffentlicht hatte, da machte ein anderer Naturforscher eine nicht minder bedeutsame Entdeckung in der Welt des Großen. Auf einer Forschungsreise, so erzählt er selbst, fand er in einem klaren Wasser eine eigentümliche kugelige Masse in drehender Bewegung umher schwimmen. Die Kugel war grün gefärbt, nur an zwei einander gegenüberliegenden Stellen weiß. Er nimmt sie heraus und findet, daß sie sich hart anfühlt, im allgemeinen warm, nur an den weißen Stellen kalt. Er sieht an der Oberfläche ein eigentümliches Flimmern und erkennt unter der Lupe einen Besatz von grünen Fransen und Wimpern daran. Was kann es sein? Er meint, ein ungewöhnlich großes Infusorium entdeckt zu haben. Die Kugelgestalt, der harte Rieselpanzer, die drehende Bewegung, der Wimperbesatz, alles spricht dafür; nur die ungewöhnliche Größe und die eigentümliche Verteilung der Wärme dagegen. Nun wohl, sagt er, es ist ein neues Tier.

Bei weiterer Nachforschung erblickte er noch mehr solcher Tiere, die in derselben Flüssigkeit umherschwammen mit deutlichen Zeichen, daß sie ihr Dasein wechselseitig spürten. Einige pflanzten sich durch Teilung fort, ganz wie die Infusorien, die größten leuchteten, wie es manche Infusorien auch tun, die kleineren

schienen sich immer um die größeren zu sammeln. Bei genauerer Untersuchung zeigten sich dann freilich auch große Unterschiede von den Infusorien. Anstatt ungeordnet umherzuschwimmen, schienen sie geradezu einen Staat oder eine Familie zu bilden mit einer festen und doch frei befolgten Ordnung. Sie nahmen keine feste Nahrung zu sich, es war vielmehr, als ob die Großen die Kleinen mit ihrem Licht fütterten, und als ob die Kleinen sich nur deshalb drehten, um das Licht der Großen auch von allen Seiten recht genießen zu können.

Unser Naturforscher wendete stärkere und immer stärkere Vergrößerungen an, um in den neuen Tieren auch Zellen zu finden, aus denen doch zuletzt alle Lebewesen bestehen. Endlich bei der stärksten Vergrößerung entdeckte er statt der Zellen, wie sie andere Tiere haben, als Grundbestandteile des großen Tieres wieder Tiere selbst: Schafe, Pferde, Hunde, Menschen, dazu Bäume und Blumen; aber alle mit dem Ganzen so fest verwachsen, daß er nicht imstande war, eines davon mit der Pinzette loszulösen. Es waren wirkliche Teile des großen Tieres, die es auch ganz nach Willkür und mit der größten Freiheit bewegte. Plötzlich aber erblickte er zu seiner Bestürzung unter den kleinen Menschlein — sich selber, und er fühlte, wie das große Tier eben durch ihn sich selbst betrachtete. Vor Schrecken — erwachte der Gelehrte; denn es war natürlich alles nur ein Traum gewesen. Er sah sich aber auch noch im Wachen ganz ebenso an dem großen Tiere hängen, wie er es im Traum gesehen hatte. Oder war es nun kein Tier mehr, an dem er befestigt war?

* * *

Der Naturforscher unserer Geschichte ist G. Th. Fechner, der Begründer der experimentellen Psychologie. Es soll hier der Versuch gemacht werden, weitere Kreise zu interessieren für diejenigen von Fechners Schriften, welche sich mit der Erbseele beschäftigen, vor allem für sein Buch „Zwischenwelt oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“, dann die Schrift „Über die Seelenfrage“ (beide im Verlag von Leopold Voß in Hamburg), und das Buch „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig), endlich auch für das kleine „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ (L. Voß in Hamburg). Es sei ferner auf die in der Sammlung der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) erschienene kurze Zusammenfassung von Fechners Lehren verwiesen.

Die Sache, um die es sich hier handelt, ist trotz der schalkhaften Wendung unserer Erzählung sehr ernst und berührt die höchsten und tiefsten Fragen. Sie wird — das sehen wir voraus — auf den ersten Blick einem scharfen Widerspruch und bei gelehrten Leuten am Ende sogar einem mitleidigen Lächeln begegnen. Fechner behauptet nämlich allen Ernstes, die Erde habe eine Seele, ja sie sei ein höher befeeltes Wesen als wir Menschen selbst, und dieser Satz ist ihm Kern und Stern seiner von ihm als „Tagesansicht“ bezeichneten Weltanschauung.

Die Erde soll eine Seele haben! Was meint Fechner damit? Viele werden dabei gleich an die Unsterblichkeitslehre denken und sagen: Seele ist das unsterbliche Teil unser selbst! Denn hiermit wird in der Tat bei den meisten Menschen

im Kindesalter der Begriff Seele begründet. Gewöhnlich sind es religiöse, um nicht zu sagen, mythologische Erwägungen, mit denen ein Kind in dieses Gebiet eingeführt wird, vor allem Betrachtungen über das Sterben und das Fortleben nach dem Tode. Unter diesen Umständen ist der tatsächliche Inhalt des Begriffes Seele, den ein Kind aus der Schule mit ins Leben bringt und dann oft für sein ganzes Leben ohne Berichtigung beibehält, in den allermeisten Fällen widerspruchsvoll naiv und genauer betrachtet, ganz materialistisch unterbaut. Auch der moderne Mensch ist sich nicht jederzeit der körperlichen Natur von Luftgebilden wie Rauch und Odem bewußt; selbst Schatten und Lichtgestalten sind im Grunde nur sublimierte Körper.

Es ist nicht wohlgetan, die Seele des Menschen zuerst außer uns oder gar in einem unbekanntem Jenseits zu suchen, wo die diesseitige Seele in uns doch jederzeit zur Verfügung steht. Ich liege im Bette mit geschlossenen Augen bei nächtlicher Weile, und alles ist still um mich her; da zeigt sich mir das, was Seele ist, insonderheit hell und klar. Ich glaube zu sehen, zu hören — mit inneren Sinnesorganen, ich mache mir Gedanken, ich fühle Freude oder Leid, schmiede Pläne, fasse Vorfälle. Das sind bekannte Erscheinungen; auf diese braucht man nur zu zeigen, um auf das zu weisen, was Seele, Geist ist. Etwas Tatsächliches, Erfahrungsmäßiges läßt sich im Grunde nicht definieren, man zeigt es. Wie man auf etwas Leibliches zeigt mit einem nach außen gerichteten Finger, so können wir auf unsere Seele zeigen mit einem Finger, der nach innen gerichtet ist. So, und nur so weiß ich, was Seele, Geist ist; ich weiß es ohne Definition, durch die Erfahrung. So ist es auch gemeint mit der Behauptung von der Erdseele: die Erde habe ein innerliches Erleben, eine Erfahrungswelt für sich.

Seele erscheint immer nur sich selbst. Wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich Seele; ein anderer wird bei mir dafür immer nur Körper und körperliche Vorgänge finden. Man kann bekanntlich darüber streiten, ob das Körperliche Wirklichkeit sei oder nur ein Gebilde unserer Seele; aber über die Existenz unserer Seele ist nicht zu streiten; meine Seele ist das Sicherste, was es auf der Welt gibt.

Aber mit diesem sicheren Wissen hört auch die Sicherheit meines Wissens schon auf. Haben meine Eltern, meine Kinder eine Seele? Man meint, in diesen Fällen sei die Beseelung eben so selbstverständlich wie in unserm eigenen Falle. Sie ist es auch; aber sie ist nicht exakt zu beweisen, sie ist nur erweislich auf dem Wege des Analogieschlusses. Meine Eltern, meine Kinder sind mir ähnlich und äußern sich ähnlich; ich muß deshalb annehmen, daß sie auch beseelt sind. Aber wo ist der Grad der Ähnlichkeit mit mir, welcher zum Seelendasein erforderlich ist? Hat schon das neugeborene Kind eine Seele? Hat der Hund, der Fisch, die Biene, der Wurm, das Infusorium, die Pflanze eine Seele?

Bei der Beantwortung dieser Fragen sind wir letzten Endes immer nur auf die Erörterung körperlicher Ähnlichkeiten mit uns selbst angewiesen. Man wird nach der leiblichen Ähnlichkeit die Existenz der Tierseele noch zugeben, ja selbst die Möglichkeit einer Pflanzenseele noch einräumen; aber die Beseelung der Erde lehnt man ohne weiteres ab. Denn als Unterlage einer Seele scheint zum mindesten organische Substanz unerläßlich; mit dem Eiweiß des Protoplasmas

der Pflanzenseele zu machen, und war hierbei ausschließlich auf Vermutungen angewiesen nach lauter äußerlichen Anzeichen am Pflanzenleibe. Die Pflanze steht so ganz neben und unter uns, oder besser außer uns, daß wir kein Fünkchen von Seele unmittelbar in ihr gewahr werden können. Man kann über die Pflanzenseele philosophieren und phantasieren. Mit der Erbsseele sind wir viel besser daran. Da wir selbst der Erde angehören, so muß jeder seine eigene Seele als zur Erbsseele hinzugehörig ansehen und kann somit wirklich unmittelbar etwas von der Erbsseele wahrnehmen. Wie die Leiber der Pflanzen, Tiere und Menschen Teile, Organe der Erde sind, so gehören auch ihre Seelen zur Beseelung der Erde hinzu.

Freilich, damit allein, daß die Erde auf sich verständige Wesen trägt, wäre noch nicht sichergestellt, daß sie auch selbst Verstand hat oder gar verständiger ist, als jene für sich allein. Eine Versammlung von gescheiten Leuten ist oft nichts weniger als gescheit. Hiernach könnte die Erde als Ganzes sehr wohl weniger verständig sein, als alle Menschen und Tiere auf ihr, oder auch gar nichts wissen und empfinden. Gewiß wäre das so, wenn Menschen und Tiere auf der Erde ebenso äußerlich und zufällig zusammengewürfelt wären, wie in einer Versammlung die Menschen. Aber das ist nicht der Fall. Alle Lebewesen auf Erden sind in zweckmäßigem Zusammenhange aus der Erde hervorgewachsen und hängen noch eht zweckmäßig darin zusammen; sie stehen untereinander in einem organischen Verband, so wie die Glieder an unserm Leibe einen Verband, eine höhere Einheit bilden.

Betrachten wir unser Auge und Ohr; beide haben ihre Selbständigkeit, jedes hat sein Reich für sich. Das Auge sieht nicht die Töne, die das Ohr hört, und das Ohr hört nichts von den Farben, die das Auge sieht. Farben und Töne mischen sich so wenig wie Öl und Wasser. Ein Ton hat ein Verhältnis zum andern Ton, sie geben eine Konsonanz oder Dissonanz je nach ihrem Intervall. Auch die Farben haben ein Verhältnis zueinander in einem Kleide, auf einem Gemälde; die eine Zusammenstellung wirkt wohlthuend, die andere häßlich. Der Maler kann wohl fragen, ob zwei Farben zusammenpassen oder nicht, aber man kann nicht fragen: Paßt der Ton o zu der Farbe blau? So fremd und in sich abgeschlossen ist jedes der beiden Reiche für sich. — Und doch ist das ganze Reich der Töne und das ganze Reich der Farben verknüpft durch meinen Geist. Die Farbe weiß nichts vom Tone, der Ton nichts von der Farbe, aber ich weiß von Ton und Farbe zugleich und fühle und denke sie in Beziehungen, die nicht in das Ton- und Farbenreich fallen, die nur mir angehören. Gibt es wohl zwei Menschen, die so gar keine Brücke des Verständnisses zueinander hätten, wie die Gebiete der Farben und Töne? Und so mögen immerhin die Geister der Menschen, Tiere und Pflanzen noch so verschieden sein und sich voneinander individuell abschließen, das wird nicht hindern, daß es einen höheren Geist gibt, der um sie alle zugleich weiß und sie in Beziehungen fühlt und denkt, die über alle hinweggreifen und nur ihm selbst angehören. Wie unser Leib, d. h. die Seele unseres Leibes, um alles weiß, was seine Glieder wissen, und mehr als dies, so weiß die Erde um alles, was ihre Menschen, Tiere und Pflanzen wissen, und mehr, als alle einzelnen wissen können.

Von jeher hat man eine Verbindung der irdischen Geister zu einem größeren Geiste anerkannt und redet in diesem Sinne wohl von einem „Geiste der Menschheit“. Die scheinbare Zersplitterung der Menschen kann vor dem tieferdringenden Blick nicht bestehen. Es sind unzählige Bande vorhanden, die beweisen, daß die Menschheit ein geistig Verknüpftes ist. Man denke nur an den Staat mit seinen vielfältigen Beziehungen, an die Religionsgemeinschaften, an Wissenschaft, Kunst und Technik. Hergestellt wird der Zusammenhang in all diesen Fällen durch den Schall, die Schrift, durch Verkehrswege aller Art, d. h. durch lauter materielle Veranstaltungen. Da muß man doch fragen: Wie ist es nur möglich, daß durch leblose Dinge ein Verkehr von Geist zu Geist vermittelt wird? Müßte das Materielle den Verkehr der Geister nicht viel mehr unterbrechen, als ihn knüpfen? Und doch steht fest, daß es ihn knüpft. Es ist nicht zu verstehen, wenn wirklich alles außer Menschen und Tieren seelenlos wäre, wie man es sich zumelst denkt; aber es ist ganz selbstverständlich, wenn auch die materiellen Bindeglieder mit zu einem und demselben beseelten Wesen hinzugehören; denn dann sind sie auch Mitträger seines geistigen Lebens. Wie unsere Leiber durch den Körper der Erde, so werden auch unsere Geister durch das von der Erde getragene Geistige miteinander in Verbindung gesetzt. So ist es zu verstehen, daß Schallwellen und Lichtstrahlen, welche die scheinbar toten Medien der Luft und des Äthers durchfurchen, Gedanken und Gefühle von Menschen zu Menschen tragen, daß feste Straßen und Kanäle gebaut werden, um Geist zu Geist zu befördern, daß Schiffe über das Meer gehen und Boten, Briefe und Bücher in die Welt ausgesandt werden, um Gedanken in weite Fernen zu tragen und durch die Zeiten hindurch fortzuerhalten. Und in diesen Zusammenhang treten auch Häuser, Städte, Kirchen und Denkmäler mit hinein als Werkzeuge des Verkehrs und der Erinnerung, die über Raum und Zeit hinweg geistige Schätze vermitteln. So mögen sich auch beim menschlichen Körper während seiner Entwicklung allmählich die Werkzeuge seiner Erinnerungen und ihres innerlichen Verkehrs miteinander im Gehirn ausbilden.

Wir haben wohl schon einen Ameisenhaufen, einen Bienenstock betrachtet und uns gefragt: Was verbindet doch die unverständigen Ameisen und Bienen zu so zweckmäßigem Handeln? Wir haben von großen Raupenzügen und dem Heerwurm gelesen, wo immer ein Tier hinter dem andern herkriecht, und haben uns gefragt: Was treibt doch diese Tiere alle nach einer Richtung? Die Seelen der einzelnen Individuen erklären es nicht. Sieht nicht vielmehr das Ganze aus wie von einer einzigen Seele beherrscht? Wo sitzt aber diese Seele? Doch nicht im Ameisenhaufen, im Bienenstock? Wenn die Seele irgendwo sitzt, so kann sie nur sitzen in dem, worin dies alles kriecht und fliegt und wächst: Ameisen, Bienen, Blumen, Land, Ameisenhaufen und Bienenstöcke. Und das ist — unsere Erde. Da also wird das liegen, was alle jene Wesen teils miteinander, teils gegeneinander treibt. Man nennt es gewöhnlich unbewußten Trieb, was sie treibt. Das heißt doch, der Rutscher wäre weniger bewußt als Rutsche und Pferde.

Es ist nicht anders mit den Menschen, als mit Ameisen, Bienen, Raupen; auch sie werden getrieben nach Zielen, die kein einzelner gesetzt hat. Jeder arbeitet nach seiner Weise, nach seinen Kräften und seinem Wissen daran mit; aber

seine Kräfte und sein Wissen sind es nicht, die das Ziel stecken, das über allen schwebt, sondern sie tragen nur dazu bei, es zu erreichen. Selbst ein Napoleon mußte von sich bekennen: „Ich fühle mich nach einem Ziele hingetrieben, das ich nicht kenne. Wenn ich es erreicht haben werde, so wird schon ein kleiner Anstoß genügen, mich niederzuwerfen; aber bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich.“ Die ganze Menschheit ist eine Einheit — nicht durch sich selbst, sondern sie ist es durch die Vermittlung des ganzen Erdenreichs.

In der That ein erhabener Gedanke, dem wir hier gegenüberstehen, ein Gedanke, der viel umschließt und nicht ohne gewichtige Konsequenzen bleibt. Wenn einer auftritt und die Existenz der Tier- oder der Pflanzenseele verneint, so hat er damit ein leichtes Spiel; es kommt im Grunde nicht viel darauf an; man läßt sich das Gedankenspiel gern einmal gefallen. Mit der Erdseele ist es aber ein anderes. Wenn es eine Erdseele gibt, von der unsere eigene Seele nur ein Teil, ein Moment ist, wo bleiben wir dann selbst? Manche werden den Gedanken aus religiösen Rücksichten geradezu für frevelhaft halten. Wir hören schon das vernichtende Wort Pantheismus. Es ist schwer, gegen Worte zu kämpfen, schwerer noch, gegen Autoritäten. Fechner mutet uns hier einen Schritt zu, der nicht ganz unähnlich ist dem Übergang vom Ptolomäischen Weltssystem zum Kopernikanischen. Es ist wahr, die Ptolomäische Weltansicht liegt dem Menschen näher, wie es überhaupt jedem Wesen am nächsten liegt, sich selbst als Mittelpunkt des Ganzen zu fühlen. Es hat manches Jahrhundert und anfangs schwere Kämpfe gekostet, den Gedanken des Kopernikus zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Denn bei diesem Schritte schien sich alles umzukehren und der ganze alte Himmel kopfüber zu fallen. Und jetzt, nachdem der Schritt getan und der Mensch heimisch geworden ist auf dem neuen Standpunkte, liegt die ganze Welt klarer, schöner geordnet, vernünftiger und würdiger vor uns. Ähnlich wird es sein, wenn man sich erst einmal entschließt, den Seelenschwerpunkt des Jüdischen nicht mehr im Menschen, sondern in der Erde und den des Ganzen in Gott zu suchen.

* * *

Nach diesen Betrachtungen allgemeiner Natur ist der Wunsch berechtigt, nunmehr auch einen tieferen Einblick in das Leben und Arbeiten der Erdseele selbst zu tun. In dieser Hinsicht müssen wir uns bescheiden; die Erdseele in ihrer vollen Entfaltung steht uns nicht offen. Wir können davon nur ein Stück direkt aufweisen, unsere eigene Seele; dieser Teil muß für das Ganze eintreten.

Meine Seele ein Reich von Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen und Gedanken! Das Eigentümliche daran ist, daß nie Ruhe darin herrscht, sondern alles in beständiger Bewegung, in fortlaufendem Fluß ist, ein Drängen und Treiben, ein Rufen und Verdrängen, ein Sich-streiten und Sich-vertragen, kurz der lebendigste Verkehr, ein ununterbrochener Wechsel. Nur eines bleibt fest im Wechsel der Erscheinungen, nämlich ich selbst, der diese Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Gedanken hat, mein Bewußtsein. Gerade dadurch wird es erst möglich, daß sie sich drängen und treiben, rufen und verdrängen, sich streiten und vertragen, daß diese Wellen in einem gemeinsamen Flußbette ablaufen, in meinem Bewußtsein als einem Gefäß, das über sie alle hinweggreift, in meinem Ich als einem

Wesen noch über sie alle, das sie alle umfängt und auf sich selbst bezieht. Ohne mein übergreifendes Bewußtsein fänden sich die Wellen gar nicht, könnten sie nicht aufeinander einwirken.

Nun wohl. Wie es in dem Reiche geistiger Vorgänge hergeht, das wir in uns tragen, ganz so verhält es sich in dem größeren Reiche, welches uns in sich trägt. Auch die Geister der Menschheit treiben und drängen sich, locken und verdrängen sich, vertragen, streiten sich in der mannigfaltigsten Weise. Auch dieser Verkehr im großen geistigen Gebiete wird nicht wohl möglich sein ohne ein über alle Einzelbewegungen übergreifendes Bewußtsein, das für das kleine Gebiet unerlässlich schien. Das kleine Gebiet kann doch die Gesetze seines Verkehrs nur von dem größeren Gebiete haben, von dem es selbst ein Stück ist. Nichts ereignet sich mit meinen Vorstellungen und nichts zwischen ihnen, was ich als ein Wesen noch über allen einzelnen nicht selbst wüßte. So werden auch die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Menschenggeistern bestehen, einem höheren Geiste bewußt sein.

Nun können zwar in unserm menschlichen Bewußtsein zugleich und nacheinander viele Vorstellungen ablaufen, ohne daß sie einander beeinflussen und stören; in gewissen andern Fällen entstehen aber zwischen diesen Vorstellungen weitere oder engere Beziehungen. In einem Falle haben wir die Vorstellungen, in andern Falle treten die Vorstellungen miteinander in Verkehr. Wenn das Letztere in unserer Seele geschieht, so blickt in dem Einerlei des Vorstellungsverlaufes plötzlich etwas auf; es vollzieht sich ein Neues, das unser Ich mehr in Anspruch nimmt, als das bloße Haben und Ablaulassen. Hier haben wir es mit einer höheren Stufe unseres Geisteslebens zu tun. All unser Denken in Begriffen, Urteilen und Schlüssen, alles Schaffen und Sinnen des Menschen, alles Vorsorgen und Zielsehen ist von diesem besonderen Lichte erhellt. Jedesmal handelt es sich dabei um den Zusammenstoß von mehreren Vorstellungen, Gefühlen, wodurch sich unser Bewußtsein steigert und ein neues, höheres Seelengebilde zustande kommt.

So im kleinen Gebiete unserer Seele: Alles Verkehrten der Vorstellungen leuchtet auf von einem höheren Lichte. Und im großen Gebiete, das unsere Seelen in sich schleßt, sollte alles blind und finster bleiben? Die Analogie fordert es, daß im höheren Geiste beim Verkehr der Menschenggeistern miteinander auch neue Lichter aufflammen und neue höhere Gedankenformen sich aufbauen.

* * *

Es soll nun noch der Versuch gemacht werden, das Seelenleben des höheren Geistes an einem Beispiele zu erläutern. Wir wählen dazu das Gebiet der Sinnesempfindungen und der dadurch gewonnenen objektiven Erfahrung.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal den Vorgang, wie er sich in unserm Geiste bei einem Gesichtseindruck abspielt. Wir sehen eine Landschaft; aber was wir in Wirklichkeit erblicken, was ein kleines Kind sieht, ist nur eine Tafel mit bunten Farbflecken. Erst das, was wir aus dem Schatz unserer früheren Erfahrungen selbst hinzufügen, macht aus der marmorierten Farbetafel eine Landschaft mit Bäumen, Häusern, Flüssen, Menschen. Nun vermögen wir es

aber nicht, jenes von uns Hinzugefügte von der sinnlichen Unterlage reinlich zu trennen; wenigstens gelingt dies nur mittelst einer Reflexion, wie man sie nur selten anstellt. Tatsächlich stellt sich beides zusammen als reale Wirklichkeit uns gegenüber. So objektivieren wir in der Anschauung eines Menschen mit ihm gar vieles, was wir sinnlich an ihm nicht wahrnehmen können. Wenn wir eine Rede hören, so vernehmen wir rein sinnlich nichts, als den Schall der Worte; der ganze Sinn der Rede wird erst von uns selbst geistig angetnüpft. Trotzdem scheint es uns so, als ob die von außen kommende Rede ihren Sinn gleich mitbrächte; wir empfangen ihn als etwas, das von dem redenden Menschen in uns hineinkäme. Ja wir glauben in den körperlichen Bewegungen eines Menschen, mit dem wir uns unterhalten, in seinem Mienenspiel, seinen Augen, selbst seine Seele leidhaftig zu erblicken. So befehlen wir aus unserm Geiste heraus jedes sinnlich wahrnehmbare Ding mit einer Menge von Eigenschaften, die sinnlich gar nicht wahrnehmbar sind, und „begeistern“ es damit. Das Endergebnis bezeichnet man als objektive Erfahrung, so wenig objektiv es auch ist. Unsere körperlichen Sinnesorgane, so individuell ihr Bau und ihre Tätigkeit auch geartet sind, dürfen also durchaus nicht betrachtet werden, als ob sie auf sich allein gestellt wären und für sich allein wirkten; sondern sie können nur im Zusammenhang mit dem ganzen Leibe recht verstanden werden, besonders im Zusammenhang mit dem Gehirn; dort liegen gewissermaßen ihre Wurzeln, und diese Wurzeln gehören wesentlich zu ihnen hinzu.

Das Gesagte läßt sich nun auch übertragen auf den höheren Geist. Wenn man die Erde mit einem menschlichen Wesen vergleicht, so sind Menschen, Tiere und Pflanzen an ihr die Sinnesorgane. Wir leisten jeder einzelne der Erde das, was uns Auge oder Ohr leisten; wenigstens mag der Vergleich gelten. In Wahrheit ist es ungleich mehr, was die Erde durch uns empfängt; es ist eben nicht mehr bloß Sinnliches, was wir der Erde übermitteln, sondern es sind auch schon höhere geistige Gebilde, wie wir sie durch unsere geistige Arbeit schaffen. Aber im Grunde ist der Vorgang der gleiche wie bei unserer Sinnesempfindung; die Erde schöpft mittelst der Menschen wie mit ihren Sinnesorganen fortwährend ein in das allgemeine Gefäß ihres Geistes; das ist gewissermaßen ihre Sinnesempfindung. Aber damit ist der Vorgang noch nicht vollständig. Denn wie unser Auge nicht ohne seine Wurzeln verstanden werden kann, so sind wir Menschen trotz unserer Individualität nur im Zusammenhang mit der ganzen Erde zu nehmen. Wir sind sozusagen in die Erde eingewurzelt und greifen auf diese Weise in ihre höheren Beziehungen mit ein. Und so kommt es, daß aus ihrem höheren geistigen Leben schon etwas in uns Menschen hineinfließt und uns über die Rolle einfacher Sinnesorgane hinaushebt, uns begeistert.

Bedenken wir einerseits die breitere und höhere Unterlage für die Sinnesempfindungen der Erde, die durch Menschen, Tiere, Pflanzen beigetragen wird, andererseits ihre Begeisterung aus der höheren Quelle, so können wir etwas ahnen von der Größe und Erhabenheit dessen, was dem höheren Geiste sich als objektive Erfahrung darbietet. Wir meinen das Wort objektiv auch hier in dem Sinne, daß der höhere Geist das auf diesem Wege Empfangene annimmt als

etwas von außen Kommendes, außer ihm Vorhandenes. Es versteht sich ja von selbst, daß hiermit nur die unterste Stufe seines geistigen Lebens bezeichnet ist und gewissermaßen nur die Bausteine, aus denen sich sein Eigenleben aufbaut. Aber auch in uns steht der objektiven Erfahrung ein anderer Besitz gegenüber, bei dem wir nicht das Gefühl haben, daß es sich um etwas Außerliches, Fremdes handle, sondern der uns unmittelbar als uns selbst angehörig erscheint. Dieser Besitz fängt mit der Erinnerung an das objektiv Erfahrene an und setzt sich fort in die feineren und höheren Gebilde unserer Ideenwelt. Unstreitig werden auch dem höheren Geiste diese Formen einer höheren und innerlichen Geistigkeit nicht fehlen. Und wie sie in uns Menschen durch das Zusammenwirken der sinnlichen Anschauungen begründet werden, so werden sie sich im Geiste der Erde aufbauen als Niederschlag von dem Verkehr und von der Geschichte der irdischen Geschöpfe. Was wir hiervon hienieden erblicken, ist nur die äußerliche Seite von etwas Innerlichem, das sich uns auf unserm diesseitigen Standpunkte nicht enthüllen kann. Unser jetziges Leben ist nur die Grundlage eines künftigen Lebens, das nicht minder dem höheren Geiste angehört, als das jetzige. Davon sogleich noch einige Worte.

* * *

Auch zur Veranschaulichung des jenseitigen Lebens kann jenes Bild gute Dienste leisten, wonach wir am Leibe, Geiste der Erde daselbe sind, was unsere Sinnesorgane an unserm eigenen Leibe, Geiste. Denken wir noch einmal zurück an den Vorgang der sinnlichen Empfindung. — Ich bin ins Anschauen eines lieben Gesichtes vertieft, und nun mache ich die Augen zu. Mit einem Schlage ist das Bild, das eben noch meine ganze Seele erfüllte, dahin; das geistige Leben, das in diesem Bilde gipfelte, ist auf einmal aus, mit einem Ruck, wie abgeschnitten. Wenn sonst in meiner Seele eine Vorstellung verschwindet, so geschieht es allmählich; die eine Vorstellung geht erst, wenn eine andere kommt. Unmerklich geht eine in die andere über; eine spinnt sich fort in die andere an demselben Faden. Aber hier reißt der geistige Faden mit einemmal kurz ab. Ganz so ist es auch mit dem Tode; er schneidet den Lebensfaden kurz ab. Das Auge bricht, und aus ist das Leben.

So scheint es wenigstens; so sehen es viele an. Aber es ist in Wahrheit nicht aus mit dem erschauten Bilde beim Zumachen der Augen. Hinter dem Leben des ersten Bildes bricht ein zweites hervor, ein leidloseres, geistigeres Bild. Wenn ich das Auge zumache und das sinnliche Bild damit erlischt, so erwacht statt seiner ein neues Bild, das Bild der Erinnerung, ein Bild, das im einzelnen zwar weniger hell ist, im ganzen aber lebendiger, schrankenloser, freier.

Wie dies geschieht mit dem Bilde in mir, so geschieht es mit mir in einem höheren Geiste. Wenn ich das Auge im Tode schließe und damit ein Schleier gezogen wird vor das Anschauungsleben, das der höhere Geist durch mich bisher empfing, so wird statt seiner ein Erinnerungsleben im höheren Geist erwachen, — im einzelnen zwar weniger hell, im ganzen aber lebendiger, schrankenloser, freier. Das ist eine greifbare Form, in der man sich unser jenseitiges Leben vorstellen kann. Man stoße sich nicht an dem Vergleich. Erinnerungen könnten als Bild für die Seelen der Abgeschiedenen leicht allzu blaß und schattenhaft erscheinen. Aber daß sie minder farbenprächtigt sind, als die sinnlichen Anschauungen, das

liegt doch nur an ihrer höheren, geistigeren Natur. Und auch das darf nicht vergessen werden, daß wir Menschen schon im Anschauungsleben des höheren Geistes mehr sind, als unsere Anschauungen in uns. Freilich, unsere Erinnerungen sind immer nur unselbständige Wesen, die um sich selbst nicht wissen. Daselbe gilt darum nicht auch von uns im Jenseits, den Erinnerungen des höheren Geistes. Denn da wir schon hier selbständig sind und um uns selbst wissen, so wird auch unser Erinnerungsdasein ein selbständiges und bewußtes sein.

Wie aber in uns die Erinnerungsbilder nicht einfach als totes Material aufgespeichert werden, sondern in lebendigen Verkehr treten mit allem, was als Anschauungen durch die Sinne je in uns eingegangen ist, so werden auch im höheren Geiste die Erinnerungen in Verkehr treten mit den Erinnerungstreifen, die der höhere Geist durch den Tod anderer Menschen gewonnen hat. Mein enger Geist ist freilich nicht imstande, viele Erinnerungen auf einmal zugleich im Bewußtsein unterschieden zu tragen; bei mir tauchen die Erinnerungen immer nur nacheinander auf. Nicht so im höheren Geiste, der tausend verschiedene Anschauungs- und Erinnerungsgebiete miteinander zugleich fassen kann. Du hast überhaupt bloß zwei Augen zu schließen, und sind sie zu, so ist alles für deine Anschauung aus, bis du sie wieder öffnest. Damit hilfst du dir, wenn du neue Anschauungen gewinnen willst. Der höhere Geist hat aber die Augen aller Menschen; er behält noch tausend offen, wenn er tausend schließt, und anstatt die im Tode geschlossenen Augen je wieder zu öffnen, schlägt er tausend neue dafür auf an andern Orten. So hilft er sich, und er gewinnt dadurch in viel höherem Sinne als du neue Anschauungen, während er zugleich die Erinnerungen der früheren Anschauungen verarbeitet im Verkehr der jenseitigen Geister.

„Jedes neue Menschen-Augenpaar ist ihm ein neues Paar von Eimern, womit er wieder Besonderes schöpft in besonderer Weise. Du bist selbst bloß Träger eines solchen Eimerpaares in seinen Diensten. Hast du genug geschöpft für ihn, so heißt er es dich heimtragen, tut den Deckel außen auf die Eimer, daß nichts verschüttet wird, und öffnet sie im Innern seines Hauses. Aber damit entläßt er dich nicht aus seinen Diensten. Der du es heimgetragen hast, mußt nun dessen auch drinnen walten; draußen braucht er dich nicht mehr. Da stehen in dem Hause Gottes viele Arbeiter, die wie du das Ihrige ihm heimgetragen haben, und arbeiten sich gegenseitig alle in die Hände, erst jetzt recht wissend, was es gilt.“

Fürwahr, hier scheint ein Fenster geöffnet, durch das man einen Blick tut in ein Reich, das uns sonst verschlossen ist, ein Reich, das die Alten wohl ins Dunkel unter der Erde versetzten und das der Christenglaube gern über dem Sternenzelt im Himmel sucht.

* * *

Es fehlt noch viel zum fertigen Bilde; man wird es an der Quelle selbst vervollständigen müssen. Fechner bleibt bei der Erbsiele nicht stehen; sein Kurs führt geradenwegs vom höheren Geiste zu Gott, dem höchsten Geist, in dessen übergreifendem Bewußtsein sich zuletzt alles einheitlich verknüpft, was von niederen und höheren Wesen in seiner ganzen Welt empfunden, gefühlt, gedacht, gewollt wird. „In ihm leben, weben und sind wir.“ (Apostelgeschichte 17, 28.)





Aus Saulers Sagen

Novelle von Friedrich Lienhard

(Schluß)

Lie Juden sind draußen“, meldete der Diener.

„Sie sollen warten, bis auch die zwei Stettmeister dabei sind“, versetzte der Ammeister. Er hatte mit den beiden Vorstehern der israelitischen Gemeinde eine Aussprache verabredet. Doch fehlten noch die Zeugen. Und so fuhr er fort, dem Schreiber zu diktieren.

„Herr Runo von Winterthur kommt eben die Treppe herauf“, lautete des Dieners weitere Meldung.

„Und Soße Sturm?“

„Kommt um die Ecke, aber mit etlichen Zunftmeistern und Ratsherren.“

„Was?“ fragte der Ammeister gedehnt, sprang auf, schaute durchs Fenster und rief dem eintretenden Stettmeister von Winterthur zu: „Aber was sind denn das für Sachen? Hab' ich denn an Euch und Sturm nicht genug Zeugen für die Unterredung, um die mich die Judenvorsteher gebeten haben?“

„Auch der Bischof kommt mit dem Dombachanten Johann von Lichtenberg und einigen vom Adel“, versetzte der Stettmeister trocken.

„Hol's der und jener!“ wetterte Swarber. „Das ist ja Verschwörung! Damit sagt man ja deutlich, daß man uns drei Meistern mißtraut!“

Zwei weißbärtige Juden glitten in die Stube. Sie hielten ihren Raftan mit einer gewissen Würde und verbeugten sich tief. Aber in ihren Mienen war schlecht verhehlte Angst; sie spähten besorgt nach der Türe zurück, durch die jetzt die schwer schnaufenden, breitbärtigen Herren vom Rat und den Zünften eintraten.

„Wer hat denn Euch hierhergerufen, Johannes Betschold?“ rief der Ammeister mit donnernder Stimme.

„Sorge um die Stadt, Herr Ammeister!“ erwiderte der vierschrötige Zunftmeister der Mehger.

„Ist dazu nicht die Pfalz erbaut?“

„Daselbe wollten wir Euch fragen!“

„Ich bin hier in meinem Hause, Betschold, und Ihr steht auf meinem Grund und Boden! Daß Ihr Euch nicht unterfangt, hier mit mir zu hadern, wie Ihr's manchmal im Rathhaus wagt! Sonst sind wir von vornherein miteinander fertig.“

„Pax huic Domui!“ rief der stattliche Bischof Berthold von Buchegg, dem der Panzer fast noch besser stand als das violette Gewand. „Friede, ihr Herren! Wir sind, als es rufbar wurde, die Juden würden mit Euch unterhandeln, in friedlicher Absicht gekommen. In solcher gespannten Zeit halten wir es für unzulässig, daß privatim und ohne den Rat nebst Landesherren —“

„Aber das sollte ja nur eine Vorbesprechung sein, Herr Bischof!“ rief Swarber. „Ich muß doch wissen, was die Juden bieten wollen, ehe ich vor den Rat trete. Genügt es nicht, wenn ich die beiden Stettmeister hinzu bitte?“

„Ihr wisset seit unsrer Tagung in Bensfeld, wie wir über die Sache denken!“ beharrte der Bischof. Und die Mehrzahl der Männer stimmte in dumpfem Gemurmel bei.

Die große und niedere Bürgerstube hatte sich mit mehr als einem Duzend Herren gefüllt. Es lag Erregung in der Luft. Der Bischof und einige andre nahmen Platz; die meisten blieben stehen oder sprangen immer wieder von ihren Stühlen auf. In schonungsloser Aussprache verhandelte man über die Straßburger Judenschaft. Und die Vorsteher der israelitischen Gemeinde, patriarchalische Greise, standen zitternd vor Grimm und Angst dabei und drückten sich in die Fensternische, so daß ihre fahlen Schatten über die bewegte Gruppe fielen.

Berthold Swarber vertrat starr und zäh den Standpunkt des Rechtes.

„Daß Ihr, Herr Bischof, Eure Rufacher Juden vertilgt habt, ist Euer Recht. Gut, aber hier in Straßburg haben wir ihnen unter Brief und Siegel bestimmten Schutz versprochen. Dort liegt die deutliche Urkunde — steht auch Euer Name drunter, Betschold, und Eurer, Herr Klaus Born der Lappe, und sämtliche Zunftmeister. Und sind die Juden mit Namen genannt, obenan die hier anwesenden Jeddlin und Mainrekint! Jetzt, ihr Herren, was hat sich seitdem ereignet, daß ihr ihnen Gewalt antun wollt?“

„Habt Ihr nicht selber auf die Juden Verdacht, daß sie die Brunnen vergiften und Seuchen ins Land schleppen?“

„Wenn das einzelne tun, so soll man sie däumeln und brennen! Aber die andren — wie so sollt' ich auf alle Juden Verdacht haben?“

„Habt Ihr nicht anordnen lassen, daß man die Brunnen zugedeckt halte und die Eimer verschließe?“

„Das geschah zur Beruhigung der Bürgerschaft!“

Jetzt rief ein Rechtsanwalt vom Ofen her: „Haben nicht die sechs gefänglich eingezogenen Juden gestanden?“

„Und sind getötet worden nach Rechtes Brauch! Weist nach, daß sonst noch Verbrecher unter ihnen sind — und ihr sollt sie haben!“

„Wenn es zu spät ist! Die ganze Welt ist voll von den Greueln dieser Feinde der Kirche!“ rief Betschold und schaute den Bischof an. „In Schlettstadt, Kolmar, Mülhausen, Basel hat man sie verbrannt; in Worms und Speier und Ofenburg haben sie sich selber in ein Haus gesperrt und lebendigen Leibes den Flammen übergeben. Und so dampfen die Scheiterhaufen allerorten. Und ist kund und am Tage, daß von Spanien aus eine Verschwörung unter der Judenheit besteht, alle Christen durch Gift und Seuchen ums Leben zu bringen. Das haben Hunderte

eingestanden, sobald man sie däumelte und unter die Folter spannte. Nur hier in Strassburg will die Karre nicht ins Laufen kommen. Und das hat seine Ursachen! Das liegt an gewissen Männern!“

„Was für Ursache haben die gewissen Männer, auf euren Mordplan nicht einzugehen?“ rief der Ammeister drohend.

„Das werden sie selber am besten wissen!“

„Wollt Ihr mit, Betschold, hier in meinem Hause wiederholen, ich sei für mein Verhalten von den Juden bestochen oder bezahlt?!“

„Das hab' ich nicht gesagt — aber geht nur hinaus auf die Gassen, Herr Swarber, Ihr könnt's an allen Ecken hören!“

Der Ammeister schlug dröhnend auf den Tisch und sprang auf.

„Also Ihr sagt es dennoch?! Ihr sagt es auf Umwegen?!“

„Das hab' ich nicht nötig! Aber ich sage, daß Ihr selbtherrlich die Stadt regiert! Das sag' ich!“

„Betschold, wenn Ihr mich hier in meinem Hause der Bestechung zeihet, kommt Ihr nimmer lebendig über die Schwelle!“

Ritter Swarber, glühend vor Zorn, hatte das Schwert von der Wand gerissen; die Nebenstehenden fielen ihm in den Arm; es entstand ein wildes Gewoge von starken und dröhnenden Männerstimmen.

„Betschold geht hinaus!“ schäumte der zornmütige Hausherr. „Der Metzger geht sofort hinaus und betritt mein Haus nicht wieder. Mit euch andren verhandl' ich weiter, aber nicht mit dem Verleumder! Hinaus, Verleumder!“

Sie redeten dem bedrohten Zunftmeister zum Frieden; er löste sich aus dem Stimmengetöse und ging mit geschüttelter Faust davon. Ein Ausgleich zwischen ihm und dem Ammeister war unmöglich.

Dann beruhigte sich nach und nach die Verhandlung. Die ganze Sache ward kräftig durchgesprochen. Urkunden wurden auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft; vieles, sehr vieles schien wider die Juden zu sprechen; immer näher drohte die grauenhafte Pest aus dem Süden heran, schlimmer als je eine andre Seuche. Sollte man die Stadt nicht beizeiten durch Tötung dieser Vergifter schützen?

Die weißbärtigen Juden Mainrelint und Jedlin standen inzwischen dabei, zitterten und zuckten, und sie erlagen fast unter der Last der Beschuldigungen und Drohungen. Man war gewohnt, die Juden, diese Kammernknechte des Reiches, als eine verpfändbare Sache zu behandeln; das Menschliche sprach nicht mit. Da aber der Landgraf des unteren Elsasses eine jährliche Abgabe von ihnen bezog; da ebenso der Bischof und die kaiserliche Rentkammer Ansprüche an ihre Steuern hatten, so lag die Sache juristisch nicht so einfach. Dafür lockte Gewinn, wenn man ihr Hab und Gut einzog, die Schuldscheine tilgte und aus dieser Vermögensmasse der Verbrannten bequeme Entschädigung zahlte. Der Kaiser hatte den Schlettstädtern die Judenverbrennung verziehen und auch sonst ein Auge zugeedrückt; er wird sich auch hier gern mit gutem Silber beruhigen lassen.

Jedlin, der in seiner Aufgeregtheit oft dazwischenrief, wurde nun aufgefordert, sich und die Seinigen zu verteidigen. Er schoß wie ein Panther aus seiner Nische heraus, und die Worte des dünnen, lebergelben Alten überfüzten sich. Eine

fremdartige Wildheit wechselte mit Unterwürfigkeit; die Augen loderten, Geifer flog um den Prophetenbart; die mageren Arme und Hände vollführten ein spaßhaft Spiel zu der zeternden Stimme. Es war kein Überzeugen, es war der Versuch einer Ueberumpelung und Betäubung. Die hastigen Worte des Israeliten flogen wie orientalische Pfeile in die Reulen der schweren Alemannen; und waren diese Ratsherren mit Bären zu vergleichen, so glich er einer geduckten Rahe. Es sah aus, als wollte er jeden Augenblick irgendeinem Anwesenden einen Dolch ins Herz stoßen. Aber sie wußten genau, daß er keinen Dolch hatte, daß dies alles nur Gebärde war, daß dieses verzerrte, in aller Aufregung dennoch lauernde Gesicht aus scheinbar tödlichstem Grimm sogleich wieder in süßlich bittelnendes Lächeln überzugehen bereit war. Und als sich endlich der würdige alte Mann in hündischer Demütigung zu Boden warf und in seinem näselnden Deutsch winselnd um Schonung und Gnade bat, hatte er die Schlacht verloren. Angewidert wandten sich die feisten und festen Bürger von diesem Gebaren ab. Sie ließen ihn liegen und sprachen weiter, als ob er gar nicht vorhanden wäre.

Nach einer Weile sprach Mainrekint. Dessen Worte flossen ruhig und schwermütig; er schien in erhabener Wehmut mit dem Leben abgeschlossen zu haben, das doch für ihn und seinesgleichen nur aus Orangel bestand. Ohne Pose bat er um sachliches Gericht. Doch er spielte zuletzt einen Trumpf aus, der dem Ammeister schadete und der jüdischen Sache nicht nützte.

„Es ist unsten Leuten erlaubt,“ sprach er, „pro Pfund und Woche zwei Pfennig Zins zu nehmen. Au, ich halte streng darauf, daß nicht gewuchert werde. Und Eurem künftigen Schwiegersohn, Herr Ammeister, hab' ich überlassen zu einem Pfennig Zinsfuß hohe Summen —“

„Was soll das heißen?!“ rief Swarber heftig. „Wer spricht von meinem künftigen Schwiegersohn? Da seid Ihr einem Schwindler in die Hände gefallen, der meinen Namen mißbraucht!“

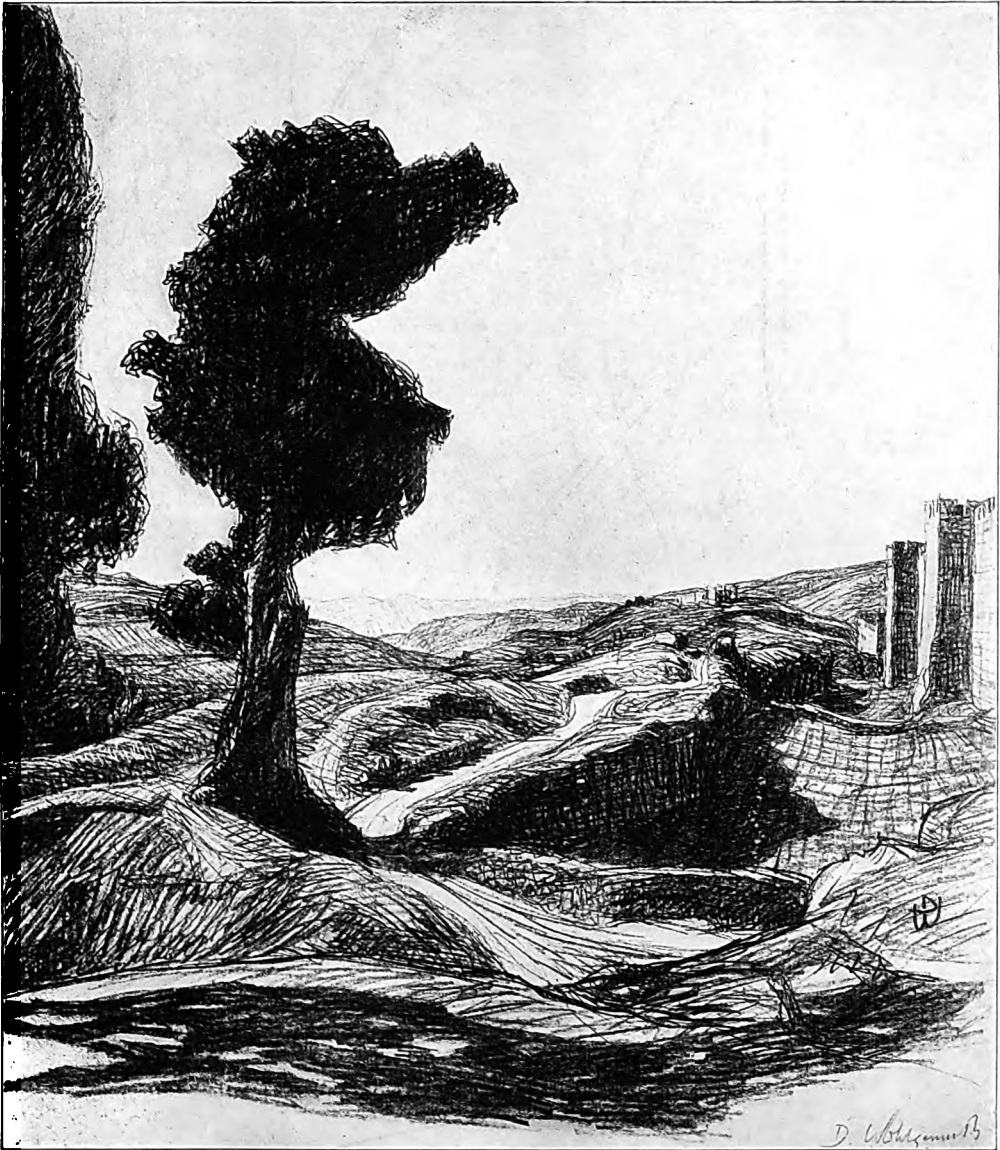
Es entstand ein Gemurmel, ein Fragen, ein Röcheln. Der Jude war verbucht. „Könnt' ich doch einen guten Namen nennen!“ sprach er.

„Geht mich nichts an!“ rief der Ammeister barsch. „Weiter!“

Mainrekint sprach weiter, aber nur mehr mit halbem Gehör. Es war doch zu bemerkenswert, daß des Ammeisters zukünftiger Schwiegersohn zu billigem Zinsfuß Schulden machte bei Juden! Berthold Swarber knirschte in sich hinein. Es war ein Tag des Unheils.

Als der Jude mit der Versicherung schloß, sie seien die höchsten Summen zu zahlen bereit, erwiderte ihm der Bischof kurz und kräftig, es gebe bessere Art, seine gute Gesinnung zu beweisen. „Laßt euch taufen! Schafft den Greuel des Unglaubens aus der Christenheit fort! Wir haben in unzähligen Kreuzzügen gekämpft für den Heiland — und ihr habt den Heiland getötet! Mainrekint, das wird sich nie vertragen!“

„Wir stülpen den Helm auf“, tobte ein Gerber von Bertholds Anhängern, „und eilen bei jedem Geschöll bewaffnet auf unsre Lärmpläze unter die Junstfahne. Wir bluten in den Kämpfen für die Sicherheit der Stadt — und ihr? Ihr habt inzwischen Zeit, zu wuchern und Geschäfte zu treiben. So könnt ihr uns aller-



An den Mauern von Jerusalem



Daniel Wohlgemuth

dings überflügeln und euch Vermögen türmen! Und wenn Kaiser und Papst Händel haben, wenn wir andre Partei ergreifen und um unserer Überzeugung willen leiden — so zuckt ihr über alle zwei die Achseln und scharrt euch Geld zusammen! Wir schlagen uns die Köpfe blutig, und ihr steckt den Profit ein! So tanzt ihr Schmarozer noch heut' ums goldene Kalb, das euer Gott ist, wie zu den Zeiten des Propheten Mose. Es ist wahrlich Zeit, daß euch einmal zur Ader gelassen werde!“

Grimm schlug aus des Serbers Stimme; er fuhr sich mit rauher Faust über die vernarrte Stirn und den Stoppelbart. Es war heiß geworden im Saal; einige küsteten ihr Wams; der Bischof erhob sich.

„Ihr Meister und Herren,“ sprach er, „das geht schon über eine Vorbefprechung hinaus, das gehört vor den Magistrat. Hier wollten wir nur durch unser Erscheinen bezeugen, daß wir auf dem Boden der Tagung von Bensfeld stehen, wo man die Abschaffung der Juden beschlossen hat. Und dann, auch ein wenig protestieren wollten wir gegen die eingerissene Gepflogenheit der drei Meister, außerhalb des Rates privatim und unöfentlich mit den Parteien zu verhandeln. Das soll weiter kein Mißtrauen sein, ihr Herren — aber ich kann es auch nicht als klug loben, Bertold Swarber, daß Ihr die Juden in Euer Haus gelassen, wo Ihr doch schon wißt, was man Euch nachredet!“

Und der Bischof ging. Und es gingen mit ihm die Herren und die Bürger, grüßten alle kühl und sahen sich nicht mehr nach dem Ammeister um. Und es schlichen zuletzt auch die zwei Vorsteher der Juden hinweg, gingen gebückt an den Wänden entlang und brachten den Ihrigen die trostlose Nachricht von ihrer verlorenen Sache.

* * *

Sankt Klaus in undis — das heißt in den Wogen — war der Name eines stillen Frauentlosters, das vor den Toren der Stadt Straßburg lag. Man kam in jenes Haus der Dominikanerinnen durch das Fischertor; und bei Hochwasser, wenn das breite, sumpfige Rheingelände eine Wasserwildnis war, ragten solche einzelne Gebäude vor den Festungsmauern wie umspülte Inselchen heraus.

Der Dominikaner Johannes Tauler liebte dieses stille Kloster und predigte dort oft. Denn er hatte dort eine leibliche Schwester wohnen, die das Ordenskleid der Dominikanerinnen trug. Bei ihr ließ er sich zwölf Jahre später in seiner letzten Krankheit pflegen. Den Dominikanern war Predigt und Seelsorge in den Frauenklöstern anvertraut; und es war damals viel Herzens- und Geistesbildung unter diesen vornehmen Frauen zu finden; der Prediger freute sich, wenn er so viel kluge, klare und stille Gesichter, von der Nonnenhaube umrahmt, andächtig und aufmerksam vor sich leuchten sah.

Als Tauler an jenem Sonntag gegen Abend zu den frommen Frauen gesprochen hatte, trat die Schwester zu ihm heran und sagte:

„Weißt du auch, Bruder, wer dort hinten in der Ecke sitzt? Mein Patentind Regina Swarber ist ihrem Vater entlaufen und in unser Haus geflüchtet. Gestern abend ist sie mit ihrem Bündelchen hier angekommen.“

Bruder Tauler erschrak heftig. Aber es war nicht die Art dieses immer hellen, spannkraftigen und lebenswürdigen Geistes, durch die Dinge der Welt sich verwirren zu lassen. Mit seinen fünfzig Jahren schien der mittelgroße, wohlgebaute

Mann eher jugendlich als alt zu sein; der rundliche Kopf mit der weiten Consur und dem bartlosen Gesicht wuchs auf länglichem nacktem Hals wie eine Blumenkrone aus der Kapuze empor. Das weiße Gewand mit dem schwarzen Übermantel paßte zu der lichten Gesinnung, die in diesem seelenvollen Mönche Herberge hatte.

„Ihrem strengen Vater entlaufen? Das gleicht wieder einmal meinem heißherzigen Beichtkind Reginchén! Ich höre, daß er in schwere Bedrängnis geraten ist wegen seiner selbstherrlichen Stadtverwaltung; und da mag sich seine üble Laune wohl an seiner Familie entladen haben. Den wird das Schicksal noch erziehen müssen, bis er auf den stillen Grund einzutauchen fähig und willens ist.“

Des Mönches feste und weiche Sandalen traten vor des Ammeisters Tochter. Und ihm tat das Herz weh, als er das schneeweiße Gesichtchen des verfürten Mädchens schaute.

„Wie siehst du denn aus, meine gute Regine, meine herzliche Tochter?“

Beim Klang dieser milden Stimme brach Reginas Startheit zusammen. Sie war mit Tauler und dessen Schwester allein und brauchte sich keinen Zwang aufzulegen. In all diesen Tagen hatte sie nicht die leiseste Träne vergossen; denn ihre Natur neigte eher zu Born als zu Weichheit. Aber jetzt stürzte das Mädchen zu Taulers Füßen, ergriff seine Hand und brach in einen Strom von stürmischen Tränen aus. Ihr Körper bebte, unverständliche Laute und Worte quollen stoßweise mit den Tränen empor, wie ans Ufer geworfen vom Sturm der Seele, es war ein Aufschluchzen des ganzen süßen unschuldigen Körpers — so wie ein Kind aufweint, dem man über Begreifen weh getan hat, und dessen Herz doch ganz voll von heißer Liebe ist.

Tauler setzte sich vor sie hin und sprach zu ihr wie zu einem Kinde.

„Aber was haben sie denn unserer guten kleinen Regina getan? Sei ganz ruhig, mein Liebling! Sieh, Reginchén, dazu bin ich ja da, daß wir das alles in Ruhe miteinander besprechen und in Ordnung bringen. Nicht wahr, Reginchén?“

So und ähnlich sprach er zu ihr; wobei es nicht auf den Inhalt, sondern auf den ruhigen und beruhigenden Tonfall ankam. Und wie ein Kind antwortete sie denn auch: „Ja“; immerzu schluchzend, doch leiser und ruhiger: „Ja“. Und ließ ihre Tränen milder fließen und trocknete mit dem Tüchlein Gesicht und Augen.

Und dann begann sie zu erzählen, erst noch ruckweise, dann nach und nach in deutlichem Zusammenhang. Ihre erste große Liebe, ihren ersten großen Schmerz; und den größeren Schmerz, daß sie des Vaters Achtung verloren habe, denn er sei in den letzten Tagen von einer unerträglichen Rauheit und Mißachtung. Er verachte sie offenbar, weil sie sich weggeworfen an den Junker; und das sei nicht mehr auszuhalten gewesen, zumal auch die Mutter nimmer mit ihr rede; sie wolle dem Vater nie mehr unter die Augen treten; sie begehre, hier im Kloster zu bleiben und Nonne zu werden.

„Und dieses fromme Leben willst du mit einem Angehorfam gegen deinen lieblichen Vater beginnen? Und du glaubst, daß hierauf Segen ruhen werde?“

„Ich weiß, daß es unrecht ist, herzliebter Herr. Aber darum habe ich Euch nun alles gesagt, damit Ihr hingehet zu meinem Vater und es ihm kundgebt. Und

sollt ihm sagen, daß ich ihn von ganzem Herzen liebhab wie sonst keinen Menschen auf der Welt — keinen Menschen sonst, das müßt Ihr recht deutlich sagen! Aber daß ich ihm besser dienen will, indem ich ihm aus den Augen gehe und hier im Kloster für ihn bete. Die Mutter ist leichter zu trösten, die trägt alles besser. Aber auch ihr sollt Ihr einen Gruß sagen — und daß sie den Vater treulich pflegen soll!“

So sprach das verängstete Kind. Und Vater Tauler redete herzlich und lange mit ihr. Doch es war für heute nicht zu erreichen, daß sie ins Vaterhaus heimkehrte; ihr Gemüt mußte sich erst befänstigen. Und so beschloß er, den Angehörigen noch heute abend ein beruhigend Wort hinüberzusenden und die Sache am nächsten Tage weiter zu fördern.

* * *

Der andre Tag aber, ein Montag war's, der neunte Hornung, brachte so rauhe Ereignisse, daß auch Reginens persönliches Herzeleid eine ungeahnte Wendung nahm.

Die Angelegenheiten des Ammeisters Berthold Swarber standen bitterböse. Das Volk haßte den herrischen Mann; er war zu mächtig geworden. Und so mußte mit Sicherheit die Stunde kommen, wo er fiel; und sein Fall mußte die zweitausend Juden nachreißen, die im Straßburger Judenviertel zusammengelauert saßen, und die er bisher mit seinen breiten Schultern gedeckt hatte.

Das alles vollzog sich Schlag auf Schlag. Innerhalb einer einzigen Woche stand des Ammeisters Haus leer, und die Judenheit war in Feuer aufgegangen.

An jenem Montag trat schon in der Frühe der verspielte und verbuhlte Junker Ulrich in Swarbers Haus, traf jedoch nur den Hausherrn selber.

„Ei, Herr Ammeister, was hör' ich denn? Jungfer Reginchen ist Euch entlaufen?“

„Und was für Suppen brockt denn Ihr mir ein, Junker?!“ schrie ihn der Ammeister an. „Ihr macht Schulden auf meinen Namen? Ihr bezeichnet Euch bei den Juden als meinen künftigen Schwiegersohn?!“

Ein Wort gab das andre; sie gerieten hitzig aneinander. Swarber erwähnte seine Tochter mit keiner Silbe, obschon er durch Tauler deren Aufenthalt kannte; aber er gab ihr Genugthuung. Ja, er konnte sich's nicht versagen, dem leichtfertigen Junker den falschen Bart nachzuwerfen: „Da, vergeßt Eure Mummerei nicht, wenn Ihr zu Eurer Meße geht!“

Junker Ulrich war nicht der Mann, Beleidigungen in die Tasche zu stecken. Er traf unterwegs einige angetrunkene Meßger, die auf den Ammeister schimpften.

Bornmütig stimmte er den Bürgern bei und heßte vollends.

„Wißt ihr was? Wollt ihr euch um die Stadt verdient machen? Zieht vor des Ammeisters Hof, ruft ihn heraus und stellt ihn zur Rede! Fragt ihn, wo er das Geld verborgen hat, das er von den Juden bekommt! Da habt ihr das ganze Volk hinter euch!“

Das ließen sich die Meßger gesagt sein, machten sich auf und zogen in des Ammeisters Hof, riefen laut und verübten spitze Reden und Zurufe, man wisse wohl, daß er von den Juden bestochen sei — bis es dem Ammeister zu bunt wurde. Er rief seine Diener zusammen und befahl, die Schreier festzunehmen. Da ent-

stand ein Handgemenge, andre gesellten sich hinzu, die Sache wuchs zu einer Prügelei aus. Und außer einem einzigen entwichen alle. Diese Entwichenen liefen durch die Stadt, schrien „Zu den Waffen!“ und zogen die Lärmglocke — und in einem Nu war die Stadt in Aufruhr. Die Zünfte rückten bewaffnet auf den Münsterplatz. Und es war plötzlich ein allgemeiner Aufstand gegen des Ammeisters Regiment.

Jetzt machten sich auch die beiden Stettmeister auf, um die Leute zu beschwichtigen; es zogen die Abligen mit ihren Vasallen bewaffnet auf den Sammelplatz; das gemeine Volk wimmelte aus allen Gassen heraus. Und es wäre vielleicht hier schon den Juden an den Hals gegangen; allein der Magistrat hatte tags zuvor ihre Gassen verrammeln und bewachen lassen, um Unfug zu verhüten.

Spät kam auch der Ammeister selber unter die Menge, vollständig bewaffnet außer dem Helm. Die Münster-Fassade leuchtete auf den belebten Platz; die große Rose war damals schon vollendet; doch noch zackte sich kein Turm in die Höhe. Die Maurer kletterten von dem unfertigen stumpfen Bau herunter und mischten sich unter das Menschengewimmel. Es war wie am Schwörtag, wenn die Zünfte den Eid zu leisten pflegten. Nur daß heute keine Tribüne errichtet war; vielmehr gingen die Meister der Stadt von Gruppe zu Gruppe und sprachen besonnen auf die aufrührerischen Handwerker ein. Und schon hatte ihr geschickter Zuspruch so weit gesiegt, daß die meisten Zunftfähnchen sich in Bewegung setzten und abzogen; man hatte ihnen versprochen, morgen die Sache in ordentlicher Ratsitzung zu verhandeln. Doch die Metzger wußten, daß es ihnen alsdann übel ergehen würde, denn sie hatten mit der Ruhestörung begonnen; und so beharrte ihr Zunftfähnchen, mit dem Schlachtbeil in der oberen Ecke, unentwegt auf dem Platze; und viele riefen den abziehenden Zünften zu: „Wollt ihr die Metzger im Stich lassen?“ So lehrten denn alle Fähnchen wieder um; die Zähigkeit der Fleischer hatte gesiegt.

„Heut' und augenblicklich muß die Verfassung abgeändert werden!“ hieß nun die Forderung.

Noch berieten die drei Meister die angesehensten Handwerker in die Sankt-Gregorien-Kapelle; doch alle friedlichen Bemühungen scheiterten. Die Zünfte ernannten selber je zwei Abgeordnete; diese begaben sich mit einer Abordnung der Abligen in den Gürtler Hof — und dort wurde Änderung des Regiments beschlossen. Jährlich ein neuer Ammeister — neben ihm vier Stettmeister, die vierteljährlich abwechseln! Und zum Ammeister vorgeschlagen wurde Johann Betschold von der Metzgerzunft. Ein Ende mit der aristokratischen Vorherrschaft einzelner anmaßender Herren vom Schlage des tyrannischen Herrn Ewarber!

Der Schall der Sturmglocke war auch in Sankt Klaus vernommen worden; das Gerücht von diesen bedrohlichen Vorgängen drang auch zu Reginens Ohren. Ihr Vater, der Ammeister, in Gefahr!

Es war früher Abend geworden; die beiden Meister, Soze Sturm und Runo von Winterthur, hatten sich verdrießlich auf die Trinkstube am Münster zurückgezogen. Der Ammeister hatte sich in sein Haus begeben. Er blieb in Waffen; denn er war noch auf Hartes gefaßt.

Und schon rückte das ganze zunftmäßig geordnete Volk heran, nachdem die zwei Meister von der Trinkstube gerufen und zum Abdanken gezwungen worden

waren; sie kamen vor des Ammeisters Haus, zogen in den Hof ein und riefen laut nach Berthold Swarber.

„Heraus, Herr Swarber! Wir haben mit Euch zu reden!“

Frau Ammeister war außer sich vor Angst, schrie und weinte und umklammerte ihren Mann. Denn die Gerichtsbarkeit jener Zeit ließ nicht mit sich spaßen. In diesem Augenblick, atemlos heran jagend, war Regina ins Haus getreten. Mühsam schaffte sie sich Raum durch die Masse, die Kopf an Kopf bewaffnet im Hofe stand. Als sie nach oben kam, stand ihr Vater am Fenster und rief hinunter:

„Was sucht ihr auf meinem Hofe?“

„Euch, Herr Swarber! Kommt herab, wenn Ihr Mut habt!“

„Du wärst der erste, Metzger Betschold, der mich feig sähe!“

Und schmetterte das Fenster zu, warf das Schwert auf den Tisch, ging an Weib und Kindern vorüber, die er gar nicht sah, obwohl nun Regina unter ihnen war, zornmütig die Hofstreppe hinab — und stand, ob zwar im Kettenhemd, doch barhäuptig und ohne Schwert, mit breitragendem Bart mitten unter der Menge.

„Da bin ich, ihr Herren und Bürger!“ rief er laut und stellte sich auf die Bank unter der Linde. „Und jetzt — was wollt ihr von eurem Ammeister?“

Klaus Lappe, vom Geschlecht der Zorn, nahm das Wort und rief, man er suche ihn, die Handwerker von den Eiden loszusprechen, die sie ihm teils öffentlich, teils auch heimlich geleistet —

„Heimlich?“ unterbrach der Ammeister. „Was soll das heißen? Was soll ich getan haben?“

Da schrie einer von den Edelleuten, der große Hans Marx von Edwersheim, über die Köpfe hinüber:

„Das weiß alle Welt! In heimlichen Versammlungen, wozu Ihr die Handwerker in der Frühe berufen, habt Ihr umgestoßen, was der Rat tags zuvor in öffentlicher Sitzung beschlossen hat!“

„Wollt Ihr mich damit meineidig nennen? Zeugen her! Wer mir diese Untreue nicht mit deutlichen Namen beweist, den nenn' ich Lügner, er sei nun vom Handwerk oder vom Adel!“

Nun brach das Unwetter los; ein Kampf schien unvermeidlich. Einige Freunde drängten sich um den lähnen und rücksichtslosen Ammeister, der nun bedauerte, daß er ohne Schwert stand, der aber seine allerdings oft ansehbaren Maßnahmen nicht in dieser Weise mißdeuten zu lassen gesonnen war. Der lange Hans Marx brach sich Bahn — aber da schrie auch vom Hause her die helle Stimme der kleinen Regine: „Platz! Laßt mich durch!“ Und das sehnige Mädchen ringelte sich durch die geteilten Menschenmassen hindurch, stand zerzaust beim Vater und reichte ihm das Schwert: „Da, Vater, Euer Schwert! Wehrt Euch, wenn sie an Euch wollen!“

Die von der Schneiderzunft standen zunächst und lachten hellauf über das mutige junge Blut; von Mund zu Ohr lief die Kunde; die Schneider sagten es lachend den Brotbäckern, diese den Metzgern, es lief auf die Rüfer und Gerber, die Schmiede und Schiffleute über — bis auf die Gassen hinaus: daß man dem Ammeister an den Kragen gewollt, daß ihm aber das herzhafte Reginchen ein Schwert gebracht.

„Ihr Leute,“ rief der Ammeister, „wollt ihr eure neue Verfassung mit Blut einweihen? Mein gutes Schwert hab' ich — und ohne daß es Wunden setzt, kommt keiner an mich heran!“

Jetzt rief Soße Sturm: „Legt Euer Amt in Frieden ab — und die Sache ist gut! Auch wir zwei Meister haben abgedankt, Ihr müßt dasselbe tun!“

„Das konntet ihr in ehrlicher Ratsfizierung von mir verlangen! Mußtet ihr euren neugebackenen Rechtsfynn durch solche ungefehlliche Gewalttat beweisen? Ich sage mich willig vom Amte los und von einer Stadt, die nicht mehr geschworene Rechte achtet. — Regine, laß den Schreiber alle Stadtpapiere, Siegel und Urkunden bringen, die in meiner Wohnung verwahrt sind!“

Und also entfagte der Ammeister, lieferte die Urkunden aus und blieb mit dem unentblöhten Schwerte auf der Bank unter der Linde stehen, bis die letzten Bünfler den Hof verlassen hatten.

Dann schritt er an der Seite seiner Tochter tief aufatmend in das Haus zurück — jetzt nicht mehr Ammeister, sondern nur noch der Ritter Bertold Swarber.

* * *

Dem abgesetzten Ammeister war in der ersten Stunde dieses Abends so wohl zumute, als wäre ein schwerer Alpdruck von ihm gewichen. Die Flucht seiner Tochter wurde kaum erwähnt. In der Stube auf und ab gehend, entlastete sich der sonst wortkarge Mann und sprach stoßweise von den Vorgängen des Tages; und die gedrungene Gestalt der Tochter schritt neben ihm her und stimmte wacker und zornig ihrem Vater zu, wie ein Kriegskamerad dem andren. Es war ihnen beiden, als hätten sie einander jetzt erst gefunden und entdeckt.

Dann kam der stille Maler Nikolaus, von dem sie nur wußten, daß er irgendwo „aus dem Oberland“ war, und bat in seiner eindringlich leisen Art, der Herr Ammeister mit seiner Familie möge die Nacht in Merswins gastfreundlichem Hause verbringen, um sich und die Seinen vor den wahrscheinlichen Beschimpfungen des Böbels zu bewahren.

Swarber runzelte die Stirne; doch er ließ sich bestimmen. Denn er war es satt, sprach er, sich mit Gassenvölk und Handwerkern herumzuschlagen. Und so gingen sie in der Dunkelheit hinüber und saßen bald am Tisch des Kaufmanns und Geldwechslers Kulman Merswin, der selber kinderlos war. Außer dem Ehepaar Merswin und der Familie des Ammeisters nahmen nur noch der Mönch Johannes Tauler und der Maler Nikolaus an dem Nacht-Imbiß teil.

Hier war eine andre, eblere Luft. Hier war nichts von rauhen politischen Leidenschaften. Der große und stattliche Ammeister saß mit wundem Herzen schweigsam und war wieder ins Brüten geraten. Die Menschen dieses stillen Kreises nannten sich „Gottesfreunde“; sie waren auf Erkenntnis und Herzensgüte gestimmt. Tauler erzählte, was er aus dem Briefwechsel mit seinen geistigen Freundinnen, den Nonnen Margarethe und Christine Ebner, Neues erfahren; er sprach von seinem Freund Heinrich Geuse, der am Oberrhein und Bodensee wirkte; er machte darauf aufmerksam, wie merkwürdig es sei, daß am Rhein entlang eine bestimmte Gemütsrichtung im geistigen Leben Kraft gewonnen habe, begründet von jenem berühmten Dominikaner Meister Eckhart, der vor zwanzig Jahren in

Röln gestorben. In Konstanz Heinrich Seuse, in Straßburg Tauler, in Köln Eckharts Schüler, in den Niederlanden der Prior Ruysbroeck von Groendalen — so ging es den Rhein entlang; und was in feinen Worten und zarter Predigt ausgeprägt wurde, später die deutsche Mystik genannt, das sollte sich bald hernach in der Innigkeit und Leuchtkraft der Malerei gestalten. Denn in diesen Gemütern war Poesie. Sie wirkten und lebten in der Welt und waren doch ein Eiland für sich.

„Unsere Väter haben einst das Heilige im fernen Orient gesucht,“ sprach Tauler, „wir suchen das heilige Land in uns selber. Ihr seid viel den Rhein hinauf- und hinabgewandert, Meister Nikolaus, und habt vielerlei Gewerbe getrieben. Aber ich glaube, es war Eure Hauptsendung, ganz unauffällig jene Grundgedanken zu verbreiten. Auch mir habt Ihr einen Dienst erwiesen, als Ihr noch Einsiedler waret.“

„Ich erinnere mich jetzt genau, daß Ihr mir schon vor Jahren bei einem Freunde als ein Uhrmacher begegnet seid“, sprach plötzlich der Ammeister. „Doch seid Ihr jünger geworden.“

„Weil ich damals den grauen Bart wachsen ließ?“ entgegnete Nikolaus lächelnd. „Ich habe mancherlei gelernt. Und auf das Gewerbe kommt es ja wohl letzten Endes wenig an.“

„Man überschätzt diese äußeren Dinge leicht“, fügte der Mönch Tauler in der läßlichen Weise hinzu, in der dieses stille Tischgespräch absichtlich gehalten war. „Das Äußere fällt ab; es bleibt nur bestehen, was in unsrer wahren Wesenheit begründet ist — das will heißen: was wahrhaft aus Gott ist. Denn unser tiefster Grund ist göttlich . . . Ihr habt heute gesehen, Herr Ammeister, wie diese Dinge vergänglich sind, obschon Ihr doch wahrlich mit redlicher Mühe zehn bis zwanzig Jahre für die Stadt gearbeitet habt. Man will Euch, wie ich höre, aus der Stadt verweisen, man will Euch Eures Vermögens berauben, man will die Juden verbrennen — ach, die törichten Leute! Als ob dies der Stadt Wohlfahrt fördern könnte! Nun, Ihr habt Eure persönliche Würde gerettet — und habt Eures Weibes und Eurer Tochter Liebe gespürt. Und an mancher Freundeshand wird es auch nicht fehlen. Und das ist schon ein Schatz im Himmel, den Euch niemand nehmen wird.“

Der Ammeister saß schwer und düster am Ehrenplatz der Tafel; ihm gegenüber, am Ende, saß Regina und hatte den Vater immerzu im Auge. Jetzt, bei den Trostworten des geistlichen Mannes, preßten sich seine Lippen aufeinander; sein Atem wuchs, die Stirnader schwellte; er schaute sich im Kreise um und suchte nach irgendeinem abschließenden und entlastenden Satze. Doch er vermochte nur mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und mit schmerzlichem Stöhnen die Worte herauszupressen:

„Gearbeitet für die Stadt — und das ihr Lohn!“

Und er erhob sich; es würgte in ihm. Schon war Regina bei ihm, schlang heftig die Arme um ihn und preßte sich an seine Brust. Er legte den Arm um das Kind; und so begleitete sie den Vater hinüber in das ruhige Hinterzimmer, das ihm Merwins zubereitet hatten. Dort hatte sie für den gebeugten Mann die innigsten Trostworte, auf ihres Vaters Knien sitzend; und erst spät kam sie wieder allein zur

ernsten Gesellschaft zurück, indem sie sich stumm auf ihren Platz schlich und in den Augen wischte.

* * *

Es widerfuhr dem Ammeister, was ihm angedroht war. Sein großes Vermögen ward ihm genommen; die eine Hälfte fiel seinen Kindern anheim, wie wenn er gestorben wäre, die andre der Stadt und den Zünften. Doch viele brachten ihm freiwillig ihren Anteil zurück. Zugleich ward er auf vier Meilen von der Stadt verbannt, packte seine Wagen und zog mit Weib und Kindern nach Bensfeld, wo er in Ehren lebte.

In der Stadt aber, die voll war von Dämonen der Leidenschaft, brach gleich tags darauf der angestaute Volkszorn gegen die Juden los. Unten in der Gasse, die heute die Brandgasse heißt, war damals der Judentkirchhof. Dort geschah die Verbrennung auf einem riesigen Holzstoß am Samstag, den vierzehnten Hornung.

Als der Befehl ausgegangen war, rissen die Schergen, Büttel und Bewaffneten die Verrammlungen nieder und brachen in das Judenviertel ein. In den gefüllten Häusern war Gezeter oder Totenstille der höchsten Angst. Manchmal, wenn eine Haustüre eingebrochen war, standen sie da drin gepreßt, die Unseligen, Kopf an Kopf, Gesicht an Gesicht, fahl, verzerrt, versteinert — und mitten unter ihnen grinste, gleichfalls in Judentracht, das Gerippe des Todes. Es nickte mit furchtbarer Grimmasse den Schergen entgegen — verschwand dann aus der aufheulenden Menge und lachte im nächsten Hause übers Treppengeländer, mit dürrem Finger den Häschern winkend. Denn hier hatten sich alle Juden auf den Speicher geflüchtet — die Kinder eingewühlt in die Kleider der Mütter —, und die wilden Büttelstimmen tobten die Stufen hinauf, brachen in die schreiende Menschenmasse und schleppten Opfer um Opfer gefesselt hinab, keine Kleidung, keine Schamhaftigkeit schonend. Ein wahnsinniges Gebrüll und Getöse scholl die Judengasse entlang, wenn die Schergen diese lebendigen Reissigbündel über den Köpfen schwan-gen und davonschleiften, Dirnen und feiste Weiber, Kinder und Greise, diese an den langen Haaren, jene auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten! Doch sah man auch mitten im gewaltigen Getümmel stille jüdische Hausväter freiwillig zur Feuerstätte schreiten, umtrippelt von ihren Kindern, den Ihrigen Mut zusingend durch heiser Gebete.

Auf dem Freithof wurden sie truppweise und einzeln, wie sie eben ankamen, festgebunden auf den furchtbaren Scheiterhaufen. Und um das gewaltige Gerüst und neben den Zügen der Kommenden her strichen Mönche und Kleriker, hielten das Kreuz hoch und mahnten dringlich, die Missetäter möchten sich bekehren und taufen lassen. Doch nur wenige von diesen schmutzigen, zerrissenen und halbverblödeten Menschen eines fremden Volkes achteten auf das Geschrei der fuchtelnden Mönche. Sie preßten sich aneinander, sie kauerten, hockten, lagen wie die Schlachtthiere auf dem hölzernen Altar — das Holzwerk sah aus wie ein Floß, das mit Schiffbrüchigen gestopft war. Und drum herum wogte, wilden Wassern vergleichbar, die schaulustige, blutgierige Menge, nur lässig abgesperrt von Kriegsknechten. Ein Gesumme, Getöse, Geheul, ein Beten, Psalmieren und näselndes Singen, ein Aufkreischen und Winseln, oft auch ein unwiderstehliches Zohlen und Lachen, wenn etwa

ein mißgestaltet Weib von einem starken Schergen in wildem Schwung unter die andern Verurteilten geschleudert ward — das füllte dort auf dem Freithof die Luft.

Und schon standen an allen Ecken Männer und Burschen mit brennenden Fackeln und bedrohten in greulichem Spasmachen die nächsten Angepfaßten, die stier in das Unfassbare starrten. Bis dann der Augenblick gekommen war, bis Mainrekint mit lauter Stimme einen Psalm anstimmte und alles, was noch singen konnte, mit unnatürlichen Tönen betend einfiel — bis die erste Flamme züngelte, die ersten Gepeinigten unter den Flammenzungen aufheulten — bis der ganze Holzstoß ein furchtbares Flammenmeer war und Stimme um Stimme verstummte — bis außer wenigen getauften Kindern kein Jude mehr in Straßburg am Leben war.

Von dem vertilgten Menschenhaufen lag noch tagelang ein Geruch verbrannten Fleisches in der schweren Luft.

* * *

Und nun kam die Pest.

Wieder war Nacht über Straßburg.

Die beiden Landstreicher Ruprecht und Martin schoben einen Karren, der mit Pestleichen gefüllt war, durch die stumme, traurige Stadt. Ein Mann mit einer Laterne ging voraus. Vor einem vornehmen Hause machten sie halt, gingen hinein und warfen bald hernach eines Junkers Leichnam zu den übrigen Pestleichen.

„Weißt du, was ich da oben gefunden habe?“

„Was denn?“

„Unstren Mantel.“

Martin warf den Mantel über den Karrenrand, und sie fuhren weiter.

„Das war der Junker, der einmal nachts die Prügelei hatte und uns dabei den Mantel nahm. Es ist ein abscheulich Sterben. Mehr als hundert jeden Tag. Trink eins, Ruprecht!“

Sie ermunterten sich durch ein scharfes gebranntes Wasser.

„Sieh, da oben im Kloster ist ja noch Licht. Aber des Ammeisters Haus dort steht finster. Der hat sich beizeiten in Sicherheit gebracht . . .“

Sie zogen vorüber.

Gleich darauf trat Tauler aus der Pforte und nahm Abschied von Meister Nikolaus. Das Licht eines Lämpchens beleuchtete die beiden edlen Gesichter.

„Es redet jetzt in der Welt ein anderer,“ sprach der ernste Freund aus dem Oberland, „wir haben einstweilen zu warten, bis man uns wieder braucht. Ich ziehe meines Weges. Möge jenes Bild, das Merwin bezahlt hat, den Schwestern in Sankt Klaus Freude machen. Grüßt alle Freunde! Habt Ihr gute Nachricht von Swarber?“

„Gute Nachricht. Er und seine Tochter haben sich so lieb, wie sich wohl selten zwei Menschen lieben. Und das ist, bei solcher Reinheit des Gemütes, der erste Schritt zum Göttlichen.“

„Sagt ruhig: es ist schon das Göttliche selber. Lebt wohl, mein Freund und Bruder! Und wenn wir uns hienieden nicht mehr sehen sollten: auf Wiedersehen an andrer Stätte!“

„Auf Wiedersehen!“





Er darf nicht sterben

Laienbetrachtung

Von Dr. Räte Tischendorf

L unsere Gerechtigkeit zugleich mit unserer Humanität verbietet, den unverantwortlichen Verbrecher zu strafen; nur derjenige soll büßen, der weiß und gewußt hat, was er tat. Der Massenmörder Wagner ist Paranoiker, leidet an Verfolgungswahnsinn, folglich sind ihm seine schrecklichen Taten des vielfachen Mordes nicht zugurechnen. Daß er selbst darum fleht, geköpft zu werden — das addiert man seinem Wahnsinn mit hinzu. Der Fall ist klar. Wenn nun aber doch in dieser dunklen Seele ein Verantwortlichkeitsgefühl ihrer Taten lebt und bohrt? Wenn dem glatten Rechenexempel der Psychiatrie und der Justiz zum Trotz hier ein Ethos viel tiefgründigerer Art durch alle Verwirrtheit hindurch wie ein stilles Licht brennt, ein Ethos, das selbst für die im Wahn begangenen Taten Sühne verlangt? Ein Ethos, vor dessen Richterstuhl der eigene Wahnsinn nicht entschuldigt? Ein Ethos, dem die bewahrte Identität zwischen dem Täter der Taten und dem jetzigen der Verantwortung enthobenen Irrenhausaspiranten genügt, um ihn zum Verantwortlichen zu stempeln? Wäre diese Logik so irrsinnig: auch wenn ich meine gräßlichen Morde im Irrsinn beging, so beging ich sie doch; meine Taten bleiben meine Taten in jedem Falle. Ich bitte um meine Strafe . . . In unserer Zeit der Sternidel und Hopf ist man an die hartgefottenen Mörder gewöhnt, und es scheint ein heroischer Wahnsinn oder wahnsinniger Heroismus, wenn ein Übeltäter seine Strafe nicht nur willig auf sich nehmen will, sondern sogar nach ihr verlangt; und es ihm gar keine Freude machen würde, davon dispensiert zu sein. Wie denn auch die Handlungsweise eines Chinesen, von dem Binder-Kriegelstein in einer Novelle erzählt, für uns an der Grenze des Menschlich-Verständlichen liegt. Als Räuber zum Tode verurteilt, ist er nicht zu bewegen, sich von seinem mitleidigen Herrn befreien zu lassen, unentwegt in der Meinung, daß bei seiner Schlechtigkeit diese Bestrafung am besten sei. „Ich sehr schlecht — ganz schlecht — die Mandarin sagen, mich freilassen — ich nir wollen — ich ganz schlecht — besser die Kopf abhaben.“ Wenn aber im Lichte des Glaubens, der dem Bewohner des Reiches

der Mitte eine baldige Wiedergeburt als besseren Menschen verheißt, in solchem Todeswillen eine ethische Berechtigung liegt, so würde sie doch von unserer Weltanschauung aus wegfallen, da der Tod als Schlupfunkt keine Besserungsmöglichkeiten für ein irdisches Leben mehr geben kann. Darum haben unsere Theoretiker die Todesstrafe häufig verneint. Die Strafe ist ihnen lediglich Besserungsmittel; und dazu braucht der Verbrecher Gelegenheit, das heißt braucht ein Leben, das noch vor ihm liegt. Die Sühne im eigentlichen Gewissenssinn aber ist rückwärtsgerichtet und nichts weiter als das Äquivalent für das Begangene. Rein menschlich gesprochen kann ein Mensch sich des Todes schuldig fühlen, ohne daß ihn das Gesetz dazu verdammt. Ein Sühnebewußtsein und eine Sühnebereitschaft kann vorhanden sein, die diesen Weg als einzig gangbaren erkennt, allem Rationalismus, aller Weichföhligkeit zum Trotz. Und warum sollte nicht ein armer Irre durch die ganze Verfahrenheit seines Lebens hindurch mit einem letzten Funken von Weisheit — wie ja die Armen im Geiste und die Kinder oftmals weise sind — die sühnende Kraft des Todes verstehen? Er bittet darum, geköpft zu werden. Man wird ihn lebenslänglich in einem Irrenhaus internieren. Vielleicht wird ihn die zugesprochene Unverantwortlichkeit nicht davor bewahren, Härteres zu leiden als den Tod; vielleicht wird er eine Sühne tragen, von der ihn Menschenwort und -Urteil entlastet hat. Seltsam und unbestechlich ist das Gewissen, unergründlich abgründlich, durch den Irrsinn bisweilen klarer leuchtend als durch die kalte Bedachtheit des normalen Mörders . . .



Heiligung · Von Paul Zech

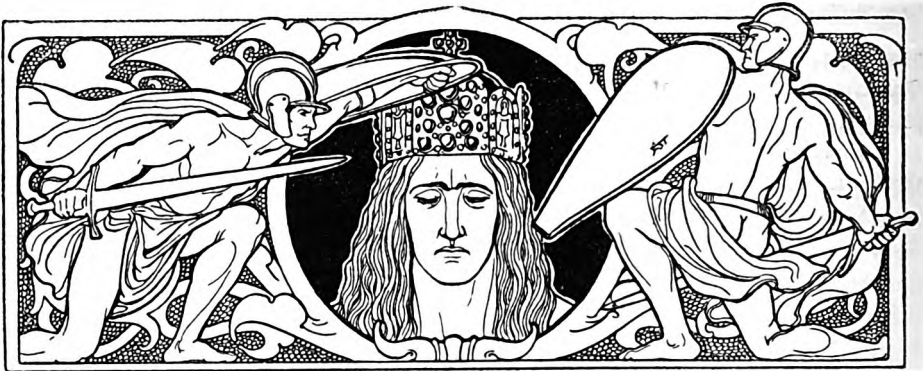
Spät abends, wenn der Rauch verruhter Schorne
Blaublaue Woge wird und Wolkenbild,
Und aller Gassen Lärm hinüberschwimmt
Wie das Geräusch entfernter Borne,

Dann löse das Gewand gemeinen Ruhmes
Und sei der Luft Gelage endlich gram;
Auf daß dein Innerstes sich wunderbar
Entsinne seines stillen Priestertumes.

Und schreite sanft und voller Glückserahnen
Durch Wald und dunkelrauschende Platanen
Weit in die Segnungen der Nacht hinein.

Und sieh: was in der Frühe wie Legende
Dir schien, wird nun an dieses Abends Wende
Dreifach geklärt dein ewig Eigen sein.





Das Duell

Von Joseph Conrad

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. W. Günser

I.

Napoleon I., dessen Laufbahn ein Duell gegen ganz Europa schien, mißbilligte Duelle zwischen den Offizieren seiner Armee. Der große Soldatenkaiser war kein Eisenfresser und hatte wenig Respekt vor der Tradition.

Trotzdem zieht sich die Kunde von einem Duell, das in der Armee zur Legende wurde, durch die Geschichte der kaiserlichen Kriege. Zur Überraschung und Bewunderung ihrer Kameraden trugen zwei Offiziere einen privaten Zwist durch die Jahre allgemeinen Gemehels, wie überspannte Künstler, die sich an überfeinerten Ausschmüdcungen nicht genug tun können. Sie waren Kavallerieoffiziere, und ihre Beziehung zu dem hochgemuten, doch grillenhaften Tier, das Männer in die Schlacht trägt, scheint besonders zutreffend. Es wäre schwierig, sich als Helden dieser Legende zum Beispiel zwei Offiziere der Linieninfanterie vorzustellen; denn deren Phantasie ist durch das viele Marschieren gebändigt, und sie sind naturgemäß weniger zu jähren Gefühlen geneigt. Bei Artilleristen oder Pionieren aber, deren Köpfe die ständige Beschäftigung mit Mathematik kühl erhält, wäre es einfach undenkbar.

Die Namen der beiden Offiziere waren Feraud und D'Hubert; sie waren beide Leutnants bei den Husaren, doch nicht im selben Regiment.

Feraud machte Frontdienst, D'Hubert aber hatte das Glück, dem kommandierenden Divisionär als „Officier d'ordonnance“ zugeteilt zu werden. Es war in Straßburg, und in dieser angenehmen und bedeutenden Garnison genossen sie nach Kräften eine kurze Friedenszeit. Sie genossen sie, obwohl beide im Innersten kriegslustig, denn es war ein Friede, der mit Säbelschleifen und Gewehrpuken hinging, recht nach einem Soldatenherzen; und dem Ansehen der Armee schadete er nicht, da ja doch niemand an seine Aufrichtigkeit oder Dauer glaubte. In diesen historischen Zeitläuften, die so geeignet schienen, kriegerische MäÙe richtig schätzen zu lehren, ging an einem schönen Nachmittag Leutnant D'Hubert

durch eine der stillen Straßen einer freundlichen Vorstadt nach Leutnant Ferauds Quartier; dieser wohnte in einem Privathaus mit einem Garten an der Rückseite; es gehörte einem alten Fräulein.

Auf sein Klopfen an der Tür zeigte sich sofort eine junge Magd in elsässischem Kostüm. Ihr frisches Gesicht mit den langen Wimpern, die sich beim Anblick des schlanken Offiziers spröde senkten, bestimmte Leutnant D'Hubert, der für ästhetische Eindrücke empfänglich war, den kalten, streng-ernsten Ausdruck seines Gesichtes in etwas zu mildern. Zugleich bemerkte er, daß das Mädchen ein Paar Husarenreitthosen über dem Arm trug, blau mit roten Streifen.

„Leutnant Feraud zu Hause?“ fragte er wohlwollend.

„Oh mein Herr! Er ist heute früh um sechs Uhr weggegangen.“

Die hübsche Magd versuchte die Türe zu schließen. Leutnant D'Hubert widersezte sich dieser Bewegung mit höflicher Entschlossenheit und schritt sporenkirrend in den Vorraum.

„Komm, mein Schatz! Du wirst mir doch nicht erzählen wollen, daß er seit heute früh sechs Uhr nicht zu Hause war?“

Mit diesen Worten öffnete Leutnant D'Hubert ohne weitere Umstände die Tür zu einem Zimmer, das so komfortabel und nett eingerichtet war, daß er erst dann die Überzeugung gewinnen konnte, es sei Leutnant Ferauds Zimmer, als er bei näherem Umblicken Stiefel, Uniformstücke und anderes militärisches Zubehör bemerkte. Und ferner sah er, daß Leutnant Feraud nicht zu Hause war. Die wahrheitsliebende Magd war ihm gefolgt und erhob ihre reinen Augen zu seinem Gesicht.

„Hm!“ sagte Leutnant D'Hubert höchlichst enttäuscht, denn er hatte bereits alle Orte abgesucht, wo ein Husarenleutnant an einem schönen Nachmittag füglich zu finden sein konnte, „er ist also weg? Und du kannst mir vielleicht sagen, mein Schatz, warum er heute früh um sechs Uhr ausgegangen ist?“

„Nein!“ antwortete sie ohne Zögern. „Er kam gestern nacht spät nach Hause und schnarchte. Ich hörte ihn, als ich um fünf aufstand. Dann zog er seine älteste Uniform an und ging aus. Dienst, nehme ich an.“

„Dienst? Keine Idee!“ rief Leutnant D'Hubert. „Er ist so früh weggegangen, um mit einem Zivilisten ein Duell auszutragen.“

Sie hörte diese Neuigkeit an, ohne mit den dunklen Wimpern zu zucken. Es war durchaus offensichtlich, daß Leutnant Ferauds Handlungen gemeinhin über jede Kritik erhaben waren. Sie blickte nur einen Augenblick in stummer Überraschung auf, und Leutnant D'Hubert schloß aus dem Fehlen jeder Erregung, daß sie Leutnant Feraud seit dem Morgen gesehen haben mußte. Er sah sich im Zimmer um.

„Komm“, sagte er mit zwangloser Vertraulichkeit. „Er ist vielleicht jetzt wo im Haus?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Um so schlimmer für ihn also!“ fuhr Leutnant D'Hubert fort, im Tone echter Besorgnis. „Aber er war vormittags zu Hause?“

Diesmal nickte die hübsche Magd kurz.

„Ja?!“ rief Leutnant D'Hubert. „Und ging nochmals weg? Wozu? Konnte er nicht ruhig zu Hause bleiben? Der Narr! Mein liebes Kind —“

Leutnant D'Huberts von Natur aus freundliche Veranlagung und sein starkes Kameradschaftsgefühl schärften seine Beobachtungsgabe. Er änderte den Ton und appellierte nach einem Blick auf die Husarenreitthosen, die das Mädchen über dem Arm trug, in eindringlich milden Worten an das Interesse, das sie an Leutnant Ferauds ungestörter Zufriedenheit nehmen mußte. Er setzte ihr beredt zu. Er benutzte mit ausgezeichnete Wirkung seine Augen, die gütig und schön waren. Sein besorgter Wunsch, Leutnant Feraud möglichst bald festzutreiben, zu Leutnant Ferauds eigenem Besten, schien so echt, daß er schließlich dem Mädchen die Zunge löste. Unglücklicherweise hatte sie nicht viel zu sagen. Leutnant Feraud war kurz vor zehn nach Hause gekommen, geradeswegs in sein Zimmer gegangen und hatte sich auf das Bett geworfen, um den Schlaf nachzuholen. Sie hatte ihn noch lauter als zuvor schnarchen gehört, bis tief in den Nachmittag hinein. Dann stand er auf, zog seine beste Uniform an und ging aus. Das war alles, was sie wußte.

Sie hob die Augen und Leutnant D'Hubert starrte ungläubig hinein.

„Unglaublich! In seiner besten Uniform in die Stadt flanieren gegangen! Mein liebes Kind, weißt du, daß er den Zivilisten heute früh durch und durch gerannt hat? Glatt durch, wie man einen Hasen spießt!“

Die hübsche Magd nahm die schreckliche Nachricht ohne irgend ein Zeichen von Betrübniß entgegen. Doch sie kniff nachdenklich die Lippen zusammen. „Er flaniert nicht in der Stadt“, sagte sie leise. „Weit davon.“

„Die Familie des Zivilisten macht einen schauerlichen Krach“, fuhr Leutnant D'Hubert in der Verfolgung seines Gedankenganges fort. „Unser General ist sehr ärgerlich. Es ist eine der besten Familien in der Stadt. Feraud hätte wenigstens zu Hause bleiben sollen —“

„Was wird ihm der General tun?“ fragte das Mädchen ängstlich.

„Natürlich wird man ihm nicht den Kopf abschlagen“, brummte Leutnant D'Hubert, „aber seine Aufführung ist zweifellos unpassend. Er macht sich selbst endlose Scherereien durch diese falsche Bravour.“

„Aber er flaniert nicht in der Stadt“, wiederholte die Magd scheu flüsternd.

„Allerdings! Ich habe ihn nirgendwo gesehen, wenn ich's recht überlege. Was, zum Teufel, hat er angefangen?“

„Er ist einen Besuch machen gegangen“, meinte die Magd nach einem kurzen Schweigen.

Leutnant D'Hubert fuhr auf.

„Einen Besuch! Meinst du einen Besuch bei einer Dame? Die Frechheit von dem Mann! Und wie weißt du das, mein Schatz?“

Ohne ihre weibliche Verachtung über diese männliche Begriffsstutzigkeit zu verbergen, erinnerte ihn die hübsche Magd daran, daß Leutnant Feraud sich vor dem Ausgehen in seine beste Uniform geworfen hatte. Er habe auch seinen neuesten Dolman angezogen, fügte sie hinzu, in einem Ton, als ginge ihr die ganze Unterredung auf die Nerven, und wandte sich brüst ab.

Leutnant D'Hubert überprüfte die Richtigkeit dieses Schlusses nicht und sah auch nicht ein, daß er dadurch in seiner dienstlichen Nachforschung weiter gekommen wäre. Denn seine Suche nach Leutnant Feraud hatte dienstlichen Charakter. Er kannte keine der Frauen, von denen anzunehmen war, daß sie dieser Bursche, der am Morgen einen Mann aufgespießt hatte, am selben Nachmittag besuchen würde. Die beiden jungen Leute kannten sich nicht näher. Er biß ratlos in seinen behandschuhten Finger.

„Besuch!“ rief er aus, „Besuch beim Teufel!“

Das Mädchen lehrte ihm den Rücken und legte eben die Reithosen über einem Sessel zusammen. Sie wehrte mit einem gereizten kurzen Auflachen ab.

„Aber nein, mein Gott! Bei Madame de Lionne.“

Leutnant D'Hubert piffte leise. Madame de Lionne war die Frau eines hohen Beamten und hatte einen gut bekannten „Salon“ und einigermaßen schwärmerische und elegante Neigungen. Der Gemahl war ein Zivilist und alt; die Gesellschaft im „Salon“ aber war jung und bestand durchweg aus Offizieren. Leutnant D'Hubert hatte vor sich hingepfiffen, nicht weil ihm der Gedanke, Leutnant Feraud in eben jenen Salon zu verfolgen, unangenehm war, sondern weil er selbst erst kürzlich in Straßburg angekommen war und noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sich eine Einführung bei Madame de Lionne zu verschaffen. Und er wunderte sich, was der Kaufbold Feraud dort wohl anfangen mochte. Er schien nicht der Mann, der —

„Bist du dessen sicher, was du sagst?“ fragte Leutnant D'Hubert.

Das Mädchen war ganz sicher. Ohne sich umzuwenden, erklärte sie, daß der Rutscher ihrer nächsten Nachbarin mit dem maître d'hôtel von Madame de Lionne bekannt sei. Da her habe sie ihr Wissen. Und es war ganz bestimmt so. Bei dieser Versicherung seufzte sie. Leutnant Feraud gehe fast alle Nachmittage hin, fügte sie hinzu.

„Ah bah!“ rief D'Hubert ironisch aus. Seine Meinung von Madame de Lionne sank um einige Grade. Leutnant Feraud schien ihm nicht sonderlich der Aufmerksamkeit einer Dame wert, die im Rufe schwärmerischer und eleganter Neigungen stand. Aber darüber war nichts zu reden. Im Grunde waren sie alle gleich — mehr praktisch als ideal. Leutnant D'Hubert riß sich von diesen Betrachtungen los.

„Donnerwetter!“ überlegte er laut. „Der General geht manchmal hin. Wenn er den Kerl dort findet, wie er der Dame schöne Augen macht, dann ist der Teufel los. Unser General ist kein sehr bequemer Herr, kann ich dir sagen.“

„Dann gehen Sie doch rasch! Stehen Sie nicht hier herum, wenn ich Ihnen doch gesagt habe, wo er ist!“ rief das Mädchen und errötete über und über.

„Danke, mein Schatz! Ich weiß nicht, was ich ohne dich gemacht hätte.“

Leutnant D'Hubert nahm Abschied, nachdem er seine Dantbarkeit in Handgreiflichkeiten geäußert hatte, die zunächst heftig zurückgestoßen und dann mit einer plötzlichen und noch abstoßenderen Gleichgültigkeit hingenommen worden waren.

Er rasselte und klirrte in martialischem Gang durch die Straßen. Einen

Kameraden in einem Wohnzimmer zu stellen, wo er selbst nicht bekannt war, machte ihm nicht das geringste aus. Eine Uniform ist ein Passpartout. Seine Stellung als Officier d'ordonnance des Generals trug noch zu seiner Selbstsicherheit bei. Ueberdies blieb ihm nun, da er wußte, wo Leutnant Feraud zu finden sei, keine Wahl mehr. Es war eine dienstliche Angelegenheit.

Madame de Lionnes Haus machte einen ausgezeichneten Eindruck. Ein Diener in Livree öffnete vor ihm die Thür eines großen Zimmers mit gewachstem Boden, schrie seinen Namen und trat beiseite, um ihn vorüber zu lassen. Es war Empfangstag. Die Damen trugen große Hüte, verschwenderisch mit Federn überladen; sie waren von den Achseln bis zu den Spitzen der Atlaschuhe in anliegende weiße Gewänder gehüllt und erweckten, bei reicher Entfaltung bloßer Naden und Arme, den Eindruck sylphidenhafter Kühle. Die Männer dagegen, die sich mit ihnen unterhielten, hatten schwere, vielfarbige Anzüge, mit Kragen bis zu den Ohren, und dicke Schärpen um den Leib. Leutnant D'Hubert durchschritt unbeirrt den Raum, verbeugte sich tief vor einer Sylphengestalt, die auf einem Lager ruhte, und brachte eine Entschuldigung vor wegen dieses Eindringens, das nur durch die unaufschiebbare Wichtigkeit des dienstlichen Befehls zu rechtfertigen sei, den er seinem Kameraden Feraud zu überbringen habe. Er werde sich erlauben, allernächstens in förmlicherer Weise wiederzukommen und Verzeihung dafür zu erbitten, daß er die interessante Konversation unterbrochen habe . . .

Noch bevor er seine Rede beendet hatte, wurde ihm mit grazioser Nachlässigkeit ein nackter Arm entgegengestreckt. Er zog die Hand respektvoll an die Lippen und konstatierte dabei im stillen, daß sie knochig sei. Madame de Lionne war eine Blondine mit überzarter Haut und langem Gesicht.

„C'est ça!“ sagte sie mit einem ätherischen Lächeln, das zwei Reihen breiter Zähne bloß legte. „Kommen Sie heute abend, die Verzeihung erbitten.“

„Ich werde nicht verfehlen, Madame.“

Inzwischen saß Leutnant Feraud, prächtig angetan mit seinem neuen Dolman und den spiegelblanken Galastiefeln, in nächster Nähe des Ruhelagers; die eine Hand ruhte auf dem Schenkel, mit der andern zwirbelte er den Schnurrbart auf. Auf einen bedeutsamen Blick D'Huberts erhob er sich, ohne große Eile, und folgte ihm in eine Fensternische.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte er mit erstaunlicher Gleichgültigkeit. Leutnant D'Hubert konnte sich nicht vorstellen, daß sich Leutnant Feraud in der Unschuld seines Herzens und der Einfalt seines Gewissens eine Ansicht über sein Duell gebildet hatte, die weder für Reue, noch selbst für eine vernünftige Abwägung der Folgen Raum ließ. Obwohl er keine klare Erinnerung daran hatte, wie der Streit entstanden war (es hatte in einem Lokal angefangen, wo spät nachts Bier und Wein getrunken wird), so hegte er doch nicht den leisesten Zweifel darüber, daß er selbst der Beleidigte sei. Er hatte zwei erfahrene Freunde zu Sekundanten gehabt. Alles war nach den für diese Art von Abenteuern gültigen Vorschriften verlaufen. Und ein Duell wird doch selbstverständlich zu dem Zweck ausgetragen, daß einer mindestens verletzt, wenn nicht glatt getötet wird. Der Zivilist war verletzt worden. Das war auch in Ordnung. Leutnant Feraud war



Daniel Wohlgenuth



Kidrontal mit Absaloms Grab

vollkommen ruhig; Leutnant D'Hubert aber hielt es für Affektation und sprach mit einer gewissen Lebhaftigkeit.

„Ich bin vom General beauftragt, Ihnen den Befehl zu geben, daß Sie sich sofort in Ihr Quartier zu begeben und unter strengem Arrest dort zu bleiben haben.“

Nun war an Leutnant Feraud die Reihe, verwundert zu sein. „Was zum Teufel sagen Sie mir da?“ murmelte er schwach und fiel in ein derart tiefes Staunen, daß er nur mechanisch Leutnant D'Huberts Bewegungen folgen konnte. Die beiden Offiziere, der eine schlant, mit interessantem Gesicht und einem Schnurrbart von der Farbe reifen Korns, der andere kurz und gedrungen, mit einer Haltnase und einem dicken, schwarzgeringelten Haarschopf, näherten sich der Dame des Hauses, um sich zu verabschieden. Madame de Lionne, eine Frau von erlesenem Geschmack, schenkte den beiden Waffenjüngern ein empfindsames Lächeln, das ihnen, zu gleichen Teilen, ein unparteiisches Interesse verhieß. Madame de Lionne hatte ihr Entzücken an der unendlichen Vielfältigkeit der menschlichen Arten. Alle die andern Augen im Salon folgten den aufbrechenden Offizieren; und als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, teilten ein oder zwei Männer, die schon von dem Duell gehört hatten, die Neuigkeit den sylphenhaften Damen mit; diese machten in schwachem Kreiseln ihren teilnahmsvollen Herzen Luft. Inzwischen gingen die beiden Husaren nebeneinander durch die Straßen. Leutnant Feraud suchte die verborgene Ursache der Dinge zu ergründen, die in diesem Fall seiner geistigen Fassungsgabe spottete; Leutnant D'Hubert ärgerte sich über die Rolle, die er zu spielen hatte, denn die Instruktion des Generals ging dahin, er habe sich persönlich davon zu überzeugen, daß Leutnant Feraud den Befehl wortgetreu und unverzüglich befolge.

Der Chef scheint den Kerl zu kennen, dachte er mit einem Blick auf seinen Gefährten, aus dessen rundem Gesicht, von den runden Augen bis zum aufgezwickelten lohlschwarzen Schnurrbärtchen, die geistige Auflehnung gegen das Unfaßbare zu lodern schien. Und laut bemerkte er, in vorwurfsvollem Ton: „Der General hat eine Teufelswut auf Sie!“

Leutnant Feraud machte am Rand des Bürgersteiges kurz halt und rief, unverkennbar aufrichtig, aus: „Warum denn nur?“ Die Unschuld der feurigen Gascognerseele sprach deutlich aus der Art, wie er seinen Kopf in beide Hände faßte, als wollte er es verhindern, daß er in Ratlosigkeit zerspringe.

„Wegen des Duells!“ sagte Leutnant D'Hubert kurz. [Er ärgerte sich bedeutend über diese Art widernatürlichen Wahnwizes.

„Das Duell! Das . . .“

Leutnant Feraud stürzte aus einem Abgrund des Staunens in den zweiten. Er ließ die Hände sinken, ging langsam weiter und versuchte diese Nachricht mit seinem eigenen Gefühlsleben in Einklang zu bringen. Es war unmöglich. Endlich brach er entrüstet los: „Hätte ich diesem Sauerkrautfresser von Zivilisten erlauben sollen, daß er sich an der Uniform der sieben Husaren die Stiefel puße?“

Leutnant D'Hubert konnte sich dem Eindruck dieser schlichten Gefühlsäußerung nicht entziehen. Dieser kleine Bursche war ein Narr, dachte er bei sich; doch es war etwas in dem, was er sagte.

„Ich weiß natürlich nicht, inwieweit Sie im Recht waren“, begann er besänftigend. „Und der General selbst mag ja nicht genau unterrichtet sein. Diese Leute haben ihm mit ihrem Wehklagen die Ohren vollgekrächzt.“

„Aha, der General ist nicht genau unterrichtet“, brummte Leutnant Feraud, und schritt im gleichen Maße schneller aus, wie die Wut über die Ungerechtigkeit seines Schicksals in ihm aufkochte. „Er ist nicht genau . . . Und schickt mich in strengen Arrest, mit Gott weiß was hinterher.“

„Regen Sie sich nicht so auf!“ verwies der andere. „Die Verwandten Ihres Gegners sind sehr einflußreich, müssen Sie wissen, und deswegen schaut die ganze Sache böß her. Der General mußte ihrer Beschwerde sofort Folge geben. Ich glaube nicht, daß er die Absicht hat, überstreng mit Ihnen zu verfahren. Es ist das beste für Sie, wenn man Sie den Leuten eine Zeitlang aus den Augen hält.“

„Ich bin dem General sehr dankbar“, murmelte Leutnant Feraud durch die Zähne. „Und vielleicht meinen Sie, daß ich auch Ihnen dankbar zu sein hätte für die Mühe, die Sie sich genommen haben, mich im Salon einer Dame aufzujagen, die —“

„Aufsrichtig gestanden,“ unterbrach ihn Leutnant D'Hubert mit einem harmlosen Lachen, „ich denke schon, daß Sie mir dankbar sein sollten. Es kostete mir endlose Laufereien, herauszubekommen, wo Sie zu finden seien. Es war nicht der passendste Ort, den Sie unter den gegebenen Verhältnissen hätten auffuchen können. Wenn der General Sie dort erwischt hätte, während Sie der Göttin des Tempels schöne Augen machten . . . Oh, mein Wort! . . . Er haßt es, mit Klagen über seine Offiziere behelligt zu werden, wie Sie wissen. Und es sah verzweifelt nach aufgelegter Prahlerei aus.“

Die beiden Offiziere waren nun an Leutnant Ferauds Haustüre angekommen. Der letztere wandte sich an seinen Gefährten. „Leutnant D'Hubert,“ sagte er, „ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, was sich nicht gut auf der Straße sagen läßt. Sie können es mir nicht abschlagen, mit heraufzukommen.“

Die hübsche Magd hatte die Türe geöffnet. Leutnant Feraud stürzte barsch an ihr vorbei, und sie erhob ihre verschreckten und fragenden Augen zu Leutnant D'Hubert; dieser konnte aber nur leicht mit den Schultern zucken, während er mit sichtlichem Widerstreben folgte.

In seinem Zimmer löste Leutnant Feraud hastig die Spangen, schleuderte den neuen Dolman auf das Bett, kreuzte die Arme über der Brust und wandte sich an den anderen Husaren.

„Glauben Sie vielleicht, daß ich der Mann bin, der sich wortlos einer Ungerechtigkeit fügt?“ fragte er heftig.

„Oh, seien Sie vernünftig!“ suchte Leutnant D'Hubert zu beruhigen.

„Ich bin vernünftig! Ich bin durchaus vernünftig!“ gab der andere mit bedrohlicher Beherrschung zurück. „Ich kann den General nicht wegen seines Benehmens zur Rechenschaft ziehen, aber Sie werden sich wegen des Ihren zu rechtfertigen haben.“

„Ich kann diesen Unsinn nicht anhören!“ murmelte Leutnant D'Hubert mit einer leicht verächtlichen Grimasse.

„Sie nennen das Unsinn? Mir scheint die Sache völlig klar. Oder verstehen Sie nicht Französisch?“

„Was, zum Teufel, meinen Sie?“

„Ich meine,“ brüllte Leutnant Feraud plötzlich, „daß ich Ihnen die Ohren abschneiden werde, damit Sie lernen, was es heißt, mich mit den Befehlen des Generals zu belästigen, wenn ich mit einer Dame spreche.“ —

Ein totes Schweigen folgte dieser verrückten Erklärung; und Leutnant D'Hubert hörte durch das offene Fenster die kleinen Vögel im Garten lustig singen. Er bewahrte seine Ruhe und sagte: „Was! Wenn Sie diesen Ton anschlagen, so werde ich natürlich zu Ihrer Verfügung stehen, sobald es Ihnen möglich sein wird, diese Angelegenheit zu verfolgen; aber ich denke nicht, daß Sie mir die Ohren abschneiden sollen.“

„Ich werde gleich damit anfangen!“ erklärte Leutnant Feraud mit wildem Blutdurst. „Wenn Sie sich einbilden, daß Sie heute in Madame de Lionnes Salon Ihre verliebten Faxen machen werden, dann irren Sie sich gewaltig!“

„Wirklich,“ sagte Leutnant D'Hubert, der nun auch hitzig zu werden begann, „mit Ihnen soll der Teufel auskommen. Der Befehl des Generals lautete, Sie unter Arrest zu setzen, und nicht, Sie in Stücke zu hacken. Guten Morgen!“ Damit kehrte er dem kleinen Gascogner den Rücken und ging auf die Türe zu. Da er aber hinter sich das unverkennbare Geräusch eines Säbels hörte, der aus der Scheide gezogen wird, so blieb ihm keine andere Wahl, als stehen zu bleiben.

Hol' der Teufel diesen verrückten Südländer! dachte er, während er herumfuhr und ruhig die kriegerische Stellung des Leutnants Feraud überblickte, der mit dem blanken Säbel in der Hand da stand.

„Sofort! — Sofort!“ stotterte Feraud außer sich.

„Sie haben meine Antwort gehört“, sagte der andere, der sich vorzüglich in der Hand behielt.

Zunächst war ihm die Sache nur ärgerlich oder höchstens noch leicht komisch erschienen; doch nun verfinsterte sich sein Gesicht. Er fragte sich ernstlich, wie er es anstellen solle, um fortzukommen. Vor einem Mann mit Säbel davonzulaufen, war unmöglich, und sich mit ihm zu schlagen kam gar nicht in Betracht. Er wartete eine Weile und präziserte dann seinen Standpunkt.

„Schluß damit! Ich schlage mich nicht mit Ihnen! Ich will mich nicht lächerlich machen lassen.“

„Ah, Sie wollen nicht?“ zischte der Gascogner. „Sie wollen wohl lieber ehrlos werden. Verstehen Sie, was ich sage?... Ehrlos! Ehrlos! Ehrlos!“ kreischte er, wippte auf den Fußspitzen und wurde puterrot im Gesicht.

Leutnant D'Hubert dagegen wurde einen Augenblick lang sehr bleich unter der Beschimpfung und errötete dann bis unter die Haarwurzeln. „Aber Sie können ja nicht aus dem Haus, um sich zu schlagen; Sie haben Arrest, Sie Narr!“ hielt er ihm mit wütender Verachtung vor.

„Der Garten ist da: der ist groß genug, um Ihren langen Leichnam zu fassen“, sprudelte der andere hervor, mit solchem Feuer, daß unwillkürlich der Arger des kühleren Mannes sich legte.

„Das ist völlig absurd!“ sagte er, froh bei dem Gedanken, für den Augenblick einen Ausweg gefunden zu haben. „Wir würden niemand unter unseren Kameraden dazu bringen, als Sekundanten zu dienen; 's ist widersinnig.“

„Sekundanten! Verdammte Sekundanten! Wir brauchen keine Sekundanten. Kümmern Sie sich nicht um Sekundanten. Ich will Ihre Freunde benachrichtigen, daß sie kommen und Sie begraben, wenn ich fertig bin. Und wenn Sie Zeugen wünschen, dann will ich der alten Jungfer sagen lassen, daß sie den Kopf aus einem Gartenfenster heraussteckt. Halt! Da ist auch noch der Gärtner. Der genügt. Er ist taub wie ein Stock, aber er hat zwei Augen im Kopf. Kommen Sie! Ich will Ihnen zeigen, mein Herr Stabsoffizier, daß es nicht immer Rindenspiel ist, die Befehle eines Generals herumzutragen.“

Während dieser Worte hatte er die leere Scheide abgechnallt. Er schleuderte sie im Bogen unter das Bett und stürmte an dem verblüfften Leutnant D'Hubert vorbei mit dem Ruf: „Folgen Sie mir!“ Unmittelbar nachdem er die Tür aufgerissen hatte, hörte man einen schwachen Schrei, und die hübsche Magd, die am Schlüsselloch gelauscht hatte, taumelte weg und hielt sich mit dem Handrücken die Augen zu. Feraud schien sie nicht zu sehen, doch sie faßte seinen linken Arm. Er schüttelte sie ab, und da stürzte sie zu Leutnant D'Hubert und faßte ihn am Rockärmel.

„Böser Mann!“ schluchzte sie. „Wollten Sie ihn nur deshalb finden?“

„Laß mich los!“ bat Leutnant D'Hubert, indem er sich sanft loszumachen versuchte. „Das ist ja der reine Narrenturm!“ rief er dann verzweifelt aus. „Laß mich schon aus! Ich werde ihm nichts tun.“

Ein gehässiges Lachen von Leutnant Feraud begleitete diese Zusicherung. „Kommen Sie!“ brüllte er und stampfte mit dem Fuß auf.

Und Leutnant D'Hubert folgte ihm. Er konnte nichts anderes tun. Doch muß zum Lobe seiner Vernunft gesagt werden, daß sich dem braven jungen Mann beim Durchschreiten des Vorraums der Gedanke aufdrängte, er könnte die Straßentüre aufreißen und hinauspringen; natürlich wies er ihn sofort von sich; denn er war sicher, daß der andere ihn scham- und rücksichtslos verfolgen würde. Und das Schauspiel, daß ein Husarenoffizier von einem zweiten Husarenoffizier mit bloßem Degen durch die Straße gejagt würde, war nicht auszudenken. Deshalb folgte er in den Garten. Das Mädchen schlotterte ihnen nach. Mit aschfarbenen Lippen und entsetzten Augen gab sie einer schauerlichen Neugier nach. Sie hatte auch den geheimen Plan, sich zwischen Leutnant Feraud und den Tod zu stürzen.

Der taube Gärtner überhörte natürlich die nahenden Schritte und fuhr fort, seine Blumen zu gießen, bis ihm Leutnant Feraud auf den Rücken klopfte. Als er so plötzlich einen wütenden Mann vor sich sah, der einen großen Säbel schwang, da begann der alte Bursche an allen Gliedern zu zittern und ließ die Gießkanne fallen. Leutnant Feraud gab ihr sofort einen wütendentritt, faßte den Gärtner an der Kehle und drückte ihn gegen einen Baum. Dort hielt er ihn fest und brüllte ihm ins Ohr: „Da steh und schau zu! Verstanden? Du hast zuzuschauen. Wag es nicht, dich vom Fleck zu rühren!“

Leutnant D'Hubert kam langsam den Gartenweg herunter und knöpfte

mit unverhohlenem Eitel seinen Dolman auf. Selbst da, die Hand schon auf dem Säbelgriff, zögerte er noch, blankzuziehen. Bis ein gegröhletes „En garde, fichtre! Wozu, glauben Sie, sind Sie hier?“ und ein Ausfall seines Gegners ihn zwangen, so schnell als möglich eine Verteidigungsstellung einzunehmen.

Säbelloren erfüllte den stillen Garten, der bisher von kriegerischen Geräuschen höchstens das Klappern von Gartenscheren gekannt hatte; nun reckte sich aus einem der oberen Fenster der Oberkörper einer alten Dame. Sie schwenkte die Arme über ihrem weißen Häubchen und schalt mit heiferer Stimme. Der Gärtner klebte an dem Baum, den zahnlosen Mund in idiotischer Verwunderung offen; und ein Stück weiter rannte die hübsche Magd, wie durch Hexerei auf einen schmalen Grasfleck gebannt, mit kleinen Schritten hin und her, rang die Hände und murmelte irre Worte. Sie warf sich nicht zwischen die Kämpfenden; Leutnant Ferauds Ausfälle waren so wütend, daß ihr der Mut fehlte. Leutnant D'Hubert beschränkte sich lediglich auf die Verteidigung und mußte alle seine Geschicklichkeit und Fechtkunst aufbieten, um das Anstürmen seines Gegners abzuwehren. Zweimal hatte er schon zurückweichen müssen. Es verwirrte ihn, daß der trockene Rundkies des Weges unter den harten Sohlen seiner Schuhe rollte und ihm keinen festen Stand bot. Das ist ein äußerst ungünstiger Boden, dachte er, kniff die Augen unter den langen Wimpern wachsam zu und hielt den wütenden Blick seines untersehten Gegners fest. Diese dumme Geschichte würde ihn um den Ruf eines vernünftigen, vielversprechenden jungen Offiziers mit guter Konduite bringen; jedenfalls mußten seine unmittelbaren Aussichten darunter leiden und er würde das Wohlwollen seines Generals verlieren. Diese praktischen Erwägungen waren zweifellos angesichts der Feierlichkeit des Augenblicks übel angebracht. Ein Duell — mag man es nun als eine Zeremonie im Kult des Ehrbegriffs betrachten, oder seinen moralischen Gehalt auf das Niveau einer Art männlichen Sports reduzieren —, ein Duell verlangt völlig ungeteilte Aufmerksamkeit und eine auf Entschlag gestimmte Gemütsverfassung. Andererseits war diese lebhafteste Beschäftigung mit seiner Zukunft nicht von schlechter Wirkung, insofern, als dadurch Leutnant D'Huberts Born geweckt wurde. Es waren ungefähr siebenzig Sekunden vergangen, seit sie die Klingen gekreuzt hatten, und Leutnant D'Hubert mußte abermals zurückweichen, um seinen rücksichtslosen Gegner nicht aufzuspießen wie einen Käfer für ein Naturalienkabinett. Der Erfolg war, daß Leutnant Feraud, der das Motiv mißverstand, seine Attade verschärfte.

Der tolle Hund wird mich direkt an die Mauer drängen, dachte Leutnant D'Hubert. Er glaubte sich dem Hause viel näher, als er es wirklich war und wagte nicht, den Kopf zu drehen; es schien ihm, als hielte er seinen Gegner viel mehr mit dem Blick als mit der Säbelspitze in Distanz. Leutnant Feraud duckte sich und sprang mit einer blutdürstigen, tigerhaften Behendigkeit, die auch den Kaltblütigsten hätte verwirren können. Was aber viel ausdrucksvoller wirkte, als die Wut eines wilden Tieres — das ja in aller Herzenseinfalt eine natürliche Funktion erfüllt —, das war die Unersehbarkeit des grausamen Vorfalls, wie sie der Mensch allein zu entfalten vermag. Das merkte auch Leutnant D'Hubert endlich, trotz seiner innerlichen Abgelenktheit. Es war eine dumme und unrühmliche Ge-

schichte, gewiß, doch welche törichte Absicht den Burtschen da auch anfangs gelehrt haben mochte — jetzt war es klar genug, daß er töten wollte, nichts anderes. Sein Wille dazu war so stark, daß er die minderen Fähigkeiten eines Eigers weit überragte.

Wie es bei von Natur aus tapfern Männern der Fall zu sein pflegt, wurde Leutnant D'Hubert erst warm, als er die Gefahr voll überblickte. Und sobald er richtig warm geworden war, sprachen die Länge seines Armes und sein kühler Kopf zu seinen Gunsten. Nun war die Reihe zurückzuweichen an Leutnant Feraud; die enttäuschte Wut erpreßte ihm ein blutrünstiges Grunzen. Er machte eine schnelle Finte und stürzte dann blind vor.

„Aha! Das möcht' dir passen!“ dachte Leutnant D'Hubert. Der Kampf hatte fast zwei Minuten gedauert, Zeit genug für jeden Mann, um erbittert zu werden, von dem Meritorischen des Falles ganz abgesehen. Und auf einmal war es aus. Leutnant Feraud versuchte unter der Parade seines Gegners durch ein corps à corps und erhielt dabei einen Hieb über den abgebogenen Arm. Er spürte ihn nicht im geringsten, doch sein Anprall wurde dadurch gehemmt, die Füße glitten ihm auf dem Ries aus und er stürzte mit voller Wucht hintenüber. Inm Aufschlagen lösten sich die Wallungen seines überhitzten Hirns in völlige Bewußtlosigkeit. Bei seinem Fall kreischte das hübsche Stubenmädchen auf; das alte Fräulein am Fenster aber hörte mit Schelten auf und betrezte sich fromm.

Als Leutnant D'Hubert seinen Gegner regungslos, das Gesicht dem Himmel zugewandt, daliegen sah, dachte er nicht anders, als er habe ihn getödet. Das Bewußtsein, er habe stark genug zugeschlagen, um seinen Mann glatt in zwei Seile zu spalten, kämpfte in ihm eine Zeitlang mit der verzweifeltsten Erinnerung an die aufrichtig gute Absicht, die er dabei gehabt hatte. Er kniete hastig neben dem hingestreckten Körper nieder. Als er aber entdeckte, daß nicht einmal der Arm schwer verletzt war, mischte sich in das Gefühl von Erlösung eine leise Enttäuschung. Der Kerl verdiente das Schlimmste. Doch eigentlich wollte er nicht den Tod dieses Sünders. Die Sache war so schon verteufelt genug, und Leutnant D'Hubert machte sich sofort daran, die Blutung zu stillen. In diesem Bestreben sollte er allerdings auf die lächerlichste Weise von der hübschen Magd behindert werden. Sie erfüllte die Luft mit Schredensschreien und attackierte ihn von rückwärts, indem sie die Finger in sein Haar krallte und ihm den Kopf zurückriß. Warum es ihr einfiel, ihn gerade in diesem Augenblick hindern zu wollen, das konnte er durchaus nicht verstehen. Er versuchte es auch nicht. Das alles schien ein verwickelter und quälender Traum. Zweimal mußte er, um nicht umgerissen zu werden, aufstehen und sie abschütteln. Das tat er wortlos, mit stoischer Ruhe, und kniete gleich nachher wieder hin, um in seinem Vorhaben fortzufahren. Das dritte Mal aber, als er fertig war, faßte er sie und preßte ihr die Arme an den Leib. Ihr Häubchen war dalb herunter, ihr Gesicht rot, ihre Augen sprühten in irrer Wut. Er blickte sie milde an, während sie ihn viele Male hintereinander einen Lumpen, Verräter und Mörder nannte. Dies kränkte ihn nicht so sehr, als die Tatsache, daß sie es fertig gebracht hatte, ihm reichlich das Gesicht zu zertragen. Zu dem Skandal würde sich also noch die Lächerlichkeit gesellen. Er stellte sich vor, wie die ausgeschmückte Geschichte in der Garnison, in der ganzen

Armee an der Grenze die Runde machen würde, mit jeder nur denkbaren Entstellung des Motivs und der Sachlage, und wie dadurch Zweifel entstehen mußten an der Tadellosigkeit seines Benehmens und an seinem guten Geschmack, sogar in den Augen seiner eigenen ehrenwerten Familie. Für den Kerl, den Feraud, war alles ganz gut; der hatte keine Verbindungen, keine nennenswerte Familie, und keine andere Qualität als seinen Mut — und der war außerdem eine ganz selbstverständliche Eigenschaft, die jeder gemeine Mann in der großen Masse der französischen Kavallerie besaß. Während er noch die Arme des Mädchens mit starkem Griff niederhielt, warf Leutnant D'Hubert über die Schulter einen Blick zurück. Leutnant Feraud hatte die Augen aufgeschlagen. Er rührte sich nicht. Wie ein Mann, der eben aus tiefem Schlaf erwacht, starrte er ausdruckslos zum Abendhimmel empor.

Leutnant D'Hubert versuchte den alten Gärtner heranzurufen, doch erreichte er damit nicht einmal so viel, daß er den zahnlosen Mund schloß. Dann erinnerte er sich, daß der Mann stocktaub sei. Die ganze Zeit über kämpfte das Mädel, aber nicht mit zimperlicher Scheu, sondern wie eine Furie, indem sie ihn von Zeit zu Zeit in die Schienbeine stieß. Er hielt sie wie in einem Schraubstock fest, denn sein Instinkt sagte ihm, daß sie ihm ins Gesicht springen würde, sobald er sie losließe. Für ihn war die Situation äußerst demütigend. Endlich gab sie's auf. Sie war mehr erschöpft als besänftigt, fürchtete er. Trotzdem versuchte er durch Unterhandeln aus diesem bösen Traum herauszukommen.

„Hör mich an!“ sagte er so ruhig als möglich. „Willst du mir versprechen, um einen Arzt zu laufen, wenn ich dich loslasse?“

Mit aufrichtiger Bestürzung hörte er ihre Versicherung, daß sie nichts derart tun wolle. Im Gegenteil, sie äußerte schluchzend die Absicht, im Garten zu bleiben und mit Zähnen und Nägeln für den Schutz des Besiegten zu kämpfen. Das war unerhört.

„Mein liebes Kind,“ rief er verzweifelt, „ist es möglich, daß du mich für fähig hältst, einen verwundeten Gegner zu ermorden? Ist es . . . halt still, du kleine Wildkatze, du!“

Sie rauchten wieder. Eine dicke verschlafene Stimme sagte hinter ihm: „Was wollen Sie mit dem Mädel?“

Leutnant Feraud hatte sich auf seinem heilen Arm aufgerichtet. Er besah schläfrig seinen andern Arm, seine blutgetränkte Uniform, eine kleine rote Lache auf dem Boden und seinen Säbel, der einen Meter weit weg auf dem Wege lag. Dann legte er sich sachte wieder hin, um alles zu überdenken, soweit sein wütend brennender Kopf geistige Anstrengungen gestattete.

Leutnant D'Hubert ließ das Mädchen los; sie kauerte sofort neben dem andern Leutnant nieder. Die Schatten der Nacht senkten sich über den schmucken Garten und über die rührende Gruppe, aus der leise gemurmelte Worte voll besorgten Mitgeföhls klangen und andere schwache Laute von durchaus verschiedenem Tonfall, als ob ein Kranker im Halbschlaf zu fluchen versuche. Leutnant D'Hubert ging fort.

Er durchschritt das schweigende Haus und beglückwünschte sich dazu, daß

die Dämmerung den Passanten seine blutigen Hände und sein zertraktetes Gesicht verbarg. Doch die Geschichte konnte keinesfalls geheim gehalten werden. Er fürchtete die Mißachtung und Lächerlichkeit mehr als alles und konstatierte mit Bitterkeit, daß er sich durch die Hintergäßchen schlich, wie ein Mörder. Aus diesen trüben Betrachtungen rissen ihn die Töne einer Flöte, die aus dem offenen Fenster eines erleuchteten Zimmers im Oberstock eines bescheidenen Hauses klangen. Das Instrument wurde mit technischer Vollendung gespielt und durch die „fioritures“ der Melodie konnte man das regelmäßige Aufschlagen des Fußes hören, der auf der Diele den Takt klopfte.

Leutnant D'Hubert schrie einen Namen; es war der eines Militärwundarztes, den er recht gut kannte. Die Töne der Flöte brachen ab, der Musiker erschien am Fenster, das Instrument noch in der Hand, und spähte auf die Straße hinab. „Wer ruft? Sie, D'Hubert? Was führt Sie her?“

Er liebte es nicht, zu der Stunde gestört zu werden, wo er die Flöte spielte. Er war ein Mann, dessen Haar ergraut war bei der undankbaren Arbeit, Wunden zu verbinden auf Schlachtfeldern, wo sich andere Beförderung und Ruhm holten.

„Ich möchte, daß Sie gleich nach Feraud sehen. Rennen Sie Leutnant Feraud? Er wohnt in der zweiten Straße von hier. Es sind nur ein paar Schritte hin.“

„Was ist's mit ihm?“

„Verwundet.“

„Sind Sie sicher?“

„Sicher!“ rief D'Hubert. „Ich komme von ihm.“

„Zum Lachen!“ sagte der ältliche Wundarzt. „Zum Lachen“ war sein Lieblingsausdruck; nur machte er nie das entsprechende Gesicht dazu, wenn er ihn anwandte. Er war ein abgestumpfter Mann. „Kommen Sie herauf“, fügte er hinzu. „Ich bin im Augenblick fertig.“

„Danke, gern. Ich möchte mir in Ihrem Zimmer die Hände waschen.“

Leutnant D'Hubert fand den Wundarzt damit beschäftigt, die Flöte auseinanderzuschrauben und die Stücke bedächtig in ein Futteral einzupacken. Er wandte den Kopf.

„Wasser — dort im Ed. Ihre Hände haben das Waschen nötig.“

„Ich habe die Blutung gestillt“, sagte D'Hubert. „Doch Sie sollten sich lieber beeilen, es ist mehr als zehn Minuten her, müssen Sie wissen.“

Der Wundarzt beschleunigte seine Bewegungen nicht.

„Was ist los? Verband aufgegangen? Zum Lachen! Ich hatte den ganzen Tag im Spital zu tun, doch heute früh hat mir jemand gesagt, daß er ohne einen Kraker davongekommen ist.“

„Nicht daselbe Duell, wahrscheinlich“, brummte Leutnant D'Hubert übel-launig und trocknete sich die Hände in einem groben Tuch.

„Nicht daselbe . . . Was? Noch eins? Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich zweimal am selben Tage antreten sollte.“ Der Wundarzt sah Leutnant D'Hubert scharf an. „Wie sind Sie zu dem zertrakteten Gesicht gekommen? Beide Seiten noch dazu — und symmetrisch. Zum Lachen!“

„Wirklich“, knurrte Leutnant D'Hubert. „Und Sie werden seinen zerhauenen Arm auch ‚zum Lachen‘ finden. Sie werden beide lange Zeit daran ‚zum Lachen‘ haben.“

Der Doktor war durch die plötzliche Bitterkeit von Leutnant D'Huberts Ton überrascht und konnte sie nicht begreifen. Sie verließen das Haus zusammen, und auf der Straße schien ihm sein Benehmen noch viel unbegreiflicher.

„Kommen Sie nicht mit mir?“ fragte er.

„Nein“, sagte Leutnant D'Hubert. „Sie können das Haus allein finden. Die Haustüre wird höchst wahrscheinlich offen stehen.“

„Ganz recht. Wo ist das Zimmer?“

„Erdgeschöß. Aber Sie werden besser tun, wenn Sie gerade durchgehen und zuerst im Garten nachschauen.“

Diese erstaunliche Information bestimmte den Arzt, ohne weitere Unterhandlung fortzugehen. Leutnant D'Hubert ging in seine Wohnung, eine heiße, quälende Entrüstung im Herzen. Er fürchtete den Klatsch seiner Kameraden fast eben so sehr als den Ärger seiner Vorgesetzten. Die Wahrheit war unerhört grotest und beschämend, selbst wenn man die Regellosigkeit des Kampfes an sich außer acht ließ, die ihn einem verbrecherischen Anschlag verzweifelt nahe brachte. Wie alle Leute ohne viel Einbildungskraft — eine Gabe, die reflektive Denkprozesse fördert —, quälte sich Leutnant D'Hubert furchtbar mit dem Gedanken an die hoffnungslose Klemme, in die er augenscheinlich geraten war. Sicher war er froh, daß er Leutnant Feraud nicht getötet hatte, unter Nichtbeachtung aller Regeln und ohne die für ein derartiges Beginnen vorgeschriebenen Zeugen. Außergewöhnlich froh. Dabei hatte er aber zugleich das Gefühl, daß er ihm am liebsten ohne jedes Zeremoniell den Kragen umbrehen würde.

Er stand noch unter dem Druck dieser widersprechenden Empfindungen, als ihn der Wundarzt und Flötenamateur besuchen kam. Es waren mehr als drei Tage vergangen. Leutnant D'Hubert war nicht mehr Officier d'ordonnance beim kommandierenden Divisionär. Er war zu seinem Regiment zurückgeschickt worden. Und seine Zugehörigkeit zur militärischen Familie des Soldaten hatte sich zunächst darin geäußert, daß er unter strengen Arrest gesetzt worden war, aber nicht in seiner Stadtwohnung, sondern in einem Kasernenzimmer. Der Schwere des Vorfalls entsprechend war ihm jeder Besuch verboten. Er wußte nicht, was geschehen war, was man sprach, was man dachte. Der Besuch des Wundarztes kam dem betrübten Gefangenen völlig unerwartet. Der Flötenamateur begann mit der Erklärung, daß er nur durch besondere Gnade des Obersten da sei.

„Ich stellte ihm vor, daß es nur anständig sei, Ihnen authentische Nachrichten über Ihren Gegner zukommen zu lassen“, fuhr er fort. „Es wird Sie freuen, zu hören, daß seine Wiederherstellung rasch fortschreitet.“

Leutnant D'Huberts Gesicht zeigte keines der konventionellen Merkmale von Freude. Er fuhr fort, den staubigen, kahlen Raum zu durchschreiten.

„Nehmen Sie den Stuhl da, Doktor!“ murmelte er.

Der Doktor setzte sich.

„Die Affäre wird verschieden beurteilt — in der Stadt und in der Armee. Wirklich, die Verschiedenheit der Meinungen ist zum Lachen.“

„Ist sie das?“ brummte Leutnant D'Hubert, und stampfte unbeirrt von Wand zu Wand. Innerlich aber wunderte er sich darüber, daß es zwei Meinungen in der Sache geben konnte. Der Arzt sprach weiter.

„Natürlich, da Tatsachen nicht bekannt sind —“

„Ich hätte gedacht,“ unterbrach ihn D'Hubert, „daß der Herr Sie in den Besitz von Tatsachen setzen würde.“

„Er sagte etwas,“ gab der andere zu, „als ich ihn zuerst sah. Und, nebenbei bemerkt, ich fand ihn im Garten. Der Sturz auf den Hinterkopf hatte ihn damals ein wenig verworren gemacht. Später war er eher zurückhaltend, als sonst was.“

„Dachte nicht, daß er geruhen würde, sich zu schämen“, knurrte D'Hubert und nahm seine Wanderung wieder auf, während der Doktor murmelte: „'s ist wirklich zum Lachen! Schämen! Mir kam es nicht so vor, als ob er gerade daran gedacht hätte. Immerhin, Sie mögen ja die Sache mit andern Augen ansehen.“

„Wovon sprechen Sie? Welche Sache?“ fragte D'Hubert mit einem schiefen Blick auf das wuchtige Gesicht des grauhaarigen Mannes.

„Was es auch sei“, entgegnete der Arzt ein wenig ungeduldig. „Ich will über Ihr Benehmen keinerlei Meinung äußern —“

„Bei Gott, Sie tun gut daran!“ brach D'Hubert los.

„Da! — Da! Sind Sie nicht gar so flink mit dem Säbelziehen. Es bekommt nicht gut auf die Dauer. Merken Sie sich ein für allemal, daß ich nie einen von euch Jungen zerfäbeln würde, außer mit meinem Handwerkszeug. Aber mein Rat ist gut. Wenn Sie so fortmachen, dann werden Sie sich einen abscheulichen Ruf schaffen.“

„Fortmachen, wie?“ fragte Leutnant D'Hubert, völlig verblüfft, und machte kurz halt. „Ich! — Ich! — Werde mir einen Ruf schaffen. . . Was bilden Sie sich ein?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich über Recht und Unrecht in dieser Frage nicht urteilen will, das ist nicht meine Sache. Trotzdem —“

„Was zum Teufel hat er Ihnen erzählt?“ unterbrach ihn Leutnant D'Hubert in einer Art ehrfürchtigen Schredens.

„Ich sagte Ihnen schon daß er zuerst, als ich ihn im Garten aufas, verworren war. Und später war er natürlich zurückhaltend. Immerhin habe ich den Eindruck, daß er sich nicht helfen konnte.“

„Konnte er nicht?“ schrie Leutnant D'Hubert mit starker Stimme. Dann fügte er in eindrucksvoll gedämpftem Ton hinzu: „Und wie ist's mit mir? Konnte ich mir helfen?“

Der Arzt erhob sich. Seine Gedanken eilten zur Flöte, seinem ständigen Begleiter mit der tröstenden Stimme. Man erzählte sich, daß er oft nahe bei Feldambulanzen, nach vierundzwanzig Stunden harter Arbeit, durch süße Flötentöne die furchtbare Ruhe der Schlachtfelder gestört hatte, die dem Schweigen und dem Tode überantwortet schienen. Die Erholungsstunde seines Tageslaufs war nahe, und in Friedenszeiten hielt er auf die Minute daran fest, wie ein Geiztragen an seinem Schatz.

„Natürlich! Natürlich!“ sagte er obenhin. „Man sollte es meinen. Zum Lachen. Wie immer — da ich völlig neutral und Ihnen beiden freundschaftlich gesinnt bin, so habe ich mich bereit erklärt, Ihnen diese Botschaft zu überbringen. Nennen Sie es Nachsicht mit einem Kranken, wenn Sie wollen. Er wünscht Sie davon zu unterrichten, daß die Affäre durchaus nicht abgetan ist. Er gedenkt Ihnen seine Zeugen zu schicken, sobald er wieder hergestellt ist — vorausgesetzt natürlich, daß die Armee dann nicht im Felde steht.“

„Will er das, so? Nun gut, gewiß!“ sprudelte Leutnant D'Hubert leidenschaftlich heraus.

Der geheime Grund seiner Erregung war dem Besucher nicht ersichtlich; doch bestärkte dieser leidenschaftliche Ausbruch den Arzt in dem Glauben, der außerhalb an Boden gewann, daß nämlich zwischen diesen beiden jungen Leuten eine schwerwiegende Differenz entstanden sein müsse, wichtig genug, um die Geheimtuerie zu rechtfertigen; ein Geschehnis von einschneidendster Bedeutung. Um ihren hitzigen Streit über diese Tatsache auszutragen, hatten diese beiden jungen Leute es riskiert, sozusagen am Ausgangspunkt ihrer Karriere schmählich kassiert zu werden. Der Arzt fürchtete, daß die kommende Untersuchung die öffentliche Neugier nicht befriedigen würde. Sie würden das Publikum nicht ins Vertrauen ziehen betreffs jenes Etwas, das zwischen ihnen vorgefallen und so unerhört war, daß sie deswegen eine Anklage wegen Mordes gewagt hatten — nicht mehr und nicht weniger. Doch was konnte es sein?

Der Arzt war von Natur aus nicht neugierig; doch diese Frage beschäftigte ihn so brennend, daß er an jenem Abend zweimal das Instrument von den Lippen nahm und eine volle Minute lang schweigend dasaß — mitten in einer Fuge —, um eine annehmbare Lösung zu finden.



An Jesus • Von Annabel Lee

So hast noch nie ein töricht Herz,
Wie meines, du bezwungen,
Mit lindem Worten eingesungen
All seinen Schmerz.

Wer anders wischt die Tränen ab
Mit leisen, weichen Händen?
Ich bau' auf dich, du magst mich senden
Hinauf, hinab!

Nur, nur dem Schein zuliebe nicht,
Dem irren, erdenblaffen,
Dir abgewandt, aus Augen lassen
Das hell'ge Licht!

Mög' Abendrot und Morgenrot
Einst, wie in weißen Nächten,
Zu einem Kranze sich verflechten
In meinem Tod.

Bei dir daheim im Vaterhaus
Wird mich die Liebe grüßen.
Ein Augenblick zu deinen Füßen
Gleicht alles aus.

So ist noch keine Herzenstür
Vor Menschen aufgefliegen
Wie meine dir! — Du kommst gezogen!
Hab' Dant dafür!





Jesus und die Blinde

Legende von Karl Röttger

S in Mädchen saß am Waldweg im Schatten. Und da Jesus durch den Wald kam, hörte sie ihn kommen und rief ihm entgegen: „Wer kommt da?“

Jesus lächelte: „Warum fragst du? Du siehst doch, wer kommt — ein Wanderer.“

„Ich sehe nichts,“ sprach das Mädchen, „denn ich bin blind.“

Da erschrak Jesus bis tief ins Herz und sprach: „Verzeihe, ich habe es nicht gewußt. Wie kam dir das?“

„Ich bin blind von klein an.“

„Und sitzt allein still im Wald?“

„Ja. Wundert dich das?“

„Nein, ich denke nur, wie schön dies sei; du sitzt allein und blind im Wald, du laufst auf alles. Und ich komme des Wegs.“

„Dafür will ich auch mit dir gehen“, sprach das Mädchen.

Da sah Jesus sie an und liebte sie. Und sie hob ihr Gesicht zu ihm auf, zu seiner Stimme, wie ein Kind, dessen Augen groß und offen wären. Da nahm Jesus sie an der Hand und ging mit ihr.

Und als sie eine Zeitlang gegangen waren, sprach Jesus: „Warum lächelst du so?“

„Es ist nur das Staunen“, sprach das Mädchen. „Staunst du nicht auch?“

„Das ist schwer zu sagen“, sprach Jesus. „Meine Seele ist mir etwas fremd. Ich kenne mich wenig. Ich habe Augen für alles, von mir selbst weiß ich wenig zu sagen.“

„Ich habe lange gewartet, daß mir etwas Schönes geschähe. Nun ist es geschehen. Mein Warten ist erfüllt, darum lächle ich so.“

Jesus sprach: „Ich lebe in der Welt, wo alles Schöne mühelos und selbstverständlich geschieht. Was mich erstaunen machen kann, ist alles Kleine und Häßliche. Sieh, ich freue mich aller Menschenfreude, das ist meine Menschlichkeit.“

Das Mädchen sprach: „Ich fühle es in deiner Hand. Du hast eine schöne Hand.“ — — —

„Sind es nicht stille Wege, die du mich führst? Gehen wir immer so allein?“

Und Jesus spricht: „Quält dich das?“

„Nein, es ist mir so feierlich. — Wie weit wirst du noch wandern?“

„Ich weiß es nicht.“

„Kommst du von Hause — oder gehst du nach Hause?“

„Ich bin immer zu Hause. Denn ich habe kein Zuhause.“

Sie zitterte ganz fein, als er dies sagte. Er aber faßte sie fester an und sprach:

„Du weißt nur nicht, wie sicher ich lebe, darum bangt dich darum. Ich habe kein Heimweh, — es sei denn: in die Welt. Wenn ich in ein Dorf komme oder in eine Stadt, um da zu übernachten, so ist das, als ob ich in meiner Vaterstadt wäre. Und nicht anders ist es, wenn ich sommers im Feld am Korn oder im Heu schlafe, oder am offenen Meer. Ich habe ja nur von meiner Vaterstadt die Wände, die Mauern! ein wenig [weit hinausgeschoben, daß sie größer würde. Nun ist sie so groß wie die Welt. Dies ist doch sehr einfach.“

„Ja—a? Aber sag, warum mußt du so viel wandern?“

„Mich dürstet nach Schicksalen“, sprach Jesus. „Auch ist es mir so von m e i n e m Schicksal bestimmt.“

„Und du wirst niemals aufhören zu wandern?“ fragte das Mädchen.

„Das weiß ich nicht. Das weiß — vielleicht . . . Gott. Das liegt sehr fern. Des warten wir. Du aber“ — und er neigte sein Gesicht ihr zu — „bist gleich daheim. Ich sehe ein Haus, das Abendrot scheint in die Fenster, in die Scheiben, und grüne Büsche stehen da rings herum. — Wir werden da eintreten. Und du bist müde. Und ich will sagen: ‚Hier bringe ich die Erwartete‘, und sie werden nicken und lächeln.“

Sie schwieg und sann. „Mich schauert's vor deinem ewigen Wandern,“ sprach sie, „und doch muß ein Glück darin sein, das ich nicht fasse. — Mir aber graut davor.“

„Du bist gleich daheim.“

Da blieb sie stehen und sagte: „Nein! Auch davor graut mir. Immer in Stille und Geborgenheit zu sitzen. Dazu bin ich zu blind. Ich kann nicht zuviel Liebe vertragen. Zuviel Sorge um mich. Mir eignet am besten, am Weg zu sitzen und zu warten.“

„Du wirst oft vergeblich warten.“

Da sprach das Mädchen: „Nun, heute kamst du und gingst ein Stück mit mir. Das war schön. Nun laß mich los und leite mich an den Rand. Hier will ich sitzen, hier sind Düfte von Blumen aus nahen Gärten. Hier will ich sitzen und warten. Ich bin schon müde geworden.“

Und er leitete sie an den Wegrand. Da saß sie und hob das blinde Kinder Gesicht zu ihm auf und sprach: „Dann lebe wohl!“

Und Jesus liebte sie um der Stärke ihrer Seele willen und legte die Hand auf ihren Scheitel und sagte: „Was könnte dir an Glück fehlen?“

„Ich glaube es“, sprach sie. „Ich kann mir ja denken: Du kommst noch einmal wieder vorbei, und ich sitze einstweilen am Wegrand und warte.“

Und Jesus nahm Abschied und ging. Sah auch noch einmal zurück, wie sie da saß im Schatten des Abendlichts am Wegrand und wartete und lauschte.





Salvarsan in Anklage

Endlich ist der Bann des Schweigens gebrochen, endlich ist es gelungen, unter dem Druck und der Schwere der gegen das Heilmittel Salvarsan (Ehrlich-Hata 606) erhobenen Anklagen, den Erfinder, Geheimrat Ehrlich, zu einer Erklärung zu veranlassen. Seit der „Lürmer“ im September v. J., keinem anderen Trieb als seinem publizistischen Pflichtgefühl gehorchend, die Erörterung über das Salvarsan vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen sich bemühte, hat es einen zähen und heftigen Kampf gekostet, um Bresche in die eiserne Mauer zu legen, mit der sich das mächtige Ehrlich-Syndikat zu umgeben verstanden hat. Daß es dahin gekommen ist, muß mit in erster Linie dem Berliner Polizeiarzt Dr. Dreuw zum Verdienst angerechnet werden, der es wagte, mit einem außerordentlichen Belastungsmaterial gegen das Salvarsan hervorzutreten. Von dem Augenblick an, wo Polizeiarzt Dr. Dreuw in das Reichsgesundheitsamt zitiert wurde und dem Präsidenten und seinen Geheimräten ein Bild der Salvarsangefahr entwarf, ist die Lawine ins Rollen gekommen und die Auseinandersetzungen über Ehrlich-Hata 606, seine Mißerfolge und Schäden haben ungeahnte Dimensionen angenommen. Und so mußte es kommen! Denn es handelt sich hier nicht, wie man uns glauben machen will, um eine rein medizinische Angelegenheit, die im internen Kreise der Fachleute erledigt werden kann, sondern um eine gewaltige, ja geradezu fundamentale Frage des allgemeinen Volkswohls, in der die Öffentlichkeit, die Regierung, das Parlament nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, ein gewichtiges Wort mitzureden.

Die bereits in dem Novemberheft 1913 des „Lürmers“ als gänzlich haltlos nachgewiesene Behauptung, daß Ehrlich-Hata 606 nach dem übereinstimmenden Urteil der Sachverständigen sich als das vollkommenste Heilmittel der Syphilis erwiesen habe, darf nach dem bisherigen Ergebnis dieser Auseinandersetzung glattweg als ein Märchen bezeichnet werden. Im Gegenteil! Jetzt, wo endlich auch andere Stimmen als die der begeisterten Lobredner des Salvarsan in der Öffentlichkeit zu Gehör kommen, zeigt es sich, wie groß in Wahrheit die Segnerschaft des Ehrlich-Syndikats ist, wie dringend auch in der Ärzteschaft selbst das Verlangen nach einer von Reich wegen vorzunehmenden Untersuchung der Salvarsan-Angelegenheit ist. Der Polizeiarzt Dr. Dreuw hat in einer Denkschrift im Einklang mit unserm im November v. J. an dieser Stelle gebrachten Ausführungen ein Verbot des Salvarsans beim Reichsgesundheitsamt beantragt, zum mindesten aber eine Festsetzung der Maximaldosis, die die amtlich angelegte Maximaldosis von 0,005 für Arsen nicht übertrifft, da Salvarsan in den üblichen Dosen die 20 bis 50fache Arsenmenge enthält.

Erst auf die Meldung hin, daß das Kaiserliche Gesundheitsamt der Salvarsan-Angelegenheit näherzutreten gedenke, hat Professor Ehrlich selbst sich zu einer Erklärung

gedrungen gefühlt, die er schon längst der Öffentlichkeit schuldig war und deren Ausbleiben im höchsten Grade bestreudend berühren mußte. Denn statt sofort vor die Front zu treten, ließ sich Professor Ehrlich, während in Deutschland bereits die beunruhigendsten Meldungen über Salvarjan-Todesfälle, Erblindungen und Ertaubungen durchsickerten, in Paris als den Märtyrer feiern, und er besaß den Geschmack, sich dort als den Propheten hinzustellen, der nichts im Vaterlande gilt. Erst als sich die Pariser Begeisterungsstimmung, trotz fieberhaften Arbeitens des Presseapparats und der Altscheefabriken, dem deutschen Volke nicht mitteilen wollte, als im Gegenteil immer lauter und dringlicher der Ruf nach Aufklärung erscholl, erst da sah sich Geheimrat Ehrlich endlich gezwungen, die längst fällig gewesene Erklärung abzugeben. Wer diese Erklärung, die Ehrlich in einem Interview mit einem Frankfurter Journalisten niederlegte, mit den Äußerungen vergleicht, die der Gelehrte in der Anfangsetappe des Siegeslaufes seines Heilmittels einer hoffnungsfrohen Welt verkünden ließ, der findet den zuversichtlichen und optimistischen Ton jener Tage nicht wieder. Es sind kaum drei Jahre her, daß Professor Ehrlich sein Präparat als ideal, ja als überideal bezeichnete, als er die *Therapia sterilisans magna* (die große keimtötende Heilmethode) als nahezu erreicht hinstellte. Wie so ganz anders, wie gar sehr „zurückhaltend“ äußert sich Ehrlich in seiner Erklärung vom 17. Februar 1914! Auf die wörtliche Wiedergabe dieser Entgegnung kann an dieser Stelle verzichtet werden, da das Interview in der gesamten deutschen Presse zum Abdruck gelangt ist. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Ehrlich selbst die Möglichkeit von Todesfällen im Anschluß an die Salvarjanbehandlung nicht leugnet, daß er zugibt, die Zahl der bisherigen Opfer könne 275 betragen, und daß er auch andere als tödliche Folgeerscheinungen nicht in Abrede zu stellen unternimmt. Und am Schluß dieser vernichtenden Selbstkritik, dieser seltsamen Einschätzung seines „hyperidealen“ Heilmittels weiß der Frankfurter Gelehrte keinen anderen Milderungsgrund ins Feld zu führen, als die Behauptung, daß gegenüber der Menge verabfolgter Einspritzungen diese Todesfälle einen geringen Prozentsatz bedeuten!

Es mag sein, daß wir ein Menschenleben und ein Menschenschicksal zu hoch bewerten und daß wir und andere, die diesen „sentimentalen“ Anwendungen unterworfen sind, die Geringschätzung des Professors Ehrlich verdienen, der, da kein Staat ihm Schranken setzte, die halbe Welt zu seiner Versuchsanstalt machen durfte. Aber abgesehen davon: die Zahl der Todesfälle und der Schädigungen, die das Salvarjan bisher angerichtet hat, ist, das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, in Wirklichkeit unendlich viel größer, als dies zahlenmäßig festzustellen überhaupt möglich ist. Denn wie soll eine einigermaßen erschöpfende Statistik derartiger Fälle zustande kommen? Es ist anzunehmen, daß die meisten Ärzte im Interesse der Familie der Verstorbenen und im eigenen Interesse die von ihnen beobachteten Todesfälle nicht veröffentlichen. „Geseht aber,“ so schreibt mit vollem Recht Dr. Heinrich Böing in der Deutschen Tageszeitung, „es kämen auf eine Million Kranker, nur‘ zweihundert Todesfälle, so ist schon damit die Notwendigkeit bewiesen, die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Salvarjanbehandlung überhaupt aufzuwerfen. Demnach dürfte für Ehrlich heute der Augenblick gekommen sein, in welchem er selbst das Salvarjan aus der Behandlung der Syphilis zurückzieht, nicht weil ein besseres Mittel gegen die Krankheit erfunden ist, sondern weil die Nachteile des Mittels seine Vorteile bedeutend überwiegen.“

Ein böser Zufall will es, daß auf dem Höhepunkte des Streites für und wider Salvarjan von zwei neuen Todesfällen zu melden ist. Die medizinischen Fachzeitschriften berichteten unter dem 22. Februar über einen typischen Todesfall des Heilmittels Salvarjan, der sich im Allgemeinen Krankenhaus in Lübeck ereignete. Der Patient war ein völlig gesunder, 26 Jahre alter Mann, der auf eine positive Wassermannsche Reaktion hin Salvarjan erhielt. Vier Tage darauf starb er unter den bekannten Vergiftungserscheinungen, Erbrechen, Bewußtlosigkeit und epileptischen Krämpfen.

Zwei Tage darauf berichtete das „Agrarier Tageblatt“ laut Polizeibericht von einem

Todesfall infolge Salvarsans. Es handelte sich in diesem Falle um eine 38jährige Schneiderin. Die Spitalärzte konstatierten eine akute Vergiftung an Neosalvarsan. Die Verstorbene hatte in 8 Tagen zwei Injektionen erhalten.

Aus der kaum mehr zu bewältigenden Fülle des uns vorliegenden Belastungsmaterials gegen Ehrlich-Gata 606 seien nur drei typische Fälle von Gesundheitschädigungen herausgegriffen, die im Anschluß an Salvarsanbehandlung zutage traten.

1. Patient teilt mit: „Ich habe die Wirkungen dieses Heilmittels am eigenen Leibe erfahren, und zwar nicht zu meinem Besten. Denn ich liege jetzt als gelähmter Mann schon über zwei Jahre im Bett. Ich war zunächst im K-Hospital mit Ehrlich-Gata 606 behandelt, trotzdem sich später herausstellte, daß ich nervenkrank war. Trotzdem wurde ich mit Ehrlich-Gata 606 behandelt, indem man mir sagte, es sei zu allem gut. Vorher konnte ich noch laufen, heute bin ich gelähmt.“

2. Patient teilt mit: „Obwohl ich mich jeder Vergnügungssucht enthalte, zog ich mir auf heute noch unerklärliche Weise eine Geschlechtskrankheit zu. Von Juni bis Ende September 1913 war ich in Behandlung (Salvarsan). Eine Blutuntersuchung blieb negativ. Im November 1913 stellten sich bei mir andauernde heftige Kopfschmerzen ein, mein Auge wurde matt und verschwommen, mein Gehör versagte und ich höre auf dem linken Ohr nichts mehr, rechts nur noch zu zwei Fünftel. Die Kopfschmerzen sind seitdem gelinder geworden, ebenso sind die Augen wieder, wenn auch nicht ganz, so doch ziemlich normal geworden. Mein Gehör ist aber nicht besser geworden, und bin darum verzweifelt und besorgt.“

3. Patient schreibt: „Ich wurde im März 1912 ins K-Krankenhaus wegen Schmerzen in der Magengegend auf Station 7 von Arzt Z behandelt. Mein Blut wurde untersucht, es stellte sich heraus, daß ich nur 30—36%, also mehr Wasser wie Blut hatte. Darauf bekam ich eine Einspritzung. Ich muß gleich voraussetzen, daß ich niemals geschlechtlich krank war. Auch wurde mir nicht gesagt, was es für eine Einspritzung war. Ich bekam nach 8 Tagen noch eine Einspritzung, nach welcher sich eine Lähmung in beiden Armen einstellte, und erst nach derselben bemerkte ich auf meiner Kurve das Wort Salvarsan.“

Das sind erschütternde und entsetzliche Anklagen, die da aus freiem Antriebe mitten aus dem Volke heraus an unser Ohr gelangen. Wird Herr Ehrlich sie hören? Wieviele solcher Fälle sollen noch angeführt werden, damit sich endlich die Erkenntnis Bahn bricht, daß das Ehrlich'sche Salvarsan als giftiges Präparat dem freien Verkehr entzogen, zum mindesten aber der staatlichen Kontrolle unterworfen werden muß? Einer der bedeutendsten Toxikologen der Welt, Professor Lewin, spricht in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ vom Januar 1914 folgendes Verdammungsurteil aus:

„Arsen ist ein Gift hoher Ordnung. Dieser Charakter fehlt keiner seiner Verbindungen. Und da vernunftgemäß keine, wie immer geartete, Arsenverbindung anders als durch ihren Arsengehalt und durch Freiwerden von Arsen wirken kann, so werden schließlich Nutzen oder Schaden, die sie äußert, eine Funktion der im Körper in Wirkung tretenden Arsen-Zonen sein. Was am Arsen noch angehängt ist — ob anorganischer oder organischer Herkunft — ist untergeordneter Bedeutung. Diese elementare Erkenntnis ist leider reich und überreich durch neue Erfahrungen über Vergiftungen mit organischen Arsenverbindungen wieder erhärtet worden.“

Und ein anderer Giftkenner, Dr. med. Ranngießler, drückt sein Erstaunen darüber aus, daß das Reichs-Gesundheitsamt, das keine arsen- und antimonhaltigen Tapeten duldet, sich nicht schon längst veranlaßt gesehen hat, gegen ein Arsengift einzuschreiten, mit dessen Dosierung ein derartiger Anflug getrieben wird, daß man von Verwilderung sprechen kann. Der Gedanke, daß dieses giftige Präparat von jedermann in beliebiger Menge gekauft werden kann und daß von den Verfertigern Millionen damit verdient werden, ist einfach ungeheuerlich. Die Herstellung des Mittels haben die Höchster Farbwerke über-



Heideeichen



C. M. Rebel

nommen. Das Mittel wird in Dosen von 0,5 bis 1 Gramm verabreicht und in den Apotheken zu einem Preise von 10 Mark für eine Dosis von 0,8 Gramm abgegeben. Für das Kilo Salvarjan werden also ca. 12000 bis 16000 Mark gelöst, wobei der Herstellungspreis für das Kilo nach einwandfreien Berichten von verschiedener Seite sich auf nur 8 Mark stellen soll. Da nach Ehrlichs Angaben mindestens 1 Million Menschen mit Salvarjan behandelt worden sind, so hat das Präparat mindestens schon einen Betrag von 20 bis 30 Millionen Mark eingelöst! „Warum“, so fragt mit Recht das „Bayerische Vaterland“, „entlohnt nicht der Staat den Erfinder eines Heilmittels in hinreichender Weise, sobald es einwandfrei erprobt ist? Und macht es jedermann leicht zugänglich, statt es zu einem Ausbeutungsobjekt für einige wenige Aktionäre werden zu lassen? Ja, darin liegt die Hauptsache! Würden die Interessenten so lange zuwarten, so würde in 90% aller Fälle sich herausstellen, daß es mit der neuen Entdeckung nichts ist. Bis sich aber herausstellt, daß ‚man‘ sich getäuscht hat, soll das Geschäft schon gemacht sein... Ist der Plünderungszug gelungen, dann: Eine andere Nummer gefällig?“

Nachdem einmal die lange unterdrückte Wahrheit über die Salvarjangefahr sich Bahn gebrochen hatte, war es die Aufgabe der Reichsregierung, in eine objektive Nachprüfung des umfangreichen Anlagematerials einzutreten. Man kann sich aber des peinlichen Eindrucks nicht erwehren, daß sich die Regierung in diesem Streit der Meinungen nicht die Rolle des Richters, der über den Parteien zu stehen hat, erwählte, sondern daß sie sich in eine Position hineindrängen ließ, die eher einem Anwalt Ehrlichs gebührt hätte. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses hat der Kultminister erklärt, daß der Präsident des Reichsgesundheitsamtes sich mit — Ehrlich in Verbindung gesetzt, aber keinen Anlaß zu irgendwelchem Einschreiten gefunden habe. Das ist doch wirklich der Gipfel! Ja, erwartete der Herr Minister etwa, daß Professor Ehrlich zu Maßnahmen gegen sein eigenes Heilmittel raten werde? Auf eine kurze Anfrage im Reichstage hat dann der Regierungsvertreter feststellen müssen, daß nach dem Reichsrecht keine Anzeigepflicht für Todesfälle oder schwere Schädigungen, die bei der Anwendung des Salvarjan vorgekommen, bestehe, und daß es der Reichsverwaltung insofern an amtlichen Mitteilungen darüber fehle, ob und wie oft derartige Fälle eingetreten sind. Anstatt aber Erwägungen in Aussicht zu stellen, wie diesem offenbaren Mangel des Reichsrechts abzuhelfen ist, hat der Regierungsvertreter das Panama des Salvarjans mit all den satzfam bekannten, einfach unhaltbaren Entschuldigungsgründen, die wir aus Herrn Ehrlichs Mund vernommen haben, zu beschönigen versucht. Und das angesichts eines Anlagematerials von so erdrückender Wucht, daß es einer eingehenden und unparteiischen Untersuchung wohl wert gewesen wäre. Oder ist etwa Ehrlich das Vaterland?

Vertreter der Regierung, der Präsident des Reichsgesundheitsamtes Dr. Bumm und der Medizinalrat Dr. Kirchner, der seinerzeit den Titel Erzellenz für Ehrlich beantragt hat, haben der am 4. März in Berlin abgehaltenen Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft beigewohnt, auf deren Tagesordnung das Thema „Die Fortschritte der Syphilisforschung“ angefaßt war. Einer Anzahl von Medizinern, durchweg Anhängern Ehrlichs, hatte man das Wort gegeben, das Hohelied des Salvarjans anzustimmen. Als Redner waren bestimmt die Herren: Lesser, Wechselmann, Blascho, Citron, Friedländer, Bruhns, Lilienthal, Rosenthal, Jaaen und Herzberg. Der Referent, Geh. Medizinalrat Lesser, mußte zugeben, daß nach seiner Kenntnis nicht weniger als 87 Todesfälle an Salvarjan zu verzeichnen gewesen wären, während es bei weiteren 187 Fällen noch die indirekte Veranlassung des Todes war. Und dann ereignete sich das ungeheuerliche Schauspiel, daß Wechselmann, ein intimer Freund Ehrlichs, über die Behandlung mit Salvarjan ein dem Referat Lessers direkt zuwiderlaufendes Urteil fällte. Denn während Lesser die Ansicht vertrat, daß das Salvarjan in der Verbindung mit Quecksilber seine gefährliche Wirkung verliere, schrieb Wechselmann gerade dieser Kombination die

Hauptstütze an den Todesfällen- und Rezidiven zu. Ein schreiender Gegensatz also innerhalb der treuesten Anhängerschaft Ehrlichs selbst!

Die Vertreter der Regierung hätten also auf dieser Versammlung, die, wie schon aus der Stellung des Themas hervorgeht, den Charakter einer Rundgebung für Ehrlich tragen sollte, die beste Gelegenheit gehabt, die erschreckende Verwirrung, die selbst unter der Anhängerschaft Ehrlichs über die fundamentalste Frage der Salvarfanbehandlung grell zutage trat, kennen zu lernen. Ist etwa diese Tatsache allein nicht Anlaß genug für die Reichsregierung, zu prüfen, ob weitere „Schutzvorschriften“ erforderlich sind? Wenn ein Tunnel Risse zeigt, so versieht man ihn mit Stützen, oder man läßt ihn abtragen, damit durch seinen Zusammenbruch kein Unglück entsteht. Die Reichsverwaltung kann der Salvarfanfahrt gegenüber unmöglich länger eine zuwartende Haltung einnehmen. Es ist ihre Pflicht, im Interesse des öffentlichen Wohls rasch und energisch einzugreifen. Die Erklärung des Regierungsvertreters im Reichstage stand überdies in scharfem Widerspruch zu den Äußerungen Professor Ehrlichs selbst. Dieser erklärte in dem erwähnten Interview, Salvarfan sei ein freies Arzneimittel, es stehe noch nicht im Arzneibuch, was bei jedem neuen Heilmittel erst geschehe, wenn man eine längere Zeit hindurch den Erfolg festgestellt habe. In nächster Zeit sei jedoch eine ärztliche Enquete über das Salvarfan zu erwarten, der wohl die Aufnahme in das Arzneibuch folgen werde, so daß das Mittel dann nur noch gegen ärztliches Rezept zu erhalten sei. Der Regierungsvertreter dagegen versicherte im Reichstag: „Nach den gesetzlichen Bestimmungen unterliegt das Heilmittel Salvarfan dem Apothekerszwang und dem Rezeptzwang.“ Eine der beiden Parteien muß daher in diesem sehr wichtigen Punkte falsch unterrichtet sein. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, welche — die Regierung oder Herr Ehrlich.

Es wäre nun noch ein Wort über die Kampfesweise des Ehrlich-Syndikats zu sagen. Sie schließt sich würdig dem Reklamerummel an, mit dem vor drei Jahren das Salvarfanwunder in die Welt gesetzt worden ist. Geheimrat Professor Krauß hat es dem Polizeiarzt Dr. Dreuw zum Vorwurf gemacht, daß dieser mit seiner Anklage gegen das Salvarfan vor die Öffentlichkeit getreten sei und sich nicht auf eine Erörterung im Fachkreise beschränkt habe. Es wird Herrn Professor Krauß wahrscheinlich nicht betannt sein, daß das führende medizinische Fachorgan, die „Münchener medizinische Wochenschrift“, den Einwendungen gegen das Salvarfan seine Spalten verschlossen hat. Die von Dr. Dreuw erörterte rein sachliche Frage, ob Salvarfan ein Gift ist oder nicht, glaubte die „Münchener medizinische Wochenschrift“ mit folgendem Satz abtun zu können: „Es hieße, dem Urheber dieser Absurdität zuviel Ehre antun, wollte man sich ernsthaft mit seinem Vorschlag (eines Salvarfanverbots) beschäftigen. Es genügt, zu konstatieren, daß die Presse an der Hand der über das Salvarfan vorliegenden Tatsachen einmütig den Vorschlag ins richtige Licht gesetzt hat und daß dadurch eine Beunruhigung des Publikums, die leicht hätte entstehen können, verhindert wurde.“ Es genügt wohl, meinen wir, diese unerhörte Art ganz einseitiger Stimmungsmache, die sich hier das führende Organ der medizinischen Wissenschaft leistet, niedriger zu hängen. Aber ist es nicht auch ein trauriges Zeichen einseitiger Parteilichkeit, wenn das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau sich zur Verbreitung der Nachricht hergab, daß Dr. Dreuw kein Anrecht auf den Titel Polizeiarzt habe — eine Falschmeldung, die das halbamtliche Bureau in der folgenden Nummer sofort zu widerrufen gezwungen war. Und muß es nicht auch seltsam berühren, wenn im Hinblick auf einen aufklärenden Artikel Dr. Dreuws in einer Tageszeitung von Frankfurt aus ein Telegramm auf den Draht gelegt wurde, daß Professor Ehrlich gegen Dr. Dreuw die Klage anstrengen werde? Mußte dieses mutige Vorgehen Professor Ehrlichs gegen seinen Angreifer ihm nicht die etwas schwankend gewordenen Sympathien der Öffentlichkeit wiedererobern? Völl Freude und Begeisterung schrieb der Liegnitzer Anzeiger: „Der Weg, den Professor Ehrlich zur Klarstellung der Angelegenheit einschlägt, wird ihm den Beifall aller sichern, welche im Interesse des Volkswohles über den

wahren Stand der Syphilisbekämpfung Aufschluß haben wollen.“ Nun, die Freude des Plegitzer Anzeigers war verfrüht, Herr Professor Ehrlich hat den Klageweg nicht beschritten. Von ihm dürfte die Öffentlichkeit eine gerichtliche Klarstellung kaum zu erwarten haben.

Wir wissen nicht, welche Maßnahmen die Regierung zu treffen gedenkt, ob sie überhaupt in „Erwägungen“ einzutreten gewillt ist. Aber der Reichstag, so meinen wir, dürfte sich mit der unklaren und dürftigen Erklärung des Regierungsvertreters nicht abfinden lassen. Mit einer „kleinen Anfrage“ ist es in einer für das gesamte Volkwohl unendlich wichtigen Angelegenheit nicht getan. Es muß dem Reichstag Gelegenheit gegeben werden, auch seinerseits ausführlich zu der Salvarfangefahr Stellung zu nehmen. Es werden sich sicher Parteien im Reichstage finden, die eine solche Interpellation zu unterstützen bereit sind. Eine Interpellation über die Schäden des Salvarfans — das ist die nächste Forderung des Tages.

* * *

Herr Dr. med. et phil. F. Ranngießer, Privatdozent der Gifftunde, schreibt uns: „Die interessantesten Kapitel aus dem Verlauf der bisherigen Salvarfanetappe sind zweifellos die Mundtotmachung Dreuws in der offiziellen deutschen Fachpresse, die Niederlage des Salvarfantherapeuten, Professor Wechselmann, in der Berliner Medizinischen Gesellschaft am 4. März und die gewundene Regierungserklärung vom 6. März 1914.

Was die Mundtotmachung Dreuws durch die Fachpresse betrifft, so sei erwähnt, daß man Dreuws rein sachliche Einwendungen gegen das Salvarfan in den führenden ärztlichen Zeitschriften nicht angenommen hat und ihm jetzt einen Strich daraus drehen will, daß er sich an die Tagespresse gewandt, ein Vorwurf, der besonders erheiternd wird, wenn man weiß, daß es gerade der Berliner Lokalanzeiger war, der sich zuerst an Dreuw wandte, und wenn man bedenkt, daß das Ehrlichsyndikat von vornherein die Tagespresse, und dazu noch als Kellame, benutzte, noch bevor in der Fachpresse etwas über 606 zu lesen war.

Was nun die Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft betrifft, so sei die von einem Teil der Presse unterschlagene Tatsache hier erwähnt, daß der Salvarfantherapeut Wechselmann von der Mehrzahl der anwesenden Ärzte wegen seiner Ausführungen, daß das Salvarfan ungiftig und die Quecksilber-Kombination an allem Unheil schuld sei, ausgelacht und ausgezifcht worden ist. Man bedenke, in der Berliner Medizinischen Gesellschaft!!!

Wenn man hört, wie die beiden Salvarfan-Freunde Wechselmann und Lesser (der erste ist für Salvarfan allein und sieht alles Unheil im Quecksilber, der andere will das Quecksilber unter keinen Umständen missen) über die Therapie nicht einig sind, dann erscheint die Regierungserklärung, daß Salvarfan, richtig angewandt, unschädlich sei, in einem besonders prächtigen Kolorit. Mit Recht schreibt die Deutsche Tageszeitung im Hinblick darauf am 5. d. M.:

„Wenn heute, drei Jahre nach dem ersten Kellamefeldzug für Ehrlich, noch im Kreise der berufensten Autoritäten in dem wichtigsten Punkt völlig entgegengesetzte Anschauungen bestehen können, dann liegt es doch wohl auf der Hand, daß die Vorstoßlorbeeren, die damals an Geheimrat Ehrlich verausgabt worden sind, nicht nur unberechtigt, sondern ein recht unerfreuliches Kapitel in der Geschichte unserer modernen Medizin gewesen sind; und man kann auch heute noch die Stellungnahme der preußischen Medizinalbehörde zu dieser Frage nur als nahezu unverständlich bezeichnen.“

Besonders merkwürdig ist noch die Regierungserklärung, daß das Salvarfan die Arsenmaximaldosis um ein Vielfaches (ein Salvarfanblatt schrieb Vierfaches, tatsächlich im Mittel um gerade das 20—40fache) überschreite, doch in einer unschädlicheren Verbindung. Sie ist besonders merkwürdig deswegen, weil der Regierung betannt sein mußte, daß der bedeutendste

Siftkennner der Welt, Professor L. Lewin von der Universität Berlin, Arsenik und Salvarjan als ziemlich gleichschädigend bezeichnet hat.

Was nun die 100% Umschlag der Wassermannschen Reaktion betrifft, so verlohnt es sich nach dem heutigen Stand der dermatologischen Forschungen ja kaum mehr, auf solchen Bluff näher einzugehen. — Es ist endlich Zeit, daß die Salvarjanseuche aufhört und daß die freie Wissenschaft, die in Banden lag, getriebelt von einem Syndikat, stolz ihr Haupt erhebe aus tiefer Schmach.“



Napoleons Zustand im April 1814

Eine Jahrhundert-Erinnerung

Eines der merkwürdigsten Erinnerungsstücke in der Breslauer Jahrhundertausstellung bildete ein in Raum 34 aufgestellter Glasschrank, enthaltend eine Zusammenstellung von drei Uniformstücken, eine weiße österreichische Generalsuniform, über welche lose ein grauer Militärmantel gehängt war, darüber ein mit mehreren roten Siegeln als Zeichen dokumentarischer Echtheit bedeckter Offiziershut. Der Katalog belehrte den Besucher, daß diese Gegenstände eine österreichische Uniform, ein russischer Überrock und ein preußischer Hut seien, die Napoleon auf der Reise nach Fréjus im April 1814 getragen, als er sich verkleiden mußte, um sich gegen die Volkswut zu schützen. Die einzelnen Stücke wurden von seinen damaligen Begleitern, die Uniform von dem österreichischen Kommissar General Koller, der Hut von dem preußischen Kommissar Grafen Truchseß und der Mantel von dem russischen Kommissar Grafen Schwaloff geschenkt, so daß ein zusammengehöriges Erinnerungsstück entstand, welches jetzt im Wiener Heeresmuseum aufbewahrt wird. (Vgl. das zeitgenössische Flugblatt auf S. 243 des II. Bandes von Friedrich Schulzes „Die Franzosenzeit in deutschen Landen“. Napoleon ist dort unrichtigerweise mit einem Tschato abgebildet.)

Das überaus merkwürdige Verhalten Napoleons auf jener Reise ist vielfach erörtert worden, so auch in dieser Zeitschrift. (Vgl. den Fürmerartikel „Napoleon der Große?“ in der Augustnummer vorigen Jahres.) Alles, was bis jetzt darüber gesagt worden ist, beschränkt sich darauf, sein damaliges Verhalten als über die Mäßen feige und erbärmlich hinzustellen, und das ist es auch gewesen, wenn — sein Benehmen nur normalpsychologisch betrachtet wird. Demgegenüber muß endlich einmal darauf hingewiesen werden, daß die Schilderungen, welche die damaligen Begleiter Koller, Truchseß und Campbell von dem sonderbaren Verhalten Napoleons geben, dem mit der Pathologie des menschlichen Seelenlebens Vertrauten eine andere Erklärung abnötigen, an die bis auf den heutigen Tag niemand gedacht hat.

Um es kurz zu sagen, es dürfte sich bei dem seelischen Zusammenbruch Napoleons in jenen Tagen um einen echten Dämmerzustand epileptischen Ursprungs gehandelt haben. Ich will versuchen, dies durch eine kurze Schilderung und Interpretation der Vorgänge auf jener Reise an der Hand der gedruckten Berichte darzulegen. (Am besten orientiert darüber die Abhandlung von Helferts „Napoleons I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba“. Mit Benutzung der amtlichen Reiseberichte des Kaiserlich österreichischen Kommissars General Koller. Wien 1847.)

Am 20. April 1814, nach dem Abschied von der Garde im Schloßhof zu Fontainebleau, reiste Napoleon in Begleitung von vier Kommissaren der alliierten Mächte, General Koller für Österreich, Graf Waldburg-Truchseß für Preußen, Oberst Campbell für England, Graf Schwaloff für Rußland, nach Elba ab. Bis Valence zeigte sich die Bevölkerung kaiserlich gesinnt. Von da ab begannen und steigerten sich die feindseligen Kundgebungen der Bevölke-

rung, die sich in lauten Schmähungen, Drohungen und Verhöhnungen äußerte. Als sich der kaiserliche Wagenzug am Sonntag des 24. April in der Provence der Stadt Aix näherte und die feindseligen Rundgebungen immer ärger wurden, entschloß sich Napoleon ohne Wissen der Kommissare zu einer Verkleidung. Er legte die Kleider eines Postillions an, setzte einen runden Hut mit einer großen weißen Kolarde als Abzeichen bourbonischer Gesinnung auf, bestieg ein Postpferd, auf welchem er, nur von dem Vorreiter Amaudru begleitet, mit verhängten Bügeln auf und davon jagte.

Schon hier beginnt das Pathologische. Ein derartiges planloses Davonlaufen ist charakteristisch für ein Zustandsbild, das unter dem Namen Fugue oder krankhafter Wandertrieb wohlbekannt ist.

Der kaiserliche Wagenzug mit dem Gros des Gefolges und den fremden Kommissaren, die alle von dem Vorgang zunächst nichts wissen, holte den Davongelaufenen eine Meile vor Aix, in einer armseligen Herberge La Calade, wieder ein. Die sich hier abspielenden Vorgänge schildert Koller wörtlich folgendermaßen:

„Graf Truchseß war der erste, der in das Gelaß trat. Er sah in einem Winkel, den Kopf in die Hand gestützt, einen Mann in blauem Überrock sitzen, auf den er, ohne ihn zu kennen, loschritt. Jener fuhr aus seinem Nachsinnen empor, wie erschreckt, und zeigte ihm ein von Tränen benetztes Antlitz, in welchem der preußische Kommissar jetzt erst den Kaiser erkannte. Der gab ihm einen Wink, sich ohne Aufsehen neben ihn zu setzen, und sprach, da sich eben die Wirtin im Zimmer zu tun machte, von gleichgültigen Dingen. Als sie draußen war, verfiel er in sein voriges Brüten. Die Kommissare wollten ihn allein lassen, allein er hat, sie möchten, um keinen Argwohn zu erregen, ohne viel Umstände auf und ab gehen, als ob er ihresgleichen wäre. Mit Merkmalen der größten Angst belehrte er sie, wie seine Rolle als Oberst Campbell (Oberst Campbell, der englische Kommissar, war vorausgereist, um die Überfahrt auf einem englischen Kriegsschiff zu veranlassen), für den er sich der Wirtin gegenüber ausgegeben hatte, fortgespielt werden müsse, und erst als diese ihn aufmerksam machten, die Leute könnten denn doch in Erfahrung gebracht haben, daß der wirkliche Campbell schon früher durchgereist sei, willigte er in die Änderung seines Pseudonyms als Lord Burgersß ein. Bei der Ungeniertheit, womit er sich in seinem jetzigen Kleinmut ihnen gegenüber gehen ließ, machten dieselben die Entdeckung einer verborgenen Krankheit, die er sich in der letzten Zeit des Feldzugs irgendwo geholt haben mußte, und deren Behandlung ihm auf seiner Fahrt, wie es schien, viel zu schaffen gab. (Graf Waldburg-Truchseß spricht von einer galanten Krankheit. Vielleicht handelt es sich aber nur um eine Harnverhaltung. Dieses Syndrom ist in epileptischen Dämmerzuständen nicht ganz selten. Eine seelische Störung mit Harnverhaltung hatte Napoleon tatsächlich im September 1812 bei Borodino.)

Es wurde aufgetragen, man setzte sich zu Tische, wobei die Frau des Wirts servierte. Da Napoleons Koch das Mahl nicht bereitet hatte, fürchtete er, die Speisen möchten vergiftet sein. Doch schämte er sich wieder vor den andern, die es sich wohl schmecken ließen. Er nahm also von allen Gerichten etwas auf seinen Teller, auch in den Mund, spuckte es wieder aus oder warf es hinter sich auf den Boden. Ebenso goß er den Wein aus seinem Weinglas auf den Boden. Wenn die Wirtin in der Stube war, zeigte er sich redselig und aufgeräumt, wie sie aber den Rücken wandte, sprach er von nichts als von seinen Befürchtungen. Er machte einen Vorschlag nach dem andern, was wohl zu tun sei, wenn die Leute kämen und man ihn er-

kennt Würde; er erkundigte sich genau, ob das Gelaß keine Hintertür habe, durch die man ent schlüpfen könne, und wie tief es vom Fenster, dessen Laden er selbst im unteren Teile aus Vorsicht geschlossen hatte, bis auf den Boden wäre, um im äußersten Fall hinabzuspringen; als man ihm sagte, daß das Fenster vergittert sei und daher keinen Ausweg biete, wurde er sichtlich blaß. Bei dem geringsten Lärm, der sich außen hören ließ, fuhr er zusammen und veränderte die Farbe. Hatten ihn die Kommissare eine Zeit allein gelassen und kam dann einer oder der andere wieder, so fanden sie ihn in trübe Gedanken versunken, das Haupt in die Hand gestützt, mehr als einmal die Wangen mit Tränen benetzt. „Es würde zu weitläufig sein,“ schreibt Koller in seinem Bericht an den Fürsten Metternich, „Eurer Durchlaucht die merkwürdigen und peinlichen Stunden zu beschreiben, die wir in diesem Wirtshaus verlebten und während welcher der Kaiser stets zwischen der Angst für seine Erhaltung, der Bemühung, Vorschläge zu seiner Rettung, seiner Verkleidung uff. zu machen und zwischen der Furcht schwebte, schon hier erkannt und wegen seines Hierseins in Aix verraten zu werden. Sein Schrecken ging so weit, daß er schon auf dem Punkt war, auf Anraten des noch betroffeneren Grafen Bertrand auf Lyon zurückzugehen, nur die Rücksicht, daß wir weit weniger Weg, folglich auch Gefahr, vor uns als hinter uns hatten, konnte ihn davon abbringen.“

Mittlerweile hatten sich in den anderen Räumen des Wirtshauses allerhand Gäste eingefunden, mit denen die Kommissare Gespräche anknüpften. Die letzteren wollten die Leute glauben machen, daß der Kaiser schon voraus sei, allein darauf gaben diese nichts; eben der lange Aufenthalt, den die Fremden in der Herberge nahmen, ließ sie das Gegenteil glauben. Da inzwischen auch über die erregte Stimmung in Aix beunruhigende Nachrichten einliefen, beschloßen die Kommissare, einen Boten mit einer offenen Order in die Stadt vorauszuschicken, um die Behörden zu veranlassen, Anstalten zu treffen, daß der Kaiser ohne Unglimpf und Gefahr durchreisen konnte. Napoleon stimmte diesem Vorschlag zu, mit dessen Ausführung Graf Clam, der Adjutant Kollers, betraut wurde. Es gelang diesem, beim Maire die vornehmsten Bürger zu versammeln, sich mit seiner Vollmacht auszuweisen und es durch vieles Zureden dahin zu bringen, daß um elf Uhr nachts die Tore abgesperrt und Sendarmen und Nationalgardien auf der Chaussee aufgestellt wurden, um den Weg freizumachen. Nachdem er dies ausgerichtet, lehrte er nach La Calade zurück, wo nun die Weiterreise beschloßen wurde. Noch hielt aber Napoleon eine Vorsicht für notwendig: eine neuerliche Verkleidung nämlich, da ihm die alte nicht hinreichenden Schutz zu bieten schien. Der Adjutant des Grafen Schuwaloff, Major Olewieff, mußte sich bequemen, Napoleons Ueberrock und runden Hut zu nehmen, um, wie es in den Kollerschen Privataufzeichnungen heißt, „nötigenfalls für den Kaiser angesehen, insultiert und erschlagen zu werden.“ — „Da diesem jedoch durchaus nichts Leidens widerfuhr,“ sagt Graf Truchseß, „so beweiset es hinlänglich, daß er selbst auch nichts zu befürchten gehabt hätte und seine Verkleidung keinen anderen Nutzen als den erzeugte, ihn lächerlich und verächtlich zu machen.“ Napoleon selbst zog Kollers österreichische Generalsuniform mit dem Bande des Ehreusienkreuzes an, setzte den Hut des (ihm sonst als Preußen besonders verhaßten) Grafen Truchseß auf und hing sich Schuwaloffs Mantel um. Dann mußte auf sein Verlangen erst noch im Zimmer die Ordnung eingeübt werden, in welcher man durch die von Gästen angefüllten anderen Räume der Herberge hinausstreiten sollte. Zuletzt fand man die nachstehende als die beste: Voran Drouot, nach ihm der Pseudo-Napoleon (Major Olewieff), dann Koller, Napoleon in seiner Verkleidung, Schuwaloff, zuletzt Truchseß und nach diesem ohne weitere Ordnung das Gefolge. So drängte man sich zu den Wagen durch die Menge hindurch, die mit offenem Munde und aufgerissenen Augen ratlos die Vorübergehenden an-

glozte und sich vergebliche Mühe gab, aus dem Vergleich mit den Fünffrankenstücken, die mehrere in den Händen hielten, den wahren Napoleon herauszufinden. Einige von Aix herbeigelommene Gendarmen machten Raum, und so fuhren die Wagen endlich von einem Orte fort, wo der entthronte Kaiser so qualvolle Stunden zugebracht hatte.

Obgleich es tiefe Nacht war, als man sich Aix näherte und obgleich man die Tore der Stadt geschlossen hatte, befand sich noch ein großer Teil der Einwohner auf den Beinen, um von den Stadtmauern und Wällen den vorbeifahrenden kaiserlichen Wagenzug mit einem Schwall von Schmähungen und Verwünschungen auf den „Tyranen“, den „Nikolaus“, und Lebehochs auf Ludwig XVIII. zu begrüßen. Napoleon, der zur Linken Rollers im vierten Wagen saß, hatte neue Pein zu ertragen und zeigte die größte Angst für sein Leben.

Von jetzt ab reiste Graf Clam mit seiner offenen Order dem Zuge eine Strecke voraus, bereitete mit Hilfe der Ortsbehörden die Bevölkerung auf die Durchreise des Kaisers vor. So ging die Weiterreise mindestens ohne bedeutendere Auftritte von statten, obwohl darum Napoleon keineswegs beruhigter wurde. Um ja keinen Argwohn, in welchem Wagen er selbst sich befände, aufkommen zu lassen, mußte der auf dem Bod sitzende Kammerdiener Rollers, Peter Schönborn, so oft man in die Nähe von Leuten kam, in recht qualmender Weise Tabak rauchen. Den zu seiner Rechten sitzenden General aber ersuchte Napoleon, er möchte singen, und als Koller seine Unvertraulichkeit mit dieser Kunst äußerte, wenigstens pfeifen, „und mit dieser sonderbaren Musik“, sagt Koller, „wurde überall der Einzug gehalten, während der Kaiser, durch den Weibrauch der Tabakspfeife eingeräuchert, in eine Ecke der Kalesche gedrückt, sich tief schlafend stellte.“

Über Napoleons Benehmen im Wirtshause La Calade sei noch eine Äußerung des Adjutanten Clam hier nachgetragen: „Ihn selbst ließ die Angst die ungereimtesten Vorschläge erfinden. Er war bleich und entstellt vor Schreden, seine Stimme war gebrochen, er hatte nicht Haltung genug, um auch nur einen Funken von Energie, von Kraft, auch nur einen Schein von Verachtung der Gefahr bliden zu lassen. Er war so zu Boden gedrückt, daß er nicht einmal vor seiner Dienerschaft, nicht vor dem Adjutanten des Grafen Schuwaloff, den er nie gekannt hatte, auch nur ruhig scheinen konnte.“

Und nun lese man, wie rasch sich dieses Bild ändert. In Le Luc hatte Napoleon, immer noch in seiner Verkleidung stehend, ein kurzes Zusammentreffen mit seiner Lieblingschwester, der Fürstin Pauline Borghese. In Fréjus erschien er am 27. wie umgewandelt. Major Clam berichtet darüber: „Weit entfernt, auch nur die kleinste Spur der am 25. erlittenen Gemütsbewegungen an sich zu finden, zeigte er auch nicht die geringste Scham und Verlegenheit über den Kleinmut und die Angst, die er geäußert hatte. Er schien es nicht bloß zu vergessen, daß seine jetzigen Tischgenossen Zeugen seines Benehmens von vorgestern waren; die Erinnerung daran schien nicht bloß erloschen, sondern es lag eine auffallende Ironie in seinem Benehmen; es war, als ob er uns alle zu sich nur eingeladen hätte, um sich für das Schauspiel, das er uns im Wirtshause gegeben, zu rächen.“

An dieser Bemerkung Clams ist eines interessant, nämlich der ganz wörtlich zu nehmende Hinweis, daß die Erinnerung an sein klägliches Benehmen von vorgestern bei Napoleon erloschen gewesen sei. Psychiatrisch gesprochen ist das eine Amnesie.

Wir können es begreifen, wenn das Benehmen am 25. April Napoleon als unglaubliche Kleinmütigkeit, Feigheit und Gemeinheit ausgelegt worden ist. Selbst der treue Bertrand, der übrigens später auf St. Helena wichtige Einzelheiten aus der Truchsesschen Broschüre, so namentlich die Flucht in der Verkleidung eines Postillions, bestätigt hat, war über das

jämmerliche Verhalten seines Gebieters äußerst betroffen. Ihm sowohl wie auch den fremden Kommissaren, die eine ganz andere Vorstellung von dem Kaiser hatten, schien das Benehmen so widerspruchsvoll und rätselhaft, daß sie es sich gar nicht erklären konnten. Offenbar läßt es sich normalpsychologisch nicht erklären.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Vorgänge kurz und versuchen wir, sie in die psychiatrische Kunstsprache zu übersetzen. Am 25. April, wahrscheinlich schon vorher (bei der Begegnung mit Angereau in Valence war den Kommissaren bereits die nonchalante und gering-schätzig-e Art aufgefallen, in der Angereau sich dem Kaiser gegenüber benahm, während dieser das gar nicht zu bemerken schien), setzt bei Napoleon eine traurig-ängstliche Verstimmung ein, psychogen ausgelöst durch die feindseligen Rundgebungen der Bevölkerung in der Provence. Es kommt zu einer Reihe absonderlicher Handlungen, die sich als Zwangsimpulse darstellen. Dahin gehört das fluchtartige Davonreiten in der Verkleidung eines Postillions, das ganz an Zustandsbilder erinnert, welche die Irrenärzte als *Fugue*, *Porionomie*, *automatisme ambulatoire* bezeichnen, zu deutsch etwa anfallsweiser Wandertrieb. Dazu kommt die exzessive Schreckhaftigkeit — bei dem leisesten Geräusch fährt er zusammen und verändert die Farbe —, die unsinnige Vergiftungsfurcht — er spuckt, was er in den Mund genommen hat, wieder aus oder wirft die Bissen hinter sich —, die absolute Ratlosigkeit, das verfürte Wesen, die planlose, triebartige Unruhe und die Ungeniertheit, mit der er sich gehen läßt, Tränen vergießt und in Gegenwart fremder Personen Mittel anwendet, die ihn in den Verdacht, geschlechtskrank zu sein, bringen. Dies sonderbare Benehmen, das Fortbestehen des ängstlichen Affekts auch dann noch, als von einer Gefahr nicht mehr die Rede sein kann, und die fehlende Erinnerung zwei Tage später: ergeben ein Gesamtbild, das als Dämmerzustand angesprochen werden muß. Bekannt ist, daß derartige Zustände, namentlich in der hier vorliegenden Form des sogenannten besonnenen Deliriums — die äußere Orientierung bleibt dabei relativ erhalten —, bei epileptoiden Psychopathen, d. h. Halbverrückten, etwas typisch vorkommendes ist. Derartige Kranke legen sich oft einen neuen Namen bei. Häufig besteht ein unbezwingbarer Trieb, weite Reisen zu unternehmen oder fluchtartig davonzugehen. Die Dämmerzustände der epileptoiden Psychopathen sind ganz wie bei der gewöhnlichen konvulsivischen Epilepsie von Krampfanfällen begleitet, die gewöhnlich den Dämmerzustand einleiten oder abschließen (prä- oder postepileptischer Dämmerzustand). Auch das trifft auf den vorliegenden Fall zu.

Nach dem amtlichen Bericht mußte die für den Morgen des 28. ange setzte Einschiffung nach Elba auf den Abend verschoben werden, weil — so heißt es wörtlich — Napoleon eine böse Nacht zugebracht hatte, mit ähnlichen Erscheinungen wie damals in Fontainebleau, nämlich Krämpfen mit heftigem Erbrechen. Er fühlte sich ernstlich unwohl und es wurde beschlossen, erst am Abend abzureisen. Diese nächtliche Erkrankung dürfte nichts anderes als ein epileptischer Anfall gewesen sein. (Ich möchte hier darauf hinweisen, daß die Nervenzufälle Napoleons, hinter denen wir epileptische Anfälle vermuten dürfen, häufig von Erbrechen begleitet waren. So das Unwohlsein bei Pirna am 28. August 1813, das die Niederlage bei Kulm verschuldet haben soll, ferner ein Nervenzufall im zehnten Lebensjahr auf der Kriegsschule und ein Unwohlsein am 24. März 1818. Napoleon glaubte sich dann vergiftet.) Besonders interessant ist dabei Rollers Hinweis auf die nächtliche Erkrankung in Fontainebleau. Die Panegyriker, wie Thiers, Arthur Lévy, Masson u. a. behaupten, Napoleon habe in der Nacht vom 12. zum 13. April 1814 vor Unterzeichnung der zweiten bedingungslosen Abdankungserklärung versucht, sich durch Gift zu töten. Nun findet sich zwar in der eigenhändig geschriebenen Abdankungserklärung der auf Effekt berechnete Satz: „Der Kaiser ist treu seinem Eide bereit, dem Wohle Frankreichs jedes persönliche Opfer, selbst das seines Lebens, zu bringen.“ So konnte das Gerücht bei der großen Menge Glauben finden. Napoleon war ja ein Meister in der Kunst der suggestiven Phrase. Aber daß er wirk-

lich in jener Nacht einen Selbstmordversuch gemacht hätte, dagegen sprechen schwerwiegende Gründe. Als feststehend darf jedoch angesehen werden, daß Napoleon in jener Nacht Krampfanfälle gehabt hat, die von Erbrechen begleitet waren (Constant, Fain, Ségur). Madame de Rémusat spricht in ihren Briefen von *attaques des nerfs*. Barras überliefert eine Äußerung des Marshalls Ney, der behauptete, Bonaparte sei in jener Nacht asphyktisch geworden, *aurait été comme asphyxié*. Das Symptom der Asphyxie, d. h. des Erstickungscheintodes, ist ja auf das ganze Bild des epileptischen Anfalls mit seiner Respirationsstörung wohl anwendbar. Auch hier zeigt sich die für die Epilepsie des Psychopathen charakteristische Auslösung der Krampfanfälle durch einen schweren Affekt infolge des Zusammenbruchs aller Hoffnungen durch die abgezwungene bedingungslose Abdankungserklärung.

Darüber, daß diese psychiatrische Auffassung auch von urteilsfähigen Männern der damaligen Zeit geteilt worden ist, kann für den, der die einschlägige Literatur, besonders auch die Zeitungen und Broschüren jener Zeit kennt, kein Zweifel sein. Metternich schreibt am 15. April 1814 an Hudelist: „Er muß übrigens sehr geisteskrank sein. Alles scheint es zu beweisen,“ und am 13. Mai (vielleicht bereits auf Grund der Berichte Rollers): „Es ergeht übrigens aus allem, daß er der Verrücktheit nahe ist“ (zit. nach Wertheimer). Von den französischen Begleitern Napoleons auf jener Reise haben Bertrand und Peyrusse die in den Berichten der Kommissare behaupteten Tatsachen nicht ableugnen können. Besonders wertvoll ist noch das Zeugnis von du Peloux, den Soupräfekten von Aix, mit welchem Napoleon in Le Luc eine Unterredung hatte. Noch 40 Jahre später konnte sich dieser, übrigens bonapartistisch gesinnte Beamte des verstörten Aussehens des Exkaisers gut erinnern: *Napoléon, sagte er, était pâle, tremblant, pressé comme livide*.

Das was eine richtige Würdigung der Persönlichkeit Napoleons bisher erschwert hat, ist die Vernachlässigung des biologischen Standpunktes. Napoleon war ganz und gar kein Übermensch, als der er sich gerne aufspielte. Der Napoleontult ist lächerlich. Unbewiesen ist die im Widerspruch mit der Erfahrung stehende Behauptung medizinischer Lehrbücher, Napoleon sei ein Beweis für die Kompatibilität geistiger Gesundheit mit Epilepsie. Die meisten Mediziner haben über Napoleon Urteile gefällt ohne wirkliche historische Kenntnisse. Schon die gebildeten Zeitgenossen erblickten in ihm einen Halbverrückten. Der abenteuerliche Feldzug nach Rußland hatte den Urteilsfähigen darüber die Augen geöffnet.

Auch mit dem Cäsarenwahnsinn, an den u. a. Thiers glaubte, ist es nichts. Es gibt keinen Cäsarenwahnsinn. Das was der Laie so bezeichnet, sind die Ausschreitungen einer krankhaften Anlagemischung, die man wissenschaftlich als psychopathische Konstitution bezeichnet. Der *dégénéré supérieur* oder Psychopath ist als Führer der Massen in unruhigen Geschichtsepochen keine ungewöhnliche Erscheinung.

Man lasse also den Übermenschen und Genietaiser den Panegyrikern. In dem geschichtlichen Charakterbilde des ersten Napoleon liegt viel mehr Allgemeinmenschliches, Typisches als die offizielle, zaghafte Geschichtsschreibung, die hauptsächlich in Milieubetrachtung aufgeht, auszudrücken wagte. Napoleon war kein Übermensch, wohl aber ein epileptoider Psychopath. Jedenfalls vermag eine derartige rein biologische Auffassung manche noch dunkle Vorkommnisse seines Lebens unserem Verständnis näher zu bringen.

Dr. Joh. Haberkant



Deutschland und England vor fünfzig Jahren

In den politischen Kreisen Englands herrschte nicht geringe Aufregung, als vor fünfzig Jahren Preußen einen Teil seines Heeres gegen Dänemark ins Feld schickte. Die Presse machte in Entrüstung und zugleich in Schmähungen und Verächtigungen der preußischen Truppen, denen die ärgsten Ausschreitungen nachgesagt wurden. Im Unterhause und selbst im Oberhause hatte die Regierung allerlei Interpellationen über das Vorgehen Preußens zu beantworten.

Anfang April 1864 wurden die Düppler Schanzen belagert und am 18. April gestürmt. In dem nahen Sonderburg war eine dänische Batterie aufgestellt, die beschossen und genommen werden mußte. Noch unvergessen war das Bombardement Kopenhagens vom 2. bis 6. September 1807 durch die Engländer, wobei 2000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, von englischen Kugeln getötet wurden. Das hinderte aber ein Mitglied des englischen Oberhauses nicht, noch während des Kampfes um Düppel an den damaligen englischen Minister des Auswärtigen, Lord Russell, die Anfrage zu richten, ob er Kenntnis erhalten habe von der bei der Belagerung Düppels vorgekommenen Beschießung Sonderburgs, und ob er gewillt sei, wegen dieses völkerrechtswidrigen Vorgehens von Preußen Rechenschaft zu fordern.

Bismarck las davon in der Londoner „Times“ und erzählte später, was darauf erfolgte. Bald traf in Berlin eine in ziemlich hochfahrendem Tone gehaltene Aufforderung Russells ein, dieses Vorgehen der deutschen Belagerungsartillerie zu rechtfertigen.

„Mich ärgerte der ganze Ton der Interpellation sowie des Schreibens,“ erzählte Bismarck, und „ich tat etwas, was in dem diplomatischen Verkehr wohl ganz neu war, ich zerriß den Brief und warf ihn in meinen großen Papiertorb. Denn dieses Land mit seinem Häuflein Linientruppen und seiner dadurch halb gezwungenen Nicht-Interventionspolitik ist eine Großmacht, die sich nur durch fortwährendes tantenhafte Bevormunden einen gewissen künstlichen Einfluß geschaffen hat. Man muß sie auf ihre reale Bedeutung wieder zurückführen.“

Was zu erwarten war, traf ein. Nach einigen Wochen, wohl auf eine weitere Frage jenes Interpellanten hin, kam ein etwas zahmerer Mahnbrief, der uns aufforderte, die wahrscheinlich in Vergessenheit geratene Note bald gütigst erledigen zu wollen.

Da dieser zweite Brief genau den Gang des ersten ging, d. h. in den Papiertorb wanderte, war ich wirklich begierig zu erfahren, wie sich der britische Minister gegenüber dieser Art der Diplomatie benehmen würde. Das Ergebnis übertraf aber doch alle meine Vorstellungen. Als der Minister Russell nach einigen Tagen von dem erwähnten sehr ehrenwerten Lord nochmals an die Beantwortung der Interpellation erinnert wurde, erklärte sich dieser bereit, diese sofort zu beantworten und — hatte die Kühnheit, zu versichern, daß er von Preußen völlig befriedigende Erklärungen erhalten habe!!“

Später haben freilich die englischen Minister gelegentlich Vergeltung geübt und in der Zeit vor und nach dem Burenkriege Anfragen des Berliner Auswärtigen Amtes monatelang, ja sogar jahrelang unbeantwortet gelassen. So wurde wenigstens wiederholt aus anscheinend guter Quelle berichtet.



Strafe oder Buße?

Sie sind nicht nur sehr vernünftige Ansichten, sondern auch praktisch durchführbare Vorschläge, die J. F. Landsberg, ein Richter, in einem Aufsatz der „Christlichen Welt“ über „Die allgemeine Fehlbarkeit und die Zwecke des Strafrechts“ auf Grund einer statistischen Arbeit von Dr. jur. Karl Fintelnburg entwickelt:

„So viel scheint unstreitig richtig: man braucht nicht abnorm zu sein, um strafbar zu werden. Und es ist falsch, den Delinquenten ohne weiteres als abnorm anzusehen. Denn sonst gibt es keinen Menschen, der beanspruchen könnte, ganz und durchaus vollsinnig zu sein. Damit kann natürlich nicht die Tatsache widerlegt werden, daß ein wesentlicher Teil der Straftaten von nicht Vollsinnigen begangen wird, und daß namentlich die rückfälligen Gewohnheitsverbrecher und die Landstreicher, die sich nirgendwo in einer erträglichen Lebenslage zurechtfinden und halten können, meist geistig entartet oder gar geisteskrank sind . . .

Und wenn wir nun jeder — nicht zum Zwecke der Buße und Reue, sondern nur im Interesse des Wissens — in die eigene Brust und Vergangenheit greifen, so graben wir nahezu alle irgendeine Straftat aus dem Unterbewußtsein aus. Man denke leicht hingeworfener Worte, welche eine unerweisliche Behauptung einer herabwürdigenden Tatsache weitertrugen. Der Beleidigte erfährt es nie; sonst war der Strafantrag da. Hundertmal begeht man ohne Schaden Fahrlässigkeiten, die beim 101. Male einen Todesfall herbeiführen und Bestrafung wegen fahrlässiger Tötung begründen können. Bekannt ist da z. B. der Fall eines Kaufmannes, der den Brunnen in seinem Hof unverwahrt ließ, weil in seinem Hofe niemand etwas zu tun hatte. Nachts übersteigt ein Dieb die Mauer, um den Kaufmann zu bestehlen. Der Dieb stürzt in der Dunkelheit in den Brunnen und ertrinkt. Das — in diesem Falle russische — Gericht hat den Kaufmann wegen fahrlässiger Tötung zu Gefängnis verurteilt.

Genug! wenn man alles, was in dieser Art geschieht, überschauen könnte, würde man am Ende noch vorschlagen, die wenigen Deliktlosen durch Einsperrung vor der Menge der Strafbaren zu schützen, da dies billiger sei als die entgegengesetzte Methode . . .“

Wenn wir uns aber weiter überlegen, daß „an der Allgemeinverfehlbarkeit des Menschen mit Fug auch nicht im allerentferntesten mehr gezweifelt“ werden kann, dann fragen wir uns vielleicht: „warum in aller Welt tun wir Menschen uns überhaupt den Tort an, Strafgesetze zu schaffen, da wir sie doch alle verletzen, so daß wir eigentlich damit nur uns selbst Gruben graben? An dieser Frage ist etwas Richtiges. Unser Strafsystem ist ein weitaus überspanntes. Wir können ohne Schaden mit weit weniger Strafen aus. Die Überzahl von Strafen rührt daher, daß man den Zweckgedanken verloren oder verlassen hat und von einem der Vernunft nicht zugänglichen Vergeltungsempfinden aus Strafwürdigkeiten erfindet. Sobald dann die Überzeugung von der Strafwürdigkeit einer Handlung die an der Gesetzgebung Beteiligten ergriffen hat, wird die strafwürdige Handlung zur Strafbaren gemacht, ohne daß man die Folgen weiter überlegte. Dieses das Maß der Dinge durch Abstraktionen bestimmende Verfahren ist zu erklären durch den trüglichen Glauben einerseits an eine Verwaltung der göttlichen Gerechtigkeit durch den menschlichen Staat, andererseits an die Macht der Abschreckung . . .

Wie derjenige Erzieher unser Bedenken erregt, der, dem Reizgefühl des augenblicklichen Geschehens entsprechend, immer gleich züchtigt, so muß auch eine Staatsgewalt hinsichtlich ihres Weitblicks oder guten Willens kritisch betrachtet werden, die auf die Massenerscheinung der Kriminalität nur mit der Bußtrute des Strafrechts zu antworten weiß. Das ganze Rechtssystem hat unter anderen Aufgaben diejenige, den Einzelnen und die Gesamtheit vor friedensstörenden Ein- und Angriffen zu schützen. Die Mittel hierzu finden sich in allen großen Teilen der Rechtsordnung verteilt. Vornehmlich finden sich starke Schutzbestim-

müßigen auch im Zivilrechte, im Sozialrecht, Gewerberecht, Polizeirecht. Erst hinter diesen steht, als äußerste Zuflucht, das Strafrecht. Ein fortschrittliches Recht wird immer mehr Strafrecht überflüssig oder zur leeren Form machen. Eine Überproduktion an Strafverfolgung kann daher nur eine *Krankheit* oder gesetzgeberische Unvollkommenheit des übrigen objektiven Rechtes bedeuten. Wir können eine ganze Reihe von Tatbeständen aufzuführen, die mit Strafen geahndet zu werden pflegen, aber mindestens ebensogut und ohne Erschütterung des Gemeinwohls ohne Strafe erledigt werden könnten. Und damit wäre noch keineswegs etwas tiefer Berechnetes geschehen. Es braucht nichts vom Strafrecht übrigzubleiben als die vollberechtigte Repressalie gegen wirkliches Verbrechen.

Also Beispiele: Ein Kind von zwölf Jahren ist von seiner verbrecherischen Mutter zu Einbruchsdiebstählen verführt worden. Es findet Gefallen daran und stiehlt mit und ohne Beistand der Mutter wie ein Rabe. Die Strafammer verurteilt das Kind zu *einem*, die Mutter zu anderthalb Jahr Gefängnis. Die Bestrafung des Kindes — welche nach dem Gesetz notwendig gewesen zu sein scheint — ist gänzlich unnütz. Fürsorgeerziehung und dauernde Ausschaltung des Verkehrs mit der Mutter hätte es auch getan. Dies gilt von noch erziehbaren Personen, die in unteifem Alter Straftaten begehen, allgemein. Von den 108 000 Jugendlichen, welche nach Fintelburgs Statistik bestraft sind, hätten bei solcher Überprüfung und Behandlung der Erziehungsfrage vermutlich 100 000 unbestraft bleiben können.

Bei einer Kirnmeschlagerei hat ein Bursche einen der Mitbeteiligten durch einen Stockhieb stark verletzt. Der Verletzte hat Strafantrag gestellt. Der Täter hat ihn dann entschädigt, und der Verletzte will in dem Gefühle, wie leicht ihm ein Gleiches hätte passieren können, den Strafantrag zurückziehen. Was geht nicht. Vielmehr erfolgt Verurteilung zu neun Monaten Gefängnis. Ganz unnötig, wenn der Täter kein gewohnheitsmäßiger Raufbold.

Eine sorgsame Regelung der *Ersatzfrage* mit bevorrechtigter Zwangsvollstreckung würde Tausende von Strafen auf diesem Gebiete vorteilhaft ersetzen. Denn die *Ersatzpflicht* hat, wenn richtig durchgeführt, die gleiche abschreckende Wirkung wie die Strafe und zugleich einen höheren erziehlichen Wert. Die Durchführung des Ersatzanspruches scheidet aber sehr oft an zwei Umständen. Einmal ist der Geschädigte fast immer auf den kostspieligen und unsicheren Weg des Zivilprozesses angewiesen. Er muß im Zivilprozesse Schadensursache und Schadenshöhe beweisen. Das ist schwer. Denn während er im Strafprozesse eidlich als *Zeuge* vernommen wird, ist er im Zivilprozesse *Partei*. Die Partei kann aber nicht als Zeuge vernommen werden. Somit steht der Geschädigte da oft ohne Beweis, wenn er nicht dem Schuldigen den Eid über seine Schuld zuschiebt. Jeder sieht ein, was dieser Eid für eine bedenkliche Sache ist. Der Schuldige ist doch in einer schrecklichen Versuchung. Und wir Richter sind uns nicht im unklaren über den Parteieid überhaupt. Denn wir wissen, daß die Zahl der Eide, welche verweigert werden, verhältnismäßig gering ist. Nehmen wir an, in hundert Fällen mit nicht ausreichenden Beweismitteln wird der Parteieid zugeschoben, angenommen und geschworen. Regelmäßig sagt die zuschiebende Partei zunächst, sie wolle *sich* schwören. Sie würde also das Gegenteil von dem, was der Gegner beschwört, ebenso sicher beschwören wie dieser seine Ansicht. Hundert *Eidesbereitschaften* stehen *also* gegen *hundert Eide*. Wir schätzen demnach nicht unbillig, wenn wir ein Duzend Prozent der formulierten Parteieide für objektiv falsch geschworen halten . . . Also: der Zivilprozeß ist oft ein *Wagestück*.

Ist das *Wagestück* gelungen, so kann man dennoch seinen Anspruch und die Kosten verlieren, wenn der Gegner unpfändbar ist. Die Unpfändbarkeitsprivilegien sind als *Schutz* der *Armen* geschaffen: ihr letztes Bett, ihre Kleidung, ihr Handwerkszeug und vor allem ihr Arbeitslohn sollen dem Zugriff der Gläubiger entzogen sein. Das ist an sich eine notwendige Forderung der Menschlichkeit, eine prophylaktische Maßnahme zur Verhütung von Lagen, die auch wieder notwendig zu strafbaren Handlungen führen würden.“

Ganz und ungeteilt fällt aber dem Gläubiger das Mitgefühl zu, wenn seine Forderung an den Schuldner durch eine strafbare Handlung entstanden ist: „Das Richtige wäre es deshalb, in diesen Fällen von Amts wegen den Schaden zu ermitteln, statt auf Strafe auf Schadenersatz zu erkennen und für die Vollstreckung dieses Urteils die Unpfändbarkeiten je nach Lage des Falles aufzuheben, besonders auch die Lohnpfändung so weit zu gestatten, daß dem Schuldner nur eben genug bleibt, um sein Leben zu erhalten. Da unser Strafrecht die Verurteilung zu Buße — leider nur neben der Strafe und für vereinzelte Fälle —, schon kennt, so bedürfte es nur einer sinngemäßen Ausgestaltung der bereits erprobten Einrichtung, um zu dem gewünschten Ergebnisse zu gelangen.

Nur muß diese Erfaherverschaffung statt der Strafe in den geeigneten Fällen eintreten. Denn durch die Strafe nimmt ja der Staat in vielen Fällen dem Schädiger die Möglichkeit, Ersatz zu leisten. Statt daß der Täter die von ihm geschaffene Not heilt, wird er selbst samt seiner Familie in Not gestürzt, und zudem müssen die Steuerzahler dafür aufkommen, den Täter im Gefängnis zu erhalten. Es ist klar, daß weder alle Tattypen noch bei irgendeinem Tattypus alle Täter geeignet sind, der Ersatzbehandlung statt der Strafe unterzogen zu werden. Das ist aber doch kein Grund, die Befolgung dieser Methode geeigneten Tattypen und Tätern gegenüber zu unterlassen. Ideell genommen wird keine Behandlungsart so sehr als gerecht empfunden wie die Ersatzleistung des Schädigers. Strafkonomisch betrachtet leisten dann Hunderttausende eine gerechte Sühne, ohne entehrender und sinnlos schädigender Strafe unterzogen zu werden, wodurch nicht nur die Statistik, sondern mehr noch der Beutel der Steuerzahler entlastet wird. Und kriminalpolitisch betrachten sich die gleichen Hunderttausende als nicht zur Armee der ‚Bestraften‘ gehörig, ein sehr starkes Motiv, dieser Armee fernzubleiben, wie die Erfahrung lehrt . . .“



„Und woher kommt nun meine Krankheit?“



Was ist die Frage, die dem Arzt täglich von seinen Patienten vorgelegt wird. Es stellt sich dann gewöhnlich heraus, daß der Patient sich meist schon selbst eine „Diagnose“ zurechtgemacht hat. Daß dabei nur in den seltensten Fällen die Ursache der Krankheit richtig erkannt wird, ist nicht verwunderlich. „Worin irren“, fragt nun Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Schmidt (Halle) in der „Deutschen Revue“, „die Laien am häufigsten, wenn sie sich die Ursachen ihrer Krankheiten zurechtlegen?“

Seitdem die Lehre, daß durch das Eindringen von Kleinlebewesen in den menschlichen Körper Krankheiten hervorgerufen werden können, in weitere Kreise gedrungen ist, setzt das Publikum mit Vorliebe alle möglichen Erkrankungen der Infektion aufs Konto. Die „Bazillenfürchtigen“ sind eine typische Erscheinung geworden. Dabei grenzt das Verhalten dieser Leute oft an Widersinn. Dieselben Überängstlichen, die vor den doch mit allen Schutzmaßnahmen ausgestatteten Kliniken, Krankenhäusern, Lungenheilstätten usw. eine unüberwindliche Scheu haben und der festen Überzeugung sind, daß man dort sehr leicht „angesteckt“ wird, halten es nicht für nötig, im häuslichen Verkehr das gewohnheitsgemäße Küssen und den gemeinsamen Gebrauch von Taschentüchern abzusprechen und im Eisenbahnwagen oder bei Versammlungen den Kopf abzuwenden, wenn ein Hustender nicht soviel Entgegenkommen zeigt, sein Taschentuch vor den Mund zu halten. Noch nachlässiger als in der Beachtung dieser einfachsten Schutzmaßnahmen zeigt sich mancher sonst um seine Gesundheit bekümmerte Mensch bei „geringfügigen“ Verletzungen. Kleine Verletzungen der Haut, zumal an den Füßen, und unbedeutende Furunkel werden oft ignoriert und vernach-

läßt, obwohl sie zu den gefährlichsten Allgemeininfektionen (Blutvergiftungen) ebensogut führen können, wie eine große ungereinigte Wunde.

Eines der beliebtesten Schlagworte ist der „Diätfehler“. Für wie viele Krankheiten muß nicht die fehlerhafte Ernährung herhalten! Und welche exorbitanten Heilwirkungen erwartet nicht der Durchschnittsmensch von einer zweckmäßigen Regelung der Diät! Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Laie im allgemeinen der Ernährungsweise und den vorübergehenden Ez- und Urinfinden eine viel zu große Rolle in der Verursachung von Krankheiten zuschreibt, wenn auch damit durchaus nicht gesagt werden soll, daß sie etwa bedeutungslos sind. Für das Säuglingsalter kennt ja jede Mutter ihre Gefahren aus eigener Anschauung. Aber da sind die Vegetarier, welche die Gicht, die Nierenkrankheiten, die Überverkalkung, die Nervosität und was sonst alles noch lediglich auf den Fleischgenuß zurückführen, da sind anderseits die Fleischkonsumenten, welche den rohen Früchten und Gemüsen verdauungsschädigende Eigenschaften nachsagen, da sind die Anhänger Metzschnittoffs, welche von der Joghurtmilch eine Idealverdauung und die Verlängerung ihres Lebens erwarten, — ein jeder hält seine Methode für richtig und vergißt doch, daß die Konstitution des Menschen gerade in diesem Punkte einen außerordentlich weiten Spielraum gestattet, daß unser Anpassungsvermögen an die Ernährungsverhältnisse ein fast unbegrenztes ist, wie der Vergleich der Eskimos mit den Chinesen und den Negern beweist.“

Ebenso häufig bekommt man die Phrase zu hören: „Das kommt von einer Erkältung!“ Daß die natürlichen Schutzvorrichtungen mitunter versagen und eine plötzliche Abkühlung empfindliche Störungen im Körperhaushalt hervorrufen kann, soll nicht bestritten werden. Dabei beruhen die Erkältungserscheinungen Schnupfen, Entzündungen usw. doch auch auf Bakterienansiedlungen, sind also infektiöser Natur. „Wer gelernt hat, sich vorurteilsfreier zu beobachten, weiß, daß dem Ausbruch des Schnupfens nicht selten schon mehrere Tage ein Unbehagen, Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede, leichter Kopfschmerz usw. vorausgehen. Sie beruhen auf Giftwirkungen der infektiösen Keime; die lokale Reaktion der Schleimhaut folgt erst nach. Sehr viel häufiger als durch Erkältung entsteht der Schnupfen durch Übertragung von Person zu Person, er geht durch die ganze Familie, einschließlich der Dienstboten, besonders wenn sie eng zusammenleben. Ähnlich steht es auch mit den rheumatischen Krankheiten, deren wahrer Ursprung uns zwar zum größten Teile noch unbekannt ist, die aber sicher ebenfalls mit infektiösen Agentien in engem Zusammenhang stehen.“

Die Entstehung von Krankheiten durch *Überarbeit* resp. Überanstrengung körperlicher und geistiger Art erscheint dem Laien so einleuchtend, daß er sich in der Beurteilung von körperlichen und geistigen Leistungen nur zu leicht Trugschlüssen hingibt. Vor allem ist er geneigt, das seelische Moment zu wenig zu berücksichtigen:

Die ruhige, gleichmäßige Arbeit, sei sie körperlicher oder geistiger Natur, ist in der Regel auch dann nicht schädlich, wenn sie über die „normale“ Achtsundenzeit hinausgeht. Wohl aber kann sie es leicht werden, wenn damit große persönliche Verantwortung, Risiko, Kummer und Sorgen verbunden sind. . . „Wer unter günstigen Bedingungen, bei glücklichem Familienleben und wachsendem äußeren Erfolge, also mit Befriedigung, arbeitet, der erkrankt nicht so leicht an nervösen Störungen, auch wenn er nicht in allen Dingen mäßig ist. Wer aber unter beständigem Druck und unter den tausend Widerwärtigkeiten des Lebens den Daseinskampf durchfechten muß, der muß schon von Haus aus eine besonders starke Natur sein, wenn er durchhalten soll. Und wie die kleinen, immer wiederkehrenden Nadelstiche wirken, so vermag auch ein einzelnes großes Ereignis, ein gewaltiger Schreck, Todesangst bei einem Naturereignis oder einem elementaren Unglück, ein „psychisches Trauma“, wie es medizinisch heißt, ebenso wie eine Überanstrengung krankheitsauslösend zu wirken.“

Natürlich spielt hierbei die *ererbte Anlage* eine große Rolle; sie fällt nicht nur bei Erkrankungen des Nervensystems, sondern auch bei vielen andern Krankheiten als aus-

lösende Ursache ins Gemicht. Der Laie beschäftigt sich, wie die Praxis lehrt, gern mit Nachforschungen nach dieser Richtung, er begeht dabei aber meistens den Fehler, seine Aufmerksamkeit mehr den Stammbaum als der Ahnentafel zuzuwenden. „Diese Ahnentafel ist ganz etwas anderes als der bisher fast allein gewürdigte Stammbaum, der uns nur anzuzeigen vermag, wieviel von dem Blut eines ganz bestimmten Vorfahren in uns zirkuliert. Daß wir mit $\frac{1}{100}$ oder $\frac{1}{1000}$ unseres Blutes von einem ‚berühmten‘ Vorfahren abstammen, ist in der Tat medizinisch ganz gleichgültig, es fragt sich vor allem, von wem die übrigen $\frac{99}{100}$ oder $\frac{999}{1000}$ stammen und wie viele darunter defekt waren?“

Es ist also, wie die Darlegungen des Prof. Schmidt zeigen, für den Arzt keineswegs leicht und in vielen Fällen ohne längeres Studium gar nicht möglich, auf die Frage: „Woher kommt nun meine Krankheit?“ eine erschöpfende Auskunft zu erteilen. Der Patient selbst aber sollte sich hüten, durch allzu oberflächliche Rückschlüsse über die Ursache seines Leidens den ärztlichen Anordnungen vorzugreifen.



Warum die Franzosen aussterben

In der Tatsache, daß die Franzosen als Volk sich nicht mehr vermehren, kann man, wie Dr. Gustav Strechle in der „Deutschen Tageszeitung“ ausführt, nicht mehr zweifeln. Nur durch den Zuzug aus den Nachbarländern, Belgien, der französischen Schweiz, Italien und Spanien, erhalte sich noch einigermaßen die Volkszahl.

„Es ist ein eigen Ding um die Lebenskraft eines Volkes. Die Angelsachsen (auch in reichlicher Vermischung mit anderen arischen Volksbestandteilen, wie in Amerika), die Germanen, alle Slawen haben sich trotz einer langen Geschichte, trotz schwerer Kämpfe, die viel Blut abgezapft haben, ihre Vermehrungsfähigkeit in hohem Maße bewahrt. Auch die lateinischen Völker — man denke nur an die Italiener, welche in letzter Zeit eine höchst erfreuliche Betätigung und Ausdehnungskraft bewiesen haben und sich entschieden auf dem aufsteigenden Aste befinden, die Spanier, welche keine Volksabnahme zeigen, die Rumänen, welche zweifellos fortschreiten — wissen ihre Volkszahl nicht nur zu erhalten, sondern erheblich zu steigern. Von allen Kulturvölkern Europas sind es nur die Franzosen, welche an anscheinend unheilbarer Erschöpfung leiden und langsam, aber sicher, den Angehörigen anderer Stämme Platz machen müssen. Warum?“

Sunächst muß man die Entstehung des französischen Volkes in Betracht ziehen. Der Grundstock, die alten Gallier, waren Kelten, aber sie zeigten keine völkische Kraft, denn sie gaben ihre Sprache in schier unglaublich kurzer Zeit vollkommen auf zugunsten einer sehr dünnen Schicht zärsarischer Veteranen, die in ihrem Gebiete nach den gallischen Kriegen von Julius Cäsar angesiedelt wurden. Diese Veteranen waren ungebildete, rohe Krieger, und es ist ein sehr schlechtes Zeichen für die Gallier, daß sie sich von diesen so vollkommen unterwerfen ließen, daß von ihrer eigenen Sprache auch nicht die leiseste Spur geblieben ist. Ja, es gibt gar keine schriftlichen Überreste der alten gallischen Sprache mehr, und man kann sie überhaupt nicht mehr, auch nicht in großen Zügen, wieder wissenschaftlich aufbauen. Dabei hatten die alten Gallier, wie Cäsar uns ausdrücklich bezeugt, einen hohen Grad von Kultur erreicht, und ihre religiösen Anschauungen standen sicherlich auf der Höhe der der alten Germanen. Aber ebenso leicht, wie die lateinische Sprache, nahmen sie das von Rom kommende Christentum an, das Heidentum setzte dem kaum irgend welchen Widerstand entgegen, meines Erachtens, weil die alten Gallier mit sehr geringer sittlicher Kraft begabt gewesen sind und, wetterwendisch veranlagt, stets alles Neue mit scheinbarer Begeisterung sich zu eigen machten. Cäsar nennt sie novarum rerum cupidi, dem Neuen

zustrebende Menschen. Wir haben also ein Volk vor uns, welches an sich ohne bedeutende innere Kraft mit minderwertigen fremdstämmigen Bestandteilen vermischt wurde, die ihm nicht zum Vorteil gereichen konnten.

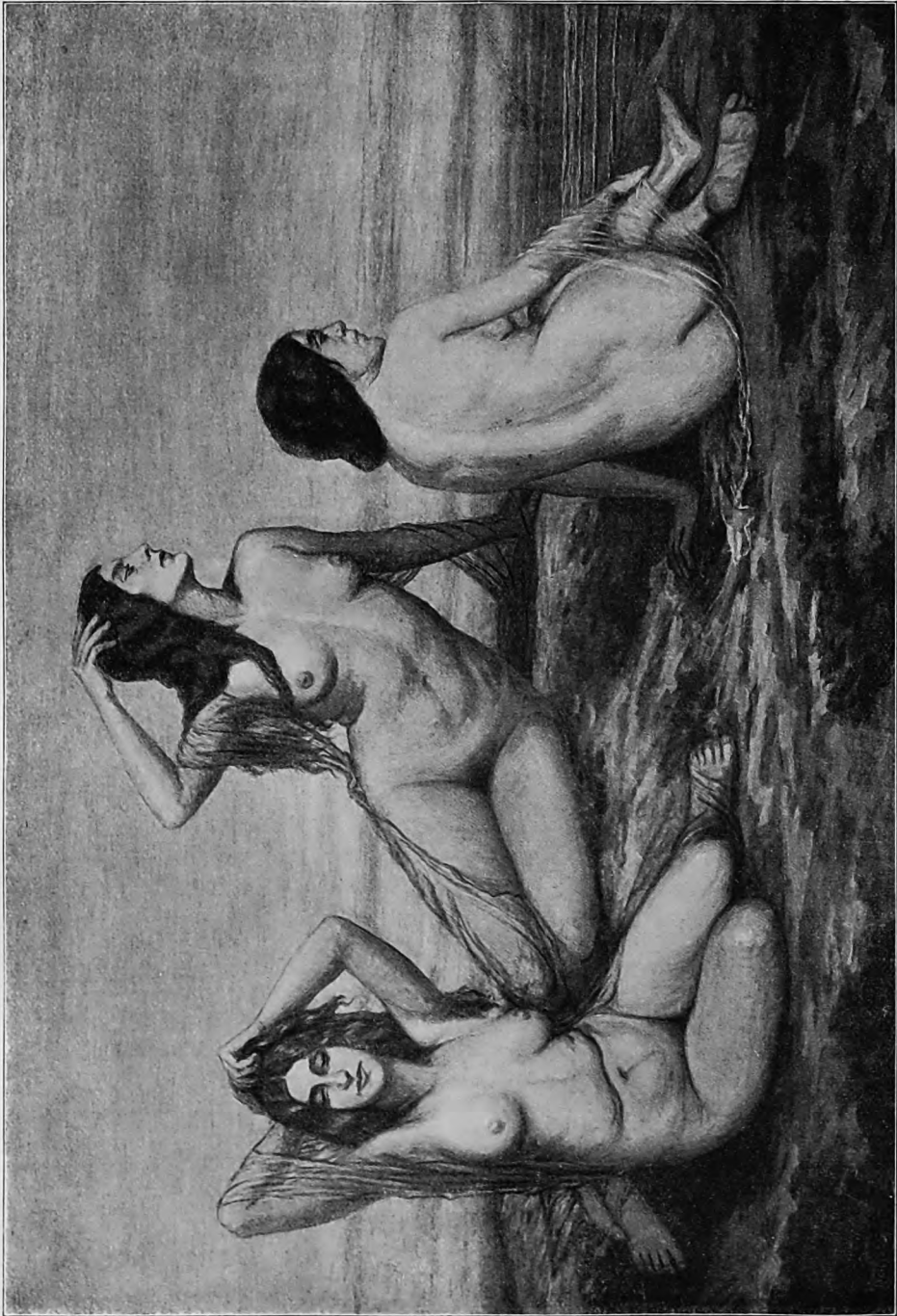
Im Norden standen die Dinge anders. Dort hat, später allerdings, die fränkische erobernde Einwanderung eine bessere Blutmischung zur Folge gehabt. Dazu kam die normannische, ebenfalls germanische, d. h. skandinavische Eroberung von der Mündung der Seine aus und am Kanal La Manche das Eindringen flämischer Bestandteile, so daß der Teil Frankreichs nördlich der Loire sich recht scharf von dem alten Gallien scheidet und als Sitz der französischen Volkskraft betrachtet werden muß, wozu noch die Vendée zu rechnen wäre, die sich ebenfalls staaterhaltend zeigte, wohl weil hier die lateinische Blutmischung recht gering war. Aber die Vendée verblutete sich und hat heute keine völkische Bedeutung mehr, sie ist, wie ein berühmter französischer Schriftsteller treffend sagt, ein sterbendes Land.

Diese ungünstigen Vorbedingungen für ein dauerndes Gedeihen hat nun das französische Volk infolge seiner Neuerungsucht und seiner oberflächlichen Veranlagung durch eigene Schuld in seiner geschichtlichen Entwicklung noch bedeutend verschlechtert. Ich will nicht auf die früheren französischen Raubkriege des 16. und der folgenden Jahrhunderte zurückgreifen, sondern nur einiges über die große französische Revolution bemerken, vorher aber die blutige Unterdrückung und Austreibung der Protestanten erwähnen, die den Franzosen sehr kostbares, weil besonders kräftiges Blut geraubt hat.

Die französische Revolution ging von dem minderwertigen Süden aus (Marcellaise) und führte dahin, daß das edlere germanische Blut des Nordens (Der skandinavische Adel) auf dem Schafott fiel oder ins Ausland getrieben wurde. Wir haben hier also eine neue, sehr ins Gewicht fallende Schwächung des französischen Volkes, namentlich in seinen führenden Kreisen, zu verzeichnen. An die Stelle der gemordeten edlen Bestandteile traten jeder Selbstbeherrschung bare Leute des Südens oder der tieferen schlechteren Schichten des Nordens, die sich namentlich durch den Mangel an moralischer Kraft auszeichneten und hauptsächlich die Selbstsucht verkörperten. Daß Napoleon durch seine wahnsinnigen Kriege dem Volke unheilbare Wunden schlug und der Haupttotengräber Frankreichs war, wird man nach dieser Darlegung der Zusammensetzung der Bewohner jenes schönen Landes als selbstverständlich betrachten müssen: Napoleon zerstörte, nachdem die Revolution das germanische Blut fast vernichtet hatte, die Volkskraft der großen Masse. Dörfer, die vor seinen Kriegen etwa 1000 Einwohner hatten, wurden allmählich auf 300 zurückgebracht. Von 100 ausgehobenen Rekruten kehrten nach langen Jahren kaum zehn zurück und in trauriger Verfassung. Es kamen die Freiheitskriege, die ebenfalls viel Blut kosteten.

Deutschland hat im Dreißigjährigen Kriege allerdings viel mehr gelitten als Frankreich im Laufe der Jahrhunderte, aber die Deutschen besitzen eine unerschöpfliche Volkskraft. Obwohl sie auf ein Drittel ihrer Volkszahl nach dem furchtbaren Kriege zurückgebracht waren, erholten sie sich in strenger Arbeit und unter Führung erlauchter Fürsten, ja sie gewannen die bei ihnen infolge ihrer stark ausgebildeten Persönlichkeit ganz besonders schwer zu erreichende staatliche Einheit. Frankreich dagegen fiel Abenteurern und entnervten Königen anheim und zerfiel sich in törichten Kriegen und Revolutionen, wo es doch alle Kraft hätte daran setzen sollen, die napoleonischen Wunden zu heilen.

Und jetzt? Der gebildete Franzose hat zweifellos das Bewußtsein des Niederganges seines Volkes, wenn er das auch niemals eingestehen wird. Wonach strebt er aber? Wie denkt er sein Volk zu heben? Nicht durch langsam, aber sicher wirkende Mittel, nicht durch Hebung der Moral und dadurch der Volkskraft, sondern durch einen neuen Krieg, der ihm mit einem Schläge alles das bringen soll, was doch unrettbar verloren ist. Wir sehen wieder die unheimlichen, volkszerstörenden Kräfte am Werke: Frankreich



Erwachen



C. M. Rebel

verdrängt durch sein Heer, da es die ungeeigneten Rekruten ebenso einzieht wie die tauglichen, seine Jugend, die ohnehin im Heere sich vielfach geschlechtlichen Ausschweifungen hingibt, und wird in einer letzten Zudung den Versuch machen, seine Stellung in Europa zu behaupten und zu verbessern ...“



Der Große Sphinx von Gise



er“ Sphinx, nicht „die“ Sphinx, wie Privatdozent Dr. Koeder in einer Betrachtung der „Umschau, Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik“ (Frankfurt a. M.) mit anderem mehr berichtet: „Man pflegt bei uns, die Sphinx‘ zu sagen, und das ist für griechische Sphinx (oder Sphingen) auch richtig, die ja gleichzeitig verführerische weibliche Schönheiten waren. Aber im alten Agypten sind Sphinxen immer männlich, denn sie stellen eben stets den König dar. Nur ganz vereinzelt, wenn eine Frau auf dem Throne sitzt, kommen auch weibliche Köpfe auf dem Löwentörper vor...“

Der Große Sphinx von Gise bei Kairo liegt auf dem Abhang des Wüstengebirges in einer Mulde vor der zweiten Pyramide, die der König Chephren aus der vierten Dynastie um 2800 v. Chr. errichtet hat. Die Statue hat eine Länge von 57 m und eine Höhe von 20 m, ist mit diesen kolossalen Dimensionen also ein ganz respektabler ‚Abul-höl (Water des Schretlens)‘, wie die Araber sagen. . . . Der Löwentörper ist aus dem natürlich gewachsenen Felsen gehauen, nur an den Vorderbeinen und vielleicht am Bart hat man mit Hausteinen nachgeholfen. Der Kopf ist nämlich als der eines Königs in dem bekannten Kopftuch der Pharaonen mit der Uräuschlange an der Stirn ausgehauen; sorgfältige Bemalung, am Gesicht in Rotbraun, am Kopftuch in abwechselnd blau und gelben Streifen, hat einst die Wirkung des Kolosses erhöht. Auf dem Rücken will der gelehrte Vater Vansleb vor Jahrhunderten zwei Schächte zu einem später angelegten Grabe gesehen haben. . . .

Nun die Frage: Wie alt ist der Sphinx und wen stellt er dar? Die alten Ägypter haben den Erbauer selbst nicht gekannt, sonst hätten sie den Koloß nicht für ein Bild des Sonnengottes erklären und es ‚Horus im Horizont‘ nennen können. Für uns kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das dargestellte Wesen nicht ein Gott, sondern der Pharao ist, den man zu allen Zeiten des ägyptischen Altertums als einen menschenköpfigen Löwen, meist seine Feinde niedertrampelnd, dargestellt hat. Die Umdeutung auf den Sonnengott ist im Neuen Reich erfolgt, — also hat der Erbauer vor diesem gelebt. Man riet auf das Mittlere Reich (um 2000 v. Chr.); aber die Belege für die Vermutung haben nicht standgehalten. Da grub die Ernst-von-Sieglin-Expedition 1909 und 1910 die zur Pyramide des Königs Chephren gehörigen Gebäude aus, neben denen ja der Sphinx liegt. Schon früher war ein Zusammenhang zwischen den beiden Anlagen vermutet worden, und für den Architekten der Ausgrabung ist er während der Arbeit zur Sicherheit geworden. Die Beweise, die er anführt, sind zwar meines Erachtens nicht zwingend, aber es läßt sich nicht leugnen, daß jetzt eine gewisse Wahrscheinlichkeit für König Chephren als den Erbauer des Großen Sphinx besteht. Hölscher denkt sich die Entstehung so, daß die antiken Architekten neben der ansteigenden Straße von dem Salkorbau zu dem Totentempel vor der Pyramide einen gewaltigen Felsen fanden, der einem Löwen nicht unähnlich war; sie halfen mit dem Meißel und Hausteinen nach, so daß dann der Pharao als kolossaler Sphinx neben seinem Grabe lag und es bewachte. Das also ist dann der Sinn des Sphinx von Gise: der in der zweiten Pyramide bestattete König als Wächter seines Grabes.“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einblendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Fausse Reconnaissance“

(Zum Aufsatz: Eine Quelle des Seelenwanderungs-Glaubens)



ie „fausse reconnaissance“ ist doch vielleicht wesentlich realer zu erklären. Sie ist keine „falsche“ Wiedererkennung, sondern eine „wahre“.

Wenn man Zeige- und Mittelfinger gekreuzt scharf aneinander preßt und so mit den Spitzen der zwei Finger die Nasenspitze rechts und links berührt, „fühlt“ man zwei Nasen. Der Nervenstrom beider Finger leitet ins Bewußtmachungszenrum je sein „wahres“ Gefühl der Nase, das Bewußtmachungszenrum wird aber durch die Fingertkreuzung gehindert, aus beiden Rapporten die Synthese zu machen.

Nun denke man an den Fall des Türmeraufsatzes in Heft 6, XVI, Jahrg. „Sieh mal, Barnum in Paris!“ Der das „hört“, war gedanklich beschäftigt, so daß nicht ganz so leicht wie üblich das Bewußtmachungszenrum gearbeitet haben wird. Es hat wohl nötig gehabt, zweimal zuzugreifen. Dies Zweimalzugreifen ist auch plausibel genug zu erklären. Jeder Sinnesindruck ist kein „einmaliger“, das könnte er nur sein, wenn ihm Zeit- und Raumqualitäten fehlten. Ein Sinnesindruck mag eine Tausendstelsekunde benötigen, so läßt sich diese wieder in Raum- und Zeiteile zerlegen. Machen wir's uns klar. Die Laterna magica werfe „eine Sekunde lang“ ein Bild auf das weiße Tuch. Unser Auge kann mindestens dreimal während dieser Sekunde sein Lid öffnen und schließen. Also kann es auch dreimal das Bild „sehen“.

Das Bewußtmachungszenrum aber arbeitet ganz unausdentlich schneller. Es habe also seinen Sinnenrapport vor sich, einen Bruchteil einer Sekunde. Es versucht „bewußt-zumachen“ diesen Sinnesindruck, ist aber durch andere gedankliche Inanspruchnahme nicht scharf genug, ich meine: „bewußt“ genug. So muß es schnellstens das Hindernde „wegschieben“ und noch einmal „bewußtmachen“ den „noch nicht verloschenen“ Sinnesindruck.

Dem Bewußtmachungszenrum ist solche Leistung wahrlich nichts Neues. Muß es sie doch dauernd tun. Unsere Augen geben immer mindestens zwei Bilder. Desgleichen unsere Ohren zwei Klänge. Und bei den anderen Sinnesnerven ist es wesentlich komplizierter noch. Das Bewußtmachungszenrum aber „leistet“ die Synthese aus den verschiedenen Sinnesberichten. Wir wissen ja, daß physiologische Störungen dem Bewußtmachungszenrum diese Synthese erschwert. (Das gar nicht allzu seltene dauernde Doppelsehen bei mißlungener Augenoperation Schielender. Die gekreuzten Finger.)

Es ist nun noch zu erklären, weshalb das Bewußtmachungszenrum, nachdem es zweimal „zugreifen“ mußte, die Synthese nicht leistete. Meist leistet es diese ja, indem es das Hindernis

welches weggeräumt wurde, wegräumt zwischen erstem und zweitem Zugreifen, auch aus dem Bewußtsein löscht, ganz löscht. Nun ist aber die Möglichkeit, daß das Weggeräumte nicht ganz aus dem Bewußtsein gelöscht wird, daß noch das Gefühl eines zwischen dem zweimaligen Zugreifen liegenden Raum- oder Zeitteils „bewußt“ bleibt.

Dieser Raum- und Zeitteil (ob nun eine Tausendstelsekunde nur) „trennt“ dann wirksam die beiden Zugreibungen und läßt sie nicht mehr erkannt werden als zweimaliges Zugreifen an derselben Sache. Es sind dann zwei Sachen.

Der Schielende mit mißlungener Augenoperation „sieht“ zwei Sonnen. Da er aber aus Erfahrung „weiß“, daß nur eine am Himmel ist, hilft er seinem Bewußtmachungszentrum, dessen physiologisches Hindernis zu überwinden, und erreicht dann, daß er durch Übung die zwei Sonnen wirklich als eine zu sehen vermag. Er „legt“ die zwei Sonnen allerdings nicht zusammen, sondern löscht tatsächlich eine davon aus. Das kann er ziemlich freiwillig. Kann auch jeden Moment die ausgelöschte Sonne wieder sehen. Und selbst bei ganz langer Übung gelangt er zum Einsonnenbild nur dadurch, daß das zweite Bild undeutlich gemacht wird und mit Willensbewußtheit „übersehen“ wird.

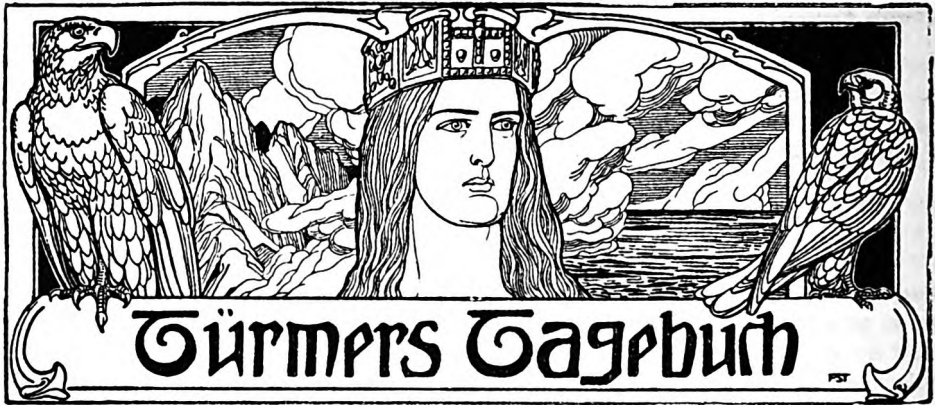
Beim Erlebnis der „fausse reconnaissance“ liegt es etwas anders. Gerade daß die Wiedererkennung etwas so Absurdes ist, hindert den Betreffenden daran, sich an seiner Erfahrung zu orientieren. Auch fehlt ihm der Einblick in eine Maschinerie wie etwa die gekreuzten Finger. Der an den Augen operierte Schielende weiß, daß sein Doppelsehen hinterher kam. Wenn ich meine Finger kreuze, weiß ich, daß das Fühlen zweier Nasen an den gekreuzten Fingern und nicht an der Nase liegt. Solche Erwägungen kommen einem aber nie bei der „fausse reconnaissance“. Also drängt sich uns mit unheimlicher Mystik auf, daß wir dies „Barnum in Paris“ schon einmal „früher gehört“ haben. Und wir haben es auch in Wahrheit schon einmal früher gehört. Da dies „früher“ aber vor einer Tausendstelsekunde war und wir vor dieser Kleinheit gar kein Orientierungsvermögen mehr haben, so schlägt es um ins Gegenteil. In Jahrzehnte, Jahrtausende, in eine „Vorexistenz“. Es ist dabei der „Schreck“ zu beachten. Ein ganz namenloser Schreck: wo, wo, wann, wann ist dieser äußere Vorgang um dich herum schon einmal passiert? so fragen wir, tasten hinaus, schreckhaft in Raum und Zeit, bis wir uns zur Balance bringen: Vorexistenz!

Ich persönlich glaube nicht, daß man ein „ähnliches“ früheres äußeres Erlebnis dem heutigen „angleicht“ und daraus ein zweimal gleiches Erlebnis macht. Sondern das heutige äußere Erlebnis wurde vom Bewußtmachungszentrum zweimal erlebt. Es genügt da schon, daß eine Dominante zweimal erlebt wurde und wir dann das andre, welches wir vielleicht im Bewußtmachungszentrum wirklich nur einmal erlebten, um das andere gruppieren. Daß wir also das zweimalige Erlebte von der Dominante auch allem anderen Detail zuschreiben. Ebenso aber ist es denkbar, daß das Bewußtmachungszentrum das ganze komplette äußere Erlebnis zweimal erlebte. Denn das Problem wird ja hierdurch nicht geändert.

Wir sollten also nicht von falscher Wiedererkennung sprechen, sondern von wahrer Zweimalerkennung.

Dr. Otto zur Linde





Sie nahen ihm mit ihrem Munde . . .

Sie nahen ihm mit ihrem Munde und preisen ihn mit ihren Lippen, aber ihr Herz ist ferne von ihm.“

Was ist uns nicht alles in dem Jubiläumsjahr 1913 von dem „Geist“ dieses Jahres, dem herrlichen „Geist“ der Freiheitskriege, der deutschen Volkserhebung gesungen worden! Diesem „Geiste“ und den großen Männern, die ihn verkörperten, nachzueifern, sei höchste Ehre, — höchste Pflicht.

Und dann erlebte dieser „Geist“ seine Wiedergeburt in — Zabern. Und die Sneysenau und Scharnhorst feierten ihre Auferstehung in den Reuter und Forstner, die Stein, Fichte, Arndt in den „Herren“ des preußischen Oberhauses und im „Preußenbunde“.

Da hält es die „Frankf. Ztg.“ für zeitgemäß, dieser „Heiligenverehrung“ etwas nachzugehen und einmal nachzuprüfen, ob wirklich der Geist eines Scharnhorst, Sneysenau oder Boyen „in den Falkenhayn, Deimling und Reuter lebendig“ sei, oder ob gar die Seele eines Freiherrn vom Stein „in Herrn von Bethmann Hollweg ihren Wohnsitz genommen“ habe: „Man wird dann vielleicht auch erkennen, ob der Gedanke des Volksheeres, gegen den sich vor hundert Jahren die militärisch-junkerlichen Reaktionäre samt dem Könige heftig sträubten, heute nicht bloß in der Aushebung der Söhne des Volkes, sondern auch in den Einrichtungen des Heeres verwirklicht ist, und wie man sich das Wunder zu erklären hat, daß heute gerade diejenigen Leute das Volksheer preisen, deren Vorfahren, dem Geiste und dem Blute nach, vor hundert Jahren sich mit Zähnen und Klauen dagegen wehrten, daß das Heer aus seiner Stellung neben und über dem Staate herausgenommen und in den neugeschaffenen nationalen Organismus eingeordnet würde. Hatten ja doch alle die Kämpfe, in denen die Reformers jahrelang mit den verknöcherten Militärs des alten Systems, den Ralckreuth, Massenbach, Lottum, Borstell und ihrem Anhang ringen mußten, zum Ziel, das preußische Heer aus seiner bevorrechteten Sonderstellung herauszunehmen und ihm das Gefühl enger Zusammengehörigkeit mit dem ganzen Volke zu geben.“

Das stehende Heer des absolutistischen Preußen lebte und bestand in der Idee, daß der Staat sozusagen ihm gehöre. Der Staat mitsamt seinen Bürgern erschien ihm wie eine Sache, die erst durch seine Waffentaten geworden war. Die Entstehung des preußischen Staatswesens rechtfertigte bis zu einem gewissen Grade eine solche Auffassung. Die Urzelle dieses Staates war nicht der Bürger, sondern der Soldat. Wie hätte man sich wundern dürfen, daß das Heer sich als den Staat fühlte und über die anderen Stände nicht viel anders dachte, als etwa die Söldner in ‚Wallensteins Lager‘. Die Truppen bestanden zum größten Teil aus landfremden Mietlingen, die nicht immer mit den reinlichsten Mitteln außerhalb der Landesgrenzen angeworben waren. Die Zahl der Landeskinder machte kaum ein Drittel aus. Das Offizierkorps aber verschloß Friedrich II., von dem dieses Heer seinen Geist und seinen Ruhm erhielt, mit größter Strenge dem Bürgertum, der ‚Roture‘, wie er es nannte. Nur in den Zeiten der höchsten Kriegsnot, als aus dem Adel sich nicht mehr genug Offiziere fanden, nahm er auch Bürgerliche an, die aber nach dem Kriege undantbar und rücksichtslos wieder entfernt und nur in weniger vornehmen Truppenkörpern geduldet wurden, zu denen bemerkenswerterweise neben der Artillerie damals auch die Husaren gehörten.

Daß ein so geartetes Heer glaubte des Bauern und Bürgers Herr zu sein, kann nicht überraschen, und die brutale Willkür, mit der die Offiziere dieses Heeres auch die Behörden und die Obrigkeiten der Gemeinden behandelten, erreichte einen solchen Grad, daß Bürger, die etwas auf ihre Ehre hielten, sich weigerten, Gemeindeämter anzunehmen, um nicht von Truppenführern eine unwürdige Behandlung erdulden zu müssen, gegen die es selten oder nie einen Schutz gab. Wie das Verhältnis zwischen Bürgertum und Militär sich gestaltet hatte, schildert Max Lehmann in seinem ‚Scharnhorst‘ folgendermaßen: ‚Höhere wie niedere Offiziere schimpften, prügeln und sperren die Bürger ein, die ihnen unbequem wurden; der Gouverneur von Breslau bedrohte Geheime Räte mit dem Stock und titulierte sie Schlingel und Esel; in den mit dem Zivil schwebenden Streitigkeiten machte sich das Militär an, selbst Recht zu sprechen.‘ Lehnten sich einmal die Gemeindebehörden und die bürgerliche Bevölkerung gegen gar zu gewalttätige Anmaßungen auf, so kam es wohl gelegentlich auch zu blutigen Straßenkämpfen.

Dieser militärische Übermut steigerte sich bis zu einer unerträglichen Höhe, so daß selbst der König, der doch zu einem großen Teil die Ursache dieser Überhebung war, eingreifen und in einer strengen, an seinen Bruder Heinrich gerichteten Verfügung die Offiziere darauf hinweisen mußte, daß das Heer doch ‚eigentlich‘ dazu da sei, das Land und seine Wohlfahrt zu schützen. Aber solche Eindämmungen wirkten höchstens für den Augenblick, nachhaltig waren sie nicht, und auch nach dem Tode des großen Königs änderte sich an diesem Geiste des friderizianischen Heeres nichts. Außerhalb Preußens aber betrachtete man diese Mißhandlung der Bürger durch eine Armee, der man ihre Siege nicht verzeihen konnte, mit hämischer Schadenfreude. War man dieses Heeres im Felde nicht Herr geworden, so hatte man doch ein Vergnügen daran, daß es mit den Bürgern

des eigenen Landes auch nicht viel besser umging als mit den Einwohnern eines eroberten. Man höhnte, wie Lehmann weiter berichtet, über diesen Staat, der den Eindruck mache, als sei seine Verfassung nach der Hobbes'schen Lehre gemacht, die den Despotismus als die Rettung vor dem Kampf aller gegen alle bezeichne, und man spottete, Preußen sei nicht ein Staat, der ein Heer habe, sondern ein Heer, das einen Staat habe. Aber auch im Lande selbst empfand das gequälte und drangalierte Bürgertum etwas wie Genugtuung, als der maßlose Dünkel, der das junkerliche Offizierkorps dieses Heeres besessen hielt, vor dem Ansturm der französischen Volksheere kläglich zusammenbrach. Es bedurfte erst des Unglücks, das dieser Niederlage folgte, um über das Rachegefühl der Unterdrückten hinwegzukommen, es bedurfte der Umgestaltung des Staates und des Heeres, um im Volk und Heer das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Pflicht erwachen zu lassen, daß man für Land und Herd gemeinsam einzustehen habe.

Das stehende Heer, das nur eine Soldtruppe des Fürsten gewesen war, hatte kläglich versagt. Der Hochmut des unbelehrbaren, rückständigen Altpreußentums war für das erste Niedergebogen und zum Schweigen gebracht; so konnten die Männer, die an die Erneuerung von Staat und Heer die Hand anlegten und deren bedeutendste bezeichnenderweise keine Preußen von Geburt waren, aus den Ereignissen selbst die Lehre ableiten, daß die wirkliche Stütze der Staaten nicht die stehenden Heere seien, durch welche die Regierungen ihr Interesse von dem des Volkes trennten, sondern das Volk selbst. Besonders eindringlich verfolgt diese Meinung Sneyenau, der in seiner Denkschrift vom Juli 1807 den König auf die unendlichen Kräfte hinwies, die im Schoße der Nation unentwickelt und unbenuzt schlafen, und der sich nicht scheute, das Beispiel der französischen Revolutionsheere als nachahmenswert zu empfehlen. ‚Warum,‘ so heißt es in jener Denkschrift, ‚griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen? Warum schlossen sie nicht dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche jetzt nur der Abliche ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft.‘

Wie Sneyenau dachten auch die anderen Reformer, Stolmann, Boyen, Graf Söhen, vor allen aber Scharnhorst. In seiner Denkschrift über die Zulassung Bürgerlicher zum Offizierkorps legte er dar, wie das Heer durch das frederizianische System in eine verderbliche Isolierung geraten sei. Die Privilegierung des Adels habe alle Kenntnisse und Talente des übrigen Teiles der Nation für das Heer brach gelegt. Der Adel selbst aber sei der Verpflichtung überhoben gewesen, sich die militärischen Talente zu erwerben, da ja Geburt und lange Lebensdauer ausgereicht hätten, ihn zu den höchsten Posten emporzubringen. So sei es denn gekommen, daß die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle anderen Stände weit zurückblieben, und daß die Armee als ein Staat im Staate angesehen wurde, der den übrigen Ständen ein Gegenstand des Hasses, ja der Verachtung war. In Wirklichkeit aber sollte die Armee die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger sein.

Es hat harte Arbeit und ein erbittertes Ringen gekostet, bis die Reformer wenigstens die grundsätzliche Anerkennung des Sazes erreichten, daß ‚einen Anspruch auf Offiziersstellen in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick gewähren.‘ Die Heftigkeit dieser Kämpfe auch nach dem unglücklichen Kriege beweist genugsam, daß ohne Jena und den militärischen Zusammenbruch eine Reform wie diese sicherlich damals nicht, wahrscheinlich aber nie gekommen wäre. Gelang doch die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht überhaupt erst, als im Frühjahr 1813 der Sturm der Ereignisse alle Zäune niederriß, die junkerliche Beschränktheit und die furchtsame Bedenklichkeit eines ängstlichen Königs aufgerichtet hatte.

Mit der Zusammensetzung des Heeres sollte auch sein Geist sich ändern. Die grauenvollen Reste des Straffsystems der Landstreckzeit, das Spießrutenlaufen und der Stock mußten in dem Augenblick fallen, da man daran ging, das Werbe- und Söldnersystem aufzuheben und nur noch die Söhne des eigenen Volkes einzustellen. Die von Gneisenau proklamierte ‚Freiheit der Rücken‘ wurde Tatsache, und so ging hier das Militär, da das bürgerliche Strafrecht einstweilen die Prügelstrafe noch fortbestehen ließ, auf dem Wege zur Humanität voran. Dabei wollten die Reformer, namentlich auch Stein, die veraltete Militärgerichtsbarkeit aufheben und sie nach französischem und englischem Vorbilde auf militärische Dienst- und Disziplinarvergehen beschränken. Jedenfalls hätte keiner dieser Männer daran gedacht, sie in einem Streit zwischen Militär- und Zivilgewalt entscheiden zu lassen. Aber ihr Drängen erreichte seinen Zweck nur halb. Sie mußten sich, da der König zu einem so weitgehenden Schritte nicht zu bewegen war, mit dem Kompromiß begnügen, das heute noch, nach hundert Jahren, den geltenden Rechtszustand bildet. Die Kriminaljustiz über die Militärpersonen verblieb den Militärgerichten, wohingegen allerdings die Zivilgerichtsbarkeit und die gesamte Gerichtsbarkeit über die Angehörigen und Hausgenossen von Militärpersonen den Militärgerichten genommen und auf die bürgerlichen übertragen wurde. . .

Hatten Scharnhorst und Gneisenau die barbarischen Strafmethoden beseitigt, so gelang es ihnen nicht ebensogut, auch in der sonstigen Behandlung der Untergebenen Milderungen herbeizuführen. Sie hatten vorgeschlagen, in die Kriegsartikel ein Verbot verächtlicher Schimpfworte und eine Ermahnung an die Offiziere aufzunehmen, die ihnen gesetzten Schranken innezuhalten. Beide Vorschläge legten Zeugnis ab für den humanen Geist, den Scharnhorst und Gneisenau auch in der Kaserne nicht missen wollten. Beides aber wurde vom König auf den Rat der reaktionären Widersacher gestrichen. Wie sehr muß man heute bei so vielen Beschwerden, bei Kriegsgerichtsurteilen und Reichstagsverhandlungen an jene Vorschläge denken. Aber Scharnhorst suchte auf dem Umwege einer an die Offiziere gerichteten ‚Verordnung wegen der Militärstrafen‘ zu erreichen, was er durch die beiden abgelehnten Kriegsartikel nicht hatte erreichen können. Er führte den Offizieren zu Gemüte, daß bei dem höheren Stande des Heeres in Zukunft auch bei einer gelinden Behandlung die Disziplin werde auf-

recht erhalten werden können. Dann fährt er fort: „Seine Königliche Majestät versehen sich zu den Offizieren, daß sie sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Anführer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen.“ Die höheren Befehlshaber sollten ihm verantwortlich sein, „daß ihre Untergebenen weder den Soldaten auf eine rohe Art behandeln, noch sich fernerhin das hier und da übliche Schimpfen erlauben.“

Wollte man aber die Kluft zwischen Volk und Heer wirklich ausfüllen, wollte man verhüten, daß auch der Soldat des erneuerten Heeres dem Bürger wie einem minderwertigen Wesen gegenüberträte, und dieser ihm dafür mit seinem Hass vergälte, so mußte besonders eindringlich auf die Pflege eines anständigen Verhältnisses zum Bürgertum hingewirkt werden. Schon Friedrich Wilhelm III. hatte bald nach seinem Regierungsantritt in einer Kabinettsorder eingeschärft, daß kein Soldat, wes Ranges er auch sei, sich unterfange, dem geringsten Bürger schroff zu begegnen. „Die Bürger sind es, nicht ich,“ hieß es in der Verfügung, „welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Rastation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Kontravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.“ Eine viel stärkere Wirkung als die oben erwähnte Kabinettsorde Friedrichs II. wird wohl auch diese Verfügung nicht gehabt haben. Jetzt aber, nachdem der alte Rastenhochmut gebeugt und das neue Heer auf einen anderen Boden gestellt war, konnte man eine bessere Wirkung von einer ernst gemeintem Ermahnung erwarten, wie sie Scharnhorst nun erließ. Wie würde er über die „Wades“-Händel und ihre Folgen geurteilt haben, der seinen Offizieren einschärfte, beleidigende Schimpfwörter im Verkehr mit Untergebenen zu meiden und der für den Verkehr mit der bürgerlichen Bevölkerung folgende Anweisung gab:

„Seine Majestät wollen den höheren Militär-Befehlshabern es aufs neue zur Pflicht machen, darüber zu wachen, daß ihre Untergebenen und besonders die jüngeren Offiziere sich keine Verletzung der Bescheidenheit und Achtung gegen Personen vom Zivilstande zu schulden kommen lassen. Die Vorgesetzten sollen ihre Untergebenen durch Beispiel und Lehre überzeugen, daß nur ein höfliches Betragen gegen Personen anderer Stände den Mann von Erziehung bezeichne und ihm am gewissensten die öffentliche Achtung sichere, deren ein entgegengesetztes Benehmen unausbleiblich unwürdig macht, während solches Erbitterung herbeiführt und die Harmonie und Eintracht stört, die zwischen Militär- und Zivilbeamten eines Staates vernünftigerweise herrschen müssen.“

Das sind Sätze, deren Wortlaut sich wie eine den Ereignissen vorausgeeilte Verurteilung militärischer Machtanmaßungen liest. Der Oberst von Reuter, der den Pandurenteller mit Menschen bevölkern ließ, die sich nicht im geringsten vergangen hatten, wird vielleicht, als er nach einer Richtschnur für sein Verhalten suchte, bis an diese Verfügung des Kriegsministers Scharnhorst nicht gekommen sein. Ihm genügte die herrliche Kabinettsorder von 1820. Dann soll man aber auch nicht immer wieder den Geist von 1813 zitieren, der mit den Verteidigern militärischer Diktaturmaßregeln recht wenig zu tun hat. Daß

hundert Jahre nach seinem Tode ein anderer preußischer Kriegsminister vor der Vertretung des deutschen Volkes etwa in der entgegengesetzten Richtung reden würde, hat allerdings Scharnhorst nicht ahnen können. Freilich diesem Kriegsminister, der auch äußerlich eine ‚schlappe Haltung‘ hatte, fehlte wohl überhaupt der richtige preußische Militärg Geist. Die ‚echten‘ Preußen haben das damals oft genug gesagt. War ihm doch auch das Wort ‚Kriegsherr‘ im Fahnenreide zu eng militärisch, zu sehr eine Erinnerung an das Heer des Absolutismus; er ersetzte es durch ‚König und Vaterland‘.

Wie wenig weiß man oder will man wissen von dem wahren Gehalt jener Reformen, aus denen ein Volksheer entstehen sollte, wenn man täglich wieder von dem deutschen Volksheere in dem Sinne redet, als sei es die ganze Erfüllung dessen, was jene Neugestalter gewollt haben. . . . Hat die Absonderung vom Bürgertum aufgehört, und besteht nicht vielmehr die von Herrn Bassermann im Reichstage wieder behauptete Annäherung zwischen Offizierkorps und Bürgertum zu einem großen Teil in einer Infiltration gewisser Teile des Bürgertums mit den besonderen Standesauffassungen exklusiver Kreise? . . . Ist das Sonderrecht der militärischen Gerichtsbarkeit, wie Scharnhorst und Stein es wollten, auf rein militärische Verfehlungen beschränkt? Wird die Behandlung der Untergebenen allenthalben in dem Geiste der Humanität geführt, den Scharnhorst den Befehlshabern zur Pflicht machte?

Wir brauchen keine Antworten auf diese Fragen, die selbst Antworten sind, wohl aber scheint es uns gut, zum Zeugnis für die Gedanken von 1813 auch noch an das Büchlein zu erinnern, das im Beginn des Freiheitskampfes in vielen Tausenden von Exemplaren an die deutschen Kriegsmänner hinausging und sie lehrte, welches der wahre Geist eines deutschen Soldaten sein sollte. Es ist des tapferen Ernst Moritz Arndt ‚Katechismus für teutsche Soldaten‘. In ihm finden sich auch ein paar Kapitel über ‚Soldatenehre‘, von der heute so viel die Rede ist, und von der die Rede geht, sie sei so empfindlich, daß sie schon durch Blicke, Lachen und spöttische Mienen verletzt werde. Arndt, der ja vielleicht sogar vom Preußenbunde anerkannt wird, hat darüber kräftige Worte gesagt. Einige davon mögen hier wiedergegeben werden. Da heißt es:

‚Die Leute glaubten oft, Soldat sein und übermütig sein dürfen sei eins, und wer das Kriegskleid trage, der sei von Rechts wegen der Übrigen Herr. Solches aber darf nimmer sein bei einem braven Soldaten, der für sein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer stark und gewappnet ist, dem ziemet Freundlichkeit . . .

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauer, nicht gegen Greise und Weiber und Kinder soll der Soldat trüzig und wild sein; wenn der Feind nahez, dann zeige er, wie feurig ungestüm und gewaltig er sein kann. Das übermütige und prahlerische Wesen aber kleidet den Tapfern übel und entehrt das Eisen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Solches schrieb Arndt, und so war der Geist seiner Zeit, die man uns so oft zur Nachäferung ins Gedächtnis ruft. Und so wollen wir es mit ihm halten

und gegenüber dem militaristischen Aberglauben, als ob das ‚Kriegskleid‘ das man heute ‚Rönigsrod‘ heißt, wie der Zaubermantel eines Magiers den Menschen in e'ne höhere Sphäre entrücke, an dem Saße festhalten, den jener unerbittliche Patriot an einer anderen Stelle seines Katechismus ausgesprochen hat: ‚... und diesen blinden Gehorsam gegen ihren Herrn nennen sie ihre Soldatenehre und meinen, Soldatenehre sei ein anderes Ding als Bürgerehre und Menschenehre. Das ist aber nicht wahr.‘...

In den Auseinandersetzungen, die sich an die Vorgänge in Zabern angeschlossen haben, ist zur Raptivierung der Bevölkerung die Lüge von dem Eingriff in die Kommandogewalt aufgebracht worden und hat auch auf manche urteilslosen Gemüter gewirkt, während es sich dabei in Wahrheit um die Verurteilung militärischer Geseklosigkeit handelte. Die Gesekesverachtung wird in einem Punkt sogar zur militärischen Pflicht erhoben: in der Duellfrage. Richtiger gesagt, zur Pflicht für Offiziere, die verabschiedet werden, wenn sie, gehorsam dem Gesetze, ein Duell ablehnen, aber ungehindert im Dienst verbleiben, wenn sie, entgegen den Bestimmungen des Strafgesekbuchs, die das Duell unter Strafe stellen, sich duellieren und den Gegner totschießen. Allen Versuchen, hier endlich Wandel zu schaffen und zu einem Duellverbot im Heere zu kommen, was ziemlich gleichbedeutend mit der Abschaffung des Duells überhaupt wäre, ist man mit der Phrase von der besonders feinen Offiziersehre entgegengetreten, die mit den gewöhnlichen Gesekesbestimmungen und mit Ehrenerklärungen nicht geschükt werden könne. Was für jeden Privatmann, auch für die höchsten Staatsbeamten genügen muß, damit soll sich die Offiziersehre nicht zufrieden geben dürfen, für die gilt der besondere Ehrentodex, der nur eine gesellschaftlich gestuzte Form des alten Faustrechts ist.

Unzählige Fälle sind schon bekannt geworden, in denen das Austragen der ogenannten Ehrenhändel durch Duellraufereien die schlimmsten Folgen gehabt hat, Fälle, die in ihrem Ausgang wie ein Hohn auf jede gesunde Ehranschauung erscheinen und schweres Unheil über ganze Familien und auch über die an den Duellen Beteiligten gebracht haben. Das hat zu manchen Anordnungen und zu manchen Milderungen durch die Ehrentäte auf Grund der Verordnung von 1898 geführt, das Grundübel ist aber unverändert geblieben.

Auf dem Boden, wo immer mit besonderem Nachdruck vom notwendigen Zusammenhalten der Deutschen die Rede ist, und wo wiederum dem Militär die besondere Mission zugesprochen wird, das deutsche Ansehen besonders tatkräftig zu vertreten, da haben Angehörige desselben Infanterieregiments das skandalöse Schauspiel eines Duells geboten. In Mex hat sich in der Karnevalszeit ein Leutnant gegen die Frau eines anderen Leutnants unpassend betragen, und zwar derart, daß es durch die Karnevalsstimmung nicht mehr entschuldigt werden konnte. Er muß sich nach der sehr vorsichtig gehaltenen Darstellung Intimitäten erlaubt haben, die den Ehemann mit Recht verletzen. Bei Leuten mit gewöhnlichem Ehrempfinden gibt es da nur zwei Möglichkeiten: entweder hat es sich um eine bloße Unbesonnenheit gehandelt, und dann reicht eine ehrliche Entschuldigung aus. Oder es liegt eine so schwere Ehrenkränkung

vor, daß sie mit einem Eingeständnis des Unrechts nicht gutzumachen ist; dann ist derjenige, dessen Ehre tangiert ist, der Frevler selbst. Gibt es keine Möglichkeit, seine Schuld gutzumachen, beweist seine Tat ein unehrenhaftes Handeln, so könnte die einzige Genugtuung seine alsbaldige Entfernung, sein Ausschluß aus dem Offizierkorps sein, keinesfalls aber die Veranstaltung eines Duells, das durch die Gleichstellung beider Kontrahenten ihm geradezu ehrenhaftes Verhalten attestiert. Und auch hier wieder der Ausgang, daß der in seinem Ehrgefühl Verletzte vom Frevler niedergeschossen, eine Ehe sinnlos und frivol vernichtet worden ist! Welch ein Hohn auf wirkliches Gefühl für Ehre, das niemals von dem Empfinden für Gerechtigkeit befreit werden kann! Aber dem Mordwahnsinn muß Genüge geschehen, mag darüber auch jedes menschliche Gefühl zum Teufel gehen . . .

Man spreche nicht davon, daß diese Dinge nur die Beteiligten selbst angingen. Es ist ein schweres öffentliches Ärgernis, wenn unter offiziellem Zwang solche Mordversuche — denn im Grunde ist es nichts anderes — gemacht werden. Es ist eine schwere Mißachtung der Rechtsordnung und damit eine Verhöhnung der staatlichen Ordnung überhaupt, wenn trotz aller Proteste, die seit Jahrzehnten von der ganzen Öffentlichkeit und dem Parlament gegen diesen verbrecherischen Unfug erhoben werden, nach wie vor das Duellieren zur Pflicht gemacht wird. Damit darf man sich nicht reservieren, daß der Duellant ja die Strafe für sein Vergehen auf sich nehmen, und dies für die Unbeteiligten genügen müsse. Denn ganz abgesehen davon, daß diese Strafen ja in keinem Verhältnis zur Schwere der Tat in Fällen mit schlimmem Ausgang stehen, und die Strafart der Verbüßung das Unangenehme fast ganz nimmt, bleibt es nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt, sich zu duellieren oder nicht, sondern es wird ein schwerer Zwang auf ihn geübt. Damit wird das Duell zu einer offiziellen militärischen Institution, die sich in direkten Gegensatz zur Rechtsordnung stellt. Das ist das Unerträglichste an diesen Vorgängen, das, was ein strenges Einschreiten zur gebieterischen Pflicht macht. Mit halben Maßnahmen, mit mildernden Einwirkungen der Ehrenräte usw. ist nach den gemachten Erfahrungen, besonders nach dem Mezer Fall, nichts gebessert, es muß endlich Ernst gemacht werden. Ein Duellverbot im Heere mit allen den Folgen, die militärischer Ungehorsam nach sich zieht, würde nach unserer Überzeugung von der Mehrzahl der Offiziere selbst als eine Befreiung von einem schweren Zwang wohlthuend empfunden werden, und wenn man statt der Duellparagraphen im Strafgesetzbuch die allgemeinen Strafen gegen Körperverletzung und Todschlag auch auf Duelle anwendete, so würde auch das gesetzliche ‚Ehrenprivilegium‘ für Vergehen beseitigt, die nicht einem feineren, sondern umgekehrt einem weniger entwickelten oder krankhaften Ehrgefühl entspringen.“

Wessen „Ehre“, fragt die „Germania“, „ist nun repariert dadurch, daß ein unschuldiges blühendes Menschenleben geopfert, die Frau ihres Gatten, ein unschuldiges Kind seines Vaters beraubt wurde?

Es ist, um einen aus der Mode gekommenen Ausdruck zu gebrauchen, die Hoffart des Lebens, in welcher die Zweikampfsitte in ihrem tiefsten Grunde

wurzelt und ihre Nahrung findet. Des Staubes schwacher Sohn fühlt nun einmal das unüberwindliche Bestreben in sich, sich über seine Mitmenschen zu erheben. Er errichtet sich triebmäßig ein Postament, welches er besteigt, damit er auf die anderen herabsehe und die Mitwelt an ihm hinausschau. Ist dieses Postament erbaut aus echtem Material, erhebt der Mensch sich durch innere Vorzüge des Geistes und des Herzens über seine Mitwelt, alle Achtung! Ehre, wem Ehre gebührt! Aber dieses echte Material ist verdammt selten. Deshalb zimmert sich die ehrfürchtige Mittelqualität ein Ehrönchen aus minderwertigen Stoffen und verschleiert es nach außen mit einem Mäntelchen aus starrer Seide. Und wahrlich, das Kunststückchen verlohnt sich; ehe die große Masse sich zur Erkenntnis des inneren Unwerts der Attrappe durchringt, vergehen Jahrzehnte, vergehen Jahrhunderte. Ein solches Ehrönchen, nach außen schillernd und blinkend, nach innen hohl und öde, ist auch die Quellinstitution. Ein solches Idol kann, um mit dem Dichter zu sprechen, die große Menge lange betören, doch nie den Sinn für Recht zerstören.“

Von dieser Wertschätzung der „Offiziersehre“ zu der des „Gemeinen“ führt schlechterdings keine Brücke. Aus dem einfachen Grunde, weil es für die Gemeinen so ein Ding wie „Ehre“ offiziell gar nicht gibt. Eine „Beleidigung“ kommt für ihn gar nicht in Frage, nur „vorschriftswidrige Behandlung“ und „Mißhandlung“. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die anständig denkenden Vorgesetzten — und diese bilden jedenfalls die überwiegende Mehrheit — als Menschen in dem Gemeinen nicht auch die Menschenehre achten. Aber in den Urteilen der Militärgerichte spielt sie kaum eine Rolle, und es kommen Fälle vor, die auf eine völlige Ausschaltung des Ehrbegriffs dem Gemeinen gegenüber schließen lassen. Ein solcher Fall ist kürzlich vom Oberkriegsgericht des Gardekorps in Berlin verhandelt worden. Soweit er sich auf die unter Anklage gestellte „Mißhandlung“ erstreckt, darf er wohl als eine Ausnahme angesehen werden. Ob aber auch in der eigentümlichen Bewertung der dem Soldaten zugemuteten und erbärmlicherweise von ihm auch — buchstäblich! — heruntergeschluckten Ehrenschandung?

Der Fall ist so über die Maßen etelhaft, daß er nur mit Überwindung heftigen physischen Ubelempfindens wiedergegeben werden kann. Aber die Sache ist wichtiger, als persönliche Unlustgefühle.

Angeklagt war der Sergeant Wasse vom Augusta-Regiment. Als eines Tages ein Feldwebel auf der Stube des Grenadiers Krömer wegen der Stubenordnung auch unter den Betten nachsah, fand er unter dem einen Bett einen Korb vor. Es stellte sich später heraus, daß es der Korb des R. war, der nicht dorthin gehörte. Als der Unteroffizier, sein Korporalschaftsführer, den R. nachher fragte, was es für ein Korb gewesen sei, wußte R. nicht, daß es sich um den seinigen handelte, und sagte, er wisse von nichts. Daraufhin befahl ihm der Sergeant mehrere Male, auf der Stube auf und ab zu laufen. Sodann gab er ihm den Befehl: „Vor den Spucknapf hinlegen!“ Der Brave führte den „Befehl“ sofort aus. Als R. mit dem Gesicht vor dem Spucknapf lag, gab ihm der Angeklagte den „Befehl“: „Sauf!“ Der Unteroffizier sah nun, wie der Grenadier den Kopf in den Spucknapf neigte und daraus trank. Er mußte sich

dann wieder erheben und sple aus. Ein Einjährig-Freiwilliger, der den Vorgang mit angesehen und darüber empört war, meldete die Sache dem Leutnant, und dieser erstattete beim Kompagniechef, Hauptmann Senfft v. Pilsach, Meldung. Der Hauptmann ließ es bei einer disziplinarischen Bestrafung des Sergeanten mit drei Tagen gelindem Arrest bewenden und nahm ihm die Führung der Korporalschaft. Erst nach einiger Zeit reichte er beim Gericht den Tatbestand ein. Es wurde nun nicht nur gegen den Sergeanten Anklage wegen Mißhandlung erhoben, sondern auch Hauptmann v. P. hatte sich wegen vorsätzlicher Unterlassung der ihm obliegenden Meldung strafbarer Handlungen eines Untergebenen zu verantworten. Das Kriegsgericht der 2. Garde-Division gelangte auch zu einer Verurteilung des Kompagniechefs. Es erkannte gegen ihn auf drei Wochen Stubenarrest Sergeant Waste wurde wegen der Mißhandlungen zu drei Monaten und einem Tag Gefängnis verurteilt. Der Hauptmann hatte zu seiner Verteidigung angeführt, daß es ihm nicht ganz klar gewesen sei, ob in dem Trinken aus dem Spudnapf eine Mißhandlung zu erblicken sei! Er habe daher zunächst von einer Anzeige Abstand genommen. Dem Gerichtsherrn war sowohl die Strafe für den Hauptmann als auch für den Sergeanten zu gelinde, und er legte in beiden Fällen Berufung ein. Auch Hauptmann v. P. legte ebenso wie der Sergeant Berufung ein. Der erste zog sie dann wieder zurück, worauf dies auch der Gerichtsherr im Falle des Kompagniechefs tat. Das Oberkriegsgericht erkannte gegen den Sergeanten auf das schon von der ersten Instanz verhängte Strafmaß von drei Monaten und Degradation.

Drei Monate Gefängnis für einen so unsäglich schändlichen Mißbrauch der Vorgesetzengewalt! Das ist schon eine Merkwürdigkeit. Noch merkwürdiger ist das Verhalten des Kompagniechefs, der die Sache zunächst mit drei Tagen Mittelarrest für erledigt hält und von schweren Zweifeln geplagt wird, ob Trinkenlassen aus dem Spudnapf eine „Mißhandlung“ sei! Der Allermerkwürdigste aber ist der „Trinker“ selbst, der einen solchen „Befehl“ ausführt und sich damit unter das Vieh erniedrigt. Für solche tapferen Soldaten sollte in unserem Kriegsheer kein Raum sein. Wenn ihm vorgeworfen wird, daß er sich nicht einmal hinterher „beschwert“ habe, so ist das bei einem so veranlagten Menschenkinde fehlgegriffen. Wer es fertig bekommt, den Unrat anderer aufzuschlucken, was soll der sich noch erst beschweren? Was bedeutet denn diese Unterlassung gegen jene — Leistung? Mag der Ehrenschänder noch so schwer bestraft werden — er, der Geschändete, hat sich doch nun einmal schänden lassen, kein Kriegsgericht kann ihm das Bacchanal aus dem Spudnapf abwaschen. Will ich nicht allen Glauben an Menschenwürde verlieren, so kann ich ein solches Geschöpf des Kadavergehorsams nur als eine pathologische Erscheinung bemitleiden. Um so nichtswürdiger dann aber die infame Vergewaltigung eines so bedauernswerten Geschöpfes. Vorgesetzte, die sich von derartigen Gelüsten anwandeln lassen, sollten auch ein für allemal wissen, daß ihnen für deren Befriedigung das Zuchthaus blüht. „Ich habe kein Mitleid für Schufte, die ihre Leute zwingen, unter die Betten zu kriechen, Staub zu lecken und fremden Speichel zu schlucken, und würde sie kaltblütig ins Zuchthaus wandern sehen.“ Das hat kein „Militär-

feind“ in einem „umstürzlerischen“ Organ geschrieben, sondern ein Militär, der Generalleutnant Lizmann, in der „Täglichen Rundschau“.

Und er hat recht. — Disziplin muß sein. An dieser Grundlage jeder schlagfertigen, kriegstüchtigen Armee rütteln kann nur Unverstand oder Böswilligkeit. Um aber die Disziplin aufrechtzuerhalten und moralisch zu rechtfertigen, müssen die denkbar stärksten Bürgschaften gegen jeden Übergriff der Vorgesetztenmacht gegeben sein. Wenn eine solche schier unbegrenzte Gewalt über seine Mitmenschen eingeräumt wird, sollte sich auch nie im Zweifel sein dürfen, daß ihm die schwersten Strafen drohen, daß er seine ganze gegenwärtige Existenz und spätere Zukunft aufs Spiel setzt, wenn er sich beikommen läßt, das ihm auf Ehre und Gewissen geschenkte Vertrauen infam zu mißbrauchen. Und hier muß ich offen bekennen, daß mich seit langem keine Tat unserer Regierenden mit so großer Hochachtung und so warmem Dankgefühl erfüllt hat, wie der herzerfrischende neue Erlass des bayerischen Kriegsministeriums gegen Verunglimpfung und Mißhandlung Untergebener in der Armee:

„Die Fälle unwürdiger Behandlung von Untergebenen haben trotz vielfacher Erlasse des Kriegsministeriums keine genügende Einschränkung erfahren. Um diese endlich zu erreichen, ist es unerlässlich, daß bei allen Vorgesetzten der ernste Wille zur Ausrottung dieses die Armee nach innen wie nach außen schwer schädigenden Übels vorhanden ist. Allem voran muß ich von jedem Offizier fordern, daß er, der Vornehmheit seines Berufes eingedenk, sich nicht nur roher Behandlung, sondern auch der gewohnheitsmäßigen Anwendung von Schimpfwörtern enthält. Ich erwarte, daß in dem Vorgehen gegen Offiziere, die die erforderliche Selbstbeherrschung vermissen lassen, künftig jede unangebrachte Nachsicht von den Disziplinar-Vorgesetzten oder den Gerichtsherrn beiseite gelassen wird. Auch hege ich zu den Militärgerichten selbst das Vertrauen, daß sie ohne Ansehen der Person durch eine nachdrückliche Behandlung der ihnen zur Aburteilung obliegenden Fälle von Mißhandlungen usw. bei der Zurückdämmung dieser Verfehlungen mitwirken. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Erreichung dieses Zieles ist eine gewissenhafte Handhabung der Dienstaufsicht und eine nachhaltige Erziehung der Unteroffiziere und der mit Vorgesetzeneigenschaften ausgestatteten Mannschaften durch die Kompanie- usw. Chefs, deren Pflicht es ist, über die vorschriftsmäßige Behandlung der Mannschaften zu wachen. In einer Truppenabteilung, in der längere Zeit hindurch Ausschreitungen der erwähnten Art vorkommen oder in der sich mehrere Organe solcher gleichzeitig schuldig machen, fehlt es mit Sicherheit entweder an der pflichtmäßigen Aufsicht oder an der Erziehung oder an beidem. Ich werde die dem Kriegsministerium zur Behandlung gelangenden Fälle eingehend prüfen lassen und mit unnachsichtlicher Strenge auch gegen jene Vorgesetzten einschreiten, die durch lässige Pflichtauffassung eine Mitschuld an unwürdiger Behandlung von Mannschaften trifft. Offiziere, die fernerhin persönlich in gröblicher Weise gegen den nun zur Genüge gekennzeichneten Willen des Kriegsministeriums verstoßen oder die Pflicht der Dienstaufsicht in erheblichem Grade vernachlässigen, haben eine strenge Erörterung der Frage, ob sie

sich überhaupt noch für ihre Stellung eignen, zu gewärtigen. Damit auch die Unteroffiziere über die Tragweite einer solchen Handlungsweise nicht im unklaren sind, ist ihnen zu eröffnen, daß bei schweren Fällen von Mißbrauch der Dienstgewalt — es zählen hierzu auch schon Schikanieren und Quälereien der Mannschaften im inneren Dienst — nach dem Willen des Kriegsministeriums die Genehmigung zur Fortsetzung der Kapitulation nicht mehr erteilt werden soll, sofern nicht überhaupt eine sofortige Kapitulationslösung eintritt. In allen Berichten über Mißbrauch der Dienstgewalt durch Kapitulanten ist Stellung zu der Frage zu nehmen, ob der Betreffende sich weiterhin zum Erzieher der Mannschaft noch eignet. Die Unteroffiziere sind ferner darauf hinzuweisen, daß das Kriegsministerium Gesuche um Löschung von Strafvermerken wegen Mißhandlungen usw. von Untergebenen, an allerhöchster Stelle nicht vertreten wird, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß der Vortrag derartiger Strafen die Versorgung im Zivildienst außerordentlich erschwert. Die Befürchtung, daß durch ein strenges Vorgehen gegen die Mißhandlungen die Leistungen einer Truppe Schaden leiden können, ist irrig. Der anständige Geist in einer Abteilung und damit die wirkliche Disziplin ist durch eine erniedrigende Behandlung der Mannschaften und durch die mehr oder minder offene Duldung einer solchen in weit höherem Grade gefährdet. Bei aller Strenge der dienstlichen Anforderungen, an denen nichts nachgelassen werden soll, muß der Soldat die Empfindung haben, daß seine Vorgesetzten auf gute und gerechte Behandlung sehen. Die Vorgesetzten aller Grade müssen sich bewußt sein, daß gerade durch eine üble Behandlung der Mannschaften der Armee die meisten Feinde entstehen und die Lust am Waffendienst verdorben wird, während im anderen Falle sich auch Leute zu brauchbaren Soldaten erziehen lassen, die mit einem Vorurteil zum Heere eingerückt sind.“

Das ist Geist vom Geiste Scharnhorsts! Das ist die Art, das schleichende Gespenst der „Militärfeindlichkeit“ zu bannen, Staat und Monarchie auf unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Hier wird nicht die „Solidarität“ als oberstes Gebot hingestellt, wird auch nicht vorsichtig um den heißen Brei herumgestrichen, hier wird ehrlich und fest zugegriffen, und der rötteste „Umstürzler“ wird es nicht wagen dürfen, den rückhaltlosen Ernst solcher Worte in Zweifel zu ziehen! Möchten wir das doch auch — von anderen Verheißungen und Versprechungen sagen dürfen! Möchten wir uns doch überhaupt darauf besinnen, daß mit den großen Worten düntelhafter Selbstbespiegelung und notleidendem „Autoritäts“-Kultus, mit wiederkäuendem Aburteilen über die Volks- und Vaterlandsliebe in den Mitteln anders Denkender nichts, aber auch gar nichts erreicht wird, als eine immer tiefere Versumpfung des öffentlichen Lebens, eine immer weitere Entfremdung jener „Autoritäts“-Spezialisten von denjenigen Deutschen, die — bald vielleicht allein noch! — den ehrlichen Willen haben, die wahre Autorität zu erhalten und in der Stunde der Gefahr zu schützen!

Wäre Solidarität das oberste Gebot, das über alle Rücksichten hinwegsetzen dürfte, dann könnte sich jeder Stand sein privates „Jenseits von gut und böse“ etablieren, sich darin häuslich einrichten und auf alles, was draußen steht —

„pfeifen“. Ein arger Verbrecher wäre dann aber jener prächtige Major, dessen sich ein Leser der „Frankf. Stg.“ in unauslöschlicher Verehrung und Dankbarkeit erinnert: „Es ist schon lange her — elf oder zwölf Jahre —, als die Bevölkerung durch einen Bericht in der sozialdemokratischen ‚Pfälzischen Post‘ über *Soldatenmißhandlungen* in einem bayerischen Infanterieregiment beunruhigt wurde. Aber welcher gewaltiger Unterschied in der Auffassung über ‚Disziplinbruch‘ und ‚militärisches Geheimnis‘ bei der damaligen bayerischen Militärbehörde, vom Hauptmann aufwärts bis zum Kriegsminister Freiherr von Asch und den Baberner ‚Gerechten‘ bis zum preußischen Kriegsminister Freiherr von Falkenhayn! Freiherr von Asch hat damals in der bayerischen Kammer strengste Untersuchung und Bestrafung der Prügelhelden zugesichert und getreulich durchgeführt. Kein Wort hörte man damals von einer Untersuchung gegen die ‚Disziplinbrecher‘, gegen diejenigen, die die Vorkommnisse der ‚Pfälzischen Post‘ übermittelt hatten. Aber auch bei der Untersuchung der Sache selbst wurde auf diese Seite der Ermittlung gar kein Gewicht gelegt. Einen ‚Disziplinbruch‘ der mißhandelten Soldaten gab es nicht.

Nach erfolgter Voruntersuchung versammelte der Major des Bataillons die Mannschaften der betreffenden Kompanien im Exerzierhause. Vor uns standen die Unteroffiziere der Kompanien, die Prügelhelden gesondert für sich, in der Mitte des Kreises, den wir gebildet hatten, der Major mit den übrigen Offizieren, vom Hauptmann bis zum jüngsten Leutnant. Zunächst mußte der Adjutant den Artikel von Anfang bis zu Ende verlesen. Dann begann der Major eine grimmige Rede gegen Soldatenmißhandlungen zu halten, wie sie besser noch in keinem Parlamente gehalten worden ist. Ich sehe ihn heute noch, bebend vor Erregung, ausrufen: ‚Ihr tragt des Königs Rod, den Ehrenrod, und wehe dem, der euch beleidigt, oder gar euch mißhandelt!‘ Und an die prügelnden Unteroffiziere und Gefreiten gerichtet, fuhr er also los: ‚Ehrenmänner wollt ihr sein?! Räuber seid ihr, — Wegelagerer, die wehrlose Menschen im Schlafe überfallen, feige, traurige Kerle seid ihr! Pfui Teufel über eine solche Gesellschaft! Ich reiße euch eure Treffen und Knöpfe vom Kragen! Des Königs Rod habt ihr geschändet! Ihr verdient ihn nicht zu tragen!‘ Und so ging's weiter. Und dann fuhr er, sich an uns wendend fort: ‚Das Gefühl, das ich über die traurigen Vorkommnisse empfinde, ist ebenso schmerzlich, wie die Mißhandlungen, die ihr überstehen mußtet. Ich versichere euch aber, daß die Strafe, die die Übeltäter trifft, empfindlicher und nachhaltiger wirken wird, als unser gemeinschaftlicher Schmerz‘... Dann sagte er: Aus dem Zeitungsartikel geht hervor, daß ihr eure Klagen in Briefen an eure Eltern und Angehörigen mitgeteilt habt. Hiergegen habe ich nichts einzuwenden. Eure Eltern und Angehörigen sollen wissen, wie es euch in der Kaserne ergeht. Hier soll es nur rechtschaffen und ordentlich zugehen. Das ganze Volk soll wissen, wie es beim Militär zugeht. Von diesen bedauerlichen Vorgängen hatten wir, eure Offiziere und Führer, nichts gewußt. Hätten wir es gewußt, wären diese (auf die Unteroffiziere deutend) schon längst nicht mehr eure Vorgesetzten‘... Dann hielt er eine lange Rede über den ehrenvollen Beruf des Soldaten, in der u. a. folgende Worte vor-



Hamlet



C. M. Rebel



Frau Assia Sp.



C. M. Rebel

tamen: „Der Soldat soll stets mit Freude und Lust seinen Dienst tun und in späteren Jahren nicht mit Verbitterung und Zorn auf seine Dienstjahre zurückblicken, sondern im Gefühle der Liebe und Treue zu seinen einstigen Vorgesetzten. Dazu ist aber vor allem erforderlich, daß er hier menschenwürdig behandelt, geachtet und geehrt wird und nicht mit Roheit und Gemeinheit die Anhänglichkeit, Liebe und Treue zur Armee zerstört wird.“

Aber die Rekrutenschinder wurden vom Kriegsgericht Gefängnisstrafen bis zu vier Monaten verhängt, und die Disziplinarstrafen, die der Major und Oberst verhängten, entsprachen den Gerichtsstrafen durchaus. So hatte ein Unteroffizier einem Rekruten, der sich Sonntag nachmittags zum Ausgang zu melden hatte, befohlen, fünf Spucknapfe zu reinigen. Der Major diktierte diesem Helden für jeden Spucknapf drei Tage Mittelarrest zu, insgesamt fünfzehn Tage.

Und die Disziplin bei dieser Truppe? Sie war die denkbar beste! Von nun ab schaute die Mannschaft mit Vertrauen und Hochachtung auf ihre Offiziere. Alles ging wie am Schnürchen. Wer Soldat war, weiß, wie bei unserem Exerzierdrill auch nur einige Mißvergünstigte ganze Besichtigungen, Vorstellungen usw. über den Haufen werfen und den führenden Offizier blamieren können. Aber dieser Major konnte auf seine Mannschaft bauen. Jeder einzelne setzte seine Ehre drein, seinem Führer, der ihn vor Ungerechtigkeiten schützte, zu gefallen. Was die härtesten Strafen und Schikanen nicht vermocht hätten, vermochte hier der energische Schutz der Ehre und die Gerechtigkeit gegenüber jedem einzelnen.“

„Das ganze Volk soll es wissen, wie es beim Militär zugeht“: das ist zwar keine „Solidarität“, aber ein schöner und stolzer — Gedanke. Und, wie diese Tatsachen beweisen, ein Gedanke, der sich auch verwirklichen läßt. Tatsachen sind noch immer die besten Beweise.

In „Babern“ waltete aber nur ein Gebot: die „Solidarität“! Alle anderen Rücksichten mußten hinter diese zurücktreten. Gab es denn solche noch? — Nicht „Mars regierte die Stunde“; wäre es an dem gewesen, dann war ja kein Wort über den ganzen Fall zu verlieren! Nein, die „Solidarität“ regierte! Man hat sich da so festgebissen, daß sachliche Gründe, wie es scheint, grundsätzlich keinen Eindruck mehr machen dürfen. Vielleicht aber, es wäre eine entfernte Möglichkeit, die Meinung eines Mannes, der der konservativen Partei angehört, der von sich ausdrücklich bekennt und vorausschickt: „Ich huldige im allgemeinen der Anschauung, daß die Hauptgefahren der Zukunft vom Reichstage her drohen, und daß es geraten ist, seine Macht nach Möglichkeit einzudämmen, die Macht der Regierung, wie sie im Beamtentum und Offizierkorps organisiert ist, zu stärken.“

Vielleicht wird die Stimme eines Mannes mit solchen Anschauungen einige zur Besinnung bringen? Es ist der Professor Hans Delbrück, der dieses sein politisches Glaubensbekenntnis in den „Preußischen Jahrbüchern“ vorausschickt, und dann fortfährt: „Auch in dem vorliegenden Falle würde ich gern bedingungslos der rein militärischen Auffassung beipflichten. Aber es ist mir unmöglich. Schließlich beruht doch unser Staatswesen, so gewiß die Armee das eigentliche Fundament ist, nicht auf ihr allein, sondern es beruht auf dem dauernd schwebenden Gleich-

gewicht verschiedener Kräfte, und dies Gleichgewicht ist augenblicklich zuungunsten des Reichstages und der in ihm vertretenen Kräfte gestört, und es ist nötig, es wiederherzustellen. Der Leutnant von Forstner ist vom Kriegsgericht in der zweiten Instanz freigesprochen worden unter einer Ausdehnung des Begriffs der putativen Notwehr, der jeden Bürger in einem Konflikt mit einem Militär in Lebensgefahr bringen kann. Der Oberst von Reuter ist freigesprochen worden, gewiß mit Recht, insofern man ihm den guten Glauben zubilligte, daß er von der Zivilgewalt verlassen sei und gezwungen und berechtigt, sich zu helfen. Aber der Oberst von Reuter hat die arretierten Bürger die ganze Nacht in Gefangenschaft gehalten. Er hat das damit erklärt, daß, wenn er sie hätte laufen lassen, der Spektakel sofort wieder angefangen haben würde und es dann vielleicht zu Blutvergießen gekommen wäre; er habe also Schlimmeres verhütet. Diese Erklärung hat Eindruck gemacht. Aber der Grund schlug doch nicht durch für die ganze Nacht. In einem Städtchen wie Zabern liegt um 11 Uhr spätestens alles in den Federn. Wenn der Oberst seine Gefangenen um 11 Uhr entlassen hätte, wäre ganz gewiß nichts mehr passiert. Die völlig unmotivierte Verlängerung der Haft die ganze Nacht hindurch war also unzweifelhaft eine strafbare Freiheitsberaubung. Für Freiheitsberaubung kann nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch auf bloße Geldstrafe erkannt werden. Das Gericht aber hat selbst diese nicht für nötig erachtet, und gegen dieses Urteil ist nicht die Entscheidung der höheren Instanz angerufen worden. Das war ein um so schwererer Fehler, als es sich herausstellte, daß der Vertreter der Anklage sehr wesentliche Belastungszeugen nicht geladen hatte und sie sich erst selber hatten melden müssen, und daß der Vorsitzende des Kriegsgerichts durch Telegramme an bekannte Heißsporne in dem Kampf der öffentlichen Meinung, wenn schon nicht die Unparteilichkeit, doch jedenfalls den Schein der Unparteilichkeit verletzt hatte. Dabei ist noch gar nicht einmal in Betracht gezogen, daß die Frage, wie weit der Oberst von Reuter sachlich bei seinem Vorgehen im Recht war, keineswegs völlig geklärt ist. Zwar hat das haltlose Auftreten des Kreisdirektors Mahl vor dem Gericht einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, aber die Haltung der Ersten Kammer in Straßburg gibt doch sehr zu denken. Die Elsässer nennen sie die ‚Schwaben-Kammer‘, weil sie vorwiegend aus Altdeutschen besteht. Selbst diese Körperschaft aber hat mit allen gegen drei Stimmen sich auf die Seite der Zivilverwaltung gestellt, und zur Majorität gehörten Männer wie Curtius, der Präsident des Konsistoriums, und Höffel, der als geborener Elsässer im Reichstag der Reichspartei angehörte, Männer, gegen deren moralische Autorität gar nicht aufzukommen ist. Hätte die Armee denn wirklich an ihrer Stellung etwas verloren, wenn es bei der Verurteilung des Leutnants von Forstner geblieben und der Oberst zu einer mäßigen Geldstrafe verurteilt worden wäre? Dem Leutnant standen so viel mildernde Umstände zur Seite, daß kein Verständiger gegrollt hätte, wenn ihm nachher auf dem Gnadenwege eine wesentliche Milderung der Strafe zuteil geworden wäre, und die Entschlossenheit und Schneidigkeit unserer Regimentskommandeure hätte keine Abstumpfung erlitten, wenn hier einmal der Oberst wegen Über-

Schreitung seiner Befugnisse hätte einige hundert Mark zahlen müssen, oder sogar zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, aber begnadigt worden wäre. Nun, da die beiden Herren völlig freigesprochen sind, muß der Reichstag in viel höherem Maße, als es sonst nötig gewesen wäre, darauf bestehen, daß Wiederholung solcher Fälle ausgeschlossen wird.“

Warum soll denn auch ein konservativer Mann nicht zu solchen Schlüssen gelangen? Handelt es sich hier um eine Parteifrage oder um eine Rechtsfrage? Diese Frage stellen heißt sie schon auf das schärfste beleuchten. Denn in der Tat, die ganze heillose Begriffsverwirrung konnte nur entstehen, weil aus der Rechtsfrage eine Parteifrage gemacht wurde, wie das ja auch sonst schon seit langem Brauch bei uns ist. Das ist aber genau ein so grober Unfug auf der rechten Seite, wie etwa die Abstempelung religiöser Fragen zu parteipolitischen auf der linken Seite. Wohin sollen wir denn kommen, wenn alle, aber auch alle Vorgänge in unserem öffentlichen Leben nicht nach den in ihnen selbst liegenden sachlichen Gesichtspunkten beurteilt werden, sondern nach ihrer parteipolitischen Einstellung? Und zudem noch einer ganz willkürlichen Einstellung, wie gerade der vorliegende Fall schlagend beweist. Denn ist es nicht gerade die äußerste Welche, die als ihr oberstes Prinzip die Wahrung der Autorität verkündigt? Welche Autorität wäre aber noch über die des geschichtlich gewordenen Rechtsstaates zu stellen? Und welches ist denn der schwerste Vorwurf, den die Konservativen — gegen die Sozialdemokratie erheben? Der, daß sie sich außerhalb dieses geschichtlich gewordenen Rechtsstaates stelle! Wahrlich, drastischer kann man sich nicht eigenhändig ad absurdum führen, als indem man sich selbst als fleißiger Nutznießer von „Freiheiten“ betätigt, wegen deren man über andere Todesstrafe verhängt. Gelegenheit soll zwar Diebe machen, aber ein Konservativismus, der auf solche Gelegenheiten aus Opportunitäts- und Nützlichkeitsgründen nicht verzichten zu können glaubt, ist dann eben auch nur noch ein — Gelegenheitskonservativismus. „Sie nahen ihm mit ihrem Munde und preisen ihn mit ihren Lippen, aber ihr Herz ist ferne von ihm.“

Wer sich für die Zaberner Freisprechungen und den Obersten von Reuter, für die glückwünschenden und telegraphierenden Richter „begeisterte“, gegen die gesamte reichsländische Bevölkerung und Regierung augenrollend vom Leder zog, war deutschvölkisch, patriotisch, staatserschaltend, konservativ. Wer sich den Kopf nicht mit Phrasen verkleistern ließ, die Dinge nüchtern nach ihrem historischen Verlauf und aus ihrem gegebenen Rahmen heraus beurteilte, den doch in der Theorie wenigstens nicht bestrittenen Grundsatz geltend machte, daß die zu Recht bestehenden Gesetze gewissermaßen und sozusagen doch auch, und sei es schon bei so eminent „mannhaften“ Männern, wie dem Obersten von Reuter und dem Leutnant von Forstner, nicht ganz ausgeschaltet werden dürften, — war unvölkisch, unpatriotisch, militärfeindlich, Demokrat. Sollte dies Verfahren nicht doch etwas zu — billig sein? Und hat es nicht einen intimen Stich ins Lächerliche, ins unfreiwillig Parodistische?

Es ist ja kein Geheimnis mehr: sämtliche Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, haben sich von ihrer früheren relativen Höhe einige Stufen heruntergemauert. Die konservative Partei hat durch ihre Legierung mit der agrarisch-mercantilistischen Bewegung sans phrase sicher nicht an Rein-

heit, Höhe und Tiefe ihrer Weltanschauung gewonnen. Und ihre Weltanschauung war das Beste an ihr. Sie war ein fester Grund, auf dem man stehen, auf dem man bauen, auch — weiter bauen konnte. Und es war Raum für viele in ihr. Für alle, die in ihre tiefste Erkenntnis das Vergängliche aller Auflehnungsversuche gegen ewige Gesetze aufgenommen hatten, die „ach, des Treibens müde“, sich in der Erscheinungen Flucht nach einem ruhenden Pol sehnten. Mochte man in Fragen der praktischen Betätigung der Partei auseinandergehen, — der Weltanschauung konnte man seine Achtung, seine Sympathie und vielleicht noch mehr nicht versagen. Und durch Irrungen und Wirrungen hindurch leuchtete doch immer wieder das geistige Band zwischen beiden. Heute glänzt es mehr durch Abwesenheit. Das merkantillistisch-demagogische Element hat einen Riß hineingesprengt, Parteibetätigung und Weltanschauung kaffen auseinander; geht die Entwicklung so weiter, so werden es bald zwei verschiedene Größen sein. Heute noch kann man in führenden Blättern der Partei Aufsätze über allgemeine Fragen lesen, die wohlthuend im Geiste konservativer Weltanschauung gehalten sind. Dann bewegen sie sich aber sozusagen im Zeit- und Raumlosen. Das ist die eine Seele der Partei; sie ist zwar schon recht schwindstüchtig, aber sie „hebt sich zu den Gefilden hoher Ahnen“. Die andere erscheint prompt auf der Bildfläche, wenn es um konkretere Dinge, um die politischen und wirtschaftlichen Interessen und Tagesfragen geht. Diese Seele hat pralle Backen und ist auch sonst recht wohlgenährt. Sie hält „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen“. Dann ist handfester Opportunismus und Utilitarismus Trumpf, und das arme erste Seelchen entflucht zu den Gefilden hoher Ahnen.

Greifen wir ein paar Beispiele heraus. Daß Sozialdemokraten als Einjährig-Freiwillige angenommen werden, kann vom konservativen Standpunkte aus nicht zulässig erscheinen. Das ist eine Frage der politischen Überzeugung. Es wäre von diesem Standpunkte auch nichts dagegen zu sagen, wenn die konservative Partei auf dem Wege der Gesetzgebung eine Bestimmung herbeizuführen suchte, die Angehörige der sozialdemokratischen Partei von diesem Rechte ausschloße. Es ist aber ein offener Rechtsbruch, wenn auf Grund des bestehenden gesetzlichen Zustandes, der den Sozialdemokraten die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste unter den selben Bedingungen wie allen anderen unzweifelhaft einräumt, ihnen dieses Recht abgesprochen wird. Und der Rechtsbruch wird keineswegs aufgehoben, erscheint nur in einem um so häßlicheren Lichte, wenn man ihn dadurch zu rechtfertigen sucht, daß man den Angehörigen der Partei als solcher einfach die „moralische Qualifikation“ abspricht. Denn daß eine solche Behauptung nichts weiter als ein Vorwand ist, wird wohl kein reinlicher Mensch mit gesunden fünf Sinnen bestreiten wollen. Gehört nun der Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt, und daß man um eines für nützlich erachteten Zweckes willen vor keinem Rechtsbruch zurückzuschrecken braucht, zu den Grundsätzen der konservativen Partei oder gar zum Inventar der konservativen Weltanschauung? Ich glaube es ja nicht, aber Herr Dr. Örtel von der „Deutschen Tageszeitung“ wird das vielleicht besser wissen.

Um die gleiche Fragestellung handelt es sich bei dem Verbot des Streitpostenstehens. Das Streitpostenstehen ist gesetzlich erlaubt. Darüber besteht kein Zweifel und wird auch von keiner Seite ein Zweifel erhoben. Aber was

der Befehlgeber erlaubt, braucht ja die Polizei noch nicht zu erlauben, und was die Polizei nicht erlaubt, das bleibt verboten, auch wenn das höchste Gericht zum Schutze des Gesetzes aufgerufen wird. „In Preußen wird binnen kurzer Zeit das Streikpostenverbot ohne gesetzliche Maßnahmen durch Polizeiverordnung geregelt sein“ —: so wird jetzt gemeldet. „Das“ Streikpostenverbot! Welches? Das Gesetz kennt kein solches Verbot. Und doch wird „das Verbot“ durch Polizeiverordnung „geregelt“! Nachdem bereits in Rheinland und Westfalen entsprechende Verfügungen getroffen worden sind, hat der Minister des Innern die Oberpräsidenten der übrigen Provinzen auf den Erlaß ähnlicher Verordnungen hingewiesen. Demgemäß werden jetzt Vorschriften erlassen, durch die bestimmt wird:

„Den Anordnungen der polizeilichen Aufsichtsbeamten, die a. zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung, insbesondere zum Schutze der Personen und des Eigentums, b. zur Erhaltung der Ruhe, Sicherheit und Ordnung und Bequemlichkeit des Verkehrs auf den öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder Wasserstraßen getroffen werden, ist Folge zu leisten.“

Die Rechtsprechung des preußischen Oberverwaltungsgerichts hat Verordnungen dieses Inhalts bereits als rechtsgültig anerkannt. Es stützt sich dabei auf § 10, Teil II, Tit. 17 des preußischen Allgemeinen Landrechts, der lautet: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit, Ordnung und zur Abwendung der dem Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei.“

Das Reichsgericht hat zwar ausdrücklich entschieden, daß Reichsgesetze durch Landesgesetze nicht außer Kraft gesetzt werden können, selbstverständlich erst recht nicht durch irgendwelche lokalen Polizeiverordnungen. Aber das stört den Betrieb nicht. Es tut auch nichts zur Sache, daß die Polizei nur das Recht hat, einzuschreiten, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind, und auch dann nur von Fall zu Fall. Hier liegt aber nichts Geringeres vor als die tatsächliche Ausschaltung eines Reichsgesetzes auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Polizeiverordnung. Denn daß der Erlaß des Ministers nur als ein generelles Verbot a priori aufgefaßt werden kann, geht nicht nur aus dem Wortlaut der Meldung („Streikpostenverbot“) unverhüllt hervor, sondern auch aus der Tatsache, daß er ganz generell an sämtliche Oberpräsidenten und durch deren Vermittlung wieder an sämtliche Polizeibehörden der preußischen Monarchie gerichtet wird. Oder sorgt sich vielleicht jemand darum, daß etwa die Polizeibehörden sich im Zweifel befinden werden, wie sie den Erlaß aufzufassen und — durchzuführen haben?

Nun möchte ich mir die Frage erlauben: „Welches gesetzliche Recht würde nicht ausgeschaltet werden können, wenn dessen Wahrnehmung in das subjektive, ganz willkürliche Belieben der Polizei gestellt würde? Wenn zu einem Verbot schon das bloße Vorgeben der Polizei genügt, daß die Ausübung des Rechtes „die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung“ störe, oder „das Publikum oder einzelne Mitglieder desselben“ mit einer „bevorstehenden Gefahr“ bedrohe? Dies ist aber die tatsächliche „Rechtsslage“. Tatsächlich hat das preußische Kammergericht sich grundsätzlich auf den Standpunkt gestellt, daß jedem Befehle eines

Polizeibeamten „im Interesse“ der öffentlichen Ruhe usw. unbedingt Folge zu leisten sei. Und nicht genug damit: selbst das Gericht sei nicht zuständig, auch nur in eine Prüfung darüber einzutreten, ob der Befehl des Schuzmanns berechtigt war oder nicht!

Hier handelt es sich um eine Rechtsfrage, die nur durch Willkür und Vergewaltigung aus dem sachlichen Rahmen herausgebrochen und in einen fremden gezwängt werden kann. Ganz anders liegt die Frage, wenn wir sie als eine solche der Gesetzgebung einstellen. Ist schon grundsätzlich jede Partei in ihrem guten Recht, wenn sie den Forderungen ihrer politischen Überzeugung mit gesetzlichen Mitteln gesetzliche Geltung verschaffen will, so läßt sich im gegebenen Falle auch schlechterdings nicht bestreiten, daß die durch Reichsgesetz verbürgte Koalitionsfreiheit und damit auch das Recht des Streikpostenstehens in straflichster Weise gemißbraucht worden ist und weiter gemißbraucht wird. Aus der Freiheit der einen ist längst ein unerträglicher Zwang für die anderen geworden, ihr Selbstbestimmungsrecht dem souveränen Machtwillen einer einzelnen Partei slavisch zu unterwerfen. Dieser Zwang hat sich bereits zu einer Brutalität ausgewachsen, die geradezu ein Hohn auf die „Freiheit des Individuums“ ist. Das Selbstbestimmungsrecht seiner Bürger innerhalb der gesetzlichen Schranken zu schützen ist aber die Pflicht des Staates. Es kann sich also nur um die Wahl der gesetzlichen Mittel handeln. Ein solches Mittel könnte ein Verbot oder eine Einschränkung des Streikpostenstehens durch Gesetz sein. Ob dies Mittel versucht werden soll, ist keine Rechtsfrage, sondern eine Zweckmäßigkeitfrage, über die man daher auch verschiedener Ansicht sein kann. Ein anderes Mittel kann und darf auch ein erhöhter Schutz durch die Polizei sein, nie aber mit der Wirkung einer Ausschaltung des gesetzlich verbürgten Rechtes und immer nur von Fall zu Fall. Ein Streikpostenverbot aber durch bloße Polizeiverordnung „ohne gesetzliche Maßnahmen“, wie es jetzt nach berühmtem russischem Muster „auf administrativem Wege“ verfügt wird, ist eine Verletzung des Gesetzes oder, was das selbe heißt, ein Rechtsbruch. Durch Rechtsbrüche sind aber noch nie geordnete Rechtszustände erhalten oder herbeigeführt worden. Im Kriege vielleicht, aber der Krieg schafft eben neues „Recht“.

Diese Art der Staatsrettung, die sich von keinen Strupeln in der Wahl der Mittel ansetzen läßt, Fragen des Rechts, dieser Grundlage jeder staatlichen Autorität, nach dem jeweiligen Tagesbedarf zu bloßen Nützlichkeitfragen erniedrigt, die so recht den Teufel durch Beelzebub austreiben will, — die ist es, die so viele ehrliche Vaterlandsfreunde abseits zu stehen zwingt, wo sie doch die beklagten Schäden und Verwüstungen eines ziel- und zügellosen Zeitgeistes vielleicht tiefer empfinden, als jene allzeit Bereiten und Nieverlegenen. Was ist das auch für eine enggestirnte Kurzsichtigkeit, die ihre heiligsten Waffen an den Steinen und Steinchen, die der Tag ihnen über den Weg wirft, stumpf und schartig schlagen, mit dem goldenen Gerät ihrer Heiligtümer die Erfüllung ihrer nicht immer rein idealen Klassenwünsche bezahlen, sich selbst, ihre engeren Kreise und Interessen als den Begriff des Staates, des Vaterlandes, der Monarchie einstellen, und dann sich haß entsetzen und entrüsten, wenn das Volk solches auf seine Weise versteht, und ihm alle diese Begriffe ölig und verdächtig werden.

Unser deutsches Volk ist auch heute noch das große Kind, das sich willig führen läßt, so lange es den Glauben an seine Führer, die Zuversicht hat, daß, was sie andere lehren, auch für sie selbst gelten soll, und daß es um des Volkes willen geschieht. Wer ihm aber mit dem Munde nahet, und sein Herz trachtet nach dem Seinen, der hat seinen Lohn dahin.

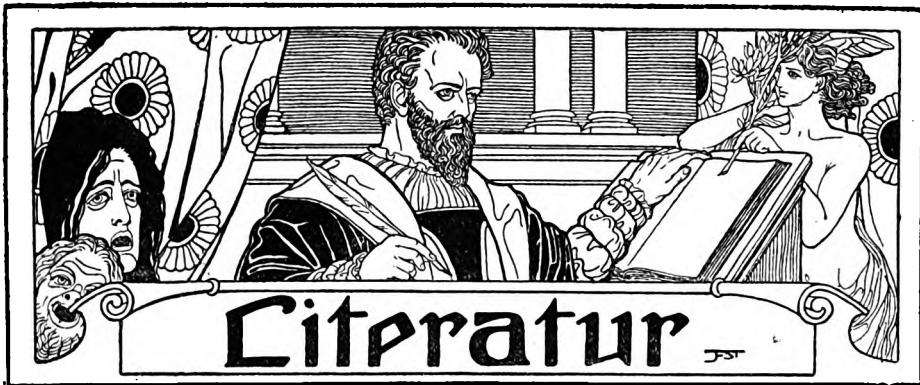
Was ist es denn, was den Glauben an die Autoritäten im Volke untergraben hat? Etwas Sucht nach Autoritätslosigkeit? Der kennt die Volksseele schlecht, der das annimmt! Das Volk will an Autoritäten glauben, es sehnt sich nach diesem Glauben, man muß es ihm nur möglich machen. Man muß den Autoritäten selbst die Treue halten. Es gibt kein ewiges oder irdisches Gesetz, das einen Unterschied der Person kennt. Es gibt auch keine Autorität, die immer nur in das Fleisch anderer schneidet und nicht auch in das eigene. Wer aber das eine will, muß auch das andere wollen. Wer das Schwert der Autorität scharf erhalten will, der darf es nicht rosten lassen, wo es seine Schärfe auch gegen die eigenen vermeintlichen Rechte und „berechtigten Interessen“ kehrt. Nur mit reinen Händen darf es erhoben werden.

Es geht nicht an, den Rechtsstaat für Religion, Sitte und Ordnung zum Kampf gegen den Umsturz aufzurufen, und bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit Recht und Gesetz um angeblich wichtigerer Interessen willen auszuscheiden. Rein Interesse, mag es sich dreist noch so breitbeinig als „patriotisch“ oder „national“ aufpflanzen, ist so wichtig, daß es sich nicht der Autorität des Rechtes unbedenklich beugen müßte. Wenn selbst die zur Wahrung dieser Autorität staatlich bestellten Gewalten sich an sie nicht gebunden halten, — mit welchem Grunde will man dann irgend einer Privatperson oder Partei einen Vorwurf daraus machen, wenn sie die gleiche „Freiheit“ für sich in Anspruch nimmt? Hat doch weder die eine noch die andere die besondere Ehren- und Gewissenspflicht übernommen, dem Rechte von Amts wegen Geltung zu verschaffen. Die Begründung, mit der das Verfahren der staatlichen Gewalten im Falle Zabern gerechtfertigt werden sollte, bedeutete und bedeutet nichts anderes als das nackte Zugeständnis, daß es Interessen gibt, die dem geltenden Rechte und den bestehenden Gesetzen übergeordnet sind, und daß es in das Ermessen von Personen gestellt ist, in welchen Fällen Recht und Gesetz zur Anwendung gelangen sollen, und in welchen nicht. Wenn diese „Rechtsanschauung“ in der Tat konservativen Grundätzen entsprechen sollte, dann will ich auch Herrn Doktor Örtel von der „Deutschen Tageszeitung“, der dem Türmer aus seinem entgegengesetzten Rechtsstandpunkte in der Zabernsache (auch der liebe „Preußentag“ spielt natürlich mit!) den Vorwurf einer „ganz vorwiegend durchaus negativen und zersetzenden Wirkung“ herleitet, gern recht geben und ihm sogar noch anheimstellen, nach freier Wahl zu bestimmen, ob die Wirkung nur „ganz vorwiegend“ oder „durchaus“ zersetzend sein soll. Ich würde dann das letzte empfehlen, es genügte ja auch. Herr Doktor Örtel wird mir aber schon gestatten müssen, daß ich meine Anschauung für — konservativer halte, als einen Opportunismus, der Fragen des Rechtes nach Nützlichkeitsabwägungen entscheidet, und daß ich einen Konservatismus, der die Treue zu seinen Grundätzen von den Gelegenheiten abhängig macht, eben wieder nur als Gelegenheitskonservatismus bewerten kann.

Das Treiben der Französlinge in den Reichslanden ist wohl an keiner Stelle schärfer gebrandmarkt worden als an dieser. Wollte man doch nur ernstlich durchgreifen! Wege dazu sind gewiesen worden, hier habe ich für den Notfall eine Ergänzung oder Verschärfung des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich vorgeschlagen. Daß die Zaberner Vorgänge diesem Treiben noch ganz erheblich Vorschub leisten würden, war ja vorauszusehen, die Kanaille wagt sich jetzt sogar mit heimtückischen tätlichen Überfällen frecher ans Tageslicht als je zuvor. Derartige Pöbelerzesse und gemeine Verbrechen kommen aber überall vor und häufen sich natürlich in einer geladenen Atmosphäre. Daß in politisch aufgeregten Zeiten die dunkeln Elemente aus ihren Höhlen und Tiefen an die Oberfläche tauchen, ist eine uralte geschichtliche Erfahrung, ist das Privatvergnügen dieser Elemente und hat mit den eigentlichen politischen Fragen und Kämpfen nichts zu tun, es sei denn, daß diese ihm zum schätzbaren Vorwand herhalten müssen. Deshalb ist es auch wieder so verkehrt wie nur möglich, mit Berufung auf solche Vorgänge, die nur die Polizei und den Strafrichter angehen, gegen das ganze Land scharfzumachen. Wenn die Reichsregierung als ihre Richtlinie für das Elsaß Ruhe gepaart mit Festigkeit vorgezeichnet hat, so ist sie damit auf dem rechten Wege, und die neuen nach dort entsandten Männer scheinen ja auch dieser Erwartung erfreulicherweise zu entsprechen. Die Hauptsache aber ist Stetigkeit. Daß es an dieser gefehlt hat, daß die ganze bisherige „Regierungsmethode“ ein ständiger Systemwechsel, ein würdeloses Hin- und Herpringen zwischen den Extremen war, hat das nun offenkundige Fiasko der preußischen Politik in den Westmarken genau so verschuldet, wie in der Ostmark. Man hat immer nur Saat ausgestreut, mal Roggen, mal Weizen, nie die Ernte abwarten können; wenn die Saat nicht schon am übernächsten Tage in Halm und Ähre stand, das Oberste wieder zu unterst gepflügt und andere Saat hineingestreut. Und so fort, bis der große Pleitegeier, der schon lange mit funkelnden Augen kreist, auf den Gefilden dieser ruhmreichen kolonialistischen Tätigkeit eine Familie zu begründen beschloß.

Macht sich aber diese Sprunghaftigkeit, diese nach dem Eintagserfolg haschende Nervosität, dieser Mangel an ruhigem Abwartentönnen und Ausreifenlassen etwa nur in unserer inneren Kolonisation geltend? Ist er nicht für unser ganzes öffentliches Leben kennzeichnend und beherrscht er nicht auch unsere Presse und Parteien, die der Rechten nicht minder als der Linken? Ja, ist es nicht eine nachdenkliche Erscheinung, daß der nervöse Schrei nach immer neuen Gesetzen, neuen Maßnahmen und Eingriffen der Staatsgewalt kaum irgendwo so häufig und so aufgeregter ertönt wie aus den Blättern der Rechten? Zeugt das nun gerade von einem großen Vertrauen zu der inneren Kraft der eigenen Grundsätze, der eigenen Weltanschauung? Oder sollte auch hier der Glaube selbst schon ins Wanken geraten, schon von stillen Zweifeln angezagt sein? Wäre es nicht konservativ, wieder etwas — konservativer zu werden? Weniger eifrig die Handelsgüter tragende See des Opportunismus und Utilitarismus zu befahren und sich mehr auf den Grund der konservativen Weltanschauung, des konservativen Ideals zu stellen? Es soll doch nicht heißen: „Sie nahen ihm mit ihrem Munde und preisen ihn mit ihren Lippen, aber ihr Herz ist ferne von ihm.“





Ist Bacon Shakespeare?

Von Dr. J. Hauri

Im Februarheft des Türmers hat Dr. G. von Buchwald auf die Schrift von Sir Edwin Durning-Lawrence, Bt., „Bacon is Shakespeare“ (London und Newyork, bei Gay & Hancock, 1910) hingewiesen, durch die nach seiner Ansicht der endgültige Beweis geführt ist, daß die Dramen, die unter Shakespeares Namen bekannt sind, den Staatsmann und Naturforscher Francis Bacon zum Verfasser haben. Dr. von Buchwald meint, „die ganze Welt leidlich gebildeter Menschen“ werde Sir Edwin für seine Entdeckung Dank wissen, und die deutschen Shakespeareforscher hätten Buße zu tun für das, was uns bisher von ihnen „aufgetischt“ worden sei.

Bekanntlich ist schon seit mehr als fünfzig Jahren der Nachweis versucht worden, daß Bacon Shakespeare sei. Man hat behauptet, die Gedankenwelt von Bacons wissenschaftlichen Werken zeige eine auffällige Verwandtschaft mit der von Shakespeares Dramen; man hat uns versichert, Bacon habe gute Gründe gehabt, die Autorschaft von Theaterstücken zu verheimlichen, er habe aber in seinen dramatischen Werken Geheimschriften angebracht, die der Nachwelt Kunde geben sollten, wer diese Werke geschrieben habe. Englische und deutsche Schriftsteller haben in dem Nachweis solcher Geheimschriften Erstaunliches geleistet, ein paar Amerikaner haben sie noch übertroffen. Trotzdem hat sich die wissenschaftliche Shakespeareforschung bisher geweigert, die Entdeckungen dieser Leute anzuerkennen. Auch ich muß gestehen, daß die Versuche der Baconianer mir wenig Eindruck gemacht haben. Die einzige Geheimschrift, die mir zu denken gegeben hat, ist die von Sir Edwin entdeckte, auf die auch Herr Dr. von Buchwald so großes Gewicht legt, daß er die Shakespeare-Baconfrage für endgültig gelöst hält. Der englische Autor macht in seinem Buche auch andere Gründe für seine Ansicht geltend, aber die Geheimschrift, die er in Shakespeares „Verlorener Liebesmüh“ gefunden hat, bildet doch den eigentlichen Kern seines Buches, die *pièce de résistance*. Wer sich über sie ein Urteil gebildet hat, für den ist die Frage entschieden. So wird auch Herr Dr. von Buchwald die Sache ansehen.

Treten wir also der Entdeckung Sir Edwins etwas näher.

Im Anfang des 5. Akts der „Verlorenen Liebesmüh“ befaßen sich der Spanier Armado, ein Schulmeister und ein Pfarrer mit Fragen der Grammatik und Orthographie. Der Page des Spaniers, der ihnen zugehört hat, sagt zu einem Bauern, der hinzutritt: „Sie sind auf einem großen Sprachenschmaus gewesen und haben sich die Abfälle gestohlen.“ Der Bauer antwortet: „O, sie zehren schon lange aus dem Bettelsack der Worte. Mich wundert, daß dein Herr dich nicht schon als ein Wort verpeißt hat; denn du bist von Kopf zu Fuß noch nicht so lang als honorificabilitudinitatibus.“

Dieses lateinische Scherzwort scheint spätestens im 15. Jahrhundert in Italien gebildet worden zu sein. Es war zu Shakespeares Zeit auch in England wohlbekannt, was schon daraus hervorgeht, daß der Dichter es einem Bauern in den Mund legt. Wer die Geheimschriftenforscher und ihre Methode kennt, den kann es nicht befremden, daß ihnen das Wort auffiel. Herr Dr. von Buchwald sagt uns, daß er sich schon früher mit dem langen Worte beschäftigt habe, und daß er nahe daran gewesen sei, seine Bedeutung zu erkennen. Aber erst Sir Edwin war es beschieden, den Schleier völlig zu heben, nämlich so:

Wenn man die 27 Buchstaben des lateinischen Wortes umstellt, so kann man, ohne einen Buchstaben wegzulassen oder zuzusetzen, den Satz gewinnen: Hi ludi, F. Baconis nati, tuiti orbi, auf deutsch: Diese Spiele, F. Bacons Kinder, (sind) aufbewahrt (worden) für die Welt. Sir Edwin erklärt den lateinischen Satz für einen Hexameter. Allerdings, es wäre ein Monstrum von einem Hexameter, aber was liegt daran, ob der Satz Prosa oder Vers ist?

Es ist sonnenklar: Bacon hat, als die erste Folioausgabe der Shakespeare-dramen im Jahre 1623 erschien, dafür Sorge getragen, daß scharfsinnige Leser, die sich ein bißchen auf Geheimschriften verstehen, es herausbringen können: Der wirkliche Verfasser dieser Dramen ist nicht der Schauspieler von Stratford, sondern er, der große Staatsmann und Naturphilosoph.

Es hat freilich fast 300 Jahre gedauert, bis man dahinter kam.

Merkwürdig, aller Beachtung wert! Aber kann es nicht doch ein seltsamer Zufall sein, daß sich aus den 27 Buchstaben des lateinischen Wortes jener Satz bilden läßt? Mit 27 Buchstaben lassen sich durch Umstellung sehr viele Wörter bilden.

Das Beste kommt erst. Ich werde euch klipp und klar beweisen, sagt Sir Edwin, daß der Gedanke an einen Zufall ausgeschlossen ist.

Das Wort honorificabilitudinitatibus steht auf Seite 136 der ersten Folioausgabe von Shakespeares Werken und ist von den in gewöhnlichen Typen gedruckten Worten auf dieser Seite das 151ste. Diese beiden Zahlen ergeben addiert 287. Das ist aber sehr wichtig; denn wenn man die Buchstaben des Alphabets durch Zahlen ersetzt (a = 1, b = 2, c = 3, d = 4 usw.), so ergeben die Buchstaben des langen Wortes die Zahl 287. Ist das nicht wunderbar? Aber noch wunderbarer ist, daß auch die beiden Zahlen 136 und 151 zu finden sind.

Hi
Ludi
F
Baconis
Nati
Tuiti
Orbi

Erfetzt man die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter durch die ihnen entsprechenden Zahlen, so erhält man

H L F B N T O
8 11 6 2 13 19 14, addiert: 73.

Die Endbuchstaben ergeben:

I I S I I I
9 9 18 9 9 9, addiert: 63.

Addieren wir 63 und 73, so haben wir 136. Die dazwischen liegenden Buchstaben sind:

U D A C O N I A T U I T R B
20 4 1 3 14 13 9 1 19 20 9 19 17 2, addiert: 151.

Wer wagt noch von einem Zufall zu sprechen? Wer begreift nicht, daß Sir Edwin Durning-Lawrence die Freude und den Stolz des Entdeckers empfindet?

„Ich denke,“ sagt er, „es geht über Menschenwitz hinaus, irgendetwas andern als den enthüllten Satz zu konstruieren, einen Satz, der durch seine Konstruktion nicht nur die Seitenzahl enthüllt, auf der er erscheint, sondern auch die Tatsache, daß das lange Wort das 151ste Wort in gewöhnlichen Typen ist, wenn man vom ersten Wort an zählt . . . Wird sich irgend jemand finden, der aus den 27 Buchstaben des Wortes honorificabilitudinitatibus einen andern Satz herausbringt, der zugleich die Seitenzahl 136 angibt und überdies sagt, daß das lange Wort das 151ste ist?“

„Ich wiederhole,“ fährt er fort, „dies zu tun geht über Menschenwitz hinaus, und deshalb ist die wahre Lösung des langen Wortes ohne die Möglichkeit eines Zweifels in der Anordnung der Buchstaben zu dem lateinischen Satz gegeben: Hi ludi, F. Baconis nati, tuiti orbi. Es ist nicht möglich, einen klareren mechanischen Beweis beizubringen, daß die Shakespeare Dramen Bacon's Erzeugnis sind. Es ist nicht möglich, klarer und bestimmter zu konstatieren, daß Bacon der Verfasser der Dramen ist. Es ist nicht möglich, daß irgendein Zweifel noch länger aufrechtgehalten werden kann über die offenbare Tatsache: Bacon ist Shakespeare.“

Was werden sie darauf antworten, die deutschen Shakespeareforscher, die bisher für die Geheimschriftenfucher nichts als Spott hatten? Werden sie nicht pater peccavi singen müssen? Wird die Welt nicht Sir Edwin Durning-Lawrence als den Entdecker feiern, der durch seinen genialen Spürsinn die Shakespeare-Baconfrage mit Einem Schlage aus der Welt geschafft hat?

Ja, die Baconianer triumphieren. Sir Edwin hat nicht veräußert, neben seinem großen Buch auch eine Broschüre in die Welt gehen zu lassen, „Der Shake-

speare-Mythus“, eine Broschüre, die auf den englischen Bahnhöfen verkauft worden ist zu einem Penny das Exemplar. Ein solches ist mir im Dezember 1911 zugefandt worden; ein zweites, das ich wenige Wochen später erhielt, trägt den Vermerk: Drittes Hunderttausend. England dürfte somit genügend unterrichtet sein. Aber Deutschland? Auch da haben die Baconianer die wunderbare Entdeckung mit Posaunenstößen verkündigt.

Wie aber, wenn Sir Edwin doch auf dem Holzweg wäre? wenn er sich widerlegen ließe? Er hat selbst die Waffen gewählt, auf die er sich mit seinen Gegnern schlagen will: Einen andern Satz, als den er aus dem langen Wort gebildet hat, sollen sie konstruieren; nur dann will er sich überwunden geben.

Ich habe schon vor mehr als zwei Jahren in dem Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ in einer literarischen Plauderei über das Shakespearegeheimnis (1912, Nr. 1—4) einen solchen Satz mitgeteilt. Da er den allermeisten Lesern des Türmers unbekannt geblieben sein wird, sei mir gestattet, ihn hier mitzuteilen.

Aus den 27 Buchstaben des Wortes honorificabilitudinitatibus läßt sich unter anderem der Satz bilden:

Oi! hi tui libri F. Baconi dati sunt.

Weh! diese deine Bücher sind dem F. Bacon gegeben worden.

Die Baconianer werden mir sofort erwidern: Das ist ja ganz hübsch, aber bewiesen ist damit nichts, das kann ein Zufall sein. Sollte dieser Satz Beweiskraft haben, so müßtest du aus ihm wie Sir Edwin aus dem seinigen auch die beiden Zahlen 136 und 151 herausfinden, die angeben, daß der Satz auf Seite 136 im 151sten Wort zu finden ist. Bitte, versuche deine Kunst!

Die Baconianer haben mir durch ihre Entdeckungen schon so manche heitere Stunde bereitet, daß ich ihnen zum Zeichen meiner Dankbarkeit diesen Gefallen tun will. Sie dürfen mir's nicht übelnehmen, wenn ich es noch etwas einfacher mache als Sir Edwin.

Ich teile meinen Satz in zwei gleiche Teile von je vier Wörtern:

Oi! hi tui libri / F. Baconi dati sunt.

Setzen wir den Zahlenwert für die erste Hälfte, so ergibt sich:

O	i	h	i	t	u	i	l	i	b	r	i		=	136
14	9	8	9	19	20	9	11	9	2	17	9		=	136

Die zweite Hälfte ergibt:

F	B	a	c	o	n	i	d	a	t	i	s	u	n	t		=	151
6	2	1	3	14	13	9	4	1	19	9	18	20	13	19		=	151

Im ganzen 287

Damit wäre die Aufgabe, deren Lösung nach Sir Edwin über Menschenweis hinausgeht, erledigt. Was wird er dazu sagen? Wird er sich als abgeführt betrachten? Ich weiß es nicht; zwar habe ich die Lösung seinerzeit der Verlagsbuchhandlung Gay & Hancock zugesandt, ob sie aber Sir Edwin zu Gesicht gekommen ist, kann ich nicht sagen.

Natürlich machen die Baconianer noch andere Gründe für ihre Behauptung geltend, daß Bacon Shakespeare sei; auf alles einzugehen, was sie vorbringen, ist hier nicht der Ort, obwohl es recht unterhaltend wäre. Es galt nur, an dem neuesten

Trumpf, den sie ausgespielt haben, zu zeigen, wie haltlos ihre Sache ist, wie leicht es ist, Geheimschriften zu finden. Selbstverständlich werden die Geheimschriftensucher ihr Handwerk fröhlich fortsetzen und noch manche große Entdeckung machen. Auf Wunsch könnte auch ich ihnen mit einigen anderen Geheimschriften zu Hilfe kommen, die ich bei Shakespeare, Schiller und anderen Dichtern entdeckt habe. Sie haben's aber schwerlich nötig. Die wissenschaftliche Shakespeareforschung freilich wird über ihre Bemühungen zur Tagesordnung übergehen; denn sie hat starke, unwiderlegliche Gründe für den Satz:

Bacon ist nicht Shakespeare.



Die politische Bühne

(Berliner Theater-Rundschau)

Schon die alten Cäsaren wußten die circenses zu würdigen. Wenn das Volk sich amüsiert, ist es nicht gefährlich. Die römischen Herren waren übervorsichtig und dachten auch an den murrenden Magen. In späteren Zeiten suchte man sich oft mit den Spielen allein zu behelfen. Väterchen, die ihre Landeskinder nach Amerika verkauften, machten für ihre Hoftheater besonders großen Aufwand. Als die schwärzeste Reaktion herrschte, förderten die Regierungen beflissen die Neigung der „Untertanen“ zu theatralischen Illusionen, die alle Beschäftigung mit Dingen der rauhen Wirklichkeit verdrängen sollten. Senz und Metternich schätzten das Theater (nicht die Kunst!) aus Gründen der Staatsräson. Man sah es im Berliner wie im Wiener Vormärz gern, daß sich das öffentliche Interesse auf ein neues Schauspiel, auf die neue Rolle eines beliebten Schauspielers oder einer vergötterten Prima-donna beschränkte.

Es war ein recht untergeordneter Kuliffengeist, der bedingungslos wohlgehten wurde. Gener Blender und harmlose Zerstreuer und Zeitvertilger, der auch heute noch in den Räumen manches Hoftheaters nistet. Der ernsten, großen Kunst erging es in den patriarchalischen Zeitaltern übel. Man weiß, wie die über den Streit des Tages erhabenen Werke der Klassiker von der Zensur mißhandelt wurden! Die Geschichte der Theaterzensur ist Blatt für Blatt eine Schmach der Geistesgeschichte. Wer da schwere Missetaten aufzuzählen begänne, fände zum Anfang kein Ende. Nur so viel: In Berlin hatte Zffland bei der Aufführung von „Wallensteins Lager“ Schwierigkeiten, weil der freie Soldatengeist in des Friedländers Armeesich nicht zur preußischen militärischen Disziplin schickte. In Wien waren Schillers Werke bis ins zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts größtenteils verboten, und selbst die „Jungfrau von Orleans“ wurde nur in einer haarsträubenden Verballhornung gegeben. (Nebenbei: im Burgtheater durfte kein Edelmann ein Bürgermädchen heiraten!) In Petersburg waren unter Pauls I. Zepfer die Worte „Vaterland“ und „Bürger“ auf der Bühne verpönt. Buffons Naturkunde, d'Alemberts Gelehrsamkeit, Rousseaus Empfindung wurden gestrichen. In den „Seiden Rlingsberg“ setzte der höfliche Zensur, seiner selbst spottend, an die Stelle des Wortes „Höfling“ das Wort „Schmeichler“. Doch sogar Napoleon I. ließ durch seinen Zensur Nogaret einen Druck auf die dramatische Literatur ausüben. Zwar, in religiösen und sozialen Fragen war man nicht ängstlich und engherzig. Um so unbulbsamer wurden Anspielungen unterdrückt und sogar geahndet, die sich auf die Person des ersten Konsuls und nachher des Kaisers bezogen oder auf die Armee oder auf Personen, die in Napoleons Gunst standen. Der jüngere

Dupaty, ein Offizier der Marine, schrieb für das Theater Feydeau ein Stück „Das Vorzimmer“. Die Satire richtete sich ganz allgemein gegen die Emporkömmlinge. Es belastete den Autor, daß ein Schauspieler einen blauen Rock mit gelben Knöpfen trug. Er habe damit, meinte der Zensor, die Kleidung eines Mannes andeuten wollen, der vormals im Artilleriecorps eine ähnliche Kleidung hatte! Der Dichter wurde kurzweg zur Verbannung nach St. Domingo verurteilt und hatte seine Begnadigung nur einer einflussreichen Fürsprache zu danken. Diese Art von Kunstregiment ist freilich sehr mild im Vergleich zu dem Verfahren, das Zar Paul I., der Feind der Bücher und der Schriftsteller, an einem estländischen Pfarrer anwenden ließ. Nichts weiter hatte der Geistliche verbrochen, als daß er mittelst einer Leihbibliothek die Volksbildung zu heben suchte. Ein maßlos unschuldiger Roman des träneneligen August Lafontaine gab Anlaß zu dem folgenden Urteil, das tatsächlich vollstreckt wurde: „Der Pastor S. soll seines Amtes entsetzt, Mantel und Kragen sollen ihm abgerissen werden. Er soll zwanzig Streiche mit der Knute bekommen und dann in Ketten in die Bergwerke von Nerfchinst zur Arbeit geführt werden.“

Die hochmächtigen Gönner des Theaters waren allenthalben zu verhüten bedacht, daß das Schauspiel dem Leben gleiche, daß auf der Bühne solche Ideen, die die Zeit bewegten, Gestalt und Ausdruck fänden. Sie verfolgten mit Schikanen auch die sogenannte „zeitlose Dichtung“, sofern man befürchtete, daß von ihr ein den Machthabern nicht genehmer Einfluß auf die Zeitverhältnisse ausgehen könnte. Trotzdem aber entwickelte sich, ungeachtet der obrigkeitlichen Hindernisse und Widrigkeiten, das Zeitdrama, das Bühnenstück nämlich, dessen ausgesprochenster erster und letzter Zweck die Lösung einer die Gegenwart beunruhigenden sozialen oder politischen Frage und nicht selten die Propaganda ist.

Mehr oder minder trägt alles Ewigmenschliche das Gepräge einer bestimmten Zeit. Erfüllt von dem Geiste ihrer Gegenwart waren auch die griechischen Tragiker, ganz zu schweigen von Aristophanes, dem anarchistischen Verspotter seiner Mitwelt. Und auf der anderen Seite kennen wir dramatische Dichtungen, die aus bestimmten Zeitverhältnissen herauswuchsen und doch unter veränderten sozialen Umständen lebensvolle Symbole ewiger Menschlichkeiten glieben. Es sei auf drei Dramen des achtzehnten Jahrhunderts gewiesen, auf Lessings „Emilia Galotti“, Beaumarchais' „Figaro“ und Schillers „Kabale und Liebe“. Grundsätzlich also wäre es, das Zeitbedingte und das Ewigmenschliche als prinzipielle Gegensätze in der Dramatik anzusehen, da beide Elemente doch in gewissen Dichtungen eine vollkommene Einheit bilden.

Anders liegt der Fall, wenn die dichterischen, die künstlerischen Werte eines Schauspiels weit zurückstehen hinter dem ausschließlich oder hauptsächlich auf die Zeitumstände, auf den Kampf gegen Macht, Vorurteil und Konvenienz gerichteten Willen des Verfassers. Das absolute Tendenzdrama verwandelt die Bühne zur Tribüne. In manchen Stücken ist das Verhältnis zwischen den künstlerischen Absichten und den moralischen, politischen oder sozialen Tendenzen nach Graben und Anzen festzustellen. Hat man zwischen Kunst und Gesinnung, zwischen Kunstwerk und Tendenzstück klar unterschieden, so erübrigt kein Grund, gegen ein geschmackvolles, kluges, aufklärendes, im Guten wirksames Theaterstück deshalb zu eifern, weil es höhere Weihe nicht anspricht. Ungeheuer kann der Nutzen der politischen Bühne sein. Die Bezeichnung nehme ich hier nicht von der Politik im engeren Sinne, beziehe sie vielmehr auf alle Evolutionen und Revolutionen des gesellschaftlichen Lebens.

Die Franzosen sind die richtigen Tendenzdramatiker. Ihr Salonstück, ihr bürgerliches Schauspiel ist dramatisierter Parteikampf. Sie sind eine eminent politische Nation — und deshalb für das polemische Lustspiel hervorragend begabt. Selbst wenn sie erotisch schättern und nur zur Fröhllichkeit gestimmt scheinen, steht ihre Komödie, ihr Vaudeville fast immer im Schatten und im Dienst einer akuten Zeitfrage. (Siehe Sardous „Divorçons“!) Mit so viel spielerischer Grazie trug Beaumarchais die drohenden Zeitideen in „Figaros Hochzeit“ vor, daß seine bößlichen Zuschauer vom aneien régime, die Herrschaften, „die sich Mühe gegeben hatten,

geboren zu werden“, beim fernen Donnerrollen der Revolution arglos lachten. Als es dann ernst geworden war vor der Pariser Bastille, wurde das Théâtre français nicht bloß zur Tribüne, wurde es zum Tribunal. Im Jahre 1790 gab man eine „Brutus“-Tragödie im Nationaltheater. Jeden zehnten Vers unterbrach demonstratives Beifallsgetöse, und die Stelle: „Ich trage in meinem Herzen die Freiheit und den Abscheu gegen die Könige“ — entfesselte einen schauerlichen Orkan. Sogar das alte Rom wurde für den Tagesgebrauch politisiert!

Von den Franzosen haben die Deutschen zugleich mit dem Gesellschaftsdrama das Tendenzstück übernommen. Es ist bei uns nicht recht bodenständig, wenn es auch zuzeiten üppig wuchert. Wohl hallen auch aus deutschen Schauspielen die Not und die Sehnsucht der Zeit. Doch der Rationeur, der Prediger auf der Bühne wird bei uns ein wenig spöttlich angesehen. In der Gestaltung, nicht im Maidoyer sucht der deutsche Dramatiker seine Aufgabe. In der Darstellung seelischer und gesellschaftlicher Zustände. Der extreme Naturalismus von vorgestern hat den allgemeinen Geschmack dauernd darin beeinflusst, daß Goethes Wort „Bilde, Künstler, rede nicht“ Richtschnur wurde auch für solche tüchtige Stüdeschreiber, die nicht Künstler sind. Man hat Scheu vor der theatralischen Unwahrheit, vor der propagandistischen Übertreibung. Das deutsche Tendenzstück, wenigstens das der jüngeren Zeit, ist nicht wie das romanische ein Redebuell. Man erkennt die Tendenz hauptsächlich nur daran, daß der Verfasser, der auf Ewigkeiten verzichtet und auf seine Zeitgenossen wirken will, einen Stoff (meistens einen Standes- oder Klassenkampf) wählt, der im Augenblick besonders „aktuell“ ist.

Je Wirklichkeitstreuer ein soziales Gegenwartsdrama ist, desto mißtrauischer begegnen ihm die Procuratoren des Staates. Die Zensur schlug manches Schauspiel in Banden, das nichts weiter verdrach, als daß es böse Wirklichkeit abschilderte. O verkehrte Welt! Die schlimmen Dinge läßt man bestehen, doch sie zu sehen, zu nennen, das ist verboten. So auch wird der Sittenschilderer unsittlich gescholten vom Philister, der selbst tut, was jener bloß erzählt...

Die Zensur geht noch weiter. Sie nimmt bekanntlich den punzierten Patriotismus in ihren besonderen Schutz. Und auch da gilt das Gebot: Du darfst die Dinge, wie sie wirklich sind, nicht sehen, nicht beim Namen nennen. Und nicht bloß die Dinge und Personen der Gegenwart; nein, unter Umständen auch nicht die der geschichtlichen Vergangenheit. Der Dichter, der Wahrheitskänder hat zu schweigen vor der historischen Legende des Schulbuches. Indem die Behörde auf diese Art mit der Weltgeschichte „politisiert“, erweitert sie willkürlich den Begriff der politischen Bühne.

* * *

Meine Theaterrundschau hat diesmal die Nichtaufführung eines Stüds als wichtigstes Ereignis festzuhalten. Das Drama „Prinz Louis Ferdinand von Preußen“ von Friß von Unruh sollte im Deutschen Theater gegeben werden, und wurde für alle Bühnen Preußens verboten. Wer das Buch gelesen hat (es ist bei Erich Reiß in Berlin erschienen), verfällt gewiß nicht dem Abergwitz, diese Dichtung als Tendenzstück abzustempeln. Oder wäre es Tendenzmache, sich an die Tendenz offizieller Geschichtsklitterung nicht zu lehnen?

Was schuf der junge Poet? Eine Menschentragedie inmitten eines Volksdramas. Einen Helden inmitten einer unheimlichen Welt. Sein Gedicht ist der Brauswind Louis Ferdinand, die Hoffnung, die bei Saalfeld erlosch, am Vorabend von Auerstädt und Jena. Dieser Schwärmer und Krieger, dieser Selbstverschwender und Helfer, dieser Abenteuerer im Jrgarten der Liebe und ernste Freund der Kachel, der Künstler und Philosophen, mit all dem quellenden Reichtum seiner Natur lebt er in dem buntbewegten Schauspiel. Dem Shakespeare'schen Prinzen Heinz gleicht Unruhs Preußenprinz in manchem Zuge, und andere fremde Einschläge kennzeichnen das Jugendwerk. Doch einen starken und reinen Dichter verkündet es! Einen Gestalter, der in machtvollen, knappen Szenen ein großes Schicksal bewältigt; einen Geist sub spocio aeternitatis. An solcher, von den Kletten der Alltäglichkeit durchaus freier Kunstschöpfung vergriff sich die Obrigkeit. Warum? Weil im Jubiläumsjahr von 1813 auf Er-

innerungsmedaillen, der geschichtlichen Wahrheit zum Troß, der Spruch geprägt worden ist: „Der König rief, und alle, alle kamen.“ Und weil es nicht erlaubt ist, den König Friedrich Wilhelm III. so zu sehen, wie ihn Rante und Treitschke sahen, wie ihn der Dichter Unruh sieht: als einen friedfertigen, schwachen, schwankenden Menschen, dem Preußens ungnädiges Schicksal in harter Zeit das gottesgnädige Amt anvertraut hatte. Ja, der König ist der Gegenspieler des strahlenden Louis Ferdinand in Unruhs Drama. Er ist hier nicht nur eine geschichtliche Erscheinung; er wird in der Seele des Louis Ferdinand eine innere Macht: die den Jüngling in den Konflikt treibt zwischen selbstlosem Retterdrang und beschworener Treue. Denn die Krone wird dem jungen Helden geboten von den Offizieren, die an Preußen noch glauben wollen. Den Seelentampf beendet ein früher Reitertod . . . Wie immer der historische Kritiker sich zu der Darstellung Unruhs verhalte: das Verbot hat den preußischen Bühnen ein künstlerisches Werk geraubt. Die Zensur entsann sich einer modrigen Verordnung, der zufolge preußische Monarchen, auch wenn sie längst Asche geworden, nicht ohne besondere königliche Erlaubnis auf die Bühne gebracht werden dürfen. Die Erlaubnis ist ausgeblieben.

* * *

Gerne ließ man dagegen im Krollschen Theater das Schauspiel „Vaterland“ von Maximilian Böttcher über die polizeibewachten Bretter gehen. Und doch — wer hinter den Tiraden, die zweiter Abzug von Schiller, erster Abzug von Körners „Briny“ sind, den Kern dieses Jubiläumstücks suchte, der fand ungefähr den Schatten desselben Friedrich Wilhelm, den Unruh lebhaftig gemacht hat. Denn das historische Schauspiel von Maximilian Böttcher spielt zu Lauroggen am 29. Dezember 1812, und York, der mit der Gehorsamspflicht den Fahneneid verletzete, als er gegen des Königs Befehl das schmähliche Bündnis mit den Franzosen brach und Bündnis mit den Russen schloß, York ist auch in Böttchers Theaterstück ein heroischer Staatsverbrecher, ist auch hier der Retter des Vaterlandes vor des Königs schwankendem Mute. Der Verfasser, der manche wirksame Szene erfann und die patriotische Tendenz nicht ohne Zügel des guten Geschmacks dahinschießen ließ, beging einen Grundfehler, als er die Hauptlast des Konflikts von den Schultern des Generals auf die eines Leutnants abwälzte. Er gewann damit Gelegenheit, eine Kopie des Kleistschen „Prinzen von Homburg“ (mit Kriegsgericht, Todesurteil und triumphaler Begnadigung) einzuschleiben; verlor aber das rechte Maß für den Charakterwuchs des alten York.

* * *

So weit Jbsens Höhendichtung „Peer Gynt“ über den Niederungen der Politik ragt, das königliche Schauspielhaus hat den Koloß dennoch hauspolitisch verstümmelt. Ja, die Hauspolitik bestellte in Dietrich Eckart einen „Bearbeiter“, dessen Praktiken an die Klassikermißhandlungen der guten alten Zeit erinnern. Nicht nur Wesenhaftes zu streichen, nicht nur das spröde Dur der Jbsenschen Gedankensprache in das Moll goldschnittlicher Süßholzraspellei zu übersezen war seine Aufgabe. Der böse Dietrich kam dem „Peer Gynt“ außerdem noch an vielen dunklen Stellen mit wohlverständlichen Banalitäten eigener Fassung zu Hilfe. So wurde ein an moderne Gedankenarbeit nicht gewöhntes Stammpublikum mit Jbsens Namen, nicht mit seinem Geist vertraut gemacht! In der Aufmachung und Darstellung (die im einzelnen gewiß auch Schönheiten bot) wahrte man die Überlieferung des Gala-Opernstils. Auf zwei Abende verteilt wurde der „Peer Gynt“. Wer ihn ganz genießen will, kann es an einem Abend: im Lessingtheater.

* * *

Offen heraus, sogar in einem Prolog, sagt der Verfasser des Schauspiels „Casard“: „Hier ist ein Tendenzstück. Meine Absicht ist, vor der französischen Fremdenlegion zu warnen

die Menschenopfer ohne Zahl grausam verschlingt.“ Doch gerade an Erwin Rosens „Casard“ wird der Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Zeitstück deutlich. Die Franzosen geben die Kritik des Zuständlichen in der Paraphrase, im zugespitzten Dialog. Auch ihre Schüler haben sich diese Technik angeeignet, allen voran Hermann Bahr, dessen jüngstes Lustspiel „Das Phantom“ (nach längerer Bühnenreise vor kurzem mit mäßigem Erfolg im Berliner Deutschen Künstlertheater gegeben) ein wahres Schulbeispiel ist. Bahrs Komödie lebt und stirbt am Dialog; seine geistreichen Paradoxien ersetzen nicht nur größtenteils Charakterzeichnung und Handlung, sie biegen auch das, was von diesen wesentlichsten Elementen des Dramas vorhanden ist, willkürlich um, wenn der witzige Einfall, wenn id quod erat demonstrandum es will. Erwin Rosen, gewiß kein großer Künstler, hat in der Schule des realistischen Dramas die Unterordnung des Temperaments unter das Objekt gelernt. Er brachte die Begabung zu anschaulicher Schilderung, zu bewegter Gliederung mit — und, last not least, für das Elendsdrama auf afrikanischem Sande das, was eines Dichters Phantasie nicht hätte erfinden können: die Erfahrung. Erwin Rosen ist selbst Fremdenlegionär gewesen. Unsägliches durchlittenes Leid, Gefahren, Ängste, Verzweiflungen streichen wie heißer Wüstenwind durch sein erlebtes Schauspiel.

Ein Dichter ist Erwin Rosen nicht. Die Gestalten, die durch die Qual seines Schauspiels schwanken, transparent zu machen, ihnen Eigenleben, Sonderzüge zu geben, dazu reichte es nicht. Man kann sagen: das Elend hat sie gleich gemacht, die verlorenen Posten, und das Ungeheuerliche jedes Einzelschicksals ist eben dessen arithmetisch sichere Vielfältigkeit. In der Tat macht solche entsetzliche Gleichheit, solches Aufgehen des Persönlichen in der Allgemeinheit der Pein einen zermalmenden Eindruck. Er wäre jedoch kaum geschwächt worden, würde es dem Verfasser gelungen sein, durch dichterische Runenzeichen, die keine Theorie zu beschreiben vermag, das Unwiederholte einer Menschenseele kennbar zu machen. Immer bringt uns der einzelne Mensch die Menschheit am nächsten! Auch in Gerhart Hauptmanns „Webern“ ist eine Masse, eine große Leidensgemeinde der Held des Dramas. Doch diese Masse hat die Züge vieler einzelner, denen wir, auch wenn sie nur wenige Worte sprechen, tief ins Innere blicken. Unter Erwin Rosens Legionären wird uns keiner vertraut; fremd bleiben uns sogar die beiden Jünglinge, die als Deserteure erschossen werden. Auch sie sind nur Paradigmen, nur Nummern in einer langen Ziffernreihe von Schicksalsgenossen.


„Casard“ ist ein Drama ohne psychologischen Vordergrund; der zuständige Hintergrund aber wäre eines Meisterwerks würdig. Wir leben wahrhaftig, wir Zuschauer, mit den Verstoßenen, die der Marter und dem Tod geweiht sind, leben mit ihnen in den trostlosen Gefängnissen, den Kasernen der algierischen Legion. Wir fühlen ihre Entmenschung, ihre Erschöpfung, fühlen den Boden der Wüste unter brennenden Füßen, fühlen den Aufschrei nach der verlorenen Heimat, nach dem verlorenen Leben. Und es geht eine ansteckende Gefahr aus von den Wahnsausbrüchen des Tropentollers (Casard) auf die Nerven des Zuschauers.

Die Erschütterungen bei der Aufführung im Deutschen Künstlertheater waren groß. Die Kunst der Elise Lehmann und Emanuel Reichers und eine beängstigend „echte“ Inszenierung hoben das Stück in die Nähe der künstlerischen Zone empor. Der stürmische Beifall wurde nicht nur von der Tendenz ausgelöst; er kam aber sicher der Tendenz zugute. Wer möchte leugnen, daß auch abseits von der reinen, hohen Kunst das Theater Nutzen schaffen kann? Wer möchte es leugnen, wenn auch nur ein Menschenkind durch das Zeitstück „Casard“ vor der Verzweiflung des Fremdenlegionärs bewahrt werden sollte?

Hermann Rienzl



Eine Ablehnung

ie Franzosen haben, wie alle romanischen Völker, keine Lyrik in dem Sinne wie die germanischen Völker, es kommt bei ihnen immer auf eine mehr oder weniger langweilige Beschreibung oder auf eine Geistreichigkeit heraus. Daran ändern auch die guten französischen Gedichte Verhaerens und Verlaines nichts, denn jener ist flämischen, dieser lothringischen Blutes, und wenn sie „un lied“ singen, so beweist schon dies Fremdwort, daß es nicht französischer Eigenwuchs ist, den sie keltern. Die Franzosen haben aber auch kein eigentliches Verhältnis zur lyrischen Wortkunst, was am blendendsten daraus hervorgeht, daß neuerdings moderne französische Gedichte in Deutschland von deutschen Verlegern herausgegeben worden sind. Es scheint also in Deutschland immer noch mehr Käufer und Leser für französische Lyrik zu geben als in Frankreich. Und selbstverständlich fehlt unseren Nachbarn völlig die Unmenge teilweise vorzüglicher Übertragungen fremdsprachlicher Gedichte, die unserem Schrifttum eine so überlegene und scharfgesonderte Stellung innerhalb der Weltliteratur geben.

Nun ist kürzlich ein Werk erschienen, das diesem in Frankreich durchaus nicht tiefgefühlten Bedürfnis abhelfen will, nämlich eine von Henri Guilbeaux herausgegebene Anthologie des *lyriques allemands* (Paris, Figuière), die seltsamerweise auch in sonst kritischen deutschen Blättern gelobt ist. Guilbeaux hat es sich fabelhaft leicht gemacht! Er läßt jede Form, läßt Reim und Rhythmus völlig unbeachtet und gibt lediglich den Inhalt Wort für Wort in schlechter Prosa wieder, die er dem Urbild entsprechend, in Verszeilen abteilt. Das ist aber nichts anderes als das Wiedererzählen eines Gedichtes in Prosa, das die gemeinsame Empörung aller Dichter und Dichtungsfreunde gottlob aus unseren Schulen herausgesetzt hat! Denn das in Prosa Wiedergebbare ist immer nur der Stoff, der Inhalt des Gedichtes, also bei den meisten und auch besten lyrischen Gedichten eine Nichtigkeit. Wichtiger für das Wesen des Kunstwertes ist schon die äußere Form, die heimliche Melodie des rhythmischen Gefüges und das Echo der Reime. Das Wesentliche aber bleibt immer die innere Form, d. h. die Wahl grade dieser Worte, grade dieser Satzformen, der Duft, welcher aus hundert Assoziationen her den Worten anhaftet, und die feinen Fäden, die sich herüber und hinüber, gedanklich und gefühlsmäßig durch die Sätze ziehen. Jede äußere und jede innere Form zerstört also Guilbeaux, und damit ist seine Sammlung keine Anthologie, keine Blütenlese, sondern ein dürres Herbarium raschelnder und duftloser Blumenleichen.

Mindestens müßte nun aber die Wortübertragung einwandfrei und nicht schülerhaft falsch sein. Ich greife als Beispiel — denn jeden ärgert natürlich das ihm angetane Unrecht am meisten — die Übersetzungen meiner Gedichte heraus.

Zunächst gibt Guilbeaux einen kurzen literargeschichtlichen Abriss, oberflächlich und schief, wie französische Forschungsergebnisse ja so oft, sobald sie sich mit etwas Nichtfranzösischem abgeben. So sagt er: „Münchhausen a consacré à la race, dont il est originaire de multiples ballades; il a chanté le rêve des sionistes et il a salué superbement Theodor Herzl.“ Also Jude bin ich, mindestens jüdischer Herkunft, denn der Zionismus des großen Herzl ist ja eine rasse-jüdische Angelegenheit, und dieser Rasse, „der ich entsprungen bin“, habe ich diese Gedichte geweiht! Nun, wenn er meine Verse gut übersetzt hätte, wollte ich ihm den lustigen Irrtum nicht antreiden, wie steht es aber damit?

Als Probe seiner Übersetzung von Versen in klapperigste Prosa führe ich meine Zeilen an:

Ich wanderte sieben Jahre durch Regen und Sonnenlicht,
Und die Straßen wukten mein Glück und sagten es nicht.

Es pfeift eine Drossel in Thule am Holderstrauch,
Und hab' ich Land Elend gefunden, so find' ich Thule auch . . .

Das heißt bei Guilbeaux:

Je me suis promené sept ans dans le soleil et dans la pluie,
Et les chemins savaient mon bonheur et ne le disaient point.

— — — — —
Une grive siffle dans un arbuste de Thulé
Et j'ai trouvé le pays de la misère, je trouve aussi Thulé . . .

Kann man das anders als jämmerliche Schülerarbeit nennen? Ein anderes Beispiel:
Bei mir heißt es von dem Geweiß eines Hirsches:

Was dort in zwanzig Enden starrt

Bei Guilbeaux wird daraus:

Ce qui là-bas regarde fixement de tous côtés!

Natürlich, der Schüler hat nicht gewußt, was *starr* heißt, schlägt nach und findet im *Echibaut* als Bedeutung Nr. 3: *regarder qc. fixement*. Es ist grade wie die *Altübersetzungen* der *Terzianer*: Die Lerche, die im Bauer schlägt, *le mélèze qui bat au paysan*! Im selben Gedichte rühmt der Jäger von sich und den Genossen im Gegensatz zu den „kleinen Leuten!“

Und wir sind Herrenblutes.

Guilbeaux sagt:

Et nous sommes les maîtres du sang.

Bei mir verdeckt ein über die Höhe des Aders kommendes Pfluggespann den Turm
der Leuchtenburg, bei Guilbeaux wird daraus:

Puis l'air déroba la charrue.

Und so geht es ohne *Grazie*, aber leider trotzdem in *infinitem* weiter.

Aber es ist typisch französisch! In der Pariser Zeitschrift *La Phalange* finde ich eine Suchanzeige: „*Börries et la Ballade en Allemagne, par E. Angress*“ mit freundlicher Besprechung der Schriftleitung und einer Übersetzungsprobe von E. de Rougemont. Auch die Redaktion fängt an: „*La Ballade, abandonnée depuis la mort de Fontane, commence à revivre avec Börries.*“ Mein Name ist überhaupt nicht genannt, Rougemont und Angress und Redaktion übersetzen und kritisieren, und keiner weiß soviel von deutscher Sprache, um das Gebilde da vor dem Prädikat „*Freiherr*“ als Vornamen zu erkennen! Die Übersetzungsprobe ist dann ebenso wie die Übertragungen von Guilbeaux: einfach eine Wiedergabe der Worte in Prosa, ohne auch nur den Versuch zu rhythmischer oder reimlicher Form, etwa

Die Königin sah mich seltsam an
La reine me regarda d'une façon étrange

oder die Zeilen:

Da lachte die junge Königin
Und zauschte in meinen Loden, —
Et me dit tout bas et si près
Que je sentis son souffle dans mes cheveux

wobei der gute Mann anscheinend *zause* und *pu* *st* *e* *n* verwechselt hat.

Ich weiß nicht, wie sich andere Schriftsteller gegen diese Verhunjungen wehren wollen, ich will für mein Teil jedenfalls energisch Verwahrung einlegen gegen diese Versuche halbgebildeter Franzosen, meine Verse zu „übersetzen“. Gewiß, man lacht über diesen Unfug, aber es ist ein ärgerliches Lachen, und es bleibt ein Unfug!

Börries, Freiherr von Münchhausen



Der wiedererstandene Holberg

Im Hamburg-Altonaer Stadttheater machte Direktor Hans Loewensfeld den verdienstvollen Versuch, ein Lustspiel Holbergs für die moderne deutsche Bühne zu erobern. Auch Reinhardt hat in Berlin ähnliche Versuche angekündigt, und somit scheinen wir einer Holberg-Auferstehung entgegenzugehen, die eine kleine Holberg-Betrachtung rechtfertigen mag.

Was sofort in die Augen springt, wenn man Holberg liest, sind die P o s s e n, die in seinen Komödien stecken. Es handelt sich bald um naive, bald um derbe, mitunter auch um r o h e Possen, die man selbstverständlich nicht übersehen darf, die zu unterstreichen aber nicht der geringste Anlaß besteht. Man kann von diesen Possen sagen, daß sie zu Holberg gehören, Holberg aber nicht s i n d. Wenn sie Holberg wären, er hätte nicht zwei Jahrhunderte in frischer Lebendigkeit überdauert, denn seine Possen sind zum großen Teil tot.

Holberg war weit mehr als ein Possenfabrikant. Er war ein Komödienschreiber, dem es mit seiner Arbeit verflucht ernst war, und seine Gegner nahmen ihn auch so ernst, daß sie ihn beim König verklagten und seine Schriften vom Büttel wollten verbrennen lassen. Wäre er nur ein Possenschreiber gewesen, er wäre schwerlich zu so ehrenvollem Haß gekommen. Warum er aber mehr war, wird ein Blick auf seine Zeit uns lehren.

Holberg ist zwar 1684 in Bergen in Norwegen geboren und hat im 18. Jahrhundert in Dänemark gelebt, was er aber geistig in Dänemark vorfand, war nicht das 18., sondern das 16. Jahrhundert. Während draußen über Europa ein frischerer Wind einherwehte, war in dem kleinen dänischen Winkel die Zeit stehen geblieben. Das damalige dänische Volk, sagt G e o r g B r a n d e s, steckte nicht mehr in den Kämpfen der Reformation, denn diese Kämpfe waren durchgekämpft, wohl aber war es mit den w e s e n l o s e n H i r n g e s p i n n e n beschäftigt, die die Reformation zurückgelassen hatte. Wenn gekämpft wird, wirbelt der Staub hoch, und der Staub aus den Kämpfen der Reformation war die Lebenslust, die das damalige dänische Volk einatmete.

Ist es wahr, daß diese oder jene Frau eine Hexe ist? Ist diese oder jene Hexe zu Recht oder zu Unrecht verbrannt worden? Ist es wahr, daß man auf dem Markt einen vom Himmel gefallenen Brief gefunden hat? Wie sah die Dornenkrone Christi aus? Wie war der Heroldstab Merkurs beschaffen? Ist an der letzten Viehseuche der Romer schuld oder sind es die Sünden der Menschen? Das waren so die Fragen, die von der damaligen gelehrten Welt durchforscht wurden, und mit welchem Scharfsinn man sie durchforschte, lehrt am besten ein Beispiel aus einem philosophischen Lehrbuch, das von Georg Brandes mitgeteilt wird. „Was dünn ist, ist ein Geist; dahin gehören die Engel und die Seelen. Was aber dicker ist, ist ein Körper.“ An einer Universität, an der ein derartiger Unsinn das tägliche Brot bildete, war Holberg Professor, und auf diesem Hintergrund lernte er e i n L a c h e n, das man eher revolutionär als harmlos nennen kann. Die rangjüngsten Untertanen, die Schulmeisterklypen, die Juristen und Ärzte, die er verspottete, waren (so würde man heute sagen) die K u l t u r t r ä g e r i h r e r B e i t, waren hochangesehene Personen, und alles, was er dem Gelächter preisgab, war i h n e n heilig. Man treibt aber ganz und gar kein harmloses Handwerk, wenn man die Mächtigen der Erde zu Narren macht, im besonderen dann nicht, wenn sie in der Tat Narren sind. Holberg kam zu diesem Metier denn auch ganz und gar nicht, um sich und anderen ein vergnügtes Stündchen zu bereiten, sondern unter dem Zwang seiner überlegenen Natur und der äußeren Umstände. Wie seine frische Natur im Gegensatz zu all dem staubigen Kram wirken mußte, spürt man noch heute, wenn man seine Komödien liest. Aber auch die äußeren Umstände, die ihn trieben, sind in seinem Lebenslauf unschwer zu erkennen. Er war in der norwegischen Handelsstadt Bergen geboren, in der damals ein rühriges Leben herrschte und Mitglieder aller Nationen zusammentamen. Um so herausfordernder mußte also die entsetzliche

Eng auf ihn wirken, in die er in Kopenhagen kam. Er hatte als echter Bohémien unter abenteuerlichen Umständen weite Fußreisen durch Europa gemacht; er hatte in der Fremde gebettelt und war in der Heimat dem Armenwesen zur Last gefallen, er durfte von sich sagen, daß ihm der Wind der Welt um die Nase gegangen war, und aus diesem Umstand begreift man sowohl den *B w a n g* wie den *M u t* zur satirischen Tat. Wer diesen sehr ernsthaften Satiriker Holberg unterschlagen wollte, würde nur Poffen übrig behalten, die nicht besser sind als andere Poffen auch.

Was aber ist von diesem Satiriker übrig geblieben?

Antworten wir erst negativ, indem wir preisgeben, was gestorben ist. Seine trockene, gelehrte, langatmige Sprache, die für den gebildeten Leser einen eigenartigen historischen Reiz ausströmt, ist für den Dialog der modernen Bühne tot. Seine positive Lebensanschauung (wir erinnern nur an den politischen Rannegießer) ist zum Teil tot. Seine moralisierende dramaturgische Theorie und seine naive, aber unbeholfene Technik ist tot. Alle diese Leichen muß man unerfroden als Leichen erkennen, wenn man das noch vorhandene Leben retten will.

Wie heißt dieses Leben? Was ist in seinen Komödien noch frisch und kräftig?

Seine m e n s c h l i c h e n G e s t a l t e n, die g e s u n d e N a t ü r l i c h k e i t seines Wesens und sein H u m o r.

Wenn aber alles andere tot ist, können diese Dinge dann noch gerettet werden?

Ich glaube ja; ich bezweifle aber, daß es durch eine Übersetzung geschehen kann. Jede Übersetzung wird so viel von dem Gestorbenen enthalten müssen, daß das Lebendige erdrückt wird. Schneidet dann ein Bearbeiter bald dieses, bald jenes weg, weil es ihm mit Recht als gestorben erscheint, so wird sich immer ergeben, daß in den weggeschnittenen Stellen immer noch einige von den Goldkörnern saßen, über die wir uns heute bei Holberg freuen. Fallen davon aber viele fort, geht notwendig der heitere Glanz verloren. Mit Kürzungen, Strichen und Zusammenziehen, mit all den Mitteln, die einem Bearbeiter zu Gebote stehen, ist es nicht getan. Wer an Holberg herangeht, muß den Mut haben, unter Umständen das ganze künstlerische Metall einer Szene in den Schmelztiegel zu werfen, um es dann in einer neuen Form wieder erstehen zu lassen. Finden wir einen, der Pietät, Talent und Unerfrodenheit für eine derartige Arbeit mitbringt, könnte Holberg wahrscheinlich eine Reihe der Komödien liefern, die unserer Bühne so dringend not tun. An Übersetzungen und Bearbeitungen glaube ich nicht. Im Hamburg-Altonaer Stadttheater s c h e i t e r t e man an diesen Mitteln.

Und ich glaube, daß man mit denselben Mitteln auch an anderen Bühnen scheitern wird.

Erich Schlaikjer



Der Kampf zwischen Dichter und Darsteller

In einem neuen Bande seiner „Schauspielermotizen“ (Erich Reiß, Berlin) setzt sich Friedrich Kayhler auch mit dem Problem des Gegensatzes zwischen Dramatiker und Schauspieler auseinander. Die Dinge liegen hier, so schreibt er, sehr kompliziert. Der Dichter will begreiflicherweise mit der Übergabe seines Wertes in die Darstellerhände keineswegs eine Abgabe seines Wertes vollzogen sehen. Er fühlt als Vater und will die Verfügung über das Wohl seines Kindes behalten. Die Darsteller wieder fordern ihrerseits mit Recht volle Selbständigkeit innerhalb ihres Arbeitsreifens und sind geneigt, den Proben-eifer des Autors als Eindringen in ihre Werkstatt anzusehen. Diese von Natur sehr schwierige Situation formt sich in jedem neuen Falle immer wieder neu, und so entstehen in der Erfahrung des Fachmannes tausend Varianten, aus denen sich schwer ein allgemeinerständliches einleuchtendes Exempel konstruieren läßt.

Greifen wir aufs Geratewohl ein paar solcher Varianten heraus. Entweder der Dichter ist theaterfremd, kann sich zunächst also nur schwer in den Standpunkt des Darstellers hineinversetzen; gleichzeitig sind vielleicht die Darsteller so geartet, daß sie zwar ihre eigene Kunst trefflich verstehen, aber die zerrissene Seele des Dichters nicht begreifen, der seine eigenen Worte zum erstenmal in noch unvollkommener Wiedergabe von fremden Lippen hört, ohne den natürlichen Grund für diese Unvollkommenheit sofort verstehen zu können. Allein aus dieser einen Variante ist annähernd zu ermessen, welches Meer von Mißverständnissen oft durchsegelt werden muß, damit Dichter und Darsteller zur nötigsten Harmonie gelangen. Nehmen wir einmal den besten normalen Fall an: daß Dichter wie Darsteller beide auf ihrem Gebiete starke und tiefe, gründliche und ehrliche Künstler sind, und daß jeder für die Kunst des anderen die größte Achtung und Liebe, also auch so viel als möglich Verstehen mitbringt: dann wird sich die Zusammenarbeit der beiden Gruppen etwa folgendermaßen entwickeln. Der Dichter wird im vollsten Vertrauen in die Arbeitskraft der Darsteller sein Drama dem Theater übergeben und sich mit dem Regisseur bzw. dem Leiter des Theaters über den Inszenierungsplan in großen, vielleicht auch in wesentlichen kleineren Zügen, wie über die Besetzung der Rollen verständigen. Dann wird der Dichter an der oder den Arrangierproben des Stückes teilnehmen, wobei auf der Grundlage des vom Regisseur ausgearbeiteten szenischen Arrangements über etwa auseinandergehende Meinungen bezüglich der Stellungen, der Grundauffassungen der Rollen zwischen Dichter, Darsteller und Regisseur in Ruhe und Sammlung beraten und entschieden werden kann. Nach Beendigung der Arrangierproben sind Dichter und Darsteller, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, über den Arbeitsplan und die Richtung, in der sich das Ganze entwickeln soll, in allen großen Zügen einig. Ein einsichtiger Dichter wird dann im Respekt vor der Arbeit des Darstellers sich so lange den Proben fernhalten, bis die Arbeit der Darsteller zu einem schon dem Resultat nahekommenenden, einigermaßen festen Bilde zusammengewachsen ist. Dann erst hat die Anwesenheit des Dichters für ihn und die anderen einen vollen Wert und Nutzen. Dann ist die Leistung des Darstellers so weit fertig, daß der Dichter, auch wenn er bühnentechnisch nicht vorgebildet ist, einen klaren Begriff von dem gewollten Endresultat aufnehmen und sich gegebenenfalls mit dem Darsteller darüber auseinandersetzen kann.

Kann der Dichter seine Ungebuld nicht bezähmen und kommt zu früheren Proben, so gehört eine ungeheuerere Selbstbeherrschung von seiten des Dichters wie des Darstellers dazu, um ein Aufeinanderplatzen beider Kunstsphären zu vermeiden. Der Dichter sieht auf den noch unvollkommenen Proben Dinge, die ihn mit Entsetzen erfüllen, weil er nicht weiß, daß es nicht Verzerrungen seiner Dichtung, sondern natürliche Unfertigkeiten sind, wie sie jedes Kunstwerk auf der Welt im Entstehen aufweist. Da er aber die Technik der schauspielerischen Arbeit nicht kennt, so legt er unwillkürlich an das, was er sieht, schon den Maßstab seiner Phantasie und findet natürlich alles unzureichend. In seiner Verzweiflung läßt er sich hinreißen, den Darsteller womöglich mitten im Spiel zu unterbrechen, und das Unglück ist fertig. Der Schauspieler, der sich in tiefster, konzentriertester Arbeit befindet, eben vielleicht auf dem Sprunge, einen der wichtigsten Momente der Rolle für sich zu fixieren, wird durch ein solches Dazwischentappen des Dichters, der keine Ahnung hat, an welchem Wendepunkt seiner Arbeit der Schauspieler zurzeit steht, plötzlich und gänzlich herausgerissen und kann begreiflicherweise in helle Wut geraten. Der Dichter, der nicht weiß, was er angerichtet hat, seinerseits auch — und eine der kostbarsten Stunden in der Entwicklung des Ganzen vielleicht ist zerstört und verloren. Solche Fälle sind mir als Schauspieler zu Dutzenden begegnet, und ich gerate in Wut, wenn ich nur daran denke. Vor allem, weil sich an diesem Vorgang so recht klar und deutlich zeigt, wie ahnungslos der Nichttheatermensch, auch wenn ihn das innigste Interesse mit der Sache des Schauspielers verknüpft, wie in diesem Falle den Dichter, der Arbeit des Schauspielers im allgemeinen gegenübersteht Mit welcher grenzenlosen Respektlosigkeit!

Nicht mit Bewußtsein, aber aus Mangel an liebevollem Eindringen. Jeder Duzendmensch, der in ein Zimmer tritt und darin einen Mann in seiner Arbeit vertieft am Schreibtische findet, zieht sich geräuschlos und zartfühlend zurück, um den Mann nicht zu stören. Es ist geradezu erschreckend, wie wenige selbst der feingetesten Menschen ein solches Gefühl dem Schauspieler gegenüber haben, wenn sie ihn inmitten seiner Arbeit auf der Bühne sehen. Daß er sich mindestens in derselben Konzentration befindet wie jener Mann am Schreibtische, ja noch viel mehr, daß er in einem Traumzustande schwebt, den er schon an und für sich mit aller Kraft seines Willens gegen die tausend Störungen verteidigen muß, die der Bühnenapparat als solcher mit sich bringt — daß dieser Traumzustand mit seinen vielerlei Imponderabilien allerzarterster Art der empfindliche Stoff ist, aus dem er seine Kunst schöpft, — daran denkt der Störenfried nicht. Wie oft schon habe ich einen Autor, wenn er in meine Arbeit hineinplatzte, gefragt, ob er sich gefallen lassen würde, daß jemand auf seinem Schreibtische spazieren ginge, während er arbeite. Es ist genau daselbe, nicht um ein Haar anders . . .

Da ich selbst Schauspieler und Autor bin, ist es für mich einerseits schwer, mich ganz allein auf einen der beiden Standpunkte zu stellen, andererseits habe ich die Möglichkeit, gewisse Übergänge und Brücken zu empfinden, die zwischen der Dichter- und der Darstellernatur vorhanden sind oder gefunden werden können. Man versuche sich vorzustellen, wie unzählige Arten es geben mag, auf welche Dichter zu einer poetischen Anregung gelangen. All das ist ja bestimmend für den Standpunkt, den der dramatische Dichter seinem Werke gegenüber einnimmt, wenn er es auf der Bühne dargestellt sieht. Der eine ist durch menschliche Urbilder, durch gegenwärtige, ihm bekannte Persönlichkeiten zu dramatischen Figuren angeregt worden und trägt unwillkürlich nicht bloß seelische, sondern auch äußere, vielleicht sogar kleine äußerliche Züge aus dem wirklichen Leben in sein Werk hinein. Er glaubt, daß all diese Einzelheiten in seiner Phantasie lebendig sind, alles auch restlos in der gezeichneten Gestalt niedergelegt zu haben, und ist enttäuscht, wenn der Schauspieler, dessen Phantasie ja frei von den Befangenheiten jenes lebendig existierenden Urbildes ist, dieses Urbild ganz ignoriert und die Gestalt, so wie sie der Text ihm an die Hand gibt, aus seiner eigenen Natur heraus, durch das Mittel, durch Fleisch und Blut seiner eigenen Persönlichkeit hindurch lebendig werden läßt. Der Dichter glaubt sich plötzlich etwas Fremdem gegenüber, er erkennt seine eigene Schöpfung nicht wieder, weil ihr gewisse vertraute äußere Züge fehlen, mit denen er im nahen Umgang lebte, solange er daran arbeitete.

Da sind wir wieder bei der großen Schwierigkeit, die ich im Anfang andeutete: der Dichter hat in seinem Werk, in jeder Gestalt, etwas Vieldeutiges gegeben. Der Schauspieler mußte naturnotwendig die vielen Strahlen dieses Vieldeutigen im Kern seines Wesens auffangen und zur Eindeutigkeit werden lassen, zum lebendigen Menschen.

Hat der Schauspieler eine Seele, die zart und stark genug ist, um trotz der ins Stofflich-Gröbere greifenden Verkörperung, die er beim Darstellen des dichterischen Wortes vornehmen muß, das, was ich das Wallende, Fließende im Dichterwort nannte: das rein Geistige, Vieldeutige — Ewige — zu erkennen, zu lieben und bei der Darstellung rein zu bewahren — dann ist die Harmonie zwischen Dichtung und Darstellung hergestellt, und es vollzieht sich das, was der Dichter im Augenblick der Intuition vorahnte: die Vollendung des Wortes, das aus dem Geist geboren war, durch die Seele des lebendigen Menschen.





Der deutsche Humor in der bildenden Kunst · Von Lothar Brieger

Neber jeden Schmerz, durch jeden Kampf deutschen Wesens und deutscher Natur leuchtet ein eigenartiges, nur dem germanischen Wesen eigentümliches Lächeln des Verstehens, ein Lächeln, das vielleicht grade diese Ernsthaftigkeit doppelt ernst macht und ihr eine zugleich schmerzhaft und wissende Tiefe verleiht, welche die romanischen Nationen nicht kennen. Nicht kennen und wohl auch kaum verstehen mögen. Nur im deutschen Gemüte konnte jenes süße Volkslied entstehen, in das die ganze Wehmut über die Treulosigkeit der Geliebten ausströmt, um plötzlich in irgendeiner humoristischen Reminiszenz aus dem einst gemeinsamen Liebesleben eine letzte verklärende Erinnerung mit größerer Monumentalität festzuhalten, als dieses ein ganzes Epos zu geben vermöchte. Der deutsche Humor ist nichts anderes als das Bewußtsein der Kleinheit eigener Persönlichkeit gegenüber dem großen, alles Organische umfassenden Wesen der schöpferischen Natur, er ist die ernsteste Blüte des deutschen Pantheismus, des Sich-eins-fühlens mit allen Wesen und Dingen, das allem deutschen geistigen Leben zugrunde liegt. Vielleicht ruht in diesem Gefühl das Geheimnis der merkwürdigen deutschen Objektivität, unserer Anpassung und Verständnisinnigkeit für alle fremd geartete Eigenart — keineswegs mit Aufgeben der eigenen Persönlichkeit identisch —, während wir immer wieder erleben müssen, daß unser Bestes und Besonderstes den Fremden ein Buch mit sieben Siegeln ist und bleibt.

Wir haben nicht das Pathos der Gefühle, das den romanischen Völkern eigentümlich ist, wir vermögen nicht fortwährend auf unser großes Herz und unser starkes Empfinden hinzudeuten, wie dies die Victor Hugo, Musset, Delacroix und die anderen führenden Geister Frankreichs tun. Ja, es wurzelt sogar in unserem Wesen ein starker Widerwillen gegen alles Pathetische, der dem schlichten Béranger einen viel größeren Widerhall bei uns verschaffte als seinen viel genialeren französischen Brüdern in Apollo. Eine gewisse Schamhaftigkeit, um nicht zu sagen Keuschheit des Empfindens charakterisiert das deutsche Wesen. Der Ausdruck dieser Scham ist der deutsche Humor. Das charakteristische Merkmal ist eben das,

daß der Deutsche am liebsten über das lacht, was seiner Seele am tiefsten zu eigen ist; ein zärtliches Lachen, das von der Vergänglichkeit aller Dinge genau so weiß, wie es jenseitsbedürftig ist, das etwas von der Zärtlichkeit der Mutterhand hat. So finden wir überall den Deutschen die Gegenstände seines Humors aus tiefstem Innern holen und die breitesten und bleibendste Wirkung denjenigen erzielen, der unsere himmelhöchsten Ideale mit gemüthlichem Lachen auf eine reale Basis stellt, und dessen ganzes Wesen mit dem von ihm Belachten identisch ist. Es steckt etwa in Wilhelm Busch, dessen genialer Humor dem deutschen Philisterium künstlerische Ewigkeit lieh, selbst ein deutscher Philister mit allen seinen liebenswürdigen und schwerfälligen Eigenschaften; liebevolle Betrachtung der Dinge, welche Adolf Oberländer kennzeichnet, hat nichts Galliges an sich.

Vielleicht am besten gekennzeichnet wird der Humor, wenn man ihn als das Selbstbefinnen des deutschen Geistes auf sein irdisches Teil bezeichnet. Er ist das Gegengewicht zu einer anderen deutschen Eigentümlichkeit, der Sehnsucht.

Aus diesem Grunde ist ein Wiß um des Wißes willen, ein leichtfertiger Wiß, der etwas Würdiges unwürdigem Gelächter preisgibt, in Deutschland nicht möglich, oder besser gesagt, eine bleibende Wirkung eines solchen Wißes ist völlig ausgeschlossen. Er kann Jahre hindurch aufladern und Beachtung finden. Aber es wird ihm nicht vergönnt sein, durch die Jahrhunderte als ständiger Halt des Volkswesens zu leuchten. Börne, der stärkste Wißbold Deutschlands und ein seelisch nicht eben reiner satirischer Kämpfer, ist heute verschollen und vergessen, während andere kleinere Geister noch wirken, die Prosa Heinrich Heines, der den Deutschen ihre schönsten Lieder schenkte, beginnt in ihrer ungerechten und den Wiß um seiner selbst willen betreibenden Art heute bereits Widerspruch zu erregen. Während der Simplizius Simplizissimus niemals veraltet, ewig jung bleibt und mit seinem unsterblichen Lachen über die menschliche Torheit, das wirksamere ist als jeder subjektive Zorn, hell in unsere Tage hineinleuchtet. Wir wollen nicht aus Feindschaft und Haß, sondern wir wollen aus Liebe lachen. Das Lachen ist wie ein Mittel gegen seelische Krankheit; solange wir über uns selbst und unsere Dummheiten lachen können, dürfen wir überzeugt sein, daß wir gesund sind.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch der Zorn lachen kann. Im Gegenteil.

Dem Deutschen ist, genau so gut wie fremden Völkern, der Wiß, der Humor jederzeit eine Waffe gewesen, die er mutig gegen alles schwang, das ihm kulturfeindlich und kulturhemmend erschien. Es ist mit Recht gesagt worden, daß nichts besser tötet als Lachen, und daß eine Sache, über die gelacht wird, schon der Vergangenheit angehört. Wenn der Humor als Waffe trotzdem in Deutschland nie eine so ausgeprägte Rolle gespielt hat wie bei den fremden Nationen, so liegt dies einfach in der Gerechtigkeitsliebe der deutschen Natur begründet. In ihrer Ritterlichkeit, wenn man es so nennen mag, und in ihrer Ehrlichkeit. Es sind dies Eigenschaften, die den deutschen Humor dort am großartigsten erscheinen lassen, wo er als Arzt seines eigenen Wesens auftritt, und die ihm eine gewisse Plumpheit verleihen, sobald er sich in Fechterpose wirft. Es ist zwischen dem Humor und dem Wiß ein ähnlicher Unterschied wie zwischen dem deutschen Säbelpantanten und dem italienischen Fechter. Der deutsche Fechter steht breit und ehrlich da; was er

dem Gegner antun kann, kann dieser ihm auch leicht selbst antun. Ist er sehr wütend auf den Feind und will ihm durchaus etwas abgeben, so entscheidet da eben die größere Kraft, er belegt dem anderen so lange die Klinge, bis dessen Arm schwach wird und er Blößen gibt. So hat es auch der deutsche Humor gehalten, und in der Zeit der Reformation, in der Zeit des großen Hasses gegen den großen Napoleon fielen die Säbelhiebe grob, ungeschlacht, unwitzig und meist völlig humorlos hageldicht auf den Gegner. Aber das italienische Fechten kämpft mit Zurückweichen und Vorgehen; während der Deutsche wie eine Eiche steht, ist es eine Sache der List und Gewandtheit, ein unehrliches Fechten für deutsche Begriffe, mit dem wir uns nie recht befreunden werden. Der Witz hat trotz aller Witzblätter keine rechte Heimstatt bei uns, und es ist charakteristisch genug, daß ein so ausgeprägt pessimistisches Talent wie der größte moderne deutsche Charakteristiker Thomas Theodor Heine sein Bleibendes nur dort geschaffen hat, wo er ein zornig lachender Reformator deutscher Unarten und Fehler sein wollte.

Aber die technischen Mittel, deren sich der deutsche Humor bedient hat, soll hier nur einiges gesagt werden. In den ältesten Zeiten, also um das 12., 13. Jahrhundert herum, die noch keine Mittel der Viervielfältigung kannten, lacht uns bereits objektive und humorvolle Weltanschauung aus den Steingebilden der Architektur und den Miniaturen der Handschriften entgegen. Mit der Buchdruckerkunst setzt dann die große Reformation ein, die dem Gedanken auch äußerlich Flügel gibt und dem Künstler die technische Möglichkeit schafft, eine bis dahin nicht geahnte Wirkung auf sein Volk und seine Zeit auszuüben. Das Flugblatt ist das erste billige Erzeugnis der Druckerpresse. Es steht vollkommen im Zeichen des groben Holzschnitts, der sich indessen immer mehr vervollkommnet, und vertritt im gewissen und künstlerischen Sinne unsere heutige Tageszeitung, indem es sehr stark der Kritik aktueller Ereignisse dienen will. Daneben finden wir auch immer stärker anwachsend die Buchillustration, die, gleichfalls in Holzschnitten, mehr das allgemein Menschliche im Wesen der Zeit festzuhalten bemüht ist. Der Holzschnitt ist dann bis in die neueste Zeit hinein neben dem selteneren und kostspieligeren Kupferdruck das hauptsächlichliche technische Verfahren des Humoristen geblieben, selbst als die periodischen Organe, die Zeitschriften, auftauchten. Erst die neueste Zeit hat dann mit fortschreitender Entwicklung der Technik die zinkographischen Verfahren eingeführt, die ein schnelleres, aber auch wesentlich innerlich vergänglicheres Arbeiten zur Folge gehabt haben. Neben diesen mehr tageskritischen Techniken haben für die bleibenden Werke des Humors Steindruck und Kupferdruck den früher allgemein herrschenden Holzschnitt so gut wie vollständig verdrängt.

Primitiver Humor, der sich über die Schwächen der Menschen kränkt, dem als lachendem Nörgler manches in seiner Zeit nicht recht ist, sucht im Mittelalter einen Weg an die Öffentlichkeit und findet ihn seltsamerweise in den deutschen Kirchen. Viel, viel stärker und seltsamer aber tritt die satirische Neigung zu Ende des 13. Jahrhunderts in den Steinbildern des Straßburger Münsters zutage. Das Tiererepos von dem klugen Fuchse Reinhard war inzwischen in den Niederlanden geschrieben worden und hatte seinen Weg nach Deutschland gefunden, wo es das allgemeine Entzücken allen Volkes wurde. Tiererepen und Tierdramen

blühten in üppiger Fülle empor. Das Tier wurde zum Symbol alles Lächerlichen im Menschen, und wenn man über jemand recht sehr lachen wollte, stellte man ihn sich unter der Gestalt des ihm adäquatesten Tieres vor. Die Tierähnlichkeit des Menschen ist ja seit uralten Zeiten die Grundlage der satirischen Fabel gewesen, und es lag jederzeit nahe, eine Lächerlichkeit des Menschen dadurch hervortretender und prägnanter zu kennzeichnen, daß man sie in tierischer Gebärde künstlerisch konzipierte. Der Architekt des Straßburger Münsters besitz als eigentlich erster in Deutschland die Kühnheit, Grundgesetze der Fabuliertunst auf das architektonische Gebilde zu übertragen. Er läßt einen Esel Messe lesen, Bären und Säue Kerzen und Weihkessel sowie ein Heiligtum tragen, auf dem ein Fuchs liegt. Ein merkwürdiges Freigeistertum lacht aus diesen Schöpfungen eines zweifellos nichts weniger als unreligiösen Menschen, den es offenbar reizte, eine in jenen Zeiten der Särung im Volke bereits sprichwörtlich umherlaufende kleine Weisheit zu verkünden, daß nämlich die göttlichen Güter nicht immer von den geeignetsten Händen verwaltet würden.

Im Grunde kündet sich in all diesen Dingen mehr oder minder lebhaft die Reformation an. So finden wir abgesehen von den zahlreichen satirischen Darstellungen in der Architektur — das Jüngste Gericht der Hauptkirche zu Nördlingen, wo Papst, Kardinäle und Mönche in der Hölle erscheinen, die Kirchen zu Lübeck und Braunschweig seien hier nur als Beispiel genannt — in den kirchlichen Handschriften des Mittelalters zahlreiche Spottbilder auf das unsittliche Leben der Mönche und Nonnen, und es berührt verwunderlich, wenn in einer moralischen Bibel Szenen aus einer Klosterküche dargestellt werden, welche die kommentierenden Worte überflüssig erscheinen lassen. Und dann bricht wie ein Sturm die Reformation herein. Das Deutschtum erhebt sich in seinen volkstümlichen Kreisen und in den Schichten der wissenschaftlichen Bildung wie ein Mann für die „Deutsche Religion“, welche von Wittenberg aus gegen den Papismus donnert. Ulrich von Hutten schreibt die „Epistolae obscurorum virorum“, das größte satirische Werk des deutschen Mittelalters, dessen unsterbliches Lachen das Gefühl von der Überlegenheit des Mönchtums für alle Zeiten in Deutschland untergräbt. Der zeichnende Stift vermag nicht Schritt zu halten mit den Leistungen der Feder. So zahllos die Flugblätter erscheinen, die den „Papstesel“, Papst und Mönche als Wölfe und Füchse, als Zuhler und Höllenbraten hinstellen, so wenig finden sich unter diesen Äußerungen des Volksgeistes Blätter, die einen über das Zeitgeschichtliche hinausragenden Wert hätten. Vielleicht nie hat der deutsche Zorn so prägnant bewiesen, daß er das Lachen als Waffe nicht zu gebrauchen vermag, vielleicht nie hat sich so überzeugend herausgestellt, daß der deutsche Humor nichts ist als eine sonnige und gemütlische Auffassung des Lebens, der diese satirische Schärfe abgeht. Der Deutsche kann nicht verhöhnen, im Augenblicke, wo er das will, verliert er eben seinen Humor und wird einfach grob. Nur ein Einziger in der ganzen Reformation schafft künstlerische Blätter von unverkennbarem echten Humor und von wirkungsvoller Schärfe: der zierliche Meister Lukas Kranach im 16. Jahrhundert hat die stärksten Blätter gegen das Papsttum geschaffen und sich plötzlich verwunderlicherweise als das größte satirische Talent des deutschen Mittelalters

enthüllt. Seine um 1545 entstandene Zeichnung „Megära, des Papstes Amme“ ist der schärfste Streich und der trefflichste, den Deutschland überhaupt zeichnerisch gegen das Papsttum führte. Hier, wo ein gemütliches und doch kritisches Sichselbst-belachen in Frage kam, hat die satirische Kunst jener Zeit ihr Bedeusamstes geliefert.

Aber aus den Kämpfen und Leiden der Reformation gehen zwei Künstler allerersten weltkünstlerischen Ranges hervor, deren Namen von nun ab wie Gestirne am Himmel deutscher Kunst leuchten und von keinen anderen überstrahlt werden sollen, Albrecht Dürer und Hans Holbein.

Albrecht Dürer ist die reinste Inkarnation, die der deutsche Geist in der bildenden Kunst gefunden hat. Alles, was wir als deutsch lieben, lieben wir in seiner stärksten Vollendung in ihm, die höchste Kunst bei außerordentlichster persönlicher Bescheidenheit, die hlauäugige Treuherzigkeit, die dem Leben ohne Falsch und mit der Naivität eines Kindes gegenübersteht und es dabei doch mit starkem Instinkte in seinen tiefsten Tiefen faßt und hält. Ein Mann, der zeit seines Lebens den Dingen der Welt als ein genießendes Kind gegenüberstand, hat in seiner „Melancholie“ ein Paar menschliche Augen geschaffen, aus denen die Unergründlichkeit alles Lebens blickt, wie aus keinem anderen. Nur im Deutschen wohnen die Seele des Dichters und die des Kindes so ungestört nebeneinander und zeugen miteinander Werke, denen der tiefste Gedankengehalt nichts von der sinnlichen Kraft ihres Ausdrucks nimmt.

Und so ist auch Dürer der stärkste Gestalter, den der deutsche Humor, der eben nichts ist als betrachtende Sinnigkeit des Gemütes, gefunden hat. Die Freude am Leben und seinen Erscheinungen durchpulst mit starken Schlägen das Werk des Nürnberger Meisters. Deutscher Humor ist nicht Kampf gegen die, sondern Freude an den Erscheinungen. Und Dürer lacht in den Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians, die seinem künstlerischen Spiel starke Freiheit gewährleisteten, ein helles, lebensbejahendes Lachen, daß es von den Blättern wie Sonnenschein über uns ausgeht. Ob er einen flötenden Faun oder einen dicken Liebhaber des Bieres, ein lustig Weiblein oder humoristisch gesehene Tiere vor uns hinstellt, überall spricht eine so starke Freude an allem Existierenden, ein so warmes Verständnis für den Wert jedes Dinges aus seinen Zeichnungen, daß ihr Lachen noch heute und in allen Zeiten im deutschen Betrachter den Humor auflösen wird, der sich eins mit allem Sein und Werden fühlt.

Neben Dürer streckt sich die sehnige und viel finstere Gestalt des Schweizers Hans Holbein ebenbürtig empor. Holbein ist nüchterner als der große reichsdeutsche Kamerad, aber sein Auge für die Realität des Daseins ist noch weit wundervoller und schärfer und dringt mit unendlicher Klarheit und Unerbittlichkeit in die letzten Ecken und Winkel des Lebens, menschlichen Wesens, menschlicher Seltsamkeit ein. Seine Lippen lächeln, während seine Hand uns weist: „Seht, solche Narren seid ihr!“ Und auf die Lippen des Beschauers eines Holbeinschen satirischen Blattes wird sofort dasselbe bitterkeitsfreie Lächeln gezaubert: „Ja, solche Narren sind wir!“ Der Humor als der freieste Ausdruck stolzer Selbsterkenntnis findet seine klassische Prägung im Werke Holbeins, der sich zu Dürer verhält wie der Mann

zum Rinde, und Jahrhunderte mußten vergehen, ehe in Wilhelm Busch ein ebenbürtiger humoristischer Erfinder ihrer Seele den Deutschen wiederum erstand. Ob Holbein im Lobe der Narrheit einen Esel zu dem Loblied iahen läßt, das der ritterliche Sängler auf seiner Harfe anstimmt, ob er in den „Torheiten der Liebe“ sein hellstes Gelächter über die Narheiten der Verliebten ausschlägt, oder ob er im ernstesten Totentanz noch dem Letzten und Graufigsten der Menschheit durch ein feines Lächeln eine humorvolle Versöhnung und Weihe zu geben weiß, immer ist Holbein der Deutsche, der auf der letzten Höhe der Erkenntnis steht, und dessen Augen, durch nichts geschreckt, furchtlos in die dunkelsten Tiefen lachen. Man braucht bloß den Holbeinschen Totentanz mit ähnlichen Werken romanischer Künstler, etwa denen de Torrys, zu vergleichen, um die ganze Größe zu ermessen, mit der sich der Schweizer von allen anderen scheidet. Der romanische Künstler gibt den Tod entweder im nackten und häßlichen Grausen, oder er sucht ihn durch ein Wort, durch ein gezeichnetes Bildwort zu diskreditieren.

In der Abhängigkeit von diesen beiden großen Lebenskündern und Sittenschilderern steht das ganze deutsche Mittelalter in seinem Ausgange. Die Totentänze gehören zur künstlerischen Aufgabe beinahe jedes der folgenden Künstler, ohne daß einer von ihnen dem, was Dürer und Holbein sagten, im wesentlichen Neues hinzugefügt hätte. Ihre besten Leistungen und ein wirklich persönliches Lachen bieten alle diese Zeichner nicht dort, wo sie den Ablersflügen Dürers und Holbeins auf schwachen Fittichen nachzustreben sich bemühen, sondern dort, wo sie bescheiden Sittenschilderer ihrer Zeit sind und die großen technischen Errungenschaften der beiden Meister dazu benutzen, um in kleinem Kreise idyllisch Vollendetes zu leisten. Wie gewöhnlich fallen auch hier Höhepunkt und Niedergang der großen Kunst zusammen, und von Holbein ab geht die deutsche Kunst sichtlich rückwärts. Trotz alledem bringt der Ausgang des deutschen Mittelalters noch eine ganze Anzahl respektabler Talente hervor, die für die Kulturgeschichte unendlich Wertvolles schaffen und mit Ehren unter den Vertretern des deutschen Humors genannt zu werden verdienen. Da ist der tüchtige Kömmer Hans Burgkmair, der Nachfolger Dürers als Illustrator der Bücher Kaiser Maximilians, ein Augsburger Meister, dessen Liebenswürdigeit und Humor sich mit hoher technischer Vollendung paaren, und dem zum großen Meister nur das Letzte, die Intuition und die geniale Tiefe fehlen. Da sind ferner die Nürnberger Kleinmeister, vor allem die Gebrüder Beham und deren bedeutendster Hans Sebald, aus deren Werken überaus reizvoller, technisch gewandter und dabei anspruchsloser Humor redet. Die Behams stehen bereits mitten im Niedergange der Kunst, die großen Aufgaben und Ziele locken sie längst nicht mehr, und sie begnügen sich mit der einfachen Wiedergabe von Szenen aus dem Volksleben, tun dies aber mit lebenswürdigstem Lachen und in klassischer Vollendung. Virgil Solis illustriert teilweise trefflich, teilweise ganz wertlos den Reineke Fuchs. Der Holzschnitt artet allmählich immer mehr zu einer rein beschreibenden, wenig schöpferischen Technik aus. Noch einmal scheint er in den Brüdern Meyer eine Wiedergeburt zu erleben — Konrad Meyers „Landsknechtsleben“ ist eines der entzückendsten humoristischen Blätter deutscher Kunst —, aber nach diesem letzten Aufladern stirbt er dahin.

Der Dreißigjährige Krieg überflutet Deutschland, und in seinem Wirrwarr, seinem Unglück, den ungeheuerlichen Leiden, die er über das Land bringt, geht zunächst einmal nach einigem Wehren alles unter, was der Deutsche des Mittelalters an Humor und künstlerischem Können besaß. — — — — —

Während Deutschland so vor seinem Untergange zu stehen schien und wie ein verwundeter Riese mit tausend Leiden und Nöten kämpfte, entwickelten sich die anderen, weniger angegriffenen Länder vorwärts und rissen die Herrschaft der Kunst vollkommen an sich. Der deutsche Holzschnitt verrotzt und dient fast ausschließlich noch dem aktuellen Flugblatte größter Art, das Lachen des deutschen Humors ist längst in den Flammen der Dörfer und Städte erstorben. Langsam und schwer richtet sich das niedergebeugte Land erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder empor, als seinen Wunden in dem großen König von Preußen ein Heiler und Rächer ersteht. Hundert Jahre hatte das Land wie tot gelegen, und nur hier und da hatten sich von Zeit zu Zeit künstlerische Reime schüchtern ans Licht gewagt, um bald wieder abzusterben.

Inzwischen hat in Frankreich das sogenannte goldene Zeitalter eine Fülle von Glanz und gesellschaftlicher Kultur erzeugt, von der auch ein Abglanz nach Deutschland fällt. Zugleich aber hat sich in Holland das bürgerliche Gefühl mit dem besten Erfolge gegen diese äußerlich glänzende und im Grunde verrottete Wirtschaft des französischen Adels erhoben und in Deutschland lebhafteste Begeisterung sowie, soweit das möglich war, brüderliche Unterstützung gefunden. Und in England hat das Bürgertum die alte aristokratische Herrschaft überhaupt besiegt und eine starke Burg bürgerlicher Freiheit geschaffen, aus der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der größte, wenn auch herbste und verbitterteste aller zeichnenden Satiriker hervorgeht, William Hogarth.

Alle diese Einflüsse wirken gleichzeitig auf das schwankende und sich langsam wieder emporrichtende Deutschland ein, und sein wiedererwachender Humor steht durchaus im Zeichen der Sitten- und Modetarikatur. Weder Seelitz noch Schonau noch selbst der bedeutendste von ihnen, J. S ö z, sind als Künstler maßgebender Art anzusprechen, und selbst die nicht ohne technisches Raffinement ausgeführten Holzschnitte Sözens sind nichts anderes als plumpe und im Grunde höchst humorlose Nachahmungen französischer Leichtigkeit. Erst die große Strömung des bürgerlichen Wiedererstarkens, die unter dem Einfluß Hollands und Englands um die Mitte des 18. Jahrhunderts über Deutschland geht, bringt ebenso, wie sie die Mutter unserer großen Nationalliteratur wurde, auch wieder eine selbständige Neublüte des gezeichneten Humors hervor.

Man hat über den zeichnerischen Entdecker deutschen Bürgertums, über Daniel Chodowiecki, oft verächtlich die Nase gerümpft und ihn einen phantasielosen, nüchternen und kleinbürgerlichen Menschen gescholten. In Wahrheit kann man diesen technisch den großen Franzosen mindestens ebenbürtigen Künstler, der groß genug war, die seit hundert Jahren abgerissene Tradition deutschen Humors wieder aufzunehmen, gar nicht genug einwerten und lieben.

Daniel Chodowiecki ist ein Sohn des jungen Bürgertums, welches das Fundament zu Deutschlands neuer Weltmacht werden sollte und vorläufig frei-

lich noch klein, geistig beengt und auf banale Interessen angewiesen war, wie alles, das sich erst von unten auf entwickelt. Man darf in der Kunst nur so weit am Gegenständlichen haften, als es die Quelle des Technischen ist, und nie ist, wenn wir Hogarth ausnehmen, der Humor des Bürgertums zu einem so vollendeten Ausdruck gekommen wie in den Werken des großen Berliners. Chodowiecki ist wieder der erste Humorist reinen Stiles, der von allen unkünstlerischen Wirkungen grober Art absteht und den Humor rein aus der Sache nimmt, wie das bei jedem echten Humor sein muß. Die Eigentümlichkeit des Humors besteht darin, daß er das Typische rein und mit Liebe gibt, und durch das Werk Chodowieckis tönt ohne Versuch eigentlichen Spottes das breite und behäbige Lachen des deutschen Bürgertums, das sich sehr wohl in seiner Philisterhaut fühlt. Ein so wunderbares Blatt wie die Wallfahrt nach Französisch-Buchholz gehört zu den Meisterwerken des gezeichneten Humors überhaupt ohne Einschränkung. Alles, was das Bürgertum an Typen hervorbringt, alle in ihrer Kleinlichkeit liebenswürdigen Eigenarten des neu entstehenden preußischen Menschen wandeln lachend und ihrer selbst spottend durch die Werke des Berliner Erneuerers der Holzschnidekunst.

Chodowiecki steht einsam, geliebt und doch unverstanden wie zunächst alle großen Humoristen, in seiner Zeit. Er hat nichts um sich, das innerlich zu ihm gehörte, und erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, die Früchte zu ernten, die aus der Saat des Berliner Zeichners empor sproßten.

Der eigentliche deutsche Karikaturist jener Tage, J. M. Volk, ist ein sehr schwerfälliger Herr. Wiederum zeigt es sich, daß für den Deutschen der Humor keine Waffe ist, sondern einfach ein Lebenszustand, ein Ausdruck des Behagens, ein Ausdruck innerlicher Zustimmung und Zugehörigkeit zu dem Verspotteten.

In Adolf Schrödter ersteht ein neuer großer Humorist, den wir zu den größten deutschen rechnen dürfen. Schrödter war Pommer, und sein künstlerisches Wesen hat ganz das stark Knochige und kräftig Verbe seines Stammes. Er ist Deutscher durch und durch in seiner Gefühlstiefe, in seinem bürgerlichen Empfinden und in seiner Nachdenklichkeit, die etwa im Don Quixote so versöhnend über alle irdische Torheit hinweglächelt. Die alten deutschen Sagen, die Schwänke der Eulenspiegel und Münchhausen leben in seinem Werke, echt in Ton und Technik, wieder auf, und das zeitgenössische Bürgertum findet in ihm einen liebevollen Versther.

Und dann werden 1844 die Fliegenden Blätter gegründet, die eine Bedeutung für den deutschen Humor gewonnen haben wie kein zweites Blatt vorher und nachher. Eine Anzahl großer Talente und unsterblicher Namen blüht empor, und der deutsche Humor erlebt seine große Renaissance, sein Wiedererwachen aus dem Schlafe, in den er seit dem Mittelalter versunken war.

Auch diese zweite große Blüte des deutschen Humors steht durchaus im Zeichen des Bürgertums und wurzelt tief in ihm. Die ganzen großen Namen, die im Zeichen der Fliegenden Blätter uns lieb, teilweise sogar unsterbliches Eigentum geworden sind, sind bürgerliche Naturen, bürgerliche Humoristen, Moritz von Schwind und Ludwig Richter, Theodor Hofmann und Mintrop: Menzel und Konewka, Busch und Oberländer, Henschel, Knaus, Gräß, Harburger, Hengeler, Kirchner, Vogel.

Es blüht und duftet plötzlich wieder von deutschem Wesen und deutscher Art in der bildenden Kunst. Mit großen Augen lacht das deutsche Märchen durch ein Blatt, das ursprünglich der politischen Karikatur gewidmet war und bald in so viel höherem Sinne zu einer Stätte des deutschen Humors werden sollte. Die Märchenherrlichkeit des gemütvollen und großen Wieners Schwind blüht in Duft und Reinheit empor. Deutsch sein ist die Parole, und alles, was uns in unserer Kindheit ergriff, wird in den Werken Schwinds unsterblich. Ein Blatt wie „Ritter Kurts Brautfahrt“, das kulturell betrachtet eine Art humoristischen Vademekums deutscher Bürgerlichkeit bedeutet, steht würdig neben den größten humoristischen Blättern aller Zeiten und Völker. Es ist eine Wiedergeburt des Deutschtums in seinem vollen Umfange, die wir in diesem Künstler erleben. Schwind und Richter erwecken das Gefühl für die deutsche Landschaft, das lange verloren schien, wieder, sie bringen die alte ritterliche Frauenverehrung zurück, die in der Flut uns fremden Franzosentums schon verloren schien und doch so unbedingt zur deutschen Natur gehört. Sie sind gesund, weil sie romantisch sind und doch wiederum nicht die weltfremde Verfliegenheit der Romantik haben. Ihr Lachen ist so wundervoll darum, weil es aus der Wirklichkeit emporblüht und sich erst von dieser kräftigen Basis aus in die Höhe des Ideals erhebt. Es verlegt nie, weil es ein Lachen der Liebe ist, und weil alle diese Großen innerlich ganz zu den Verlachteten gehören. Und wenn ihr Größter, der größte deutsche Zeichner seit dem Mittelalter und einer unserer unsterblichsten Künstler, in seinen humoristischen Werken, in den Illustrationen zu Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ etwa, helles Lachen des Beschauers erweckt, so ist doch eben grade Adolf Menzel der Bürgerlichste der Bürgerlichen. Und das Gleiche läßt sich von dem ihm so verwandten Konewla sagen, der die alte deutsche Kunst des Schattenrisses wieder zu hohen künstlerischen Ehren bringt. Hier ist auch die Stelle, um des großen Deutschen zu gedenken, der nach kurzem Aufblühen wieder in das Nichts zurückkehren sollte: Mintrops und seines wunderbaren Märchens vom König Heinzelmann. Vielleicht hat in keinem Künstler des 19. Jahrhunderts ein reicherer und reiferer Humor gewohnt als in diesem finsternen und stiernackigen Bauernsohn. In den wenigen bleibenden Blättern, die Mintrop hinterließ, zeigt sich klassisch, daß der deutsche Humor nichts ist als eben die Rehrseite des Schmerzes, daß Lachen und Weinen im Deutschen so enge beieinander wohnen, und daß grade aus dieser engen Gemeinschaft jene merkwürdige und erhabene Weltanschauung entspringt, die uns vor allen Völkern eigentümlich ist und die man den deutschen Humor nennt.

Der große deutsche Maler und Zeichner Theodor Hofmann ist vielleicht der Mintrop Verwandteste unter diesen Künstlern und hat mit einem gewissen Einschlage Schwind vieles zur Vollendung und Frucht gebracht, dessen Reife dem verdüsterten Bauernjungen nicht vergönnt war. Spitzweg hinwiederum schließt sich eng an die Schwind und Richter an. Gräß, Harburger, Hengeler und der Jüngste und vielleicht Stärkste von ihnen, Kirchner, sind technisch vollendete Sittenschilderer des deutschen Bürgertums. Besonders Kirchner ist in unserer Zeit vielleicht derjenige, der berufen ist, bleibende humoristische Typen unserer Bürgerlichkeit zu schaffen. Er hat seine ganz besondere Schwarz-weiß-Technik, die manches



Askalon auf dem Totenbette

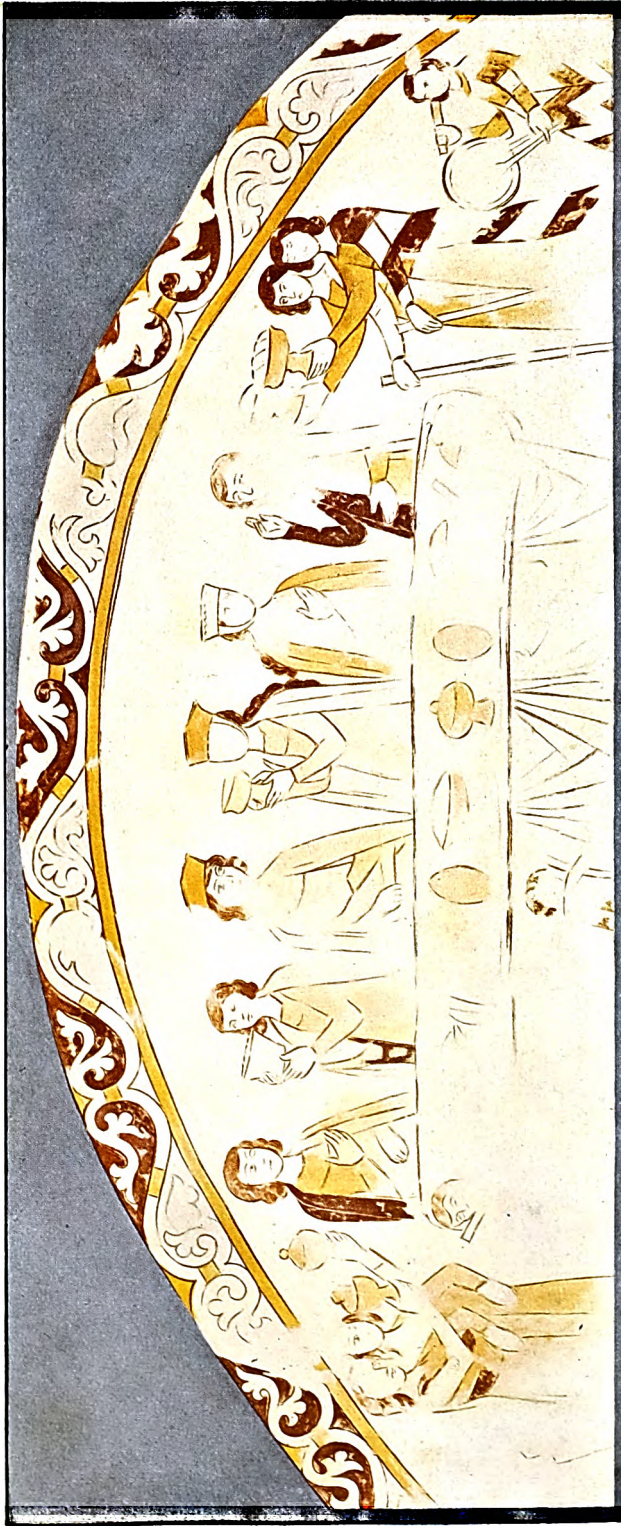
Die Mannen suchen Iwein

Lunete berät Laudine

Die Iweinbilder aus dem 13. Jahrhundert im Hessenhof zu Schmalkalden

(Nach der Kopie von Kurt Jäckel im Landesmuseum zu Cassel)





Das Festmahl

Die Iweinbilder aus dem 13. Jahrhundert im Hessenhof zu Schmalkalden

(Nach der Kopie von Kurt Jäckel im Landesmuseum zu Cassel)



Verwandte mit der des sonst etwas zu nüchternen Baluschet gemein haben mag, und er hat die lachende Liebe des echten Humoristen zu jeder menschlichen Narrheit zugleich mit einer außerordentlichen künstlerischen Raffiniertheit. Aus der Reihe der Künstler der Fliegenden Blätter ragen aber vor allem zwei hervor, die, obgleich sie auch Maler sind, ihre Unsterblichkeit doch vor allem auf diesem Gebiete fanden: Wilhelm Busch und Adolf Oberländer.

Wilhelm Busch ist der größte deutsche Humorist, den unser Vaterland seit Hans Holbein gefunden hat, und die klassische Bedeutung seiner Blätter trägt den Stempel der Unsterblichkeit an der Stirne. Sein Werk ist ganz einfach Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und überragt ebenso als Kulturdokument alle anderen, wie seine künstlerische Potenz allerersten Ranges ist. Die Schopenhauersche Philosophie, trotz aller Anglizismen die deutscheste aller Philosophien, ist erstanden und hat das große Mitleiden mit dem großen Weltleiden gelehrt. Wilhelm Busch ist der stärkste Schüler Artur Schopenhauers. Die Menschen mögen elend und mögen dumm sein, ja sie sind es ganz gewiß. Aber das Leben ist so traurig, daß es all das aus ihnen macht, und von Hause aus ist niemand schlecht. Von dieser großen Mitleidsmoral aus durchwandelt Busch die ganze Bürgerlichkeit seiner Zeit. Da wird das Verkehrte zur liebenswerten Schwäche, und die Kleinigkeiten, die wir als verfehlt empfanden, sind plötzlich harmlose Narrheiten, die keinem Schaden als dem mit ihnen Behafteten selber. Der Mensch ist was Produkt seiner Anlagen und kann nicht anders handeln, als sie es ihm diktieren. Wir stehen als Beschauer dieses Narrenganges Wilhelm Buschs und lernen lachen, wo wir zürnten, und heilen, wo wir früher am liebsten zuschlügen.

Wilhelm Busch verwandt ist Adolf Oberländer, dessen Zeichnungen gleicher Weltanschauung entspringen und gleichfalls eine eigenartige Vollenbung und künstlerische Höhe erreichen. Was ihm fehlt, ist die Größe und Weite von Buschs Ablerblick, er ist mehr ein Meister des Details im Leben, und sein Werk wird darum zu einem bleibenden Buche, aber nicht so zu einer Bibel des weltlichen Lachens.

Der deutsche Humor ist auf gutem Wege. Seit sechzig Jahren hat Deutschland wieder lachen und das Lachen lieben gelernt. Große Meister der Malerei wie Grüzner und Raulbach, Rnaus und Stud — des Letzten Zeichnungen zu „Schreier, der große Mime“ allererste Meisterstücke zeichnenden Humors — haben es nicht verschmäht, in die Arena der Zeitschriften herabzusteigen oder auch der Bücher und darin von Herzen zu lachen. Eine große Anzahl Witzblätter existiert heute in Deutschland und hat ihr großes Publikum. Die bekanntesten unter den humoristischen Blättern der Gegenwart sind der „Simplizissimus“ und „Die Jugend“.

Ich muß ganz ehrlich gestehen, daß ich zu dem Simplizissimus trotz all seines Ruhmes kein richtiges Verhältnis zu finden vermag. Er ist für mein Empfinden ein Schößling französischen Geisteslebens, und seine Satire und deren Technik sind französisch und haben mich gewiß oft lächeln lassen, mir aber nie das Herz warm gemacht wie Busch oder Oberländer, Menzel, Schwind oder Mintrop. Vielleicht mag ich unrecht haben, wenn ich ihn als Entartung betrachte und sein Verdienst nur darin zu sehen vermag, daß er zwei großen Humoristen, Wille und Thomas

Theodor Heine, Geltung geschafft hat, den größten Humoristen, die Deutschland seit Busch hatte, die aber durch die Tendenz des Blattes in den meisten ihrer Schöpfungen entgleisten. Es ist ganz zweifellos, daß einzelne Blätter Willkes und ebenso vieles von Heine, etwa „Der verlorene Sohn“, in seiner die tiefste Menschlichkeit durchleuchtenden Grandiosität auf einer ganz einsamen Höhe stehen, wo die Luft der Kunst des großen Humors weht. Die Mehrzahl der Karikaturen dieses Blattes aber schafft nichts, sondern verneint nur, ist unfruchtbar und hat trotz allen Lärmens und Aufsehens weder auf unser künstlerisches noch auf unser menschliches Leben die geringste Einwirkung gehabt.

Eine weit reinere Hüterin des deutschen Humors erscheint mir da die Münchener „Jugend“, in deren Richtung der Weg geht, den wir weiter zu schreiten haben. Künstler wie Arpad Schmiedhammer und Münzer, Eichler und Georgi haben das jugendfrische Lachen, das nicht Wunden aufreißt und Pfeffer hineinstreut, sondern sie heilt. Und sie lassen hoffen, daß der Renaissance deutschen Humors nicht ein neuer Niedergang folgen wird. Es wäre sonst schade um Deutschland, dessen schwerblütige Natur das Lachen braucht, um über die Abgründe hinwegzukommen, welche das feindliche Leben täglich vor uns aufreißt.



Palästina-Bilder

Palästina ist für uns heiliger Boden. Die Stätten, an denen Er gewandelt, durch den das Heil in die Welt gekommen, erscheinen uns von Kindheit an in verklärtem Lichte. Und was die eigene Phantasie in vielleicht nur schwachen Umrissen schaut, erhält Glanz und Farbe durch die Kunst aller Zeiten. Durch Jahrhunderte hat auch der Künstler, wenn er die Vorgänge der Heilsgeschichte darstellte, sich mit allen Kräften bemüht, den landschaftlichen Rahmen, den Hintergrund der Städte mit allen Schönheitsmitteln seiner Kunst zu schmücken.

Man kann aus fast allen den zahlreichen Pilgerfahrtschilдерungen, die heute alljährlich auf den Büchermarkt kommen, das Bemühen der Verfasser sehen, sich etwas von diesen Idealbildern ihrer Jugend der Wirklichkeit gegenüber zu bewahren. Das fällt schwer, und es ist auch eigentlich selbstverständlich, daß es keine charakteristische Landschaft geben kann, in deren Enge und Sonderheiten sich die ungeheure Weite eines Weltgeschicks so hineinschauen läßt, daß man die Empfindung hätte: Hier war jener Weltmensch wirklich zu Hause, das war sein „Milieu“! Von der leisen Trauer durchläuft diese Enttäuschung über das Palästinaland in den Reiseberichten alle Stufen bis zu der geradezu vernichtenden, niederdrückenden Schilderung, die der Amerikaner Harry Frank in seinem lebensstrotzenden Buche „Als Vagabund um die Erde“ gegeben hat.

Aber auch die Natur hat an uns dasselbe Recht, das Schopenhauer dem Kunstwerk zusprach. Wir sollen nicht mit vorgefaßten Meinungen und willkürlichen Ansprüchen vor sie hintreten. Dann gibt sie uns nichts. Sie erschließt sich nur jenem, der vor sie tritt wie vor einen König und wartet, ob er ihn anspreche. Dann erschließen sich uns oft überraschend ein Reichthum und eine Tiefe der Gefühle, aus denen heraus geheime unterirdische Wege zu stärkstem tatsächlichen und menschlichen Erleben führen, wo sich dem außen haftenden Blicke keine Brücke zeigt.

Mit ist es so mit den Palästina-Landschaften von Daniel Wohlgemuth gegangen. Dieser 1876 zu Alsbisheim geborene Künstler, der nach Vorstudien auf den Kunstgewerbeschulen von Frankfurt und Straßburg zuletzt Schüler Franz von Studa gewesen ist, hat vor einem Jahre eine Reise nach Palästina unternommen und von ihr ein Viertelhundert und wohl auch noch mehr großer Lithographien mitgebracht, die er vor der Natur mit lithographischer Kreide auf Umdruckpapier gezeichnet hat. So ist nachher zu Hause im Atelier aus der Erinnerung nichts mehr hinzugekommen, nichts hineinkomponiert. Wir haben gewissermaßen die Blätter eines riesigen Studienbuches vor uns. Der Künstler hat sich ganz dem Erleben der Natur hingegeben, ohne Seitenblick auf die Vorgänge, die sich hier abgespielt haben, ohne Absichten einer besonderen religiös erbauenden oder auch nur historisch schildernden Wirkung, und siehe da, zum erstenmal sehe ich Palästina-Bilder, bei denen sich mir ohne Zwang die Vorstellung ergibt, daß ich den Heiland auf diesen Wegen, über diese Hügel, durch diese Täler wandeln, unter diesen Bäumen rasten sehe. Der Künstler deutet gar nichts dergleichen an, keinerlei menschliche Staffage ist in diesen Bildern; am liebsten läßt er die Natur ganz allein sprechen. Aber auch Bauwerke und Städte sind in Jahrhunderte altem Leben mit dieser Natur zur Einheit verwachsen.

Die Bilder, die wir heute im Türmer unseren Lesern zeigen, sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Ich will hier in die Stimmung des Lesers nicht eingreifen und lieber auf die bereits im öffentlichen Handel zugänglichen Blätter hinweisen, die recht vielen unserer Leser für die Mappe, wie für die Wand, ein willkommenes Besiß sein dürften. Diese Bilder sind beim Künstler Daniel Wohlgemuth in Weiherhof bei Marnheim, Rheinpfalz, zu beziehen; er stellt auch gern Ansichtssendungen zur Verfügung. Von zehn der Blätter ist neben der Vorzugsausgabe auf echt Japan, die bei einer durchschnittlichen Blattgröße von 64 × 79 cm (die Bildgröße ist oft viel kleiner) zwischen fünfzehn und dreißig Mark für das Blatt kostet, eine gewöhnliche Druckausgabe vorhanden, bei der die Preise zwischen zwei und sechs Mark schwanken.

Da haben wir die eng zusammengedrückte Welt Nazareths, eingebettet in Hügel, auf denen da und dort ernste Zypressen ragen. Wie eine mittelalterliche Bergfeste baut sich Bethanien auf, großartig in den streng auf Senk- und Wagerichte gestellten Formen seiner Häuser, zu denen die breiten Kupplungen der gewaltigen Ölbäume einen eindringlichen Gegensatz bilden. Bethlehem sehen wir von einem wuchtigen Baume her, dessen in schweren Knorzen sich drehender Stamm wie ein Urzeuge vergangener Jahrhunderte wirkt. In der Ferne vor uns aufsteigende Türme der neuen Kirchen wirken fast wie Zypressen, in weiten Wellen dehnt sich ein hügeliges Land. Das Kidrontal mit Bethsemane wirkt so recht als Wandelstätte eines einsamen Denkers, wo sich das erregte Gemüt befriedet. Auch Jerusalem empfangen wir auf dem Bilde „Bei Jerusalem“ als Ganzes, eingepreßt in sein noch heute gewaltig dastehendes Mauerwerk und so wie ein geschlossenes Heiligtum wirkend. Auch Bethphage, das kleine Örtlein, ist ein Stück der hundertfältig ineinandergeschobenen Landschaft geworden. Karmel lodt, aus der Tiefe eines Talweges durch den Rahmen verschlungenen Baumgäßtes gesehen, wie eine ferne Heilsburg.

Auf kleineren Blättern sehen wir Kapernaum, als Örtchen kaum zu entdecken, an einer Landschaft, die auch am Züricher See liegen könnte. Ein Dorf in Judäa spricht eindringlich von einstiger Größe und jegigem Verfall. Ein in seiner trotz der weiten Spannung sehr Kühnen Silhouette padendes Landschaftsbild bietet der Jordan vor der Mündung in den See Genesareth. Von diesen Blättern sind also auch billige, dabei sehr sorgfältige Drucke neben den auf Japanpapier nur in beschränkter Auflage hergestellten Vorzugsdrucken vorhanden. Nur in Vorzugsdrucken liegen vor: die in echt orientalischer Phantastik aufsteigende Küstenstadt Akka, ein ungemein padendes Bild Karmelabhang mit sturmgepeitschten und wetterzerzausten Oliven, dann ein Meisterstück landschaftlicher Weispannung: der Blick vom Ölberg nach dem Toten Meer, hinter dem dann das Gebirge Moab seinen langen Rücken hinstreckt.

Gerade auf diesem Bilde erschließt sich der Charakter des in hundert Falten ineinandergeschobenen Hügelgeländes besonders deutlich. Man mag hier wohl für die Form an die toskanische Landschaft denken. Ein kleiner Ausschnitt aus Nazareth zeigt dann den Reichtum von Form und Bewegung, der sich in solchem Hügelgelände entwickelt, wo dann das in starren Sentenzen gehaltene menschliche Bauwerk immer den ruhigen Abschluß zu den bewegten Schrägen der Landschaft bildet. Ein Nachmittag im Ribrontal mit dem Blick auf Gethsemane, das trotzige Silva und eine melancholische Landschaft aus Judäa beschließen die Reihe.

Soweit Bilder durch ihre Überzeugungskraft sprechen können, habe ich das Gefühl, daß die Natur Daniel Wohlgenuths der dargestellten Landschaft besonders entsprochen haben muß. Das geht bis in die feine Technik, die mit toniger Weichheit doch Festigkeit des formgebenden Striches eint und bei reichstem Inhalt immer den Blick aufs Ganze, auf den großen Gesamteindruck hinlenkt.



Nahum Aronson

Nis ich Nahum Aronsons Atelier zum erstenmal betrat, herrschte geheimnisvoller Dämmerchein in dem weiten, mit Statuen dicht bevölkerten Raum. Aus dem Nebengemach ertönten die Klänge eines Harmoniums. Weich und getragen schwebten sie zu mir herüber. Sie schienen das unergründliche Sehnen und die heiße Glut einer Künstlerseele zu offenbaren, ihre rastlose Unruhe und ihr tiefes Leiden. Eine Schar andächtiger Hörer saß stumm in den tiefen Sesseln, — russische Kunstjünger in bunten Blusen, mit rund verschnittenen Haaren, anmutige Pariserinnen und eine bekannte deutsche Dichterin. Sie waren zu seinem Empfangstag gekommen und schienen alle gebannt durch den mystischen Zauber der Stunde. Aronson selbst saß am Harmonium, und der Strom der Töne wollte nicht verfliegen unter seinen Händen.

Nun ein plötzliches Verstummen. Einige schnell gewechselte Worte. Und dann das Aufflammen des elektrischen Lichts. Aus dem Schatten treten sie heraus, Leben und Wärme umstrahlt sie, und sie beginnen zu reden, die Werke seines Meißels, die uns in schimmerndem Marmor umgeben.

Da sind liebevolle Kinderköpfe von ungemein zarter Linienführung und sanften Formen. Da sind Alte voll bewegten Lebens, mit sicherer Technik gebildet, und da sind ernste Gestalten, deren Sittnen vom Hauche des Genius umspielt sind, und in denen das Ringen der ganzen Menschheit Leben zu gewinnen scheint.

Die edigen Züge Tolstois, des greisen Denters, schauen von hohem Postament herab. Chopin tritt uns in dreifacher Gestalt entgegen, die Künstlerstirn schwermütig geneigt, das Haupt von weichen Locken umwallt. Und Beethovens gewaltiger Kopf leuchtet aus dem Dunkel hervor.

Daneben symbolische Gestalten: ein sitzender Mann, gebeugt und sinnend, mit einer hohen, gedankenreichen Stirn, unter der sich ein schlaffer, willensschwacher Mund zu banger Frage zu öffnen scheint. Er ist das Sinnbild des russischen Volkes, das so schwere Lasten zu tragen hat und das von so hohen Gedanken bewegt wird, ohne daß es die Kraft hätte, sie zu Taten zu gestalten. Seine Züge erinnern an die Tolstois, in dem der Genius des russischen Volkes gleichsam verkörpert wird. Innige Teilnahme am Schicksal dieses Volkes hat dem Meister die Hand geführt und teilt sich auch dem Beschauer des Werkes mit.

Dann ist da eine Gruppe von Köpfen: „Pogrom.“ Ein sterbender Greis, eine alte Frau, ein Kind — alle mit dem Ausdruck des Schreckens und der Angst in den Zügen. Die Szene soll an die grausigen Judenverfolgungen während der russischen Revolution erinnern.

Wie Hochreliefs heben die Köpfe sich aus dem Stein. Vor ihnen steht die Statue der russischen Tänzerin Jda Rubinstein — voll slawischer Geschmeidigkeit und temperamentvoller Grazie.

Sie alle reden von dem engen Zusammenhang, in dem Aronson noch mit seiner Heimat steht, obgleich der bald Fünfzigjährige nun schon seit einem Vierteljahrhundert Pariser ist und von den Parfern mit Stolz zu den Ihren gezählt wird.

Zu Dwinsk in Rußland, einem kleinen Städtchen an der Grenze Litauens und Kurlands, ward er geboren. Seine Eltern waren gänzlich unbemittelt, und der talentvolle Knabe mußte Jahre bitteren Ringens durchlämpfen, ehe er seiner Künstlerschaft Bahn brach. Nach kurzer Lehrzeit in Wilna ging er nach Paris, meldete sich in der École des Arts Décoratifs und ward der Schüler Hector Lemaître. Er fühlte, daß er hier finden würde, was seinem Talent nötig war — den großen Stil, die großzügige, leichte und dabei doch anmutige Linie.

Raslos arbeitend, nie zufrieden mit sich selbst, im eigentlichsten Sinne ein Autodidakt, der sich seine eigene Technik bildete, erregte er bald die Aufmerksamkeit der Pariser Kunstkenner. Seine Werke wurden 1897 zum ersten Mal im Petit Palais ausgestellt und glänzend kritisiert. Sie sind scheinbar mit spielender Leichtigkeit gearbeitet, oft weich in der Form, dabei aber doch stets die große Auffassung wachend.

Wenn ein Vorwurf in ihm zur Reife gelangt ist, führt Aronson ihn in verblüffend kurzer Zeit aus. So ist sein Beethoven, der für das Beethovenhaus in Bonn gearbeitet wurde, innerhalb weniger Stunden entstanden.

Er erregte so viel Bewunderung, daß auch ein Brunnen für Godesberg bei Aronson bestellt wurde — eine nackte Knabengestalt, die auf einem Stein liegt und neugierig in das plätschernde Wasser hinabzublicken scheint.

Die schlanken, sehnigen Knaben des Südens und die kleinen Mädchen mit den abgestumpften lieblichen Zügen haben es Aronson angetan. Am liebsten bildet er Kinder. Da ist „Kim“, der kleine Orientale mit der stolzen Ruhe. Und die niedliche Dendeeerin mit den über den Ohren aufgerollten Zöpfchen, die er selbst so gern anschaut.

Neben dem Garten liegt ihm aber auch das Monumental-Kraftvolle. Im Raplande stehen die Statuen der tapferen Burengenerale von seiner Hand gebildet. Und mehrere große Monumentalstatuen harren noch der Vollendung.

Das Talent Aronsons ist ungemein vielseitig. Nicht nur großen Ideen gibt er Ausdruck in Ton und Marmor. Nicht nur Porträtbüsten fertigt er mit charakteristischer Treue. Drei Ateliers hat der Unermüdlche in Paris im Quartier Latin, da er sonst die Fülle seiner Arbeiten nicht bergen kann. In der Rue Vaugirard empfängt er seine Gäste. In den anderen verbringt er, von niemandem gestört, einsame Arbeitsstunden.

Auch den Pinsel und den Stift ergreift er von Zeit zu Zeit, um auszuruhen in der Abwechslung. Als er einmal zwei Wochen lang die Bildhauerei ruhen lassen mußte, da begann er zu porträtieren und schuf eine Reihe von Aquarellskizzen, die durch ihre flotte Zeichnung und den flimmernden Farbenenbel, in den sie getaucht sind, das Interesse jedes Kunstfreundes erregen müssen.

Als er einst längere Zeit in Jasnaja Poljana weilte, skizzierte er Leo Tolstoi über zwanzigmal, in immer neuer Beleuchtung und Auffassung. Bald blicken die Züge ernst und streng und gleichsam stillisiert aus dem Dunkel, bald sind sie nur durch zarte Punkte angedeutet, bald durch einige feine Bleistiftstriche. Immer aber wird er der geistigen Bedeutung des Dargestellten gerecht. Immer leuchtet ein hoher sittlicher Ernst von seiner Denkerstirn.

Tolstois Lehren haben auch Aronsons innere Entwicklung stark beeinflusst. Ein tiefes Mitgefühl mit allen Leidenden und Bedrückten, mit allen Schwachen und Kleinen besetzt ihn, und nichts dünkt ihm schöner und erhabener als die Lehre vom großen Verzeihen. Nicht nur im Leben führt er sie praktisch aus, indem er der Helfer und Retter seiner bedürftigen Landsleute und ein Mittelpunkt der russischen Künstlerschaft ist.

Auch seine Kunst ist von dem Gedankeninhalt dieser Lehre beeinflusst. Er bildete Beethoven und Chopin, zwei Dulder, die dennoch die Seelengröße wahrten. Er bildete Botba und Dewet, die Kämpfer eines untergehenden Volkes. Er bildete das leidende Rußland und seinen Propheten Tolstoi. Und er bildet die Kinder — die Unschuldigen und Schwachen.

Gleich den großen russischen Dichtern, gleich Dostojewski und Tolstoi, verherrlicht er das Leiden in seiner Kunst und offenbart uns seinen Seelenadel. Das gibt ihm eine ganz einzigartige Stellung unter den modernen Künstlern, die so häufig nur der Darstellung des Sinnlich-Körperhaften huldbigen und einen Ideenhintergrund beim Werk der bildenden Kunst für überflüssig halten.

Wie kein großes Werk des idealen Grundgedankens entbehren kann, und wie die Kunstwerke, die nur an der Oberfläche des Sinnenfälligen haften, schnell veralten, so werden die Werke Aronsjans, denen so tief empfundene menschliche Probleme, von einer so großzügigen Technik getragen, zugrunde, liegen auch noch den Tag ihrer höchsten Wertung erleben. Noch ist er in Deutschland wenig bekannt. Aber in Rußland, Frankreich und England zählt er zu den anerkannten Namen. Und dem Ernst seines Strebens und seiner Kunstauffassung müssen auch wir unsere Bewunderung zollen.

Else von Boetticher



Unsere Bilder

Karl Max Rebel



Es war im Frühjahr 1900, als der Berliner Kunstsalon Keller & Reiner eine große Ausstellung von etwa dreißig Bildern eines der Öffentlichkeit völlig unbekanntes Künstlers zeigte. Einzelne besonders Eifrige hatten in Erfahrung gebracht, daß er bis 1894 die Berliner Akademie besucht hatte, wo er zuletzt Schüler von Scheurenberg gewesen war. Obgleich er hier an der Akademie von seinen Lehrern sehr geschätzt wurde und alle mögliche Förderung erfuhr, hatte der Zwanzigjährige die Schule plötzlich verlassen, hatte sich in einem bescheidenen Atelier im Norden Berlins eingeschlossen und nun in jahrelanger, stiller, zurückgezogener Arbeit nach der malerischen Vertiefung dessen gesucht, was er innerlich schaute.

Die dreißig Bilder an den Wänden, vielfach große Stücke, brachten in einer Zeit, in der bei der Jugend Impressionismus und Naturalismus allmächtig herrschten, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit immer beseligende Kunde, daß die Phantasie nicht sterben mag, und daß ein um alles reale Wissen unbekümmerter Schönheitsinn selbständig seine Welt schaut und selbstherrlich sie gestaltet. Das war die Natur, wie wir sie hier um Berlin herum hatten, wie sie ein Jüngling sah, der die knappen Groschen für Farbe und Leinwand aufwandte und körperlich sich nicht zu Ritten in romantische Länder aufzumachen vermochte.

Wozu auch in die Ferne schweifen? Die Romantik liegt ja so nahe. Sie ist allgegenwärtig wie die Nüchternheit, denn beide liegen im Geiste des Erlebens. Und so sehen wir durch die schwermütigen Nieferrwälder des Grunewalds auf kräftigen Pferden gewappnete Ritter dahinreiten, schwerblütig von Jugend und Sehnen, die starren Eichen schieben sich zu ehrwürdigen Hainen zusammen, schlank Birken reden sich in leuchtendem Sonnenspiel und dazwischen die langsam sich weithin schlängelnden Wasserläufe, die stillen Seen — überall die wahr erlebten Elemente dieser Landschaft und doch zu etwas Neuem geworden, eben weil sie ein Romantiker wahrhaft, d. i. seiner Natur gemäß, erlebt hatte.

Das Musikalische dieser Natur drängte sich von vornherein einem auf, und zwar nicht nur in der lyrischen Stimmung aller dieser Bilder, jener Schubertischen jugendlichen Schwere, die im tiefsten Schmerz ein goldiges Leuchten hat und bei der hellsten Freudigkeit von dunkelnden Schatten einer unbewußten Melancholie umschauert ist. Musikalisch wirkte die Architektur

dieser Bilder, wie einem ja gerade solcher von starkem architektonischen Empfinden belebten Malerei gegenüber Schlegels Wort von der Architektur als gestorener Musik zu allererst verständlich wird. Ein Abwägen der einzelnen Gruppen und Linien war da, wie beim Saubau der Sonate, ein Zusammenbringen der Töne zu Dur und Moll und in allem ein rhythmisches Gefühl, das jede Linie der Natur gegen die der hineingestellten Körper abwog, und in allen diesen Linien den körperlichen Ausdruck eines innerlichen Empfindens, ich möchte sagen einer innerlich schwebenden Musik suchte.

Der Künstler war damals sechsundzwanzig Jahre alt und war in seiner Art ein Fertiger, so leicht es war, da und dort in den Figuren sogenannte Fehler nachzuweisen. Er war auch ein durchaus Selbständiger, so ungezwungen sich die Angliederung an Künstler wie Bödlin und Thoma in Einzelheiten ergab. Es kommt ja auf alles das nicht an, es kommt darauf an, daß einer wahrhaftig ist, daß er wirklich sich selbst gibt, so wie er ist. Dann muß er uns Werte geben. Und diese innere Notwendigkeit, dieses echte, wahre Gewordensein, das spürte man diesen Bildern gegenüber.

Der Erfolg der Ausstellung war groß genug, um dem Künstler die Reise nach Italien zu ermöglichen. Von 1903 bis 1908 ist er dann im Süden geblieben, genau so stiller, auf sich selbst gestellter Arbeit hingegeben, wie zuvor in den Berliner Jahren. Und auch jetzt, nachdem er aus Italien wieder nach Berlin zurückgekehrt ist, ist das nicht anders geworden. Der Trubel unserer Kunstentwicklung, dieses Sejage von Richtungen, die mit allen Gewaltfamkeiten Stil suchen, kann natürlich Naturen nicht beeinflussen, die den Stil in sich tragen, für die Stillisierung die notwendige Mitteilungswiese ist. Sie stillisieren, indem sie Natur zu geben trachten. Das ist der einzige Weg, auf dem ein wirklich lebenskräftiger Stil gefunden werden kann. Gewollte und bewußte Gewaltfamkeiten werden niemals Stil, sondern immer nur Manier, niemals Notwendigkeit, sondern eben Willkür. So gehört heute der Vierzigjährige zu jenen Künstlern, die sich still vornehm zurückhalten und arbeiten. Das lärmende Kunstgetriebe draußen, den Erfolg des Tages, überlassen sie in ruhiger Sicherheit den jeweiligen —isten.

Vom kunstpolitischen Standpunkt ist das sehr zu bedauern, aber es zeigt sich kein Ausweg. Das ganze Kunstleben ist so lärmvoll geworden, der ganze öffentliche Kunstbetrieb hat so marktchreierische Formen angenommen, daß die Zahl der „Stillen im Lande“ bei der schaffenden Künstlerwelt immer größer werden muß. Wohl ist die Zahl derer, die am heutigen Kunstbetrieb keinen Gefallen finden, die sich nach einer ganz anderen Art des Kunstschaffens sehnen, viel größer, als man nach dem Lärm und dem Gerede schließen möchte, das die anderen vollführen. Aber es fehlt hier die Möglichkeit zur geschlossenen Organisation und es bleibt den Künstlern nichts anderes übrig, als mit dem Wachsen einer Gemeinde von einzelnen, dann wirklich Treuen, zu rechnen, und die Kunstliebhaber ihrerseits müssen sich ihre Künstler suchen. Im Grunde ist übrigens auf diese Weise immer das schönste Verhältnis zwischen Schaffenden und Empfangenden zustande gekommen.

Wie ein Genosse unter seinesgleichen steht der junge Mädchenkörper zwischen den schlanken Bäumen auf dem Bilde „Frühling“. Nichts zieht nach unten, völlig unbeschwertes Emporstreben. Noch ist der jugendliche Leib unberührt und unbewußt, die Lebenssehnsucht kreist in ihm so natürlich und gesund, wie der Frühlingsaft im jungen Stamm. Die Art, wie der rechte Arm gegen den Baum gelegt ist und ihn beherrschend überschneidet, sich doch dann wieder an ihn anschmiegt und mit der im rechten Winkel gebogenen Hand dann wieder zurückführt auf den Körper selbst, ist solch feines rhythmisches Linienpiel, ebenso wie die beinahe parallele Führung der ganzen rechten Körperlinie zu der des Baumstammes. Sicher beruht darauf das Gefühl, daß das Mädchen da so natürlich an diesem Plaze steht, als sei sie aus ihm herausgewachsen. Die Frage nach dem Anekdotischen verstummt: Was tut sie da? Was will sie da? Warum, wozu ist sie da? Statt dessen ist sie da, selber ein Stück Natur, die Verkörperung, der menschengewordene Ausdruck dieser Natur: Frühling!

Seitdem er aus Italien wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, hat der Künstler die norddeutsche Heide mit besonderer Liebe umfassen. Auch hier eine Landschaft großen Stils, zurückgeführt auf wenige beherrschende Linien, auf einige starke Farbentöne. So entsteht eine Landschaft, in der jede hineingestellte Erscheinung bestimmenden formalen Wert gewinnt. Diese vom Sturm frühzeitig gelappten, in der Hochentwicklung beheimteten Eichen, die dafür alle Kraft in dem riesigen Stamme gesammelt haben, der seinerseits durch Wehen und Streden in gewaltsamen Windungen die Formbereicherung sucht, die ihm in der Höhenlinie verlagert ist, bringen in die große Wagerichte der Heide eine phantastische Bewegung. Unser Heidebild zeigt, wie auch hier sich dem Auge diese bewegten Gebilde wieder zur Ruhe zusammenschließen. Das kleine Gehölz im Mittelgrunde rechts gibt das Gegengewicht zu dem senkrechten Eichstamm im linken Vordergrund und bringt so den ruhigen Schluß in das gewaltsame Hinausreden der ganz zur Seite gerissenen mächtigen zweiten Eiche. So sitzt das einsame Menschenkind in dieser unendlich weiten Einsamkeit geborgen wie in einem schützenden Rahmen, und die Frau mit dem in der Haltung zu ihr genau kontrapunktierenden Hunde zusammen ist wieder eine für sich geschlossene Welt des höher gesteigerten Lebens in der Natur, wobei wir doch fühlen, daß das Empfinden dieser Frau sich irgendwo hinaussehnt ins Weite, in eine Ferne, wie sie ganz hinten unten an der Horizontallinie blaut. Das ist ein sehr feiner malerischer Zug, daß das blaue Gewand der Frau nun auch das sinnliche Auge hinlenkt zu diesem Blau des Horizonts und so mit den malerischen Mitteln der Farbe dem innersten Empfinden Ausdruck leiht.

Am stärksten empfinden wir diese Rhythmit der Körper in dem Bilde „Erwachen“. Einmal den Rhythmus der Formen in den Körpern selbst, und zwar in jedem einzelnen Körper für sich, denn jeder bildet in sich ein geschlossenes Ganzes. Dann in der Steigerung, wie diese drei Körper zusammenwachsen, endlich dann auch die Rhythmit des Geistigen. Für den stufenweisen Ausdruck dessen, was Erwachen bedeutet: ein Loslösen vom Schlaf, von der Ruhe, so ein langsames Selber-selbst-bewußt-werden des Körpers in der Frau links, das gefestigte Bewußtsein seiner selbst, das in sich beruht und darum auch aus sich selbst den Inhalt des eigenen Seins gewinnt (Frau rechts), und dann die große Sehnsucht in der prachtvollen Gestalt in der Mitte, dieses Sichhinausreden, dieses geistige und seelische Erwachen aus dem Schlafe des Alltäglichen zum Licht der Größe und Schönheit. Es ist die Kraft, die der Menschheit die große Tat wie die große Schönheit geboren hat.

Den Hamlet zeigen wir dann, den die unbefriedigte Sehnsucht nach Schönheit und Größe zum Melancholiker macht. Man muß sich lange in dieses von feiner Sinnlichkeit erfüllte Gesicht hineinschauen, in dem die Linien ganz eigenartig auf der Grenze von Weichheit und Härte stehen, so daß sie zu beiden werden können, und alles beb't vor innerem Leben. — Das Frauenbildnis zeigt, wie nahe solchen Poetennaturen auch im wirklichen Leben die Muse wohnt. Siegmund von Hauseggers kraftgebändigter Feuergeist hat ganz den männlichen, willensstarken Ausdruck gefunden, den wir an dem prächtigen Musiker lieben.

Wir haben hier nur die wichtigsten Linien im Schaffen Rebels angedeutet; sie alle führen einer großen, innerlich monumentalen Kunst zu, in der Linie und Farbe sich zur starken und schönen Beherrschung des Raumes einigen. Immer wieder haben wir es zu bedauern, daß gerade derartige Talente nicht für den Schmuck der Wände unserer öffentlichen Gebäude herangezogen werden, zu dem gerade sie berufen sind und nicht jene Bildermaler, die unsere Wände nur mit unnatürlich vergrößerten Illustrationen füllen.

Rudolf Schäfer

ist unsern Lesern aus der Ankündigung verschiedener seiner Werke gut bekannt. Wir haben auf seine „Wandbilder fürs deutsche Haus“, seine Weihnachtswandprüche und Konfirmations-

scheine und die reich illustrierte Ausgabe der „Lieder Paul Gerhards“ warm empfehlend hingewiesen. Die schwere niederdeutsche Art, in der sich die Volkstümlichkeit Ludwig Richters mit der Religiosität Steinhausens eint, die schlichte Natürlichkeit seiner Darstellungsweise, die in der gleichzeitig klugen und sinnigen Ausnützung des Lichtes oft an Rembrandt gemahnt, reiht diese Bücher unter die besten Erzeugnisse der positiv-christlichen Kunst von heute. Da ist echte, kräftige Frömmigkeit, aber nirgends Frömmelei, tiefes Empfinden ohne alle Sentimentalität. So durfte man auch nicht überrascht sein, als Schäfer in Bildern zu Matthias Claudius — „Vom Wandsbeker Boten“ — sich als fröhliche Natur offenbarte, in der ein stilles Lachen sich zum heitern Behagen spinnt.

Jetzt hat Schäfer sich eine Aufgabe gestellt, die so recht seiner deutschen Volksart entspricht. Unter dem Titel „Rosen und Rosmarin“ hat er eine Auswahl deutscher Volkslieder getroffen, die er mit zahlreichen Bildern geschmückt hat. Sie ist, wie die oben genannten Werke Schäfers in Gustav Schloßmanns Verlagsbuchhandlung, Leipzig, erschienen und kostet gebunden 5 Mark. In fünf Abschnitte: Sehnsucht, Freude, Leid, Aufschwung, Beruhigung sind die Lieder eingeordnet, deren das ganze Leben umfassende Stimmungen der Zeichner treulich folgt. Der Frühjahrsstimmung folgend zeigen wir zwei Bilder aus dem Abschnitt Freude. Zeigt uns „Wenn alle Brunnlein fließen“ den Nachfolger Ludwig Richters, so offenbart sich im zweiten Bilde „Trara“ der deutsche Naturromantiker. Klingt da nicht irgendwo Eichendorffs Walhorn und lockt in verschwiegene Gründe?! —

Die Zweinbilder im Hessenhof zu Schmalkalden

sind das älteste uns erhaltene Denkmal deutscher Profanmalerei. Man verlegt ihre Entstehungszeit in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Für die vielerlei Gedankengänge und kunstgeschichtlichen Aufschlüsse, die sich an diese Bilder knüpfen, verweise ich auf die lehrreiche Schrift von Professor Paul Weber: „Die Zweinbilder aus dem 13. Jahrhundert im Hessenhofe zu Schmalkalden“ (Leipzig, E. A. Seemann). Wir hoffen im Kürmer demnächst noch weiteres Material in dieser Richtung bringen und dann im Zusammenhang über mittelalterliche Malerei sprechen zu können. Der Stoff liegt für uns nicht so weit ab, wie man im ersten Augenblick vermuten mag. In Farbe — außer dem Weiß des Grundes sind nur Braun und Gelb verwendet — und Form dieser Bilder erinnert vieles an die modernsten Bestrebungen derer um Hodler. Unsere beiden Bilder zeigen die besterhaltenen Stücke aus einem vollständig ausgemalten Gemach, das vermutlich als Trinkstube gedient hat. Das eine Bild stellt den Augenblick dar, wo die Knappen des von Wein getöteten Asalon den durch einen Zauberling unsichtbar gewordenen Ritter suchen. Der Beschauer sieht den Ritter Zwein, der mit geschlossenem Visier in ruhiger Haltung ganz versunken in die Betrachtung des in der Linken, emporgehaltenen Zauberringes steht. Die im Zimmer Anwesenden dagegen sehen ihn nicht und da sie aus dem erneuten Bluten der Todeswunde Asalons auf die Nähe seines Bekämpfers schließen können, suchen sie ihn allenthalben mit ihren Schwertern.

Das zweite Bild, das im Zusammenhang die Festfeier bei der Hochzeit Zweins mit der Witwe des Erschlagenen, Laudine, darstellt, gibt ein vornehmes Trinkgelage in der Blütezeit des ritterlichen Hoflebens, während die berühmten Trinkstubenbilder aus Dissenhofen in der Schweiz die gleiche Szene aus der Verfallzeit schildern.

Unsere Abbildungen sind nach den Kopien gearbeitet, die Kurt Jäckel, über dessen Schaffen wir im Septemberheft 1911 berichtet haben, im Auftrage der Regierung für das neue Landesmuseum in Kassel geschaffen hat.

R. St.





An Beethovens Todestag

(† 26. März 1827)

Von Karl Stord

Beethoven ist für uns heutige Menschen etwas anderes, ich möchte sagen — Menschlicheres, als ein anderer Musiker. Wohl bewundern wir einen Johann Sebastian Bach nicht nur, wir können auch mit ihm beten und er führt uns ins innerste Heiligtum des ewig Religiösen; mit dem Schönheitsgotte Mozart enttrinnen wir dem irdisch Unzulänglichen und erleben paradiesische Wonnen; Wagners Festspieltkunst verschafft uns in ihren höchsten Momenten das bewußte Gefühl eines deutschen Volkstums — aber Beethoven! Beethoven ist uns noch ein anderes, ist uns mehr.

Er durfte verkünden: „Musik ist höhere Offenbarung, als alle Weisheit und Philosophie“. Denn seine Musik offenbart uns nicht nur ein Wissen und Erkennen, sie gibt uns, — sie ist das rein Menschliche.

Die drei großen Gestaltungen, die der Mensch mit seiner Phantasie für sein Stärkstes geschaffen hat: Titane, Faust und Prometheus — in Beethoven sind sie verkörpert, in seiner Kunst, die so ganz und gar er selbst ist, werden sie für jeden von uns erlebbar.

Titane ist Beethoven, ein Aufbäumer gegen alles Knechtende, ein Herold, ein Erlämpfer der Freiheit. Diesen Drang nach Freiheit kann man als die kennzeichnendste Eigenschaft des Menschen und Künstlers Beethoven bezeichnen. Er war ein Sohn der Zeit, in der die Aussaat der Lehren Rousseaus, die dichterischen Gesichte und lobenden Freiheitsreden der deutschen Stürmer und Dränger ihre Früchte trugen und von den Männern der Revolution in Taten umgesetzt wurden.

Der Zwanzigjährige hat mit rheinischem Temperament die Glut- und Blutzzeit der französischen Revolution miterlebt und das Stärkste und Beste dieser Zeit in unvergleichlicher Reinheit zu einem Teil seines Organismus gemacht.

„Freiheit über alles liebe“, heißt es in dem Wahlspruch, den er 1793 einem Betannten ins Stammbuch schrieb. Freiheit zunächst der Person. Wenn wir an Haydns dienerhafte Stellung beim Fürsten Esterhazy, an Mozarts unwürdige Behandlung am Salzburger Fürstbischöfshofe denken, glauben wir uns in eine andere Welt versetzt, sobald wir Beethoven im Verkehr mit den „Großen“ seiner Zeit sehen. Ich glaube kaum, daß auch die Gegenwart ihm in dieser Hinsicht den gleichwertigen Künstler an die Seite stellen kann, der so — ohne jeden Hochmut — die Selbstherrlichkeit des durch sein Tun und Denken edlen Menschen verkündet. „Mein Adel ist hier und da“, antwortete er, auf Brust und Herz deutend, als er vom Gerichtshof nach seinem Adelsprädikat gefragt wurde.

Freiheit der Kunst. Für Beethoven gibt es keinen Zwang einer Regel. Das Kunstwerk trägt seine Formgesetze in sich selbst, ihnen heißt es zu gehorchen, unbekümmert um ein noch so geheiligtes Herkommen. Damit der Künstler sich frei bewegen könne, frei werde vom Zwang des Technischen, verlangte Beethoven, daß man das Handwerksmäßige der Kunst (Harmonielehre und Kontrapunkt) schon mit sieben bis elf Jahren erlernt habe, „damit, wenn Phantasie und Gefühl erwachen, man sich schon regelrecht zu erfinden angewöhnt hat“.

Freiheit der Gesamtheit. Aus diesem Verlangen erwuchs Beethovens Tyrannenhaß und seine grenzenlose Bewunderung Bonapartes, in dem er mit vielen anderen den Befreier der Völker erblickte. Darum hatte er ihm die Widmung der Helden-Sinfonie (Eroica) zugebracht, deren Titelblatt nur die wichtigen Worte: Bonaparte-Beethoven trug. Als der Künstler aber die Nachricht erhielt, Napoleon habe sich zum Kaiser gemacht, zerriß er wütend das Titelblatt: „Ist der auch nichts anderes, wie ein gewöhnlicher Mensch? Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen; er wird sich nun höher wie alle anderen stellen, ein Tyrann werden.“ Den „Unterdrücker Europas“ verfolgte er mit grimmigem Haß. —

Die „Eroica“ gedachte er dem Bringer der Freiheit zu widmen. So erscheint bei Beethoven Heldentum und Freiheit verbunden. Freiheit bedeutet ihm nicht Zügel- oder Pflichtlosigkeit. „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns“, heißt es frei nach Kant in einem der Konversationshefte des Fünfzigjährigen. Beethoven war zum höchsten Begriff der Freiheit vorgebrungen: Freiheit vor sich selbst und vor der Lüge des Lebens. So tritt zum Titanen: Faust. Da Beethoven Musiker war, liegt in ihm das Faustische nicht im Drang nach Erkenntnis, sondern in der Tiefe des Erlebens. Und überdies im „immer strebend sich Bemühen“.

Wie er als Künstler sich immer um Vervollkommnung mühte, beweist der Aufstieg seiner Werke. Aber mancher kleine Zug wirkt geradezu ergreifend. Nur einen erwähne ich, der aus einem unveröffentlichten Autograph (im Besitz von Prof. Siegfried Ochs) spricht. Der auf der Höhe seines Ruhmes stehende Meister erkannte in dem Vorwurf, er wisse nicht für Menschenstimmen zu schreiben, eine gewisse Berechtigung. Da setzt er sich hin wie ein kleiner Schüler und schreibt sich in ein großes Notenheft aus Mozarts „Don Juan“ die Singstimmen aus: er will noch lernen, der Riesige. „Man muß nicht so göttlich sein wollen, etwas

hier und da in seinen Schöpfungen nicht zu verbessern“, hatte er, der für willkürliche Änderungswünsche unerbittlich war, 1809 an den Verleger Breitkopf geschrieben, als ihm bei der Aufführung der Sinfonien op. 60 und 61 Schwächen auffielen.

Aber viel bedeutsamer — auch für Beethovens Kunst — ist das faustische Streben des Menschen Beethoven nach Vollendung. In seiner Natur rasten die Leidenschaften mit vulkanischer Gewalt. In allen großen ethischen Fragen ist er schon früh ihr Überwinder geworden. Aber selbst im Kleinkampf des Alltags, der den tauben Einsamen bis zur Verzweiflung quälte, müht er sich um Klärung seines wilden Naturells, und rührend ist sein Streben, gut zu machen, wenn er im Zorn gefehlt, und tief ergreift uns die Selbstanklage des Mannes, der, wo er nur konnte, Gutes erwies: „In meiner Lage bedarf ich überall Nachsicht, denn ich bin ein armer unglücklicher Mann.“

Doch was will das alles besagen gegen den Heldenkampf, den Beethoven im Erleben des Menschenleides sein Leben lang zu führen hatte! Wir wollen nicht reden von den Leiden des Knaben, der in einem Alter, wo anderen die unbekümmerte Lust winkt, für den trunksüchtigen Vater und die jüngeren Geschwister zu sorgen hatte. Schwerer wog der seelische Gram über die menschliche Minderwertigkeit der ihm Zunächststehenden. Der war nicht zu Ende mit des Vaters Tod. Unter der niedrigen Gesinnung des Bruders Johann hat er bis ans Ende gelitten, und Qualen, wie sie schwerer kein Vaterherz über einen verlorenen Sohn erduldet hat, trug ihm sein heiliges Pflichtbewußtsein ein, als er es übernommen hatte, seinen verwaisten Neffen Karl aus den Klauen seiner verhängnisvollen Leidenschaften zu retten. Gerade hier steht der greise Beethoven erhaben und verklärt da, wie der greise Faust.

Wenn aber Faust im Drang der Erkenntnis hinabsteigen mußte in den dunkelsten Schoß der Erde zu den Müttern, so mußte dieser Faust des Erlebens in den untersten Grund der Hölle der Verzweiflung ob der Tücke des Schicksals. Als er, achtundzwanzig Jahre alt, den Weg zur Unsterblichkeit offen sieht, da gewahrt der Künstler, wie ein böser Dämon über ihn Macht zu gewinnen sucht. Mit teuflischer Bosheit quälen ihn die Anzeichen, daß ihm gerade der Sinn geraubt werden soll, auf dessen Feinheit seine musikalische Kunst beruht. Vier Jahre später kann er sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß er unheilbarer Taubheit verfallen sei. Ein tauber Musiker! Der Menschheit klingt das Wort heute nicht mehr als teuflischer Hohn, eben weil Beethoven auch diese Hölle siegreich durchschritten hat. Aber Beethoven selbst konnte nur den Abgrund sehen. Die Geschichte des menschlichen Seelenleides kennt kein erschütternderes Dokument, als jenes „Heiligenstädter Testament“ vom Jahre 1802, in dem Beethoven vom Leben Abschied nimmt.

Aber — „ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht“. Was der Held in diesem Riesenkampfe mit seinem Geschick gewann, war der Freiheitsfieg über das Leid, nicht dadurch, daß er ihm aus dem Wege ging, sondern indem er es mit aller Inbrunst umfaßte und so durchdrang, daß aus der Dornenkrone die Rosen der Freude erblühten.

„Nichts als Wunden hat die Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle für mich. — So sei es denn; für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freunde“ — klagt er noch 1808. Aber das Tagebuch von 1812 beginnt mit der strengen Erkenntnis: „Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere; für dich gibt's kein Glück mehr, als in dir selbst, in deiner Kunst.“ Und drei Jahre später tröstet er eine Kranke: „Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinahe könnte man sagen: ‚Die Ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freude.‘“

So ist er reif für die höchste Freiheit der Kunst. Bei ihm ist die Forderung Schillers zur Lebensnotwendigkeit geworden: „Aus aller Freiheit des Gemüts muß immer der leidende Mensch durchscheinen.“

Und vor uns ersteht Prometheus, wie ihn der junge Goethe erschaut:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich!“

Der Schöpfer Beethoven erseht in erhabener Großartigkeit. Nach seinem Bilde formt er ein Geschlecht, das ihm gleich ist. Ein Geschlecht unsterblich, so lange die Menschheit atmet, — die Riesengestalten seiner Werke.

„Zu leiden... und zu freuen sich!“ Das ist der Kern des Beethovenschen Heldentums, der Urgehalt aller seiner Werke: Vom Leiden, aus Leiden, durch Leiden zur Freude“...



Der Ruin des Musiklehrerstandes

Sebenen zeigen sich die ersten sicheren Verheißungen, daß die innere geistige Hebung des Musiklehrerstandes nicht mehr bloß ein Zukunftsbild unentwegter Idealisten bleiben wird, da wird es immer klarer, daß die äußeren Lebensbedingungen des Standes sich so zugespitzt haben, daß sein Untergang unvermeidlich ist, wenn nicht noch in letzter Stunde Abhilfe eintritt.

Und das hat mit seinen Zwangsversicherungen der fürsorgliche Staat getan. Man sorgt für ein „Alter“ des Musiklehrers, das er nicht erleben wird, weil ihm die Versicherungen nicht mehr genug übrig lassen, sein Dasein fristen zu können.

In einem beweglichen Artikel „Organisation oder Vernichtung“ ruft Hans F. Schaub in den „Musikpädagog. Blättern“ seine Standesgenossen zum Kampf auf:

„Die Lage der deutschen Privatmusiklehrer ist zurzeit trostlos. Schlimmer kann sie kaum werden. Kommt nicht Rettung in letzter Stunde, dann geht der Stand seiner Vernichtung entgegen. Die drei Zwangsversicherungen, die durch sie hervorgerufene Abwanderung der Schüler in die Konservatorien und zu versicherungsfreien Lehrern, die Degradierung, welche unzertrennlich von ihnen ist (der Lehrer als ‚Angestellter‘ des Schülers!!!, in Krankheitsfällen trotz dreifacher Beiträge im Krankenhaus die dritte Klasse, also im gleichen Saal

mit den Dienstboten!); sie haben uns so zu Boden getreten, daß unser Zustand fast hoffnungslos erscheint. Unsere Vermögenslage kann künftig von dem Schüler eingesehen, unser wechselndes Einkommen von ihm kontrolliert werden, denn wir sind ihm, unserem 'Arbeitgeber', Rechenschaft schuldig, da sich der Krankenkassenbeitrag nach dem jeweiligen Einkommen ändert. Wir sind nicht mehr der freie Künstlerstand, sondern eine Angestelltenkategorie, die der Kontrollbeamte der Versicherungsanstalt Württemberg in einem Atem mit Tagelöhnern, Aufwartefrauen und Aushilfsstellnern zu nennen wagt."

Diese zuletzt angezogene Verordnung eines württembergischen Kontrollbeamten ist so charakteristisch, daß sie hier als Kulturdokument stehen möge.

Bekanntmachung der R. Staatsbehörde.

Aufforderung.

Alle der Invalidenversicherungspflicht unterliegenden, in Cannstatt wohnhaften Personen, die nicht in einem selbständigen Arbeitsverhältnis zu einem bestimmten Arbeitgeber stehen, also alle unständigen Arbeiter und Arbeiterinnen über 16 Jahren (Tagelöhner, Erntearbeiter, Tagelöhnerinnen, Wäscherinnen, Näherinnen, Putzerinnen, Aufwartefrauen, Aushilfsstellner und -Kellnerinnen, Musiklehrer und -Lehrerinnen), werden hiermit aufgefordert, sich nächsten Samstag, den 22. November 1913, in der Zeit von vormittags 9 Uhr bis nachmittags 1 Uhr im Rathausaal in Cannstatt einzufinden zum Zweck der Vorlage ihrer Quittungskarte und zur Austunferteilung über Ort und Dauer ihrer Beschäftigung, wozu sie nach § 1466 der Reichsversicherungsordnung durch Geldstrafe bis zum Betrage von 150 M. angehalten werden können. Zugleich wird jede gewünschte Auskunft bereitwilligst erteilt.

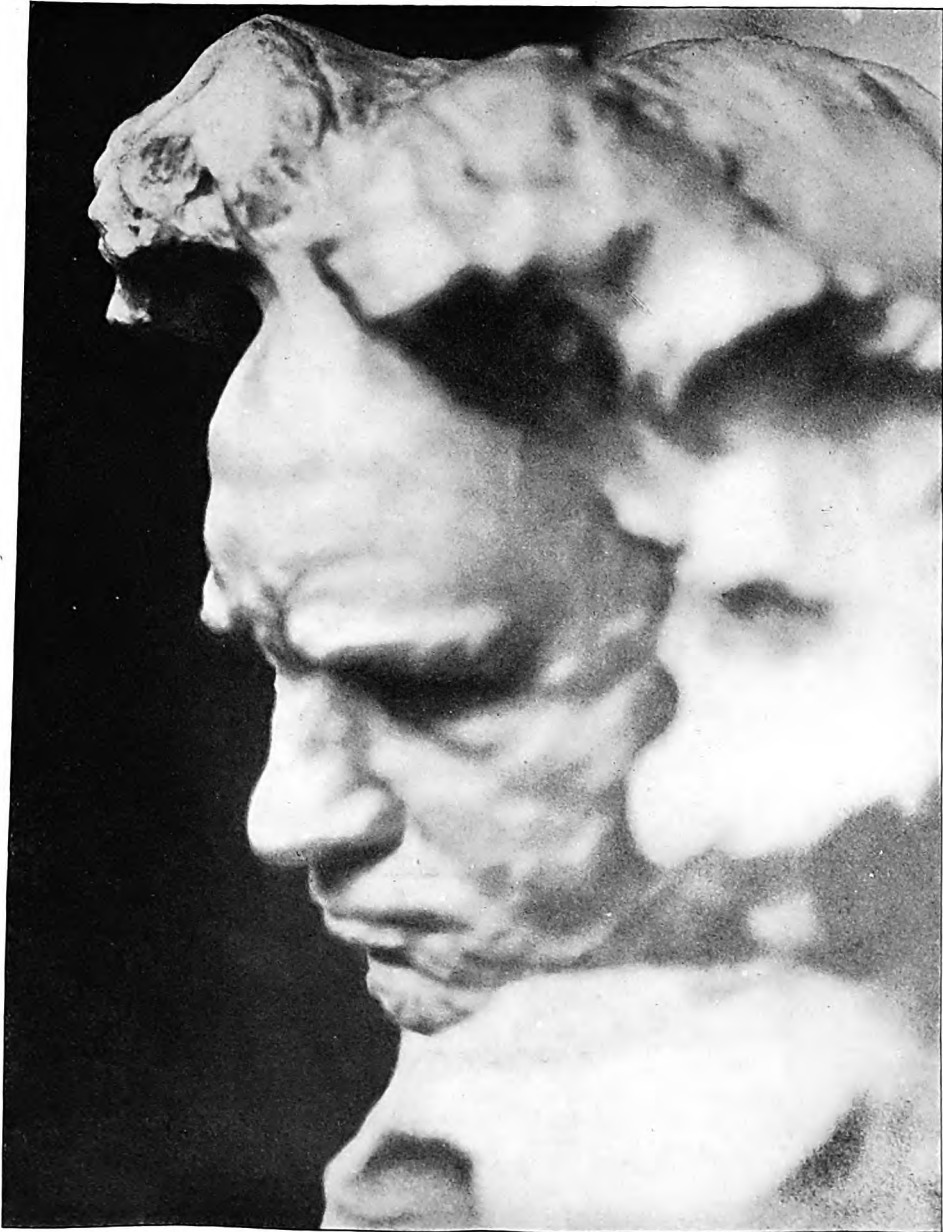
Kontrollbeamter der Versicherungsanstalt Württemberg:

Obersekretär Neher.

Den dreifachen Versicherungsbetrag dürfen die Musiklehrer zahlen, aber behandelt werden sie wie Tagelöhner und Aufwartefrauen. Jawohl, der Staat schützt mit allen Mitteln die Kunst. Das ganze Elend wäre nicht möglich, wenn die Behörden bei der Ausarbeitung der Gesetze wirklich sachkundige Vertreter des Musiklehrerstandes gehört hätten. Daß das unterbleiben konnte, war nur möglich, weil die Musiklehrer noch immer keine arbeitsfähige Gesamtorganisation haben und in hundert kleine Verbände zersplittert sind.

Also sind die Musiklehrer selber zum guten Teil an den jetzigen Verhältnissen schuld. Aber auch das Publikum sollte nicht jede Unbequemlichkeit, die das Gesetz mit sich bringt, mit der Preisgabe des Privatlehrers beantworten. Nicht nur des sozialen Mitgeföhls mit einem hart arbeitenden Stand, sondern des Eigennuzes wegen, denn der Privatlehrer ist durch kein Konservatorium zu ersetzen. Sumal die Kinder gehören nicht ins Konservatorium, wo sie geistig, seelisch und künstlerisch zu kurz kommen.

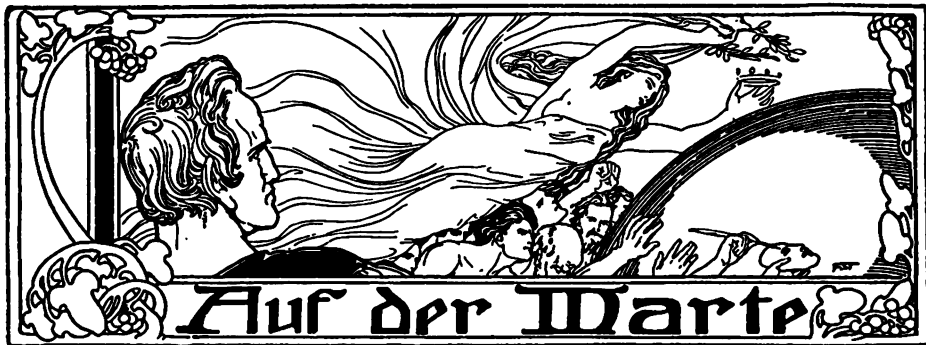




Beethoven



N. Aronson



Wenn die Bintschgauer Revolution machen

Für die Bühne bearbeitet von der „B. Z.“:

31. Dezember 1913: Der Reichstag ein einziges Volk von Brüdern, der Abg. Fahrenbach tritt als Wilhelm Tell auf, der Abg. von Calter als Alttinghausen, weinend: „Alles ist jetzt kaputt“. Bethmann-Hollweg wagt es nicht, durch diese hohle Gasse zu kommen und bittet um Aufschub der Debatte.

4. Dezember 1914: Rüttelschwur des Reichstags — Beschluß mit 293 gegen 4 Stimmen, „daß die Behandlung der den Gegenstand der Interpellation bildenden Angelegenheiten durch den Herrn Reichstanzler den Anschauungen des Reichstags nicht entspricht.“

5. Dezember . . . Der Reichstanzler bereits offiziell unpäplich! Krankheitsmeldung erstattet vom Unterstaatssekretär Wahnschaffe an die Führer der bürgerlichen Parteien.

Pause nach dem ersten Akt.

25. Januar 1914: Zweite, viel sanftere Zäberndebatte. Tell-Fahrenbach bereits ohne Armbrust. Alttinghausen-Calter weint nicht mehr, nur der jugendliche Melchthal-Frant beklagt die Blindheit seines Volkes. Hinter der Szene wird das bekannte Volkslied leise gesungen: „Zehn kleine Negerlein . . .“

14. Januar 1914: Die Tragödie wird nicht mehr im vollen Zirkus gegeben, sondern als Kammerstück in die „Zäberner-Kommission“ verlegt.

Pause nach dem zweiten Akt.

Der Sämer XVI, 7

18. Februar 1914: Erstaufführung in den Kammerstücken der Kommission. Bethmann-Hollweg, wieder ganz gesund, von seiner Schlaflosigkeit geheilt, erklärt durch seinen Rudolf von Harras, vulgo Delbrück, er erscheine nicht in der Kommission und die Regierung beteilige sich nicht an den Verhandlungen! Verstärkter Chorgesang hinter der Szene: Acht kleine Negerlein . . .

2. Februar 1914: Letzte Aufführung in den Kammerstücken der Kommission. Ablehnung und Zurückziehung aller Anträge. Tell-Fahrenbach lebt wieder still und harmlos, sein Geschoß ist auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Münchhausen-Calter findet nichts mehr kaputt, sondern alles wieder heil und in Ordnung! Deutlicher Chorgesang hinter der Szene: Fünf kleine Negerlein . . .

Im leeren Reichstag liegt als letztes Überbleibsel ein Antrag der Nationalliberalen, die Regierung möge die Dienstvorschrift über den Waffengebrauch des Militärs nachprüfen . . . Ein kleines Stück Papier — das ist alles.

Hinter der Szene lauter Gesang: Ein kleines Negerlein . . . *

Wilhelm II.

Im „Volkserzieher“ schreibt Wilhelm Schwaner:

„Was auch die nachsichtigsten Entel kaum je verstehen und vergeben werden, das ist die Gepflogenheit unseres Kaisers, weite Teile des eigenen Volkes ganz zu übersehen, als wären sie überhaupt nicht da, als wären sie bestenfalls „fünftes Rad am Magierwagen“, während jeder reiche Amerikaner oder inländische Millionär fast ohne weiteres das

Ohr dieses merkwürdigsten aller heutigen Herrscher hat. Der Kaiser soll ein guter Familienvater und ein fröhlicher Gesellschafter sein; aber von diesen acht menschlichen Eigenschaften erfährt der „gewöhnliche“ Mann, der abwärts steht vom hoffähigen Großbörjaner und auserwählten Stabsoffizier, nur durch Hörensagen. Das deutsche Volk kennt seinen Kaiser nach Art der alten Römer nur im Herrschermantel und mit der Krone, selbst dann, wenn Seine Majestät im grünen Jagdrock spazieren fahren. Wenn das Volk den Kaiser liebt, so ist es eine traditionelle Liebe vom Großvater und Vater her, kaum eine persönliche und selbsterlebte. Wir erleben ja den Kaiser nicht, eben weil er nur Kaiser, nicht König und nicht Herzog, vor allem nicht schlechtweg Deutscher sein will, wie der alte Germanenfürst mit jedem seiner Freien auf Du und Du stand (was keine Beleidigung selbst für Wilhelm II. sein könnte, da ja auch er wie wir alle zum Herrscher aller Herrscher, zu Gott, auf Du und Du steht). Um so mehr, meinen wir, müßte der deutsche König jedem deutschgeborenen Manne nahbar sein, als er ja jedem reichen Fremdling seine Tore öffnet, dem Fremdling im Menschen wie im Werte. Wilhelm II. sorgt für Aalefund und für brennende russische Grenzdörfer; er verkehrt freundschaftlich mit Engländern und sogar mit Franzosen; er hört Vorträge über die Babylonier, Sumerer und alten Hethiter, er spendet Tausende und Abertausende für Ausgrabungen und Topfscherben im Orient und in der Atlantis; aber noch nie hörte ich ihn fragen nach der Edda und nach seines eigenen Volkes Vor- und Kunstgeschichte. Noch nie war Wilhelm II. zu einem Vortrage im Verein für germanische Vorgeschichte. . . . Wilhelm steht auch da seinem Volke so fremd gegenüber, daß man das Frieren dabei kriegen könnte. Und keiner aus seiner Umgebung wagt es, ihn auf den Brief des Paulus an die Galater hinzuweisen, wo es im 10. Verse des 6. Kapitels heißt: „Lasset uns Gutes tun jedermann; allermeist aber an den Glaubensgenossen!“

Es ließe sich mancherlei anführen, was gegen diese Auffassung von der Person des

Kaisers streitet. Hier sei nur an sein warmherziges Eintreten für die Pflege des Deutschen im Schulunterricht erinnert. Dennoch bleibt es ein Symptom und gibt zu denken, wenn ein so deutsch und kaiserlich gesinnter Mann, wie Schwaner, solche Betrachtungen nicht unterdrücken kann. Und manches darin wird von sehr vielen und nicht den schlechtesten Deutschen mit empfunden und mit — beklagt.

*

Die Vorurteilslosen

Es macht, schreibt Marie Diers in der „Deutschen Tageszeitung“, einen vorurteilslosen Eindruck, wenn man für Napoleon und seine „Größe“ schwärmt, sich seine Briefe kauft und seine Bilder aufhängt. Als wenn wir außer ihm keine großen Männer hätten, an denen unser Verehrungsbedürfnis sich stillen könnte, und die nicht grade die Zertreter und Schänder deutscher Ehre waren.

Ein halbwegs tüchtiger Kerl, der noch einen Funken Stolz im Leibe hat, wird sich kaum von einem Mann, der ihn auf offnem Markt in den Schmutz warf und mit den Füßen auf ihm herumtrat, das Bild über den Schreibtisch hängen und dann mit weisem Tone sagen: „Aber er war doch eine Größe“. Säte er es, so wäre er hündisch oder hysterisch. Und wie würden wir erst einen Menschen beurteilen, der den Beleidiger seiner Mutter, weil er ein Genie war, mit seiner offenkundigen Bewunderung beschenkt?

Ist nun die eigene Persönlichkeit uns so viel wertvoller als das deutsche Vaterland? Und was jeder Mensch seiner Mutter schuldig zu sein fühlt, dafür geht ihm für seine Nation das Verständnis ab? Die läßt er beschimpfen und feiert nachher den Beschimpfer?

Was würden die Helden der Freiheitskriege sagen, wenn sie diesen eigentümlichen Kult ihrer Urentel sähen? —

*

Ruft, Ruft, Slabigo!

Der für das Reichsland ernannte Graf v. Rödern ist Staatssekretär geworden, obwohl er bisher eine „volle“ Rangstufe unter den Unterstaatssekretären stand!! (Nochmals: !)

Bethmann-Hollweg soll auf dem Presseball gesagt haben: Wir haben das Beste und Tüchtigste ausgesucht.

Dagegen ertönt von hochgeschätzter Seite in einer der deutschgesinnten, von den Wohlmeinenden im Staat gelesenen Berliner Zeitungen eine bevorzugt sachverständige Zuschrift, die durch die subtile Untersuchung des Rang-Hupfs des Grafen Rüdern die auf ihn gefallene Wahl als eine „Verlegenheitsernennung“ zu begründen weiß, doch den Trost hinzufügt, daß von ihm eine würdige Repräsentation zu erwarten sei.

Damit kommt man von dieser Seite, nachdem nun doch allmählich der Letzte betiffen hat, daß man mit der Inzucht des Repräsentierens, Dinierens, halbfranzösischen Parlierens und sonstigen weiterwurfelnden Nichtkapierens ein Land, das vor 1870 deutsch war, so weit gebracht hat, wie es nun vor aller Augen liegt.

Dem Mann im Syrerland in seinem hilflosen Brunnen gleichen wir gequälten nationalen Deutschen; von unten die rastlos zerstörenden Kleinmager, und von dem Oberlicht her — nun, man weiß es ja aus Rüdert; wenn nicht, so mögen die, die es trifft, es nachlesen. —d—

*

Trost bei Orenstjerna

Zu der im Tagebuch des vorigen Heftes erörterten Kölner Polizeiaffäre hatte der preußische Minister des Innern erklärt, die Regierung treffe keinerlei Versschulden in der Sache. Demgegenüber stellt nun die in der Person ihres Redakteurs verurteilte „Rheinische Zeitung“ die Tatsache fest, daß wiederholte Beschwerden über die Zustände im Kölner Polizeiwesen nicht nur an den Kölner Polizeipräsidenten, sondern auch an den Regierungspräsidenten und — an den Minister des Innern ergangen sind, ohne daß die notwendigen Maßnahmen ergriffen worden wären. „Der Angeklagte des Sachsisch-Prozesses hat Aktenstücke durchgearbeitet und aus ihnen wertvolles Material gezogen, die auch den Aufsichtsbehörden vorgelegen haben,

ohne daß sie das Beweismaterial darin fanden, das der Redakteur mit leichter Mühe daraus entnahm. Insbesondere über Inspektor Rauß und andere Beamte sind schon zu Beginn der Amtstätigkeit des Polizeipräsidenten dicke Aktenbündel von Beschwerden an den Minister gegangen. Man fand aber trotz der bedenklichen Anschuldigungen keine Veranlassung zum Einschreiten. Die Behauptung des Ministers, daß die Aufsichtsbehörden ihre Pflicht getan, ist also ganz verfehlt.“

Restloser, als es hier geschieht, konnte die Erklärung des Ministers nicht demütiert werden. Es ergibt sich nun folgendes sinnige Gesellschafts spiel: Wenn der Redakteur auch gegen ganz unzweifelhafte fressende Schäden und Mißstände vorgeht, so wird er vor Gericht gezogen und, ganz unbekümmert darum, daß er den Beweis der Wahrheit erbringt, schwer bestraft, sobald er sich nur in irgend einer nebensächlichen Formfrage versehen hat. Es heißt dann, zur Abstellung von Mißständen seien die Behörden da, an diese habe man sich beschwerdeführend zu wenden. Eingegangene Beschwerden aber werden zu „dicken Aktenbündeln“ geheftet, und damit haben sie ihren Beruf erfüllt. Und das Reichsgericht gibt seinen Segen dazu und erklärt: „Die öffentliche Kritik von Behörden und Beamten dient nicht zum allgemeinen Besten.“ — Daß die „Beamten und Behörden“ ihre „Autorität“ wahren wollen, ist, wenn auch oft nicht mehr, so doch menschlich und begreiflich. Daß sie aber ihre Autorität dadurch zu stützen meinen, daß sie sie in solcher Weise „retten“, das ist, was dem schlichten Untertanenverstande ganz und gar nicht einfallen will, das schlechthin Unbegreifliche, das Rätsel, dessen Lösung nur zwischen der vierten und siebzehnten Dimension gesucht werden kann. Es sei denn, daß man sie schon bei dem alten Orenstjerna findet, der seinem Sohne die tröstliche Weisheit mit auf die Reise gab, er werde sicher eine Erkenntnis gewinnen, die nämlich, mit wie wenig Vernunft die Welt regiert wird. —tth—

*

Der „beste Gott“

Ein Superintendent, der als Emeritus in einem Vorort von Berlin sein Brot in Tränen (über die verderbte Zeit) ißt, reimte neulich im örtlichen Blättchen:

„Willst du wissen, was er wert ist,
Wie mit Seufzen er verehrt ist,
Mußt du hellen Fremdling fragen,
Vom charmour weiß er zu sagen.
Hier? so'n schnoddriger Berliner
Nennt vielleicht dich Hyzantiner,
Wenn die Ehre du der Wahrheit
Einfach gibst in schuld'ger Klarheit,
Wenn dir unser lieber Kaiser
Schon vorm Altern gilt als Weiser,
Gilt als bester Gott und Vater . . .“

Dieser Gott lästernde Priester steht leider nicht allein. Gewiß, wir haben unter unseren evangelischen Pfarrern ganz ausgezeichnete Männer. Freimütige, denen nichts Menschliches fremd blieb und die ein warmes Herz und eine offene Hand haben für die Ärmsten unter unseren Brüdern. Es gibt aber leider auch andere. Herren, die, solange sie jung sind, den Reserveoffizier martieren und wenn sie zu ihren Tagen kommen, die Welt mit den Augen von Kriegervereins Honoratioren anschauen. Die sind's, die die Leute aus der Kirche her austreiben; die für die Greuel der Austrittsbewegung die tiefste Schuld trifft. Kann man im Ernst verlangen, daß ein schlicht einfältiges Gemüt in einer Kirche sich zurechtfindet, für deren Diener „der beste Gott“ der zufällig regierende Monarch ist? . . .

R. B.

Putativnotwehr

Es gab eine Zeit, wo der Deutsche auch in äußerster Gefahr sich mit einfacher Notwehr zu helfen wußte. Für den deutschen Übermann jüngeren Datums reicht dieser Schutz nicht mehr aus. Er bedarf für seine vielerlei Fähnisse eines erhöhten Schutzes, und so wurde für ihn die Putativnotwehr erfunden. Welch gemeinnützige, ja unentbehrliche Institution das ist, beweist ein Fall, der kürzlich das Oberkriegsgericht in Posen beschäftigt hat. Ein Mustetter war auf einer

Patrouille in den Anlagen eines Bernhardsmerhundes ansichtig geworden, der hinter einem Hasen herlief. „Damit meint er mir“, dachte der tapfere Soldat, legte an und schoß den Hund in den Hals. Das Kriegsgericht verurteilte den erfolgreichen Schützen zu 43 Tagen Gefängnis, weil er als Posten nicht berechtigt gewesen sei, in der Nähe von Menschen zu schießen, und weil das Gericht — nun ja, weil es an die menschenfeindlichen Absichten eines Hundes, der hinter einem Hasen herjagt, nicht recht glauben konnte. Vor dem Oberkriegsgericht hatte der Tapfere mehr Glück. Es ist ja „lügenhaft zu vertellen“, aber wahr: er blieb dabei, daß er nach seiner Anstruktion bei jedem Angriff von der Waffe Gebrauch machen dürfe, und das Oberkriegsgericht muß ja wohl die Möglichkeit eines solchen „Angriffs“ aus der Hasenjagd des Hundes hergeleitet haben, da es dem Angeklagten Putativnotwehr zubilligte und ihn freisprach.

Ist das so verwunderlich? — Wenn ein Schuster, der von 8—10 Soldaten festgehalten wird, einen Leutnant in Putativnotwehr versehen kann, warum dann nicht ein Hund, der hinter einem Hasen herläuft, einen einfachen Mustetter? Deshalb braucht ja die Putativnotwehr noch nicht — auf den Hund gekommen zu sein.

Gr.

*

Denkmal und Zukunftsstaat

Auf dem Grabe des vor Jahresfrist erschossenen österreichischen Genossen Franz Schuhmeier erhebt sich jetzt ein pomphaftes Denkmal: Der Genosse Schuhmeier, überlebensgroß, in Bronze und in elegantem Gehrod auf der Rednertribüne. Uns allen kann's gleichgültig sein, bemerkt die „Tägl. Rundschau“, ob eine Mittelschichtigkeit mehr oder weniger zu einer solchen Ehre kommt. Nur den Genossen dürfte es nicht recht sein, da ein solcher Kultus der Persönlichkeit ihrer Weltanschauung stracks zuwider läuft. Aber da stoßen sich wieder einmal in pudiger Weise genössliche Theorie und Praxis. Wie der Zukunftsstaat schon kapitalistisch verseucht ist, ehe er überhaupt noch ins Leben trat, so stößt man allenthalben bei den Genossen

neben der materialistischen, persönlichkeitsauscheidenden Geschichtsauffassung auf einen Personenkultus primitivster Art; so auch im Fall Schuhmeier. Er war ein biederer Wachtmeister des Zukunftsstaates und wußte mit fleißig erworbener Gewandtheit die paar Muster der genössischen Agitationsmethode zu schablonieren. Daß er einem Verbrechen zum Opfer fiel, war gewiß tief zu bedauern, aber doch eigentlich nicht sein Verdienst. Aber offenbar hat gerade dies ihn in der Phantasie der Genossen zum Heros erhöht. Götter, Helden und — Schuhmeier: — uns kann's recht sein.

*

Altpreußisch?

In der „Wahrheit“ liest man: „Marie Anne von Friedländer-Fuld, verehelichte Frau John Freeman-Mitford, des Geheimen Kommerzienrats Friß von Friedländer-Fuld und der geborenen Fuld Einzige, ist beim ersten Hofball am englischen Hofe vorgestellt worden... Der nobilitierte Sohn des fallit gegangenen Gründers der Firma Emanuel Friedländer & Co. erreicht alles. Der Großfürst ist ihm zwar entgangen; aber das war eben ein russischer Barbar und der feinen Nuancierung des europäischen Westens aus Wesensart abhold. Dagegen schaffte man die Hoffähigkeit in Preußen unmittelbar nach der Nobilitierung. Patin war — es soll nicht vergessen werden — die Gattin des früheren preußischen Finanzministers und jetzigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Freiherr von Rheinbaben, die Tochter des Dompfropstes Rochus von Liliencron, eine Cousine des Dichters der „Adjutantenritte“ und des Poggfred, Detlev von Liliencron, für den die öffentliche Militätigkeit zu wiederholten Malen angerufen werden mußte...“

Damit ist natürlich nichts gegen die beteiligten Persönlichkeiten bewiesen. Aber — man tue dann auch nicht so — „altpreußisch“! In Wirklichkeit entscheidet ja die Abstammung doch nicht. Auch nicht die — der Millionen. Wenn's nur recht viele sind. Solche „Begabung“ erfreut sich dann un-

vergleichlich größerer Wertschätzung, als etwa die eines armen Veters und Poeten dazu. Ach, wie verfärben sich oft die altpreußischen Standesbegriffe, wenn das fehlt, was auch für den tüchtigsten altpreußischen Stammesbaum als das „Nützigste“ gilt. Es gibt wohl kaum ein weniger beneidenswertes Los als das des „armen Standesgenossen“! —tth—

*

Reif fürs Irrenhaus

Man kann es ganz ohne eigenes Zutun werden. Man braucht nur einen kapitalkräftigen Nächsten zu haben, der sich für die „Sache“ interessiert und einen „tüchtigen“ Irrenarzt an der Hand hat. Ein Beleidigungsprozeß, der sich aus dem Entmündigungsverfahren gegen den Grafen von Dunten-Dalmwigl entwickelte, hat, wie die „Wahrheit“ feststellt, ergeben, daß der Geheimhe Sanitätsrat Dr. Dornblüth (Wiesbaden) und der Sanitätsrat Dr. Birnbaum (Darmstadt) in geradezu unverantwortlicher Weise versucht haben, die Entmündigung des Grafen durchzudrücken: „Es war geradezu ein Schulbeispiel für die Usance gewisser Irrenärzte, im Dienste einer zahlenden Partei eine mißliebige Person zeit lebens hinter Irrenhausmauern zu sperren. Diese Ansicht hat auch der Gerichtshof vertreten und in schärfster Form eine Charakteristik dieses Vorgehens gefällt, der hoffentlich noch ein Nachspiel folgen wird. Es ist unmöglich und muß unmöglich sein, daß Herr Geheimhe Sanitätsrat Dr. Dornblüth noch weiterhin auf die Menschheit losgelassen werden darf. Es ist erstaunlich, daß die Tagespresse über diesen geradezu haarsträubenden Fall einfach zur Tagesordnung übergegangen ist, ohne eine Kritik daran zu üben, die alle Träumenden aufrüttelt. Der Fall Dornblüth darf mit der Gerichtszene nicht erledigt sein. Er muß vors Parlament, und es muß mit aller Deutlichkeit dahin gewirkt werden, daß er für immer der letzte ist. Nachgerade ist es Zeit geworden, daß die Chronik der Fälle abgeschlossen wird, in denen völlig gesunde Leute zeit lebens ihrer Freiheit beraubt wer-

den, nur weil ein Irrenarzt für ein ganz oberflächliches Gutachten gut bezahlt erhält.“

Es gibt noch einige ganz alte Leute, die von früher her zu erzählen wissen, daß in solchen Fällen eine „Regierung“ einzugreifen pflegte. „Regierung —?“ Hm. „Regierung —?“

*

Die Charité als Verbrecherdorado

In einer Straffache, die vor dem Landgericht I zu Berlin verhandelt wurde, kamen Wunderdinge über die Behandlung von Polizeigefangenen in der königlichen Charité zur Sprache. Auf den doch immerhin ziemlich naheliegenden Gedanken, daß für diese Art von Patienten gewisse Sicherheitseinrichtungen wohl am Platze seien, scheint die Justizbehörde, die für die Gefangenen verantwortlich ist, bisher nicht gekommen zu sein. Der Einbrecher Müller, der es als „Nabelschluder“ zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat, ist nicht weniger als dreimal aus der Charité ausgebrochen. Die Ärzte, die ihn eben noch für schwerkrank gehalten und ihm das Aufstehen streng verboten hatten, waren dann am nächsten Tage höchst überrascht, als sie das Nest leer fanden und der „Schwerkranke“ entflohen war. Direkt bedenklich, ja geradezu ärgerniserregend muß die Tatsache anmuten, daß die als Polizeigefangene eingelieferten Schwerverbrecher in der Charité mitten unter den anderen Patienten liegen. Die Charité stelle damit, so äußerte sich der Staatsanwalt, eine Art Dorado für Verbrecher dar, die dort wahllos Besuche empfangen, wahllos aus- und eingehen können; die gefährlichsten Verbrecher würden dort, gewissermaßen auf ihr „kleines Ehrenwort“ verpflichtet, hübsch dort zu bleiben und nicht auszutheifen. Es sei dies ein Zustand, der dringend der Abhilfe bedürftig sei.

Daß ein solcher Zustand bis heute herrschen konnte, ohne daß die Behörde eingriff, ist an sich schon, gelinde gesagt, verwunderlich.

*

L. S.

Maxixe brésilienne

Was haben wir uns für ehrliche Mühe gegeben, die Parole zu verbreiten: Deutsche, achtet das heimische Gewerbe, kauft bei Deutschen! Und was ist der nationale Dant der Geschäftstreife? Das lediglich weiter gesteigerte, mißtönigste Rauberwelsch und Sprachengemengsel, das uns aus allen Winkeln des deutschen Industrie- und Unternehmerwesens entgegenschritt. Drehen sie Zigaretten, so legen sich die Inhaber der bürgerlichsten deutschen Familiennamen scheinorientalische Waren- und Firmennamen zu, ringsum ist Prince of Wales, Grill-Room, Folies-Caprice, Savoy, Metropol, Eplanade, Piccabilly, Berlin City Hospiz; im Tango, Boston, One step, Maxixe brésilienne, die sie in Rieseninseraten anpreisen, surten die Grammophonfirmen in das Allgäu mit. Und wenn sie noch von den bissel Sprachen was verstünden, worin sie sich und anderen das deutsche Hochgefühl berauschen! Es ließe sich nicht auf einer halben Spalte entwirren, wie viel sachlicher und sprachlicher Blödsinn allein in dem einen „Maxixe brésilienne“, natürlich wieder unter Beihilfe der ewig alles verwechselnden Franzosen, zusammengeträuelt ist.

Ich gehöre ja wohl ein wenig zu den geachteten guten Deutschen. Aber bei dieser Gelegenheit gestehe ich's einmal: ich fühle mich bei Ferienreisen wohlter in Ungarn, Italien, Finnland, als im noch so schönen deutschen Vaterland; weil mich dort Menschen von volllicher Selbstachtung umgeben und sie deshalb auch die meinige voraussetzen.

Ed. S.

*

Weisagung aus Babylon

Bekanntlich haben sich die in Mesopotamien nomadisch eingedrungenen Babylonier die ältere, heimische Kultur der dort wohnenden Sumerier angeeignet und sind durch eine Art von pénétration pacifique das schließlich übrigbleibende Herrenvolk an der Stelle der national erlöschenden Sumerier geworden. Die Sumerier wurden der Kultur-

und Nachdünge des Babylonertums. Über mesopotamische neue Funde und Forschungen, welche abermals die schöpferische Bedeutung und Begabung jener alten nicht-semitischen, zwar auch nicht etwa arischen Sumerier bewundernswert erbellen, berichtet der Bonner Orientalist Geheimrat Professor E. d. König im Scharfschen „Tag“. Er faßt seine Ausführungen folgendermaßen zusammen, doch nicht mit Verwendung von Sperrdruck, der das daraus zu Entnehmende zu einer Verständlichkeit, die über die rein wissenschaftliche Darlegung hinausgeht, unterstreichen würde:

„Und das alles glänzt uns aus einer vor Jahrtausenden liegenden Entwicklungsphase entgegen. Wie unvermeidbar drängen sich da diese zwei Urteile auf. Erstens ist bei der Vergleichung der Ideenwelt der Sumerier mit dem äußerlichen Kult und Materialismus der Babylonier und Assyrer der Schluß nicht abzuweisen, daß auf die Periode der Sumerier in der Kultur jener Länder eine Abwärtsbewegung in mehrfacher Beziehung eingetreten ist. Die Merkmalen eines früheren und begabteren Volkes konnten von den nachrückenden semitischen Schichten nicht gleich erklommen werden. Sie konnten ihnen für lange Zeit — zum Teil, wie in der Plastik, für immer — nur als anfeuernde Zielpunkte entgegenleuchten. Der zweite Gedanke aber, der sich angesichts dieser neuesten Funde aufdrängt, ist dieser. Auch sie haben wieder das im letzten Jahrzehnt gesammelte Material vermehrt, dessen Betrachtung zu einer Revision einer jetzt weitverbreiteten Anschauung vom primitiven Charakter aller alten Kultur anleitet. Gewiß sind jene alten Völkerschaften in bezug auf unendlich viele Zweige der äußerlichen Kultur rückständig im wahrsten Sinne dieses viel mißbrauchten Wortes gewesen. Aber was die innere Seite der menschlichen Bildung und ihre Ewigkeitswerte anlangt, so ist auch schon bei jenen Mensch:en des grauen Altertums oft das Gemüt feinfühlig genug und das Geistesauge erstaunlich klar gewesen.“ —d—

*

Allerhöchste Dankfagung

Es soll der Sänger mit dem König gehen! Oberst von Reuter durfte nicht länger schlichter Nationalheld bleiben, er mußte in die Reihe der gekrönten Häupter aufrücken. Einer seiner freiwilligen Untertanen hat sich ihm denn auch als Hofpoet und Hofkomponist — verschrieben und damit vor aller Augen und Ohren die Stellung seines Souveräns bekräftigt. Dafür ist der Wadere durch folgendes gnädige Dankschreiben beglückt worden:

„Im Auftrage des Herrn Oberst v. Reuter teile ich Ihnen sehr ergebenst mit, daß er sich über die Ehrung durch die Huldigungskomposition außerordentlich gefreut hat. Herr Oberst wird die Komposition von der Musik spielen lassen. Da Herr Oberst v. Reuter etwa 9000 Glückwünsche und Huldigungsschreiben erhalten hat, ist es ihm bisher zu seinem Bedauern noch nicht möglich gewesen, für alle Freundlichkeiten danken zu können.“

Im allerhöchsten Auftrage durch den Regimentsadjutanten, leider nicht höchst-eigenhändig! Deshalb wird das Schreiben aber doch unter Glas und Rahmen den Hausaltar des braven Harfenisten krönen und noch Enkeln und Enkelkindern Zeugnis davon ablegen, — daß, wo ein Wille zum Byzantinismus, auch ein Weg für ihn war. Hundert Jahre nach den — Befreiungskriegen, aber gedienert muß sein! —tth—

*

Eine rührende Geschichte

In den Blättern las man vor kurzem: „Der bei den Danziger Leibhusaren stehende Prinz Friedrich Sigismund von Preußen begab sich nach der letzten Sturmflut in den Kreis Puzig zur Besichtigung der ungeheuren Sturmshäden. Dabei lehrte er im Puziger Kurhause ein und trank dort Kaffee. Raum hatte sich der Prinz entfernt, als ein Beamter der dortigen Kreisverwaltung auf den Kurhauswirt zutrat und ihm die Tasse, aus der der Prinz getrunken, für 10 Mark abkaufte.“

Derlei rührsame Geschichten wandern immer wieder durch die Presse. Es braucht

nicht einmal eine Tasse zu sein; gelegentlich tut's schon ein fortgeworfener Zigarettenstummel. Man sieht: es ist im Wesenstern daselbe unterwürfige Geschlecht, das ehedem bis in den Straßentot sich neigte, wenn in vergoldeter Sänfte Serenissimus vorübergetragen wurde. Nur das Kostüm wurde anders; nicht die Art, kaum der Ausdruck der Empfindungen. Und dabei klagten sie über die zunehmende Dreistigkeit der Demokratie, die vor den Thronen nicht einmal halt mache!

R. B.

*

Der Kronprinz im Sechstager-Rennen

In Berlin hat wieder ein Sechstager-Rennen stattgefunden. Sinnigerweise im mehrfach verachteten sogenannten „Sportpalast“ in der Potsdamer Straße. „Ein übler Brodem“, berichtet ein Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau“, „stieg mir in die Nase. Vom freien Lufthauch schönen frischen Sports war nichts zu spüren. Dagegen sehr viel anderes. Das „Palais de danse“ muß gestern nacht verwaist gewesen sein, so viele „Damen“ zierten den Sportpalast. Eine, mit einem Monokel im Auge, hing weit über die Logenbrüstung; ekstatisch schrie sie mit gellender Stimme immer wieder ihr „Willy!“ in die Bahn; um sie herum spreizten sich merkwürdige Herrentypen, Frack und stumpfer Zylinder, und doch so das Gefühl: Sehn Schritte vom Leibe. Ich suchte wo anders Menschen, richtige Menschen; aber nur Gesindel pfiiff und schrie und heulte; ob Stehplatz oder Loge, ob Sattelplatz oder Tribüne, sie fühlten sich ein einzig Volk von Brüdern. Der Kontakt der „six days“ schloß links und rechts zusammen, und während unsereiner fassungslos den „Ereignissen“ gegenüberstand, fühlten diese sich bereits verwandt und eins, wenn sie ihr „Willy“ oder „Jonny“ zu den Fahrern niedergroßten.

In diesen Birtus des Irrsinns strahlt auch eine Hofloge. Sie ist nicht schön, dafür aber recht rot und golden; zunächst weiß man nicht recht, was sie hier soll. Dann fällt einem ein, daß der Kronprinz es sich nicht nehmen

läßt, alljährlich die „six days“ zu besuchen. Das ist bedauerlich, aber wahr. Denn von den Festen des Pöbels sollte sich der Erbe der Krone fernhalten. Der Kronprinz hat es jedoch auch diesmal nicht verschmäht, dem Beispiet zweier sehr junger Potsdamer Prinzen zu folgen, die in dieser Loge, durchaus nicht anders wie die „Herren“ der gegenüberliegenden Logen, in elegantem Abenddreh paradierten. Der Kronprinz kam sogar in Uniform. Der Kronprinz verteilte sogar goldene Zigarettenetuis und Manschettenknöpfe. Der Kronprinz klatschte sogar lebhaft interessiert Beifall. Der Kronprinz kann gewiß tun und lassen, was er will. Aber dann sei die Frage erlaubt: Hat nicht auch ihn der penetrante Geruch der Verworfenheit belästigt, wie er andere belästigt hat? Hat nicht auch ihn das Gejohle und Getreische angewidert, wie es andere angewidert hat? Hat nicht auch ihn die Sinnlosigkeit dieses ewigen Tretens, Tretens, Tretens auf der häßlichen Plantenbahn angeekelt, das mit Sport auch nicht das Geringste mehr zu tun hat, wie es andere angeekelt hat? Und trotzdem besucht er Jahr für Jahr wie tausend Habitués die „six days“? Ich lasse die Frage offen . . .

Mir stieg der Ekel bis zum Hals, als gestern nacht um 12 Uhr endlich die „Sieger, Lorenz und Saldow, wie Heroen betränkt, um die Bahn getragen wurden. Die Musik spielte „Deutschland, Deutschland über alles“.

„Deutschland, Deutschland über alles“ — im „völkischen“ Sechstager-Rennen mit der Hofloge.

*

Anleitung zum Vergiften

Der Prozeß des Gift- und Familienmörders Hopf hat im Frankfurter Generalanzeiger — möglicherweise ist es ein Korrespondenzartikel, den auch andere Blätter aufgenommen haben — eine sozusagen sachverständige Abhandlung über geheimnisvolle Gifte, einst und jetzt, „ausgelöst“. Bei dieser Gelegenheit werden auch Umbringungsmitel mit beschrieben, die nicht eigentlich Gifte und in der Leiche entweder nicht zu finden oder

doch harmlos anderweitig zu erklären sind. Ich möchte sie nicht gerne weiter verbreiten und bezeichne auch nur deshalb die Tagesnummer des genannten Blattes nicht genauer. Aber mehrere davon sind solche, daß sie sich jedermann, ohne einen zweiten zu bemühen, ohne weiteres beschaffen und sie ungemerkt zur Anwendung bringen kann. Sie töten nicht akut, sondern bewirken scheinbar natürliche, rasch fortschreitende Zerstörungen, derart daß, wie der Verfasser angibt, „der Tod unvermeidlich ist“.

Bei aller Würdigung des Berufes der Presse, Bildung und Zivilisation zu verbreiten, wird man einen Feuilletonartikel dieser Art in einem Blatt mit Massenverbreitung mindestens recht fahrlässig finden, namentlich angesichts der bekannten schlimm-suggestiven Wirkung, die durch die heutigen Prozesse und Zeitungssensationen auf die moralisch von ringsum verwirrten und halbdegenerierten Menschen ausgeübt wird.

Ed. H.

*

Auch eine „Kulturforge“

Von Zeit zu Zeit, sogar in unverhältnismäßig kurzen Abständen, stößt man in unseren Blättern auf ästhetisch gestimmte Naturen, die das Unschöne, wenig Gefällige, Unmalerische unserer heutigen Männertracht bestöhnen. Die langen Hosen behagen ihnen nicht und nicht die vielen Taschen. Vor allem aber nicht das Schwarzweiß unserer Festgewänder. Spitzenjackets wünschen sie sich herbei und Kniehosen und bunte bauchige Wämse aus Samt und aus Seide. Diese Ästheten, obschon sie sich als Schönheitswanderer geben, sind Leute ohne Stilgefühl. Bewußt oder unbewußt: jede Zeit schafft die Männerkleidung sich nach ihrem Bilde und ihren Bedürfnissen. Kann man sich unsere heutigen Kaufherren vorstellen, daß sie in langschößigem farbigem Rod, in Escarpins und Schnallenschuhen, in der Hand den nahezu mannshohen Stab mit dem schweren Metallknopf, werktäglich zwischen 12 und 3 in den Börsefenälen von Berlin, Hamburg oder Frankfurt würdevoll und be-

dachtig auf und nieder schreiten? Daß jemand im Dreispiz, den Regen an der Seite, sich auf das Verdeck eines Autobus schwingt? Mir scheint: dergleichen müßte ein wirklich ästhetisch Gestimmter in den Fingern spüren. Und noch ein anderes müßte er spüren: wie lächerlich und wie unendlich klein das alles ist. Brennen uns nicht am Ende andere Sorgen auf den Nägeln als die, nun auch das Mannsvolk uns zu Narren herauszuputzen?
R. B.

*

Eine Tat Haedels

Die Leser wissen, was den Türmer von der Weltanschauung Haedels trennt. Der Türmer hat aber nicht die Gepflogenheit, positive Leistungen oder gar die moralischen Eigenschaften anderer darum geringer zu werten oder herabzuwürdigen, weil ihre politische oder religiöse Überzeugung nicht die seine ist. Haben wir also gern Gelegenheit genommen, den wirklichen wissenschaftlichen und künstlerischen Verdiensten Haedels gerecht zu werden, so sei heute auch einer nationalen Tat gedacht, die ihm unvergessen bleiben soll: Es ist sein warmherziges Eintreten für jene großartige Ehrung, die die Universität Jena dem Fürsten Bismarck nach seiner Entlassung bereitet hat. In einer Festschrift zu Haedels 80. Geburtstag („Was wir Haedel verdanken“, Leipzig, Verlag Minerva) erzählt Geh.-Rat Fürbringer, ein Mitglied der von Haedel nach Rissingen zu Bismarck geführten Deputation, wie Deutsche aus allen Gauen, wohl an die Tausend, in Rissingen erschienen waren, um dem Fürsten zu huldigen:

„Sofort ging er, von Schweninger und Chrysanter begleitet, in den Garten, über eine Stunde unbedeckten Hauptes in der heißen Mittagssonne stehend, der 77jährige Mann, Reden auf Reden anhörend und immer wieder beantwortend, darunter jene herrlichen Worte auf die deutschen Frauen, ungezählte Händedrücke und Beweise glühendster Liebe und Verehrung empfangend. Auch Haedel griff ein, indem er seiner Begeisterung Ausdruck gab, daß Süddeutsche und Nord-

deutsche sich hier gefunden und sich die Hände gereicht, und indem er alle Anwesenden aufforderte, unserem deutschen Vaterlande und dem Fürsten Bismarck, dessen größtem Nationalhelden, Treue zu schwören. Bei dem aufs neue ausbrechenden Jubel erfaßte den Fürsten die tiefste Rührung. 'Ich bin überzeugt,' erwiderte er, 'daß nach dem Wunsche des Herrn Vorredners hinter mir das Deutsche Reich unbewegt und unentwegt seinen Weg fortsetzen wird, so wie es ihn begonnen hat, denn die Eindrücke der Befriedigung über seine Herstellung, die Geleise in denen es seit zwanzig Jahren geleitet worden ist, sind zu tief geworden, als daß sie der Reichswagen je wieder verlassen könnte. Das Gesamtergebnis unseres Siebziger Krieges und unseres ganzen Weges durch die Wüste, den wir vorher geführt worden sind, wird uns keine Macht wieder entreißen.' Und dann wandte er sich um, umarmte und küßte Haedel, er, der auf das Evangelium eingeschworene Dualist, den Monisten Haedel . . .

Und dann kam er zu uns, mit seiner Familie und mit seinen Getreuen, und mit ihnen kamen die großen Jenaer Tage vom 30. und 31. Juli, die größten, die Jena jemals erlebt hat. In das gleiche Haus, in welchem Luther 350 Jahre zuvor gewohnt, in den Gasthof zum schwarzen Bären zog jetzt Fürst Bismarck mit den Seinen ein. Erst der Reformator ecclesiae, jetzt der Reformator Germaniae. Dem Nutigen gehört die Welt. Hätte damals Ernst Haedel nicht die Initiative ergriffen, so hätten die Jenaer kein Rissingen erlebt und Jena nicht seine großen Tage."

Die wahren Herrscher

Auf die Besuche des Prinzen zu Wiesbaden gegenwärtigen Königs von Albanien, nach London und Paris wirft die Vorgeschichte dieser Reisen ein bedeutungsvolles Schlaglicht. Dem neuen Staat Albanien war zwar eine Anleihe zugesagt worden, aber die Zahlungen verzögerten sich ständig. Die französischen und englischen Finanzkreise zeigten wenig Lust, weil sie Albanien politisch

als ganz im Fahrwasser des Dreibunds schwimmend ansahen. Durch den Besuch des Prinzen bei den Mächten der Entente sollten nun die Bankkreise dieser Länder günstig gestimmt werden. Und deshalb mußte der künftige König sich ein Billett nach London und Paris lösen. — Wer sind nun die wahren Könige? Aber sie herrschen nicht nur in Albanien.

*

Tango

Was der Tiroler Maler Egger-Vienz in der „Zeit“ über ihn sagt:

Meine Meinung über den Tangotanz im allgemeinen ist dieselbe wie über Futurismus und ähnliche Hochstapelei. Ich schreibe dem Tango als offenem Bekenntnis zum Affentum wegen seiner Offenheit einen eminent moralischen Wert zu. Wie zum Reden das Stottern, verhält sich der wahre Tanz zu diesem Gestotter der Seine. Ich halte den Tangotanz für den vollendeten Ausdruck der Armfeligkeit der heutigen Jugend und ihrer Notmäßigkeit unter dem Nichts und allem Nichtslerischen, die jede Dummheit durch die Voraussetzung des Adjektivs „modern“ zur Epidemie macht, jede Nichtigkeit, ausgeheckt im Gehirn von Nichtstuern und Windbeuteln, zur Wichtigkeit; für den Ausdruck des Mangels an Stolz dieser Jugend, die Schneiderimperative und Gebote von Narrenhanswürsten nicht als Attentat auf persönliche Sauberkeit empfindet.

*

Armenpfleger

In Niederschönhausen hat die Armenkommission ein „gemütliches Zusammensein“ mit Damen veranstaltet. Die Unterhaltung wurde durch Interneta der Armenpflege bestritten. Der Dezerent des Armenwesens hielt einen Vortrag, dessen Schlagler teils humoristisch wirkende, teils delikate Stellen aus den Akten der Armenverwaltung bildeten. Er erzielte einen schönen Heiterkeitserfolg.

Arme — Armenpfleger!

*

Die Salontirolerin!

Das moderne Faschingskostüm. Dunkelblau Seide mit gesticktem Nieder und bunten Bauernfarben; Hut aus blauem Leder mit Federn“.

So beschrieben und den Lesern einer großen Berliner Tageszeitung mittelst pitanter Abbildung (deren Reize leider hier nicht wiedergegeben werden können) ganz besonders warm empfohlen! Salon—tirolerin!?

Das Tiroler Madl, jenes herzige, frische Kind, mit natürlichem ungetünfeltem Wesen; mit einfach-kleidsamer Tracht, roten Wangen, blanken Auglein und kräftigen Gliedern!

Und die Salon„dame“ mittelst „Coiffeur“, Pedicure und Manicure, Poiret, Zeichner und anderer Toilettenheiligler immer „todschick“, mit Florstrümpfen und Samtschuhen, Schönheitspflaster und interessantem Teint.

Hier Filzhut mit vom Bua geschenkter Hahnenfeder; — dort „blaues Leder“ mit Reihfeder aus dem Ausverkauf!

Die eine wiegt sich im Ländler mit unschuldig wehenden Lodentröckchen; die andere rafft — da Tango sonst zu dezent — das Seidenkleid kniehoch empor!

Zwei Charaktertypen — gemeinsam dargestellt von Lissy Meyer, Berlin WW beim Karneval (den es nebenbei in Berlin gar nicht gibt).

Zurück zur Salonnatur!

Mensch! wie wird dir?? Jubu!!

*

P. F.

Arbiter elegantiarum

Serr Andr  de Fouqui re, anerkannter Schiedsrichter der Pariser Eleganz, hat eine Vortragsreise durch die europäischen Hauptstädte begonnen. So klug ist der Franzose, da man für derlei das richtige Sprungbrett braucht, daß er zu allererst nach Berlin ging. Feierliche Andacht von Männern und Frauen lauschte den sanften Richtigkeiten, die er vorbrachte und selber dafür erklärte.

Er trägt einen Oberzieher, dessen Oberarmel sich gleichfalls dem Nichts annähern. Statt in die Achsel, so daß man die Arme bewegen kann, läuft die Vereinigungsstelle

von Rock und Armel fast auf den Ellbogen zu. Das ist eben die neue Kimonoform. Was aber bei dieser denkbar beweglich und leicht ist, wird von dem „westlichen Barbaren“, um japanisch zu denken, in eine plumpe, steife Mi geburt verschneidert, die sie zum Gipfel der Eleganz erklären. — Wie sagte doch der alte Goethe? Wandert, Männer all und Frauen, frommen Umgang zu verrichten! Würfe dann die Nartheit, die ihn selbst und andere qu let, zu des runden Haufens Starrtheit:

Wie erhabne Riesens ulen
Wachsen unsere Pyramiden.

*

h.

Gro stadtikonfirmanden

Es ist traurig und beschämend zu beobachten, wie in den Großstädten die so bedeutungsvolle Feier der Konfirmation immer mehr der Veräußerlichung anheimfällt. Selbst in den minderbemittelten Schichten greift ein Luxus, namentlich in bezug auf die Kleidung, Platz, wodurch der Sinn der jungen Menschenkinder von dem eigentlichen religiösen Kern der Feier abgelenkt wird. Das Einsegnungskleid, das früher seine schlichte Einfachheit betonte, ist heute allen Launen der Mode unterworfen. Das Fest der Einkehr hat den Charakter einer lärmenden „Familienfeier“ möglichst großen Umfangs angenommen. Und Hand in Hand damit geht eine Verschwendung in Essen und Trinken, die in schärfstem Widerspruch steht zu allem, was gerade dieser Tag den jungen Menschenseelen für das weitere Leben mitgeben sollte. Dem „Reichsboten“ schreibt ein Leser: Ich entsinne mich eines Falles, wo eine Mutter am Vormittag durch lautes Jammern den Geistlichen vermocht hatte, ihr eine stattliche Summe für ein würdiges Konfirmationskleid ihrer Tochter einzuh ndigen, und wenige Stunden danach beim Schl chter einen Kalbsbraten von zwölf Pfund bestellte! — Aber ich kenne auch Fälle modernen Martyriums in der Großstadt anlässlich der Einsegnung, von denen der Außenstehende sich kaum einen Begriff macht. So, wenn ein armer Junge heimlich und gegen

den ausdrücklichen Willen der Eltern mit rührender Beharrlichkeit den Unterricht beschuchte und sich auch durch keine Schläge daheim von ihm abhalten ließ. So, wenn zwischen Vater und Mutter wegen der Konfirmation ein schwerer häuslicher Krieg entstand. Die Mutter blieb Siegerin und sorgte, daß ihr Kind bis zum Tage der Einsegnung unangefochten blieb, beschaffte auch vom Selbsterparten eine würdige Bekleidung. Als aber der erhoffte Morgen anbrach, mußte sie gewahr werden, daß abends zuvor der Vater die gesamte Aussteuer heimlich verkauft und den Erlös vertrunken hatte — aus Haß gegen Kirche und Religion!

Und wollte man tiefer hineinschauen, wie viel Elend, aber auch wie manchen stillen Heroismus, wie viel innersten Glaubensmut würde die Konfirmationsfeier in der Großstadt enthüllen! Schon um des letzteren willen möge man nie an dieser Feier rütteln, die Tausenden ein Licht durchs Leben geblieben ist.

L. H.

*

Der große Jakobsohn

Der einmal der kleine Jakobsohn hieß und heute noch sehr richtig Siegfried heißt. Er hat sich in der „Schaubühne“ vor den Spiegel gestellt und steht — geblendet von so viel Kraft und Schönheit:

„Hermann Rienzl. Sie antworten im ‚Sürmer‘ auf meinen epigrammatischen Nachweis, daß Sie philiströse Dummheiten gegen mich geschwätzt haben, mit einem neuen ellenlangen Seich. Nicht umsonst heißen Sie wie mein altes Schullesebuch. Aller Stolz, von mir einer Polemit gewürdigt worden zu sein, beflügelt Ihren ‚Geist‘ nicht. Sie steden mich an. Mir fällt zu Ihrer Erwiderung nichts ein als ein Gähnkampf. Gut’ Nacht, mein Fürst!“

Wie wird Ihnen, Herr Rienzl? „Ertrennst du mich? Gerippe! Scheusal du! Ertrennst du deinen Herrn und Meister?“

*

Nationale Kunstpflege

Zu unserer Notiz im Februarhefte, daß der neue Direktor der Großen Oper in Paris von der Regierung verpflichtet wurde, jährlich nie mehr als eine ausländische Oper aufzuführen, dagegen siebzehn neue Werke heimischer Komponisten herauszubringen, bemerkt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“:

Mariannens unbetümmerter Nationalismus hat uns eine bittere Lektion angedeihen lassen, uns, denen vor einigen Jahren noch für die vornehmste Opernbühne des Reiches eine brandenburgisch-preussische Heldenoper bei einem neapolitanischen Routinier bestellt wurde, und die wir es noch kürzlich wieder erlebt haben, wie auf Allerhöchsten Befehl dem armen Saint-Saëns, der aus nichtigen Gründen die getränkte Leberwurft zu spielen für gut befand, eiligst alle Wünsche sich erfüllten. Wie wär’s, wenn wir uns an dieser Regierungsverfügung ein Beispiel nähmen, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Oper, sondern gleich auch auf denen des Schauspiels und der bildenden Kunst, die ja in Frankreich und anderswo noch in viel höherem Maße als jene auf die Ausfuhr, und zwar insbesondere auf die Ausfuhr nach Deutschland, angewiesen sind. Mögen kurzfristige Ästhetiker händeringend jammern, eine solche Reglementierung und Bevormundung sei der Tod der freien Himmelstochter Kunst — das Hemd ist uns näher als der Rock, und der Erfolg würde ein gewaltiges Erstarken unseres eigenen Kunstschaffens sein, das jetzt vor all der Fremdländerei, die wir treiben, nicht hochkommen kann. Die beliebte Behauptung, diese Verhättselung der Ausländer sei zwar keine Tugend, aber eine Not, da das heimische Schaffen den Bedarf nicht zu decken vermöge, ist nichts anderes als kümmerlich verschleierte Bequemlichkeit: wer mit ehrlichem Willen auf die Suche geht, wird des Brauchbaren und der Förderung Werten übergenuß finden, so daß er der Fremden völlig enttaten kann.



Dürerbund-Mittelstelle und Deutsche Schrifttumsleitung



zu dem Aufsatz unter dieser Überschrift von Heinrich Driesmans in der Januarnummer des „Fürmers“ sendet uns der erste Schriftführer des Dürerbundes, Professor Dr. Paul Schumann, folgende Berichtigung:

1. Herr Driesmans erklärt: „Die Erklärung Avenarius' im ersten Dezemberheft des Kunstwarts, daß er einstimmig wiedergewählt und alle seine Handlungen vom Vorstand und vom Arbeitsauschuß gebilligt wurden, entspricht nicht den Tatsachen und der Wahrheit, denn ich gab meine Stimme nicht dazu.“

Diese Angabe des Herrn Driesmans ist unrichtig. Denn im Wahlbericht (1. Oktoberheft) steht ausdrücklich: „Der Gesamtvorstand bestätigte mit allen abgegebenen Stimmen einstimmig den bisherigen Arbeitsauschuß.“ Einstimmig heißt in aller Welt: mit allen abgegebenen Stimmen. Wenn einer nicht zur Wahl kommt, so zählt seine Stimme eben nicht mit. Mit vollem Recht heißt es dann im 1. Dezemberheft schlechthin: einstimmig, weil ein Irrtum darüber, wie es gemeint ist, eben nicht möglich ist. Zu den Wahlberechtigten, die ihren Wahlzettel nicht eingeschickt haben, gehört in der Tat Herr Driesmans. Daß er nicht gewählt hat, ist seine eigene Sache.

2. Herr Driesmans erklärt, Dr. Avenarius habe nicht einmal die Mitglieder des Arbeitsauschusses mit ins Geheimnis der Mittelstelle gezogen, soweit sie nicht ganz besonders von ihm dazu begnadet wurden, welcher Ehre der Verfasser dieser Erklärung (Herr Driesmans) eben leider nicht teilhaftig geworden ist.

Diese Angabe ist falsch. Richtig ist folgendes: Der Arbeitsauschuß des Dürerbundes hat in der Sitzung vom 20. März 1913 laut Sitzungsbericht einstimmig Herrn Dr. Avenarius zur Gründung der Mittelstelle ermächtigt. Herr Driesmans war selbstverständlich in dieser Sitzung nicht anwesend, weil er dem Arbeitsauschuß des Dürerbundes gar nicht angehört.

Es ist durchaus irrtümlich, wenn Herr Driesmans behauptet, er gehöre dem Arbeitsauschuß an. Er kennt offenbar die Verfassung und die Satzungen des Dürerbundes gar nicht.

3. Herr Driesmans erklärt, es sei ihm verweigert worden, sich im „Kunstwart“ über die Mittelstelle zu äußern. Er verschweigt dabei, daß ihm der Raum von drei Seiten, der im „Kunstwart“ dazu nicht zur Verfügung stünde, im Dürerblatt angeboten wurde, da allein das Dürerblatt allen Einzelmitgliedern des Dürerbundes zugeht. Dies lehnte Herr Driesmans ab, dann spräche er lieber anderswo.

4. Herr Driesmans erklärt: Ein weiterer Fehler scheint mir, daß Avenarius nicht wenigstens noch andere Autoritäten und Kapazitäten aus den verschiedenen Kulturlagern, die sich gleich dem Kunstwart und dem Dürerbund um das Volksschrifttum bemühen und verdient gemacht haben, zur engeren Beratung mit herangezogen hat, um sich damit dem Buchhandel gegenüber vor allem die Gewähr einer Art literarkritischen Totalität des deutschen Schrifttums zu sichern und dem Odium zu entgehen, in erster Linie im Interesse der Kunstwartunternehmungen zu arbeiten, das Avenarius durch sein selbstherrliches Vorgehen jetzt auf sich geladen hat.

Hierzu ist zu bemerken, daß der Kunstwart überhaupt keine Volksschriften verlegt hat, wovon sich jedermann aus dem Katalog der Kunstwartunternehmungen überzeugen kann, daß also auch die geplante Mittelstelle, die lediglich dem Vertrieb billiger guter Volksschriften dienen sollte, nicht im Interesse der Kunstwartunternehmungen arbeiten könnte. Zweitens hat der Arbeitsauschuß des

Dürerbundes in Aussicht genommen, in den Ausschuß zur kritischen Auswahl der Volkschriften überhaupt keinen einzigen der ihm nahestehenden Herren als Kritiker einzuladen. Dieser Entschluß wurde längst als Anerbieten an die Buchhändler veröffentlicht mit der einzigen Gegenforderung, daß die Auswahl der Bücher von geschäftlich Uninteressierten besorgt werde, alle weder von Verlegern, die auf den Absatz ihrer Bücher bedacht sein müssen, noch von Veräußern, die nach dem Gesichtspunkte höheren oder geringeren Rabatts oder anderen außerfachlichen Bedenken urteilen. Es konnten somit in den Ausschuß alle möglichen Autoritäten und Kapazitäten aus den verschiedenen Kulturlagern gewählt werden. Selbstverständlich konnten recht wohl, wie dies Herr Driesmans fordert, die Leiter des „Fürmers“ hineingewählt werden. Damit wäre der Arbeitsausschuß des Dürerbundes ganz einverstanden gewesen, wie der unterzeichnete erste Schriftführer auch bei einer anderen Gelegenheit Herrn Dr. Stord ausdrücklich als Sachverständigen in musikalischen Dingen mit Erfolg mit vorgeschlagen hat.

5. Unrichtig ist also auch, wie Herr Driesmans behauptet, der Fall Avenarius habe nur wieder den Separatismus und die Uneinigkeit der geistigen Interessenten den Geschäftsträgern gegenüber recht ins Licht gebracht, und, indem er jene vor einem gewissen Verlegerum schützen wollte, sie durch das Fiasko eines autokratischen Vorgehens nur erst recht wieder diesem in die Hände geliefert. Denn erstens ist gar kein Fiasko vorhanden, das Münchener Gericht hat vielmehr die Segner des Dr. Avenarius unter ausdrücklicher Anerkennung seiner neuen idealen Bestrebungen samt und sonders verurteilt, und zweitens sollte das Unternehmen nicht auf autokratischer, sondern auf der Grundlage der Gemeinsamkeit der verschiedenen Kulturlager ohne Vorherrschaft des Dürerbundes eingerichtet werden.

gez. Prof. Dr. Paul Schumann, 1. Schriftführer des Dürerbundes.

* * *

Zu den vorstehenden Ausführungen unter dem Titel „Dürerbund-Mittelstelle und deutsche Schriftumsleitung“ von Professor Dr. Paul Schumann, 1. Schriftführer des Dürerbundes, habe ich folgendes zu erklären:

Zu 1. Der Ausdruck „mit allen abgegebenen Stimmen einstimmig“ ist unklar und muß den Glauben erwecken, daß alle Stimmen abgegeben worden seien. Korrekterweise hätte gesagt werden müssen: „von den abgegebenen Stimmen einstimmig“ — dann wäre kein Mißverständnis möglich gewesen — vorausgesetzt, man hätte jegliches Mißverständnis über diesen Punkt ausdrücklich vermeiden wollen! Ein Irrtum darüber, wie es gemeint war, blieb also gleichwohl bestehen.

Zu 2. Wie kommt Herr Prof. Schumann zu der Behauptung, daß ich dem Arbeitsausschuß des Dürerbundes nicht angehöre? Ich bin seinerzeit von Avenarius in den Gesamtvorstand eingeladen worden, wie A. im ersten Januarheft 1914 selbst einräumt mit der Begründung, weil er mich für einen „fachlichen Mann“ gehalten habe. Der Gesamtvorstand aber war ursprünglich identisch mit dem Arbeitsausschuß. Wenn inzwischen eine Trennung erfolgte, so geschah das nachträglich. Jedenfalls ist mir wiederum nichts davon bekannt gegeben worden. In meinen Forderungen an den Vorstand habe ich mich stets als „Mitglied des Arbeitsausschusses“ bezeichnet, ohne daß dagegen jemals Einwendungen oder Einspruch erfolgt wäre. Jetzt mit einem Male soll ich nicht mehr dazu gehören! Übrigens hatte ich mich ausdrücklich zum Arbeitsausschuß, als „Organ“ des Gesamtvorstandes, gemeldet! Ich bin inzwischen auch nicht ausgetreten — wie ich ebenfalls A. brieflich erklärt habe und dieser a. a. O. auch bestätigt —, um dem Vorstand des „D.-B.“ nicht so leichtes Spiel zu machen, einen unbequemen Kritiker loszuwerden. Sollte man mich aber inzwischen auf meinen Protest hin etwa ausgeschlossen haben, so wäre das ganz gewiß gegen

die Satzungen des Bundes! Indessen ist mir keinerlei Mitteilung über einen derartigen Beschluß zugegangen. Wenn ein solcher Beschluß aber doch ergangen sein sollte, so müßte ich nur um so lauter Protest dagegen erheben, denn das würde eine Geheimhaltung und Vergewaltigung schlimmster Art sein, die der allgemeinen Verurteilung sicher wäre.

Zu 3. Ich wollte meinen Protest an die volle Öffentlichkeit bringen, und nicht bloß vor die Dürerbundgemeinde. Darum lehnte ich das Dürerblatt ab und bestand auf dem „Kunstwart“. Mit drei Seiten im „Dürerblättchen“ hätte ich außerdem nicht recht zu Worte kommen können. Es war jedenfalls nicht sehr loyal, mich in diesen Ausschluß der Öffentlichkeit zu verweisen, statt mir offen und ehrlich den Kunstwart zur Verfügung zu stellen, nachdem ich die Herren bisher noch nie bemüht hatte und hier zum erstenmal zu einer Erklärung das Wort verlangte. Inzwischen hat Avenarius meine Angelegenheit ja doch im Kunstwart behandelt. Warum konnte er mir also nicht ebensogut dort das Wort verstaten? Das ist ein so widerspruchsvolles Verhalten, das höchst unangenehm berührt. Es kann nur wieder den Verdacht wecken, daß man doch einigen Anlaß fühlte, in meinem Falle die volle Öffentlichkeit zu scheuen, da die Herrschaften mir gegenüber kein ganz gutes Gewissen haben können. Man wollte nur meinen Namen zu den Dürerbundzwecken benutzen, mich selber aber beiseite schieben und von den eigentlichen Arbeiten, nach denen ich wiederholt ausdrücklich verlangt habe, fern halten. Das muß ich als kein ganz redliches Spiel bezeichnen, das mit mir getrieben worden, jedenfalls als einen bedenklichen Mißbrauch, der eines so ansehnlichen Instituts wie des Dürerbundes nicht würdig ist. Wenn mir dann auf meinen „Ruf nach Arbeit“ nahegelegt wurde, doch wieder auszuscheiden, sofern mir die „Verfassung“ des Bundes — oder auf gut Deutsch gesagt: dieser Mißbrauch mit meinem Namen — nicht paßte, so ist das eine autokratische Manier, wie man sie nur an einem Despotenpöse findet. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit („Arbeit“, wie es im Text des Zitats eigentlich heißt, kann ich nicht sagen, da man mich ja nicht „mittun“ lassen wollte!) getan — der Mohr kann gehen!“ In einem volkserzieherischen Arbeitsunternehmen, wie der Dürerbund, aber eine Laktlosigkeit wider den Anstand und die guten Sitten, in der ich geradezu einen Hohn auf mein ernstes Wollen zur Mitwirkung erkennen muß. Wie will Avenarius diese Behandlung mit der Anerkennung vereinbaren, die er mir im ersten Januarheft dieses Jahres zollt, daß er mich für einen „sachlichen Mann“ gehalten habe? Einen „sachlich Denkenden“, der also doch wohl im Arbeitsauschuß praktisch zu gebrauchen wäre, stößt man zurück, nachdem man seinen Namen mißbraucht hat? Ich will keine Vergleiche ziehen, wie man ein derartiges Verfahren wohl im gewöhnlichen Geschäftsleben kennzeichnen und ahnden würde. Es ist jedenfalls eine recht widerspruchsvolle und zweifelhafte Haltung, die im Interesse des Anstandes und des Ansehens des Dürerbundes dringend einer Aufklärung sowie einer Genugtuung für mich bedarf (dessen „Lauterkeit der Gesinnung“ und „reine Sachlichkeit meiner Absichten“ mir überdies von Avenarius brieflich bezeugt worden!). Ein Autor aber, dessen Autorität man dergestalt anerkennt, wird im „D.-B.“ zur Mitwirkung nicht zugelassen!

Zu 4 und 5. „Selbstverständlich konnten recht wohl . . . die Leiter des Türmers hineingewählt werden . . . damit wäre der Arbeitsauschuß des Dürerbundes ganz einverstanden gewesen“. Ja, selbstverständlich konnten wohl — es ist aber nicht geschehen, weder den Türmern, noch andern gegenüber, die dazu berufen gewesen wären. Das ist eben der wunde Punkt, um den die Dürerbundleiter nicht herum kommen. Das Odium des Autokratismus und damit geschaffenen Separatismus unter den geistigen Interessenten bleibt auf ihnen haften, sie mögen sich nachträglich dagegen wehren, drehen und wenden, so viel sie wollen. Es sind nur „Worte“, Worte, mit denen die uneingelöste Tat verdeckt werden soll!

Heinrich Driesmans

* * *

Wir bringen diese beiden Erklärungen zum Abdruck, ohne auf ihren Inhalt näher einzugehen. Wir haben aus dem bisherigen Verlauf der Debatte die Überzeugung gewonnen, daß bei dem steten Abschweifen vom Kern der Sache und der Einnengung neuer Streitpunkte Erpriechliches nicht herauskommt. Wir werden uns deshalb auf das Nötigste beschränken und erst dann zusammenfassend das Ganze behandeln, wenn es sich vollständig übersehen läßt. Nur auf Punkt 4 der Erweiterung des Herrn Schriftführers des Dürerbundes muß kurz eingegangen werden, um der Möglichkeit des Mißverständnisses vorzubeugen, als ob der Fürmer gegen die „Mittelstelle“ vorgegangen sei, weil er nicht hinzugezogen worden. O nein, dieser „Ehrgeiz“ liegt uns fern. Wir haben gegen die Mittelstelle Einspruch erhoben, weil wir sie grundsätzlich für verfehlt halten. Es scheint Herrn Avenarius und seinen Mitarbeitern sehr schwer zu fallen, an eine solche andere Überzeugung zu glauben; darum haben sie den „Segnern“ zunächst die unlautersten geschäftlichen Absichten untergeschoben; jetzt greifen sie die grundsätzliche Forderung von Driesmans, daß solche Unternehmungen, wie die „Mittelstelle“, nur von einer Gesamtvertretung des Schrifttums ins Leben gerufen werden dürften, in einem Sinne auf, den sie in Driesmans im Januarheft des „Fürmers“ veröffentlichter Erklärung nicht hat. Wir hätten sonst dort schon im obigen Sinne Verwahrung eingelegt.

Driesmans forderte mit Recht, daß solche tiefeingreifenden Einrichtungen nicht selbstherrlich von einer Seite aus der Gesamtheit aufgedrängt, sondern zuvor allen dabei Interessierten erst zur Beratung vorgelegt werden. Gewiß hat Avenarius den Buchhändlern angeboten, ihre Vertreter in die Prüfungsausschüsse für die Mittelstelle zu entsenden. Aber wohlverstanden erst nachher, erst als diese Mittelstelle von den Buchhändlern heftig bekämpft wurde. Darauf aber kommt es an. Nicht die (vermutlich noch gar nicht vorhandenen) Prüfungsausschüsse wurden angegriffen, sondern die Einrichtung der Mittelstelle überhaupt. Wie der Unterzeichnete schon in seinem ersten Artikel (Juliheft 1913) ausführte, hat der musikpädagogische Verband vor drei Jahren dem deutschen Musikverlag bereits den Vorschlag einer solchen „Mittelstelle“ gemacht, die es für katholische Kirchenmusik als Cäcilienvereinskatalog schon seit vierzig Jahren gibt. Der Vorschlag des Musikpädagogischen Verbandes wurde vom Musikverlag abgelehnt mit stichhaltiger Begründung, wie ich als Urheber des Vorschlags zugeben mußte. Dabei handelte es sich hier um eine rein geistige Vermittlungstätigkeit. Die von Avenarius geplante Mittelstelle greift dagegen ins eigentliche Geschäft ein, sowohl pekuniär durch die Einrichtung der offiziellen Bezugsstelle, wie in jedem einzelnen Ladenbetrieb durch die Aufstellung der besondern Staffelei. Daß sich ein großartig organisierter Stand solche tiefgehenden Eingriffe nicht ohne Gegenwehr gefallen lassen kann, ist doch selbstverständlich. Die Mittelstelle ist durchaus nicht bloß eine geistige Vermittlungsform, sondern eine richtige Buchhandelsfrage. Bei einer solchen zieht man aber den Buchhandel vorher zu Rate und läßt ihn nicht erst nachher gnädig zu.

Carl Stord







XVI. Jahrg.

Mai 1914

Heft 3

Aber die Kunst, das Deutsche Reich zu regieren · Von Dr. Richard Bahr

Für die Geschichte der deutschen Bücherproduktion wird das Jahr 1913 ein Schmerzensjahr bleiben. In ihm sind Bücher geschrieben und verlegt worden, von denen alle Beteiligten vorher wußten, daß man sie weder kaufen noch lesen würde; haben Männer, die sonst schon etwas zu sagen hätten, ihren Namen mißbraucht, um den von ihnen geschilderten Dingen Gewalt anzutun; sind Unsummen verschleudert worden allein zu dem Zweck, das Auge der Majestät oder des sichtenden Rabinettssekretärs auf die in Demut und Loyalität ersterbenden Herausgeber und Mitarbeiter sogenannter Jubiläumswerte zu lenken. Ich bin der (freilich ein wenig fürwitzigen) Meinung: man erwiese der Kulturgeschichte der Deutschen und dem Nachruhm der heute lebenden Generation einen Dienst, wenn man diese Bücher, die schon jetzt da und dort verlassen und vergessen in den Bibliotheken stauben, kurzerhand einstampfe. Eines allerdings sollte man dann ausnehmen: den ersten Band des bei Reimar Hobbing erschienenen Sammelwerks „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“, in dem Bernhard v. Bülow, der durch neun Jahre, die uns jetzt in der rückschauenden Betrachtung keineswegs glücklich erscheinen, des neuen Reiches Kanzler war, sich über die deutsche Politik ausspricht.

Mein verehrter Lehrer Gustav von Schmoller hat vor kurzem in einem Zeitungsartikel das Buch den Meisterwerken des Staatschrifttums beigelegt.



Carl Böcklin

München



XVI. Jahrg.

Mai 1914

Heft 8

Über die Kunst, das Deutsche Reich zu regieren · Von Dr. Richard Bahr

Für die Geschichte der deutschen Bücherproduktion wird das Jahr 1913 ein Schmerzensjahr bleiben. In ihm sind Bücher geschrieben und verlegt worden, von denen alle Beteiligten vorher wußten, daß man sie weder kaufen noch lesen würde; haben Männer, die sonst schon etwas zu sagen hätten, ihren Namen mißbraucht, um den von ihnen geschilderten Dingen Gewalt anzutun; sind Unsummen verschleudert worden allein zu dem Zweck, das Auge der Majestät oder des sichtigenden Rabinettssekretärs auf die in Demut und Loyalität ersterbenden Herausgeber und Mitarbeiter sogenannter Jubiläumswerte zu lenken. Ich bin der (freilich ein wenig fürwitzigen) Meinung: man erweise der Kulturgeschichte der Deutschen und dem Nachruhm der heute lebenden Generation einen Dienst, wenn man diese Bücher, die schon jetzt da und dort verlassen und vergessen in den Bibliotheken stauben, kurzerhand einstampfte. Eines allerdings sollte man dann ausnehmen: den ersten Band des bei Reimar Hobbing erschienenen Sammelwerks „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“, in dem Bernhard v. Bülow, der durch neun Jahre, die uns jetzt in der rückschauenden Betrachtung keineswegs glücklos erscheinen, des neuen Reiches Kanzler war, sich über die deutsche Politik ausspricht.

Mein verehrter Lehrer Gustav von Schmoller hat vor kurzem in einem Zeitungsaussatz das Buch den Meisterwerken des Staatschrifttums beigelegt.

Gar so überschwenglich möchte ich mich nicht äußern. Ich habe die Arbeit zweimal hintereinander gelesen; oft mit freudiger Genugtuung über die freimütige Art ihres Autors, Menschen und Dinge, Gewordenes und Seiendes zu behandeln; gelegentlich auch wohl unter leisen Widersprüchen, aber von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt von dieser Kunst der Darstellung und Kultur der Sprache, die den geborenen Schriftsteller kennzeichnen. Dennoch: die Empfindung, daß das nie Gesagte uns hier offenbar würde, daß man gewissermaßen nur barhäuptig, nur mit dem Hut in der Hand dem Verfasser nahen dürfte, habe ich nicht gehabt. Dafür blieb freilich das Bedauern, daß ein Mann, der so klug und mit so viel feinem, auch in das Psychologische eindringenden Verständnis über das politische Geschäft zu uns zu reden weiß, in einer Zeit feiern muß, in der auf allen Gassen plumpe Mittelmäßigkeit sich breit macht.

* * *

Es liegt natürlich nahe, die Bülow'sche Schrift den „Gedanken und Erinnerungen“ Otto von Bismarcks zu vergleichen. Beide sind Kanzler gewesen (haben also eines der undantbarsten Ämter versehen, die hier unter dem wechselnden Mond aufzustöbern sind) und haben, da sie entamtet waren, beide Denkwürdigkeiten geschrieben. Weiter indes sollte man den Vergleich nicht treiben. Dem Fürsten Bülow selber ist, möchte ich fast meinen, der Gedanke an einen solchen Vergleich überhaupt nicht gekommen. Man kann sich ja in derlei Dingen immer täuschen; aber man hat aus seinem öffentlichen Auftreten eigentlich nie den Eindruck gewonnen (und ich gewann ihn auch aus persönlichen Begegnungen nicht), daß der vierte Kanzler im alltäglichen Sinne eitel sei. Nicht daß es ihm an Selbstbewußtsein fehlte, er Neigung trüge, sein Licht unter den Scheffel zu stellen: immer wird es des tüchtigen Mannes Art sein, sich der eigenen Leistung stolz zu erfreuen. Aber um rechthaberisch zu sein in kleinlichem Sinne, sich über die eigenen Maße hinauszureden, war er wohl allezeit zu geschmackvoll. An einer Stelle seines Buches steckt Fürst Bülow übrigens selber auf eine vorbildliche Weise die Grenze zwischen sich und dem gigantischen Vorgänger. Da er das anachronistische Gelüsten abweist, die Sozialdemokratie in unseren Zeitläuften noch mit Ausnahme-gesehen zu kurieren, meint er: „Fürst Bismarck war eine Voraussetzung für sich.“ Diese Voraussetzung fehlt natürlich der Schrift Bernhard v. Bülows. In den „Gedanken und Erinnerungen“ wird ganz große Geschichte erzählt von einem, der sie gemacht hat. Der gewaltige Mann, der in einem Jahrzehnt die Karte von Europa umgestaltet, seinem Volke ein Vaterland geschaffen und die Deutschen um Jahrhunderte in ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung vorwärts gestoßen hat, berichtet, wie er dazu gekommen und welche Kämpfe er dabei zu bestehen hatte. Leidenschaftlich, mit der ganzen Glut des Tatmenschen, der auch aus der Ruhe des Betrachters gelegentlich noch mit forstürmen möchte zur Feldschlacht. Leidenschaftlich auch darin, daß er Dinge und Menschen, selbst die am höchsten stehenden, ohne Scheu beim Namen nennt. Beim Fürsten Bülow stößt man überhaupt kaum auf einen Namen. Gewiß: er erwähnt den einen oder anderen. Aber meist nur — das ist ein sehr bezeichnender Zug — um ein gutes Wort zu zitieren, das er ihnen verdankt. So werden Fürst Bismarck, Chlodwig

Hohenlohe, Adolf Wilbrandt, selbst Eugen Richter redend eingeführt; aber von den Männern, mit denen er rang und focht, und denen er — so wird man's am Ende doch ausdrücken müssen — unterlag, erfährt man nichts. Immer marschirt dieser wohlgepflegte Kulturwanderer bei gedämpfter Trommel Klang. Selbstverständlich, daß in einem Buch, das der Verherrlichung des durch 25 Jahre regierenden Kaisers gewidmet ist, nichts darüber gesagt werden konnte, was einer solchen Darstellung ihren höchsten Wert gegeben hätte: über das Verhältnis zwischen Bülow und dem Monarchen, der ihn einst Du nannte und dann nach einer Tat, die ehrliche Patrioten auch heute noch für Bernhard v. Bülows beste und zugleich uneigennützigste Leistung halten, so gründlich mit ihm brach, daß er den Verabschiedeten durch all die Jahre nicht mehr sah. Aber man wird doch eben feststellen müssen, daß das die Bedeutung der Arbeit als Geschichtsquelle mindert. Wie man denn überhaupt auch hier nicht objektive Geschichte erwarten darf. Was Fürst Bülow Zeitgenossen und Nachfahren bietet, ist eine Rechtfertigungsschrift. Und wenn er auch auf leisen Sohlen einhergeht, alle persönlichen Anspielungen meidet und, wo es ihn doch treibt, seine Meinung, auch die abwegige, Widerspruch reizende, ohne Umschweife auszusprechen, gern die Dinge aus der Sphäre des Besonderen ins Allgemeine rückt: man spürt doch, daß die Ruhe nur scheinbar ist, nur mit Mühe einem von Jugend an die Kunst diplomatischer Selbstbeherrschung Gewöhnten abgerungen wurde, und daß auch hinter diesem mit den Grübchen lächelnden Antlitz eine heiße Seele wohnt.

Und also: Wenn nicht Geschichte und auch kein Memoirenwerk im hergebrachten Sinne: was ist diese Schrift dann? Vielleicht charakterisiert man sie am besten so: Es sind die Gedanken eines der graziosesten Geister unter den Lebenden über den Staat und die Kunst, ihn zu regieren. Und da dieser lebhafte und zierliche Geist durch neun Jahre der leitende Staatsmann der im neuen Reiche zusammengeschlossenen Deutschen war, wird die Schrift für alle Zeiten ein ansehnliches Dokument politischer Kulturgeschichte aus den Anfängen des zwanzigsten Jahrhunderts bleiben. In diesem Sinne fügt es sich doch wieder als eine Art Fortsetzung an die Bismärckschen „Gedanken und Erinnerungen“ an. Dort ist der Niederschlag unseres letzten Heroenalters; hier spiegelt sich das Kaiserreich des zweiten Wilhelm wider.

* * *

Eines ließe sich aus diesem Versuch des Fürsten Bülow, seine Politik zu rechtfertigen, nämlich wirklich lernen: wie um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts das Deutsche Reich zu regieren wäre, das kein einheitliches, sondern ein vielgestaltiges Staatsleben hat, dem seit vier Jahrhunderten immer noch unverdaut die Kirchenspaltung im Blut wühlt und von der anderen Seite eine wunderbar straff organisierte Sozialdemokratie („kein Volk der Welt hat jemals eine gleiche Parteiorganisation gekannt“, meint sehr zutreffend der vierte Kanzler) mehr oder minder ernsthaft die nationale Einheit bedroht. Ich weiß: Politik ist eine Kunst und läßt sich nicht erlernen. Fürst Bülow selber drückt das einmal ganz ähnlich aus: „Politik ist Leben und spottet im Grunde wie alles Leben jeder Regel.“ Dennoch gibt er in dem Bemühen, die von ihm eingeschlagenen Wege zu ver-

teidigen und seine Gegner abzuweisen, unterschiedliche solcher Regeln. Am wenigsten vielleicht über die auswärtige Politik, deren Behandlung — seltsam bei einem Mann, der aus der Züchtung des auswärtigen Dienstes kam — überhaupt etwas dürftig ist. Auch sonst wird man im einzelnen das eine oder andere einzuwenden haben. Fürst Bülow, der das Parteileben zuzeiten sehr scharf und richtig sieht und, um es zu charakterisieren, mitunter Wendungen von überraschender Plastik findet, ist im ganzen ihm doch nicht gerecht geworden. Das werden deutsche Staatsmänner überhaupt selten. Sie sprechen, wie auch Fürst Bülow tut, von der „Arbeitsgemeinschaft von Krone und Volk“ und kommen doch ihr Lebenlang nicht von dem Mißtrauen gegen den „anderen Faktor“ los. Gewiß, beim Fürsten Bülow, der trotz seiner mecklenburgischen Abkunft ein Europäer ist, der jedweden Rassenhochmut allzeit fremd blieb, äußert sich dieses Mißtrauen auf eine geschmackvolle Art. Aber ein ganz klein wenig vorhanden ist es doch auch.

Das läßt ihn den Wert der Parteien, die doch nun einmal, insbesondere in einer so unpolitischen Nation wie der deutschen, das unerläßliche Mittel sind, den Willen der Nation zu fassen, gelegentlich verkennen. Sicherlich: die auf den Höhen deutscher Bildung wandeln, vermögen der Parteiorganisationen zu entraten und entraten ihrer auch häufig. Die, um intensiver wirken zu können, sich ihnen trotzdem anschließen, werden darum nicht restlos der Freiheit der eigenen Meinung sich begeben wollen, und so kommt es denn ohne Frage sehr häufig vor, daß ein Liberaler in dem einen oder anderen Stück sich mit konservativen Auffassungen berührt und ein Konservativer mit liberalen. Auf die Art bilden sich dann gewisse Zwischenstufen. Aber diese Zwischenstufen führen — wenn schon im allgemeinen spärlicher — auch aus der bürgerlichen Welt in die sozialdemokratische oder wenigstens sozialistische hinüber und umgekehrt. So steht es am Ende nicht, daß, wie Fürst Bülow meint, die Sozialdemokratie vom sogenannten Bürgertum eine schlecht hin unüberbrückbare Kluft trennt und kein Weg, kein Steg zu ihr hinüberleitet. Das mag für die Masse gelten, für die von der Agitation Verbeizten und die anderen, die von ihr leben. Nicht durchweg für die führenden Köpfe, nicht einmal unterschiedslos für die ganze Gefolgschaft, in der doch mancher, wenn er, mit Chlodwig Hohenlohe zu reden, den „Traum des armen Mannes“ träumt, sich dabei zutraulich der uns allen bekannten Vorstellung von der Republik mit dem Großherzog an der Spitze nähert.

Im übrigen hat Fürst Bülow gewiß recht, wenn er in der Behandlung der Sozialdemokratie das zentrale Problem unserer inneren Politik sieht. Nachdem durch des vierten Ranzlers freien Blick und vorurteilslosen Sinn die bürgerliche Demokratie dafür gewonnen wurde, die großen Fragen nationaler Existenz aus Parteitatchismus und Partei-schablone herauszulösen, haben wir nur noch dies zu bewältigen: Wie ordnen wir die Sozialdemokratie dem bestehenden Staat unter, wie am ehesten der nationalen Gemeinschaft ein, die sie leugnen möchte und gegen die sie gehässig Tag für Tag Sturm läßt? Auch Fürst Bülow prollamiert in diesem Stück den „Kampf gegen die Sozialdemokratie“, und wenn man's nur oberflächlich liest, möchte man meinen, er verstünde darunter nicht viel anderes als die vielberufene „Sammlung“, die von Zeit zu Zeit die papierene Welt der

Zeitungen und der Versammlungen erschüttert und die, weil sie im tiefsten Grunde nur eine Phrase ohne Inhalt ist, nicht zum wenigsten dazu mitgewirkt hat, unsere ganze politische Diskussion so mit Unfruchtbarkeit zu schlagen. Wer genauer zusieht, findet dann freilich leicht, daß Fürst Bülow das Problem erheblich ernsthafter faßt. Er erklärt zwar auch — ähnlich wie das (um unter den Blinden den Einäugigen zu zitieren) etwa Herr Dr. Ortel zu sagen pflegt —, daß der preußische Staat, um seine Beamten und sein Militär nicht an ihm irre werden zu lassen, „nicht auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie verzichten dürfte“. Aber man hat doch die Empfindung, daß er damit nur der hergebrachten Phraseologie der Deutschen und ihrem parteipolitischen Eant ein kleines Erankopfer zu bringen wünscht. In Wahrheit ist sein Kampf doch von wesentlich anderer, höherer Art. Mit feierlichem Ernste weist er die „Politique de la mer rouge“ ab: „Deutschland ist kein Land für Staatsstreich. Kein Volk besitzt ein so starkes Rechtsbewußtsein wie das deutsche.“ Und von der Verneinung und Abwehr zu positiven Vorschlägen übergehend, findet er folgende vortrefflichen Sätze:

„Nichts erzeugt leichter Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, nichts wirkt radikalischer auf die Volksstimmung, als engherziger Bureautrismus, polizeiliche Ungeschicklichkeit und vor allem Eingriffe und Übergriffe auf geistigem Gebiet, auf dem ein Kulturvolk mit vollem Recht von der Politik unbehelligt bleiben will... (Unser) Beamtentum wird auch in Zukunft um so Größeres leisten, je mehr es unter Wahrung seiner traditionellen Vorzüge sich frei hält von unserem alten Erbfehler Pedanterie und Kastengeist, je freier sein Blick, je humaner seine Haltung im Verkehr mit allen Bevölkerungsklassen, je aufgeklärter seine Denkungsart. Nachgiebigkeit, Vorurteilslosigkeit im Kleinen sind durchaus zu vereinen mit rücksichtsloser Energie im Großen.“ Und an einer anderen Stelle, da er dem Problem noch schärfer auf den Leib rückt:

„Wenn der Staat vorurteilslos und gerecht dem Arbeiter begegnet, es ihm erleichtert, sich als Vollbürger zu fühlen und sozialpolitisch seine Pflicht tut, so muß und wird es ihm gelingen, die Arbeiterfrage in nationalem Sinne zu lösen. Durch das scheinbar kleine, an Wirkung aber bedeutungsvolle Mittel geschickter und weitherziger Staatsverwaltung ist es möglich, den Strom der sozialdemokratischen Zuläufer abzustauen“...

Wer unter uns ist, der diesen „Kampf gegen die Sozialdemokratie“ nicht mit Begeisterung mitzukämpfen entschlossen wäre?

* * *

Nun hat Fürst Bülow freilich nicht immer nach solchen Worten gehandelt. Ganz gewiß nicht. In diesem Buch, durch das überhaupt ein starker apologetischer Zug geht, das, wie gesagt, bewußt oder unbewußt eine Rechtfertigungs- und Verteidigungsschrift geworden ist, steht der Satz: „Vor die Wahl gestellt, eine Ansicht zu opfern oder eine Torheit zu begehen, wählt ein praktischer Mann besser die erste Alternative.“ Das ist buchstäblich richtig und gilt nicht nur, worauf Fürst Bülow es beschränkt sehen möchte, für den Minister: auch für jeden Parteimann, sofern er über das öbste Klopffechtertum hinausragt. Dennoch glaube ich fast, daß Fürst Bülow in den Jahren seiner Kanzlerschaft bisweilen auch dann eine

Ansicht geopfert hat, wenn er wußte, daß er für solches Opfer nur eine Torheit eintauschte. Wer die preußisch-deutsche Welt kennt, wird ihm darum — zumal angesichts dessen, was nach ihm gekommen ist — keinen Vorwurf machen mögen. Auch die Wirkungsmöglichkeiten eines Kanzlers sind bei uns nicht unbeschränkt. Der Kanzler hat ja keine Verwaltung, durch die er zu herrschen vermöchte; hat sie selbst als preußischer Ministerpräsident nicht, wo er als primus inter pares doch mehr oder weniger in der Luft schwebt. Dazu kommen dann die persönlichen und traditionellen Hemmnisse, die wir alle kennen: der Einfluß des regierenden Herrn (neuerdings auch der des in irgend einer Zukunft Regierenden) und die stark~~e~~ gesellschaftlichen Mächte des alten Preußens. Kein Staatsmann kann alle Tag: die Kabinettsfrage stellen; ein jeder wird vielmehr, wenn er für Größeres sich aufzusparen wünscht, unterscheiden müssen zwischen beträchtlichen und weniger beträchtlichen Dingen und, um sein Lebenswert zu retten oder das, was er dafür hält, häufiger die Fünf eine gerade Zahl sein lassen müssen, als ihm vielleicht selber lieb ist. Das alles, scheint mir, sind Selbstverständlichkeiten, wenn schon der unglückselige dogmatische Gang der Deutschen, den auch Fürst Bülow in mancher scharf gemeißelten Wendung rügt, sie als solche nicht gelten lassen mag.

Zimmerhin: der vierte Kanzler hat doch die rechte Einsicht gehabt, und er hätte, wenn ihm die Zeit geworden wäre, aus dem Blockexperiment, das ja auch von ihm nur als Episode gedacht war, herauszufinden, aus der richtigen Erkenntnis am Ende uns auch den richtigen Weg geführt. Und heute? Heute sind wir wieder bei den „dligen Ermahnungen an den Liberalismus, er möge doch um Gottes willen den roten Nachbarn meiden“; unsere innere Politik — von der äußeren ist gar nicht erst zu reden — ist wieder schwunglos geworden, „engherzig bürokratisch und polizeilich ungeschickt“, und es fehlt nicht viel, daß die „Nordd. Allg. Stg.“, die ab und an auf den Wochenschluß mit allerhand schulmeisterlichen Überheblichkeiten aufwartet, die Volabel von der Reichsfeindschaft wieder aufnähme, um so den Fortschritt in die alte Negation hineinzuhaken. Wie Fürst Bülow über das heutige Regiment denkt, sagt er nicht, aber er läßt es doch wenigstens ahnen. Der Sehnsuchtschrei — wem von uns ringt er sich nicht laut oder leis von den Lippen? — nach der „zugleich starken und geschickten Regierung“ tönt zu oft durch das Buch, als daß er ganz ohne Beziehung auf unsere Gegenwart sein sollte. Und auch dieser Satz ist wohl als ein Gruß über die Alpen an den Herrn Nachfolger zu werten:

„Der Modus, ein Gesetz sozusagen auf den Markt zu werfen und an den Meistbietenden loszuschlagen, ist nur angängig, wenn eine Regierung so stark und zugleich so geschickt ist, wie es die Bismarcks war . . . Läßt die Regierung sich führen, so wird sie nur zu leicht erleben, daß ihr Gesetz im Hader der Parteien beim gegenseitigen Feilschen der Mehrheitsparteien bis zur Unkenntlichkeit entstellt und ganz etwas anderes erreicht wird, als was die Regierung eigentlich erreichen wollte.“

* * *

Wenn man älter wird, wird man ruhiger. Was nützte es auch, Herrn v. Bethmann mit starken Worten und Unfreundlichkeiten zu nahen: er hat ihrer seit 1909

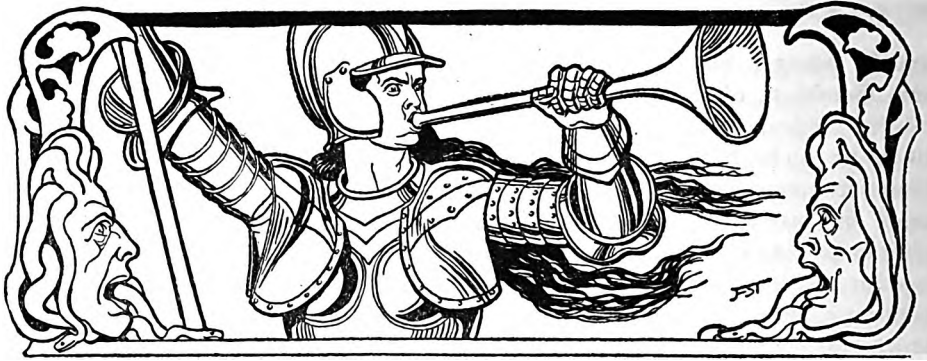
gerade genug vernommen. Vielleicht ist er wirklich der Ausbund von Edelsinn und Geradheit, als den ihn alle Provinzhonoratioren an ihren abendlichen Bierbänken preisen. Daß er aus bösem Willen uns so regierte, wie er uns eben regiert, ist zudem ja ohnehin ausgeschlossen. Das Abel — gerade wenn man die Bülowische Rechtfertigungsschrift studiert, wird einem das wieder besonders klar — sitzt ja wohl an einer anderen Stelle. Die ist das Amt des Reichskanzlers selber. Dies Amt ward nicht für den Durchschnitt der Geborenen geschaffen. Dafür fehlt (ebenso wie für eine Politik nach Bismarckschen Rezepten) die „Voraussetzung“: der eiserne Kanzler nämlich selber. Darum wird, fürchte ich, wer immer uns auch noch beschieden sein möge, an diesem Platz scheitern. Wenn an ihm zeitweilig Bernhard v. Bülow doch eine ganz gute Figur gemacht hat, so lag das an zweierlei Gründen. Zum ersten daran, daß der Kanzler und Graf Posadowsky, auch wenn sie sich nicht gerade schwärmerisch geliebt haben mögen, nach außen hin einander doch sehr glücklich ergänzten. Und dann war Fürst Bülow auf seine besondere Weise doch auch ein Stück Genie. Ein weit über den Durchschnitt kluger Mann von einer erstaunlichen Vielseitigkeit der Gaben, die auch der geistigen Oberschicht der Deutschen Anregung bot, sich mit ihr zu beschäftigen. Der unwillkürlich anzog, auch wo man sich im Gegensatz zu ihm fühlte. Ein Genie aber in der Kunst, die Menschen zu behandeln. Und auch derlei Genies gedeihen selten in unserer kalten — auch gesellschaftlich kalten — nordischen Luft.



Am Ziel · Von Karl Berner

Ich denke oft: Wie wird mein Sterben sein?
 Und weiß es doch: ich bin dann ganz allein,
 Und die ich liebte, sind vorausgegangen —
 Rein Laut ringsum . . . die Fenster sind verhangen . . .
 Und draußen liegt die Welt im Blütenschimmer!
 Rein Laut ringsum . . . die Fenster sind verhangen . . .
 Die Krankenschwester geht durchs stille Zimmer,
 Und durch des Wandermüden Seele zieht
 Aus Jugendland ein halbvergehn's Lied,
 Ein Freundeswort, und einer Stimme Klang,
 Die einst den Mann in Traum und Frieden sang.
 Die Nacht war heiß, der Morgen ist so kühl —
 Ein stummer Pilger ruht auf weichem Pfühl.





Das Duell¹⁷

Von Joseph Conrad

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. W. Günter

(Fortsetzung)

II.

Er hatte damit nicht mehr Erfolg als die übrige Garnison und die ganze Gesellschaft. Die beiden jungen Offiziere, bisher ohne sonderliche Bedeutung, wurden nun mit einem Schlage bekannt, da sich die allgemeine Neugier mit der Ursache ihres Streites beschäftigte. Madame de Lionnes „Salon“ war der Mittelpunkt kühner Vermutungen; die Dame selbst wurde eine Zeitlang mit Fragen bestürmt, da sie ja, so viel man wußte, die Letzte war, die mit diesen unglücklichen, tollkühnen jungen Leuten gesprochen hatte, bevor sie gemeinsam aus ihrem Haus hinausgegangen waren zu einem wilden Zweikampf mit Säbeln, in der Dämmerung, in einem Privatgarten. Sie beteuerte, daß sie in ihrem Benehmen nichts Auffälliges bemerkt habe. Leutnant Feraud sei sichtlich verstimmt gewesen, weil er abberufen wurde. Das war durchaus natürlich; kein Mann liebt es, in der Unterhaltung mit einer Dame gestört zu werden, die für ihre Eleganz und Empfindsamkeit bekannt ist. In Wahrheit ärgerte die ganze Sache Madame de Lionne, denn selbst durch den kühnsten Klatsch konnte ihre Person nicht mit dem Vorfall in Beziehung gebracht werden. Und es erbitterte sie, als die Vermutung aufgestellt wurde, es möchte eine Frau im Spiele gewesen sein. Diese Erbitterung entsprang nicht ihren eleganten oder schwärmerischen Neigungen, sondern einer mehr instinktiven Seite ihrer Natur, und ging schließlich so weit, daß sie es kategorisch verbot, unter ihrem Dache das Thema zu berühren. In der Nähe ihres Ruhebetts wurde dieses Verbot befolgt, weiter ab im Salon aber wurde das auferlegte Schweigen unaufhörlich gebrochen. Ein Mensch mit einem langen, bleichen Schafsgesicht meinte kopfschüttelnd, daß der Zwist wohl seit langem bestehe und durch die Zeit verschärft worden sei. Es wurde ihm entgegengehalten, daß die beiden Männer dafür zu jung seien. Außerdem stammten sie aus verschiedenen und weit entfernten Teilen Frankreichs. Auch gab es noch andere materielle Unmöglichkeiten. Ein Sub-

kommissär von der Intendantur, ein angenehmer und feingebildeter Junggefelle in Kaschmir-Breeches, Reitstiefeln und einem blauen, silberverbrämten Rock, regte an — er gab vor, an die Seelenwanderung zu glauben —, daß sich die beiden vielleicht in einem früheren Leben getroffen hätten. Die Fehde gehörte der vergessenen Vergangenheit an. Es könnte etwas sein, das in ihrer gegenwärtigen Daseinsform völlig unfaßbar scheine; doch in ihren Seelen lebe die alte Feindschaft fort und äußere sich in instinktivem Antagonismus. Er führte das Thema halb scherzhaft aus. Doch war die Affäre, vom gesellschaftlichen, militärischen und Ehrenstandpunkt ebensowohl wie vom Gesichtspunkt der Vernunft aus, derartig absurd, daß selbst diese überirdische Erklärung mindestens so vernünftig erschien wie jede andere.

Die beiden Offiziere hatten niemandem etwas Bestimmtes anvertraut. Die Demütigung, mit den Waffen in der Hand unterlegen, und das dunkle Gefühl, durch die Ungerechtigkeit des Schicksals in eine böse Patzche geraten zu sein, ließen Leutnant Feraud ein dumpfes Stillschweigen bewahren. Er mißtraute der Zuneigung der Menschen. Die würde sich natürlich dem geschneiegelten Stabsoffizier zuwenden. Er lag zu Bett und tobte gegen die hübsche Magd, die ihn mit Hingebung betreute und seine schauerlichen Auslassungen verschreckt anhörte. Daß Leutnant D'Hubert „dafür zahlen sollte“, schien ihr gerecht und natürlich. Ihre größte Sorge war, daß sich Leutnant Feraud nicht aufregen sollte. Er erschien ihr in ihrer Hergenseinfalt so ganz bewunderungswert und hinreißend, daß sie nur den einen Wunsch hatte, ihn rasch wiederhergestellt zu sehen, und sei es nur zu dem Zweck, daß er seine Besuche in Madame de Lionnes „Salon“ wieder aufnehmen könne.

Leutnant D'Hubert schwieg aus dem zwingenden Grund, weil er, außer einem dummen jungen Burschen, niemand hatte, mit dem er hätte sprechen können. Und dann war er auch dahinter gekommen, daß die Geschichte, obwohl dienstlich so ernst, auch eine komische Seite hatte. Wenn er darüber nachdachte, so hatte er wohl noch den Wunsch, Leutnant Feraud den Hals umzudrehen. Doch war dieser Wunsch eher bildlich als wörtlich zu nehmen und drückte mehr seine Gemütsverfassung aus, als einen bestehenden physischen Impuls. Zugleich hielt den jungen Mann ein Gefühl von Kameradschaft und Gutmütigkeit davon ab, Leutnant Ferauds Lage noch mehr zu verschlechtern. Er wollte nicht die ganze verheulene Geschichte lang und breit herumerzählen. Bei der Untersuchung würde er natürlich, zu seiner eigenen Verteidigung, die Wahrheit sprechen müssen. Die Aussicht ärgerte ihn.

Doch es fand keine Untersuchung statt. Die Armee zog ins Feld. Leutnant D'Hubert wurde ohne weitere Umstände freigelassen und nahm seinen Dienst im Regiment auf; und Leutnant Feraud, den Arm eben aus der Schlinge, ritt unbehelligt mit seiner Schwadron, um seine Genesung im Dampf der Schlachtfelder und in der frischen Luft der nächtlichen Bivaks zu vollenden. Diese kräftigende Kur bekam ihm so gut, daß er beim ersten Gerücht vom Abschluß eines Waffenstillstandes unbesorgt zu den Gedanken an seine eigene Fehde zurückkehren konnte.

Diesmal sollte es nach allen Regeln zugehen. Er schickte zwei Freunde zu Leutnant D'Hubert, dessen Regiment nur wenige Meilen entfernt lag. Diese

Freunde hatten an ihren Auftraggeber keine Fragen gestellt. „Ich bin ihm eins schuldig, dem eleganten Generalstäbler“, sagte er grimmig, und sie gingen fort, ganz zufrieden mit ihrer Mission. Leutnant D'Hubert fand ohne Mühe zwei Freunde, die ebenso diskret und ergeben waren. „Da ist dieser verrückte Kerl, dem ich eine Lektion geben muß“, hatte er kurz erklärt, und sie fragten nach keinem bessern Grund.

Daraufhin wurde an einem frühen Morgen an einem passenden Ort die Angelegenheit mit Duellsäbeln ausgetragen. Nach dem dritten Gang fand sich Leutnant D'Hubert auf dem Rücken im tauigen Gras liegen, mit einem Loch in der Seite. Zu seiner Linken hing die klar aufgehende Sonne über einer Landschaft von Wiesen und Wäldern. Ein Wundarzt — nicht der Flötenspieler, sondern ein anderer — beugte sich über ihn und untersuchte die Wunde.

„Knapp war's. Aber es wird nicht viel sein“, meinte er.

Leutnant D'Hubert hörte diesen Ausspruch mit Vergnügen. Einer seiner Sekundanten, der im nassen Grafe saß und ihm den Kopf stützte, sagte: „Das Waffenglück, mon pauvre vieux. Was willst du? Ihr solltet euch lieber vertragen, wie zwei gute Kameraden. Tu's doch!“

„Du weißt nicht, was du verlangst“, murmelte Leutnant D'Hubert mit schwacher Stimme. „Trotzdem, wenn er . . .“

In einem andern Eck der Wiese redeten die Sekundanten von Leutnant Feraud diesem zu, hinüber zu gehen und seinem Gegner die Hand zu reichen.

„Jetzt hast du's ihm heimgezahlt — quo diable. Es gehört sich so. Dieser D'Hubert ist ein anständiger Kerl.“

„Ich weiß schon, wie anständig diese Generals-Schmalz sind“, knurrte Leutnant Feraud durch die Zähne, und der düstere Ausdruck seines Gesichts schloß weitere Versöhnungsversuche aus. Die Sekundanten verbeugten sich aus der Entfernung und zogen sich mit ihrem Mandanten zurück. Im Laufe des Nachmittags empfing Leutnant D'Hubert, der sich als guter Kamerad und wegen seines offenen und gleichmäßigen Wesens großer Beliebtheit erfreute, zahlreiche Besuche. Es fiel auf, daß sich Leutnant Feraud nicht, wie es sonst üblich ist, viel in der Öffentlichkeit zeigte, um die Glückwünsche seiner Freunde entgegenzunehmen. Es hätte ihm daran nicht gefehlt, denn auch er war beliebt, wegen seines überschäumenden südlischen Naturells und seines schlichten Charakters. An allen den Orten, wo die Offiziere abends zusammenzutommen pflegten, wurde das Duell vom Morgen nach allen Seiten durchbesprochen. Obwohl diesmal Leutnant D'Hubert den Kürzern gezogen hatte, wurde doch seine Technik gelobt. Niemand vermochte zu leugnen, daß er sich bravourös gehalten hatte. Es wurde sogar geflüstert, daß er nur deshalb verwundet worden sei, weil er seinen Gegner habe schonen wollen. Doch viele wieder erklärten die Wucht und die Ausfälle des Leutnants Feraud für unwiderstehlich.

Die fechterischen Qualitäten der beiden Offiziere wurden offen besprochen; ihre Haltung gegeneinander aber, nach dem Duell, wurde nur leicht und mit Vorsicht kritisiert. Sie war unverföhnlich, und das war zu bedauern. Doch schließlich mußten sie selbst am besten wissen, was sie ihrer Ehre schuldig waren.

Das war keine Frage, in die sich die Kameraden viel einmischen konnten. Aber die Ursache des Streites war die allgemeine Ansicht die, daß sie aus der Zeit herrührte, wo sie beide in Straßburg in Garnison lagen. Der musikalische Wundarzt schüttelte dazu den Kopf. Sie lag viel weiter zurück, dachte er.

„Was, natürlich! Sie müssen ja die ganze Geschichte kennen“, riefen mehrere Stimmen voll Neugier. „Was war es denn?“

Er sah bedächtig von seinem Glas auf. „Wenn ich es auch noch so genau wüßte, so könnten Sie doch nicht erwarten, daß ich es Ihnen sage, da die beiden Hauptbeteiligten es vorziehen, zu schweigen.“

Damit verabschiedete er sich und hinterließ eine geheimnis schwere Stimmung. Er konnte nicht länger bleiben, denn die Stunde, die er dem Flötenspiel geweiht hatte, war nahe.

Nachdem er gegangen war, bemerkte ein ganz junger Offizier feierlich: „Ganz augenscheinlich sind ihm die Lippen versiegelt!“

Niemand bezweifelte die treffende Richtigkeit dieser Bemerkung. Sie erhöhte noch den Reiz der Angelegenheit. Mehrere Offiziere beider Regimenter machten, von reiner Gutmütigkeit und Friedensliebe geleitet, den Vorschlag, ein Ehrengericht zu bilden, dem die beiden jungen Leute die Aufgabe zu überlassen hätten, eine Versöhnung zustande zu bringen. Unglücklicherweise wandten sie sich mit dieser Idee zunächst an Leutnant Feraud, in der Annahme, daß dieser, nach seinem kürzlichen schönen Erfolg, sich zu einer gütlichen Beilegung bereit finden lassen würde.

Diese Annahme schien durchaus gerechtfertigt. Trotzdem schlug das Unternehmen fehl. Während des Nachlassens der seelischen Anspannung, das einer Befriedigung der Eitelkeit zu folgen pflegt, hatte sich Leutnant Feraud dazu herabgelassen, insgeheim den Fall zu überprüfen, und war sogar dazu gelangt, daran zu zweifeln, nicht, ob er völlig im Recht, sondern ob auch sein Benehmen ganz vernünftig gewesen sei. Unter diesen Umständen lehnte er eine Auseinandersetzung über das Thema ab. Der Vorschlag der Regimentsweisen brachte ihn in eine schwierige Lage. Er ärgerte sich darüber, und durch diesen Ärger erzwangte, infolge einer paradoxen Logik, seine Feindseligkeit gegen Leutnant D'Hubert von neuem. Wollte man ihn gar nie mit diesem Kerl in Ruhe lassen — mit diesem Kerl, der es so höllisch gut verstand, die Leute irgendwie herumzutreiben? Und doch war es schwer, diese vom Ehrentobel gebilligte Vermittlung glattweg abzuweisen.

Er wich dieser Schwierigkeit aus, indem er eine grimmig-reservierte Haltung einnahm. Er drehte an seinem Schnurrbart und brauchte vage Worte. Sein Fall sei ganz klar. Er würde sich eben so wenig schämen, ihn einem Ehrengericht zu unterbreiten, als er sich fürchte, ihn mit den Waffen zu vertreten. Er sehe keine Notwendigkeit, auf den Vorschlag einzugehen, bevor er sich versichert habe, wie sich sein Gegner dazu stellen wolle.

Später am Tage übermannte ihn die Erbitterung, und man hörte ihn an einem öffentlichen Orte spöttisch äußern, daß es so wohl für Leutnant D'Hubert das reine Glück wäre, denn beim nächsten Zusammentreffen brauche er nicht zu hoffen, mit der Kleinigkeit von drei Wochen Krankenlager davon zu kommen.

Diese großsprecherische Phrase konnte vom tiefsten Machiavellismus eingegeben sein. Südliche Naturen verbergen oft unter der äußerlichen Leidenschaftlichkeit in Wort und Tat einen gewissen Grad von Schlaueit.

Leutnant Feraud mißtraute der Gerechtigkeit der Menschen und wünschte durchaus kein Ehrengericht; und der oben erwähnte Ausspruch, der so gut zu seinem Temperament paßte, hatte auch den Vorzug, daß er seine Absichten förderte. Ob er so gemeint war oder nicht, jedenfalls fand er in weniger als vierundzwanzig Stunden den Weg in Leutnant D'Huberts Schlafzimmer. Demzufolge beantwortete Leutnant D'Hubert aus seinen Rissen heraus die Eröffnungen, die ihm am nächsten Tage gemacht wurden, mit der Feststellung, daß die Angelegenheit von der Art sei, die eine Diskussion ausschließe.

Das bleiche Gesicht des verwundeten Offiziers, seine schwache Stimme, die er immer noch vorsichtig gebrauchen mußte, und die höfliche Würde seines Tones machten auf seine Zuhörer großen Eindruck. Als dies alles draußen bekannt wurde, trug es mehr dazu bei, das Geheimnis zu verdichten, als die Prahlereien des Leutnants Feraud. Diesem letzteren kam der Ausgang sehr gelegen. Er begann an der allgemeinen Verblüffung Vergnügen zu finden und machte sich einen Spaß daraus, sie noch dadurch zu steigern, daß er eine verbissene Verschlossenheit zur Schau trug.

Der Oberst von Leutnant D'Huberts Regiment war ein grauhaariger, wetterharter Krieger, der sich über die mannigfache Verantwortung, die ihm oblag, eine einfache Ansicht gebildet hatte. „Ich kann nicht,“ sagte er sich, „meinen tüchtigsten Subalternen so um nichts und wider nichts zu Schaden kommen lassen. Ich muß der Sache privatim auf den Grund kommen. Er muß offen reden, und wenn der Teufel den Schwanz drauf hat. Der Oberst sollte für diese Jungen mehr als ein Vater sein.“ Und wirklich liebte er alle seine Leute mit der gleichen Liebe, die der Vater einer großen Familie für jedes ihrer Mitglieder zu empfinden vermag. Wenn menschliche Wesen durch einen Mißgriff der Vorsehung als bloße Zivilisten zur Welt kamen, so wurden sie im Regiment wiedergeboren, wie Kinder in eine Familie hineingeboren werden, und diese militärische Geburt allein zählte.

Beim Anblick des Leutnants D'Hubert, der ganz blaß und schmal vor ihm stand, durchzuckte ein aufrichtiges Mitgefühl das Herz des alten Kriegers. Seine ganze Liebe zu seinem Regiment — dieser Gesamtheit von Leuten, die er in der Hand hielt, die er verschiden und zurückziehen konnte, die sein Werkzeug war und sein Stolz und der alle seine Gedanken gehörten — schien einen Augenblick lang auf die Person des meistversprechenden Subalternen konzentriert. Er räusperte sich verdächtig und runzelte furchtbar die Stirn. „Sie müssen wissen,“ begann er, „daß ich mich den Teufel um das Leben eines einzelnen im Regiment schere. Ich wollte euch alle achthundertdreißig Leute und Pferde pfeilgerade im Galopp in die Hölle schicken, und das sollte mir nicht mehr ausmachen, als eine Fliege zu erschlagen!“

„Gewiß, mein Oberst. Sie würden an unserer Spitze reiten“, sagte Leutnant D'Hubert mit einem bleichen Lächeln.

Der Oberst fühlte, daß er unbedingt sehr diplomatisch vorgehen müsse, und begann grauenhaft zu brüllen. „Merken Sie sich, Leutnant O’Hubert, daß ich ruhig beiseite stehen und euch alle in den Hades reiten sehen könnte, wenn es nötig wäre. Ich bin der Mann, um selbst das zu tun, wenn das Wohl des Dienstes und die Pflicht gegen mein Land es von mir verlangten. Aber das ist undenkbar, also brauchen Sie es gar nicht weiter auszudenten.“ Er schoß greuliche Blicke, doch sein Ton wurde sanfter. „Da hängt noch ein wenig Milch an Ihrem Schnurrbart, mein Junge. Sie wissen nicht, was ein Mann wie ich imstande ist. Ich wollte mich hinter einer Hecke verkriechen, wenn... Grinsen Sie nicht, Herr! Was erlauben Sie sich? Wenn das kein Privatgespräch wäre, dann wollte ich... Schauen Sie! Ich bin dafür verantwortlich, daß das Leben aller, die meinem Befehl unterstehen, ganz ausschließlich nur für den Ruhm unseres Landes und die Ehre des Regiments aufs Spiel gesetzt wird. Verstehen Sie das? Gut, was zum Teufel soll es dann heißen, daß Sie sich von diesem Kerl von den siebener Husaren derart herrichten lassen? Das ist einfach schandbar!“

Leutnant O’Hubert ärgerte sich maßlos. Seine Schultern bebten leicht. Sonst gab er keine Antwort. Er konnte seine Verantwortlichkeit nicht abstreiten.

Der Oberst verschleierte den Blick und dämpfte die Stimme noch mehr. „Es ist erbärmlich!“ murmelte er. Und wieder änderte er den Ton. „Kommen Sie!“ fuhr er überredend fort, doch mit jener autoritativen Note, die der Kehle jedes guten Anführers innewohnt, „diese Geschichte muß geordnet werden, ich wünsche, daß Sie mir offen alles darüber sagen. Ich verlange es zu wissen, als Ihr bester Freund.“

Die zwingende Macht der Autorität, die überredende Wirkung der Güte machten auf einen Mann, der eben vom Krankenbett aufgestanden war, tiefen Eindruck. Leutnant O’Huberts Hand, die einen Stockknäuel umklammert hielt, zitterte leicht. Doch sein nordisches Temperament, sentimental, doch vorsichtig, und auch scharfblickend bei allem Idealismus, half ihm den Wunsch unterdrücken, sich die ganze mörderische Dummheit von der Seele zu reden. Der transszendentalen Weisheitslehre folgend, wandte er die Zunge siebenmal im Munde, bevor er sprach. Und dann äußerte er nur Worte des Dankes.

Der Oberst hörte zunächst interessiert zu, machte dann ein enttäuschtes Gesicht und runzelte schließlich drohend die Stirne. „Sie zögern? — Mille tonnerres! Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mich herbeilassen will, mit Ihnen zu verhandeln — als Freund?“

„Jawohl, mein Oberst,“ gab Leutnant O’Hubert höflich zurück, „ich fürchte aber, daß Sie als mein Vorgesetzter handeln würden, nachdem Sie mich als Freund angehört haben.“

Der Oberst klappte mit den Riefen. „Nun also, was ist’s damit?“ fragte er offen. „Ist es so verdammt schmutzig?“

„Das ist es nicht“, verneinte Leutnant O’Hubert mit schwacher, aber fester Stimme.

„Natürlich werde ich im Interesse des Dienstes handeln. Nichts kann mich abhalten, das zu tun. Warum, glauben Sie, will ich überhaupt davon wissen?“

„Ich weiß, daß es nicht müßige Neugier ist“, wehrte Leutnant D'Hubert ab. „Ich weiß, daß Sie klug handeln werden. Doch was wäre es mit dem guten Ruf des Regiments?“

„Der kann unter der jugendlichen Tollheit eines Leutnants nicht leiden“, sagte der Oberst streng.

„Nein. Dadurch nicht. Wohl aber durch böse Zungen. Man wird sagen, daß ein Leutnant von den vierer Husaren aus Angst vor seinem Gegner sich hinter den Oberst steckt. Und das wäre schlimmer, als sich hinter einer Hecke zu verkrühen — im Interesse des Dienstes. Darauf darf ich's nicht antommen lassen, mein Oberst.“

„Niemand würde es wagen, etwas derartiges zu behaupten“, begann der Oberst heftig, beendete den Satz aber in unsicherem Ton. Leutnant D'Huberts Tapferkeit war wohlbekannt. Doch der Oberst sah gut ein, daß der Mut zum Duell, der Mut zum Einzelkampf, mit Recht oder Unrecht als eine besondere Art von Mut gelte. Und es war hervorragend wichtig, daß ein Offizier seines Regiments jede Art von Mut aufzuweisen — und auch zu betätigen hatte. Der Oberst streckte die Unterlippe vor und sah mit merkwürdig stierem Blick ins Weite. Dies war der Ausdruck seiner Verblüffung, ein Ausdruck, den sein Regiment an ihm schlechterdings nicht kannte; denn Verblüffung ist ein Gefühl, das mit dem Rang eines Reiterobersten unvereinbar ist. Der Oberst selbst stand unter dem Druck der peinlich neuen Sensation. Da er das Denken nicht gewohnt war, außer in dienstlichen Angelegenheiten, die sich auf das Wohlergehen von Leuten und Pferden und deren richtige Verwendung auf dem Felde der Ehre bezogen, so arteten seine geistigen Anstrengungen in die stumme Wiederholung volkstümlicher Ausdrücke aus. „Mille tonnerres! . . . Sacré nom de nom! . . .“ dachte er.

Leutnant D'Hubert hustete schmerzlich und fügte mit matter Stimme hinzu: „Es wird tausend böse Zungen geben, die behaupten werden, ich hätte Angst gehabt. Und Sie würden doch sicher nicht wollen, daß ich das auf mir sitzen ließe. Dann könnte ich plötzlich ein Duzend Duelle anhängen haben, statt dieser einen Gesichte.“

Die zwingende Einfachheit dieses Arguments leuchtete dem Oberst ein. Er sah seinen Untergebenen fest an. „Sehen Sie sich, Leutnant!“ sagte er brummig. „Das ist ja der wahre Teufel von einer . . . Sehen Sie sich!“

„Mon Colonel“, begann D'Hubert von neuem, „ich fürchte die bösen Zungen nicht. Es gibt Mittel, um sie zum Schweigen zu bringen. Aber es handelt sich auch um meinen Seelenfrieden. Ich könnte das Bewußtsein nicht losbringen, daß ich einen Kameraden ruiniert habe. Was immer Sie auch veranlassen, es muß weitere Kreise ziehen. Die Untersuchung wurde eingestellt, — lassen Sie sie ruhen. Sie hätte Feraud unbedingt den Kragen gestofet.“

„Höh! Was! Hat er sich so schlecht benommen?“

„Ja. Es war reichlich schlecht“, murmelte Leutnant D'Hubert. Da er noch recht schwach war, so fühlte er Lust zu weinen.

Da der andere Mann nicht zu seinem eigenen Regiment gehörte, so fiel es dem Oberst nicht schwer, dies zu glauben. Er begann im Zimmer auf und ab

zu gehen. Er war ein guter Chef, einer diskreten Sympathie fähig. Aber er war auch in anderer Hinsicht menschlich, und das zeigte sich alsbald, da er keiner Verstellung fähig war.

„Der Teufel dabei ist nur, Leutnant,“ brach er in seiner Herzensunschuld los, „daß ich die Absicht ausgesprochen habe, der Geschichte auf den Grund zu kommen. Und wenn ein Oberst was sagt . . . Sie verstehen . . .“

Leutnant D'Hubert fiel ihm ernst ins Wort. „Ich bitte inständig, Oberst, lassen Sie sich mein Ehrenwort genügen, daß ich in eine verwünschte Lage kam, wo mir kein Ausweg blieb; ich hatte durchaus keine Wahl, mit Rücksicht auf meine Würde als Mann und Offizier . . . Genau genommen, Oberst, ist dies der Kern der Sache. Nun wissen Sie es. Das andere ist bloß Detail . . .“

Der Oberst blieb kurz stehen. Leutnant D'Huberts Ruf als vernünftiger, verträglicher Mensch fiel in die Waagschale. Kühler Kopf, warmes Herz, offen wie der Tag. Immer korrekt in seinem Benehmen. Man mußte ihm Glauben schenken. Der Oberst unterdrückte mannhaft eine ungeheure Neugier.

„Hm! Sie versichern, daß Sie als Mann und Offizier . . . keine Wahl? Heh?“

„Als Offizier — noch dazu als Offizier der vierer Husaren — nein!“ bekräftigte Leutnant D'Hubert. „Und das ist der Kern der Sache, Oberst.“

„Gut. Aber ich sehe immer noch nicht ein, warum man seinem Obersten . . . der Oberst ist ein Vater — que diable!“

Leutnant D'Hubert sollte noch nicht loskommen. Er begann mit Erniedrigung und Verzweiflung seine körperliche Schwäche zu merken. Doch der starre Eigensinn des Kranken beherrschte ihn, und zugleich fühlte er zu seinem Schmerz, daß ihm das Wasser in die Augen schoß. Diese Geschichte war zu schwer zu behandeln. Eine Träne rann über Leutnant D'Huberts eingefallene, bleiche Wange.

Der Oberstkehrte ihm hastig den Rücken. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. „Das ist so eine dumme Weibergeschichte — nicht?“

Bei diesen Worten fuhr der Chef herum, um die Wahrheit zu erhaschen; die ist nicht ein wunderschönes Wesen, das in einer Quelle wohnt, sondern ein scheuer Vogel, den man am besten mit List fängt. Das war der letzte Trumpf, über den die Diplomatie des Obersten verfügte. Er sah, wie unverkennbar sich die Wahrheit in der Bewegung ausdrückte, mit der Leutnant D'Hubert seine Augen und schwachen Arme in äußerster Abwehr zum Himmel erhob.

„Keine Weibergeschichte — heh?“ brummte der Oberst und blickte ihn scharf an. „Ich frage Sie nicht, wer oder wo. Ich will nur wissen, ob ein Weib im Spiel ist.“

Leutnant D'Huberts Arme sanken nieder und seine schwache Stimme klang heiser vor verhaltener Bewegung.

„Nichts derart, mon Colonel.“

„Auf Ihr Wort?“ beharrte der alte Soldat.

„Auf mein Wort.“

„Also gut“, sagte der Oberst gedankenvoll und biß sich auf die Lippe. Die Beweisgründe Leutnant D'Huberts, von seiner Vorliebe für den Mann unterstützt, hatten ihn überzeugt. Andererseits war es äußerst peinlich, daß diese Ver-

mittlung, aus der er kein Geheimnis gemacht hatte, kein greifbares Ergebnis haben sollte. Er hielt Leutnant D'Hubert noch einige Minuten zurück und entließ ihn dann freundlich.

„Legen Sie sich noch ein paar Tage hin, Leutnant. Was zum Teufel glaubt denn der Feldscher, daß er Sie zum Dienstantritt meldet?“

Beim Verlassen des Quartiers des Obersten sagte Leutnant D'Hubert dem Freund nichts, der ihn draußen erwartete, um ihn nach Hause zu bringen. Er sagte niemand etwas. Leutnant D'Hubert machte keine Eröffnungen. Am Abend jenes Tages aber tat der Oberst den Mund auf, als er in Gesellschaft des Zweitkommandierenden unter den Ulmen nahe bei seinem Quartier bummelte.

„Ich bin der Sache auf den Grund gekommen“, bemerkte er.

Der Oberstleutnant, ein braungebörter, kleiner Mann mit kurzem Badenbart, spitzte dabei die Ohren, ohne ein Zeichen von Neugier zu verraten.

„Es ist kein Spaß“, fuhr der Oberst orakelhaft fort. Der andere wartete lange, bevor er murmelte:

„Wirklich, Herr.“

„Kein Spaß“, wiederholte der Oberst und sah gerade vor sich hin. „Ich habe jedenfalls D'Hubert verboten, für die nächsten zwölf Monate, eine Forderung an Feraud zu senden oder eine von ihm anzunehmen.“

Er hatte dieses Verbot erfunden, um das Prestige zu wahren, das ein Oberst haben muß. Der Erfolg war, daß dem Geheimnis, das diesen tödlichen Zwist umgab, ein offizielles Siegel aufgedrückt wurde. Leutnant D'Hubert wies mit gleichmütigem Schweigen alle Versuche zurück, ihm die Wahrheit zu entlocken. Leutnant Feraud, innerlich erst ein wenig unfrei, gewann mit der Zeit seine Selbstsicherheit wieder. Seine Unkenntnis dessen, was der anbefohlene Waffenstillstand bezwecken sollte, verbarg er unter leicht höhnischem Lachen, als sei er höchst belustigt über etwas, das er für sich behalten wollte. „Aber was wirst du tun?“ pflegten ihn seine Kameraden zu fragen. Er begnügte sich, mit einem Anfluge von Eros zu antworten: „Qui vivra, verra.“ Und jedermann bewunderte seine Diskretion.

Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes bekam Leutnant D'Hubert seine Schwadron. Die Beförderung war wohlverdient, doch merkwürdigerweise schien sie niemand erwartet zu haben. Als Leutnant Feraud bei einem Offiziersabend davon hörte, murmelte er durch die Zähne: „So ist das?“ Und sofort nahm er seinen Säbel von einem Haken neben der Türe, schnallte ihn sorgsam um und verließ die Gesellschaft ohne ein Wort weiter. Er schritt gemessen nach Hause, schlug mit Stein und Stahl Feuer und zündete seine Unschlittterze an. Dann erwischte er einen unglücklichen Glaspokal vom Kamin und schleuderte ihn heftig zu Boden.

Jetzt, da dieser D'Hubert ein Offizier von höherem Rang war, konnte von einem Duell keine Rede mehr sein. Keiner von beiden konnte eine Forderung schicken oder annehmen, ohne sich damit vor ein Kriegsgericht zu bringen. Daran war nicht zu denken. Leutnant Feraud, der nun seit geraumer Zeit kein wirkliches Bedürfnis gefühlt hatte, Leutnant D'Hubert vor die Klinge zu bekommen, tobte



Oliven



Carlo Böcklin

gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals. „Glaubt er mir auf diese Art zu entkommen?“ dachte er enttäuscht. Er sah in dieser Beförderung eine Intrige, eine Verschwörung, ein feiges Manöver. Der Oberst wußte, was er tat. Er hatte sich beeilt, seinen Liebling für den nächsten Grad vorzuschlagen. Es war empörend, daß ein Mann imstande sein sollte, den Folgen seiner Handlungsweise mit so dunklen Winkeln auszuweichen.

Sorglos im Grunde, dabei von mehr rauflustigem als soldatischem Naturell, war Leutnant Feraud bisher zufrieden gewesen, aus reiner Liebe zum Waffenspiel Siege auszuteilen und zu empfangen, ohne viel an das Avancement zu denken; Doch nun erwachte in ihm der brennende Wunsch, vorwärts zu kommen. Dieser Fechter von Beruf beschloß, jede Gelegenheit zu benützen, um sich auffällig hervorzutun und sich, wie ein rechter Streber, bei seinen Vorgesetzten einzuschmeicheln. Er wußte, daß er tapfer war, wie nur irgend einer, und zweifelte keinen Augenblick an seinen persönlichen Reizen. Trotzdem schienen weder diese Reize noch die Tapferkeit sonderlich schnell zu wirken. Mit Leutnant Ferauds draufgängerischer, kampflustiger Haltung eines „beau sabreur“ ging eine Wandlung vor. Er begann bittere Anspielungen zu machen auf „geschmeidige Burschen, die sich überall anhängen, um vorwärts zu kommen“. Die Armee sei voll davon, sagte er oft; man brauche sich nur umzusehen. Immer aber hatte er nur einen einzelnen im Auge, seinen Gegner D'Hubert. Einmal vertraute er sich einem ergebenen Freunde an. „Weißt du, ich kann den maßgebenden Leuten nicht so um den Bart gehen. 's ist nicht meine Art.“

Er rückte erst eine Woche nach Austerlitz auf. Die leichte Kavallerie der großen Armee hatte eine Zeitlang alle Hände voll mit recht anregender Arbeit zu tun. Sobald aber die dienstliche Überbürdung etwas nachgelassen hatte, traf Kapitän Feraud Anstalten, ohne Zeitverlust ein Zusammentreffen zustande zu bringen. „Ich kenne den Vogel“, meinte er ingrimmig. „Wenn ich nicht scharf dazu schaue, dann wird er es fertig bringen, befördert zu werden über den Kopf von einem Duzend Leuten weg, die mehr wert sind als er. Das hat er heraus!“

Dieses Duell wurde in Schlesien ausgefochten, wenn schon nicht bis zu einer Abfuhr, so doch bis zum Stillstand. Die Waffe war der Kavalleriefäbel, und die Kunstfertigkeit, die Schule und das scharfe Angehen der beiden Gegner fand die ungeteilte Bewunderung der Zuschauer. Es wurde zum Gesprächsgegenstand an beiden Ufern der Donau und bis in die Garnisonen von Graz und Laibach. Sie kreuzten siebenmal die Klinge. Beide hatten verschiedene Wunden, die reichlich bluteten. Beide lehnten es mit augenscheinlich tödlicher Feindseligkeit nach jedem Gang immer wieder ab, den Kampf abzubrechen. Dieses Benehmen entsprang bei Kapitän D'Hubert dem aufrichtigen Wunsch, die Schererei ein für allemal loszuwerden; bei Kapitän Feraud einer furchtbaren Aufwallung seiner Rauflust und schmerzlich getränkter Eitelkeit. Schließlich, als ihre Hemden in Fäden herunterhingen und sie sich, zerrauft, über und über mit Blut bedeckt, kaum mehr auf den Beinen halten konnten, wurden sie mit Gewalt von ihren Sekundanten weggeführt, die zwischen Bewunderung und Grauen schwankten. Später, als sie von Kameraden um Einzelheiten bestürmt wurden, erklärten diese

Herrn, sie hätten es nicht zugeben können, daß diese Fleischhackerei endlos weitergehe. Auf die Frage, ob die Sache diesmal beendet sei, gaben sie der Überzeugung Ausdruck, daß der Streit nur beendet werden könne, wenn einer der Gegner tot am Platze bliebe. Die sensationelle Nachricht ging von einem Armeekorps zum andern und drang endlich bis zu den kleinsten Truppenteilen, die zwischen dem Rhein und der Save lagen. In den Wiener Cafés wurde, auf Grund genauer Nachrichten, die Ansicht vertreten, daß die Gegner in längstens drei Wochen würden wieder antreten können. Man erwartete etwas Unerhörtes auf dem Gebiet des Zweikampfs.

Diese Erwartungen wurden vernichtet durch dienstliche Verordnungen, die die beiden Offiziere trennten. Man hatte von ihrer Affäre offiziell keine Notiz genommen. Die war jetzt Gemeingut der Armee, und man konnte sich nicht leicht einmengen. Doch muß die Geschichte des Duells, oder vielmehr die ihrer streitlustigen Neigungen, ihrer Beförderung irgendwie im Wege gestanden haben, denn sie waren beide noch Kapitäne, als sie während des Krieges gegen Preußen wieder zusammentrafen. Sie wurden nach Jena mit der Armee des Marschalls Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo, nordwärts geschickt und ritten zusammen in Lübeck ein.

Erst nach der Besetzung dieser Stadt fand Kapitän Feraud Zeit, zu überlegen, wie er sich zu der Tatsache stellen solle, daß Kapitän D'Hubert zum dritten Adjutanten des Marschalls bestimmt worden war. Er dachte fast eine ganze Nacht darüber nach und berief am Morgen zwei treue Freunde.

„Ich habe es ruhig überdacht“, sagte er, und sah sie aus blutunterlaufenen, müden Augen an. „Ich sehe, daß ich mir diesen Intriganten vom Halse schaffen muß. Jetzt hat er sich in den Personalstab des Marschalls eingeschlichen. Das ist eine direkte Provokation für mich. Ich kann eine Situation nicht ertragen, in der ich täglich der Möglichkeit ausgesetzt bin, durch ihn einen Befehl zu erhalten. Und Gott weiß, was für einen Befehl noch dazu! So was ist schon einmal da gewesen — und das ist einmal zu viel. Er versteht das vollkommen, keine Angst. Ich kann euch nicht mehr sagen. Nun wißt ihr, was ihr zu tun habt.“

Diese Begegnung fand auf einem freien, ebenen Platz außerhalb der Stadt Lübeck statt; unter der Kavalleriedivision, die zu dem Armeekorps gehörte, herrschte allgemein die Ansicht, daß die beiden Offiziere diesmal zu Pferde losgehen sollten; und in Berücksichtigung dieses Wunsches war der Platz nach genauer Prüfung gewählt worden. Schließlich war dieses Duell eine Sache von Kavalleristen, und andauernd zu Fuß zu fechten müßte eine Geringschätzung der eigenen Dienstwaffe scheinen. Die Sekundanten, bestürzt über den ungewöhnlichen Vorschlag, beeilten sich, ihren Mandanten davon zu berichten. Kapitän Feraud stürzte sich blindlings auf die Idee. Aus irgend einem unerfindlichen Grund, der zweifellos mit seiner Seelenverfassung zusammenhing, hielt er sich zu Pferd für unbefleglich. Ganz allein in seinen vier Wänden, rieb er sich die Hände und triumphierte: „Ala! Mein Herr Stabsoffizier, jetzt hab' ich dich!“

Kapitän D'Hubert dagegen sah seine Sekundanten geraume Zeit starr an und zuckte dann leicht die Schultern. Die ganze Geschichte hatte ihm grund- und

hoffnungslos das Leben erschwert. Eine Geschmacklosigkeit mehr oder weniger in ihrem Verlauf tat nichts zur Sache, — Geschmacklosigkeiten waren ihm widerwärtig; doch höflich wie immer, zeigte er ein leicht ironisches Lächeln und sagte mit seiner ruhigen Stimme: „Es wird sicher eine angenehme Abwechslung sein.“

Als er allein war, setzte er sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Er hatte sich in der letzten Zeit nicht geschont und der Marschall hatte seine Adjutanten ungemein hart beansprucht. Die letzten drei Wochen des Feldzuges, in schauerlichem Wetter, hatten seine Gesundheit angegriffen. Wenn er übermüdet war, fühlte er Stiche in der Wunde, und dieses peinliche Gefühl bedrückte ihn immer sehr. „Da ist auch der Rohling dran schuld“, dachte er bitter.

Den Tag zuvor hatte er einen Brief von Hause erhalten, mit der Nachricht, daß seine einzige Schwester nächstens heiraten würde. Er überlegte, daß er sie seit der Zeit, als sie neunzehn und er sechsundzwanzig gewesen, als er nach Straßburg in Garnison gekommen war, nur zweimal flüchtig gesehen hatte. Sie waren dicke Freunde und Vertraute gewesen; und nun würde man sie einem Mann geben, den er nicht kannte — einem durchaus würdigen Bewerber zweifellos, aber doch nicht halb gut genug für sie. Seine alte Leonie würde er nie wieder sehen. Sie hatte einen offenen Kopf und feinen Takt; sie würde es sicher verstehen, den Mann zu behandeln. Über ihr Glück war er beruhigt, aber er fühlte sich von dem ersten Platz in ihrem Herzen verdrängt, der ihm gehört hatte, seit das Mädel sprechen konnte. Eine weiche Sehnsucht nach den Tagen seiner Kindheit erfaßte Kapitän D'Hubert, dritten Adjutanten des Prinzen von Ponte Corvo.

Er warf den Glückwunschbrief beiseite, den er pflichtgemäß, doch ohne Begeisterung begonnen hatte. Er nahm einen frischen Bogen und schrieb darauf die Worte: „Dies ist mein Testament und letzter Wille.“ Während er dies überlas, gab er sich trüben Betrachtungen hin; eine Vorahnung, daß er nie die Stätten seiner Kindheit wiedersehen würde, bedrückte sein seelisches Gleichgewicht. Er sprang auf, stieß seinen Stuhl zurück, gähnte ausgiebig, zum Zeichen, daß er auf Vorahnungen nichts gebe, warf sich auf sein Bett und schlief ein. Während der Nacht erschauerte er ein paarmal, ohne aufzuwachen. Morgens ritt er zwischen seinen zwei Sekundanten zur Stadt hinaus, sprach von gleichgültigen Dingen und sah, anscheinend unbetümmert, rechts und links in die schweren Morgennebel, die über den Hecken und den ebenen grünen Feldern lagerten. Er sprang einen Graben und sah, daß sich viele Reiter im Nebel bewegten. „Wir sollen vor einer Galerie fechten, scheint's“, murmelte er bitter.

Seine Sekundanten schienen wegen des Nebels besorgt, doch nun kämpfte sich eine bleiche, tränkliche Sonne durch die Dampfschwaden, und Kapitän D'Hubert gewahrte drei Reiter, die sich von den anderen absonderten. Es war Kapitän Feraud mit seinen Sekundanten. Er zog den Säbel und überzeugte sich, daß er fest an seinem Handgelenk hing. Nun ritten die Sekundanten, die bisher, die Köpfe ihrer Pferde zusammengedrängt, in einer dichten Gruppe gehalten hatten, in leichtem Galopp auseinander und ließen ein breites offenes Feld zwischen ihm und seinem Gegner. Kapitän D'Hubert warf einen Blick auf die bleiche Sonne und die trüben Felber; die Unsinnigkeit des bevorstehenden Kampfes stimmte

ihn trostlos. Aus einem fernen Teil des Feldes klang eine Stentorstimme, die in gemessenen Abständen Kommandos brüllte: *Au pas — au trot — charrez!* . . . Todesahnungen kommen einem nicht umsonst, dachte er im Augenblick, als er seinem Pferd die Sporen gab.

Und deshalb war er mehr als überrascht, als sich Kapitän Feraud gleich im ersten Gang einem Stirnhieb bloßgab, so daß er durch das strömende Blut geblendet und der Kampf also beendet wurde, bevor er noch richtig begonnen hatte. Eine Fortsetzung war unmöglich. Während Kapitän Feraud grauenhaft fluchte und zwischen seinen beiden schreckensstarrten Freunden im Sattel schwankte, sprang sein Gegner wieder den Graben auf die Straße hinaus und trabte zwischen seinen beiden Sekundanten heim; diese schienen von Ehrfurcht ergriffen vor dem raschen Abschluß des Renkontres. Abends beendete Kapitän D'Hubert den Gratulationsbrief zu seiner Schwester Hochzeit.

Er beendete ihn spät. Es war ein langer Brief. Kapitän D'Hubert ließ seiner Laune die Zügel schießen. Er sagte seiner Schwester, daß er sich recht einsam fühlen werde, nach diesem großen Wechsel in ihrem Leben. Doch dann würde auch für ihn der Tag kommen, zu heiraten. Er dachte tatsächlich schon an die Zeit, wenn in Europa niemand mehr zu bekämpfen und die Kriegsepoche vorüber sein würde. „Ich hoffe dann“, schrieb er, „in nächster Nähe eines Marschallstabes zu sein, und du bist dann eine erfahrene verheiratete Frau. Du sollst mir eine Frau aussuchen. Ich werde dann wohl schon kahl sein und ein wenig ‚blasé‘. Ich werde ein junges Mädchen brauchen, hübsch natürlich und mit einem großen Vermögen, das es mir ermöglichen soll, meine ruhmreiche Laufbahn inmitten des Prunks zu beenden, der meinem hohen Range zukommt.“ Er schloß mit der Nachricht, daß er eben einem lästigen, streitsüchtigen Burtschen eine Lektion gegeben habe, der sich einbilde, Grund zur Klage gegen ihn zu haben. „Wenn Du aber in den Tiefen Deiner Provinz,“ fuhr er fort, „jemals sagen hörst, daß Dein Bruder streitsüchtig sei, dann glaube Du das unter keiner Bedingung. Es ist nicht zu sagen, welcher Klatsch aus der Armee Dein unschuldiges Ohr erreichen mag. Was immer Du hörst, Du magst versichert bleiben, daß Dein Dich liebender Bruder kein Raufbold ist.“ Dann zerknüllte Kapitän D'Hubert den leeren Bogen mit der Aufschrift: „Dies ist mein Testament und letzter Wille“, und warf ihn hell auflachend ins Feuer. Er kümmerte sich keinen Pfifferling darum, was der Narr tun konnte. Er war plötzlich zu der Überzeugung gekommen, daß sein Gegner völlig machtlos sei, sein Leben irgendwie zu gefährden, höchstens daß er in den köstlichen, lustigen Pausen zwischen den Feldzügen noch für einen besonderen Anreiz sorgen konnte.

Von da ab sollte es jedoch in der Laufbahn des Kapitäns D'Hubert keine Friedenspausen mehr geben. Er sah die Schlachtfelder von Eylau und Friedland, marschierte kreuz und quer, im Schnee, im Morast, im Staub der polnischen Ebenen, und holte sich allerwärts in ganz Nordost-Europa Auszeichnung und Beförderung. Inzwischen machte Kapitän Feraud, der mit seinem Regiment nach Süden geschickt worden war, in Spanien einen wenig befriedigenden Krieg mit. Erst als die Vorbereitungen für den russischen Feldzug begannen, wurde er wieder nach Norden befohlen. Er verließ das Land der Mantillas und Orangen ohne Bedauern.

Die ersten Anzeichen einer nicht unvorteilhaften Rahlheit ließen Oberst D'Huberts hohe Stirn noch höher erscheinen; doch war sie nicht mehr weiß und glatt, wie in den Tagen seiner Jugend. Der kindlich offene Blick seiner blauen Augen war etwas hart geworden, als habe er viel durch den Schlachtenampf gespäht. Oberst Ferauds pechschwarzer Schopf, rauh und kraus wie Koffhaar, zeigte an den Schläfen viele Silberfäden. Ein abscheulicher Krieg, mit Hinterhalten und unrühmlichen Überfällen, hatte seine Gemütsstimmung nicht gehoben. Die schnabelartige Krümmung seiner Nase wurde noch störend hervorgehoben durch zwei tiefe Falten zu beiden Seiten des Mundes. Seine runden Augenhöhlen waren von Krähenfüßen eingefasst. Mehr als je erinnerte er an einen reizbaren, starr blickenden Vogel — etwa eine Kreuzung zwischen einem Papagei und einer Eule. Er hatte immer noch eine ausgesprochene Abneigung gegen „intrigante Burschen“. Er benutzte jede Gelegenheit, um zu betonen, daß er sich einen Rang nicht im Vorzimmer von Marschällen geholt habe. Die Unglücklichen, Zivilisten oder Militärs, die in der besten Absicht Oberst Feraud um die Erzählung baten, wie er zu der auffallenden Narbe an der Stirn gekommen sei, wurden zu ihrer Verblüffung auf die verschiedenste Weise angeschnauzt, bald sadgrob, bald unverständlich höhnisch. Junge Offiziere wurden von ihren erfahrenen Kameraden wohlmeinend gewarnt, die Narbe des Obersten nicht auffällig zu betrachten. Doch hätte ein Offizier wirklich sehr jung im Dienst sein müssen, um nicht die legendenhafte Geschichte dieses Duells gehört zu haben, das durch eine geheimnisvolle, unverzeihliche Beleidigung entstanden war.

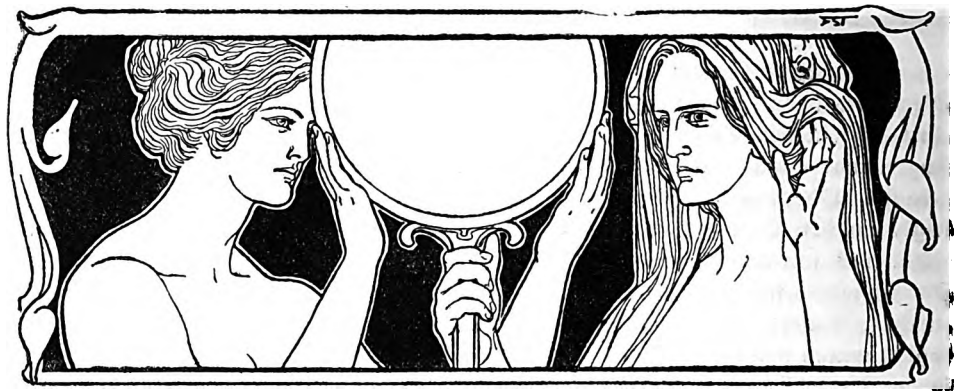


Schwärmerei · Von Kurt Arnold Findeisen

Ich kannte ein Proletenherz,
 Das viel an Glanz und Glück versäumt,
 Das, früh entwöhnt von Wunsch und Traum,
 Doch einen seltsam schönen Wunsch geträumt:

In schimmerndem Blütenüberfluß
 Vergessen mal Hämmern und Losen,
 Mal Zeit zu haben, mal auszuruhn
 Tief in Kommerzientrats Rosen!





Die gegenwärtige militärische Lage Deutschlands

Von A. B.

Schon seit geraumer Zeit vergeht kein Tag mehr, an dem nicht in der gesamten deutschen Presse auf die gewaltigen militärischen Rüstungen unserer Nachbarn im Osten und Westen hingewiesen wird. Inwieweit und ob überhaupt die deutsche Regierung hierbei informierend mitwirkt, ist schwer zu sagen. Die Ansichten über diese Pressenachrichten gehen natürlich in der deutschen Bevölkerung weit auseinander: die Friedensapostel halten die Berichte der Zeitungen für unwahr, zum mindesten für stark übertrieben, während unüberlegte Hitzköpfe für einen baldigen Krieg eintreten, um den Gegner noch beim Rüsten zu stellen. Nun denn: beide Auffassungen dürften unzutreffend sein. Nichts weniger als friedfertig ist das Tun und Treiben Rußlands und Frankreichs, deshalb aber den Kopf zu verlieren und loszuschlagen zu wollen, ist erst recht kein Grund vorhanden! —

Die im Sommer vorigen Jahres mit überwiegender Reichstagsmehrheit beschlossene und durchgeführte bedeutende Heeresvermehrung — wohlgemerkt: erst dann beschlossen, als Frankreich der Welt kundtat, daß es die dreijährige Dienstzeit wieder einführen wolle! — erschien einem jeden Deutschen, mochte er auch ein noch so großer Heeresfanatiker sein, auf lange Zeit hinaus für ausreichend. Dies ursprüngliche Übergewicht des deutschen Heeres hat sich nun allerdings im Laufe des letzten Jahres wesentlich zu Deutschlands Ungunsten verschoben. Allerdings hätte Deutschland mit seinen 25 Armeekorps von Frankreich mit 22 Armeekorps allein nichts zu befürchten — obschon der Löbelsche Jahresbericht von 1913 und die sich auf amtliches französisches Material stützenden sehr genauen und sachlichen Angaben militärfachwissenschaftlicher Zeitschriften auch jedem Laien beweisen, daß die französische Armee der deutschen tatsächlich an Zahl überlegen ist. Doch die Zahl allein ist es bekanntlich nicht, welche die Stärke einer Armee ausmacht: Ausbildung, Organisation und Führung sind Faktoren, die man nicht vergessen darf,

in die Berechnung einzustellen. Daß das deutsche monarchische Prinzip ebenfalls ein erhebliches Plus gegenüber dem republikanischen Prinzip Frankreichs bedeutet, haben hervorragende französische Offiziere und Politiker des öfteren ohne weiteres zugegeben. (Freilich kann sich dieser Umstand einmal sehr schnell ändern, denn Frankreich neigt unbedingt zum monarchischen Prinzip, jetzt mehr denn je: nur fehlt es noch an einer geeigneten Persönlichkeit, welche imstande ist, die ja nur zu leicht zu entflammenden Pariser — und damit natürlich die Franzosen überhaupt — mit sich fortzureißen.)

Die deutsche Heeresvorlage führte den Franzosen jedoch vor Augen, daß sie mit ihrem Können auf dem Gebiete der Heeresvergrößerung tatsächlich an der Grenze des für sie Möglichen angelangt waren — die Ausdehnung der dreijährigen Dienstzeit auch auf die junge Intelligenz des Landes war wohl das größte Opfer, welches die Republik brachte. Frankreich kann tatsächlich sein Heer nicht mehr verstärken.

Anders Deutschland. In ihm ist noch die Kraft enthalten, sein Heer — wenn nötig — in ganz bedeutendem Maße zu vermehren. Ist die deutsche Bevölkerungsziffer doch der französischen um mehr als ein Drittel überlegen — ganz abgesehen von der größeren Durchschnittsziffer der Diensttauglichen in Deutschland überhaupt. Frankreich sah also sein Bestreben, dem Deutschen Reiche allein dereinst den siegreichen Fuß auf den Nacken zu setzen, vereitelt. Aber von seinen „Revanche-Ideen“ ist Frankreich nie abgegangen, wird nie davon abgehen. Déroulède, der größte Revanchefanatiker, ist zwar tot, doch damit nicht etwa die Sucht nach Revanche. Wer dies uns Deutschen anders sagen will, sagt die Unwahrheit. Jeder Kenner der Psyche des französischen Volkes wird dies bestätigen! Warum denn die immer wieder erscheinenden Broschüren in Paris und im übrigen Frankreich, geschrieben von Politikern, Offizieren, Juristen, welche die heranwachsende französische Jugend immer von neuem aufpeitschen, anfeuern, nur ja nicht nachzulassen im Verlangen nach „Revanche“?

Frankreich fühlt sich zu diesem von ihm glühend herbeigesehnten Entscheidungskampf zwischen dem führenden germanischen und romanischen Staat allein zu schwach. Deshalb das starke Anlehnungsbedürfnis an eine andere Großmacht, an Rußland. Noch nie war das Einvernehmen zwischen den beiden verbündeten Großmächten ein derart herzliches, von deutscher Seite nie für möglich gehaltenes, wie seit dem Spätsommer 1913. Alles muß seinen Grund haben — besonders in der Politik. Niemals werden Gefühlsmomente in dem Verhältnis von Staaten zueinander ausschlaggebend sein! Der Grund ist leicht zu finden: Frankreich ist von jeher Rußlands Bantier gewesen, Rußland Frankreichs Hauptschuldner. Nach der letzten Berechnung sind etwa 14 Milliarden Franken in Rußland festgelegt — ein nicht unbedeutlicher Teil französischen Nationalvermögens! Da Rußland stets von neuem Geld gebraucht hat, so konnte Frankreich allmählich als immer von neuem williger Geldgeber auch seine Bedingungen stellen. Das ist keinem Staate zu verübeln — er betrachtet sich dabei als Kaufmann und will sein Geschäft machen. Die anlässlich der letzten Zweieinhalb-Milliarden-Anleihe gestellten Bedingungen enthielten die französische Forderung, von dieser Riesen-

summe einen großen Teil zum Ausbau des strategischen Bahnnetzes an Rußlands Westgrenze zu verwenden. Ein anderer bedeutender Teil der Anleihe fließt durch das bei Schneider-Creuzot bestellte neue Artilleriematerial in französische Taschen zurück. Nur unter diesen Bedingungen erhielt Rußland diese Anleihe, wovon die erste Rate — 650 Millionen Franken — vor kurzem von einem französischen Bankkonsortium zur Zeichnung im Lande aufgelegt wurde. Die Beteiligung daran war sehr gut. Der neue französische Goldstrom beginnt bereits in das Reich des Zaren zu fließen.

Die russische, zum Teil mit französischem Gelde arbeitende Presse beeinflusst seit langer Zeit die öffentliche Meinung Rußlands sehr geschickt und mit gutem Erfolg in deutschfeindlichem Sinne. Angeblich wird diese Richtung von einer gewissen Hofclique energisch unterstützt. Der Zar ist trotz seines guten Willens hiergegen machtlos. Schon im vorigen Jahre bereiste eine französische Militärmission unter Führung des französischen Generalstabschefs die russische Westgrenze, besichtigte und begutachtete die russischen Befestigungsanlagen an der preußischen und österreichischen Grenze. Eine sehr energische Inangriffnahme neuer bedeutender Befestigungsanlagen russischerseits war der Erfolg. Eine Inspizierung mehrerer russischer Korps hatte zur Folge, daß die Ausbildung der russischen Reservisten nach französischem Muster eingeführt wurde. Während vor zwei Jahren dafür kaum Mittel angefordert wurden, beträgt gegenwärtig die Summe mehr als 12 Millionen Rubel. 37 Armeekorps, 24 Kavalleriedivisionen, 7 selbständige Kavalleriebrigaden zählte Rußlands Armee bisher, davon 27 Armeekorps, 13 Kavalleriedivisionen in Europa (kaukasischer Armeebereich nicht mitgerechnet). Auf französischen Vorschlag ist nach Mitteilung der „France militaire“ die Dienstzeit im russischen Heere um 3 Monate verlängert worden: die Infanterie dient also von nun ab $3\frac{1}{4}$, berittene Truppen $4\frac{1}{4}$ Jahr. Außerdem ist das Rekrutentontingent wesentlich erhöht worden. Es besteht die Absicht, im Laufe dieses Jahres 3 neue Armeekorps in Europa, 2 solche in Asien aufzustellen. Besonders tüchtige französische Offiziere haben ständig Fühlung in allen Heeresfragen mit der russischen Heeresverwaltung. Französische Anleitung hat im russischen Heere vorzügliche Früchte gezeitigt: durch die eifrig geförderten strategischen Bahnbauten an der Westgrenze werden die Zeiten für die Mobilmachung der russischen Armee in Zukunft wesentlich verkürzt, die Grenzkorps sind allmählich, verstoßen auf einen sehr beachtenswerten Etat gebracht worden, der kaum wesentlich hinter den vorgesehenen Kriegsstärken zurückbleiben dürfte. Immer spärlicher kommen genaue Berichte von den Rüstungsvorbereitungen an unserer Grenze in die russische Öffentlichkeit: schon seit geraumer Zeit hat die russische Regierung ein drakonisches Pressegesetz für die Grenzbezirke erlassen, welches auch die geringfügigste Veröffentlichung militärischer Art mit harten Strafen bedroht. Kein Mensch wird in der Nähe von Befestigungs- und Bahnarbeiten geduldet — noch nie ist man gegen die deutsche Grenzbevölkerung, die gelegentlich auch auf russischem Grenzgebiete geschäftlich zu tun hat, so mißtrauisch und unduldsam gewesen wie gegenwärtig. Typisch ist es ferner, wie man der deutschen Bevölkerung in den russischen Ostseeprovinzen — von jeher die loyalsten Untertanen des Zaren —

zu Leibe geht: sie sollen noch russischer werden, als die Russen selbst. Dabei sind seit mehr wie hundert Jahren aus dem baltischen Adel Rußlands beste Generale, Rußlands tüchtigste Staatsmänner hervorgegangen!

Französisches Geld also hilft Rußlands Schwert schmieden, die französische Presse aber verkündet frohlockend, daß diese Riesenrüstungen sich ausschließlich gegen Deutschland, erst in zweiter Linie gegen Österreich richten! Und wohlgemerkt: Rußland rüstet, ohne durch irgend einen besonderen Umstand dazu veranlaßt zu werden! Aber verlockend ist ja für das Zarenreich der ihm von seinem Bundesgenossen neuerdings suggerierte Gedanke: nach einem für Deutschland unglücklichen Kriege soll Deutschland (in Gestalt einer Kriegsentfchädigung) die 14 Milliarden zahlen, die Rußland Frankreich schuldet. Die Summe ist es schon wert, daß dafür einige hunderttausend Söhne Rußlands auf dem Schlachtfelde bleiben! Wie leicht wiegen nach dortiger Auffassung Menschenleben!

Und der andere Alliierte Frankreichs? Es ist auffallend, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England sich in letzter Zeit auffallend gebessert haben, während die Wärme der Beziehungen zu Frankreich merklich nachgelassen hat. Doch wäre es falsch, darob einen Überschwang an Optimismus zu bekunden. Die englische Diplomatie ist von jeher derjenigen von ganz Europa darin überlegen gewesen, daß sie nur dann Bündnisse einging, Freundschaften schloß, wenn ein Vorteil für Albion dabei war. Die Tripelentente in ihrer ursprünglichen Form ist nicht mehr vorhanden — England fürchtet, beunruhigt durch Rußlands Rüstungen auch in Asien, für seinen wertvollsten Kolonialbesitz: für Indien. Das ist's, was eine Annäherung an Deutschland bewirkt hat, nichts anderes. Sache der deutschen Diplomatie ist es, diesen Punkt, an dem England sterblich ist, im deutschen Interesse geschickt auszunutzen. Wer zu bieten vermag, darf auch fordern.

Nun hat ja auch Deutschland seine Verbündeten, verfügen auch diese über wohlorganisierte Heere. Aber wie steht es um die Nachtmittel dieser beiden Staaten? — Aber 17 Armeekorps verfügt Österreich-Ungarn. Die neue Wehrevorlage ist bereits am 30. Oktober vorigen Jahres dem österreichischen Abgeordnetenhaus, erst am 28. Januar dieses Jahres dem ungarischen Abgeordnetenhaus vorgelegt worden. Parteilämpfe in beiden Häusern haben es bewirkt, daß diese Vorlage noch nicht zur Beratung kommen konnte. Und doch kann durch sie erst die so dringend notwendige Erhöhung der Friedenspräsenzstärke der einzelnen Truppenteile (ähnlich wie in Deutschland) erreicht werden! Zählt doch die Infanteriekompagnie in Österreich durchschnittlich nur 90 Köpfe; noch übler sieht es bei der Kavallerie usw. aus. Der russische Rubel rollt nicht umsonst in den slawischen Provinzen Österreichs. Ein engmaschiges Netz russischer Spionage ist über Österreich gezogen. In aller Erinnerung ist noch der „Fall Redl“. Man glaubte damals an einen Einzelfall — die Folge hat gelehrt, daß dem nicht so ist. Bald folgte die Verurteilung der Gebrüder Jandric zu langen, schweren Kerkerstrafen. Handelte es sich dabei um Offiziere slawischer Rasse (Redl war Tscheche, die Jandrics Serben), wo man vielleicht deshalb spitzfindige Entschul-

digungen hätte vorbringen können, so ist in der Person des Oberleutnant Jakob Iekhin ein deutscher Offizier wegen Spionage für Rußland zu 17½ Jahren schweren Kerkers (der Zuchthausstrafe in Deutschland entsprechend) verurteilt worden. Mehrere andere Spionageprozesse gegen Offiziere schweben noch. Wenn dies auch in einem großen Offizierkorps nur Einzelfälle sind, die seiner Güte in keiner Weise Abbruch tun können, so erhärten diese Fälle doch die beschämende Tatsache, daß gebildete Vaterlandsverteidiger von Beruf der Verlockung des Goldes — noch dazu zu so niedrigen Zwecken — nicht haben widerstehen können. In anderen Armeen wagt sich die Spionage nicht so leicht an den Offizier heran — eher beißen Unteroffiziere auf den lodenden Röder an. Der ehemalige russische Militärattaché in Wien, Oberst Jankiewitsch, hat während seiner Amtstätigkeit eine unheilvolle Tätigkeit entfaltet, mancher Offizier ist ihm zum Opfer gefallen, sobald er seinen Zweck erreicht hatte, ließ er ihn fallen.

Die Armee unseres italienischen Bundesgenossen zählt 12 Armeekorps, ein 13. soll in der Bildung begriffen sein, ferner ist für Lybien ein Kolonialkorps geschaffen worden. Wann nun auch die Nationalkraft Italiens unbedingt wesentlich gestärkt aus dem Kampfe um Tripolis hervorgegangen ist, so äußert sich doch das Blatt „Esercito“ freimütig dahin, daß die zwei Kriegsjahre nicht spurlos an Italiens Heer vorübergegangen sind: nach den Ausführungen dieses Blattes ist das Heer erschöpft, sogar in seinem Organismus gelodert. Das Land selbst hat gegenwärtig noch genügend mit dem Verdauen des lybischen Bissens zu tun, die Armee noch dauernd schwere Arbeit mit dem Festhalten der Kolonie. Und das Fazit: die beabsichtigte Heeresreorganisation konnte noch nicht in Angriff genommen werden.

Erfreuliche Stärkung haben dagegen die maritimen Machtmittel Österreichs und Italiens erfahren. Der Balkankrieg war für beide Staaten ein mächtiger Ansporn dazu. Vereint werden sie im Mittelländischen Meere einen gewichtigen Machtfaktor bilden — sehr zum Kummer Frankreichs, das aus Marinekatastrophen aller Arten nicht herauskommt und seinen Zukunftsraum, das Mitteländische Meer als ein ausschließlich französisches Meer zu beherrschen, immer mehr entschwinden sieht.

Die gegenwärtige militärische Lage Deutschlands ist also nichts weniger als rosig, wenn auch deshalb noch lange kein Grund zur Schwarzeherei und Schwarzmalerei vorliegt. — Deutschlands „schimmernde Wehr“ ist in jeder Weise intakt. — Dies müssen selbst die letzten vom russischen und französischen Generalstab veröffentlichten Berichte über die deutsche Armee und die deutsche Flotte zugeben.

Darüber aber darf man sich in Deutschland keinen Augenblick im Zweifel sein, daß es bei einem Zukunftskriege den ersten furchtbaren Stoß von West und Ost allein aushalten muß. Die Machtmittel unserer Verbündeten sind vorläufig nicht derart, daß sie als eine ausschlaggebende Entlastung Deutschlands auf beiden Kriegsschauplätzen anzusehen wären — die teilweise ungünstige geographische Lage unserer Verbündeten muß dabei mit in Rechnung gestellt werden.

Sache unserer Diplomatie ist es, die beiden mit Deutschland verbündeten Regierungen mit aller Energie auf ihre Bündnispflicht hinzuweisen. Wenn das Deutsche Reich allein die Lasten einer Aurrüstung tragen müßte, könnte leicht das Bündnisinteresse eine merkliche Abtühlung erfahren. Es liegt im eigenen Interesse unserer beiden Verbündeten, in Zukunft auch für Deutschland der selbe wertvolle Verbündete zu bleiben, der Deutschland ihnen ist. —

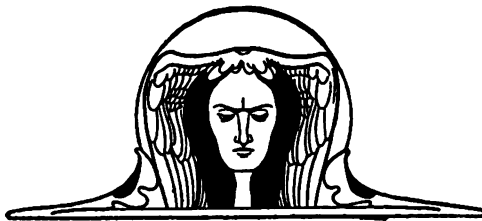


Warum leben und nicht selig sein?

(Nach dem Englischen des Philip James Bailey)

Von Toni Harten

Leben ist mehr denn Atemholen und Kreisen des Blutes,
 Fühlendes Herz und ein großer Geist ist sein wahrhaftes Wesen,
 Wirkliches Leben bleibt Memmen und kleinlichen Seelen verschlossen.
 Ein erhabner Gedanke, ein edles Gefühl, eine einzige
 Gute Tat vor der Nacht macht das Leben länger erscheinen,
 Länger als zählte ein jegliches Jahr wohl tausend an Tagen,
 Wie sie gemeinhin die Menschen verbringen. Wir leben in Taten,
 Nicht in Jahren, wir leben im Denken, mitnichten im Atmen,
 In Gefühlen und nimmer in eines Ziffernblatts Zahlen,
 Und mit dem pochenden Herzen sollten die Zeiten wir messen.
 Der lebt am meisten, des Denken am tiefsten ist und am reichsten,
 Der am edelsten fühlt, am besten und treuesten handelt.
 Leben ist nur ein Mittel zum Ziel für den, der in Ihm lebt:
 Gott, dem Anfang und Weg, dem unendlichen Ziel aller Dinge —
 Warum denn sollten wir leben und nicht zugleich selig sein?





Sechs Briefe vom Jahre 1783

Von Elisabeth Görres

Erster Brief.

Den 6ten May 1783.

Meine geliebte Eheuere Ridgen!
Vor deinem mit so lieben Brief sage ich dir meinen Herz-Innigsten Dank. Künftig hinn mögte ich mir aber ausgebethen haben deß öfteren von dir zu höhren seit dem 10ten Jenner /: der mir so Schmerzhliche Tag deiner Heurath, Schmerzlich! für uns welche du verlaßen hast:/ habe ich nur ein Mahl nachrigten von dir empfangen worauß ich mit Freuden ersabe, daß dein Glüt Vollkommen sey! mögte es auch ferner so seyn! Biß an das Ende deiner Tage. Daß du baldigs einem lieben Kindgen endgegen siehest freut mich mehr alß ich dir Ausdrücken kan — Gott gebe seynen Seegen und Gnade! Dir und dem künftigen Weltbürger! Bey uns ist Alles bey alter Weiße. Die Mutter bakkt Ihre Renomirten Mandlen Tortten und Rosienen plekgens — der Vater hat seine Sorgen seit dem Merz hat dem Ingerott seyn Sohn, der August in der Unteren Kirchgasse eine zweyte Seifensiedererey und thuet dem Vater sil Schaaden. Er hat bey seinem Oheim in der Residens gelernt und hat jek Mancherley Neumodige Sachen eingeführet, Golden und Silberne Zirathen an dene Opfer Kerzen — und weis gar höflich und kompläsant vor dene Leuthen zu springen und seine Reverenzen zu machen — er gibt auch das Pfund Seife um 4 Pfennige wohlfeiler ab, als der Vater um Ihm zu Trillen. Du weißt, daß er mit dem Vater in großer Feindschafft lebt und vile in unserm Städtgen sind dem Vater Gram, weil er oft so heißblütig und barrsch ist. Jzt ist er hartnedig und verkaufft seine Waaren um nichts Billiger, wir haben den Gesellen endlaßen, der Vater macht Alles allein. Wir hoffen aber, das es künftighinn wider beßer werden wird! wen nur der alte Stamm Uns treu bleibet — Du verlangts alle Geschehnüße so sich in unsern Städtgen zugetragen haben sol ich dir mitteilen, theureste Freundin. ich weiß dir Wenig Inträskantes zu berichten — auffer daß die Anngen dem Breitlinger von der Mühle Seyne jüngste Tochter endlich erlöhet ist — du besinnts dich wol auf ihr — seit vergangenem Jahre litte sie an der Lungenfucht! sie ist nicht mehr

als 17 Jahre alt geworden! Nun muß ich dir doch noch eine Neuigkeit erzählen, die dich in Erstaunen versetzen wird — nemlich dem Anngen seyne Schwester Constantia die Älteste die im Jenner zwey und zwanzig Jahr gewesen ist hat vor zwey Monathen den Gottlieb Fleischmann geheurathet, dem Sohn von dem Gabriel Fleischmann du entsinnest dich, daß er ein wenig pudlicht ist, der Sohn wird nun der Nachfolger im Gasthof an der Goldene Kadegeße, Wir waren alle ganz erstaunt, ob dieser Heurath, die Constantie war immer so hoch herauf und die Frau Volk sagte noch Lektens zu mir sie sey mit einem Brudersohn des Breitlinger versprochen der studirt in Jena Philosophie. Man höret reden das der Constantie ihr Vater soll viel Schulden haben die Müllerey bringt nicht mehr genung vor die große Familie — am Obren End waghst der Reich immer mehr zu und es kostet Ihm viel Geld ihm rein zu halten damit das Wasser immer zu lauffen kann! Er ist jetzt auf einmahl sehr alt geworden ganz weißes Haar und ist auch immerwährend krändlig — die 6 Mädgen sind nicht so leicht versorget — auffer der Constantia und dem Seeligen Anngen sind ja jetzt noch Louisgen und die 3 Kleinen im Hause und der alte Fleischmann sol sehr wolhabent seyn, und die Constantie kömt in ein behagligs Nestgen. Ich ist aber genung der Schreybererey wann ich nicht noch Einmahl den Post Tag versäumen will — wie oft denc ich deiner theuren Kidgen! 20 Mal am Tage dörrft nicht zureichen; Vergiß auch im Glücke nicht Deiner dir ewig zugetahnen Freundin

Anna Susanna Tornberg.

Zweiter Brief.

Constantia Breitlinger an ihre Schwester

Neuenwalde den 3ten July.

Lielgeliebte Einkigte Schwester!

Tausend Mal innigsten Dank sage ich dir für dein liebevolles Gedenden zu meinem Nahmenstage. Das Holändische Tuch ist ohnvergleichlich schön und kostbar viel zu Prächtigt für mich — wenn ich nicht wüßte, daß das Stük aus Eurem Geschäft ist gethraute ich mir kaum es an zu legen. Eheure Schwester! wie ohnendlich mir Euer Unglück zu herzen gehet vermöchte meine armseelige Feder dir nicht zu sagen, daß dein lieber Mann seyn Augenlicht jezt beynah ganz Verlohren hat, erschüderte mich aufs tieffte. Der Herr! erlegd dir eine harte Prüfung auf, es ist ein gar schlimes übel vornehmlich noch für einem Rauffmann seyne Sehkrafft zu verliren! Ach was nüzzet alle Ungedult und alle Tränen! was Gott uns schicket mus mann in Demuth Ertragen. Innigst treugeliebtes Lottchen! wollte Gott ich könnte zu dir eilen, um dich zu Trösten! Das Leid ist am Schwersten wan mann es für sich alleyn verschlißen muß, ach du hast gar zu Recht es ist eine bittere Wahrheit, daß wo Krantheitt ist da lehret auch gar bald die Sorge ein! So viel es in meine Kräfte stehet wil ich Euch von herzen gern helfen, mein Eheberr würd euch jeden Monath ein Paar Ristgen mit Butter und Eier und Sonstigs schicken mein Herr Schwiegervater machte ein sauer Gesicht als ich Ihm bath, er möchte euch auch ein Paar Thaler bahres Geld mitschicken und ich hörte hernach, als ich schon im anderen Zimmer war daß er zum Gottlieb sagte: Daß wär

ja noch Schöner, daß wir die ganze Familie Breitlinger Ernehren mögten — Ich geb kein Groschen — da tuen Sie auch ganz Recht Vater, endgernet zu meiner schmerzligsten andrünstung mein Mann; ist genung daß Sie dem Johann Breitlinger aus dem Sumff geholfen haben — dabey lacht er: buchstäblig aus dem Sumff und Beyde lachten lermend und hönisch. Ach mein Theueres Schwesterlein, wie gern wollte ich euch helfen und beystehen so vil ich könnte — ich binn auch sehr unglücklich seit meiner Heurath liebstes Lottchen! ich wünschte wir könnten beyfamen seyn und Ein ander in den Armen halten und Alles Leid erzählen — dem armen Anngen ist nun wohl obzwar sie viel gelitten hat vordem. Gott Allein! weiß wie ich leide als Gattinn dieses Mannes er quelt mich ohnsäglich, und ich kann es Niemanden sagen, auf welche Schlimme Weise, einmahl hat er mich geschlagen als ich Ihm sein Willen nicht tuhn wollte — Gott verzeihe mir die Sünde aber ich kann mich nicht auf das Kindchen freuen so ich von ihm unter meynen Herzen trag; villeicht kan ich es lieben wen ich es mit schmerzen geböhren habe — ich geh lezt im dritten Monath damit! manches Mahl wünscht ich es mögte tod auff die Welt kommen, denn mit mir und dem Gottlieb wird es villeicht einmahl ein schlechtes Ende nehmen. So ein armes Kind hat waarlich kein gutes Leben waß in Mitten zwey Eltern aufwaghet die sich nicht liebreich gesinnet sind — villeicht würd es mir auch ein Trost werden, wenn es nicht nach denen Fleischmanns schlagen thäte. Leb wol Schwestergen! Für diese Nacht ist noch ein Erlauchter Gast bey uns angefaget ein Graf seyn Nahmen vergas ich da giebt es noch viel Arbeit. Leb wol! leb wol. Ich umarme dich mit Thränen alsß deine gethreue Constantia.

Hast du Nachrichten von dem Befinden der Tante Cäcilie Breitlinger sie soll noch immer krändlig sein von einer starken Verkältung und kan sich gar nicht Erhohlen! Von Ihrem Christian vernahmen wir lange Nichts.

Dritter Brief.

Christian Friedrich Breitlinger an einen Freund

Jena den 12. Julius 1783.

Einzigster Freund!

Erinnerest du dich daß ich dir mit aller Bewegung meines Herzens einmahl einen Namen nennete, der mir das Theuereste bedeutete — denke ich jener Stunden, da ich mit heiligen Thränen von Ihr redete und mein Herz bis in seine Grund-vesten erbebte, wenn ich Ihrer gedachte, so drohen mir die Sinne zu schwinden! Oh Bruder! ich bin unglücklich ich leide ohnendliche Quaal bey dem Andenden des theuren Nahmens: Constantia! Sie niemals in meinen Armen halten dürffen diese Gluth dieses Fieber nicht an ihrem Busen löschen können! Diesen Engel berührt von den profanen Händen eines Ungeheures — pudlicht ist er! oh Freund, pudlicht — und wagt Sie zu berühren — Hephaisos und Venus — mein Kopf schmerzet mich oh Freund, dieses Mädchen verlieren und um weß Willen um Gold um schönödes Gold — oh ich könnte ihr fluchen wenn ich sie nicht so innig lieben möchte — kennst du Werthern, Freund? Oh dann kannst du ermeszen was mir im Busen brennt —

Zu Ihrem Geburtstage am 4 Januarius machte ich Ihr den Werther zum Geschenk. Wir lasen ihn zusammen mit thränenden Augen und Thränen erklickten fast gänzlich meine Stimme. Am Schluß seufzet sie in schmerzligem Sinnen verlohren: „Oh! Der Unglückliche!“ Ich stammlete: Constantia und blick ihr tief ins Auge und will ihr sagen mit welcher Leidenschaft mein Herz für sie entzündet ist, da kömmt mein Oheim ins Zimmer getreten mußtert mir scharf; alsdann setzt er sich und sagt zur Constantia: „Seh siehe nach Annchen, sie möchte etwan was haben wollen!“ Als die Thür hinter ihr geschlossen war, sagte er zu mir: „Sezz Dir nichts in den Kopf wegen der Constantie, sie ist schon versprochen an Jemandem der seyn gutes Brodt hat und wo sie keine Sorgen hat!“ Mir ist zu Muthe als hätte ich einen Faustschlag bekommen — ich verriethe mich aber nicht und frug ihn ganz ruhig: „Wen haben Sie denn für sie bestimmt?“ „Dieß brauchet noch Niemand wissen, antworthete er auch Constantie weiß noch nicht was für ein gutes Loos ihr winten thuet — ich wünsche daß du kein sterbend Wörtgen davon zu ihr schwäzzest, sonst laß dich in meinem Hause nicht mehr blicken. Es ist durchaus nothwendig, daß sie den Gottlieb heyrathen thuet, ich kann mit der Mühle nicht mehr Alle satt machen — das Noor und die Mummeln verkräuten mir den ganzen Reich und künftiges Jahr soll ich an den Ephraim Rosenberger 600 Thaler bezahlen.“ Ah! sag ich darauf! vor Zorn und Schmerz ganz auffer mir — so steht's, darum soll die Constantia verschachert werden — daß wird Sie noch gereuen, daß Sie ihr leibhaftiges Kind ins Unglück stossen. Da springt er auf ganz feuerroth im Gesicht und schreit: Pak dich zum Hause heraus, Pursche! Dieß ist meine Sach und du hast nicht nöthig dich daherein zu mengen — Marsch! Und laß dich nicht mehr in meinem Hause blicken du Hanswurst!“

Indem kömmt die Constantia zur Thür herein und höhet dieß: Vater! ruft sie bleich vor Schrecken, was haben Sie? Christian, hast du den Vater beleidiget?“ Ich sag voll Bitterkeit: Er hat mich zum Hause gewiesen es hat ihm nicht behagt, daß ich kein Gefallen findt an denen Handels-Geschäften, die er mit seiner Tochter anstellt — So leb denn nun wohl, Constantia.“ Sie steht und begreift nichts, ich gieng auf sie zu und nehm ihre Hand: leb wohl Constantia leb wohl! Und kann vor Thränen kaum sprechen! Sie sahe mich starr an, als ich in der Thüre binn, schreit sie laut auf: Christian! und der Alte schriehe: Hinaus!“ Ich tauch noch einmahl mein Auge in Ihres und stürz fort. Oh Freund, Freund! Wenn ich noch jene Stunde mir ins Gedächtniß rufe! Auf einmahl in den tiefsten Abgrund geworffen!

In Jena sezzte ich mich hinn und schrieb an den Oheim und beschwör ihm, noch zu warten mit seinem Entschluß über das Schicksal Constantiens — künftiges Jahr so hoffte ich den Doctor-Grad zu erlangen, und somit wollte ich ihm eine sichere Gewär geben für die Zukunft seiner Tochter, die ich mehr als mein Leben liebte u. s. f. indeß erhielt ich keine Antwort hierauf. Im May hör ich denn, daß die Constantie den jungen Fleischmann geheyrathet hat! Oh! geliebtester! kannst du meinen Schmerz ermessen — wie habe ich sie geliebt — der Schlaf flohe mich, immer sahe ich ihr Antlitz — Gott! Gott! dachte ich immerfort, es ist ohnmöglich sie zu verliehren! Oh Eheuerster! Wärest du bey mir und linderstes mein

wundes Gemüthe mit dem Balsam der Freundschaft. Ich muß sie noch einmahl sprechen — ich muß, ich muß — nur dieß wissen was jener Blick bedeutete, den sie mir beym Abschied zuwarff! Es wird eine furchtbaare bitter-süße Quaal seyn: Ihr ins Antlitz schauen, von ihr zu hören daß — oh Theurer! Sie mich geliebt hat, daß sie nur als gehorsamste Tochter handeln mußte — waß darauff kömmt, Freund, vermöchte ich nicht zu sagen! Oh wie sehr fühle ich mit Werthern wenn er zum Pistol greiffet um die Quaal zu endigen, fürchte nichts, Theurester! Ich will versuchen Ruhe und Sammlung zu finden in der Freundschaft und den hohen göttlichen Aufgaben, deren Erfüllung das Daseyn von uns fodern darf. Leb wohl, Geliebter, ich kann kein klaren Gedanken mehr faßen!

Für die Ewigkeit Dein Freund

C. F. Breitlinger.

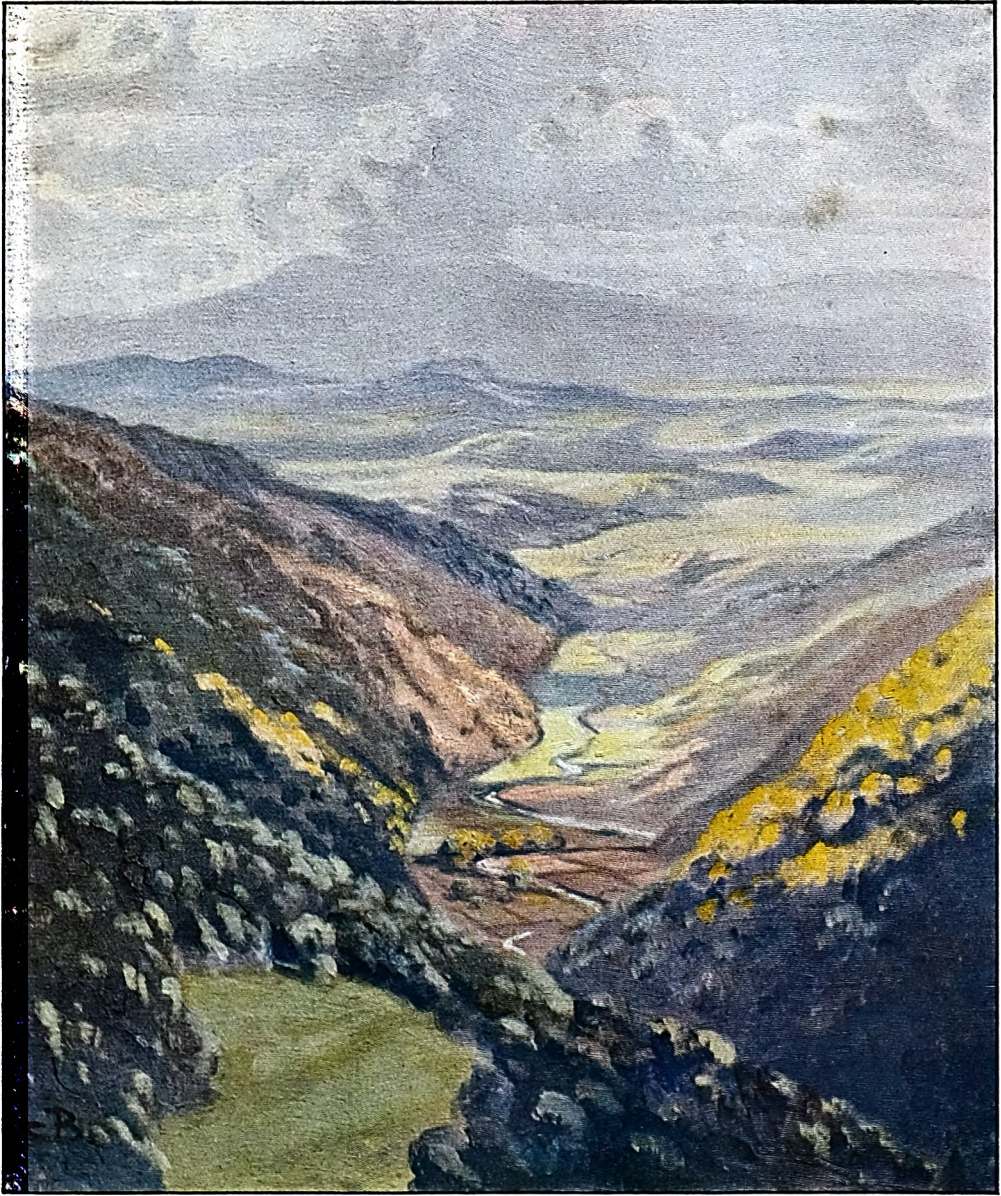
Vierter Brief.

Constantia Breitlinger an ihre Schwester.

N. den 24. September 1785.

Williebes Lottchen!

Wie herzkinnig freut es mich, daß deinem lieben Mann der Gebrauch seynes Auges wird erhalten bleiben. Gott! seye Lob und Preis davor hättet ihr nur ehnder die Heylkrafft der Rindsgalle versucht, die alte Frau die mir dieß Mittel für Euch sagte war beynabe erblindet da legte sie dreimahl von deme Beschriebne Brey auff und die Augen bekerten sich zusehens. Sie hatte das Wunderbaare Mittel von einem Schaaffhirthen. Gott! sey Dank daß mir wenigstens dießerhalb das Herz leichter ist — Gott allein weiß wie schwer mir ums Herze ist, das wir so vil Kummer und noth haben — der Herr hat unser pädlein schwer genug geladen: das arme Anngen todt, Louise scheint mir auch nicht recht gesundt auf der Brust zu seyn — Vater und du Lottchen mit Euere Sorgen! Ach und ich binn alß wenn man mich in ein Gefängniß eingespert hätte, und Martterte mich und ich dörrft nicht schreyen aber sag es Niemandem, Liebs Lottchen /: es könte den Vater bekütern er hat genug der Sorgen: / Du fragst mich nach dem Christian du solst alles höhren: er war vergangene Woche am Dienstag bey uns und dieß kamm so — seyne Mutter war schwer erkrankt und er ware am 16ten September mit Extra-Post zu ihr gereißt sie wurde aber bald beßer und er ist auf der Rückreise hier geblieben — — um mich noch Einmahl zu Sehen! Ach! Lottgen! es war dieß eine schmerzliche Stunde für uns Beyden ich wils Dir genau erzählen — also er kömmt eines abents um die 5te Stunde im Gasthof an, mein Gatte empfengt ihm und geleidtet ihm in seyn Zimmer. Du endsinst dich daß die zwey sich nicht kennen; der Christian war ja selten hier und Gottlieb ist die letzten drey Jahre im Rheinischen gewesen bey einem Jugendfreunde von seinem Vater — hat dortten den Rüperey betrib lernen sollen er erkante also den Christian nicht — der Gottlieb war im Begriff fort zu gehen und sagt zu mir: In Nummero 18 ist ein neuer Gast inloschirt, nehme das Gastbuch und er mög gefälligs seyn Nahmen und Reisezihl aufschreiben er scheint in guter Condition zu seyn seyn Zeug ist vom besten Ran-Kinett und in seyner Lederne Böhrlse klaperte es von Ductaten



Tal in den Sabinerbergen



Carlo Böcklin

— sieh zu das er eine Kerze und gute Leintücher bekömmt.“ Damit geht er fort ohn ein Lebe Wohl! es fieng schon an dunkel zu werden, und ich gieng mit dene sachen herauff und klingte die Thür auf — Vors Erste konnte ich nichts Unterscheiden ich sahe ein Mann im Stul sizzen den Kopf in die Hand gestützt. Darauff thrat ich näher an ihm herann und er ruft leise mit einem Lohnd daß es mich durchschüdterte: Constantia! Christian! antwortete ich, und zittre am ganzen Körper. Wo kömmt du deß Weges ist ein Unglück passiert? „Ach ich wollte dir noch ein Einzigs Mal guten Tag und lebe wol sagen! antworte er — dieß hat mich her Getrieben! Constantia: daß du mir noch einmahl die Hand Reichstes dies hab ich wol für meine Liebe verdihnt!“

Dabey springt er auf und siehet zum Fenster herauf. Ich stund ganz stille wie vom Blitz gerührt und fühl mein Herz schlagen. Schlichlich sagte ich zu ihm und erlandte meine eigne Stimme nicht „Christian!“ es wär wol beßer gewesen für uns beyde wan du nicht gekommen wärest mann muß dene Wunden Zeit laßen daß sie zu Narben — es kann ja iz alles nicht mehr helfen. Mann muß seyn Weg Wandern wohinn ihn das Schicksahl führet, wieviel Quaal und Leyden es auch koste!“ Er läffet mich garnicht ausreden: stamelt — „Engel Engel! ich kan nicht; warum kontest du nicht Mein werden — dißen Mann! würdlich verlohren. Du zereißest mein Herz! Und gans außer ihm stürzt er auf mich zu und preßt mich an seine Brust und stammelt immerwährend: Theureste! Geliebte! wie könte ich Deyn jemahls vergeßen — mir wandlete eine Unmacht an ich taumelde und fiel beynabe zur Booden. Er hielt mich fest und küßte mich wie von sinnen und ich — oh! Lottchen daß ichs dir gestehen mus — /: Er nahm alle meine Gedanken gefangen:/ ich dulbete seine Küße oh Lottchen! Es war mir wie im Traum ich lage in den Armen des innigst Geliebten Mannes — mir drohten die Sinne zu Schwünden vor. Bewegung. Ach Lottchen ich weis wohl das es Sünde war und Gott möge mir Verzeihen. Seyne Küße raubten mir Alle meine Kräfte — so stehen wir Beide und beeben und weinen und können nicht von ein ander loskommen, der Christian flüßderte Lottgen! und ich erriethe daß er an Werthern! dachte. Indem öffent sich die Thüre; Wir höhren nichts sind ganz verlohren in Unstrem Anblikte: auf einmahl reißt uns eine heißre Stimme aus der Schmerzhafften Endrückung und mein Mann packt mich am Arm und schreitt — diß ist also der Grundt warum du deinem Ehegatten weigrest waß du geschwohren hast! Das sollst du Büßen das du mich geheurathet hast damit deine elendige Sippe sich kan satt Stoppsen an meiner Tafel — Du Bulerinn Du Ehebrecherinn! Und will mich schlagen. Indem springt der Christian auf Ihm zu mit gebalter Faust und rufet embpöht: „Pfuy — Sie sind ein Elender Schufft — ein Weib Schlagen! Pfuy der Schande! Schämen müßen Sie sich. „Diß wär nicht das erste Mahl, stammelt ich außer mir. Ja! schriehe der Christian diesem Schurden solte man Erseuffen wie eine Rasse mit einem Mühlstein um den Halß getahn — dieses Weib bezizzen — rein und voller Güthe und Sanftmuth! Gottlieb heißet er Gottlieb! Ja Gott hat den Böswicht gezeichnet: und er weist auf seynen Rücken. Heraus! brüllt da der Fleischmann; „Ehebrecher Lump du! ohngeacht deß Andern Ehre in seyn Haus Eindringen! Der Christian reglte sich trozzig

und meynet: Sollts mir nicht Verlaubt seyn meine Waase zu begrüßen Herr Wirth?

„So! der Herr Christian Breitlinger ist der Saubre Patrohn — ich wollt ihm nur Empfehlen Sich hinnaus zu scheeren sonst könnte es mit gewaltht geschehn.“ Ich fürchte Sie nicht, antwortet der Christian und schreitet auf ihm zu und der Fleischmann weigt eilens zurük — „ich geh frey Willig Herr Wirth, und werde Ihnen nimmer mehr den Weg Creuzen! und Ihrer unglücklichen beklagens werthen Frau — sie sollen mir aber eines geloben als ein Christ bey Ihrer Seelen Seeligkeit: Laßt sie niehmals diese Unseelige Stunde endgelten. Sie ist ohne Schult, Ich allein bin schuldig daß ich meine Empfindung nicht züglen konte — Gott! seye mein Zeuge davor!“ Genung geschwätzt, schriehe der Fleischmann — Verlas er mein Haus, Musjöh!“ Alßdann lebet wohl, Waase, sagte der Christian. Gott! schüzz euch! Und diß für die Beche, Herr Wirth; und Er wirfft ihm einen guten Ductaten auf den Tisch. Indem gehet er zu der Tühre und blickt mich noch einmahl an. Ich stund wie von Stein und binn nicht fähig ein klahren Gedanken zu faßen. Mein Mann rennete aus dem Zimmer — mir tanzte es wie lautter feurigte Punkte vor den Augen — ich glaubte mein leztes Stündlein sey gekommen und fül das Rindlein in meinen Leibe unruhig sich Regen. Gottlieb! will ich schreien und schriehe Christian! und darnach schwunden mir die Sinne. Als ich wider bey mir binn lag ich auf dem Fußboden, und rings um mich ist Finsternüß im Zimmer und in meinen Ohren braußt es wie ein Wasser-Strohm — dann gieng die Tühr auf, und mein Mann sahe herein als wenn nichts geschehen war und sagt: Der Herr in Nummero 3 wil sein Nachtmal früer haben, er reuttet noch zur nacht fort. Zuvor erwarthe mich in der grüne Stube. Ich schlepp mich denn auch ins Prunkzimmer, da sizt der Alte Fleischmann und sagt feyerlig: „Sez dich hinn ich habe mit dem Gottlieb Berathen über deine schaamlose Auführung und Wir haben beschloßen keinen lerm in der Sache zu machen, wegen Unfre Angesehene Familie — indeßen wirßt du dem Gottlieb Buße leisten für dein jinfames Lügenhafftes Betragen! und auf den Knien Ihn um Verzeihung bitten — andren Falß ich deinen Vater seynen Hochmußt brechen werde indem ich ihn und seine Saubrige Sipschafft Presentir vor allen Leuten Augen! Und überhaupt meine Hand von ihm abziehen — dieß merd dir!“ Ich merdte sogleich daß es ihre Meynung war mich zu Dehmütigen und um deß Friedens Willen thate ich das verlangde und nahm es als Gottes Strafe, das ich immer an den Christian denken mußte, und ihn überhaupt angehört hatte. Ach! Lottghen! villiebes Lottchen — waß soll dieß Allens für ein Ende nehmen? Leb wol und laß Dich bliken wan ich in die Wochen komme wan dein guter Mann ohne dich zurecht kömmt — daß ichs nicht Vergeß: Tausendmahl Dank für die gans auferordntlig prächtige Gellöpplete Spitze und die Rinder Hemdchens, ich war endzükt darüber. Wann du nicht kommen könst, will Louisgen über die Zeit bei mir quartihr nehmen. Ach guktes Lottchen Gott verzeie mir die Sünde aber ich wolt wol ich wär tod mit sambt dem Rindchen! Es küßt dich herzkinnig deine gethreue Schwester

Constantia.

Fünfter Brief.

Christian Friedrich Breitlinger an einen Freund.

Jena d. 12ten December 1783.

Freund Freund! Oh! Daß die neidischen Götter nicht genug thun können, einen Pfeil aus dem Köcher des Schmerzes auf einen armen Sterblichen zu schnellen! Warum Geliebter! ist's nicht genug der einen zehrenden unhepbaren Wunde? Ewald — Sie ist todt — was ich bey dem Gedanken empfinde ist ohnmöglich Dir zu schildern. Sie hat vollendet — ausgelitten und es ist der einzigste Balsam für meinen Schmerz daß sie erlöset ist von einem Leben voll Bitterniß und Quaalen! und in der Ruhe GOETTES ist! Ich bekam die Trauer-Bothschaft ohne eine Ahndung hier von Johann Cornberg, dem Cornberg sein Oheim hat eine Seifensiederey in N. — und ermeße meinen Schmerz oh Theurer!

Ich schrieb sogleich an die Louischen, du entsinnest dich, es ist die 16j. Schwester von Ihr und bathe um genaue Austunft über ihren Todt und ihre letzten Stunden. Ich laße dir ihre Anthwort beysolgen — sende sie mir zurük, es enthält mir das heiligste Vermächtniß.

Oh Freund! Raum saße ich's noch, daß ich jetzt allein weiter leben soll, muß oh Bester! und fühle Schuld und Gewißensbiße ob meiner letzten Begegnung mit ihr — bey dem Gedanken, daß sie in der Finsterniß des Grabes schlummet, den edlen Würmern zur Beuthe in der kalten Erde — daß wir niemals mehr ihr liebevolles Lächeln sehen werden: dieß alles vereiniget sich und zerfleischt mein Herz mit den Krallen der Verzweiflung — — Gott! seye mir gnädig! Lottend hängt das Pistol an der Wand — Lottchen — Lottchen! erst der Todt hat dich Werthern ganz ganz endrißen! Oh du Theureste! Ja ich will ja leben um Jhret-Willen! Heilig sey mir das Vermächtniß, heilige Bothschaft aus ihrer Todes-Stunde, und es sey nunmehr die edelste Aufgabe meines Daseyns den Jhrigten mit allen meinen Kräften bezzustehen. Ja! fort das Pistol! Ich werff es in diesem aus dem Fenster. Constantia! sey Du mein Schutzengel und hilf mir daß ich Deyn würdig werde! Amen!

Freund — ich kann nicht weiter! Thränen verbunkeln meinen Blic — mein Auge ruhet auf Jhrem Schattenriß — ihre edle liebreizende Züge — — genung Theurester. Trauer ist das Loos der Sterblichen!

Dein Christian.

N. S. Vergiß auch nicht, daß ich das Zettelchen mit dene Liederversen wieder erhalte.

D. O.

Sechster Brief.

Louise Katharina Breitlinger an Christian Fr. Breitlinger.

2 Dezzember 1783.

Lieber Vetter!

Es war für uns allen wie ein blitz aus Heitrem Himmel. Der Vater ist ganz zusamen gebrochen unter diesem neuen Schlage! Hernach als ich zu der Constantie Gelauffen binn wahre das Kindlein schon geböhren. Aber nach 10

Stunden war es schon Todt — es ist um einige wochen zu früh gekommen — jetzt vergas ich dir zum Ersten vom Vater zu Beriechten also er fiel lang wie ein Baum zur Erde — die Magd laufft eilens zum Medikus und hohlt Ihm, der kamme Angerennet und Rongtsathirt ein leichten Schlag Fluß auf der linken Seite und rät Ruhe und keine eregungen es wird wider vorbezy gehen. Als der Vater zu Sich kömt schiene es, als könnte er uns nicht erkennen, hernach war das Erste Wort daß er wieder stamlen konnte Diß: Es ist die Strafe Gottes! Constantia, Kind Verzei mir — ich glaubde es sei auch vor Deyne Zukunft daß beste. Diß geschah als Constantia schon Todt wahr, er hoste immer Sie würde am leben erhalten bleiben. Sie soll ohnsagbahr aufgehalten haben bey der Geburth. Wie ich kam lag sie ohne besinung im Bett und hatte starkes Fiber, sie erkannte Niemandt nur wenn Einer von denen Fleischmanns zu Ihr tracht so warff sie sich im Bette herum als wie in großem Schrötken. Ein Paarmal schrie sie, mit ein Selendt Ton: Laß mich in Frieden Gottlieb oder ich tuh mir ein Leydes an — spätter lies sich Keiner mehr bliken. Ich wagte die ganze Nacht bey ihr Sie fur mit den Händen auf dem Bettuch herum, und sandasirdte die ganze Nacht und ich Eriete daß sie kein Gutes Loß bey den Fleischmanns gehabt hät. Offtmals nennte sie auch dein Nahmen, Christian. Um die 2 Glockenstunde in der Nacht schien sie plezzlich zu sich zu kommen! und flüsdret gans leise — Wo ist das Kind Louischen? Ich wils sehn! Ich antworte: es ist tod liebe Schwester. Sie nügt mit dem Kopf und meynet daß ist gut es hätt kein guten Vater gehabt!“ Da ich laut schlugge Streigelt Sie mir über die Haare und sagte — Grüs Alle liebs Louischen und sag dem Vater er solte sich kein Kummer machen! Darauff erzälde ich ihr, das er aus Anst über ihren Zustand trant geworden seye aber nicht die volle Warheit um Sie nicht zu Eregen — Bemerkte auch seyne Worthe! „Es war Gottes Wille! antwortet sie dazu. ER hat mit Vor Bedacht Uns diesen Weg Geführet, und es zihmt uns! daß Kreuze in gedult zu tragen, biß ans Ende! sag diß dem Vater und auch dem Christian, in der Zeit des Glückes haben wir Mannichs Mahl Seyn vergeßen um des Willen hat ER uns Noth und graam gefand damit wir JHN Widerfinden sollen. Darnach schwieg sie ein kurze Weile und denn flüsderte sie „grüs den Christian und sage Ihm wan dem Vater Etwann ohn Vermuhtet was Paßirn; so möchte er euch Allen helfen so viel es in seyn Kräftehn stund, um Meinet Willen. Hirauf sunk sie zurück und wurd Todesbleich und bekam wieder Schredliche Hitze und zitterte am ganzen Leib und sandasird laut! um 7 uhr in der Früe kömmt der Dotter fühl nach dem Pulz und gab ihr eine Beruhigde Arzeney Aber es blib ohne würdung des Gleichen als der Chirurgus zur Aber läffet. Das Fiber raßte noch beinah 2 Tage in ihrem Körper. Am Samstag abens eh noch das Sechseleuten verklungen wahr lage sie auf ein mahl gans stille und die Fiber-Röhte schwund von ihrem Andlizz; jetzt wirds beßer — Jubellihre ich — der Medikus aber schüttel das Haupt und beugt sich über sie und höhrt auf den Herzschlaag. Dann nügt er mir Traurig zu: Es schlägt nur noch gans langsam; So lag sie noch eine Stunde wie im Schlaf alsdann rekte sie Sich heftig fuhr in die Höhe und fiel Leblos in die Rißen. Zum Begräbniß kamen viele Leute — Lottchen war auch gekommen sambt Mann und Kindchen; Wir waren ganz saktionslos — die

Fleischmanns spielten Kommedie Trugen sehr betrübte minen zur schau. Der Vater mußte noch zu Hause bleiben er ist ganz Schnee weiß geworden; Lottchen und ihr Mann kommen zum Christfest zu uns — seyne Augen sind gebebert, eing ist wieder ganz gut. Wenn der Vater nicht den Gebrauch seines Arms wider erhält; so wil er dem Vater beym Verlauff Unserer Mühle Helfen. Ich kann ich nicht mehr schreiben! lieber Christian müste ein neue Feder Spizzen. Der Vater bittet dich wan du Heym reifest bey uns vorbey zu kommen und Ihn zu besuchen. Die kleine Schwesterchens grüssen vilmahl befinden sich wol und bey guter gesundtheit sind Muntter und erlustigen sich schon mit gedanden an die Weyhnacht Feyer — wissen von kein Rummerniß! Bin ganz müde von dem langen Brief. Taufent Grüße lieber Christian von deiner getreun

Baase Louise.

N.S. Fast vergaße ich dir das Zettelchen zu geben als den Lezzten Grus unserer Schwester Constantia. Das eine Mahl wo sie bey sich war laß sie in unstem Grossen Schlesißchem Gesangbuch von unsern Groß-Ältern /: welches du auch wohl kentst:/ laß sie laut das Lied: Mein junges Leben hat ein End! Dann auch: JESUS! Ruh der Seelen laß mich nicht so Quelen hier in dieser Welt! Ich schlugde laut. Alßdann gab sie mir das Buch und bath mich: Liß mir No. 1232 — als ichs ihr gelesen hat sagte sie: Schreib den 3ten Vers nider und schiff ihn an Christian und sage ihm er soll nicht Trauren — und allein nach GOTT trachten! Ich that wie Sie mir gesagt aber ich konte für Tränen nichts sehen, auch war es schon gans dunkel — da wil ichs dir lieber noch ein mal schreiben lieber Vetter; du kentst es wol auch: es ist von Benjamin Schmolde von dem noch vil andre schöne Lieder in Unserem Gesang-Buch geschriben sind — es heißt: was lauff ich denn für meinen Kreuze. Und der dritte Vers lauttet also:

Es müssen Rosen bey den Dornen,
Und Wolden bey der Sonne stehn,
GOTT pfleget keinen liebzuosen,
Er muß durchs Thal der Thränen gehn.
Niemand kommt ins gelobte Land,
Er trete denn auf heißen Sand!

Ich leb wohl Christian. Wir erwarten dich baldig hier zu sehen, damit wir zusamen hinnauf giengen zu Constanties und Annchens Grab. Es ist uns so schwer ums Herz in so kurzer Zeit zwey von den Theuren Unserigen verlohren — es wird ein traurigs Fest werden für Uns Alle. Nun aber genung und lebwol. GOTT! Behüte dich! Auf Wiedersehn zum Weyhnachtfest!

Deine Louise.





Dazumal

Von Fritz Müller-Sannero

Manchmal, wenn wir auf eine kleine Weile aufhören, betriebsam zu sein, erleben wir merkwürdige Dinge. Betriebsame Menschen haben nämlich keine Erlebnisse, sondern nur Erledigungen fälliger Sachen. Verschaut der Mensch von heute aber einmal an einem Sonntagnachmittag, gar wenn's draußen regnet, von der Erledigungswut, so steigen nachdenkliche Gesichte über dem still gewordenen Lebensspiegel auf, sehen uns an mit unverwandten, unerbittlichen Kinderblicken und nicken uns zu: „Weißt du noch?“ und „Weißt du noch?“

„Ja, ja“, sagen wir lächelnd und dankbar, und dann ist alles gut.

Aber es kommt vor, daß wir angestrengt nachdenken und sagen müssen: „Nein, ich weiß nicht mehr.“ Dann tauchen die Gesichte der Vergangenheit mit traurig fremden Augen wieder unter. Und ihren Blick werden wir nicht mehr los.

So ging und geht es uns mit alten Schulheften, mit alten Briefkonzerten. Da liegen sie, die schmalen Bündelchen. „Mach auf!“ sagt das Bändchen um ihren Leib. Und wir lösen die Schnur, blättern.

„Was, das hast du geschrieben? und das? — und das? — ei, so gescheit war ich da? — wie kam ich nur auf diese Gedanken damals? — Wie war es nur? wie war es nur?“

Wir sinnen und sinnen. Vergeblich. Wir schlagen keine Brücken mehr an jenen andern Strand.

Wir sinnen und sinnen und forschen. Es gelingt, den Anfaßbogen der Brücke nach drüben zu strecken. Von dort reckt sich verlangend der andere Halbbogen herüber. Wir bauen und bauen. Wir wirken am Ende des Bogens, und drüben winkt es entgegen mit weißen Armen. Da brechen die weiteren Anfaßstücke auf beiden Seiten. Wir kommen nicht weiter . . . Das Hämmern hört auf. Die Krane verlagern den Dienst. Hoffnungslos starren die beiden Enden einander entgegen und hören nicht auf zu fragen: „Wie war es doch? — wie war es doch damals?“ Aber zwischen hüben und drüben gähnt ein leerer Raum, ein Vakuum, in das die Sehnsucht mit heißen Tropfen fällt und versinkt.

Das ist nicht lustig und verleidet das Rückschauen. Doch nur die Rückschau

ins eigene Leben. Und mit dem Kopf im Genick gehen wir nicht mehr gern durch unsere Sonntagnachmittage. Aber wenn wir uns selbst aus dem Spiel lassen, wenn wir nur in die rückwärtige Außenwelt schauen, so greifen wir selten ins Leere und werden nicht traurig. Nicht in die große Historie vor unserm Leben, meine ich, sollen wir greifen. Die ist im Grunde ebenso tot und unfassbar. Nein, in die Zeit jener Umwelt, zu der wir zum erstenmal die Augen aufschlugen, als uns die Schule entließ. Wer an der Gegenwart krank ist — von Zeit zu Zeit ist es jeder von uns —, der gesundet wieder in dieser beschaulichen Rückschau mit ihren unaufdringlichen Farben und verschwiegenen Reizen.

Freilich, eine Bedingung ist auch bei diesem Genuße. Mit Ziel und Absicht und allerlei Zwecken auf jene Vergangenheit zuzuhasten, womöglich noch stundenplanmäßig, hat gar keinen Sinn: auch diese Ufer weichen zurück vor den zielwütigen Schrauben des schnaubenden Dampfes, oder wenn wir sie endlich erfassen, begrüßt und entläßt uns ein unbegnadeter Strand.

Nein, nur mit Segelbooten, die auf gut Glück mit den Winden des Sonntags zu segeln verstehen, gelangen wir guten Mutes an jene Gestade. Treiben lassen, treiben lassen ist die Parole.

Am vergangenen Sonntag trieb mich mein lieber Gefelle, der Zufall, in eine kleine Bibliothek.

Die lesenden Menschen im Saale hatten sich alle mit Eifer aufs Neueste gestürzt. Weil ich so spät kam, blieb mir nichts Lesenswerthes mehr übrig. Selangweilt sah ich über die lesenden Köpfe hinweg. Aber die gebeugten Köpfe. Es müssen die stolzesten Stirnen sich neigen beim Lesen. Ist das nicht seltsam? Von den alten Göttern haben wir uns freigemacht und beugen das Haupt vor dem neuen, allmächtigen Gotte der Druderschwärze.

Neben mir hantierte der weißhaarige Bibliothekar im Kirchenregister — nein, im heiligen Bettelkatalog. Ein Mann kommt mit kurzen, zornigen Schritten zu ihm heran und flüstert heiser:

„Ist das eine Bibliothek oder eine antiquarische Gesellschaft? Nichts mehr zu lesen da als dieser uralte Band von ‚Über Land und Meer‘ aus dem Jahre eintaufendachtundachtzig! — Ich danke —“

Der alte Band klatscht reglementswidrig laut auf die Theke, und der Mann stoßt aufgeregt zur Tür hinaus.

Der Weißhaarige hinter der Theke lächelt und zwinkert mir ermunternd zu.

„Geben Sie her!“ sagte ich, wie der reichste Bauer im Dorf, der aus Gnade ein überzähliges Gemeindefind adoptiert. Herablassend begann ich in der alten Zeitschrift zu blättern. Aber bald versank ich darin und die Welt um mich her, und ich habe einen geschlagenen Nachmittag lang in der alten Zeitschrift gelesen.

Darf ich darüber berichten?

* * *

Romane marschieren auf und besetzen die Hälfte des Platzes in der Zeitschrift, die damals wohl das beste illustrierte Blatt in Deutschland war. „My Lady“ heißt da ein Roman, „Dem Genius treu“ ein anderer, „Don Juan in Rom“ kommt dazu. Ihre Verfasser haben damals die Herzen spannend bewegt und erheitert.

Und heute? Wir lächeln gar schon über die Titel. Unsere Maschinen haben inzwischen alle sentimentalischen Titel zerstampft.

Eine literarische Chronik hält jede Woche Revue. Der „berühmte K.“, „der begnadete J.“, „der ausgezeichnete Schriftsteller B.“ ist immer wieder zu lesen. „Vorzüglich, genussreich, unvergänglich“ werden ihre Werke genannt, und „bedeutend“ ist noch das geringste Eigenschaftswort. Aber kaum einer der zahlreichen Namen ist einem von uns heute mehr als ein beliebiges Wort. Im Briefkasten ist die vernichtendste Kritik die Antwort an einen poetischen Einsender: „Sie setzen uns in Verlegenheit mit Ihren Poems. Was bleibt aber Freunden und Redaktionen wohl übrig, als Gedichte zu loben und immer wieder zu loben?“

Was wußte man damals davon, daß bis 1914 deutsche Redaktionen heranwachsen würden, die den Geschmack an überschwenglichen Superlativen verloren und eine frische, fröhliche Kritik dafür eingetauscht hätten.

„Der Gotthard durchbohrt!“ schallt es uns auf einer andern Seite entgegen. Die Begeisterung dieses Artikels können wir noch gut verstehen. Sie hat Bestand gehabt und wird viel später noch klingen.

Man fange jetzt an, stählerne Schiffe zu bauen, heißt es wo anders als Neuigkeit. Heute hätte eine Notiz, man habe in Hamburg ein altes Seeschiff, das noch aus Holz — man denke, aus Holz — sei, entdeckt, ein ähnliches Staunen zur Folge.

Ein wenig später spricht die Redaktion von dem „sogenannten“ Telephon, das vor drei Jahren erfunden worden sei.

Ein Eisenbahntunnel unter dem englischen Kanal wird auch schon für möglich gehalten, begeistert angeregt und seine Kosten berechnet. Daß heute, nach mehr als dreißig Jahren, noch immer der erste Spatenstich dazu nicht getan ist, liegt freilich nicht am Ingenieur. Seine Erzählung der Herr Kriegsminister hüben und drüben hat sich gewichtiger als ein dreißigjähriger Fortschritt erwiesen.

Die ersten schüchternen Versuche treten auf, die Statistik volkstümlich zu machen. Eine eigene Rubrik wird dazu errichtet und gleich mitgeteilt, daß die Vereinigten Staaten einen Jahreskonsum von 150 Millionen Papiertragen und eine Produktion von 18740800000 Stednadeln hatten.

Auch eine ständige breite Rubrik „Denkmäler“ berichtet geschwätzig am Ende einer jeden Woche. Die Ordensquelle des Denkmalserrichtungen floß damals noch ungetrübt von Spott und Kritik.

Gleich zweimal in aufeinander folgenden Nummern macht uns die Zeitschrift damit bekannt, daß Sarah Bernhardt in Amerika für hundert Vorstellungen zu je 2500 *M* verpflichtet sei. Das war achtzehnhundertachtzig. Und heute, nach dreißig Jahren, bombardiert die göttliche Sarah die Redaktionen noch immer mit der gleichen aufdringlichen Reklame.

Vom Hypnotisieren als einem Novum wird wiederholt begeistert und geheimnisvoll gesprochen. Der berühmte Phyton, heißt es dazwischen, habe der Französischen Akademie die Mitteilung gemacht, es sei ihm gelungen, auch Pflanzen zu hypnotisieren.

Von einem gewissen Eugen Richter ist einmal so die Rede:

„Wir befinden uns im Reichstag. Der Präsident erhebt sich und sagt: ‚Der

Herr Abgeordnete Richter (Hagen) hat das Wort gegen die Vorlage.' In demselben Moment rufen die Parlamentstelegraphen die frühstüchenden und rauchenden Abgeordneten aus den Foyers, und während eine Völkerwanderung zu allen Euren des Parlaments hereinströmt, erhebt sich die Riesengestalt des Reichstanzlers von Bismarck und verläßt demonstrativ den Saal. Richter ist ein fleißiger volkswirtschaftlicher Schriftsteller, dem wohl einmal das Portefeuille der Finanzen im Deutschen Reiche zufallen könnte."

Ja, ja, das Prophezeien! Aber daß man damals so etwas immerhin für möglich hielt, im Angesicht von Bismarcks Zorn sogar, zeigt, daß die gouvernementale Freiheit zwischen damals und heute — das Krebsen gelernt hat. Und „. . . verläßt demonstrativ den Saal.“ Wie hat der alte Rede mit Haß und Zorn sogar noch seine Segner geehrt. Was blieb von jenen dröhnenden Zeiten? Eine philosophische Geste und ein filtriertes Programm.

Rührend kindlich muten die Bilder zwischen den Aufsätzen an. Keine glatten Photographien, womit die Journale von heute uns überschütten. Noch in der unbeholfensten Wiedergabetechnik der Bilder von damals spüren wir die Seele des Künstlers heraus. Der Photograph mit seinem geistlosen Querschnitt durch das Geschehnis erzählt uns kein Wort von dem Vorher und Nachher. Es hängt in der Luft und macht uns nicht warm. Der ärmlichste Zeichnstift von damals steht noch mit der Zeit in Verbindung und zeigt uns die Welle, nicht nur den Querschnitt des Ereignisses auf, die Welle in der Kette und im Rhythmus des Lebens.

Eine andere freundliche Erscheinung jener Zeit ist die Behaglichkeit in der Berichterstattung. Man ließ sich noch Zeit zwischen dem Ereignis und dem Artikel darüber. Sie kam einer tüchtigen Reise zugute. Wie freundlich ist das Tempo des Schreibens. Kein Hasten, kein Drängen, kein Haschen nach Seifenblaseneffekten. Man ließ dem Ereignis noch Zeit, selber den Punkt hinter sich zu machen, bevor man es darstellte. Heute hält der König von England des Morgens eine Parade ab, des Abends Klappert's der Kinematograph in Paris schon nach vor den neugierigkeitsfüchtigen Augen der Leute. Am liebsten erfänden sie eine Maschine, die die kommenden Ereignisse schon Tage und Wochen vorher diskontierte.

Nicht alles aber von damals ist freundlich. Da ist ein unendlich steifes Hofballbild in der Mitte des alten Journalbandes: „Kronprinz Rudolf von Osterreich wirbt um die Hand der Prinzessin Stephanie von Belgien.“ Die Begegnung wird nach der offiziellen Quelle also geschildert:

„Der Kronprinz näherte sich der Prinzessin und sagte: ‚Madame, wollen Sie mich als Gemahl annehmen?‘ Auf welche einfache Frage die Prinzessin mit einer tiefen Verbeugung antwortete: ‚Ja, Kaiserliche Hoheit.‘ — ‚Ihre Antwort macht mich unendlich glücklich,‘ versetzte der Erzherzog. — ‚Und ich,‘ antwortete die Prinzessin, ‚werde stets und unter allen Umständen meine Pflicht gegen Sie erfüllen.‘“

„Nicht mehr wurde gesprochen“, schließt der Bericht in bewegter Anerkennung. Keinem Leser kam damals der Einwand: Warum ist von einer Pflicht des Mannes ‚unter allen Umständen‘ keinerlei Rede? Und dann: ich weiß nicht, ob heute die Ehen am Hofe noch auf derselben armseligen Grundlage geschlossen werden. Wenn ja — eines jeden Nähmädchens Brautzeitbeginn wäre unendlich viel reicher.

Das tragische Schicksal des kaiserlichen Paares hat aus der Armut am Anfang eine Katastrophe am Ende gemacht. Und die Frauenbewegung von heute sorgte dafür, daß uns die demütige Rolle der Frau als Schicksalsempfängerin aus der Gnadenhand des Mannes nicht mehr unter allen Umständen freundlich anmutet.

Noch vieles andere las ich in den alten raschelnden Blättern, die die Jahre anders überdauert hatten, wie der brüchige Holzstoff von heute es tun wird. Ein feiner Staub lag über den Worten und Bildern, eine dünne Patina von dreißig Jahren.



Glück · Von Ernst Stemmann

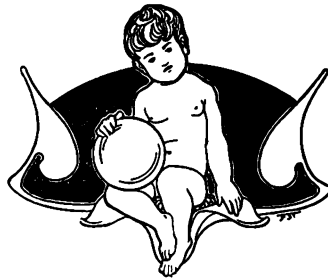
Wir saßen beisammen im Garten
In der Wunschnacht, und die Sterne fielen,
Die goldenen Sterne, die Wünschelsterne.

Hand in Hand saßen wir, Auge in Auge,
Seele in Seele getaucht. —
Was lachten rote Lippen so verstohlen süß!

Stern fiel um Stern, vom großen Welkenbaume
Funkelnde Blätter, die Wünschelblätter.
Tausend fielen herab und aber Tausend.

Leise lockte der schwarze Wind und kosend
Wühlte er in goldenen Haaren.
Brennend stieg's in dem Herzen herauf, so bang und lieb.

Ei, du seliges Schätzlein, wie ganz vergaßen
Wir das Wünschen in der seligen Nacht —
Wo die Sterne fielen am goldenen Himmel.





Der Fischerknabe Urashima

Eine japanische Sage

Von Dr. Junghans

Kaum und Zeit sind groß und weit“, sagt ein uralter chinesischer Philosoph, dessen Wert unter dem Namen Sen-ji-mon um das Jahr 250 in Japan eingeführt wurde, „alle Dinge sind in ihnen enthalten. Sie selbst haben kein Sein und sind doch wirklicher als alle andern Dinge, die dem ewigen Wechsel, dem Entstehen und Vergehen unterworfen sind.“

Toren sind die Menschen, werin sie sich unterfangen wollen, eine Erklärung hierfür zu suchen, wenn sie Geheimnisse der Natur enträtseln wollen, die ihnen ewig verschlossen sind, gleich der Natur des Göttlichen. Und wie den schlafenden Menschen der Traumgott über alle Entfernungen hinweghebt, um ihn in kurzer Spanne Zeit Ereignisse über Ereignisse erleben zu lassen, so mag auch das ganze Leben nur eine Episode in einem Leben größeren Umfanges sein, so mag von einer höheren Warte aus betrachtet das Leben auf der Erde sich auf Momente zusammen-drängen gegenüber dem ewigen Sein der Zeit.

An die tiefen Betrachtungen des chinesischen Weisen erinnert eine Sage in Japan, die Sage vom Fischerknaben Urashima:

Wo die Wellen des Großen Ozeans den einsamen Strand von Kuwage brausend und schäumend umtosen, lebte vor langer, langer Zeit ein Fischerknabe namens Urashima, fleißig und bescheiden in seinem Wesen, geschickt im Handhaben von Netz und Angelrute. Während die andern Burschen des Dorfes sich nach Schluß des Tagewerkes bei Scherzen, Gelagen und Ringkämpfen belustigten, saß Urashima am Strande, stundenlang träumend die Augen auf die unendliche Meeresfläche gerichtet.

Als er einst, vom Fischfang heimgekehrt, seine Netze ausbreitete, fand er eine große Schildkröte darin verstrickt, die ihn mit ihren klugen Augen neugierig und ängstlich zugleich zu betrachten schien. Ihr runzeliges Gesicht hatte einen so menschenähnlichen Zug, daß Urashima es nicht vermochte, sie zu töten. Vorsichtig befreite er die Füße des Tierchens aus den Netzfäden und ließ es ins Meer zurückgleiten.

Wenige Tage später lag Urashima in seinem Rahne und ließ sich von den Wellen schaukeln. Es war ein heißer Nachmittag, glühend strahlte die Sonne, end-

los lag die Meeresfläche vor ihm, nur am fernen Horizonte zeigte sich die heimatische Küste. Als der Fischertnabe noch über sein Erlebnis mit der Schildkröte nachsann, fielen ihm die Augen zu, und der Schlaf übermannte ihn.

Plötzlich schreckte er empor. Sanft hatte eine Hand seine Schulter berührt, vor ihm stand eine wunderschöne Frau. Um ihre Glieder wallte ein seidenes Gewand, langes, lockiges Haar floß um Brust und Nacken, auf ihrem Haupte leuchtete ein strahlender Glanz.

„Ich bin die Tochter des Meerkönigs und lebe im Palaste meines Vaters auf einer fernen Insel mitten im Ozean. Das Mitleid, das du mit der Schildkröte, meiner alten, treuen Dienerin, hattest, hat das Herz meines Vaters bewegt und ihn veranlaßt, mich zu dir zu senden. Ergreife das Ruder und folge mir, ich verspreche dir Glück und Wohlergehen, mehr als die Menschen es bieten können.“

Sie trat in das Boot. Mehr träumend als wachend ergriff Urashima das Ruder, blitzschnell, von unbekannter Kraft getrieben, flog der Kahn über die Wogen, und als die Sonne purpurn sank, beleuchtete ihr letzter Strahl den schimmernden Palast des Seekönigs.

Welch ein Anblick für den staunenden Fischertnaben! Mauern, Türme und Binnn waren von bunten Korallen erbaut, glänzende Muscheln und flimmernde Schalen, mit farbigen Fischschuppen verziert, strahlten weit hinaus in die beginnende Dämmerung. Sie stiegen aus und schritten durch Wälder, deren Bäume smaragdene Blüten und rubinrote Früchte trugen, goldener Seesand bedeckte den Boden. Droben im Schlosse saß auf hohem Throne der Meerkönig, rings um ihn standen seine Untertanen bereit zum Dienst.

„Sei mir willkommen, Urashima! Bleibe bei uns und sei unser Gast, solange es dir beliebt!“

Und Urashima blieb! Drei Jahre flossen in Freude und Lust dahin. An der Seite der schönen Königstochter durchwanderte Urashima die weiten Gebiete des Meerkönigs, er lernte die stumme Sprache der Fische, schaute die verborgenen Geheimnisse der unergründlichen Meerestiefen und schaute auch tief in die unergründlichen Augen seiner Begleiterin!

Doch leise, anfangs unmerklich, dann stärker und heftiger trat das Verlangen in ihm auf, seine Heimat, die Eltern, die Menschen wiederzusehen. Als er seinen Wunsch äußerte, ward die schöne Königstochter bleich und suchte ihn von seiner Sehnsucht zu heilen, aber es war vergebens. Urashima meinte schließlich vor Heimweh sterben zu müssen, und als der König sah, daß er fest in seinem Entschlusse blieb, gewährte er ihm sein Verlangen.

„So kehre zurück zu den Menschen, aber bald wirst du dich zu uns zurücksehnen, denn die Menschen sind falsch und grausam, sie werden dich verhöhnen und verfolgen.“

Laut schluchzend umfing die Königstochter den Fischertnaben und reichte ihm beim Abschied ein Kästchen, indem sie sprach:

„Hüte dich, es zu öffnen, es kann dich zu mir zurückführen, solange es verschlossen bleibt.“

Urashima dankte, sprang in das Boot, wieder flog es pfeilschnell von dannen,

bald war der Palast des Meerkönigs hinter ihm in den Wellen verschwunden, und ehe der Tag ging, stieß der Kahn an den heimatischen Strand.

Erstaunt sah Urashima sich um. Felsen, Berge, Hügel und Wälder schienen unverändert, noch immer wälzte der Kuwage seine Gewässer dem Meere zu, aber wo war das Dorf, die Menschen, die Hütte der Eltern? Überall nur Wald und Steppe! Einsam wanderte Urashima am Strande, endlich traf er zwei alte Holzhauer.

„Gute Freunde,“ rief er ihnen entgegen, „wo ist wohl das Haus Urashimas, des Fischers?“

Erstaunt blieben die Alten stehen, ihre Blicke musterten mißtrauisch den Fischerknaben.

„Ihr müßt weit her sein, nach eurer Kleidung zu urteilen,“ lautete die Antwort. „Wo Urashimas Hütte und er selbst geblieben ist, wissen wir nicht, eine alte Sage erzählt, daß einst vor nunmehr fünfhundert Jahren ein Fischer Urashima von der Seelkönigin entführt sei, alle seine Nachbarn und Verwandten sind längst tot.“

Erschrocken fuhr Urashima zurück. Fünfhundert Jahre hatte er im Palast des Meerkönigs zugebracht, ohne es zu ahnen, und alles war tot, was ihm lieb gewesen!

Doch die Alten luden ihn ein, ihnen in ihre Hütte zu folgen, bewirteten ihn, aber zugleich suchten sie auch von ihm alles zu erforschen, wozu ihre Neugierde sie reizte, vor allem den Inhalt des Kästchens, den der Fremde so sorgfältig hütete. Und als Urashima ihre ungestümen Fragen abwehrte, da erwachte erst recht Neid und Habgier in ihnen, stürmisch entrißen sie ihm das Kästchen und brachen es auf.

Ein weißer, nebliger Dunst stieg empor, ein Donnerkrachen warf die erschrockenen Holzhauer zu Boden. Als sie sich erhoben, sahen sie einen alten Mann mit schneeweißen Haaren, zitternden Knien und welken, runzligen Wangen vor sich stehen. Es war Urashima, der jetzt den Weg zur Rückkehr nach der Insel des Meerkönigs verloren hatte.

„Verwünscht sei das Menschengeschlecht mit seiner Neugier nach allem, was ihm verborgen ist, mit seiner Habgier nach allem, was andern lieb und wert ist, verwünscht auch mein Sehnen nach ihm!“

Drohend hob er den welken Arm, kraftlos sank er zurück, sein Atem stockte, und tot sank er am Strande nieder.



Janus · Von Ernst Bertram

Was atmet, trägt zwiefältiges Gesicht,
Und eins ist, das du kennst.
Des andern Güte suche nicht,
Denn du verbrennst.





Der Kaiser und der Katholizismus

Die Sache mit dem Kaiserbrief ist besorgt und aufgehoben, die dem Kaiser unterstellten Äußerungen sind mit erfreulicher Deutlichkeit als „freie Erfindungen“ gekennzeichnet worden. Aber — was für Erfindungen! — Wilhelm II., schreibt die „Vossische Zeitung“, sollte ein Feind der katholischen Kirche sein? Er sollte es der Landgräfin von Hessen schriftlich gegeben haben, daß er die katholische Religion hasse, wie ein Zentrumsblatt behauptete, oder gar, wie ein Zentrumsabgeordneter beteuerte, schwarz auf weiß bezeugt haben: „Du trittst also einem Aberglauben bei, den auszurotten ich mir zur Lebensaufgabe gemacht habe?“ Das sollte des heutigen Kaisers Bekenntnis sein? In der Tat, da konnte man den Beweis mit einiger Spannung erwarten.

Zwar die Träger der Kronen sind, selbst wenn von Gottes Gnaden, doch nur Menschen; sie können schwache Stunden haben und unter dem Eindruck des Augenblicks reden oder schreiben, was sie bei kühler Überlegung bereuen und ungeschehen machen möchten. Dergleichen soll auch dem heutigen Kaiser schon widerfahren sein, beispielsweise bei seiner Sonnenrede und bei seinem Telegramm an den Regenten von Lippe. Man hätte daher für möglich halten können, daß er in der Aufregung über den Übertritt einer alten Dame seines Hauses zum Katholizismus heftige Ausdrücke gebraucht habe, die seinem impulsiven Temperament entsprächen. Aber was wäre daraus zu schließen? Etwa daß er wirklich die katholische Religion hasse und ausrotten wolle? Auf einen solchen Gedanken könnte nur der bornierte Eiferer kommen, wie nur der gewissenlose Ständemacher einen schlechthin vertraulichen Familienbrief zu einer öffentlichen und politischen Heze mißbrauchen könnte.

Nun hat inzwischen die „Norddeutsche Allgemeine“ erklärt, der Kaiser habe jene Sätze nie gesprochen, nie geschrieben. Sein Brief habe sich gefunden, und er enthalte „keinerlei Ausdruck irgendwelcher Art über den katholischen Glauben, die katholische Kirche oder die Katholiken und die Stellung des Kaisers zu ihnen“.

Wir lassen ganz dahingestellt, ob jedes Wort dieses Dementis einer hochnotpeinlichen Prüfung auf seine Richtigkeit standhält. Aber selbst wenn sich in dem Briefe, der vom Chef einer protestantischen Familie an ein abtrünniges Mitglied der Familiengemeinschaft geschrieben war, ein paar heftige Worte finden, wie man dem Herrscher anzudichten vermag, er sei ein geschworener Feind der katholischen Kirche, ist um so verwunderlicher, je größere Verehrung er allezeit für die machtvolle Organisation des Papsttums an den Tag gelegt und je williger er den „hohen Herren der Kirche“ seine Gunst bewiesen hat. Er hat einst dem Oberhaupt der Kurie den kostbaren Pontifikalring gesandt; er hat im Vatikan dem von einem königlichen Gerichtshof abgesetzten Erzbischof von Posen, dem Cardinal Grafen Ledochowski mit

dem Erfuchen, die Vergangenheit zu vergessen, sein Bildnis in Brillanten gestiftet; er hat in Beuron, in Maria-Laach, in Cassini die Mönche und Äbte besucht, ausgezeichnet, gefeiert, beschenkt, auch mit Hochaltären, und um dieselbe Zeit, wo er jenen Brief über die Ausrottung der katholischen Religion geschrieben haben sollte, den Benediktinern feierlich erklärt: „Seien Sie überzeugt, daß auch in Zukunft meine kaiserliche Huld über Ihrem Orden schweben wird, und überall, wo Männer sich zusammentun, um die Religion zu pflegen und auch hinauszutragen in die Völker, werden sie meines Schutzes sicher sein.“ Er hat am 19. Juni 1902 in Aachen das Zeugnis des Generals von Löß an seiner Seite anrufen können, daß der Papst ihm habe bestellen lassen, das Land in Europa, wo noch Achtung vor der Kirche herrsche und jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne, sei das Deutsche Reich, und das dankte er dem deutschen Kaiser. Und am 29. Juni desselben Jahres bestätigte der Generaloberst von Löß, ein treuer Katholik, in öffentlicher Rede, „daß der Heilige Vater die Persönlichkeit des Kaisers, seine Gerechtigkeit gegen seine katholischen Untertanen, die geordneten staatlichen und kirchlichen Verhältnisse in Preußen rückhaltlos anerkannt hat“. Unter Wilhelm II. sind die Bischöfe mit fürstlichen Ehren überhäuft worden. Er hat den katholischen Priestern in Jerusalem ein kostbares Grundstück zugewiesen. Nicht selten hat man dem Kaiser vorgeworfen, daß er wie Friedrich Wilhelm IV. katholisierende Neigungen habe. Und da unternehmen Fanatiker ein Resselstreben gegen ihn und suchen Haß gegen ihn zu säen, weil er den Katholizismus hasse und die katholische Religion ausrotten wolle? . . .

Ein Zufall ist es, daß sich der Brief des Kaisers gefunden hat. Es hätte auch anders kommen können. Und dann wäre die Fälschung nicht handgreiflich nachzuweisen gewesen.



Bismarcks Christentum

Aus dem Manuskript von Erich Marcks' demnächst erscheinendem Bismarckwerk bringe die Cottasche Monatschrift „Der Greif“ einen Auszug, der durch das Zusammenrücken mancher Einzelheiten das persönliche und seelische Leben dieses Großen mit überraschender Schärfe beleuchtet. Welche Bedeutung gewinnt da auch seine Ehe! Sie wirkte sich in seinem Glauben aus, sagt Marcks:

An die Stelle des eroberten ersten Ringens war auch darin der ersehnte Besitz getreten, der ihm die Grundlage inneren Friedens war: die Entwicklung drängt sich hier förmlich auf; aber hier noch mehr als dort blieb es ein Besitz, um den er in steter innerlicher Weiterarbeit mühsam und aufrichtig stritt. Man glaubt in diesen Jahren den religiösen Ton stets noch anschwellen zu hören; und ganz stark ist er in allen seinen Äußerungen, in allen Briefen, nicht etwa an Johanna allein. Die geistlichen Ausdrücke lehren immer wieder; er liest in der Bibel, ganz besonders häufig in den Psalmen, und begegnet sich da mit seiner Frau; er liest mit ihr eine lutherische Predigt; „ich lese täglich im kleinen Testament“, heißt es inmitten einer politischen Krise (25. November 1850). Er denkt die religiösen Probleme weiter. Er mißt andere, etwa Schwesler und Schwager, an diesem Maße. Dem geistlichen Inhalt seiner Briefe entsprechen die kirchlichen Vorlesungen in der Kammer genau, die Reden gegen die Zivilehe (November 1849), gegen die unchristliche Erziehung (Februar 1851; ein Entwurf schon für Erfurt). Er bekannte vor der Welt und in seinem persönlichen Leben, er berief den Pietisten Sohner zur Taufe seines Sohnes, ging in Erfurt — Ludwig Gerlach bezeugt das — in den Gottesdienst der separierten Lutheraner, und der jugendliche Kandidat Rudolf Kögel behielt den starken, sittlich-religiösen Ernst im Gedächtnis, mit dem der wichtige Unterredner 1851 zu ihm über einen Bekannten urteilte. Seine Briefe berichten immer wieder von den Predigten, die er hörte. Er besuchte die beiden führenden Geistlichen der Orthodoxie, Büchsel und Knaaf,

in ihren Kirchen und schlug sich mit den Eindrücken, die er gewann, herum, unterdrückte die Abweichung so wenig wie die Zustimmung. Er teilte Andachten und Gottesdienste mit Hans von Kleist. Er schrieb seiner Frau im Februar 1851 fünf Tage im voraus, daß er mit Hans das Abendmahl bei Rnaak nehmen wolle, und erzählt ihr fünf Tage danach, wie es ihm ergangen war: wie Rnaak ihm „in die Tiefen des Herzens gegriffen habe“. „Ich war fast hoffnungs- und hilflos, als es soweit kam, und wollte die Kirche verlassen, weil ich mich der Feier nicht wert fand, aber im letzten Gebet vorm Altar gab mir Gott doch Erlaubnis und Beruf dazu, und ich war recht froh danach.“ So zart und so schwer nahm er den göttlichen Verkehr und sich selbst. . .

Er sah und erbat die Einwirkung des persönlichen Gottes — eine züchtigende, erziehende, begnadigende, beglückende Einwirkung — in jeder Einzelheit seines Daseins. In schlimmen Zeiten der Sorge werden Gebet und Dank ihm beinahe zum Sturz. Das alles trägt die Gewähr der Echtheit in sich selbst, er beweist sie auch dem Zweifelnden durch die rückhaltlose Ehrlichkeit, mit der er seinem Glauben auch jetzt noch Grenzen auftrietet, über die er nicht hinwegzukommen vermag. Er übt an Büchfels Art offene Kritik (9. September 1849) und an der protestantischen Kirchenmusik nicht minder. Er kann Rnaak „nicht vertragen“: der „macht mich mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt, zu wanken“. (29. März 1851.) Bismarck wünscht dann wohl seiner Schwäche Kräftigung durch Gottes Geist: kurz darauf (7. April) verwarf er Rnaaks Überstrenge doch als Zelotismus. Seine eigene Wahrhaftigkeit enthüllt sich unwiderprechlicher als im Selbstvorwurfe in der Selbstbehauptung: er sprach völlig unbefangen zu der Frau, an die sein religiöses Erleben sich lehnte und der er es ganz enthüllen wollte, von dem menschlichen Elemente, das er aus diesem seinem Glaubensleben nicht auszumerzen imstande war. Freundschaft und Liebe hatten dereinst seinem Christentume zum Durchbruch geholfen, die Liebe es stärker gemacht: an sie blieb es vor allem geteilt. An einem lauen Sommerabend in Schönhausen empfand er diese Einheit rein und friedevoll: den Dank gegen Gott, „das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit“ — „ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt.“ Er erhielt damals nach angstvollen Tagen tröstliche Nachrichten von Reinfeld; „nun hoffe und glaube ich, daß Gott mich nicht wieder losläßt“ (23.). Aber jener Blick in die Tiefe seiner Seele bleibt; und um ihr Gebet, daß er Gott treu zu bleiben vermöge, hat er Johanna auch sonst ersucht. Er bekannte es, daß er zornig werde ohne sie: er hatte (16. September 1849), als er das Grab der Barikadenkämpfer im Friedrichshain sah, den Toten „nicht vergeben können“, obwohl er sich wiederholte, daß Christus auch „für jene Meuterer gestorben“ sei: „aber mein Herz schwillt von Gift, wenn ich sehe, was sie aus meinem Vaterlande gemacht haben, diese Mörder.“ Er verteidigte gegen seine Schwiegermutter das Recht und die Pflicht der Obrigkeit, Rebellen mit dem Schwerte zu strafen, in ganz persönlicher Erregung, und bot Luthers Zeugnis für sich auf (4. November 1849). Er hoffte, den Brand aus dem Leibe seines Vaterlandes auszuscheiden, sollte auch — so führte er aus der Offenbarung Johannis an — das Blut von der Kelter gehn bis an die Säume der Pferde (an Scharlach 4. Juli 1850). Er war von der Religiosität der Seinen innig ergriffen worden, er bildete sie in sich durch und hielt doch, wie 1847, die eigene schneidende Männlichkeit fest, er konnte nicht anders. Und noch ein ähnlicher Zug drängt sich dem Leser dieser Briefe fast verblüffend auf: Er brachte auch seine weltlichsten Lebensgewohnheiten mit seinem Gott in eine erstaunlich unbefangene Berührung. Eine bessere Nachricht von Hause nimmt ihm „einen rechten Stein vom Herzen, ich danke Gott für Seine Gnade, und hätte mich dann aus reiner Heiterkeit beinahe berauscht. Möge Sein Schutz auch ferner über Dir und dem kleinen Liebling walten“ (17. August 1849). Und kurz danach aus demselben Anlaß dieselbe Freude: „Ich fürchte aber, daß ich Gott nicht ganz in seinem Sinn dafür gedankt habe, indem ich hinging und sehr viel



Arnotal



Carlo Böcklin

Champagner in meiner Freude trant.“ Keine Spur darin von Blasphemie — er fügt ja sofort die Bitte um weitere Hilfe an; die Scheidung zwischen Fröhlichkeit und Frömmigkeit wäre ihm wider die Natur gewesen, und daß zur Fröhlichkeit der Wein gehöre, war ihm selbstverständliche Überzeugung. Man kann gar nicht anders, als mit ihm lachen — das Bild des Germanenreders, der sich mit seinem Gotte auf seine Art verträgt, steigt nirgend drastischer auf; Naivität und Bewußtheit gehen dabei sonderbar ineinander über und die zwei Strömungen seines Wesens, Selbstherrlichkeit und Selbstbeugung, derbe, starke Weltfreude und zarte Hingabe stoßen am heiligsten Punkt höchst eigentümlich zusammen. . .

Die gärende Kraft seines Wesens hat sich in feste menschliche und religiöse Selbstzucht gegeben und strebte sich zu bändigen. Sie drang immer wieder, halb rebellisch, durch, verloren hat er sich an die höheren Mächte, denen er sich beugte, nie, als den Diener einer religiösen Idee etwa wird niemand ihn bezeichnen; aber sie war in ihm, bereicherte, gestaltete, stützte ihn. Mancher mag darin nur eine Selbstbefreiung und Selbsterziehung des menschlichen Genius anerkennen wollen, nicht eine Erziehung des Genius von außen und von oben her: allein die Wirkung dieser Erziehung auf sein ganzes Wesen blieb von solcher Auffassung unberührt und immer stark. Gerundet und veredelt war seine Persönlichkeit: er nahm sich selbst und seine Lebenspflicht, die Welt, in der er stand, ernst, weit mehr als zuvor; alles, was wir erkennen und ahnen können, weist auf Gewissenhaftigkeit und Treue, und er hand diese an den stärksten Pfloch. Es hat doch wohl niemals einen im höchsten Sinne schöpferischen Menschen gegeben ohne Größe und Durchbildung im Kerne seiner Seele. Bismarck fand diese Durchbildung in Haus und Glauben. Ist es denkbar, daß diese neuen Mächte seiner Persönlichkeit seine beginnende staatliche Arbeit unbefruchtet lassen konnten? Wohl ist die stärkste Triebfeder alles großen menschlichen Schaffens gewiß die Selbstbetätigung des Genius, der Drang der starken Persönlichkeit, sich auszuwirken. Hier war diese Persönlichkeit von einem Ernste durchdrungen, der sich als religiös empfand. . . Die Frage bleibt nur, wie weit die allgemeine Vertiefung des Menschen auf den Staatsmann einwirken mußte; es bleibt die Frage seines ganzen weiteren Lebens in allen seinen Epochen, wie diese allgemeinen, sittlichen, religiösen Antriebe und die Selbstherrlichkeit des Persönlichkeitstriebes auf jeder der wechselnden Stufen sich zueinander verhielten.

Und eine zweite, unmittelbare Frage gesellt sich hinzu. Der große Feind der Doktrinen, auch derer, die damals wie selbstverständlich vorherrschten, vertrat in diesen Jahren selber Doktrinen, mindestens Ideale. Er erschien als Bekenner, auch auf der Rednerbühne des Landtags; als Kreuzzeitungsritter verspottete ihn die gegnerische Karikatur. War er es? Waren die besonderen Ideale, die er damals verfocht, für den großen Realisten mehr als bloße Form? Waren sie erlebt und für ihn selber eine Macht? Erst von dem Hintergrunde seines persönlichen Daseins aus kann man die Antwort suchen. Mit dem frivolen Junker, zu dem eine Legende ihn gemacht hat, ist es ein für allemal nichts, das Augurenlächeln überluger Skepsis, die in Bekenntnissen nur Ausdrucksweisen oder Vorwände zu sehen vermag, beweist nur die Blindheit des verständnislosen Richters für Menschen und Dinge, die über ihm stehen. . .



Metternich

Aus den Papieren seines Großvaters teilt Ernst von Wolzogen in der „Tägl. Rundschau“ als die bedeutendste Begebenheit aus der Zeit des Wiener Kongresses die folgende mit:

Gerade zu der Zeit, als die Nachricht von Napoleons Entweichen aus Elba ganz Europa in Aufregung versetzte, waren auch auf dem Kongreß alle Triebkräfte diplomatischer Eifer sucht

und Intrige in heftigster Bewegung. Alexanders Forderung, Polen für sich zu behalten, war nämlich erst unlängst zur Sprache gekommen, und Metternich verlangte, daß Preußen dieses Verlangen des Zaren bekämpfen sollte. Hardenberg und Humboldt gingen auch darauf ein und schickten den Generaladjutanten Baron v. Knefebel zum Zaren, der mit ihm eine sehr heftige Auseinandersetzung hatte. König Friedrich Wilhelm, der wohl einsah, daß er dem Zaren so gut wie alles verdankte, unter sagte jedoch seinen Ministern jede weiteren Schritte gegen das russische Vorhaben. War es schon arglistig von Metternich gehandelt, Preußen insgeheim an die Spitze der Opposition gegen seinen treuen Verbündeten stellen zu lassen, so trieb er nach dem Scheitern dieser Absicht seine Arglist noch weiter, indem er unterm 3. Januar 1815 ein geheimes Bündnis mit Frankreich und England gegen Rußland und Preußen abschloß. Bayern, Hannover, Württemberg und Holland wurden eingeladen, diesem Bündnis beizutreten, welches darauf ausging, Rußland und Preußen, falls ersteres darauf bestände, Polen zu behalten, den Krieg zu erklären. Nun hatte der König Ludwig XVIII. bei seiner eiligen Flucht vor Napoleon am 20. März 1815 diese hochwichtige geheime Urkunde auf seinem Schreibtisch in den Tuilerien zurückgelassen! Der russische Botschafterat Budjatin, der als einziger von allen fremden Diplomaten den Mut besaß, nach Napoleons Rückkehr heimlich in Paris zu bleiben, hatte sich der Urkunde bemächtigen können und überbrachte sie seinem Kaiser persönlich nach Wien. Sofort ließ Alexander den Minister v. Stein zu sich rufen, zeigte ihm die Urkunde und sagte: „Ich habe auch den Fürsten Metternich zu mir entbieten lassen und wünsche, daß Sie bei dieser Unterredung zugegen seien.“ Bald darauf trat der Fürst ins Zimmer. Alexander hielt ihm das Papier vor Augen und fragte: „Kennen Sie das?“ Der Fürst, in höchster Verlegenheit, suchte allerlei Ausflüchte, allein der Kaiser unterbrach ihn mit dem Ausrufe: „Metternich, solange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals wieder die Rede sein! Jetzt haben wir andere Dinge zu tun: Napoleon ist zurückgekehrt — unsere Alliance muß fester sein denn je.“ Mit diesen Worten warf er die Urkunde in das neben ihm flackernde Kaminfeuer und entließ beide Herren. — „Diese Handlung Alexanders erscheint um so größer, als er Metternich persönlich niemals hatte leiden können, ihn von Kaiser Franz entfernen wollte und sogar bei den Weibern (der Fürstin Sagan usw.) überall verfolgte. Von nun an hielt er gute Freundschaft mit ihm und hat sie bis zu seinem Tode treulich bewahrt. — Mir wurde diese Geschichte vom Minister v. Stein selbst erzählt.“

Die Bedeutung der Aufzeichnungen meines Großvaters scheint mir vornehmlich darin zu liegen, daß aus ihnen sich mit unzweifelhafter Klarheit, deutlicher als in manchem umfangreichen und zuverlässigen Geschichtswerk, ergibt, welchen Persönlichkeiten Europa die Befreiung von dem Joch des genialen Eroberers zunächst zu verdanken hat, und es ist gut, das Ergebnis für alle Zeiten festzustellen: Als Befreier Deutschlands müssen in dieser Reihenfolge dem Gedächtnis aller kommenden Geschlechter eingeprägt bleiben die Namen: Stein, Zar Alexander, Blücher und York.



Das literarische Lesebuch

Air stehen heute an der Schwelle einer neuen Epoche in der Geschichte des Lesebuchs. Das gemischte Lesebuch mit seiner Häppchenliteratur wird abgelöst vom rein literarischen mit geschlossenen Werken unserer Literatur. Hamburg hat in Deutschland den Anfang gemacht, in den Stadtschulen ist zu Ostern ein solches Lesebuchwerk eingeführt worden, das, nebenbei bemerkt, auch noch streng heimatischen Charakter trägt. (Herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, Hamburg 1912, Selbstverlag. 6 Bände mit etwa 1500 Seiten; Randleisten von Artur

Siebellst.) Und hat man erst diesen Schritt getan, so folgt auch bald der zweite, der eigentlich nur die Konsequenz bedeutet: Das Einzelbuch tritt an die Stelle des Lesebuches.

Alle realistischen Abhandlungen sind aus dem neuen Werk ausgeschieden. Nur Geschichte ist noch im 5. Teil bescheiden vertreten: Paul Herz, Unser Elternhaus (Hamburger Geschichte) und drei Teile aus Freytag. Geographische, physikalische, botanische, zoologische Stücke im Lesebuch widersprechen ja eigentlich auch der Aufgabe desselben: „Einführung des Kindes in unsere nationale Literatur.“ An und für sich sind solche Stoffe ja nicht schlecht, aber wegen der inhaltlichen und sprachlichen Schwierigkeiten eignen sie sich weniger zum Lesen. Von einem Genuß kann mindestens keine Rede sein. Anders ist es schon mit Naturbeschreibungen in der Art eines Masius und neuerdings Hermann Löns. Im übrigen haben die Hamburger recht, realistische Stoffe gehören nicht in ein Lesebuch, sondern in die Fachlektüre, meinerwegen auch in ein Reallesebuch.

Aber noch einen andern großen Fortschritt bedeutet das neue Werk. An Stelle der schmalen Kostproben wird dem Kinde das ganze Gericht vorgesetzt. Mindestens sind kleinere Stücke unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammengestellt: Grimmsche Märchen, schleswig-holsteinische Sagen und Märchen, niederdeutsche Märchen, Kunstmärchen, Eulenspiegelstreiche, Münchhausenstücken usw. Das alte Lesebuch in seiner Buntgedigkeit ließ niemals eine nachhaltige Wirkung aufkommen. Das Kind tat immer bei den verschiedenen Stücken nur flüchtige Blicke in andere Welten. Es blieb einem Hinausgucken aus dem Fenster eines Schnellzuges. Nie kam der Leser in ein persönliches Verhältnis zum Dichter, sehr zum Schaden der erzieherischen Einwirkung. Hinzu kam noch die schulgemäße „Behandlung“, die dem Kinde die darin enthaltene Literatur zuwider machte, genau wie die höhere Schule manchmal dem Schüler die Klassiker. Die wenigsten wurden vom Lesebuch angeregt, nachher noch mehr zu lesen. Wie manchen sonst ganz vernünftigen Menschen kenne ich, der noch nie in seinem Leben ein ganzes Buch gelesen hat. Man zeigt sogar Abneigung, dicke Bücher zu lesen, mit kleinen Kalendergeschichten usw. befreundet man sich noch eher. Was hat uns also das alte Lesebuch genützt!? Gewiß, die mechanische Fertigkeit brachte es dem Kinde, das aber damit zur — Schundliteratur ging. Es ist ja gerade der eigenartige Dunstkreis der Schundliteratur, die den Menschen hinzieht und festhält. Darum führe man schon das Kind in reine, lichtere Atmosphären, in den Zauberbann der Dichtung. Und gerade der Kampf gegen die Schundliteratur ist es gewesen, der die Hamburger bestimmte, ein völlig neues Lesebuchwerk zu schaffen. Als erste größere geschlossene Darstellung finden wir im 4. Teil den vollständigen Robinson Crusoe, den Otto Ernst Daniel Defoe nacherzählt. Dies Kinderbuch ist ja auch die beste Einführung und Überleitung zur Novelle und zum Roman. Neben Robinson nimmt Th. Storm den größten Raum in den Bänden ein. Er ist vertreten mit dem Schimmelreiter (83 Seiten), Bötjer Wasch (37 Seiten), Lena Wies und kleineren Schöpfungen. Ihm reihen sich mit geschlossenen Darstellungen oder mit abgerundeten Stücken an: Fehrs, Um 100 Valer; Rosegger, Aus dem Geschichtenbuch und Wanderers Waldheimat; Liliencron, Kriegsnovellen; Raabe, Chronik der Sperlingsgasse; Schmitthenner, Friede auf Erden; Reuter, Ut mine Stromtid; Zimmermann, Westfälischer Hoffschulze; Hebbel, Meine Kindheit; Ebner Eschenbach, Krambambuli u. a. Führt uns schon der prosaische Teil viele moderne Autoren vor, so auch der in jedem Bande reichlich enthaltene poetische Abschnitt. Was hier gesammelt ist, ist wirkliche Poesie, nicht, wie noch leider in manchen Lesebüchern, gereimtes Zeug. Vorherrschend ist in den letzten Bänden die Dichtungsart, die das Kind am meisten paßt, die es hinführt zum Drama, die sich am besten zum rezitatorischen Lesen eignet: ich meine die Ballade. Zu begrüßen ist es fernerhin, daß auch altes Gut nicht vergessen worden ist, aus Reinecke Fuchs nach Goethe und dem Nibelungenliede nach Bartsch fanden große Stücke Aufnahme.

Die Bände 4—6 sind nur zu loben. Im 3. Teil halte ich allerdings die Volksmärchen von Musäus für die Stufe sprachlich viel zu schwer. Die Bücher für das zweite und dritte

Schuljahr sind ebenfalls nach dem literarischen Gesichtspunkt zusammengestellt. Neben etwa sechzig Grimmschen Märchen finden wir unsere besten Kunstmärchen von Andersen und Storm und weiterhin von Bechstein, Hauff, Voltmann-Leander, Lichtwardt u. a. Wisser und Müllenhoff steuern aus ihren Schätzen viel zum heimatischen Teile bei. Die sehr reichen, im 1. Teil wohl überreichen poetischen Stücke enthalten manch hübsches Kindergedicht, auch viele plattdeutsche von Groth, Stinde, Falle, Kühl, Stillfried. Nur vermisse ich Kinderreime, Scherzgedichte, Wortspiele und sonstiges altes Erbe. Aber trotz alledem: Das Problem, für diese Klassen ein brauchbares Lesebuch zu schaffen, ist den Hamburgern nicht ganz gelungen. Praktisch läßt sich hier auch mit dem literarischen Grundsatz wenig anfangen. Die mechanische Lesefertigkeit macht dem Kinde noch zuviel zu schaffen und bringt es um den ästhetischen Genuß. Märchen und Sagen sind ja dazu wie geschaffen, das Kind in die Welt der Dichtung einzuführen. Grimmsche Märchen soll man aber dem kleineren Kind erzählen, es soll sie nicht lesen, weil die meisten dazu zu schwer und im Tone der Erwachsenen aufgeschrieben sind. Mindestens ebenso schwierig wird es dem Schüler fallen, Dialektgedichte zu lesen, besonders da auch nicht jeder in Hamburg geboren ist. Als Lesestoffe eignen sich wohl am besten die hübschen Stücke von Ilse Frapan. Konnte man nicht mehr solcher Sachen bringen? Gansberg, Scharrelmann u. a. haben doch Stoffe genug geliefert. Und schließlich haben wir ja auch unsere Kinderaufsätze. Freilich, einen literarischen Maßstab dürfen wir hier nicht immer anlegen. Schadet aber nicht! Solche Sachen sind wie geschaffen vom leisen (aufnehmenden) zum darstellenden (rezitatorischen) Lesen fortzuschreiten; rasch und leicht verhelfen sie dem Kinde zur mechanischen Fertigkeit und führen es so schnell zu den dargebotenen literarisch wertvollen Stoffen.

Zimmerhin: die Einführung des literarischen Lesebuchs ist eine bemerkenswerte pädagogische Tat, die allgemeine Nachahmung verdient. Albrecht Janssen



Das Deutschtum im Auslande und die Rehrseite

Mitten in deutschen Landen, schreibt Adolf Brunnlechner-Triest in Roseggerts „Heimgarten“, redet sich's unschwer über Erhaltung und Verbreitung deutscher Sitte und Art. Deutscher Idealismus kann dort ungestört blühen, und hinter schützenden Mauern hat man leicht Steine werfen, auch auf die Streiter draußen. . .

Wer da glaubt, daß der Deutsche überall mit fliegenden Fahnen einziehen könne, wo ihm eine wohnliche Stätte winkt, und dort germanisieren müsse, der verkennt unsere Kräfte und unsere Aufgaben. Vorerst zeige man uns diejenigen Idealisten, welche lediglich des Volkstums halber sich auf den heißen, deutschfremden Boden begeben, um dafür zu kämpfen. Jeder hat sein Privatinteresse, so wie eben jeder Deutsche auch in deutschen Landen, wie jeder gesunde Mensch sein Privatinteresse hat. Man täusche sich darüber nur nicht hinweg, und wer vermag es dem Deutschen zu verübeln? Er geht als Kaufmann, als Lehrer, als Künstler, als Handwerker, als Verdienender in die Fremde. Im Augenblicke des Dienstantrittes beginnen seine Privatinteressen zu sprechen — wie sich Fäden zu spinnen beginnen zwischen ihm und all dem und jenen, mit dem und denen ihn sein Beruf, sein Bildungs- und Geselligkeitsbedürfnis zusammenführten: mit den örtlichen Verhältnissen, mit der Bevölkerung, mit dem fremden Elemente. Wer vermag diesen Gang zu hindern?

Es macht immer einen sonnigen Eindruck, wenn junge Leute in der Fremde ankommen und, wie z. B. an südlichen Gestaden, vom Meer, von der Sonne, von der hochinteressanten Umgebung in zuweilen kindlich-naiver Weise entzückt sind, wenn sie in dieser sonnigen Stimmung ihre Pläne machen, Freunde finden und sich wohl fühlen.

Selten gelingt es, die naive Freude dauernd zu erhalten; rasch tritt der Vergiftungs-

prozeß heran: Der unzufriedene Volksgenosse muß in überlegen großartiger Weise an den lokalen Einrichtungen, an den Dingen und an den Menschen um jeden Preis nörgeln.

Es würde zu wenig völkisch gelten, sich weiter für etwas zu begeistern, das gegen jene Voreingenommenheit Front macht, auf die beim Glase Bier geschworen wurde. Wie ein Bleigewicht halten solche Prinzipien nieder. Ich hatte Gelegenheit, in die Gedanken so mancher jungen Leute zu gucken, welche sich wehren mußten gegen die finsternen Brillen. Ein Glück für den jungen Mann, wenn er einen Freund findet, der ihm seine Freude erhalten hilft. Er kann auch in der Fremde ein vortrefflicher Deutscher bleiben, ja werden, wenn er früher keiner war.

Eritt der Deutsche als Kaufmann auf, so hat er mit der Rundtschaft zu rechnen, auch mit der fremden. Eritt er als Kunde auf, dann hat er mit dem fremden Kaufmanne zu rechnen, mit fremdem Brote, mit fremder Milch und fremdem Lichte. Wiederholt wurde die Forderung aufgestellt: „Kauft nur bei Deutschen!“ Nur völlige Unkenntnis der Sachlage vermag eine solche Forderung ernstzunehmen. Selbst wenn die deutsche Gesellschaft so groß und die Arbeitsteilung derart durchgeführt wäre, daß der Deutsche bei Deutschen vollends bedient werden könnte, dann müßte das Verhältnis des Nehmenden zum Gebenden ein gesundes sein . . . aber auch dort geißelt der deutsche Idealismus nicht, wo man den gläubigen Volksgenossen ausnützen will.

Daß sich mancher deutsche Kaufmann Giuseppe statt Joseph, Alberto statt Albert nennt, ist nicht nach meinem Geschmade, allein das Verfolgen seines Geschäftsinteresses als Kaufmann erlaubt ihm erst ein Deutscher zu sein — und er kann sogar ein guter Deutscher sein!

Wollen wir nur bei Deutschen wohnen, dann bleibt allerdings fast nichts anderes übrig, als in deutschen Landen zu bleiben, was übrigens für manche sehr heilsam wäre.

Und wenn der Deutsche ins Unglück und in Schulden kommt? Was dann? Kann er sich die Gläubiger aussuchen? Wird ihm von seinen Volksgenossen so geholfen wie etwa die Juden einander helfen? Ein sichergestellter Deutscher konnte in einem Augenblicke der Not bei einem deutschen Institute nicht hundert Gulden aufstreiben!

Als Lehrer und Professor hat der Deutsche mit drei, vier, ja mit zehn Nationen zu arbeiten. Darf er einen Unterschied machen zwischen den Nationen oder sonstigen Klassen? Ich kenne Fälle, wo die Objektivität so peinlich war, daß anerkannt tüchtige Arbeiten deutscher Jungen tiefergestellt wurden als gleichwertige anderer Nationen. Auf die Frage: „Watum?“ kam die naive Antwort: „Weil der Deutsche noch mehr leisten müsse, um dieselbe Note zu erringen wie der Nichtdeutsche.“ Nun, das ist krankhaft und kurzfristig. Bei solchen Vergleichen kommen die Deutschen überhaupt leicht zu kurz, weil man im deutschen Volke zu wenig Sprachen lernt, daher zu wenig Einblick bekommt und gar zu leicht geneigt ist, unverstandene, auch wortarme Sprachkenntnisse Fremder zu überschätzen, sich durch sie verblüffen zu lassen. . . .

Wir haben dort eben viele tüchtige Leute als Schulmänner, aber auch Menschen, die für solch verantwortungsvolle Posten nicht geschaffen sind. Wir brauchen Förderer, Männer mit weitem Blicke und warmem Herzen. Wie bei vielen Institutionen, steht auch hier leider mehr als einmal das persönliche Interesse über dem allgemeinen, dasselbe persönliche Interesse, dessen Vorhandensein nicht zu leugnen und dessen Bestand vollkommen begreiflich ist. Wo es aber über dem allgemeinen steht, da wird es bedenklich. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß sich Vereinsinteressen mit Erziehungs- und Unterrichtsinteressen zuweilen so unglücklich mischen, daß sich bittere Konflikte ergeben. Der Deutsche versteht unter Gemeinfinne oft geradezu Vereinsfinne. Die ungesunde Zahl von deutschen Vereinen in einzelnen Orten bringt es nun zuwege, daß sich Interessen kreuzen, daß Leute auseinandergehalten werden, die ohne Verein vielleicht ganz gut sich vereinen würden. Ich habe es noch nicht herausgebracht, daß das umfassende Vereinsleben der Deutschen dem Volkstume so förderlich wäre, wie man behauptet. Nur dort, wo die Leute durch Not, durch eine gesunde Idee,

durch wertvolle gemeinsame Arbeit zusammengehalten werden, da ergibt sich der Zusammenschluß auf natürliche Weise von selbst.

Kein Verein will die Tyrannei seiner Satzungen oder die Zubringlichkeit einzelner Mitglieder bemerken. Wenn nun der Neuangekommene einmal von einer Anzahl von Vereinen gefangen ist, wenn er weder über seine Zeit, noch über sein Geld, noch über seine Willensentschließungen mehr Herr ist, dann genießt er die Freiheit . . . , die er sich anders vorgestellt hatte. Fast jeder Deutsche, dessen Stellung und Einkommen interessieren, wird zum Vereinsopfer. Jeder Verein hat die triftigsten Gründe, ihn als Mitglied zu besitzen. Es sei eine Schande, ein Verrat . . . Sache heiligster Pflicht, und man verliert sich in Phrasen. Wer tiefer hineinblickt, wird bemerken, wie Vereinsinteressen dem Einzel- und dem Volksvermögen wiederholt widersprechen; daß Vereinsinteressen mit Familieninteressen vielfach im Widerspruche stehen, und daß gewisse Berufe, nicht zuletzt die freiesten, gerade den Forderungen der Vereinsstatuten sozusagen nur schüchtern nachzukommen vermögen. Man muß nach strammen Versammlungen nur den Einzelstimmungen nachspüren und wird den Unterschied herausfinden zwischen dem unbefangenen, kräftigen, arbeitsamen Volkstume und gemachter Vereinsstimmung. Es sei nur jeder tüchtig, damit dient er am besten, dann findet er sich leicht mit Tüchtigen zusammen.

Gar mancher deutsche Verein hat es durch seinen Zweck und seine Noblesse zu großem Ansehen gebracht; er bildet einen Sammelpunkt für geistiges Leben, an welchem da und dort allerdings auch Nichtdeutsche teilnehmen, die Gastfreundschaft des Deutschen gerne und dankbar genießend. Das erregt in manchen Volksgenossen Unwillen . . . und dennoch sind es gerade zumeist bergestalt organisierte Vereine, welche wertvolle Stützen für das Deutschtum bilden. Insbesondere sind es geistige, höhere Interessen, welche vornehme Kreise dauernd zusammenführen, allerdings so weitherzig, als es eben diese Interessen fordern. Hier sucht das fluktuierende Element selten Platz, jenes zersekende Element, welches kommt und geht und sich (oft unreif genug) in die Verhältnisse mischt, ohne sie zu kennen, vielleicht einem aus dem Innern des Reiches kommenden Auftrage ungeschickt nachkommend. Es gibt Leute, die förmlich an eine Mission glauben und belehrend auftreten, wo sie selbst noch zu lernen hätten. Große Worte packen kleine Leute, Schlagwörter arbeiten, Bekanntschaften mit Abgeordneten werden mißbraucht, und ich habe die Erfahrung, daß solche Bekanntschaften den Herren Abgeordneten nicht immer angenehm sind, insbesondere dann nicht, wenn die Herren einseitig und lüdenhaft unterrichtet werden, und wenn sich die Volksgenossen selbst vor häßlichen, ungeschickten Zeitungsangriffen nicht scheuen. Fernab von diesen Lächerlichkeiten stehen nicht wenige ernste Leute, die es nicht nötig haben, von der Gnade willkürlich zusammengewürfelter Korporationen abzuhängen. Sie lachen nicht, sie bedauern nur, daß es so ist wie es ist. Ihr Haus, ihre Gesinnung, ihr Wesen ist deutsch, sie haben ihre Sprache rein und schön erhalten, auch den Dialekt nicht vergessen, ihre Schätze liegen in der deutschen Bücherei, in Kunstwerten, aus aller Welt zusammengetragen. Sie sind mit Wien, Prag und Nürnberg, mit Berlin und Frankfurt ebenso in Verbindung wie mit Venedig und Florenz, sie haben ihre Bildung aus weiter Welt zusammengetragen, haben Sprachen gelernt und waren auf diese Weise imstande, anderer Völker Lieben und Hassen kennen zu lernen; sie sind wertvolle Deutsche, aber das aufdringliche Deutschtum verstehen sie nicht.

Und zwischen den beiden Gruppen gähnt eine Kluft — die Vernunft wird sie hoffentlich rechtzeitig überbrücken! Mancher Deutsche ist mit der Idee nach dem Süden gegangen, sein blondes Gretchen nachzuholen. Es ist anders gekommen, und eine schwarze Südländerin hat es ihm angetan. Es wäre rauh, darüber ein Wort des Tadels zu verlieren. In dem Punkte zeigt sich immer wieder, daß zuerst der Mensch ward, und daß aus dem Menschen erst der Deutsche ward. Das Herz des Deutschen spricht oft zu rasch; hoffen wir, daß er mit demselben Pulschlage sein Volkstum erfährt und hinüberrettet in die Mischehe. Was sollen nun die Kinder werden?

Wollen wir die schwierige Lage nur erkennen. Meine Erfahrungen sagen, daß in Misch-
ehen überwiegend der deutsche Teil der schwächere ist; die Kinder sprechen gewöhnlich die
Muttersprache — sehr begreiflich, aber sie bleiben auch nicht immer Deutsche, wenn nur die
Mutter eine Deutsche ist.

Man muß es mitangesehen haben, in welch peinliche Lagen zuweilen solche Deutsche
geraten, welche durch Beruf, Verehelichung oder sonstige Zwangsmomente mit dem Deutsch-
tum in Widerspruch geraten. Und dennoch gibt es eine Lösung. War Liebe oder Brotnot
größer als der Volksgedanke, so kann noch immer ein großer, schöner Rest fürs Volkstum bleiben:
Es mögen Sprache, Sitte, deutsche Arbeit, Treue und so manche Eigenheit als tüchtige, starke
Stütze bleiben dem eigenen Volke. Es müssen sich dramatische Verwicklungen nicht immer
tragisch lösen und es müssen solche Verwicklungen nicht zu einem Gedanken- und Gefühls-
wirrwarr führen, der keine Stütze bietet. Eine deutsche Gemütslichkeit mit lauem Sichzufrieden-
geben habe ich niemals angeschwärmt. Sie war meiner Erfahrung nach zu oft der Erlaubnis-
schein zu undeutschem Gebahren. Laßt mir das deutsche Gemüt weg von der deutschen Ge-
mütslichkeit! . . .

Die vorstehenden Zeilen sind gewiß nicht nach dem Geschmack aller Deutschen ge-
schrieben, sie haben auch nicht die Aufgabe, Glanz aufzutragen; damit erreicht man nichts.
Wer die herrlichen Berichte über Vereinsangelegenheiten und statistische Zusammenstellungen
liest und daneben das oft unwürdige Schmähnen nichtdeutscher Verhältnisse, der bekommt eben
kein Bild für ernste Menschen, für ernste Arbeiter. Solche müssen sich vor allem klar darüber
sein, was und wie etwas zu bessern sei. Der Deutsche darf in der Fremde nicht verlorengelien,
er darf nicht aufgehen im Fremden, er soll nicht untergehen in Gleichgültigkeit. Das Deutsche
möge sich entwickeln auch auf fremdem Boden, möge sich am fremden Elemente kräftigen und
stärken. Jahrhunderte hindurch haben die Deutschen ihre Bildung im Süden zu erweitern
gesucht; unser Goethe ging voran, und seine Werte haben unter der Sonne des Südens Läute-
rung und Belebung gefunden. Weshalb sollen nicht ganze große Gruppen von Menschen an
der süblichen Sonne gedeihen? Wir können uns da ebenso kräftigen wie am guten Teile des
Amerikanismus und am Beispiele der Japaner. Man möge sich am Fremden im Spiegel sehen,
die Fehler erkennen, nicht bloß lamentieren, sondern mutig aufwärtsstreben.


Nicht in der Verachtung des Fremden liegt der Ausdruck des eigenen Volkstums, nicht
im Verdecken der eigenen Fehler liegt Förderung, nicht im Schönmalen besteht die Tüchtigkeit.
Erfolge bedeuten nicht Glanz, sondern Gediegenheit. Man werfe selbst den verirren Volls-
genossen nicht hart aus dem Geleise, lese jedes Brösel Volkswert auf und sammle und spare
damit. Und wo man Größeres findet, da hebe, stütze und fördere man und lasse Neid und Eitel-
keit fahren — ersetze sie durch einen Tropfen Opfermut. Wir wollen kein billiges Deutschtum,
das beim Glase „Heil“ ruft, aber sonst keinen Finger rührt. Wir wollen nicht bloß Mitglieder
deutscher Vereinigungen, sondern Deutsche mit Herz und Sinn. Deutsche Abzeichen sind billige
Ware, deutsche Arbeit kostet Blut und Nerven.

Die Deutschen genießen in der Fremde Ansehen, großes Ansehen — doch nicht, weil
sie keine Fehler haben. Nur sollen wir unsere Fehler auch erkennen, dann werden wir
doppelt geachtet werden. Wir brauchen nicht „stramme“ Deutsche zu sein, aber wir müssen
gute Deutsche sein.



Der Reformator des russischen Gefängniswesens

I.

n unseren Tagen ist es fast zum Dogma geworden, daß der einzelne machtlos ist gesellschaftlichen Abständen gegenüber. Heil erwarten wir nur noch von der Vereinigung, und wir nehmen es dabei ruhig mit in den Kauf, daß für die Begeisterung kein Platz ist im Verein, daß persönlicher Ehrgeiz fast immer seine Flügel dort regt, und bürokratische Routine sich breitmacht.

Da mag denn das Andenken eines einfachen deutschen Mannes von Wert sein, der ganz allein, ohne jeden Beistand, ungehört und sicher seines Vergessenwerdens, einen völlig unabsehbaren Einfluß ausgeübt hat im Sinne der Besserung der Lage der Allerelendesten, und das in dem Lande, wo die Not des armen Volkes am größten ist in Europa. Wir meinen den Reformator des russischen Gefängniswesens, den deutschen Arzt Dr. Friedrich Haas. Das Wunder in dem Wirken dieses eigenartigen Mannes liegt wohl darin, daß er mit 47 Jahren, nach einem sehr reichen Leben voller Arbeit und Wohltun, voller Ehren und voller Gedanken, sein eigentliches Lebenswerk erkannte, und zwar in der Sorge für die Strafgefangenen, und daß er von nun an sich diesem einen Ziele restlos widmete, ihm alle seine geistigen und materiellen Mittel zuwandte und sich keinen Augenblick des Ausruhens mehr gönnte bis zu seinem 27 Jahre später erfolgten Tode.

Haas, ein Kölner Apothekerssohn, kam nach außerordentlich erfolgreichen Studien in sehr jungen Jahren nach Rußland, wo er es rasch als vielgesuchter Augenarzt zu Anerkennung und hohen Ehrenstellen brachte. Haas war ein hoch angesehenen Arzt und reicher Mann geworden, der Häuser und Fabriken besah, nach damaliger Sitte vierstännig fuhr und bei ausgedehntester Privat- und Armenpraxis noch die Zeit fand, wertvolle wissenschaftliche Arbeiten (seine Arbeiten über die „Heilquellen des Kaukasus“ gelten bis auf den heutigen Tag für grundlegend) zu veröffentlichen und mit dem Philosophen Schelling in lebhaftem Briefwechsel zu stehen, — als er, bereits 47 Jahre alt (1827), zum ersten Male mit den nach Sibirien verschickten Strafgefangenen in Berührung kam. Rasch verschwanden nun der Diererzug, die Häuser, die Fabriken, alles ward zu Geld gemacht und für die Strafgefangenen verwandt: Haas kaufte ihnen leichtere Ketten, er kaufte ihnen Kleider, Hemden und Brot, und er kaufte verschidten leibeigenen Eltern ihre Kinder zurück. (Die Seelenbesitzer waren gesetzlich nur verpflichtet, den auf ihre Veranlassung verschickten Leibeigenen ihre fünf- bzw. zehnjährigen Kinder mitzugeben.)

Und als im Jahre 1853 der einst hochangesehene Doktor starb, mußte er auf Kosten der Polizei begraben werden. Er hinterließ nichts als einige altmodische Teleskope, mit denen er, ermüdet von des Tages Arbeit und entmutigt vom täglichen Anblick unaussprechlichen menschlichen Elends nachts zum Sternenhimmel zu blicken pflegte. Den Sarg des guten Doktor Haas trugen die Ärmsten Moskaus auf Händen: den ganzen weiten Weg hindurch bis zu dem weit draußen gelegenen „Friedhofe fremder Konfessionen“. Zwanzigtausend Menschen gaben dem guten Doktor das Geleit, und ihre Trauer war so offenbar, daß der Polizeioffizier, der, wie das in Rußland bei Volksansammlungen üblich, mit seinen Kosaken erschienen war, diese zurückschickte und sich selber zu Fuß dem Zuge angeschlossen. Auch brennt heute noch irgendwo im fernsten Sibirien Tag und Nacht vor einem Bilde des heiligen Fjedor ein ewiges Lämpchen, unterhalten von den Kopelen der armen Strafgefangenen und zum Andenken an den guten Doktor Haas.

II.

Damals, als Haas in das Moskauer Gefängnis-Komitee berufen wurde (1827), wurden wöchentlich zweimal die Strafgefangenen aus 22 Gouvernements von Moskau aus nach Sibirien abgefertigt. Haas hat bis zu seinem im Jahre 1853 erfolgten Tode keinen einzigen Ge-

fangenzug abgehen lassen, ohne daß er mit jedem einzelnen der Verschiedten gesprochen, seine Bedürfnisse nach Möglichkeit befriedigt und ihn mit Kleidern, Lebensmitteln, ja mit Büchern und vor allem mit freundlichem Zuspruch versehen hätte. Haas pflegte bereits die ganze Woche vorher in der ganzen Stadt für seine Verschiedten zusammenzubetteln, und es sind, gering gerechnet, 200 000 Strafgefangene von ihm persönlich unterstützt und getröstet worden. Unmittelbar vor der Abfertigung der Strafgefangenen, wenn nach dem Gottesdienste, der auf Haas' Veranlassung bei dieser Gelegenheit stattfand, die Gefangenen bereits sich im Hofe aufstellten, sich nach der Kirche zu bekreuzigten und einzeln dem guten Doktor für seine Freundlichkeiten dankten, pflegte sich dieser mit den Gefangenen, in denen er „eine lebendige Seele“ erblickte — und er sah sie untrüglichen Auges in einem jeden —, nach alter russischer Sitte dreimal auf jede Wange zu küssen. Und das auch mit den schwersten Verbrechern, die in Ketten gingen, Brandmale im Gesichte trugen und mit Ruten und Peilschcn gezüchtigt worden waren. Für den guten Doktor waren das alles Unglückliche, die nicht ihr Anrecht eingebüßt hatten auf seine Teilnahme dadurch, daß sie Untaten begangen hatten. Denn sie waren ja dadurch nicht unfähig geworden, Leiden zu empfinden. (Haas hat immer betont, daß zwischen Verbrechen, Unglück und Krankheit ein so enges Band bestehe, daß es schwer, oft sogar unmöglich sei, eines von dem anderen zu unterscheiden.)

Oft ging dann auch der alte Mann noch meilenweit mit seinen Gefangenen mit. Und es wunderte die Mostauer Bürger gar nicht weiter, wenn sie dem kettenträgenden Zuge entgegengingen, um den „Unglücklichen“ Almosen zu geben, und dabei einen hochgewachsenen Greis erblickten in einem abgetragenen alten Wolfspelz, im Knopfloch den Wladimirdorden und in vielfach gestopften Wadenstrümpfen. Wußten sie doch, daß es „ihr Doktor“, der „heilige Doktor“ war, und daß er wohl noch irgend etwas bei den Etappenführern für seine Gefangenen auswirken wollte, oder einfach dem oder jenen der Unglücklichen noch zuzureden hatte. Auch wußten die Mostauer Bürger, daß dem Doktor die Leiden dieser Armen nicht fremd waren: hatte man ihn doch einst dabei überrascht, wie er in „seiner“ Kette mit der Uhr in der Hand in seinem Zimmer eine Strecke abschritt, die der ersten Etappe entsprechen sollte, um zu erfahren, wie „sie“ sich dabei fühlen müßten.

Jahrelang noch nach Haas' Tode pflegten denn auch die sibirischen Gefangenen jeden Neuangekommenen zuerst nach dem guten Doktor zu fragen. Und als sein Tod dort im fernen Osten bekannt wurde, ist er dort aufrichtig und lange beweint und betrauert worden.

III.

Aber natürlich begnügte sich Haas nicht mit persönlichem Umgang mit seinen Gefangenen. Mit ganzer Energie und mit jener trohigen Hast, die ihm eigen war, warf er sich auf die prinzipielle Besserung der Gefangenenlage. Er scheute dabei vor keinem Widerstande zurück. Nichts machte ihn mutlos, weder Gleichgültigkeit, noch Hohn, noch Beschimpfung, noch Verdächtigung. Das alles traf ihn nicht mehr. Er war unverwundbar geworden, weil er aufgehört hatte, für sich selber zu leben. Freilich ward er so auch unverständlich für alle; die einen hielten ihn für einen Narren, die anderen für einen Heiligen. Er hatte dabei viel zu tief in menschliches Unglück geblickt, als daß er sich noch besonders um das gekümmert hätte, was man in der Regel als persönliche Würde zu bezeichnen pflegt. So fiel er einst vor dem Kaiser Nikolaus I. auf die Knie und erklärte, nicht eher aufstehen zu wollen, als bis der Kaiser einem siebenjährigen Greise, der nach Sibirien verschickt werden sollte, und viel zu krank und schwach dazu war, die Strafe erlassen habe. Was der Kaiser auch tat. Einen zweiten Fußfall tat Haas wenige Jahre vor seinem Tode vor dem Moskauer Generalgouverneur, dem Fürsten Tscherbatoff, als der ihm verbieten wollte, in das von Haas gegründete und zur Aufnahme obdachloser Kranken bestimmte sog. Polizeikrankenhaus mehr als 150 Kranke aufzunehmen (Haas hatte bis zu 300 Kranke aufgenommen, freilich mit Hinzugabe seines eigenen kleinen Amtsquartiers). Der Fürst hatte

den alten Mann vom Boden aufgehoben. Es war nicht weiter vom Krankenhaus die Rede, und bis zu Haas' Tode sah man durch die Finger. Dieser Fußfall hat also mindestens 30 000 Kranken Obdach und Pflege gebracht.

Aber dieser selbe Mann kannte auch keine Menschenfurcht, wenn es sich um seine Gefangenen handelte. Als einmal während einer Sitzung des Gefängnistomitees der hochangesehene Moskauer Metropolit Philaret, geärgert durch Haas' ständige Gesuche „in Sachen unschuldig Verurteilter“, den Doktor so angeredet hatte: „Sie sprechen da immer von unschuldig Verurteilten, Fjedor Petrowitsch, es gibt gar nicht solche. Wenn einer verurteilt ist, so heißt das, daß er schuldig ist!“ — Da sprang der Doktor auf: „Hochwürden, Ihr habt nur Christus vergessen!“ Allgemeines entrüstetes Schweigen! Der Kirchenfürst aber sagte nach einigem Nachdenken: „Als ich diese unüberlegten Worte sprach, Fjedor Petrowitsch, da habe nicht ich Christus vergessen, Christus hat mich vergessen.“ Damit stand er auf, segnete die Anwesenden und ging.

IV.

Damals, als Haas mit den Strafgefangenen zuerst in Berührung kam, wurden die leichten Verbrecher und auch alle aus irgendwelchen Gründen sonst per Etappe Beförderten (da z. B. Paßlose: der Paß gilt in Rußland noch immer viel mehr, als die zugehörige Persönlichkeit, oder vom Gericht Freigesprochene, denen die Mittel zur Heimreise fehlten, oder auch ganz einfach Leibeigene, die auf den Wunsch ihrer Seelenbesitzer von einem Orte zum anderen transportiert wurden usw.) an der sogenannten „Gerte des General Diwitsch“ geführt. Es war dies ein ungefähr 1—1½ m langer, etwa ein Zoll dicker Eisenstab, auf dem 6—12 eiserne Ringe aufgezogen waren, zur Aufnahme der Hände der Gefangenen. Vor den Stab war ein Schloß gelegt. Den Schlüssel trug der Unteroffizier im Lederbeutel an der Brust und mußte ihn versiegelt am Bestimmungsorte abliefern. Wegen ihrer Sicherheit war diese Art des Gefangenentransportes bei den Etappenführern sehr beliebt. Und es machte auf sie weiter auch gar keinen Eindruck, daß die Gefangenen so in ihren natürlichen Verrichtungen gehindert waren und selbst des einzigen Trostes der Unglücklichen, des ruhigen Schlafes, entbehren mußten. Die Etappenführer fanden es wohl auch selbstverständlich, wenn oft Kranke, Halbtote oder Verstorbene tage-, ja wochenlang unter den Fußtritten mitangefesselter Unglücksgefährten mitgeschleift wurden. Die an der „Gerte“ gehenden leichten Verbrecher baten denn auch oft unter Tränen, man möchte sie doch aus Barmherzigkeit so gehen lassen, wie die schweren Verbrecher. Denn die gingen, wenn auch in schweren Fesseln, so doch ein jeder für sich allein.

Haas warf sich mit Feuer gegen die Einrichtung der „Gerte“, durch die „der Gefangene geradezu zur Rohheit erzogen werde“. Obgleich Haas sich aber zu wiederholten Malen bis an den Kaiser wandte, gelang es ihm erst nach einer ganzen Reihe von Jahren, bei dem Moskauer Generalgouverneur durchzusetzen, daß wenigstens die durch Moskau durchziehenden Gefangenen von der „Gerte“ genommen und in gewöhnliche Fesseln umgeschmiedet werden durften. Aber diese Fesseln waren sehr schwer, sie wogen an 10 Pfund. Haas machte sich daran, mit Hilfe der geschicktesten Moskauer Schmiede eine Kette herzustellen, die bei der gleichen Sicherheit ein bei weitem leichteres Gewicht habe. Und das gelang. Die sogenannte „Haasche“ Kette ist noch heute im Gebrauch: Sie wiegt bloß 3—3½ Pfund. Mit unendlichen Mühen setzte es Haas durch, daß die nach Moskau kommenden Strafgefangenen in seine Kette umgeschmiedet werden durften. Er stellte die erste Partie Ketten für 13 000 Rubel zur Verfügung und versprach, falls ihm die Gelder ausgehen sollten, im Namen guter Menschen auch weiterhin persönlich aufzukommen für alle Kosten, die durch das Umschmieden der Gefangenen in seine Kette erwachsen würden. Haas hat dann mit wechselndem Erfolge bis zu seinem Tode für seine Kette gekämpft.

V.

Ein weiterer furchtbarer Ubelstand im Transportgefängniswesen bestand darin, daß Frauen und Kinder, die ihren strafgefangenen Männern und Vätern freiwillig nach Sibirien

folgten, ebenfalls in Ketten geschlossen wurden, wobei meist schreckliche Knochenkrankheiten die Unglücklichen einen qualvollen Tod erleiden ließen. Nach unablässigen Bemühungen gelang es in jahrelangem Kampfe dem unermüdblichen Doktor, einen kaiserlichen Befehl zu erwirken, demzufolge ein- für allemal Frauen und Kinder, Krüppel und Kranke, ob sie nun freiwillig oder als Gefangene nach Sibirien zogen, nicht in Ketten geschlossen werden durften. Und das gilt noch heute.

Auch hatte Haas gleich im Anfang seiner Tätigkeit die Beobachtung machen müssen, daß den Gefangenen an den Stellen, wo ihnen die Ketten auflagen, sehr oft Hände und Füße einfach abfroren. Haas ließ keinen einzigen solcher Fälle unveröffentlicht und erlangte es schließlich auch wiederum nach Jahren, daß auf Veranlassung des Moskauer Generalgouverneurs ein kaiserlicher Erlaß erschien, der befahl, daß die Ketten der Gefangenen an den Stellen, wo sie dem Körper auflagen, mit Leder zu umnähen seien. Auch das gilt noch heute.

Eine verhältnismäßig harmlosere, aber immerhin äußerst barbarische Einrichtung beim Gefangenentransporte war das halbseitige Kopfrasieren der Gefangenen, wodurch ein leichteres Einfangen bei Fluchtversuchen erzielt werden sollte. Das geschah ausnahmslos mit allen Transportierten — und es waren, wie gesagt, einfach Pahlöse darunter, ja sogar vom Gericht Freigesprochene, denen es an Mitteln zur Heimfahrt fehlte, und schließlich ganz einfach Leibeigene, die auf Wunsch ihrer Seelenbesitzer von einem Ort zum anderen geführt wurden. Sie alle wurden so vor ihren Mitbürgern gebrandmarkt. Es gelang dem Doktor durchzusehen, daß nur die zu Zwangsarbeit Verurteilten halbseitig rasiert werden durften. Auch das gilt bis auf den heutigen Tag.

Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes gar nicht möglich sein, alle die Erleichterungen auch nur zu erwähnen, die Haas für seine Strafgefangenen erwirkte. Nur nebenbei sei erwähnt, daß die heute noch im Moskauer Transportgefängnis bestehenden Schulen für die Gefangenenkinder, sowie auch die Werkstätten für die Gefangenen selber Gründungen des unermüdblichen Doktors sind, daß Haas ferner nicht nur alle barbarischen Strafmittel in den Moskauer Gefängnissen abschaffte, daß er auch ein besonderes Amt schuf, das eines Anwaltes für die Gefangenen, und es selber jahrelang in hingebendster Weise ausübte. Dieser Anwalt hatte einem jeden der Gefangenen auf deren Wunsch ein williges Ohr zu leihen für alle persönlichen Anliegen sowohl, wie vor allem für die Angelegenheiten, die ihre Verurteilung und Strafbüßung betrafen, in welcher Hinsicht eine erschreckende Unkenntnis unter den Strafgefangenen herrschte.

VI.

Seine besondere Aufmerksamkeit wandte Haas den Insassen des Schuldturmes zu und ihren ohne Ernährer gebliebenen Familien. Es sei hierbei eine seltsame Einrichtung erwähnt, gegen die Haas vergeblich ankämpfte: Erkrankte nämlich ein Strafgefangener im Gefängnis — und die hygienischen Verhältnisse waren dort derartige, daß es als Ausnahmefall gelten mußte, wenn ein Gefangener gesund blieb —, so ward er zwar in einem der städtischen Krankenhäuser verpflegt, hatte er aber seine Strafe abgehüßt, so überreichte man ihm die Rechnung für seine Heilung. Und da die meisten Gefangenen so arm waren wie Kirchenmäuse, so kamen sie eben nach Abbüßung ihrer Strafe auch immer noch auf längere oder kürzere Zeit in den Schuldturm. In solchen Fällen pflegte nun Haas mit eigenen oder zusammengebettelten Mitteln einzutreten. Ein Fall sei hier besonders angeführt: Eine Leibeigene war auf der Strafe „wegen zu großen Blutverlustes“ krank zusammengebrochen. Erst nach mehrmonatlicher Verpflegung im Krankenhaus konnte sie zu dem Besitzer ihrer Seele zurückgeschickt werden. Der aber zog es vor, statt die Rechnung für die Heilung seiner Leibeigenen zu bezahlen, ihr die Freiheit zu schenken, da sie ja so wie so in ihrer Arbeitsfähigkeit sehr geschwächt war. Die Unglückliche wanderte also wieder in den Schuldturm, wo sie jahrelang hätte sitzen müssen, wenn sie nicht Haas befreit hätte. Noch kurz erwähnt mag es sein, daß, als einmal zur Zeit der Hungersnot

im Jahre 1848 (denselben Fall erlebten wir wieder 1891) die Kost der Gefangenen herabgesetzt wurde, Haas über 12 000 Rubel im Gefängnis einzahlte, um die Kost der Strafgefangenen zu verbessern.

In den letzten zehn Jahren seines Lebens waren zu den Strafgefangenen auch noch die Bettler und Vagabunden in den Kreis von Haas' Fürsorge gerückt. Gelegentlich der Remonte des von Haas gegründeten Transportgefangenen-Krankenhauses waren einige erkrankte Verſchickte in einem anderen Gebäude untergebracht worden (das heutige Alexanderkrankenhaus in Mostau), das Haas auf eigene und zusammengebettelte Mittel in ein Krankenhaus verwandelt hatte. Als dann die Remonte des Gefängniskrankenhauses beendigt war, bestand Haas auf der Beibehaltung seines provisorischen Krankenhauses und setzte es durch, daß es bestimmt wurde zur Aufnahme aller mittel- und obdachlosen, auf der Straße gefundenen Kranken und Verunglückten, die damals noch, wenn überhaupt, so nur in den Polizeihäusern aufgenommen wurden, wo sie zwar keine Pflege fanden, wohl aber meistens wegen vermeintlicher Trunkenheit sehr handgreiflichen Ernüchterungskuren unterzogen wurden. Haas hat in diesem Krankenhaus — es befindet sich dort jetzt die Pasteurstation für ganz Rußland — bis zu seinem Tode über 50 000 Kranke aufgenommen, von denen ungefähr die Hälfte als gesund entlassen werden konnte.

VII.

Dr. Haas hat immer den Beruf des Arztes sehr hochgehalten. Freilich hat er sich nie darauf beschränkt, nur den Körper zu heilen. Und da die allermeisten seiner Patienten auch schwer seelentranke waren, so legte er mit der Zeit auf diese Seite seiner Pflege den Schwerpunkt. Er pflegte sich zu einem jeden seiner Patienten auf das Bett zu setzen, ihn nach den Seinen auszufragen und in jeder Weise zu verwöhnen. Das gleiche erwartete er von seinen Assistenten. Einer von ihnen erzählt, Haas habe oft lange in Gedanken versunken, an dem Bette irgendeines Verbrechers gestanden und sich dann mit einem Seufzer auf deutsch an ihn, seinen Assistenten, gewandt mit den Worten: „Küsse ihn, er hat es nicht böse gemeint.“ Auch die Zusammenkünfte mit Gefängnismitteu und Stappensführern, von denen die ganze Wirksamkeit des Doktors begleitet war, hatten hauptsächlich ihren Grund darin, daß Haas einzelne Verſchickte länger im Gefängniskrankenhaus zurückhielt, als es ihr Körperzustand, wenigstens nach der Meinung der Stappensführer, verlangte. Das geschah dann, wenn Haas glaubte, daß der Betreffende erst noch seelisch zu stärken sei zur langen Reise, oder wenn auch nur nahe Verwandte des betreffenden Gefangenen auf dem Wege waren zu ihm, um sich von ihm zu verabschieden oder um ihm freiwillig zu folgen.

Abrigens war Haas als Arzt ganz ebenso unerschrocken, wie als Verteidiger seiner Gefangenen. Als im Jahre 1848, in der Cholerazeit, unter den Mostauer Ärzten eine solche Panik entstand, daß die Choleraerkranken große Gefahr liefen, ohne jede Pflege zu bleiben, pflegte Haas, um das Übertriebene der Ansteckungsgefahr recht anschaulich zu machen, sich öfter und auf längere Zeit in eine Wanne zu setzen, aus der eben erst ein Choleraerkranker genommen war. Nicht ohne Interesse für unsere heutigen Anschauungen dürfte es auch sein, daß Haas bereits 1850 seinem Personal jeden Alkoholgenuß verbieten wollte, was ihm aber polizeilich untersagt ward.

Ein Mostauer Universitätsprofessor erzählt noch folgenden Fall: Er habe als ganz junger Mensch Gelegenheit gehabt, dem Doktor Haas einen sehr interessanten Krankheitsfall vorzuführen. Es war in dem betreffenden Krankenhaus ein elfjähriges Bauernmädchen eingeliefert worden, das von der furchtbaren Krankheit des Wasserkrebses (Noma) befallen war. In wenigen Tagen war die eine Gesichtshälfte des Kindes zerstört und das eine Auge ausgelaufen. Dabei war der Geruch, der von der Kranken ausging, ein so furchtbarer, daß es weder das Krankenhauspersonal noch die zärtlich liebende Mutter des Kindes bei ihm auszuhalten vermochten. Haas aber blieb gleich drei Stunden bei dem kranken Kinde, setzte sich zu ihm aufs

Bett, streichelte, umarmte und küßte die Kleine, und so auch am folgenden und am dritten Tage, in dessen Verlaufe das Kind in den Armen des Doktors starb.

VIII.

Es waren viele Züge von einem Heiligen in diesem einfachen deutschen Manne. Einst stahl ihm ein Patient im Sprechzimmer die Uhr. Man wollte zur Polizei schiden. Haas ließ das nicht zu. Er lud den Dieb schließlich in sein Kabinett, unterhielt sich dort lange freundlich mit ihm und entließ ihn reich beschenkt.

Einst ward der Doktor auf einem seiner nächtlichen Krankenbesuche von Räubern überfallen, die ihm seinen alten Wolfspelz ausziehen wollten. „Kinder,“ sagte er, „ich bin alt und kann sterben, wenn ich mich erkälte. Wer wird dann meine Kranken besuchen?“ Die Räuber höhnten nur. „Wenn euch denn durchaus mein Pelz nötig ist, so kommt morgen und holt ihn euch bei mir im Krankenhause dort. Ich bin der Doktor Haas.“

„Weshalb hast du uns denn das nicht gleich gesagt?“ riefen die Räuber aus. „Jetzt wollen wir dich nur gleich begleiten, damit dir kein Leids geschieht.“

Mit 73 Jahren erkrankte der Doktor, der bis dahin, dank seiner außerordentlich mäßigen Lebensweise — selbst den Tee hielt er für einen Luxus für sich —, fast niemals unwohl gewesen war. Bald war jede Hoffnung auf Genesung geschwunden. Haas starb wie ein Held, er, der gelebt hatte wie ein Apostel. Als er den Tod herankommen fühlte, ließ er die Türen seiner kleinen Amtswohnung weit öffnen und alle hereintommen, die irgendeines Trostes bedürfteten. Doktor Haas liegt begraben auf dem Moskauer Friedhofe fremder Konfessionen, rechter Hand am Hauptwege, da, wo der fünfte Seitenweg einmündet. Vor einigen Jahren hat das Moskauer Gefängnisomitee ihm einen Denkstein gesetzt. Ein einfaches Denkmal des guten Doktors steht auch vor dem Moskauer Alexanderkrankenhaus, und eine kurze Beschreibung seines Lebens ist aufgenommen worden in die Lesebücher für die russische Volksschule. (Näheres über Dr. Haas in meiner Broschüre: Dr. Haas. Der Reformator des russischen Gefängniswesens, Leipzig, Joh. Ambrosius Barth 1913.)

Dr. Karl Noebel



Das Homerule-Problem

Hin Problem ist die Frage und wird sie wohl noch lange bleiben, auch wenn sie, wie es ja den Anschein hat, demnächst eine gutgemeinte „Lösung“ findet. Um dieses Problem richtig zu verstehen, muß man, wie in der „Voss. Ztg.“ ausgeführt wird, volle 300 Jahre zurückgehen, bis in die Zeit, da die erste protestantische Königin Elisabeth das katholische Irland besiegte.

Das war im Jahre 1603. Im Jahre 1608 stieg Jakob I. auf den Thron. Und seine erste Tätigkeit bestand darin, die Bewohner der Provinz Ulster zu vertreiben und an ihre Stelle Schotten einzuführen. So glaubte dieser König, die Iren am besten in der Hand zu haben; er setzte im Norden des Landes eine ihm treu ergebene, den Besiegten aber gegenständige Klasse fest. Die Provinz Ulster gehörte wohl zu Irland, ihre Bewohner aber waren Irlands Feinde.

Von damals bis heute hat Irland unaufhörlich für seine Unabhängigkeit gekämpft. Cromwell kam und ging und O'Connor und Gladstone und Parnell. Die Iren wurden besiegt und niedergedrückt und standen immer wieder auf, bis mit Gladstone die Möglichkeit eines Homerule wieder feste Formen nahm. Aber es war damals wie es heute ist — Ulster wollte nicht! Der Ulstermann behauptet, er wolle kein Homerule, weil er dann alle Steuern selbst aufzubringen hätte, — da Ulster die einzige Industrie Provinz sei, die Irland besitzt. Das

stimmt — ist aber doch nur zum geringsten Teil der Grund. Ulster sträubt sich, weil es sich nicht eins fühlt mit Irland. Der Ulstermann ist kein Ire, er ist heute noch ebenso Schotte wie vor 300 Jahren. Er spricht nicht wie ein Ire, sieht nicht aus wie ein Ire, hat nichts von irischer Art. Er hat sich nie assimiliert, weil er als Protestant keine Katholikin heiraten konnte. Er fühlt sich ein Teil Englands und will sich von Irland unter keinen Umständen regieren lassen. Wie Sir Edward Carson sich ausdrückte: „Schon weil wir die Leute zu genau kennen, die uns von Dublin aus regieren würden!“ — „Und wenn die irischen Gesetze nun so werden, daß sie unter allen Umständen nur Gutes hervorbringen können?“ fragte ich. „Auch dann nicht! Es ist Gefühlsache! Unter keinen Umständen lassen wir uns von einer fremden Rasse regieren, von einer fremden Religion dominieren! Wir gehören zu England, bei England bleiben wir!“ —

Ebenso positiv wie die Unionisten, nämlich die Ulsterleute, denken die Nationalisten, d. h. die Iren. Sie sehen als Ergebnis hundertjähriger Kämpfe endlich die Erfüllung ihrer sehnsüchtigen Wünsche vor sich; ein wenn nicht freies, so doch freieres Irland. Und sollen nun durch eine ihrer eigenen Provinzen daran verhindert werden. Sie denken nicht daran. Sie werden jede Regierung weiter bekämpfen, bis aufs Messer, die ihnen nicht Homerule gibt. Auch mit ihnen ist es Gefühlsache; eine Gefühlsache, für die man Verständnis haben kann.

Was Sir Edward Carson für die Ulsterleute bedeutet, das bedeutet Sir Roger Casement für die Iren. Sir Roger ist namentlich durch seine Untersuchungen der Putuyama- und Kongo-Greuel bekannt geworden; er ist einer der Hauptführer der Iren. Im Verlaufe einer Unterredung habe ich Sir Roger die selben Fragen vorgelegt, die ich an Sir Edward stellte: „Wie soll denn die Homerule-Frage je gelöst werden, wenn keine der Parteien nachgibt?“ Und beide gaben dieselben Antworten. Das heißt, sie zuckten mit den Schultern und meinten: „Das ist uns gleich; wir wissen nur, wir werden nicht, wir können nicht nachgeben!“

Die britische Regierung steht vor einer schweren Aufgabe, die zur Zufriedenheit aller Beteiligten nie gelöst werden wird.



Storchfreiheit?

Ist der Zustand der schrankenlosen Kindererzeugung als Ideal an sich oder etwa als im Interesse des Staates gelegenes Ideal zu betrachten? — Mit dieser Frage be- rührt Professor Dr. med. Dührssen im „Berliner Tageblatt“ den Punkt, wo die Interessen der Familie und des Staates unter Umständen zusammenstoßen und den Staat veranlassen können oder müssen, in das Selbstbestimmungsrecht der Familie einzugreifen.

Während der englische Geistliche Malthus vor etwa hundert Jahren schon das Gespenst der Übervölkerung nahe glaubte und — allerdings nur für die fruchtbaren Proletarierfamilien — zur Verhütung einer Übervölkerung die gänzliche Enthaltensamkeit vom geschlechtlichen Verkehr empfahl, so liegt das Interesse eines jeden Staates darin, eine möglichst zahlreiche Bevölkerung und einen möglichst zahlreichen Nachwuchs der Bevölkerung zu haben, um sich im Völkertampfe zu behaupten. Ob aber hierbei nicht eine Überschätzung der Quantität bei unzureichender Qualität stattfindet? Liefern jene Proletarierfamilien dem Staate den geistig und den körperlich hochstehenden Nachwuchs, den er gebraucht? Liefern sie ihm Soldaten? Von den 6 bis 12 Kindern dieser Familie bleiben vielleicht zwei übrig, die wegen Strophulose oder Tuberkulose oder allgemeiner Körperschwäche im besten Fall zum Heeresdienst untauglich sind oder den staatlichen Kranken-, Irren- oder sonstigen Anstalten zur Last fallen. Es scheint unter den heutigen Verhältnissen ausgeschlossen, daß eine schrankenlose

Kindererzeugung wirklich dem Staatsinteresse dient. Dies wäre nur der Fall, wenn jede Familie in der Lage wäre, die von ihr gezeugten Kinder zu körperlich kräftigen Individuen heranzuziehen. Ich erwähne hier nur die körperliche Gesundheit, da sie die Vorbedingung für die geistige Gesundheit ist. *Mens sana in corpore sano.*

So muß man mit Reid auf die kaum besiedelten großen Länder Südamerikas blicken, wo jedes Kind als Segen betrachtet wird, das imstande ist, den Besitz der Familie zu vergrößern respektive zu verlassen. Hier liegt die Lösung des Problems. Man hebe die wirtschaftliche Lage der Familien des Mittelstandes, und die Geburtenziffer wird wieder steigen! . . . Könnte man die Anhäufung der Arbeiterfamilien in den Großstädten vermeiden und es den Arbeitern durch schnelle Verkehrsmittel ermöglichen, gesund auf ihrer eigenen Scholle zu wohnen und nur zur Arbeit in die Stadt zu fahren, so würde das Proletariat verschwinden und der reichliche Nachwuchs aus diesen Bevölkerungsschichten dem Staate ein wertvolleres und zahlreicheres Menschenmaterial liefern als bisher.

An Stelle geplanter gesetzgeberischer Maßnahmen ist den besitzenden oder in auskömmlichen Verhältnissen lebenden Klassen der Bevölkerung das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Staat zu heben, damit jene oben erwähnten egoistischen Momente wegfallen, die zu einer Geburtenbeschränkung führen.

Auch durch eine sorgfältige Überwachung der Geburten, und zwar besonders der Erstgeburten, die im allgemeinen schwieriger sind und eine größere Kindersterblichkeit unter der Geburt aufweisen, könnte der Familie und dem Staate ein größeres und besonders wertvolles Menschenmaterial erhalten werden. Dies haben die in den modernen geburtshilflichen Kliniken erzielten Resultate einwandfrei erwiesen.

Gegen den kriminellen Abort bedarf es endlich keiner neuen Gesetze, da die Anpreisung und der Gebrauch hierzu geeigneter Mittel schon mit Strafe bedroht ist.



Die Bibel und der moderne Mensch



us einem Vortrage des Hamburger Hauptpastors D. Dr. Hunzinger über dieses Thema berichtet die „Hamburgische Schulzeitung“:

Der sterbende Walter Scott nennt die Bibel das Buch, das Buch der Bücher! Goethe sagt: „Nach allen Umwegen kehren die Weisesten zur Bibel zurück. . . Sie ist nicht ein Völkerbuch, sondern das Buch der Völker.“ Napoleon I. tut auf St. Helena den Ausspruch: „Die Bibel ist kein Buch, sondern ein lebendiges Wesen.“ Die Bibel hat die gewaltigste Geschichte; von ihr sind die tiefgreifenden Wirkungen auf die Geschichte der Völker ausgegangen. Kein Buch ist so viel bearbeitet, so viel gedruckt, übersetzt, gelesen und kritisiert worden, kein Buch hat so viel seelische Erschütterungen hervorgerufen wie die Bibel; von ihr ist die mächtigste Kultur ausgegangen. —

Hat nun die Bibel diese ihre weltgeschichtliche Rolle ausgespielt, oder hat sie auch den modernen Menschen noch etwas zu sagen? Das ist die Frage.

Zweimal hat die Welt die Bibel erlebt, das erste Mal, als Jesus in der Synagoge zu Nazareth das Alte Testament aufschlug und sprach: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren!“ (s. Jes. 61, 1. 2 und Luk. 4, 16 ff.). Dies erste Bibelerebnis führte zur Gründung der Urgemeinde, zur Entstehung des Neuen Testaments, zur Gründung der Kirche, zum Siege des Christentums über die antike Welt, zum Christentum als Weltreligion.

Das zweite große Bibelerebnis ward gemacht in der Reformation, als Luther dem deutschen Volk die Bibel in die Hand gab. Als der Protestantismus, die evangelische Kirche entstand, da ward die Bibel das Volks- und Erziehungsbuch, aus dem die protestantische

Kultur, die gemeinsame Bildung erwuchs. Ohne Luthers Bibelübersetzung hätten wir keinen Lessing, keinen Goethe, keinen Schiller.

Und nun stehen wir vor dem dritten Erlebnis: Vor der Verinnerlichung unserer Kultur, vor ihrer Verankerung in sittlich-religiöser Bildung, in der Geistesreligion Jesu. Zwar sind große Teile unseres Volkes der Bibel entfremdet. Die historische Kritik hat das Bibelbild des 16. Jahrhunderts vernichtet; die moderne Weltanschauung, durch die Entwicklung der Naturwissenschaften, der Technik und des wirtschaftlichen Lebens immer mehr in eine naturalistische Richtung hineingedrängt, hat zur Vernachlässigung des Innenlebens, zur Kulturveräußerlichung geführt.

Dieser Oberströmung gegenüber ist eine Unterströmung vorhanden, die kräftig und zielbewußt, mit Energie nach den großen Fragen der Weltanschauung, nach den wahren Lebenswerten, nach Vertiefung und Verinnerlichung unserer Kultur strebt und drängt. Dadurch wird die Bahn freigemacht für ein neues Bibelerslebnis. Die religiöse Wahrheit in der Bibel finden, heißt nicht, sich an die geschichtlichen Tatsachen binden, sondern heißt, das in der Bibel wahrnehmbare Leben in sich aufnehmen. Nicht Vorstellen, nicht Erkennen — Erleben, das ist der Begriff der Bibel. . . .

Nirgends tritt uns der Gedankengang im Gottesbegriff so in seiner ganzen Größe entgegen wie in der Bibel: Der Gott der Schöpfung, der Gott Abrahams („Ich will dir einen Sohn geben“), der Gott, der mit dem Volke Israel einen Bund schließt, der Gott der Propheten und der Gott Jesu, von dem es Joh. 4, 24 heißt: „Gott ist Geist.“

In Jesu fließen alle Strömungen, alle Lebenskräfte zusammen. Hier ist eine Offenbarung von sonst nie gekannter Größe; hier hat sich Gott in eines Menschen Seele offenbart. Wenn das dritte Bibelerslebnis kommt, dann wird es ein Jesus-Erlebnis sein. . . .



Der Zuchthausdirektor



Der Strafanstaltsdirektor N. hat sich erschossen, weil sein Sohn betrügerische Fälschungen verübt hatte.

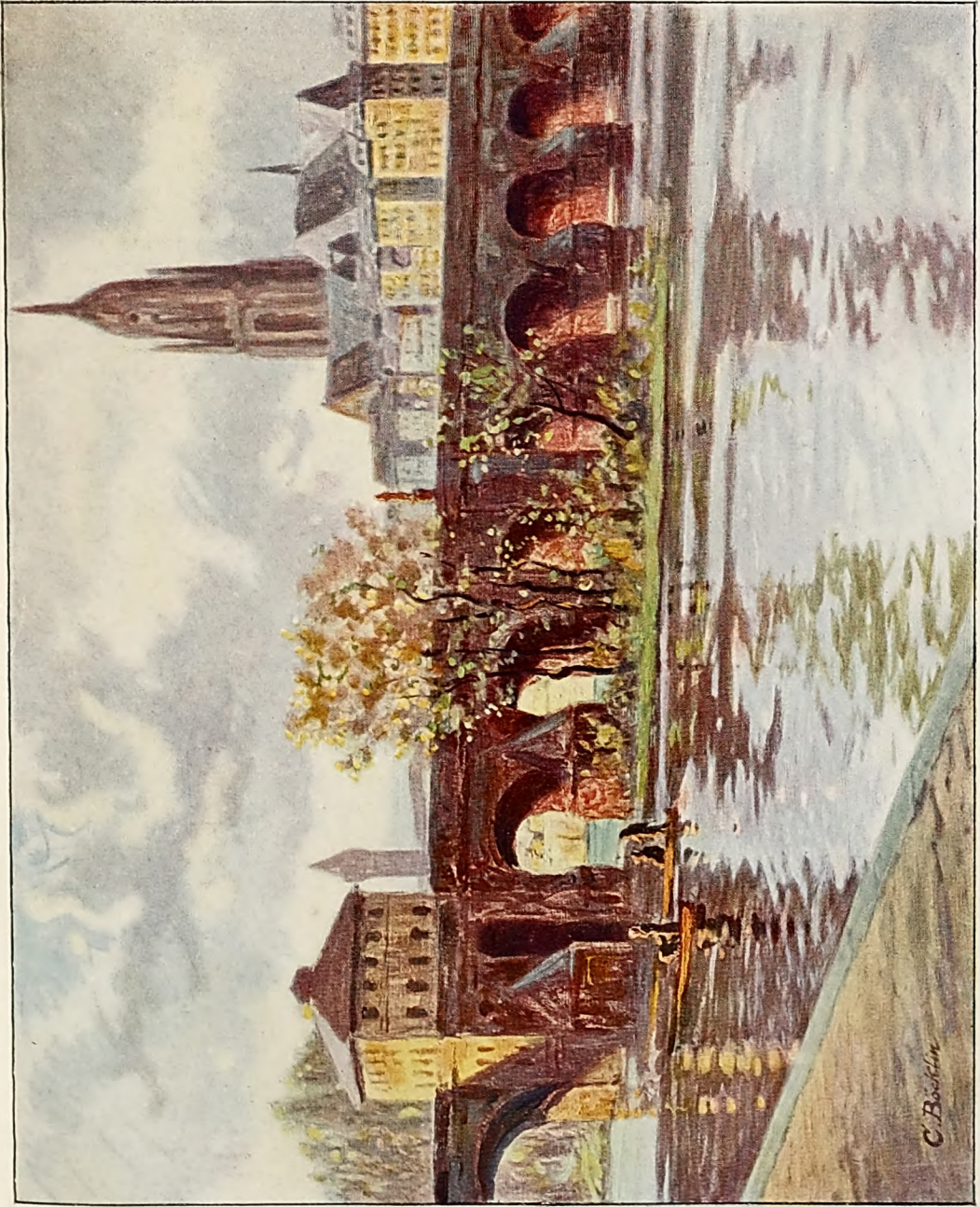
Im Anschluß an diese Nachricht erzählt der kürzlich wegen Kronprinzenerbeleidigung verurteilte Redakteur Hans Leuß in der „Welt am Montag“:

Eben ist ein neuer Herr in das Haus der Leiden eingezogen. Aller Augen warten auf ihn. Er geht zum erstenmal „durchs Haus“. Sieben Fuß mißt er. Das rote Gesicht verrät die Neigung zu gutem Bordeaux. Das Auge ist kalt wie ein Eiszapfen. Die Gebärde ist unnahbar, — nur wer innerlich unnahbar ist, mag sie erschüttern; denn sie ist doch nur Gebärde, Gewohnheit, Amtsmiene.

Er tritt herein. „Zivilberuf?“ — „Schriftsteller!“ — „Schriftsteller? Was ist das?“ — „Ich schreibe so Sachen für andere Leute zum Lesen!“ . . .

Wer von den Elenden in diesem Hause noch einem Menschen draußen lieb war, der empfing in jedem Monat einen Brief — das einzige Lebenszeichen aus der sonst ganz verschollenen Welt. In diesen Briefen fand sich oft eine kleine trodene Blume — das war eine Art Herkommen, ein leiser Versuch der Menschlichkeit, über das hinweg zu schreiben, was man wohl Unmenschlichkeit nennt, während es doch das wirkliche Gesicht des Fürsten dieser Welt ist. Des neuen Despoten erster Akt war der Befehl, die kleinen Blumen aus den Briefen zu entfernen, bevor diese den Elenden in die Hand gegeben wurden.

Die gelbe Farbe der Schande und die graue der Langeweile beherrschten das Haus ganz. Der neue Despot fand noch einen Überfluß. Er war ein konsequenter Ästhet; — er vollendete die Symphonie der Öde und der Schmach, ließ die Blumenbeete austroden, die



Alte Mainbrücke in Frankfurt



Carlo Böcklin

bis dahin auf dem Zuchthaushofe ein wenig den Farbensinn der stumm im Kreise Umhergeführten hatten stillen dürfen.

Der Pein der Sprachlosen, denen das Schweigegebot jedes Wort versagt, hatten bisher ein Schreibheft und ein Bleistift eine large Milderung gegönnt. Der neue Despot ließ die Hefte konfiszieren. — —

Als der Schriftsteller wieder Sachen für andere Leute zum Lesen schrieb, ging der eifige Despot bald danach in Pension. Nicht gern, wie man sagte.

Jetzt, vor einigen Monaten, hat der Mann eine Pistole mit Wasser geladen und sich damit den Kopf zersprengt. Sein Sohn hatte des Vaters Namen gefälscht, mit falschen Schecks das Bankkonto geplündert. Da schoß sich der Alte tot.

Eine komplette Natur! Ein Charakter! Wie?

Aber derselbe Mann hatte gegen die ihm wohlbekannten Vorschriften seinen Umzug durch Gefangene besorgen lassen, als er sein neues Amt antrat. Die acht Mann kosteten ihm zusammen nicht fünf Mark für den Tag. In die Bücher mußten diese Leute, die er etwa eine Woche beschäftigte, als Gartenarbeiter eingetragen werden. Also: Fälschung um einen Vermögensvorteil im Amte; § 349 StGB.: Zuchthaus bis zu zehn Jahren!

So etwas zählt aber nicht mit. Nur der Pedant, der die Grundlagen der Staatsmoral nicht kennt, wird die ledernen Latbestände des Strafgesetzbuches auf solch eine Bagatelle anwenden wollen. Nach dem Buchstaben könnte es wohl Zuchthaus kosten; aber der Geist waltet anders — der Amtsgeist.

Als aber der Junge kriminell wurde, schoß sich der Alte, der Kalte, den Kopf auseinander. . .

Ein Vorgänger dieses Mannes, ein Graf, hatte sich an dem Vermögen eines Gefangenen vergriffen, das in seiner Hand war. Die Familie hat nach seinem Tode den Schaden ersetzt.



Die Frau und das Argument

Professor Münsterberg, der bekannte deutsch-amerikanische Wissenschaftler und Inhaber des Lehrstuhls für Psychologie an der Harvarduniversität, behauptet, durch eine Reihe von Versuchen wissenschaftlich nachgewiesen zu haben, daß Frauen durchaus abgeneigt wären, auf Argumente zu hören, auch durch triftige Beweisgründe könnten sie nur schwer veranlaßt werden, ihre einmal vorgefaßte Meinung zu ändern. Mithin müßten sie beispielsweise als ungeeignet angesehen werden, das Amt von Geschworenen vor Gericht zu bekleiden. Es liegt auf der Hand, meint Professor Münsterberg diplomatisch, daß diese Tendenz des weiblichen Gemüts für viele soziale Zwecke von Vorteil sein kann. Die Frau bleibt ihrer instinktiven Überzeugung stets treu. Es würde verkehrt sein, daraus zu folgern, der eine Gemütsstyp sei deshalb besser als der andere, man kann nur feststellen, daß beide verschieden sind. Diese Verschiedenheit aber macht Männer allerdings geeignet, Frauen ungeeignet für die Aufgaben, die unsere soziale Staatsordnung gerade von den Geschworenen verlangt. Professor Münsterbergs einschlägige Experimente, auf die er seine Theorie gründet, wurden in der Hauptsache in folgender Weise angestellt: Große Karten, auf denen sich eine gewisse Anzahl schwarzer Punkte befand, wurden vor einem Auditorium von Männern der Besichtigung dargeboten und man ersuchte die Prüflinge, die Zahl der Punkte abzuschätzen. Nach einer Debatte von 5 Minuten wurden die Männer wieder aufgefordert, abzuschätzen, und diese Prozedur wiederholte man noch ein drittes Mal. Es ergab sich schließlich, daß 32 Männer das erstemal richtig geschätzt hatten, während nach dem letzten Versuche 58 Männer die richtige Zahl der Punkte angeben konnten, mithin 26 männliche Prüflinge sich die gepflogenen Erörterungen

zunutze gemacht und von den Debatten profitiert hatten. Das nämliche Experiment wurde vor einem Auditorium von Frauen von gleicher Kopfzahl wiederholt, und zwar wurden diesen zwei Erörterungspausen von je 12 Minuten Dauer eingeräumt. 45 weibliche Prüflinge schätzten die Zahl der schwarzen Punkte das erstemal richtig ein, nur 48 haben auch beim Schluß der Versuche die richtigen Ziffern angegeben. Professor Münsterberg folgert daraus, daß Frauen aus Argumenten und Diskussionen keinen Vorteil zögen und nicht lernen könnten, daß sie nur zu sehr geneigt seien, auf ihre erste Idee zurückzukommen, wie sehr auch die Argumente auf der andern Seite dagegen sprächen. — Nun haben die Frauen das Wort, meint die „Kreuztg.“.

Oder — ihre Männer.



Voltaire, der Edelmann

Sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten! Daß auch die „freiesten“ Geister in ihren persönlichen Verhältnissen zuweilen sehr unfrei denken, des ist, wie man in den „Münchener Neuesten Nachr.“ lesen kann, der große Voltaire ein klassischer Zeuge. Die Geschichte seines „Abels“, die Fernand Caussy auf Grund unbekanntem Materials im „Mercure de France“ erzählt, stellt direkt Molières unsterblichen „Bürger als Edelmann“ ins Leben und zeigt die Schwächen des „geistigen Beherrschers seiner Zeit“ in einem ergötzlichen Lichte.

Des bürgerlichen Herrn Arouet ganze Sehnsucht ging auf den Titel eines „gentilhomme ordinaire“, eines „gewöhnlichen Edelmanns des Königs“. Nachdem er lange sich vergeblich um diesen Titel bemüht hatte, wurde er ihm schließlich auf Betreiben der Madame Pompadour nach der Vollendung seines großen Wertes über das Zeitalter Ludwigs XIV. 1746 verliehen. Die große Bedeutung, die er dieser „Erhebung“ (durch die Pompadour!) beilegte, drückte der Dichter nicht nur dadurch aus, daß er von nun an die neue Würde in seinen Briefen und in allen Dokumenten neben seinem Namen setzte, sondern er begann auch sogleich eine Denkschrift auszuarbeiten, in der er die ehrwürdige Geschichte dieses Abelsprädikats in das rechte Licht stellte und sich in beweglichen Worten an alle seine Standesgenossen wandte. In dem umfangreichen Schriftstück, das den Titel führt „Aufklärungen über einige Ämter des königlichen Hauses“ und sich heute in der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg befindet, sind die Verordnungen der französischen Könige über die „Rechte der gewöhnlichen Edelleute“ angeführt, und Voltaire will damit beweisen, welch eine erlauchte Stellung diesen damals wenig mehr geachteten Hofchargen eigentlich zukomme.

Während er so im Schweife seines Angesichts für die Anerkennung seiner neuen Würde arbeitete, waren seine Standesgenossen, an die er sich wendete, mit dem neuen Adelsmitglied durchaus nicht zufrieden. Caussy veröffentlicht den Brief eines Edelmannes aus Poitiers, der sich in bitteren Worten über die Adelsverleihung an Voltaire beschwert, wodurch allen eine Schande angetan sei, da der betreffende Arouet „von Vaters Seite her aus dem Pöbel“ stammt. Dabei war der Vorgänger Voltaires in der Würde eines gewöhnlichen Edelmanns des Königs ebenfalls erst frisch geadelt worden, und das Beste ist, daß Voltaire drei Jahre später seinen Adel wieder an einen Bürgerlichen verkaufte, nachdem er sich allerdings vorher mit Hilfe der Madame Pompadour die Erlaubnis gesichert hatte, den Titel weiterführen zu dürfen. Er ging damals nach Berlin und hoffte von seinem königlichen Freunde Friedrich neue Ehren zu erhalten. Jedenfalls hatte er das seltene Geschick bewiesen, seinen Titel zu bewahren und ihn doch in gutes Gold auszumünzen.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden
Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Berschüttete Wegspuren

Wir leben in einer Zeit der Naturwissenschaft und der Technik. Jeder Arbeiter der Großstadt spricht heute über die Abstammung des Menschen und über Evolution. Ideale, wenn auch verworrene, unklare und im Materialismus befangene, hat der moderne Mensch. Religion dagegen hat er wenig; sofern Religion Ehrfurcht ist, sofern sie der Wegweiser ist ins „Unbetretene, nicht zu Betretende“, — „die Wegspur des Weltalls, der man nachzugehen hat, um aus dem Teil ins ganze Weltall zu gelangen“. —

Hier ist es, wo wir von unseren Stammverwandten, den alt-arischen Indern, den Dichtern der Veden und ihren Kommentatoren lernen können. Fern von allen Einflüssen unserer Hemisphäre hatten sie den religiösen Gedanken zu einer reinen Höhe entwickelt, die dem materiellen Egoismus und der nüchternen Starrheit der Semiten ebenso entgegengesetzt ist wie diese ihrem weltfremden Idealismus fernstehen.

Einen persönlichen Gottesbegriff, im Sinne der westlichen Religionen, kennt der Inder nicht; trotz der zahlreichen Naturgöttheiten seiner frühen Mythologie. Seine Religion beruht nicht auf dem Glauben an geoffenbarte Laten, sondern auf der Erkenntnis der Einheit der Seele und des Atman-Brahm. — Es handelt sich hier nicht in erster Linie um eine Erlösung von Sünde und Leid, sondern von dem *J r t u m* des Daseins, der ja allerdings die Ursache für Leid und Sünde bildet. Das höchste Ziel der Erkenntnis ist der Atman, und die Erlösung das Sein als „Brahman“, das Wiederfinden des höchsten Atman im eigenen Selbst, wo es verborgen ruht hinter dem Schleier der Individualität. In den Upanishads lesen wir: „Selend nur, o Teurer, war dieses im Anfang, Eines nur und ohne Zweites.“ Chand. Upan. 6, 21. „Dieses Brahman ist ohne Inneres und ohne Äußeres; diese Seele ist das Brahman.“ Brih. Upan. 2, 5, und weiter: „Wer dieses Brahman kennt, wird selbst zu Brahman.“ „Dieses ist das Weltall, was diese Seele ist.“ Brih. Upan. 2, 4. Und endlich —: „*D i e s e s* bist du!“ „*Tat twam aso*“: „Das große Wort“ der Chandogya Upanishad. „Wo wäre Irrtum und Kummer für einen, der die Einheit schaut?“ Iga 7. „Das Schwinden des Irrtums aber wird bewirkt durch die Erkenntnis der Einheit des Brahman und der Seele.“ Tantara. Der Irrtum, von dem die Seele erlöst werden soll, ist das Anschauen der Erscheinungen in ihrer Vielheit, des Einzellebens mit Freud und Leid als Realität. Für den Wissenden gibt es nur einen Urgrund alles Seins, nur eine Wahrheit, deren Spiegelbild die Vielheit der Erscheinungen ist, — und das ist das Brahman. „Nicht gibt es außer ihm einen Hörenden, Denkenden, Erkennenden.“ Und dieses Brahman ist keine, wenn auch ins Unendliche gesteigerte, menschliche Persönlichkeit, wie es der Gott der Juden Jahve ist: Es ist das Selende, attributlos

Ewige, in dem die Welten leben und vergehen; und zugleich das unvergängliche, das ewige Selbst jeder Einzelseele.

Wir müssen hier zwischen dem höheren und niederen, dem esoterisch philosophischen und dem exoterisch mythischen Wissen, als zwischen zwei einander ergänzenden und doch verschiedenen Weltauffassungen unterscheiden. — Die letztere, die Lehre vom attributhaften Brahman paßt sich dem Bedürfnisse des Volkes an. Sie schließt den innigen Kult Wischnu-Vasudevas ein, wie wir ihn in den Bhagavad-Gita, den Gottesliedern antreffen, und die fast die Vorstellung erwecken, als besäße der Inder einen gleichen Begriff göttlicher Vaterliebe wie die Nachfolger Jesu. — Aber ihr Gegenstück ist ein unendlich kompliziertes Opferritual, von dem der „Wahrhaft Wissende“, der sich als Brahman erkannt hat, — frei ist. Für ihn gibt es kein Gesetz und keine Opfer, sondern die Erlösung ist allein eine Frucht der Erkenntnis. „Was zur Frucht der Werke gehört, ist vergänglich“; die Erkenntnis hingegen der Einheit alles Seienden mit dem, seiner Natur nach „ewig wünschellosen, freien, reinen Brahman“ ist die ewige Wahrheit, die sich hinter dem Treiben der Vielheit verbirgt für den Anwissenden.

Die Religion der Inder steht nicht allein in dieser Trennung zwischen höherer, philosophischer Wahrheit und einer mythischen, den Weltbedürfnissen der Vielen, angepaßten Religion. In der christlichen Kirche hat diese Scheidung von Anfang an bestanden, wenn auch nicht so bewußt anerkannt und gewollt wie in Indien. Die katholische Kirche verdankt einen Teil ihrer Größe der Durchführung eben dieses Gedankens. Und es möge dahingestellt bleiben, ob der Protestantismus klug daran tat, diese Trennung aufzuheben und sich mit einem religiösen Ideal zu begnügen, das alle erreichen konnten. Jedenfalls wurde dadurch manches an sich Große geopfert.

Nirgends aber in der Bibel, weder bei Deutero Jesaja noch bei Paulus, finden wir eine so konsequente Ablehnung aller Werke als Mittel, um die Seele zu erlösen; und vor allem eine so absolute Verneinung des Gedankens an einen Lohn, sei es der Werke, der Opfer oder gar des Glaubens, auf Erden und in der Ewigkeit, wie bei Cantara, diesem philosophischen Deuter der Upanishads. — „Hierzu kommt,“ sagt er, „daß die Schrift lehrt, wie die gesamt Weltausbreitung, welche die Ursache ist für die Verpflichtung zu den Werken, und ihrem Wesen nach eine Vergeltung der Werke an ihrem Täter ist, auf dem Nichtwissen beruht, und durch die Kraft des Wissens ihrem Wesen nach vernichtet wird.“

Eine bloße Verneinung von Gut und Böse, von Sühne und Schuld, und von den ewigen Gesetzen der Vergeltung aller Werke wäre ein unwahrer Negativismus. Der Brahmane sieht tiefer. Für ihn ist das menschliche Leben eingeschlossen in die Kette des anfangslosen Samsara, der Wanderung der Seele. Die Geburten aber werden bestimmt durch die Frucht der vormaligen Werke. Dieser Gedanke hebt die Vorstellung der Wanderung über den Zufall hinaus und macht sie zum Symbol eines der tiefsten Wahrheiten, unter denen wir unseres Daseins Reise vollenden. Einzig die Erlösung steht außerhalb der Kausalkette. Sie allein, für die es weder Raum noch Zeit gibt, ist ewig gegenwärtig: das stets geöffnete Tor zur Freiheit, sofern wir es nur erkennen als den wahren und ewigen Bestandteil unserer ruhelos wandernden Seele.

„In anfanglosem Weltblendenwert
Schläft die Seele. Wenn sie erwacht,
Dann wacht in ihr das Zweitlose
Schlaf- und traumlose Ewige.“

Gaudap. Maud. 1, 6.

Moses läßt den starken, eifrigen Gott der Kinder Israels die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Er spricht damit dieselbe Wahrheit aus: daß jedes Einzelleben bedingt wird durch vorangegangene Existenzen, und daß jedes Werk zum Segen oder zum Fluche seine Frucht tragen muß, ehe es vernichtet oder aufgehoben werden kann. Die guten und die bösen Werke sind die Ursachen der Bindung der Seele an die Ercheinungsformen. Jedes Werk „besitzt eine Vergeltung bringende Kraft.“ Cantara. „Wo

aber die falsche Erkenntnis durch die vollkommene Erkenntnis verbrannt worden, da muß unweigerlich für den Wissenden . . . Absolutheit eintreten.“ (Cantara.) „Denn wie am Blatte der Lotusblüte das Wasser nicht haftet, so haftet keine böse Tat an dem, der solches weiß.“ Chandog. Upan. 4, 14. „Und keineswegs“, sagt Cantara, „darf die Erlösung ähnlich wie die Frucht der Werke von räumlichen, zeitlichen und kausalen Bedingungen abhängig gemacht werden, weil sie dann nicht ewig sein würde, und weil ferner die Frucht der Erkenntnis nicht erst eine jenseitige ist. Somit steht es fest, daß mit Erlangung des Brahman die Vernichtung der Werke eintritt.“ (Cantara.)

Hieraus ergibt sich mit logischer Konsequenz die Stellung des „wissenden“ Brahmanen zu Werk und Opfer, zu dem ganzen, äußeren Leben überhaupt: „Der Erkenntnis muß auch die Frucht entsprechen.“ (Cantara.) „Wer des Vedanta Inhalt wohl begriffen, wer der Verzichtung teilhaft ist, Selbstäpmer, reinen Wesens,“ für ihn, der sich als Träger des ewigen Gedankens Selbst weiß, — der in allem Vergänglichem, auch in seinem eigenen Leben nur noch ein Gleichnis sieht, der kann nicht anders als „beruhigt, entsagend, geduldig“ sein. Für ihn muß es heißen: „nunmehr was sie Opfer nennen, das ist in Wahrheit das Leben . . .“ Und er bringt dieses Opfer, bewußt und frei zur Läuterung und Sühne vergangener Schuld; nicht weil ein Gesetz ihn dazu treibt; nicht weil er Strafe fürchtet oder einen Lohn erhofft von einem jenseitigen Leben: sondern weil er die Wahrheit erkannt hat und nicht anders leben kann als in der Wahrheit.

„Alle Übel lehren vor ihm zurück, denn frei vom Übel ist diese Brahmanwelt.“ So erwartet er getrost auch das Ende dieses irdischen Lebens, den Tod und „geht erlöst von Name und Gestalt zum göttlich höchsten Geiste ein“.

„So ist das ganze Wanderersein der individuellen Seele und das Schöpfersein des Brahman verschwunden . . . welche ebenso wie der Wahn der Spaltungen und Trennungen durch Geburt und Tod, im Sinne der höchsten Realität, nicht existiert.“ Cantara.

Ein solcher Glaube allerdings kann niemandem vorgegeschrieben werden: „wollte hingegen jemand, weil er dazu verpflichtet wird, die Erkenntnis, daß es anders mit einer Sache sei, vollbringen, so würde dieses gar nicht eine Erkenntnis jener Sache sein, sondern diese intellektuelle Tat wäre . . . ein bloßer Irrtum. Die Erkenntnis hingegen, wie sie durch die Erkenntnismittel erzeugt wird und nach der Beschaffenheit des Objektes sich richtet, diese kann auch durch Hunderte von Geboten nicht bewirkt werden, noch durch Hunderte von Verboten unterdrückt werden; auch darum also besteht hier keine Verpflichtung.“ Mit diesen Worten Cantaras (die wie die früheren seinem Kommentare der Vedanta-Sutras in der Übersetzung Deussens entnommen sind) schließe ich. Sie kontrastieren seltsam mit der uns allen vertrauteren Auffassung, daß der Glaube eine Sache sei, die mit geistigen Zwangsmaßnahmen verbreitet werden kann. Wollte man aber entgegenend fragen, wohin das Volk geraten sei, das den rückhaltlosen Idealismus predigte und zum Inhalt des Lebens erhob, so erwidere ich, daß nichts mir ferner liegt, als absolute Vorbilder aufstellen zu wollen. Deren gibt es nirgends, in keiner Vergangenheit. — Das Judentum akzeptieren wir ohne weiteres als religiösen Suchtmeister, ohne den Einwand zu erheben, daß ihm jede künstlerische Kultur nicht nur fehlt, sondern eigentlich ein Abscheu ist. — Wir haben daselbe Recht, die religiöse Begabung der Rassen unbefangen nebeneinander zu betrachten, wie die, aller ihrer anderen sittlichen und geistigen Eigenschaften. Und zu diesem Betrachten und Nachdenken, das gerade auf religiösem Gebiete notwendiger ist wie auf jedem anderen, weil es hier bisher am wenigsten geübt wurde, hierzu allein wollte ich anregen. „Das ist der Mensch, was sein Glaube ist.“ (Brihad. Upan.)

Elisabet Gräfin Findenstein





Bon Bismarck zu Bethmann · Die Sammeltrumpete · Der Reichsgedanke · Kulturfäulnis ·

Am 1. April nächsten Jahres feiern wir den 100. Geburtstag Bismarcks. So sehr ist er schon — historisch geworden. Historisch! „Hat Bismarck in der heutigen Zeit überhaupt noch eine Bedeutung für unser Volk?“ fragt ein bekannter nationaler Parlamentarier und hoher Beamter (der aber leider nicht genannt sein will!) in der „Rhein.-Westf. Ztg.“. „In der inneren wie in der äußeren Politik spürt man von Bismarckschem Geiste auch nicht einen Hauch . . . Tausende und aber Tausende fragen heute, wenn sie mit bangen Zweifeln den Gang der Politik verfolgen: Was würde Bismarck dazu sagen? Oder: Wäre das unter Bismarck möglich gewesen?“ — Und die „Hamburger Nachrichten“: Sein kerniges Wort, daß er Deutschland in den Sattel setzen wollte, reiten werde es schon können: ist es wahr geworden? Die Nationalleistung unseres Volkes bestätigt es. Aber in der Politik vermiffen wir seine starke und feine Hand. Das Volk ist zu jedem Opfer für seine vaterländische Wehrhaftigkeit, seine Ehre und sein Ansehen bereit und hat im vorigen Jahre bewiesen, daß es im Notfalle auch gegen die Reichstagsfraktionen selbst seines Schicksals walten will. Aber die Staatsmänner fehlen, die unser Volk braucht, und wir haben gerade im letzten Jahr in der Westmark und inmitten des Reiches Vorgänge erleben müssen, die das Sehnen nach Bismarcks weitem Augenmaß neu entfachten. Ein allgemeines Mißtrauen hat Platz gegriffen, wo einst sicheres Vertrauen unsere Arbeit stützte.“

Und doch war Bismarck, wie die „Kieler Neuesten Nachrichten“ hervorheben, der Staatsmann des modernen Deutschlands: „Bismarcks Größe beim Ausbau des Reiches bestand vor allem darin, daß er in Selbstvervollkommnung stets von der neuen Zeit neu hinzulernte. Er entnahm der konservativen Sphäre, aus der heraus er sich zum konstitutionellen Parlamentarier und Staatsmann entwickelte, die eminente Stärkung des monarchischen Gedankens, der durch Bismarcks Eintreten für die Monarchie unerschütterlich aufs neue fundiert wurde. Aus dem Ideentreife des Liberalismus schöpfte er die Bedeutung des Parlamentarismus und der Konstitution. Er schuf im Deutschen Reichstag das in seinem

Wahlrecht liberalste Parlament der Erde und hoffte, damit dem nationalen Kulturgedanken für alle Zeiten eine fortschrittliche Entwicklung zu sichern. Auch in die soziale Gedankenflut seiner Zeit griff er mit sicherer Hand hinein und hob aus ihr sein soziales Reformwerk heraus, durch das er dem Besitzlosen Geldansprüche an das staatliche Gemeinwesen gab, ihm bei Unfall, Krankheit und Altersnot Rentenbezüge gewährte. Nicht minder kraftvoll wie für die Besserstellung der Arbeiterschaft war sein Eintreten für die Erhaltung der Bauernschaft. Bismarcks große wirtschaftspolitische Tat, die er unter Zertrümmerung des liberalen Widerstandes vollzog, war die Abkehr vom Freihandel und die Einführung der Schutzzollpolitik. Damit begann er die Politik der Stärkung der deutschen Landwirtschaft und der Festigung der deutschen Industrie und legte den Grund zu dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, den das moderne Deutschland in den letzten vierzig Jahren genommen hat. Man hat manchmal gesagt, Bismarck habe die neue Zeit nicht verstanden. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß er im Deutschen Reich prinzipiell die Goldwährung einführte, daß er den Hansestädten durch Einbeziehung in den deutschen Zollverein das große wirtschaftliche Hinterland des Deutschen Reiches erst völlig erschloß und so die große Blüte Hamburgs bedingte; man braucht nur daran zu erinnern, daß er das Reich veranlaßte, den Kaiser-Wilhelm-Kanal zu bauen, daß er dem deutschen Überseeverkehr durch Schiffsfahrtsprämien, die jetzt abgebaut werden sollen, einen sicheren Halt gab, daß er durch die Handelsklausel des Frankfurter Friedens dem deutschen Handel die Meistbegünstigung in allen dem französischen Handelsverkehr vertragsmäßig erschlossenen Ländern und die Teilnahme an allen europäischen Konventionaltarifen sicherte, um darzutun, daß Bismarck nicht das diplomatische Fossil einer verschollenen Urweltperiode, sondern der Staatsmann des modernen Deutschlands war. Die folgende Generation brauchte nur den Frieden zu sichern, um alles das zur Entfaltung zu bringen, für das Bismarcks Genie den Weg der Entwicklung freigemacht hatte. So war er denn auch der Begründer des deutschen Kolonialreichs, und damit der erste große Förderer des imperialistischen Gedankens, dessen weitere Ausgestaltung der Neuzeit vorbehalten blieb.“

Wir könnten ja auch heute, spotten die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, das beste Leben haben, wenn wir auf jede Politik über unsere Grenzen hinaus verzichten wollten und es als ein gottgewolltes Dogma hinnehmen, daß die Welt da draußen den Engländern, Franzosen und Russen gehört. „Bliden wir doch um uns: Woher hat denn das englische Volk, das nur die Tore heute noch ein Volk von Krämern nennen, das nur die Kurzsichtigkeit mit dem Hohnwort von den ‚Wollsäcken‘ beschimpfen kann, das gewaltige Selbstbewußtsein gewonnen, das es zum Herrn der Meere macht und ihm die Überzeugung schafft, der natürliche Erbe aller wertvollen Teile der Welt, der rechtmäßige Besitzer jeder Ernte zu sein? Wo herrscht in den Besiegten des großen Krieges von 1870 die Stimmung, die für Deutschland Herr v. Bethmann Hollweg mit melancholischen Gesen feststellt? Auch sie lugen hinaus in die sonnige Welt, sie erproben ihre Kraft an großen, weitfichtigen Unternehmungen, sie schaffen in Marokko ein gewaltiges Reservoir von Kräften, ein monopolistisches Absatzgebiet, und sie stärken zugleich ihre Muskeln im Kampfe gegen

die wilden Stämme der Berge und der Wüste. Ob wohl, wenn ein französischer General nach Stambul berufen würde, sich irgendwoher ein entscheidendes Veto geltend gemacht hätte? Aus solchen Dingen — so gleichgültig es scheinen mag, ob General Liman v. Sanders sein Amt ausübt oder nicht — stammt der bittere Geschmack, der uns allen auf der Zunge liegt, stammt die ‚Simplizissimus‘-Stimmung, die man mit melancholischen Gesichten niemals ausrotten wird. Solche Stimmung gab es auch in den sechziger Jahren in Preußen: Sie versank unter den wuchtigen Hammerschlägen einer konsequenten, auf große Ziele gerichteten auswärtigen Politik. Breitet Frankreich jetzt nicht kampfflos, nur weil es den Willen zur Tat besitzt, seine Macht auch weithin nach Kleinasien aus? Wir freilich verhandeln Jahr und Tag und wieder Jahr und Tag mit England, und wenn wir nach den Erfolgen lauschen, dann hören wir, daß unser Durst befriedigt werden wird mit dem Rücktritt der Franzosen von 30 vom Hundert ihrer Beteiligung am Kapital der Bagdadbahn, wir hören aber auch, daß sie das Recht auf die Fortführung der Bahn zum Schwarzen Meer gewinnen, wie unsere englischen Vettern sich das Schlüsselstück zum Persischen Golf gesichert haben. Große Entwürfe, frohe Hoffnungen, und zuletzt jene milde Resignation, die uns zur gewohnten Stimmung wird. Weil aber in Deutschland die natürliche Ablenkung fehlt, die allein die Aufrichtung weiter und großer Ziele zu schaffen vermag, während doch Säfte und Kräfte brausen und sieden, deshalb erscheint uns jeder kleine Streit im Innern groß, deshalb wühlen wir in den eigenen Gedärmen. Und deshalb erwacht die partikularistische Nörgelsucht, die der Kanzler so lebhaft beklagt, deshalb zanken sich Preußen und Bayern, deshalb suchen wir durch die *itio in partes*, durch den Stammeshader, dem gärenden Latendrange Luft zu verschaffen. Wir schufen ja im Gefühle innerer Erhebung mit der Finanzreform die finanzielle Grundlage einer aktiven Politik, wir schufen in dem letzten großen Heeresgesetz und in der begeistertsten Bewilligung der erforderlichen Mittel die stärkste Waffe diplomatischer Kunst. Aber auch hier rostet die Klinge in der Scheide: Niemand spürt in diplomatischen Erfolgen die Wirkung, den Ertrag jener großen Aktionen. Heute wie gestern weichen wir zurück, am Euphrat wie in Casablanca, wie jetzt zuletzt noch am Goldenen Horn. Und jetzt wie immer sollen wir dann jubeln, wenn nach langem Feilschen und Handeln wir ein müdes und lahmes Klepperlein in den Stall führen dürfen, während die anderen ganze Herden feurriger Rosse gewinnen. Und dann erhebt sich vorwurfsvoll und melancholisch der Kanzler und klagt.“

Was soll man dazu sagen, wenn ein Organ der deutschen Beamtenchaft, die „Deutschen Nachrichten“, vor einiger Zeit über den gegenwärtigen Chef der preussischen Staats- und deutschen Reichsregierung urteilen konnte: „Das ganze Geheimnis seiner bisherigen Laufbahn bestand darin, daß er unliebsame Konkurrenten auf der Regierungsbühne ausschaltete, sobald sie Opposition versuchten und sich auf einen wachsenden Anhang im Parlament oder in der Presse berufen konnten. Mit Widersachern im eigenen Hause setzte er sich nicht auseinander, sondern er stellte ihnen über Nacht den Stuhl vor die Türe. Das kostspielige System des Ministerverbrauches hat der fünfte Reichskanzler zu Anfang seiner Wirksamkeit ja zur höchsten Virtuosität ausgebildet.“

Aber eben das macht böses Blut und viele heimliche Feinde. Hohe Beamte machen bereits kein Hehl mehr daraus, welche Verbitterung und Verärgerung im ganzen Regierungskörper herrscht, und zwar nicht nur in der Reichsverwaltung, sondern auch in Preußen. Überall Klagen über den trodenen Schulmeister-ton, über die Heimlichkeit aller Verhandlungen in Dingen, zu denen die nachgeordneten Stellen unbedingt zugezogen werden müßten. Wer dann sich beschwert, wer nicht alles gutheißt, der ist die längste Zeit auf seinem Posten tätig gewesen. Der einzige Erfolg der vierjährigen Amtszeit des Herrn v. Bethmann ist, so versichern Leute, die sonst mit solcher Kritik streng zurückhalten, die Unterdrückung jeder Selbständigkeit, jedes Zusammenwirkens der Ressorts und ihrer Fühlungnahme mit der Öffentlichkeit und mit den interessierten Volkskreisen. „Unser ganzes Leben setzt sich aus Abhängigkeiten zusammen“, hat Herr v. Bethmann-Hollweg selbst einst gesagt. Indem er aber, der schärfste Gegner jedes parlamentarischen Regimes, auch in seiner schwächsten Verdünnung sich über alle notwendigen und förderlichen Abhängigkeiten im politischen Leben hinwegzusetzen sucht, wird er an diesem seinen Bureaukratie-Absolutismus schließlich zerbrechen.

Das Fazit der fünften Kanzlerschaft bestätigt nur, was die politischen Porträtisten, die sich mit der Entwerfung eines Bethmannschen Charakterbildes besondere Mühe gaben, bald nach dem Amtsantritt des Herrn v. Bethmann-Hollweg andeuteten: Geh. Rat Prof. v. Schmoller schrieb in der „Neuen Freien Presse“: „Bethmann steht durch Erziehung, Karriere, Verwandtschaft der ostdeutschen Grund-Aristokratie näher als Bülow. Die Rehrseite seiner Tätigkeit liegt darin, daß er als Fachspezialist mehr wie als Volkspsycholog seine Aufgaben anfaßt. Ich habe ihn schon einmal einen Fabius Cunctator genannt, was in der Presse weites Echo fand.“ Friedrich Naumann: „Dieser Reichskanzler mit der Schopenhauerischen Düstertät sieht nur immer, was nicht geht, ihm fehlen Eleganz und Grandezza seines glücklicheren Vorgängers. Er ist arm an Entwürfen und schöpferischen Gedanken.“ Der freikonservative Abgeordnete Fthr. v. Zedlitz: „v. Bethmann ist der Idealtyp des Deutschen mit etwas professoralem Einschlag. Aber das genügt noch nicht zum Staatsmann. Ist doch Bismarck im wesentlichen dadurch zum Nationalheros geworden, daß er gerade die Eigenschaften nicht hatte, die besonders typisch für uns sind, daß er aber die besaß, die uns fehlten, jenes von keinem Zwirnsfaden irgendwelcher Bedenlichkeit eingeschüchterte Draufgehen, wo er es für notwendig hielt, jene niemals erlahmende Kraft und Energie!“ So urteilten die wohlwollendsten Betrachter. Ihre Kritik erscheint heute als schwere Anklage!“

Und wenn schon! Wie es auch kommen möge, — freundlicher wird der-einst die Abschieds-sonne Herrn v. Bethmann-Hollweg sicherlich strahlen, als dem Manne, der mit dem Deutschen Reiche erst den Posten eines deutschen Reichskanzlers geschaffen hat. Aber die Gründe und die Art der Entlassung Bismarcks haben die kürzlich erschienenen Erinnerungen des Chefredakteurs der „Hamburger Nachrichten“, Hofmann, vollen Aufschluß gegeben. Es kann danach kein Zweifel mehr an der Tatsache bestehen, daß Fürst Bismarck nicht nur nicht freiwillig gegangen, sondern, wie die „Neue Zürcher Ztg.“ ihre Eindrücke aus

dem Buch Hofmanns zusammenfaßt, „recht eigentlich aus dem Amte gestoßen worden ist.

Nicht, daß er daran sich festgellammert hätte; er sah ja, daß der Kaiser ihn entfernen wollte; allein er fürchtete von seinem Ausscheiden schwere Nachteile für das Deutsche Reich, dessen Ansehen und Vormachtstellung ja hauptsächlich auf dem gewaltigen Ansehen und der unerreichten Autorität seiner Persönlichkeit beruhte. Und in der Tat geriet das Deutsche Reich bald nach der Entlassung des ersten Kanzlers in eine schwierige Lage, indem Frankreich Rußland zum Abschlusse eines Bündnisses bewog, dessen Spitze sich direkt gegen Deutschland richtete. Bismarck hatte es immer verstanden, Rußlands wohlwollende Neutralität gegen Deutschland zu erhalten und zu diesem Zwecke den sogenannten Rückversicherungsvertrag geschlossen, der Deutschland gegen Frankreich und zugleich Österreich gegen allfällige kriegerische Gelüste Rußlands deckte. Es war also durchaus kein hinterlistiger Verrat Bismarcks an Österreich, mit dem Deutschland seit 1879 im Bündnisse stand, welcher dann durch den Beitritt Italiens zu dem bekannten Dreibunde sich erweiterte. Österreich wußte um diesen Rückversicherungsvertrag und billigte ihn. Seine Feinde hatten Bismarck umsonst verleumdet, dagegen genossen sie den Triumph, daß Bismarcks Nachfolger Graf Caprivi den Vertrag mit Rußland nicht erneuerte, weil er zu ‚kompliziert‘ sei. Er verstand ihn eben nicht zu handhaben. Die Folge war, daß sich Rußland mit Frankreich verbündete. Die deutsche Politik hat noch heute darunter zu leiden.

Graf Caprivi war überhaupt nicht eine leitende Persönlichkeit, sondern er wurde gehoben von den Mächten und jenen Parteien, die sich nach dem Ausscheiden Bismarcks des Ruders bemächtigt hatten, in erster Linie des Kaisers selbst, der jetzt sein eigener Kanzler sein wollte. Bismarck sah das selbst ein und bat darum den Kaiser um seine Entlassung in der Form, daß er ihn aus ‚Gesundheitsrücksichten‘ auf ein halbes Jahr beurlaube, dann selber das Regiment führe oder es durch einen Vertrauensmann führen lasse; gehe es gut, dann reiche er (Bismarck), wegen andauernder Behinderung durch mein gesundheitliches Befinden‘ den Abschied ein; gehe es schief, dann komme er eben wieder. Der Kaiser wies diesen Vorschlag zurück und ging gegen Bismarck so schroff vor, daß er ihn dreimal aufforderte, sein Entlassungsgesuch einzureichen, und daß Graf Caprivi im Reichskanzlerpalaste erschien, um davon Besitz zu ergreifen, noch ehe die Entlassung Bismarcks veröffentlicht worden war. Bismarck wurde förmlich hinausgejagt aus den Räumen, in denen er für Preußen und Deutschland so viel Großes erdacht und durchgeführt hatte. Er war nicht einmal imstande, ordentlich einzupacken, das mußte auf Treppen und Flur geschehen, wodurch viel Eigentum verloren ging. Mit Bitterkeit wies er später, 1894, auf Frankreich hin, wo der neue Präsident Casimir-Périer der Witwe seines Vorgängers Sadi Carnot, der ermordet worden war, vierzehn Tage Zeit zum Auszuge aus dem Elyséepalaste ließ. Die unwürdige Art, wie man damals Deutschlands größten Mann aus dem Amte entfernte, erbitterte in Deutschland jeden rechtlich denkenden Menschen und brachte Caprivi um alle Sympathien. Er verscherzte sie bei den nationalen Parteien auch schon dadurch, daß er sich auf die Klerikalen — er war ja doch der Kandidat ihres Parteiführers

Windthorst — die Polen, die Fortschrittler und Sozialdemokraten stützte, auf all die Leute, welche nicht bloß Bismarck glühend haßten, sondern auch sein Werk, das Deutsche Reich, andauernd befehdeten. Sie wurden indessen, wie Bismarck in seiner Polemik nachwies, durch alles Wohlwollen, das ihnen die Regierung zeigte, nicht für das Reich gewonnen; die Sozialdemokratie zum Beispiel, mit der der Kaiser glaubte, leicht fertig werden zu können, wuchs immer stärker an und hielt an einer rücksichtslosen Opposition fest, trotz dem Arbeiterfürsorgegesetz, das ebenfalls einen Grund zu der Entlassung des Fürsten Bismarck gebildet hatte, welcher in anderer Weise für die Arbeiter sorgen wollte als der Kaiser und die damalige Regierung.

Den Höhepunkt des Kampfes zwischen dem zweiten und dem ersten Reichskanzler bildete der sogenannte Uriasbrief, den die Regierung nach Wien schickte, um dort den Fürsten Bismarck gesellschaftlich zu boykottieren. Das geschah im Jahre 1892, als er in die österreichische Hauptstadt zu reisen gedachte, um der Hochzeit seines ältesten Sohnes, des Grafen Herbert, mit einer ungarischen Gräfin Hoyos beizuwohnen. Es wurde dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß und den Leuten der Botschaft unterzagt, an dieser Hochzeit, zu der sie die Einladungen schon angenommen, zu erscheinen. Auch wurde Kaiser Franz Joseph, der mit dem Fürsten Bismarck sonst auf gutem Fuße gestanden und den dieser um eine Audienz ersucht hatte, bewogen, den Fürsten nicht zu empfangen. Er kam diesem Wunsche nach mit Rücksicht auf den Deutschen Kaiser. Als dies bekannt wurde, gab es in Deutschland und in Österreich eine förmliche Empörung. Allgemein wurde das Vorgehen der Berliner Regierung verurteilt. Um so mehr wurde Bismarck zugejubelt, wo er sich nur zeigte, vor allem in Wien und in Rissingen. Der Höhepunkt der Begeisterung wurde in Jena erreicht, wo ihm ein Empfang zuteil wurde, wie nie jemand zuvor.“

* * *

Das beste aller Heilmittel gegen die Krankheit der Unlust und der Verdrossenheit am Staatsleben anzuwenden, verbieten Herrn v. Bethmann doch wohl nicht nur die mächtigen äußeren Widerstände, sondern — so meinen die „Münchener Neuesten Nachrichten“ — ein Versagen seiner innersten Natur: „Immer weitere Kreise des Volkes am Staate zu interessieren, am Staatsleben zu beteiligen, das wäre freilich ein Weg, der weitab von der heutigen Regierungsweise führt. ‚Sammlung‘ tut uns wirklich not. Aber nicht die Sammlung mächtiger Interessentengruppen zur gemeinsamen Verteidigung ihrer Sonderstellung, sondern die der ganzen Nation um eine Regierung, die ihre Zeit erkennt und dem Gären im Volke Ziel und Richtung gibt.“

Es wird jetzt wieder einmal zum „Sammeln“ geblasen. Die alte Trompete! Bürgertum Reiben schließen, Kampf gegen Sozialdemokratie —: wir kennen die Weise, wir kennen den Text. „Wenn bloß ein Mensch“, fleht Richard Bahr im „Tag“ und wartet auf Antwort, — „die Freundlichkeit hätte, uns einmal zu verraten, wie dieser Kampf im einzelnen geführt, was überhaupt unter ihm verstanden werden soll. Einstweilen — nicht wahr? — ist es doch nur eine etwas starke Redensart. Und ich behaupte kühnlich (aber immerhin auf Grund einiger Erfahrung):

nicht einer von den Tausenden, die keinen Artikel schreiben, keine Rede halten können, ohne das *Ceterum censeo* des Kampfes gegen die Sozialdemokratie, läme über ein verlegenes Stottern heraus, so man ihm nachdrücklich auf den Leib rüdte und zu ihm spräche: Nun wohl, Verehrtester, weisen Sie uns gefälligst den Weg. Was, dünkt Sie, soll geschehen?

Ich denke über die Entwicklungsmöglichkeiten der Sozialdemokratie keineswegs optimistisch. Sie kann gewiß, wenn die Umstände günstig sind, zu einer radikalen Reformpartei abblaffen. Sie kann aber auch — wer in der Magdeburger ‚Schredensnacht‘ das Aufspeitschen dumpf-dämonischer Triebe erlebt hat, wird sich darüber nicht täuschen dürfen — ebenso zu Ausbrüchen führen, die vielleicht als Unbesonnenheiten anfangen, aber als Gewalttaten endigen. Und wenn es Mittel gäbe, der Sozialdemokratie den Zustrom abzuschneiden, irgendwie einzugreifen in diesen schier mechanischen Prozeß, der sich automatisch vollzieht mit dem Anwachsen der großen Städte und der Verindustrialisierung des Landes — wer möchte da nicht mit dabei sein! Indes, dies Mittel ward doch wohl noch nicht gefunden. Was aber von Eisenbarkturen und Strafgesetzen zu halten ist, das, scheint mir, hat Fürst Bülow, der am Ende doch auch ein Staatsmann war und sicherlich diese Dinge sich ernsthaft genug durch den Kopf gehen ließ, in dem bei Reimar Hobbing kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht über seine Politik einigermaßen mustergültig auseinandergesetzt. Selbstverständlich ist uns allen die Sozialdemokratie überaus unsympathisch. Und ohne Zweifel werden wir sie, die den Klassenegoismus in seiner nacktesten Form zum Lebensprinzip erhoben hat, wo immer wir können, aufs äußerste bekämpfen. Aber darüber ist, möchte ich glauben, von ein paar Outsidern und spielerischen Ästhetern abgesehen, man sich doch auch in den fortschrittlichen Reihen einig. Selbst diese würden wohl, sobald von der Sozialdemokratie irgendwelche handgreifliche Gefahr drohte, auch in Deutschland Syndikalismus und Sabotage sich auszubreiten begännen, verstummen und verschwinden. Und nun bitte: was weiter?

Dennoch: warum sollte man das Bürgertum nicht sammeln? Über alle Parteien hinweg (die notwendig sind, weil die Auffassungen über die beste Art, das Land im Innern zu verwalten, immer auseinander gehen werden) sich die Hand reichen zur Verteidigung der großen Gemeinsamkeiten der eigentlichen nationalen Besitztümer? Den platten Burschen wehren, die mit ihrem dürftigen Aufklärer die Mühseligen und Beladenen aus den Kirchen scheuchen und sie so mitteillos der letzten Möglichkeiten berauben, sich aus Jammer und Not in Zuversicht und Geborgenheit zu flüchten, Schutzwehren aufrichten um unsere Jugend, die, zumal in den großen Städten, zu früh mit dem Fürchten auch die Ehrfurcht verlernt; den allzu schnell in behagliche Gegenwartsanbetung Versunkenen, im tiefsten Grunde Geschichtslosen immer wieder einprägen, daß in dem historisch gewordenen Kleindeutschland sich das deutsche Wesen noch nicht erschöpft und daß unsere Nation es an gesunden Gliedern nicht überleben würde, wenn wir unsere Brüder im Österreichischen den Tschechen und den Winden überließen? Daran und noch an manches andere wäre zu denken, worum sich das Sammeln schon noch verlohnte, das die müden Seelen wieder auftaute, die Herzen

weit machte zu großem politischen Wollen. Aber die Sammlung zum Kampf gegen die Sozialdemokratie? Die ist in Wahrheit längst vorhanden. Wir belieben nur nicht sie zu sehen. . . .“

*
*
*

Es gibt in der Tat mancherlei Wege, „immer weitere Kreise des Volkes am Staate zu interessieren“ und um den Staatsgedanken zu „sammeln“. Vielleicht, indem man sie getrennt marschieren und vereint schlagen läßt? So könnte man wohl die architektonische Idee einer innerpolitischen Organisation umschreiben, die Heinrich Freiherr von Gleichen in den „Grenzboten“ anregt:

„Bei der Schaffung des neuen Reiches war Preußen Bismards edelstes Instrument. Schon vor hundert Jahren hatten die Patrioten alle Hoffnung auf dies ruhmreiche Land gesetzt. Bismard wie Stein wußten, was mit Preußen zu machen war. Bei aller Wertschätzung der Möglichkeiten, die Preußen für den Reichsgedanken gewährte, wußten sie allerdings auch, wo Grenzen lagen, Grenzen, die in alter Tradition militärischer Disziplin ihren Grund hatten. Friedrich Wilhelm der Erste immortalis! Preußische Einseitigkeit bedurfte des Ausgleichs. Deshalb erblickte man in der Verbindung von Nord und Süd, in der Verschmelzung von alldeutscher Kultur und preußischer Willenskraft die besondere Gewähr für eine bedeutende Entwicklung Deutschlands.“

Es kam zur staatsrechtlichen Einigung im neuen Deutschen Reiche, doch mußte dessen staatsrechtliche Konstruktion, wie Bismard selbst bemerkte, als ein Nothbau gelten. Der innere Ausbau blieb eine politische Aufgabe der weiteren Entwicklung. Es erwies sich nun, daß bei Behandlung dieser Aufgabe Schwierigkeiten eintraten, die verschiedene Wurzeln hatten. Das Reich besaß keinen einheitlichen nationalen Charakter, und völkische Fremdkörper, deren Assimilationsprozeß sich nicht glücklich entwickelte, störten die Arbeit. Zudem bildeten sich kulturelle und wirtschaftliche Spaltungsvorgänge von bedeutungsvoller Kraft. Alle politischen Bemühungen dagegen, die darauf abzielten, den Reichsgedanken in demokratischer Weise zu entwickeln, ihm eine gleichmachende Kraft zu imputieren, können schon jetzt als ein folgenschwerer Irrtum angesehen werden. Naturgemäß fand dieser Irrtum seine vornehmste Vertretung in unserem eigentümlichen Parlamentsgebilde, das der organischen Fundierung in Geschichte und Gegenwart entbehrt.

In unserer heutigen Zeit kommen nun ernstern Betrachtern, trotz aller materiellen und theoretischen Errungenschaften der Neuzeit, tatsächliche Einbußen an sittlichen Kräften immer mehr zum Bewußtsein. Zumal in politischer Beziehung erweckt diese Betrachtung schwere Bedenken. Das deutsche Volk wird von einer inneren Zerrissenheit beunruhigt, deren Wurzeln nicht klar zu erkennen sind. In der systematischen Heze von Demagogen können sie nicht allein liegen. Sie müssen organische Gründe haben. Die Pflichtmomente im Volksleben haben eine Abschwächung erfahren. Es zeigt sich, daß der Gemeinschaftsgedanke des Reiches weniger bedeutungsvoll für den Stand unserer politischen Gesundheit ist, und der Ausbau des Reichsgedankens auf keinem Wege ist, der vertrauensfreudig in die Zukunft blicken läßt. Die Befinnung auf partikuläre Gemeinschaften

scheint demgegenüber erforderlich zu sein, um einer teilweise sogar destruktiven Wirkung des Reichsgedankens in politischer Beziehung Einhalt zu gebieten.

Aus diesen Erwägungen heraus entwickelte sich in Hannover der Preußenbund, dessen Programm auch im östlichen Preußen starken Widerhall weckte. Einem Programm der Reichsverwaltung, das anscheinend darauf hinausgeht, demokratische Ansprüche und Möglichkeiten zu vermehren, ohne die Gewähr innerer sittlicher Hemmungen zu bieten, soll das Programm des preußischen Pflichtbewußtseins entgegengehalten werden. Der Preußenbund geht dazu auf partikuläre Grundlage zurück. Die innige Verbindung mit der überkommenen Tradition, das Festhalten ihrer ideellen und materiellen Werte bedeutet auch in der Tat die gesunde Grundlage alles Staatsbürgertums. . .

Es ist jedoch auffallend, daß die programmatischen Erklärungen auf dem Preuentage wenig positiven Idealismus erkennen lassen. Wohl wird von den Treitschkeschen Worten der Ehrfurcht vor Gott und den Schranken, die die Natur den Menschen gesetzt hat, der Ehrfurcht vor dem Vaterlande, das dem Wahnbilde einer genießenden, geldzählenden Menschheit weichen soll, gesprochen. Spricht man jedoch von dem Mittel, wie die moralischen Eigenschaften unseres Volkes erhalten und die verlorenen wiederzuschaffen sind, so gilt als Hort aller politischen Sittlichkeit dem Preußenbunde die Autorität im Staate, und als höchstes Ideal die Schulung des Pflichtgefühls in Heer und Flotte. (Der Zaberner Fall beweist wohl Kraft und Bedeutung der Disziplin, beweist aber gleichzeitig, welche verheerende Wirkung die Beschränkung auf dies eine Ideal dem Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Regierung gegenüber ausübt.) Bei den ganzen Verhandlungen des Preußenbundes tritt aber niemand auf, der eine Erziehung des Volkes zu staatsbürgerlicher Reife fordert. Es wird von der Unreife der Wählermassen gesprochen, es wird von der Unreife der parlamentarischen Vertretung im Reich gesprochen, aber es wird kein Wort über das Mittel dagegen gesagt. Es ist durchaus eine Wendung zum Bösen zu nennen, wenn in der Autorität das erste und letzte Ideal des modernen deutschen Staatsbürgertums erblickt werden soll. Man besinne sich doch, wohin man treibt. Man spricht vom Mittelstand und dessen Vernachlässigung. Glaubt denn jemand im Preußenbund ernsthaft, daß solcher Appell im gewerblichen Mittelstand inneren Widerhall findet? Autoritätsglauben und Disziplin bessern ja auch keine politische Unreife. Dafür dürften die Weltgeschichte und die Geschichte Deutschlands einwandfreie Beweise genug liefern.

Der Preußenbund geht aber weiter und veründigt sich gegen sein eigenes Prinzip. Als im Herrenhaus der Antrag des Grafen York angenommen wurde, wurde dem Ministerpräsidenten ein Mißtrauensvotum ausgesprochen. Es wurde damit ein demokratisches Aktionsmittel versucht, wie es der Preußenbund beim Reichstage aufs schärfste verurteilt. Hinter diesem Antrage steht offiziell oder nichtoffiziell der Preußenbund. Er erklärt sich jedenfalls mit solchem Vorgehen solidarisch.

Allen Ausgangspunkten des Preußenbundes gegenüber sei betont, daß es durchaus unbestritten bleibt, ja vielmehr eine heilige Überzeugung sehr vieler

deutscher Patrioten bildet, daß die Erkenntnis der Einbußen an sittlichen Werten, an Idealismus im Volksleben überhaupt, zu einem Kreuzzug gegen alles Destruktive führen muß, wenn überhaupt noch Positives gewollt werden soll. Es bedeutet die unmittelbarste Aufgabe aller derjenigen, die sich politisch verantwortlich fühlen, für Stärkung der ideellen Güter unseres Volkes Sorge zu tragen. Es ist deshalb durchaus nötig, auf Tradition und Geschichte zurückzugehen. Vom Preußenbunde wird jedoch statt organischer Entwicklung der Tradition nur Reaktion verlangt. Und mit Obstruktion auf demokratischer Basis wird der Kanzler, der die Schwere der bisher ungelösten Aufgabe, Unität und Partikularismus organisch zu verbinden, voll empfindet, aber in ehrlichster Weise behandeln will, systematisch affrontiert.

Deshalb ist es gerade solchen Stellungnahmen gegenüber dringend erforderlich, daß auf Steins Programm und auf seine ethische und ideale Auffassung des deutschen Staatsbürgertums zurückgegangen wird. Steins Programm war konservativ im besten Sinne, indem es für Traditionen politische Garantien schaffen wollte, aber auch liberal und fortschrittlich im besten Sinne, da es Entwicklungen ermöglichte. Die Worte ‚liberal‘ und ‚Fortschritt‘ gelten heute in gewisser Weise als verwandt mit Verflachung und Entbindung von Verantwortung. Stein seinerseits wollte die Vermehrung der staatsbürgerlichen Rechte mit der Vermehrung der staatsbürgerlichen Verantwortung verbinden. Überall bei seinen Reformen war das Ziel klar, jedes Einzelglied des staatlichen Organismus zur Selbständigkeit, d. h. zur Fähigkeit der Selbständigkeit zu erziehen und die Pflichten der persönlichen Hingabe aus dem Mechanischen in das Bewußte zu erheben. Überall knüpfte Stein an die traditionellen Boden- und Berufsständigkeiten an, überall wurde das Historische mit moderner Entwicklungstendenz verbunden. Der Plan seiner Reichsstände ruhte auf dem Unterbau der Provinzialstände, Staats- und Selbstverwaltung reichen sich bei ihm die Hand.

Das Problem heißt heute wie damals: Unität und Partikularkraft in harmonische und organische Verbindung zu bringen. Die Steinschen Programme bringen, weil Stein in seltener Weise Realpolitik und Idealismus verband, auch der Neuzeit wertvollste Zielrichtung.

Das Reich hat gewaltige Aufgaben nach innen und nach außen. Der Reichsgedanke muß lebendig und stark bleiben. Dazu bedarf es des intensiven, organischen, inneren Ausbaues des Reichsgebäudes. Und das ist nur möglich, wenn man auf die im partikularen Verbandsverantwortlich geschulten Einzelkräfte zurückgeht. Man verstärke die Kernfestigkeit des Reiches, indem man die Erziehung des Deutschen zum verantwortlich sich fühlenden preußischen, bayerischen, hanseatischen Staatsbürger befördere. Aber man sehe auch zu, die fehlenden organischen Verbindungen innerhalb der Reichsverwaltung und zwischen Reichsverwaltung und Partikularstaat herzustellen und zu verbessern. Man hüte sich, für den Reichsgedanken nur negatives Verständnis zu besitzen und man hüte sich, unter dem Motto: ‚Für Ideale!‘ destruktive Demokratienpolitik zu treiben.

Wenn für die Aufgabe der Stärkung des staatsbürgerlichen Verantwortungsgefühls die bestehenden politischen Organisationen nicht entsprechendes Verständnis haben oder überhaupt versagen, so hätte in diese Lücke ein liberaler Preußenbund einzutreten, dem zur Seite jedoch ein Bayernbund, ein Thüringerbund und andere politische Partikularverbände stehen müßten. Sie alle hätten die Vertiefung des politischen Staatsbürgertums im partikularen Verbände zur Aufgabe. Dadurch wäre die beste Grundlage für die Möglichkeit eines inneren Ausbaues des Reichsgedankens zu schaffen.

Es bestehen bedeutende Aufgaben für das Reich. Wie soll Frische und Energie sich dafür einsetzen, wenn Kompetenzkonflikte und Obstruktion sich allem redlichen Bemühen dauernd entgegenstemmen? Kraft und Schwung für die Aufgaben des Reiches und liebevolle Pflege der kleinsten Zelle im Rahmen der Partikularverbände, das sind die Voraussetzungen für eine glückliche, fortschreitende Entwicklung Deutschlands. Aller politischer Idealismus zugunsten der Einheit und Macht unseres Volkes muß sich auf Verantwortung und Vertrauen begründen, wenn Berechtigtes und Wertvolles geschaffen und Erlösung von unheilvollem Banne gebracht werden soll.“

* * *

Wo aber sind heute die Männer, die befähigt wären oder auch nur sich berufen fühlten, an dem Werke eines Freiherrn vom Stein in seinem Geiste weiterzubauen? „Wo ist denn jemand,“ fragen die „Leipz. Neuesten Nachr.“, „der auch nur wie Saul, der Sohn des Kis, um eines Hauptes Länge in der Meinung der Nation über den anderen ragt? . . . Unsere Zeit scheint nicht geeignet für ragende Menschen, es liegt in ihr ein unbefiegbarer Hang zum Nivellieren, und wenn auch die Bismarcks spärlich ausgesät werden, so fehlt es doch selbst an Miquels oder Bülow's. Die politische Leidenschaft schlüpft in Schlafrock und Morgenschuhe, und wir werden es schwerlich erleben, daß ein Kanzler oder Minister im Kampfe um seine Überzeugung eine Schüssel zertrümmert, eine Türklinke abbricht oder das Gallenfieber bekommt. Wir sind ruhiger geworden und leisten weniger. Aber wir sind immer zufriedener.“

So zufrieden, daß es, wie Rosegger im „Heimgarten“ seufzt, — „hart sterben wäre in unseren Tagen“! „Das brechende Auge sähe den ungehemmten Niedergang des deutschen Volkes. Alles ist anders, so ganz anders geworden, als es sein sollte; in allen Betrieben ist eine Kulturfäulnis eingetreten, die hinaus über die Grenzen stinkt und fremde Geier nach dem Nase lüftern macht. Die Vortzüge unserer Vorfahren, man schämt sich ihrer, man verachtet, verhöhnt sie. Alles wirrt und eilt und rennt, um aus dem alten Geleise zu kommen. Die rasende Riesenbewegung, die jetzt vor sich geht, will nichts und tut nichts, als die natürliche Welt anders zu machen. Der Bauer, der treulos seine Scholle verläßt. Der Industriearbeiter, der in zigeunerhafter Flucht vor Herd und Heim ist und eine Tätigkeit gewählt hat, die er haßt, weil sie ihn leer läßt und andere reich macht; der wohlhabende Bürger, der nur zwei Ideale hat: die Vermehrung seines Reichthums oder das Sichausleben in tollen Genüssen; der Aristokrat, der nur noch hinter einer großen Armee sich geschützt glaubt und in ihr die besten Kräfte lahmlegt;

der Priester, der mehr Haß predigt als Liebe; der Student, der heute der unbändigen, brutalen Freiheit frönt, um morgen ein Speichellecker der Mächtigen zu sein; der Künstler, der die Kunst mißbraucht, um das Schöne und Reine zu verspotten; der Journalist, der zu allem dem und anderem ja und Amen sagt; die Kinder, die nicht mehr Kind sein dürfen; die Weiber, die nicht mehr Weib sein wollen; die Männer, die nicht mehr Mann sein können: das alles sind Anarchisten. Unbewußte, aber praktische Anarchisten, die in wenigen, ganz wenigen Jahrzehnten alles Altbestehende vernichtet haben werden. — Während dieser Vernichtung sein Vaterland, sein Volk, diese Welt verlassen zu müssen mit dem letzten Gedanken, daß alle Mühe umsonst gewesen, das ist mehr als sterben.

Aber wer noch hundert oder mehr Jahre weiterleben könnte, der würde die sturmvolle, die beispiellos grause Nacht vielleicht überdauern und einen neuen Morgen sehen, der wieder viele Ähnlichkeit hat mit dem kindlich freudigen Morgen des Anfangs.

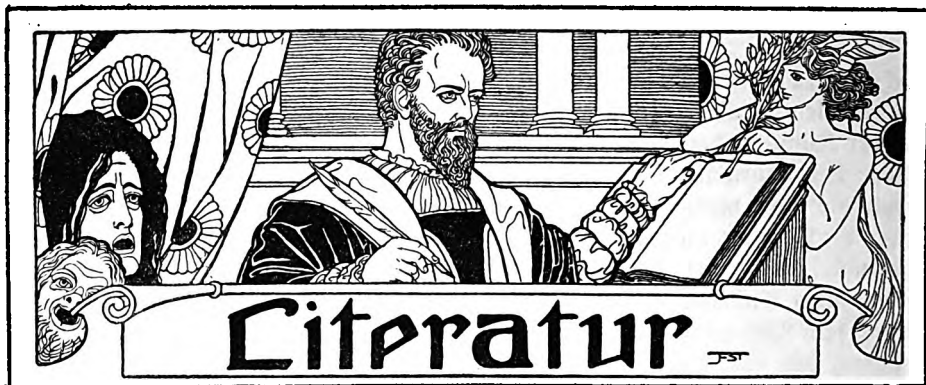
Kulturfaule Menschheit, du mußt durch. Der wahnsinnige Kampf, der deiner wartet, soll dich nicht überraschen, gewarnt bist du worden oft genug. Das friedselige, weihnachtsdunkle Gemüt hast du allmählich zerstört. Deiner blutig errungenen Freiheit mangelt die Zucht, deiner Schlaueit die Weisheit. Deine hoffärtige ‚Vergeistigung‘ hat den Menschenleib degeneriert und zur seelenlosen Mechanisierung des Lebens geführt, und dieser Motor springt eines Tages in tausend Scherben auseinander. — Wenn man aus der Weltgeschichte was lernen könnte, so wäre es nicht möglich für die meisten, in dem jetzigen Saumel so dahin zu fahren. Viele klagen und warnen ja und ahnen nichts Gutes; aber die Raunzerei ist ohnmächtig, wo dem Sehenden die Macht und dem Mächtigen der Wille fehlt.

Ich bin freilich eine besonders erhaltene Natur, aber schließlich, ich hätte nichts einzuwenden auch gegen die allergrößte Veränderung, wenn sie voraussichtlich zu einem glücklicheren Menschentum führte. Doch das ist auf dem Weg, den wir heute fahren, ausgeschlossen. Dieser Weg führt zur allgemeinen Zerstörung und Vertilgung. Aber es wird etwas übrigbleiben, und das wird wieder anheben, naturgemäß lebendig zu werden wie ein grünes Gräslein auf der Brandstätte. Der Esel, der auf diesem Gräslein weidet, wird fröhlicher sein als das Genie in der Zeit des Wahnsinns. —

Solche Stimmungen kommen mir, wenn ich in das gegenwärtige Weltgären hinauschaue, in dieses übelriechende Gären der Zerkleinerung. Da will ich doch lieber auf einsamer Weide mein dünnes Gräslein grasen und fröhlich sein.“

Und doch hat auch Meister Rosegger für diesen Niederschlag wohl nicht ohne Absicht das Wort „Stimmungen“ gewählt. Stimmungen kommen und gehen, aber mit seinem ehrlichen Tagewerk arbeitet ein jeglicher auf seinem Posten auch an dem Werk der Zukunft: Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise.





Paul Heyse

Von Victor Klemperer

Leberblickt man Paul Heyses langes Leben, dies bis ins höchste Alter wirkliche, unerschlafte, fruchttragende Leben, mustert man die über aus vielen und mannigfaltigen Werke des Dichters, faßt man seine Stellung in der Literaturgeschichte und dem Publikum gegenüber ins Auge, so wird man immer und jedesmal verstärkt den Eindruck haben, daß unter den deutschen Dichtern kaum einer glücklicher gewesen und durch das Glück mehr in der Art seines Schaffens bestimmt worden ist als Paul Heyse. Nicht als hätten diesem Manne auf irgend einem Gebiet die traurigen Erlebnisse gefehlt, ohne die ein Leben undenkbar ist; er hat liebste Angehörige sterben sehen, er hat Undank oder doch Gleichgültigkeit geerntet, wo er auf freudige Zustimmung gehofft hatte. Aber das überwiegende Moment in allem, was ihn angeht, ist doch immer das Glück gewesen.

Als ein Glück, und gar als das oberste, preist der Dichter selbst in seinem vielleicht schönsten Werke, den merkwürdig wenig verbreiteten „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“, seine Blutmischung, die er eine „westfälische“ nennt. Sein Vater, der später an der Berliner Universität als klassischer Philologe wirkte, stammte aus altprotestantischem, rein deutschem Geschlecht. In ärmlichen Verhältnissen mußte er sich lange als Hauslehrer durchschlagen, wurde der Erzieher Felix Mendelssohn-Bartholdys und verlobte sich mit einer entfernten Verwandten des Mendelssohnschen Hauses. Julie Saaling, die vor der Taufe Salomon hieß und die Tochter eines Berliner „Hofjuden“ und Juweliers war, zählte weder zu den jungen, noch zu den schönen Mädchen. Aber sie besaß nach der schwärmerischen Schilderung ihres Sohnes, der sie mit einer ungleich größeren Leidenschaft gezeichnet hat als den Vater, dessen Bild er mehr mit bedächtiger Würdigung entwirft, eine „unverwüstliche Frische und Anmut des Naturells“. Heyse läßt es durchblicken, daß er die Mutter am liebsten mit der Frau Rat Goethe verglichen sähe, und er betont, daß er die eigentlich dichterischen Gaben ihr verdanke. Die Stetigkeit des Wesens glaubt er dagegen mehr vom Vater ererbt zu haben; doch

könnte hier eine leise Selbsttäuschung im Spiele sein, denn bei mancher Gelegenheit hat der Dichter bewiesen, daß ihm die stille väterliche Geduld ferner lag als das leicht aufbraufende mütterliche Temperament. Die stark gegensätzlichen Naturen seiner Eltern ergänzten sich aufs glücklichste, und all ihre Hoffnungen und erzieherischen Bemühungen konzentrierten sich um so mehr auf Paul Heyse, als ein anderes Kind früh Spuren geistiger Minderwertigkeit zeigte und bald völlig verblödete. Die Eltern fanden für diesen Kummer Trost in der Begabung des jüngeren Sohnes, die sehr bald hervortrat und sich ungemein rasch entwickelte. Er gehörte zu den besten Schülern des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Berlin und fand neben der Schularbeit ausreichende Zeit zu vieler dichterischer Betätigung. Einige seiner Sekundanerwerke gerieten durch Zufall in die Hände des damals schon berühmten Geibel, und dieser Zufall bedeutete einen der entscheidenden Glücksfälle in Heyses Leben. Geibel fand an den Gedichten und an dem Dichter aufrichtiges Wohlgefallen, er trat zu dem um sechzehn Jahre Jüngeren in ein freundschaftliches Verhältnis und wurde bald aus seinem Lehrer sein guter Kamerad. Er führte den blutjungen Philologiestudenten in das Haus Franz Ruglers ein, der damals als Vortragender Rat im Kultusministerium arbeitete, an seiner „Geschichte der Baukunst“ schrieb und sich daneben komponierend, dichtend, zeichnend mit allen freien Künsten beschäftigte. Heyse hat das Ruglersche Haus ein Paradies genannt, und er war dazu wohl berechtigt, denn er fand hier nicht nur die vielseitigste geistige Anregung, sondern auch in Margarete Rugler seine Braut. Außer im Ruglerschen Kreise durfte der junge Mensch in einer Dichtergemeinschaft, dem „Tunnel über der Spree“, verkehren, wo er neben Fontane, Lepel und Scherenberg seine „Späne“ vorlas und an den Dichtungen der anderen scharfe Kritik übte. So trugen ihm die Berliner Semester reichen Gewinn ein, wenn er auch der hier gepflegten klassischen Philologie den Rücken kehrte, um sich in Bonn der jungen Romanistik zuzuwenden. Daß er vorher die Revolution in Berlin miterlebt hatte, war ihm keine Trübung, eher eine Bereicherung dieses Lebensabschnittes gewesen, denn er fand es romantisch und aufregend schön, mit Flinte und Schleppfädel, eine Feder am grauen Schlapphut, im Studentenkorps mitzumarschieren, nachts Schildwacht zu stehen auf der Rampe vor dem „National-eigentum“, oder im Schweizeraal des Schlosses die Nächte zu durchwachen und mit den Freunden Roquette und Frik Eggers Verse auf Endreime zu machen, um den Schlaf abzuwehren, und als die Dinge dann einen tragischen Verlauf nahmen, da langweilten sie den unpolitischen Romantiker einfach, und Provenzalen und Italiener, Minnesang, Boccaccio und Dante interessierten ihn in Bonn ungleich mehr als alle Politik. Interessierten ihn aber nicht nur von der wissenschaftlichen Seite, denn damals entstand sein mit rechtem Wagemut im Shakespearestil geschriebenes Erstlingsdrama „Francesca von Rimini“. Wiederum lenkte ihn das dichterische Schaffen nicht allzu sehr vom Studium ab: im Frühjahr 1852 promovierte er in Berlin mit einer Arbeit, die vom Refrain bei den Troubadourdichtern handelte. Das Thema zeigt, wie ernsthaft sich der spätere geniale Übersetzer der Italiener um die Grundlagen ihrer Sprache und Dichtung bemüht hat. Dem jungen Doktor und Schwiegersohn in spe verschaffte Rugler ein kleines Reisestipendium der preußischen Regierung zur Durchforschung der vatikanischen

Bibliothek nach Troubadourhandschriften. Der wissenschaftliche Zweck dieser Italienfahrt ging nicht in Erfüllung, da dem anrühigen Dichter und Regier jene Bibliotheksschätze bald verschlossen wurden, aber gerade aus diesem Mißgeschick erwuchs für Heyse die höchste Bereicherung, denn nun konnte er reisend italienisches Leben und italienische Landschaft in sich aufnehmen, das seinem Wesen eingeborene romanische Element, die Liebe zum Formschönen, zum kunstverklärt Sinnlichen erwachte zum Bewußtsein und reifte rasch, so rasch, daß der heimkehrende Jüngling schon ein Meisterwerk, ja vielleicht das nie übertroffene Meisterwerk seines ganzen unendlich reichen Schaffens, die Novelle „L'Arrabbiata“, als Frucht der Italienfahrt mit sich führte. Trotz dieses Ergebnisses, und trotzdem ihn die liebste Braut zu Hause erwartete, fühlte er sich damals wenig behaglich, denn nun galt es, sich ernsthaft der Philologie zu ergeben, um bald eine Professur und damit die Möglichkeit eines Hausstandes zu gewinnen. Ehe aber aus solchem Unbehagen, seiner Dichtkunst nicht ganz frei leben zu dürfen, eine „wirkliche Verbitterung“ geworden war, trat in seinem Geschick nach den eigenen Worten dieses Sonntagskindes eine „märchenhafte Glückswendung“ ein: im März 1854 wurde der damals Vierundzwanzigjährige von König Max nach München berufen „mit einem Jahrgelohalt von tausend Gulden, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, teilzunehmen“. Heyse war damals selbst noch in seiner Heimat kaum bekannt, nach München wurde er einzig auf Geißels Rat und Bitte berufen, und so war dem blutjungen Anfänger die Möglichkeit gegeben, seine Braut heimzuführen, der Philologie zu entsagen und ganz der Dichtung zu leben, und das in einer Umgebung, die seinem südlichen Sinn mehr zusagte als die preußische Heimat. Ein glücklicherer Werdegang als der hier skizzierte ist wohl kaum denkbar, und man wird an Christian Andersen's Wort erinnert, der von sich sagte: „Mein Leben ist ein hübsches Märchen“.

Ein solches Märchen konnte, wie gesagt und wie natürlich, das Leben dieses Dichters nicht immer bleiben; aber nun ist es charakteristisch, wie das Schicksal gewissermaßen bemüht ist, seinem Liebling für jeden Schmerz vollen Ersatz zu bieten. Heyse verliert die Gattin nach kurzer Zeit, er findet in einer zweiten Ehe dauerndes reinstes Glück; ein geliebtes Kind wird ihm entzissen und in derselben Stunde ihm ein anderes geschenkt. Es ist unmöglich, daß sich das Glück des eigenen Erlebens nicht in den Dichtungen eines Mannes abspiegele, der bei allem Objektivieren sein dichterisches Schaffen doch als Konfession betrachtet. Immerhin könnte man diesen Schluß vom erlebten Glück auf die Harmonie des Werkes als einen übereilten betrachten, indem sich sehr wohl ein Fall annehmen läßt, wo der Dichter so schwer und lange mit seinen Stoffen ringen muß, daß die Mühsal des Hervorbringens schließlich doch zu einer Verdüsterung der Dichtung führt. Aber auch hier erweist sich wieder das Heyse'sche Glück. Als ein rechtes Sonntagskind kennt er nur den Segen der Arbeit, aber der eigentlichen Schaffensqual ist er überhoben. Er erzählt einmal von einer Novelle, die er geradezu geträumt habe und ohne sonderliche Abänderung des Traumes niederschreiben durfte, und wenn auch dieses wirkliche Träumen gewiß nur eine Ausnahme in seinem Leben gebildet hat, so kann ihm doch die Gesamtheit seiner Produktion sehr viel schwerer keineswegs geworden sein, denn sonst ließe sich jene Überfülle seiner Schöpfungen

um so weniger erklären, als sie zwar manchmal die Tiefe, aber nie und in keinem Punkt die Grazie und wahrhafte Kunstform vermessen lassen.

Am reinsten ausgeprägt findet sich diese Grazie in Heyses Lyrik, die ganz und gar von seiner Hingabe an das Friedliche und Schöne beherrscht ist. Kein Gedicht scheint mir für den ganzen Mann bezeichnender, als das vielleicht bekannteste: „Dulde, gedulde dich fein! Aber ein Stündlein ist deine Kammer voll Sonne!“ Und nicht bloß aus seinem Glück heraus findet Heyse diese Geduldsmaßnung und harmonische Stimmung, sondern ihm ist es auch gegeben, den heißesten Schmerz in sanfte Wehmut aufzulösen. Auch hier wieder sind die bekanntesten Verse die bezeichnendsten, jene Erinnerung an das heimgegangene Kind, von dem er sich auf dem abendlichen Wege „am steilen Strand“ begleitet wähnt. Einige Male gelingt es dem Dichter auch, über das Persönliche im engeren Sinne hinauszudringen und, ohne den tiefen lyrischen Ton zu verfehlen, sein individuelles Friedensgefühl zu einer allgemeinen Lebensanschauung zu weiten. So hat er seinen Roman „Kinder der Welt“ mit Versen geschmückt, die in ihrer Tiefe und Reinheit wohl zu den bedeutendsten der deutschen Lyrik überhaupt zählen. Häufiger freilich wählt der Lyriker Heyse bescheidenere Gebiete, indem er dem Epischen zusteuernd mit leichtester Hand zierlichste Bilder entwirft. Seine Leidenschaft für alles Italienische bringt es mit sich, daß er die Stoffe für solche Genrebilder gern aus dem italienischen Leben nimmt, und man mag in diesen leichteren Produkten das Bindeglied zwischen seinen Originaldichtungen und den prachtvollen Übertragungen italienischer Lyriker erblicken, einer Schöpfungsreihe, deren ungemainer kulturhistorischer und Kunstwert im umgekehrten Verhältnis zu der Verbreitung steht, die sie gefunden hat.

Ich besitze einen Brief Paul Heyses, in dem er sich aufs lebhafteste darüber beklagt, daß sich das deutsche Publikum so ablehnend gegen diese Nachdichtungen aus dem Italienischen verhalte. Aber auch hier hat das Schicksal dem Dichter reichlichen Ersatz gewährt, denn eine um so größere Leserschaft, die sich auch während der vom Naturalismus beherrschten Jahre kaum verringerte, fanden Heyses Novellen. Auch sie nehmen ihren Stoff mit Vorliebe aus dem italienischen Leben, weil eben Heyse hier insbesondere die sinnlich schönen Naturen findet, an denen sein Herz hängt. Sodann wohl auch, weil er in einem Italiener, dem Boccaccio, den Meister fand, an dem er sich bildete, über den er freilich in Hinsicht des Psychischen als ein Moderner hinaus strebte. Heyse fand im Dekameron durchaus in sich abgeschlossene dramatisch straffe Erzählungen vor, aus denen, besonders einprägsam und besonders wichtig für die Entwicklung der Handlung, ein eigentümliches Geschehnis herausragt. Er übernahm diese Form und bereicherte sie derart, daß er dem äußeren Geschehen überall die innere Handlung, die schrittweise psychologische Entwicklung zur Seite stellte. In dieser Hinsicht eben bedeutet gleich die erste aus Italien mitgebrachte Novelle, jene *Arrabiata*, ein vollendetes Meisterwerk, dem der Dichter noch manches andere folgen ließ, das er aber nicht mehr zu übertreffen vermochte. Dies mag auch daran liegen, daß er in der spröden „Eroizigen“, die erst nach heftiger Krisis dem Geliebten sich ergibt, ein für allemal den ihm liebsten Typus gezeichnet hat. In seiner Laurella kämpfen Stolz und Leidenschaft miteinander, aber nachdem die Leidenschaft

Siegerin ist, folgt das Mädchen, ohne rechts und links zu sehen, allein ihrem Herzen. Darin ist sie aufs engste mit allen Heyse'schen Gestalten verwandt, auch mit denen, die der Dichter anfangs als unedel hinstellt. In seinem Bekenntnisdrama „Alkibiades“ heißt es:

Wir können eins nur tun: uns nie entzweien
Mit unserm Herzen, ob es Weisheit uns,
Ob Wahnsinn eingibt. Dann sind wir in uns
So unbezwinglich wie ein Kämpfender
Im Panzer von Demant.

Heyse hat einmal von sich gesagt, er habe immer nur das zeichnen können, worin er ein wenig „verliebt“ gewesen sei; die „Arrabbiata“ bietet in Handlung und Charakter genau das, worin dieser ganz an das Schöne hingeebene Dichter das Liebenswerteste findet. Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß er nun bloß und einzig der Dichter der „Arrabbiata“ sei. Vielmehr hat er sich gerade in seiner Beschränkung als Meister gezeigt und das engumgrenzte Feld der Liebesnovelle immer bedeutender angebaut. Uner schöpfl ich ist der hier entwickelte Stoffreichtum, und die Grazie der Behandlung, die sich nicht steigern konnte, ist bis zuletzt doch auch nicht gesunken. Vor allem aber hat es Heyse verstanden, das Seelische seiner Helden, die sich in jenem Kernpunkte nur gleichen, immer tiefer und feiner herauszuarbeiten, und ein weiter Weg führt von der schlichten Laurella zu den so viel komplizierteren Frauen, zwischen denen in „Himmlische und irdische Liebe“ der unglückliche Dozent Chlodwig zugrunde geht.

Gerade in solchem bei ihm nicht allzu seltenen Sterbenlassen eines Helden liegt, so befremdlich es klingen mag, ein stärkstes Charakteristikum für das Harmoniebedürfnis des Dichters, das dem Tragischen auf jeden Fall auszuweichen sucht. Ich führte das schöne Programmwort des Alkibiades an, wonach es höchste Pflicht ist, dem eigenen Herzen zu folgen. Wer dies tut, muß nun oft und oft mit den bestehenden Moralgesetzen in Konflikt geraten. Davor scheuen Heyse's Menschen niemals zurück. Aber wovor der Dichter zurückscheut, das sind die Peinlichkeiten und Niedrigkeiten, in die er seine Helden nach ihrem freien Tun notwendig verwickeln mußte. Er mag nichts Unschönes zeichnen, worin er nun einmal nicht „verliebt“ ist, und deshalb ist er uner schöpfl ich in trefflichen äußeren Motivierungen von Todesfällen, die das Ausbreiten einer peinlichen Tragik ersparen.

Seine Novellistik schädigt solches Verfahren nicht allzu ernstlich, weil ja eben die Novelle ein Einzelnes behandelt und weil es schließlich Sache des Dichters ist, sich dieses Einzelne in seiner Umgrenzung zu wählen. Dagegen scheint mir in solcher Furcht vor dem Unschönen, solchem Zurückweichen vor dem Tragischen der Grund zu liegen, weswegen Paul Heyse als Dramatiker das Höchste nicht zu erreichen vermochte. Ihm ist in seinen vielen Dramen manche Szene geglückt, „Alkibiades“, hat einen hohen lyrischen Wert, „Kolberg“ enthält humorvoll volkstümliche Schilderungen, und so wäre noch dies und jenes dichterisch Gelungene anzuführen, aber ein vollendetes Drama, ich meine eines, das Heyse bis zum bitteren Ende durchführte, wenn auch der Weg durch das Gebiet des Unschönen ginge, vermißt man.

Aber einmal in seinem langen Leben hat der Dichter doch die Kraft gefunden, nicht nur bei dem Schönen zu verweilen, sondern ein großes Schicksal mit all

seinen Höhen und Tiefen künstlerisch darzustellen. Wo Heyse von seiner Italienliebe spricht, vergleicht er im „Wintertagebuch, Gardone 1901 und 1902“ sein Wesen einem Baum, dessen „Wipfel sich gern in italischen Lüften wiegt“, während die „tiefsten Wurzeln zäh in die deutsche Erde gesenkt sind“. Und damit hat der Dichter das Rechte getroffen, denn es ist etwas wahrhaft Deutsches, was ihn einmal zum Kämpfer werden und die Darstellung des bloß Schönen aufgeben läßt: in seinem philosophisch tiefgreifenden Roman „Kinder der Welt“, ist es die Freiheit des Denkens, für die er die Feder als Waffe gebraucht. Ein anderer Kampfroman, „Merlin“, kann sich mit diesem Werke nicht messen, weil er nur aus persönlicher Verbitterung entstanden ist und nicht um ein Ewiges, Unwandelbares, sondern nur um die Berechtigung der spezifisch Heyse'schen Kunstübung den realistischen Bestrebungen der achtziger und neunziger Jahre gegenüber ringt.

Aber hier erwies sich und erwies sich doppelt das Heyse'sche Glück. Denn einmal ging die Verbitterung, die ihm den bösen „Merlin“ diktirte, rasch vorüber, und nun schuf er wieder ruhig und unbekümmert um die Zeitströmungen seine harmonisch schönen Werke. Und sodann durfte es der Alte erleben, daß jene Zeitströmungen, die ihm eine Weile feindlich gewesen waren, ihm wieder und in immer höherem Grade günstig wurden, derart, daß sich sein achtzigster Geburtstag zu einem Triumphfest für ihn gestaltete. Und es war nicht etwa nur eine momentane Ehrung, die man ihm am 15. März 1910 erwies, sondern wie es ihm vergönnt war, bis zuletzt zu schaffen und so im Schaffen die Leiden des Alters zu mildern, so hat er auch bis zuletzt empfinden dürfen, wie viel er seinem Volke gilt. Es wird nicht alles bleiben, was Heyse geschaffen hat, aber sein Bestes auf dem Gebiete der Lyrik, der Übertragung, der Novelle und des Romans wird auch dauernd zum besten deutschen Literaturgut rechnen.



Dem Andenken Paul Heyse · Von Paul Wolf

Nun hat dein liebes Auge sich geschlossen,
Des Künstlers Auge, das in heiterm Glanze
So oft von lichtumflornen Höhen die ganze
Strahlende Schönheit einer Welt genossen.

Der einst, umtrauht von feindlichen Geschossen,
Vor seiner Herrin stand mit goldner Lanze,
Ihr Banner hielt auf fast verlornen Schanze,
Ruht nun, von bleichem Kerzenlicht umflossen.

Das freigeborne Herz wird nie mehr schlagen . . .
Doch was der silbenteuſche Mund gesungen
So herb und süß in sorglos kühnem Wagen —

Was Glück und tiefstem Herzeleid entsprungen,
Wird für dich zeugen noch in fernem Tagen,
Wenn manchen Spöttlers Name längst verklungen.



Der deutsche Shakespeare

(Zum 350. Geburtstag)

Ser ist unser! — Nicht um ihn dem Lande, wo seine Wiege stand, dem Volke, dem er entstammte, zu rauben, pochen die Deutschen auf ihren Shakespearebesitz. Daß er seit August Wilhelm Schlegel in das Blut der deutschen Sprache und des deutschen Geistes überfetzt ist; daß die deutschen Bühnen seine Werke zu ihrem Eigentum und somit zum Eigentum des deutschen Volkes machten; daß die deutsche Philologie, Ästhetik, Philosophie und Geschichtsforschung zur Shakespeare-Wissenschaft mehr als die gesamte übrige Gelehrtenwelt beitrug: all das soll uns nicht stolz machen. Unser Besitzvorteil ist gestützt auf die demutsvolle Empfindung der Dankbarkeit. Rein anderes Volk verdankt dem Shakespeare so viel wie das deutsche. Wir streiten nicht um ein Privileg des Ehrgeizes, wenn wir feststellen, was weder guter noch böser Wille ändern kann: daß Shakespeare einer der Keime der deutschen Kultur gewesen und daß seit den Stürmern und Drängern und Goethes „Götze“ die ganze deutsche Literatur von Shakespeare befruchtet und beeinflusst ist.

Seine Wirkungen reichen weiter hinaus und tiefer hinein, als das Bewußtsein der Schöpfer und der Kritiker sie in jedem Falle nachweisen kann. In der keineswegs geraden Bahn epochaler Entwicklungen bleiben unseren Blicken die Ursprünge nicht immer sichtbar. Die trummen Verästelungen spotten der Visierlinie. Man kann leicht erkennen, unter welchem Shakespeare-Einfluß Lessing als Dichter des „Nathan“ oder der junge Goethe standen; man kann vielleicht auch die unmittelbaren Zusammenhänge zwischen dem Mikrokosmos der modernen Naturalisten und dem realistischen Kosmos Shakespeares begreifen; aber was etwa Gottfried Keller in seinen Romanen und Novellen dem Shakespeare schuldig geworden sei, läßt sich mit exakten Ziffern weniger leicht berechnen. Und war nicht Schiller sogar ein Antipode Shakespeares, Schiller; der nicht wie Shakespeare ein Ebenbild der wirklichen, vergänglichen Welt zur Äternität erhob, vielmehr sich eine Eigenwelt nach Kantischen Idealbegriffen bildete? Und doch: Wie kein Lebewesen, keine Pflanze auf Erden gelebt, die nicht Wärme empfangen von der nämlichen Sonne, die unter verschiedenen Himmelsstrichen verschiedene Blüten und Menschen hervorruft, so haben alle deutschen Dichter seit Lessings Tagen ihren Anteil an der Wärmequelle Shakespeare, — und bestünde der Mitgenuß mancher auch nur darin, daß von jener Sonne die Luft erwärmt ist, die auch sie atmen.

Verhältnismäßig wenige von unseren kultivierten Zeitgenossen geben sich genaue Rechenschaft darüber, was Lessing und Herder, diese eigentlichen theoretischen Entdecker des menschlichen Charakters, des inneren Menschen, für unsere Kulturfähigkeit getan haben. Gerade so blind mag der Dichter sein, der in heimlich abgelegenen Phantasiegespinnten haust und sich nicht verwandt fühlt mit den Shakespeareschen Gestalten, durch Temperament und Gefühl sich geschieden fühlt von Shakespeare; gerade so blind mag er sein für die Wahrheit, daß doch auch für ihn der Mensch, den Herder einige Jahrhunderte nach Shakespeare begrifflich erklärte, im Shakespeareschen Drama geboren wurde; daß Shakespeare die Erde mit den neuen Menschen bevölkerte und besetzte. Wer seelenhafte Menschen zu erkennen oder im künstlerischen Werk zu bilden strebt, zählt mit jedem belebten Gebilde dem germanischen Deutalion einen Tribut der Abhängigkeit. Die Entwicklung der deutschen Dichtung war bis zu Lessing, ja bis zu Goethe nichts anderes als die allmähliche Annäherung an die Menschheit Shakespeares; man war von dem lebendigen Menschen, von der Wirklichkeit, die — wie Gundolf sagt — ein unendlicher Born immer neuer, unberechenbarer Wesen ist, ein Meer, „das flutend strömt gesteigerte Gestalten“, unendlich weit entfernt, als zu Opitz' und zu Gottscheds Zeiten der Mensch (im Sinne der französischen Klassiker und der Rationalisten) nur als der zufällige Träger von Schicksalen, nur als der Begeher oder Erdulder bestimmter Handlungen, und der Charakter

nicht als etwas Individuelles, Einmaliges angesehen wurde. Shakespeare und denen, die ihn für uns entdeckt haben, dankt die deutsche psychologische Dichtung ihr Entstehen. Deshalb ist jeder Dichter, der innerliche Menschen bildet, ein Nachfahre Shakespeares. Innerliche Menschen sind individuelle Einheiten lebendiger Kräfte, die Handlungen, Leidenschaften, Eigenschaften ausstrahlen.

Das Vorrecht der deutschen Nation an Shakespeare mißt sich nicht — oder mißt sich wenigstens nicht hauptsächlich an der Summe unserer theatralischen Leistungen für das Shakespearesche Drama und unserer Bemühungen um das historische Problem seiner Persönlichkeit. Freilich konnte die Saat, die von dem zeitlosen Phänomen für die späten Jahrhunderte abfiel, erst aufgehen, nachdem die Shakespeareschen Werke unser Gemeingut geworden waren. Wie ein guter Acker Jahr für Jahr abgeerntet wird, so füllt das Shakespearesche Geistesland unsere Scheunen immer aufs neue. Doch: wo jungfräuliches Land urbar gemacht wird, dort streut man Saatkörner, die von einem Mutterfelde genommen sind. Die Shakespearesche Fruchtterde nährt den deutschen Geist wie kaum eine andere unmittelbar, und von ihr ging auch vor hundertundfünfzig Jahren die beste Kraft aus, die die deutsche Wildnis rodete, Barbarenland in gesegnete Gefilde verwandelte. Welche Früchte der Shakespearesche Samen seither in der deutschen Dichtung sprießen ließ, das gibt uns das Recht, die Deutschen vor allen Völkern das Volk Shakespeares zu nennen . . . Soll eiferfüchtig gewogen werden, so werfen wir, wenn alle Nationen ihre Geisteschätze in die eine Schale der großen Wage legen, in die andere nur die Fülle, die Goethes Name deckt — und setzen dazu Goethes eigenes Bekenntnis, mit dem er seinem Herzen (seiner Liebe zu Frau von Stein) und dem Genius Shakespeares die Summe seines Seins und Wirkens zuschreibt:

„Eda, Glück der nächsten Nähe,
William, Stern der höchsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.“

Gewiß, jede große Erscheinung hat vielfache Ursachen, und auf die Entwicklung der deutschen Literatur nahm Goethe noch größeren Einfluß als Shakespeare, haben neben und nach Goethe viele eingewirkt. Doch kein noch so Gewaltiger entsteht ganz aus sich selbst. Was in uns wird, wird aus dem Blute der Ahnen. Unnütz, zu raten, ob der Ahnherr den Entel, ob der Entel den Ahnherrn übertage: daß Shakespeare der Ahn unserer deutschen Geistesfürsten ist, das wußten auch sie; das erkennen wir, wenn wir auf das klägliche Geschlecht zurückblicken, das noch nicht aus Shakespeares Geist entsprossen war, auf Gottsched und die deutschen Epigonen der französischen Klassiker.

Sedenken wir der Helfer, die Shakespeare für das geistige Deutschland erwarben, so schweift der Historiker weit zurück, bis zu den grauen Kindheitstagen des deutschen Theaters, bis zu dem Einfall der englischen Komödianten in die zerfallende deutsche Geisteswelt vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Noch zu Lebzeiten Shakespeares führten diese ausgewanderten Shakespearesche Stücke in schlechter deutscher Prosa verballhornt und entgeistert auf. Sie kamen bis nach Graz in Steiermark, wo im Jahre 1608 ein Zerrbild des „Kaufmanns von Venedig“ gespielt wurde. Bei einigen deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts (Jakob Ayrer, Julius von Braunschweig) ist Shakespeares Einfluß unverkennbar, später besonders im „Peter Squenz“ des Gryphius. Diese Fruchtkörner fielen auf den steinigen Boden eines kulturlosen Landes. Erst im achtzehnten Jahrhundert begann das Gestirn über Deutschland zu leuchten. Schon hatte Gottsched, der Verächter von Shakespeares „Regellosigkeit“, seine lederne Tradition gegen die ersten „Shakespeareromanen“, die Schweizer Breitinger und Bodmer, zu verteidigen gehabt. Doch, fern dem Gehege gelehrter Schriften brach der neue Geist revolutionär, unaufhaltsam, eine Welt erschütternd aus in den Dramen der Lenz und Klinger und in dem Ritterstück des Stürmerhauptmanns Goethe. Nicht mit einem Schlage

war damit die deutsche dramatische Literatur in die Shakespearesche Zone emporgehoben. Sie schwankte zwischen Rückfällen und neuen Erhebungen, gehemmt von den Bedürfnissen eines schlecht kultivierten Theaterpublikums. „Die Synthese zwischen Leib und Geist, zwischen Sinnlichkeit und Denken“ — sagt Friedrich Gundolf —, „die seit Lessing sich in den großen deutschen Männern zu vollziehen beginnt, ist im deutschen Publikum noch keineswegs vollzogen, vielmehr herrscht da bis in unsere Tage noch immer jene verhängnisvolle Trennung, von den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges her: das unvermittelte Nebeneinander (oft im selben Menschen) von Triebleben und Verstandesleben . . . (Doch) ein einziger Mensch, in dem eine neue Synthese sich vollzieht, ist wichtiger, als die Umwälzung ganzer Volksmeinungen. Ein Gefühl Goethes ist wichtiger als alle Massenepidemien.“

Die Synthese von Triebleben und Verstandesleben, aus der der Mensch als Charakter- und Seelenwesen entstand, verkündete zuerst Herder, indessen Lessing das Schwert Shakespeares ergriff und mit ihm die Franzosen und Rationalisten aus dem Tempel der jungen dramatischen Kunst Deutschlands trieb und Wieland die Dramen Shakespeares übersetzte. (Neben Wieland waren alsbald auch Bürger, Eschenburg und — mit ziemlich gewalttätigen „Einrichtungen“ — Friedrich Ludwig Schröder am Werke.) Die Klassiker der deutschen Literatur bauten, bewußt oder unbewußt, an ihrem eigenen dichterischen Lebenswerk, indem sie Shakespeare zum deutschen Eigentum machten. Den unendlichen Gehalt Shakespeares hat, vielleicht bis zu dieser Stunde, kein anderer Erklärer so im Tiefen und im Weiten erschlossen, wie Goethe in seiner Schrift „Shakespeare und kein Ende“. Die großen deutschen Dichter gebrauchten Shakespeare als Waffe des neuen Geistes; sie selbst aber verrichteten die Arbeit einer Pflugschar. Nein, mehr als das! Sie rissen nicht bloß die Erde auf, daß sie begierig wurde, die Saat zu empfangen; sie bereiteten auch den Boden zu. Erst die deutsche Sprache Goethes war fähig, den Shakespeare für die deutsche Dichtung wiederzugeschaffen. Erst mußten die Schöpfer uns die dichterische Sprache schaffen, in die Shakespeare wahrhaft übersetzt werden konnte. Für die meisterliche, heute noch nicht übertroffene Übersetzung August Wilhelm Schlegels, des Anempfingers, hatten die Klassiker noch weit mehr getan, als bloß das Bedürfnis gewedt. Doch so groß das Verdienst der Großen auch ist: der Zufall ihrer genialen Befähigung wäre unvermögend gewesen, hätte nicht eines sich in ihrer Zeit erfüllt: „Der deutsche Geist mußte genug erlebt haben, genug Schicksale haben, um in seiner Sprache die Seelenwerte auszubilden, welche denen Shakespeares nach Tiefe und Umfang entsprachen.“

Der Shakespeareforscher, dem hier wiederholt die Worte entliehen wurden, sagt über die seit Schlegels Übersetzung vieltausendfältig in die Halme geschossene deutsche Shakespeare-Literatur: „Was die deutsche Wissenschaft und Philosophie im neunzehnten Jahrhundert über Shakespeare beibrachte, war neuer Stoff, aber kein neuer Geist. An der geistigen Gestalt Shakespeares, an der produktiv wirksamen, änderte es nichts. Manche Details kamen zum Vorschein. Häufiger noch lenkte man den Blick von dem Wesen weg auf Nebensachen, die mit Shakespeare dem Dichter nichts zu schaffen haben. Vor allem die Ausbildung der Tatsachen-Biographie hat Shakespeares produktive Bedeutung eher gemindert als erhöht.“ Die philosophische und moralische Betrachtung Shakespeares sei zu unfruchtbarer Rede entartet. „Man schämt sich für den deutschen Geist, wenn man nach Herders ‚Shakespeare‘, nach Goethes ‚Shakespeare und kein Ende‘, nach Schlegels Vorlesungen, auch die Besten, etwa Vischer, oder gar Gerwinus, zur Hand nimmt. Welche Verflachung, welche Verengung nicht nur der Personen, sondern des Zeitgeistes!“

Indessen — gegen Ausnahmen sollen wir nicht blind sein. Wohl war Schweiß und Tinte vergeudet bei dem heißen Bemühen der biographischen Bohrwürmer. Sie stritten um die bürgerlichen Daten Shakespeares, ohne Gefühl für die erhabene Schicksalsfügung, die die große Selbstermacht Shakespeare in ein fast unpersonliches Dunkel hüllte; sie beherzigten

nicht den klaren Satz in Goethes Shakespeare-Monographie: „Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Dichter, Künstler, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.“ — Als aber vor kurzem Shakespeares Sonette in Ludwig Fuldas Übersetzung erschienen, konnte Alois Brandl aus diesen persönlichsten Dichtungen neugewonnene Aufschlüsse über das Seelen- und Liebesleben Shakespeares geben, für die wir ehrlich zu danken haben. Auch sei aus der jüngsten Shakespeare-Literatur das Buch von Johannes E. Schmidt hervorgehoben: „Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf“ (Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin), das hauptsächlich den bescheidenen Zweck erfüllt, die Bacon-Theorie zu bekämpfen, und bei der Analyse von Shakespeares Dramen unter schauspielerischem Gesichtswinkel neue Perspektiven eröffnet. Feine Beobachtung paart sich mit emsiger Gewissenhaftigkeit.

Und endlich: Das große Werk selbst, das Friedrich Gundolf geschaffen hat („Shakespeare und der deutsche Geist“, Verlag von Georg Bondi in Berlin) ist die selbständigste Leistung und die schönste Frucht der Shakespeareforschung der Gegenwart. Wie Lessings, Herders, Goethes, August Wilhelm Schlegels Shakespeare-Taten nicht geschehen konnten, ehe die Zeit für sie reif war, so hätte schwerlich auch Gundolfs Werk auf einer anderen Staffel der zeitlichen Entwicklung entstehen können. Es war dazu notwendig, daß die Sturmflut, mit der Shakespeare einst das deutsche Land eroberte, nicht mehr so wild brauste, daß in der Distanz zu den Geisterkämpfen vor hundertundfünfzig und hundert Jahren einer die Höhe des Aus- und Überblicks in voller Ruhe wahren konnte. Gundolfs Buch ist die Geschichte des deutschen Shakespeare und eine erleuchtete deutsche Kulturgeschichte.

Es seien hier noch zwei Stellen aus dem Buche Gundolfs wiedergegeben. Die eine kennzeichnet das „unfaßbare Bild“ Shakespeares: „Ausbeutung und Ausbeutung des Allumfassers war schon von Lessing ab keine bloße Erkenntnisfrage, die durch die Feststellung einer historischen oder ästhetischen Wahrheit hätte geschlichtet werden können: es war eine Lebensfrage aller (literarischen) Parteien. Deren eigenstes Lebensrecht oder -Unrecht hing zusammen mit ihrer Stellung zu Shakespeare, weil er keine historische Figur, kein von Meinungen über die Welt ausgehender oder abhängiger Autor war, sondern selbst Welt. Wie jeder zum Leben stand, so stand er zu Shakespeare. Darum versuchte jeder mit seinem Shakespeare die ihm verhassten Gegner zu vernichten. So spielten ihn die Romantiker gegen Schiller, Schiller gegen Jffland und Kogebue, Kogebue gegen die Romantik, und Goethe später gegen die Romantik aus. Darum ist nicht nur unsere Dichtung in dem Maße bereichert und erweitert worden, als immer neue Gebiete in Shakespeare urbar wurden, sondern er hat gleichzeitig unsere Kritik, Ästhetik und Historie mittelbar und unmittelbar gewedt, indem jeder im Parteienkampf aus ihm seine Waffe holte, an ihm sie wegte und prüfte. Aber nicht nur gesondert half er unsere Praxis und unsere Theorie schaffen, auch ihren lebendigen Austausch, ihre fruchtbare Ehe hat er vermittelt wie kein anderer. Daß unsere Kritik produktiv, unsere Produktion kritisch vor sich ging, ist seinem segensreichen Gestirn zu danken.“

Mit dem Aspekt der Zukunft schließt das Buch: „Daß die Wirklichkeit . . . allmählich wieder zu Ehren kommt, daß die Jagd nach der Wirklichkeit (für die ebenfalls jeder etwas anderes hält) die Jagd nach dem Ding an sich ablöst, daß der Wille zur Wirklichkeit sich des Geistigsten bemächtigt, wie früher der Wille zum Ideal des Körperlichsten: das ist die Wandlung, aus der ein neues Shakespeare-Bild hervorgehen muß . . . Seine Wirklichkeit für unser Lebensgefühl zu erobern und zu gestalten, ist eine der Aufgaben des neuen deutschen Geistes.“

Hermann Rienzl



Bunte Tafel

(Berliner Theater-Rundschau)

Es dehnt sich der Riesenleib der Stadt, sie verschlingt Felder und Wälder, Dorfschaften und Nachbarstädtchen. Dem glücklichen Anrainer verwandeln sich Kartoffeln zu Goldklumpen. „Nord- und südliches Gelände“ schmückt seine Tafel mit der ehbaren Fauna und Flora. An dem Überfluß schätzt der frischgetünchte Nabob nicht sowohl die Kostbarkeit des Gegenstands, als die Kosten, die er sich leisten kann. Er nicht allein. Gleich ihm auch mancher, der sich vererbten Wohlstands und sozusagen vererbter Kultur rühmt. Zahllose Erber der Erwerber sind unnütze Verbraucher, totes Kapital. Exportkömmling und Herabkömmling reichen sich die Hände. Ihre gemeinsame Signatur ist der geistlose Reichtum.

Eine Signatur unserer obersten Zehntausend? Fast möchte man es glauben, betrachtet man die Geselligkeit dieser Gesellschaft. Der mammonistische Angeist der Scheinhre strahlt von hoch oben aus und dringt auch in die gelehrte Welt. Vormals hielten die akademischen, die gebildeten Kreise etwas auf ihren Eigenwert. Der geistliche Arbeiter lächelte über die bunten Kleider und Würden eines anderen „ersten Standes“. Heute erblickt etwa ein Literaturgelehrter den Lohn seiner Goetheforschung darin, daß er seinen Sohn zum Reiteroffizier machen darf, und die Gattinnen wohlhabender Bourgeois spähen nach Schwiegerföhnen in den Reihen der Garde, der Diplomatie und der Landjunkler. Läßt sich zur pompösen Hochzeitsfeier ein dem Hause kaum bekannter Minister einladen, so ist dem trauten Familienfest die ersehnte Herzensweihe beschieden. Verhallt sind Jakob Grimms Worte in der Rede auf Schiller, gesprochen am Jahrsunderttag 1859: „Der einfache, schon dem Wortfynn nach Glanz streuende Name (Schiller) erscheint durch ein sprachwüdrig vorgeshobenes ‚Von‘ verdeckt.“ So stellt sich diese demokratisch genannte Zeit, nach einer gewissen norddeutschen Menschheit beurteilt, als ein Wechselbalg byzantinischer Kriecherei und phönizischer Erwerbsgier dar. Der Zustand wäre hoffnungslos, würde man nicht billig unterscheiden müssen zwischen den Entartungsercheinungen bestimmter sozialer Schichten und dem Volkskörper. Ersatz für das wurmfischige Fallobst verspricht der junge Wurzelsaft.

Oft genug ist das Problem behandelt worden, welche Elemente der Großstadtbevölkerung auf die Gestaltung der kunstpolitischen, kunstwirtschaftlichen Verhältnisse von Berlin den entscheidenden Einfluß üben. Rein Staatshaushalt kann auf die Abgaben der großen Steuerzahler hauptsächlich gestützt sein; die Masse der kleinen fällt ungleich schwerer ins Gewicht. Nur wenige spezifizierte Partett-Theater können von ihren teuren Plätzen leben. Für die meisten Theater hängt, was Außenstehende vielleicht nicht wissen, Sein oder Nichtsein davon ab, ob die Aberzahl der wohlfeilen Plätze Käufer findet. Die Galerie ist der wirtschaftliche Lebensnerv. Gegenwärtig ist das Unternehmen der alten Brahmschen Meistertruppe in eine gefährliche Krise geraten. Es war das Verhängnis der Sozietät, daß sie ihr Haus im vornehmen Westen errichtete, in einem vom mittleren und kleinen Bürgertum wenig bevölkerten Stadtteil; das Galeriepublikum ist ausgeblieben . . . Im Widerspruch zu diesem Raktul scheint die Tatsache zu stehen, daß fast alle Theater Berlins während der Hochsommermonate ihren Betrieb einstellen, obwohl doch nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil der Dreimillionenbevölkerung in die Ferne schweift. Doch man vergesse nicht: diese Wohlhabenden sind für die meisten Theater zugleich die Machthabenden, weil sie — mit Recht oder Unrecht — gewissermaßen privilegiert sind, das öffentliche Urteil zu prägen, ein Stück in Mode zu bringen und Sensation zu erregen. Fehlen die Macher des Publikums, so befürchtet man eine schwache Ladung der elektrischen Batterie. In den modischen Theatern wenigstens, nicht in den Volkstheatern. Triftiger ist ein anderer Grund: daß an schönen Sommerabenden die Berliner aus

ihren Kerkermauern ins Freie fluten. Schließlich sind die Theaterferien eben zu einem Brauch geworden, der nicht unbedingt den Bedürfnissen entspricht.

Schon wurde angedeutet: das finanzielle Schicksal der meisten Theater hängt von dem Zustrom der minderbemittelten Zuschauer, die Gunst der Masse jedoch von dem tonangebenden Geschmack der Meinungsmacher in Logen und Parkett ab. Unter den Verdiensten der freien Volkstheatern und der Schillertheater ist es das geringste nicht, daß sie dieser sozialen Abhängigkeit auf geistigem Gebiet in ihren Räumen ein Ende machten. Im übrigen kommt es der Kunst in Berlin zugute, daß die künstlerischen Theater das Arbeitsgebiet und gewissermaßen auch das Publikum teilten. So schüffeln sie auf vielen Tischen vielerlei Gerichte auf. Mit Vorliebe freilich wird da und dort der blasierte Gaumen der Gourmets berücksichtigt, und nicht allzu oft kommt das Verlangen nach reinerer Freude zu seinem Recht. Man bot uns in den letzten Wochen den Paprika Ungarns und das Opium Chinas. „Nord- und südliches Gelände“ muß die eßbare Fauna und Flora stellen.

Sollen wir nicht das Verdienst doppelt schätzen, wenn es erstem künstlerischem Wollen gelingt, die Gelüste der Gourmets einer großen, schönen Lust zu unterwerfen, die Tausende beglückt? Daß Max Reinhardt ein volles Jahr hindurch sein Deutsches Theater ausschließlich dem Shakespeare-Zyklus weihet, das ist eine kunsthistorische Tat, derengleichen keine andere Stadt der Welt geleistet hat; und daß solches in Berlin, in dem Berlin der herrschenden Snobs und Prozen, geschehen konnte, dünkt fast ein Wunder. Natürlich versteht er das Hexeneinmaleins, der Reinhardt! Puritaner, wollt ihr lieber darben bei Wasser und Brot? Ich kann einen klugen Buchverleger nicht tabeln, der der bibliophilen Narretei einen Tribut entrichtet, um sich instand zu setzen, ernsthaft der Wissenschaft und Literatur zu dienen. Jawohl, die ehrliche Freude an dem Besitz des schönen Buches, an dem würdigen Behälter teuren Geistes, ist zum Sport des geistlosen Reichtums entartet. Bruderschwarzgeseue Laffen legen sich prunkende Bibliotheken an, und nie aufgeklappte Bücher spotten ihrer eiteln Besitzer. Das Bücherfammeln der Nichtleser steht nicht viel höher im geistigen Rang, als das Briefmarkensammeln. Indessen — *oui malo*? Wenn ein solcher Bücherfreund von der falschen Sorte wirklich Hunderte, ja Tausende von Mark für einen Faksimile- oder Inkunabeldruck auswirft, wem weiter schadet es? Bedenklich wäre die Bibliophilie (deren echter Sinn ein schöner Sinn ist!) erst dann, wenn sie den Lesern die geistige Nahrung verteuerte. Nun kommt es allerdings schon vor, daß Verleger die Ausgabe von Werken scheuen, die sich nicht gerade für den Luxusdruck eignen, mit denen sie also nicht auf die Kundschaft der Sportsmen rechnen können. Der kluge Verleger gibt dem Leser, was des Lesers, und dem Bibliophilen, was des Bibliophilen ist. Er macht von dem prunklosen Buch eine Anzahl Abzüge auf Büttenpapier und bindet sie in stilisierte Dedel. Die Liebhaber des äußeren Scheins sichern ihm den Absatz, ohne dessen Voranschlag er das ernste Verlagswerk vielleicht nicht herstellen konnte. Wer wollte den klugen Verleger tabeln? Wer den Theaterdirektor Reinhardt, der vielerlei Postgänger an ihren schaulustigen, prachtliebenden Augen gefangen nimmt und sie zu Shakespeares Füßen zwingt? Vorausgesetzt freilich: daß in der Fülle berückender neuer Reize der alte Shakespeare unverloren blieb.

* * *

„Was ihr wollt“ im Deutschen Theater... Wir tragen einen holden Traum, ein fröhliches Prideln noch lange im Geblüt. Ein einzigartiger Rhythmus schwingt in der Erinnerung. Ja, das ist es: Rhythmus! Und das ist mehr, als der Glanz dieses und jenes Bildes, als der hervorstechende geniale Trick in dieser und jener Szene. Wer wollte das Einzelne verkennen? Der sonnige goldene Farbenfleck im dunkelsamtenen Gemach, die Gruppe sinnender Grazien, den Grundton eines schwermütigen Liedes sichtbar verkörpernd: auch das war Dichtung, war szenische Melodik. Und wie sich die Humore austobten in der göttlich-wüsten Kneip-szene — schrankenlos, wie aus dem Stegreif! — das schien, so erdig auch und füllig die Rüpel

tollten, ein Geschenk des Olymp, ein Echo vom homerischen Gelächter der Götter! Doch an all dem wechselnden Behagen mutete nichts so köstlich an, als die schöne Einheit. Vom Anfang bis zum Ende war das Spiel in ein glühendes Element getaucht, war es von Lichtwellen gebadet. Und befreit von Erdschwere! Da dachte keiner mehr daran, die Nase zu rümpfen über die primitive Verkleidungsschikane der *Commedia dell' arte*. Gerade das Naive wurde zum Erhabenen. Die Märchen sind die weisesten, die den Kinder Sinn entzücken und zugleich alte Herzen verjüngen. Man kann es auf Reinhardts szenische Dichtung anwenden: alle grübelnde Absicht, die Last der Erfahrung, das Wissen des Meisters schien versunken — schien! —, und nichts war da, als eine volle Hingebung, als ein Sich-Ausleben in Heiterkeit. War das noch der alte Shakespeare? Der hundertjährige der klassischen deutschen Bühne gewiß nicht. Denn den hätte man steifkleinen gemacht, in die Schnürbrust der Wohlstandigkeit gepreßt. Doch hier war es der Shakespeare, dessen 350. Geburtstag wir in diesen Tagen feiern. Rein dickbändiger Servinus trägt sein Unsterbliches empor; licht und leicht schwebt es über die Bühne des Deutschen Theaters. Wer den akademischen mit dem lebendigen Shakespeare vergleichen will, der sehe sich „Was ihr wollt“ auch im königlichen Schauspielhaus an. Was ihr, ihr niemals Berauschten, wollt, ist nicht das, was wir wollen. Shakespeare soll nicht zum Epigonen seiner selbst gemacht werden. Heiß muß dieser Glühwein getrunken sein!

* * *

Jede Dichtung aus ihrem eigenen Rhythmus, aus ihrem eigenen Stil heraus zu gestalten, das ist die Kunst des Regisseurs. Auch der mittelmäßige Schauspieler hat eine Rolle, die er ausgezeichnet spielt: die, in der er sein engbegrenztes Ich gefunden hat. Je mehrspaltiger die Persönlichkeit des wiederschaffenden Künstlers (des Schauspielers oder des Regisseurs) ist, desto weiter spannt sich sein gestaltendes Vermögen.

Schnellfertige möchten nach der „Iphigenie“ des Lessingtheaters den Regisseur Victor Barnowsky für einen modernen Monomanen halten, der von der Luft Goethes keinen Hauch verspürte. Daß er ein Künstler mit feinen Nerven, ein sicherer Beherrscher seiner Domäne ist, kann keiner in Abrede stellen. Doch scheint es mir auch billig, ein allzu rasches Urteil über Barnowskys Gesamtvermögen an gewisse Stützen des Gedächtnisses zu binden. Wer den Ibsenschen „Peer Gynt“ bis zu den Höhen erklimmen und in mancher verborgenen Tiefe erschlossen hat, wer Büchners zerrissene Genieblitze flammen und zünden ließ, wer Schnitzler und Shaw versteht und errät, der kann mehr, als Leder über einen Leisten schlagen! Nur gerade in den Schatten des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines zu dringen, war Herrn Barnowsky gründlich ver sagt.

Hohe rege Wipfel? Nein, ein am Boden kriechendes Strauchwerk! Ein denaturierter Spiritus! Ein Ewigmenschliches, dem man das Ewige genommen und es dadurch um das Menschliche betrogen hatte! Und in Goethes Tabernakel von reingelühtem Asbest grüßte uns nicht die himmlisch-irdische Schwesterseele, das mit gebeugtem Knie geliebte Frauenbild: nein, ernüchterte und tränkte uns ein „gnädiges Fräulein Iphigenie“, von der Göttin Diana aus einem Berliner Salon nach Tauris entführt! Lina Loffen ist eine Schauspielerin von stiller Tiefe, mit zart schwingenden Nerven. Nicht darum, weil ihrer Brust der Wolterschrei nicht gegeben ist, war ihre Iphigenie so klein. Wer noch, wie ich, die Wolter als Priesterin der Menschenliebe heilig walten sah, zähmt die Zunge, die des alten Tragödiens Stils spotten möchte; doch immerhin! Das neue Pathos, das wir Späteren im alten Dom der Dichtung hören und fühlen, hat leiseren, immigeren Klang. Aber klingen muß es doch, nicht geflüstert, nicht versehrt, nicht „parliert“ darf es werden. Und es gilt für das ganze Gedicht, daß die Schönheitslinien, die Goethe zog, nicht verlassen werden dürfen. Der Orest (er kam von der schwäbischen, nicht von hellenischer Küste!) soll kein hysterischer Knabe aus dem Café Größenwahn, der Pylades kein vergnügter bayrischer Schußplattler sein. Inmitten dieser parodistischen

Figuren stand ein ernster, vollgewichtiger Thos: Kappler. Goethe ließ es sich gewiß nicht träumen, daß seine „Iphigenie“ einmal auf die zwei Augen des rauhen Stythen gestellt sein würde. Sie blieb auch nicht gestellt, sie fiel um . . . Wär's nur ein Versuch mit unzureichenden Mitteln gewesen, man hätte davon schweigen dürfen. Doch, der solche Mittel wählte, hatte einen falschen Zweck im Sinn. Das allein sei als Warnung hervorgehoben: Unsere Heiligtümer sind zu wert, daß man an ihnen Nothtätseffekte erproben dürfte!

* * *

Die Reinkultur jenes Berliner Premierenpublikums, das Carl Steders kulturgeschichtlich gezeichnet hat, ist bei den Erstaufführungen der Kammerspiele zu mikroskopieren. Da mischt sich unter die Bakterien von Berlin WW kaum ein fremdes Lebetierchen. Und dieses Publikum ist kühl bis an die Rippe, hinter der anderen Menschen das Herz schlägt. Es fühlt sich, wenn es skeptisch schweigt.

In Leichenbitterstimmung wurde Knut Hamsuns, des sinnig-eigenen Norwegers, bedeutungsvolles Drama „Vom Leben geholt“ zu Grabe getragen. (Willkürlich, sinnverfehlend nannte es der Übersetzer „Vom Teufel geholt“.) Ob die Neunmalklugen im Parkett nicht aufzuwachen imstande waren? Ob sie unter dem verwirrenden Runterbunt eines die Realitäten umpülenden, vielzüngigen Dialogs den Klagegesang nicht hörten, der erschütternd aus dem Urgrund klang: das schreckliche *Panta rhei*? O fürchterliches Leben, das sich ewig wandelt, das zu vergehen beginnt, wenn es zu entstehen anfängt! . . . Mit seinem Landsmann Ibsen teilt Hamsun die Gabe des zweiten Gesichts, wie Ibsens realistische Gesellschaftsdramen hat auch das Schauspiel Hamsuns einen doppelten Boden. Den Zuschauern schien es nicht lohnend, sich mit der tragikomischen Dominante der Dichtung zu befassen. Sie ärgerten sich über die breite Außenfläche, über eine Technik, die so ungehobelt scheint, während sie doch der einem besonderen Bedürfen angemessene Ausdruck ist.

Es ist komisch, daß eine alternde Frau das Lieben durchaus nicht lassen will, daß sie nach Männern schnappt, ihre Eier nicht einmal von Fußtritten verschreckt wird. Es ist komisch, — und wir haben den Roderich Benedix oft genug seine blöden Scherze damit machen sehen. Es ist tragisch. Es ist tragisch, daß das Alter der Jugend im Wege steht, daß alte Menschen einfältig und anmaßend und habüchlig werden, daß sie das rings um sie keimende Leben unterdrücken oder für sich ausaugen wollen, wie der greise König die geopferte Schönheit der Absag. Das ist ein Krieg zwischen den Jahreszeiten der Menschheit, den am Ende jeder gegen sich selbst führt. „Jeder“ — so scheint es Knut Hamsun zu meinen, der unerbittlich hart auf der Seite der Jugend steht und dem Alter die Ehrfurcht verweigert. Er, heute schon über fünfzig Jahre alt, glaubt sie anderen nicht schuldig zu sein, weil er sie offenbar für sein eigenes kommendes Alter nicht beansprucht . . . Anklage über die Erbarmungslosigkeit der Jugend erhebt er nicht wider die Jugend, nur gegen die Natur, die uns in den ewigen Wandel gestellt hat, uns altern läßt, ehe das Herz ohne Wunsch ist.

Es wäre nicht schwer, dieser einseitigen Menschenbetrachtung mit Eifer und schlagenden Beweisen entgegenzutreten. Doch freilich, wenn einer sagte: und Goethe hat 1810 das „Tagebuch“, 1823 die „Trilogie der Leidenschaft“ gelebt und gedichtet, Hamsun würde erwidern: Dieser 61jährige, dieser 74jährige war dem Greisentum fern. Der Norweger stellte ja auch in sein Schauspiel einen Mann mit ergreudendem Haar, der mit seiner dampfenden Jugend die Jünglinge beschämt. Für seine Lehre nahm er andere und besonders dieses Exempel: die Frau zwischen zwei Altern, die ganz und gar Triebtier ist. Frau Sibbe freilich hat keine Ressourcen für die beschaulichen Wintertage. Ihr Leben war ein Kauf, auf den sie im kalten Ehebett eines tappriichen Mummelzeises nicht verzichtete. Sie rafft sich Liebhaber heran, bis der letzte sie zurückstößt und verläßt. Sie führt Krieg gegen die Jugend um deren Rechte, und wo sie nicht besitzen kann, dort verheert und zerstört sie. So niedrig diese zügellose Natur,

in ihrer Nacktheit ist sie doch noch vornehmer als der egoistische „Kulturmensch“, der letzte Liebhaber, der die Frau ausbeutet und mißhandelt. Auch hier vergreift sich die Symbolik, indem sie, um die Brutalität des Lebens darzustellen, einem speziellen Typus allgemeine Bedeutung leiht. Die Kunst des Dichters gehört einem jungen Paare. Es geht zugrunde, weil das Alter ihm nicht den Platz an der Sonne gönnt. Viele Gestalten drängen heran. Menschen, die mit den Jahren von Stufe zu Stufe sinken, ausgehöhlte Spultgestalten, Desperados. Ein polyphones Orchester, das auf Disharmonien eingespielt ist. Die Szenen breiten sich wie epische Gefilde aus, doch sind sie von einem sehr dramatischen Dialog belebt. Man merkt das Nacheinander der Handlung kaum, so sehr fesselt das Nebeneinander.

Zu verstehen wäre es, daß einer das Graugespinnst dieser bitteren Dichtung unwillig von sich schleuderte: Fort damit! Ich will atmen im goldenen Licht! — Nicht zu verstehen jedoch, daß man den ungewöhnlichen Gehalt des Schauspiels unterschätzen konnte. Und es wurde bargereicht von Meisterspielern; an ihrer Spitze Gertrud Eysoldt.

* * *

Im Deutschen Künstlertheater (Sozietät) holte sich der junge Hans Rysler ein Blatt vom Lorbeerbaume. Es gab dort einen lebhaften Erfolg. Das Schauspiel „Erziehung zur Liebe“ ist ein Pubertätsdrama. Fenster ist die drängende Not, das Glück, der Jammer, der Abschied und die Jungmannswende des Primaners Hans, als in Halbes „Jugend“ des Namenssetters verliebter Frühlingsunfug. Was Wedekind theoretisch in „Frühlings Erwachen“ darstellte: das Sausen und Sären reisenden Blutes, das unkundige Sinne peitscht und die Schicksalsfäden Hilfloser knüpft: das hat Rysler sehr wahr, sehr rührend gestaltet — mit trefflichem Gefühlsgedächtnis aus dem Eigenen schöpfend und gestalterisch das Chaos bändigend. Sein Primaner ist nicht schuklos. In der Bedrängnis seiner Halbreise widerfährt ihm, was dem Jean Jacques Rousseau geschah: eine reife Frau segnet den Lebensschüler mit ihrer mütterlich-bräutlichen, heiß auflohernden Liebe. Helene, die glücklich verheiratete, treugesinnte Frau, wird sowohl von Mitleid als von letzter Sehnsucht nach eigenem Jugendfeuer in die Arme des Knaben getrieben. Man mag das psychologische Problem dieser Gattin, die den Gatten liebt und sich dem Jüngling verliebt darbietet, für möglich halten: gelöst hat es Rysler jedenfalls nicht. Da scheiterte seine Kraft. Doch wahrhaftige Einzelzüge schenkte er auch dem Frauenbild, das er liebte; Einzelzüge, die ein lernendes Dichterauge dem Leben abgewann. Die Angste, die Reue, die doch nichts ungeschehen machen möchte, die harte Klarheit: Du hast gegeben, um zu verlieren, denn zu dir selbst lehrt von der flüchtigen Jugend bald keine Sehnsucht mehr zurück, — das sind Wahrheiten. Voraus ging freilich das Unerkläarte, und die wiedergetauten Phrasen der Karin Michaëlis über das gefährliche Alter der Frauen drücken das Niveau der Dichtung. Jean Jacques Rousseau hat solche Opferliebe der reifen Frau mutiger und klarer dargestellt.

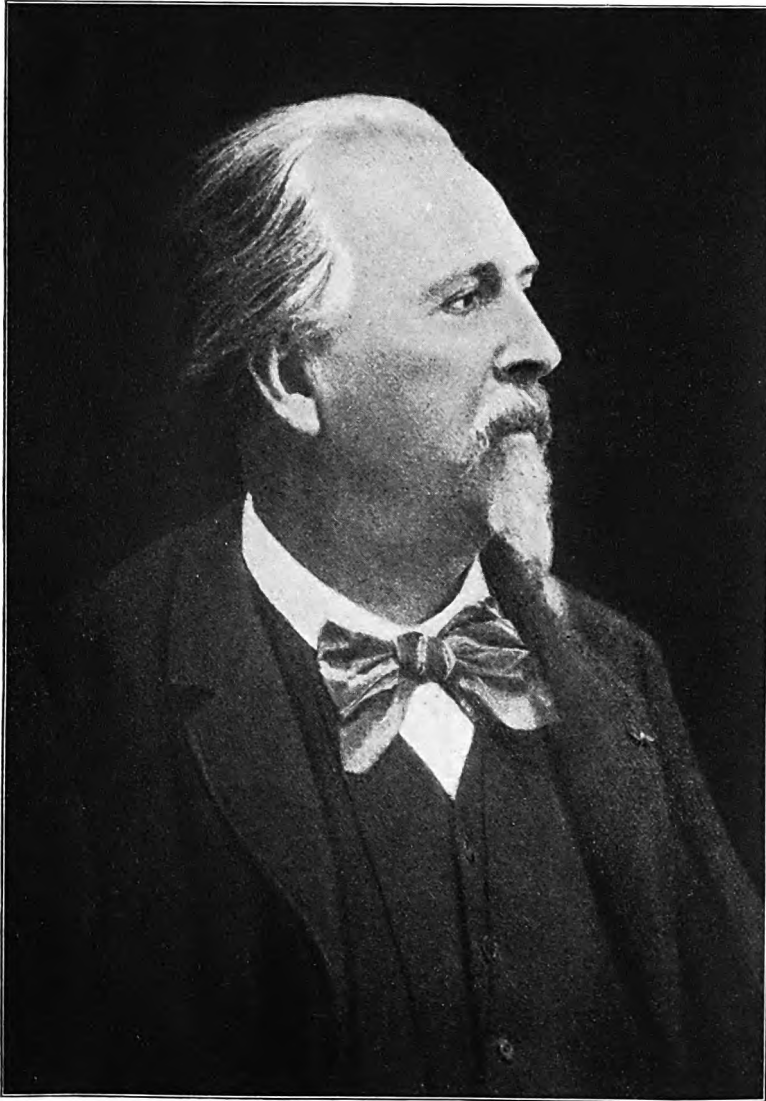
Viele Feinheiten wären an dem jungen Drama hervorzuheben. Eine Mutter grüßen wir, für die jeder dem Dichter danken wird. Denn das ist eine Frau von so schlichter, verstehender Güte, daß man aus ihrem Munde die reinste Weisheit des Herzens hört. Auch daß der Dichter es verschmähte, den Gatten Helenens, obwohl er Gymnasiallehrer ist, zum Rinderschred und berechtigten Geweihanwärter zu machen, sei ihm als Noblesse und kultivierter dramatischer Instinkt gutgeschrieben. Im übrigen ist gerade manche Schwäche der Dichtung zugleich ihr Vorzug; der Überschwang der Worte zumal, weil er ja aus jungen Herzen über begeisterte Lippen zu fließen pflegt.

Eine fein gestimmte Aufführung (unter Rudolf Kittners Leitung) hob sorgsam über die wunden Stellen hinweg und vertiefte die Schönheiten. Elsa Galafres, so keusch als liebevoll, schien mit ihrem weichen Wesen zu sagen: Ich bin bestimmt, mich zu verschwenden und



Paul Heyse





Frederi Mistral



Huld zu geben. Mathilde Suffin (die Mutter), Hans Marr (der Gatte) stellten wohlbedachte, künstlerisch makellose Gestalten.

* * *

Ist das noch dieselbe Erde, aus der auch Karl Schönherr's Komödie „Die Trendwälder“ wuchs? Dort Menschentinder, deren seelische und sinnliche Reizbarkeit das Erbe von Generationen ist, die in der dünnen Luft der Kultur marklos wurden; hier die robusten Bauerngestalten Tirols mit der Altväter-Finsternis ihres Aberglaubens, mit ihrer unverbrauchten Wucht und Kraft, mit ihrem unbewußten, gar nicht spirituellen Humor. Doch auch die ernste Komödie Schönherr's, die im weltfernen Alpental spielt, erzählt von krausen erotischen Verwirrungen. Wie in Anzengruber's „Meineidbauer“ der Vater, soll hier die Mutter entführt werden durch den Sohn, der, ein Ruckadsei, zum priesterlichen Beruf gezwungen wird. Der Handel verwickelt sich, als der Bruder des jungen Eheologen an seinem Hochzeitsabend erfährt, seine Braut sehe Mutterfreuden entgegen und verführt habe sie sein Bruder, der heilige Mann. Die Register einer Familientragödie sind aufgezoogen. Nicht von innen heraus entwickelt sich das versöhnliche Komödienende. Vielmehr ist Schönherr diesmal seiner Neigung zu Theatereffekten ziemlich hemmungslos nachgegangen; er verklitterte die tragischen Elemente mit komischen und vertraute sein Gemensel einer recht blinden dramatischen Stoßkraft an. Bei der Berliner Aufführung (Theater in der Königräherstraße) blieb jede stärkere Wirkung aus. Man hatte zu beklagen, daß lössliche Episodenfiguren, an denen sich der meisterliche Skizzenstift des Dichters bewährte, in dem mißlungenen Schauspiel verloren gingen.

* * *

Ins gelbe Meer der Chinesen segelte Max Reinhardt und holte für seine Kammerspiele ein dramatisches Zuchtexemplar mongolischer Rasse. Zwar, die Verfasser der „Selben Jade“ sind zwei Engländer (Hazelton und Venrimo), die aber ihr Stück aus unverfälschten chinesischen Stücken zusammengeschweißt haben wollen. Man darf es ihnen glauben. Denn gewahrt ist die seit Jahrtausenden unveränderte „himmlische Tradition“ des chinesischen Theaters. Das Zeremoniell des fremden Bühnenspiels war es auch, was eine Strecke lang die Aufmerksamkeit der deutschen Zuschauer spannte. Nur daß hier das mit schmunzelnder Heiterkeit aufgenommen werden mußte, was dort im Osten durchaus ernst gemeint wird. Oh, wie schnurrig ist dieser Theatermeister, der sich während des ganzen Stücks auf der Bühne zu schaffen macht und den Schauspielern alle Handreichungen leistet! Das chinesische Theater, in seinem Szenarium noch primitiver als einst das altenglische, kennt keine naturalistischen Dekorationen und Verwandlungen. Höchstens werden Tische und Stühle übereinander gehäuft, wenn ein Gebirge dargestellt werden soll, und wir sehen die Wanderer dieses Gerümpel erklettern. Weht ein furchtbarer Schneesturm, so schüttelt der Theatermeister Papierföhnkel aus einer großen Düte, und die Schneefurten bedeckt er mit weißen Leintüchern. Das alles und noch viel mehr machte Rudolf Schildkraut in der Rolle des stummen Helfegotts, und er trug dabei eine Miene von solcher handwerksmäßigen Würstigkeit zur Schau, daß sein bloßer Anblick wie eine gute Posse wirkte. Indessen dauerte der Scherz zu lange, während die unverfennbaren dichterischen Eigentümlichkeiten und Reize des chinesischen Dramas dem europäischen Publikum auch nur ein oberflächliches Interesse abnötigten. Viele unserer besten Schauspieler waren mit staunenswertem Erfolg bemüht, die Mechanik des chinesischen Laut- und Gebärdenspiels redlich nachzuahmen.

Hermann Rienzl



Frederi Mistral

(† 25. März 1914)

In seinen „Lettres de mon moulin“ erzählt Alphonse Daudet ein Märchen, darin er vom tiefen Dornröschenschlaf der alten Paläste der Provence berichtet, in denen einst glänzende Ritter und schöne Frauen den Liedern der Troubadours lauschten. Seit langem aber lagen sie vergessen, wie Telle einer andern Welt zwischen Bauerngehöften, „bis dann eines schönen Tages der Sohn eines dieser Bauern sich für die großen Ruinen begeistert und mit Entrüstung sieht, wie sie entweiht werden. Schnell, ganz schnell jagt er das Vieh aus dem Ehrenhofe der alten Paläste, und während ihm die Feen zu Hilfe kommen, baut er die große Treppe wieder auf, stellt das Säfelwerk an den Wänden wieder her, errichtet neue Türme, vergoldet den Thronstuhl wie einst und läßt den großartigen Palast aus alter Zeit wiedererstehen, in dem Päpste und Kaiserinnen wohnten.“ Und nun ist es auf einmal kein Märchen mehr, sondern der nächste Satz heißt: „Dieser wiederhergestellte Palast ist die provenzalische Sprache, der Bauernsohn ist Mistral.“

Eigentlich war eher die Sprache einer Heldenweise oder am allerbesten der schlichte biblische Bericht der Würdigung von Mistrals Lebenswerk angemessen. Es hat sicher nur ganz ausnahmsweise ein Leben gegeben, das so von den Knabenjahren an bis zum letzten Atemzuge eines Achtzigjährigen so planmäßig und wohlüberlegt der gleichen Aufgabe gedient hat, wie das Mistrals. Daß diese Aufgabe der Lebensberuf im höheren Wortsinne war, das natürliche Sichausleben eines Genies, hat diese Arbeit gesegnet und ihre Wirkung zu einer nach menschlichem Ermessen dauernden gemacht.

Der fünfzehnjährige Gymnasiast in Avignon war von seinem Lehrer Roumanille für die herrliche Vergangenheit der Provence begeistert worden. Als er sechs Jahre später nach bestandener juristischer Prüfung in die Heimat zurückkehrte, sprach sein Vater, der schlichte Bauer, zu ihm: „Mein Frederi, ich habe für dich getan, was mir oblag. Du weißt nun sehr viel mehr, als man mich je hat lernen lassen. An dir ist es jetzt, deinen Weg selbst zu bestimmen. Wähle ihn ganz frei.“ Und — so erzählt Mistral in seinen „Erinnerungen und Erzählungen“ — in jener selben Stunde, den Fuß auf der Schwelle des Elternhauses, den nahen Höhenzug der Alpen vor Augen, gelobte ich mir, ganz allein und aus mir selbst heraus: erstens, das Artbewußtsein meiner provenzalischen Heimat, das ich unter dem verkehrten und unsere Natur verkennenden französischen Schulunterricht immer mehr dahinschwinden sah, zu erwecken und neu zu beleben; zweitens, diese Auferstehung zu bewirken durch die Wiederherstellung unseres natürlichen und geschichtlichen Idioms, das in allen Schulen unerbittlich bekämpft wurde; drittens, die Sprache der Provence durch den Einfluß und das göttliche Feuer der Poesie neu zu beschwingen“ (deutsch von Aug. Bertuch).

In mehr als sechzigjähriger Arbeit hat Mistral das Gelöbnis jener weihervollen Jünglingsstunde erfüllt. Am leichtesten wurde das dem Dichter. Der wird ja geboren. Schon 1852 wurde das Werk begonnen, das Mistrals Namen in die Geschichte der Weltliteratur eintrug und der von ihm vertretenen Bewegung die Teilnahme aller Gebildeten gewann: „Mirèio“, der Sang von eines provenzalischen Bauernmädchens Lieben und Sterben, darüber hinaus das hohe Lied des provenzalischen Landlebens. Aus dem Zueinander von Idylle und Größe, die das eigentümlichste Kennzeichen dieser Dichtung ist, versteht man es leicht, daß Eugen Burmann, der Maler der Bibel, dieses Werk illustriert hat. Wir Deutsche besitzen es in einer vorzüglichen Nachdichtung August Bertuchs (Stuttgart, Cotta).

Als „Mirèio“ 1859 erschien, war die provenzalische Bewegung schon erstarrt. Am 21. Mai 1854 hatte Mistral mit Roumanille und fünf andern jungen Dichtern den Bund der „Felibres“ gegründet. Das in seiner Etymologie nicht geklärte Wort bedeutet etwa Schriftgelehrter.

Dieser Bund, der nun schon sechzig Jahre einen Volkskalender „Armana provençau“ herausgibt, ist die Seele der inzwischen groß gewordenen provenzalischen Bewegung. Mistral ist dauernd ihr Haupt geblieben.

Sein Leben verlief dabei einfach. Von Maillane, wo er am 8. September 1830 geboren worden, vermochte ihn nichts auf längere Zeit wegzuloden. Lieber verzichtete er auf die größten Ehrungen, z. B. die Aufnahme in die französische Akademie, die ihm alljährlich einen längeren Aufenthalt in Paris auferlegt hätte. In Maillane schuf er die stattliche Reihe seiner ferneren Dichterwerke, von denen wir noch „Nerto“, „Die Goldinseln“ und die „Spätherbst-Ernte“ erwähnen, hier überwachte er mit wachsamem Blick, stets zum kampfbereiten Einspringen gerüstet, „la causo = die Sache“, d. h. den Kampf für die geistige und kulturelle Eigenart der Provence gegen die in Frankreich besonders mächtige Zentralisierung auf Paris. Gleich den alten Troubadours war Mistral nicht nur weicher Liederfänger, sondern auch Krieger im Streit, ernstster Mahner und scharfer Spötter.

Überhaupt wäre es falsch, Mistral in die Bewegung der Heimattunst einzuordnen. Seine Tätigkeit war viel weiter: er war der Erneuerer seines Volkstums. Daß er dafür die Mittel der Kultur wählte, war natürlich, da auch in der Provence niemand mehr an jene Art von Kampf zwischen dem Norden und Süden Frankreichs denkt, wie er sich in den furchtbaren Albigenserkriegen austobte.

Das stärkste Kulturmittel für die Erhaltung und Stärkung eines Volkstums aber ist die Sprache. Und so ist auch der höchste Ruhmestitel Mistrals, daß er der Schöpfer der neuprovenzalischen Schriftsprache ist, der er im „Tresor dou Felibrige“ ein vorzügliches Wörterbuch gegeben hat. Die Bedeutung dieser Tätigkeit Mistrals, die ihm das Ehrendoktorat von Bonn und Halle eingetragen hat, möge man der Würdigung entnehmen, die ihr der um Mistrals Bekanntwerden in Deutschland meistverdiente August Bertuch im Anschluß an die bedeutendsten Romanisten zuteil werden läßt:

„Mistral hat die Sprache der Provence von Grund aus gereinigt und gewaltig bereichert. Die Reinigung bestand in der Hauptsache im Ausmerzen der zahlreichen französischen Wörter, durch welche die entsprechenden provenzalischen aus dem Volksgebrauch verdrängt worden waren. Er hat die echten provenzalischen Formen wiederhergestellt, sooft er sie noch lebend vorfand, und durch sein und seiner Mitstrebenden zielbewußtes Wirken sind sie nach und nach wieder allgemein gebräuchlich geworden. Dieser Wiederherstellungsarbeit war eine in Gemeinschaft mit Roumanille durchgeführte methodische Festsetzung der Rechtschreibung vorausgegangen. Die Bereicherung des Wortschatzes betrieb er, indem er die alten, im Verschwinden begriffenen Wörter wieder zu Ehren zog und außerdem alle einheimischen Quellen durchforschte, sei es, daß er die in einzelnen Gegenden vorgefundenen Bedeutungs-Übertragungen und Wandlungen in die Schriftsprache einführte, sei es, daß er die vielfach unbeachtet gebliebene Mannigfaltigkeit der Wortverbindungen benutzte, um berechtigte, aber bislang unterliebene Neubildungen zu schaffen und damit der Sprache eine beinahe unbegrenzte Verjüngung und Erweiterung zu verleihen. Dies sind die Ergebnisse der von Mistral systematisch und liebevoll betriebenen Forschungen in den Werken seiner Vorgänger und des daneben herlaufenden beständigen mündlichen Verkehrs mit Feldarbeitern, Hirten, Schiffern und jeglicher Art von Handwerkern. Man findet in seiner Sprache weder mißbräuchliche Altertümeleien noch willkürliche Schöpfungen. Seine Anlehnung an die Vorzeit bestand nicht darin, Abgestorbenes wieder beleben zu wollen, sondern er war unablässig darauf bedacht, zu sammeln und zu erhalten, was sich in der Gegenwart an Altem aber noch Lebendigem vorfand.

Meister des provenzalischen Sprachgeistes und gewissenhaft das in der Volkssprache Gebräuchliche achtend, hat Mistral in jene ganze so umfangreiche und vielseitige Arbeit des ‚Tresor‘ nicht ein einziges Wort aufgenommen, das erfunden wäre. Er hat nur in unübertrefflicher Weise eine Sprache ergänzt und geschmeibigt, die bereits von Hause aus reich und

biegsam war. Besaß sie doch schon eine ganz erstaunliche Menge von Vogel- und Insektennamen, von knappen Benennungen der Pflanzen, Ackerbau- und Hausgeräte, Wörter für Landbau und Seefahrt, Viehzucht und Gewerbetreib, Jagd und Fischfang, die im Französischen nur durch umständliche Umschreibungen oder durch pedantisch-gelehrte Benennungen wiedergegeben werden können. Ein klassisches Beispiel ist die Beschreibung der zu Berg ziehenden Herde des Hirten Alari im vierten Gesange von *Mirdio*, mit einem so großen, man möchte sagen arabischen Reichtum der Bezeichnungen, daß ein einziges provenzalische Wort genügt, um die Merkmale oder die Eigentümlichkeiten einer Tierart zu veranschaulichen, während die französische Übersetzung dazu ganzer Sätze bedarf. Die provenzalische Sprache besitzt, dank ihrer glänzenden literarischen Vergangenheit und ihrer Verquickung des überwiegenden Vulgärlateins mit noch lebendigen griechischen, sarazenischen und germanischen Überresten, eine erstaunliche Zahl von heimischen Wörtern zur Bezeichnung der feinsten Regungen der Menschenseele, von abstrakten Begriffen und von Ausdrücken für das Denken einer hohen Geistungsstufe. Man findet bei Mistral Wörter und Wendungen, die denjenigen seiner Landsleute Schwierigkeiten bieten, die sich des Provenzalischen nur im Verkehr mit Ungebildeten bedienen und den Reichtum einer Sprache nicht ahnen, von der ein geringer Wortvorrat ihnen für die Behandlung der Alltagsdinge genügt.


Andererseits hat gar oft ein einfacher provenzalischer Landmann beim feierabendlichen Lesen eines Mistralischen Gedichtes freudig als alten lieben Bekannten ein halbvergessenes Heimatswort begrüßt, das der Poet wieder hervorgezogen hat: „O, diese Wörter von ehemals! Wo hat er sie nur aufgefischt? Mein Vater gebrauchte sie vorzeiten . . . Heute spricht man nicht mehr so gut.“ Also hat Mistral alte Wörter neu belebt und neue Wendungen in die Umgangssprache eingeführt, denn ein großer Dichter bildet seine Leser, indem er sie entzückt, und was sie gestern noch nicht verstanden haben, wird ihnen morgen geläufig sein. Er erbeut seine eigene Sprache und zugleich die ihrige, und jene, die Mistrals Sprache eine „künstlich geschmiedete“ nennen wollten, haben sich damit nur selbst das Zeugnis der Unkenntnis ausgestellt. Dante, der die italienische Sprache zu ihrer Höhe erhoben hat, berichtet ausführlich über seine tägliche Arbeit des Ausrodens und Neupflanzens im Sprachwalde seines Vaterlandes. Italien dankt ihm seit Jahrhunderten dafür und wird ihm in Jahrhunderten noch danken, wogegen es unter seinen Zeitgenossen nur wenige gab, die es nicht für töricht und undurchführbar hielten, die hohen Dinge, von denen die „Göttliche Komödie“ handelt, in der Volkssprache zum Ausdruck bringen zu wollen. Ganz dasselbe wie Dante für die italienische hat Mistral für die provenzalische Sprache vollbracht. Ihm ist es zu danken, daß die in ihren Anfängen für etwas Gekünsteltes, Dilettantenhaftes angesehene Feliberbewegung sich im Laufe der letzten Jahrzehnte immer größere Beachtung erringen konnte. Deutsche Gelehrte waren es, die zuerst auf die sehr große Bedeutung des Studiums der heutigen südfranzösischen Mundarten für die romanische Sprachwissenschaft hingewiesen haben, und heute ist man längst darüber einig, daß das von Mistral gegründete und hingebungsvoll gepflegte Felibertum ein neues Kultur-element in das Geistesleben der Völker eingeführt hat, und daß es auch vom ästhetischen Standpunkt aus den Beweis der Lebens- und Dauerfähigkeit vollauf erbracht hat.“

Es mag ja unabänderlich sein, daß in den Städten unter dem Einfluß von Handel und Verkehr die Volkssprache durch das Französische immer mehr zurückgedrängt wird. Aber man kann sich nicht denken, daß das provenzalische Volk jemals wieder das Bewußtsein seiner bodenständigen Kultur einbüßt. Gerade die Verbindung von konservativer Wahrung alten Besitzes — auch das Museum in Arles gehört hier noch zu Mistrals Lebenswerk — und neuem, aus dem Leben der Gegenwart gewonnenem Leben, wie sie sich in Mistrals Tätigkeit zeigt, leistet für die Dauerhaftigkeit der Bewegung Gewähr. Die vielen Verehrer des nun Heimegangenen, die ihm zu Lebzeiten Ehre und Liebe in Fülle erwiesen haben, werden auch dem Toten die Treue halten, der seinerseits noch im Grabe für seine „Sache“ zu beten scheint, denn auf seiner

Gruffkapelle steht die Inschrift: „Non nobis, Domine, sed nomini tuo et Provinciae nostrae da gloriam!“ Der Kampf für die Heimat war ihm eine so heilige „Sache“, daß der tiefgläubige Mann noch im Tode sie mit der Ewigkeit Gottes zu einen suchte. R. St.



Der alte Holberg

 Ein merkwürdiger Zufall, diese Gleichzeitigkeit der Ereignisse! Fast zur selben Stunde, in der das Publikum von Altona Holbergs klassische Komödie „Erasmus Montanus“ ablehnte, ließ der Verlag Georg Müller in München den ersten Band der deutschen Neuausgabe von Holbergs Komödien erscheinen. Der ausgesprochene Zweck des buchhändlerischen Unternehmens aber ist: „Die deutsche Bühne für Holberg wieder zu erobern.“

Zu diesem Zwecke müssen freilich mindestens so viel als Übersetzer und Bearbeiter die deutschen Schauspieler leisten. Sie müssen zurückfinden — zu einer gewissen Primitivität, zu der unverfälschten Natur der dramatischen Komik. Im allgemeinen ist unsern deutschen Schauspielern der Sinn und der Stil für die drastische Komödie ziemlich verloren gegangen. Schon Goethe hat darüber geklagt, daß man das Verb-Komische nicht mehr zu spielen verstehe, wenn es aufmerksame Charakteristik verlange. Heute ist das nur schlimmer geworden. Unsere Schauspieler behandeln die literarische Posse nicht mit dem nötigen Ernst, das Komische wird ausgelassen verulkt, verzerrt und dadurch abgeschwächt und abgeschmact gemacht. Die deutsche Wiederbelebung Holbergs auf der Bühne kann nicht durch das Buch allein geschehen; die Schauspieler müssen den rechten Weg finden zu dieser Quelle eines die Welt durchschauenden und verlachenden, eines unbefangenen, heiteren und sehr wehrhaften Geistes. Das Buch tut sein Alles, indem es die Künstler vom Start ausgehen läßt.

Die Deutschen, sonst so erpicht auf das Fremde, haben an Holberg sonderbar gesündigt. Sie plündern ihn seit mehr als hundert Jahren gründlich aus, aber sie pflegten ihn niemals nach Gebühr. In den skandinavischen Ländern ist das anders. Nicht als leere Symbole stehen die Holberg-Denkmäler in des Dichters norwegischer Geburtsstadt Bergen und in der Hauptstadt Kopenhagen seines dänischen Adoptiv-Vaterlandes. Die Holbergschen Lustspiele gehören zum eisernen Bestand der dänischen, norwegischen und schwedischen Theater. Man kultiviert sie dort nicht aus nationalem Eifer, wie etwa die Franzosen ihre versteinten Klassiker; man weiß sie lebensvoll zu spielen und freut sich ihres vollen Lebens. Die dänische Holberg-Gesellschaft (gegründet 1842) verzinst das mehrhundertjährige geistige Kapital Holbergs (geboren 1684, gestorben 1754), wie — bitte nicht zu vergleichen! — unsere Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft mit ihrem Erbe tun.

Was kam von Ludwig von Holberg in deutschen Besitz? Die erste deutsche Übersetzung der Holbergschen Komödien, die von Laub und Oetharding, erschien von 1730 bis 1750. Holberg selbst soll sich über sie wenig günstig ausgesprochen haben. Sie wich mit dem damaligen Buchdeutsch von dem volkstümlichen Idiom Holbergs ab, hielt sich überdies zum Teil an gewisse dänische Bearbeitungen, die jeweiligen Theaterbedürfnissen angemessen waren, und nicht an die Originalausgaben der Holbergschen Stücke. Ihr sprachlicher Ausdruck ist heute veraltet und schwer verständlich. In der Laub-Oethardingschen Ausgabe kamen übrigens die Holbergschen Lustspiele in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf die deutschen Bühnen, von denen sie bald wieder verschwanden. Für das Theater von geringerer Wirkung waren die späteren Übersetzungen von dem deutsch-dänischen Dichter Adam Ohlenschläger (1823—1825) und von Robert Prutz (1868), die den Holbergschen Quirlegeist in steifes Leinen banden. Paul Schlenker und Hoffory kommt das Verdienst zu, in späterer Zeit wieder auf den dänischen

Klassiker nachdrücklich hingewiesen zu haben; sie schritten jedoch nicht an eine eigene Übersetzung; sie gaben unter den vorhandenen deutschen Holberg-Ausgaben der ältesten von 1730—1750 den Vorzug, die sie in neuem Druck (1884—1888) erscheinen ließen. Daß damit keine Bühnenausgabe geschaffen wurde, war Schlenther, dem Herausgeber, bewußt; denn er selbst richtete jüngst den „Erasmus Montanus“ für die Bühne ein. Einzelne Holberg'sche Stücke fanden andere Übersetzer; am häufigsten „Der politische Rannegießer“, der sich in Deutschland am besten einbürgerte (und dessen Titel ein geflügeltes Schlagwort wurde).

Weit mehr Glück vor dem deutschen Publikum hatte Holberg, wenn er hinter deutschen Nachdichtern erschien. Der zahllosen, die seine Pläne und komischen Figuren benutzten, ohne die Herkunft ihrer „Eingebungen“ zu nennen, kann hier nicht gedacht werden. Der erste, der Holberg mit großem Erfolg „verdeutschte“ (nicht also bloß übersetzte, sondern dem Gewohnheitsgeschmack unseres Publikums anbequemte), war August v. Rozebue. Wie früher schon bei den Franzosen, Italienern und Engländern, machte die Wunschelrute des Rozebue'schen Theaterinstinkts zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Dänemark einen guten Fund. Vier Rozebue'sche Lustspiele tragen den Vermerk: „Frei nach Holberg“, und zwar außer dem einst vielgegebenen „Don Ranudo de Colibrados“ noch die kürzeren Schnurren „Der Sempel auf der Messe“, „Der Trunkenbold“ und „Das arabische Pulver“. Im Vorwort zu seinem „Almanach dramatischer Spiele“, Jahrgang 3, 1805, schreibt Rozebue: „Der Trunkenbold und Der Sempel auf der Messe sind dem waderen Holberg nachgebildet. Bei ihm heißen sie: Der verwandelte Bauer und Der elfte Juni. Daß von dieser neuen Bearbeitung mir so viel angehört, als allenfalls nötig wäre, um diese Stücke mein eigen zu nennen, wird jeder Leser finden, der Lust hat, Holberg selbst nachzulesen.“ Nicht minder frei hat Rozebue den „Don Ranudo“ umgedichtet. Dennoch bezieht sich auch auf das Original, was Frau von Staël in ihrem Buche „Über Deutschland“ nach der Weimarer Aufführung des Lustspiels schrieb: daß der klassische Typus des dunkelblummen verarmten Edelmannes eine reine Heiterkeit bei Nachdenklichen nicht aufkommen lasse, weil die Figur (zum Unterschied etwa von Molières Geizigem) zu viel berechtigtes Mitleid erzeuge. Für sein Lustspiel „Der Vielwischer“ hat Rozebue den Holberg nicht als Quelle angegeben, obwohl der „Erasmus Montanus“ zu diesem Stück (übrigens auch zu Lessings „Jungem Gelehrten“) Pate stand. Schließlich lehnt sich auch Rozebues „Urteil des Paris“ an ein Holberg'sches Vorbild an, nämlich an das Vorspiel des „Held Ulysses von Ithaka“; allerdings hat schon Wieland in einer seiner „Pöetischen Erzählungen“ die Holberg'sche Travestie sehr genau kopiert und Rozebue sich vielleicht mehr an Wieland als an Holberg gehalten. Wie Rozebue, so verarbeitete Eduard von Bauernfeld Holberg'sche Komödien zu deutschen Lustspielen, darunter das „Letzte Abenteuer“, das ein Zugstück des Wiener Burgtheaters wurde.

Das gebildete Theaterpublikum der Gegenwart darf sich rühmen, ein feiner entwickeltes Stilgefühl denn seine Vorfahren zu besitzen. Es befindet sich nicht mehr in absoluter Abhängigkeit von einer gleichmacherischen Theater-Schablone, es sucht mit einem gewissen Ehrgeiz sein Verhältnis zu den besonderen Eigentümlichkeiten der dichterischen Individualitäten. Als dies nicht so war, mußten die Schöpfungen unserer Größten, mußten besonders Shakespeares Dramen unter philliströsen Abaptierungen bitter leiden.

Die Zeit scheint also gekommen, den Deutschen den starken Trunk des Holberg'schen Gestaltenhumors zu bieten. Fehlt uns auch die ununterbrochene Verbindung zu Holberg, die in Skandinavien die lebendige Überlieferung der Nationalbühne aufrecht hielt, so wird ohne Zweifel der gute Geist zum guten Geiste finden; und das, was uns — auf der Bühne — so lange vorenthalten blieb, mag überdies noch den besonderen Reiz des Neuen und Überraschenden ausüben. Vor allem: Was jemals in der Dichtung unvergängliche Menschenzüge trug, das kann nicht veralten. Die Kleider, die Sitten und Gebräuche jahrhundertfremder Menschen mögen uns ab- und ausgetragen dünken, — zuweilen geht von ihnen ein anheimelnder

Gauch aus, der das Andenken unserer Großeltern erweckt, — aber die Gestalten Holbergs haben, gleich denen des Molière, kein Gestern und kein Heute und kein Morgen; sie sind gegenwärtig, wie die ewigen Schwächen der Menschheit. Eins tut freilich not: die Gefäße, in denen der Trunk uns dargereicht wird, müssen handlich sein. Wohlverstanden: nicht Zusatz und Mischung brauchen wir, wollen wir! Nur den rechten Hentel sucht die Hand, um den Krug zu heben.

In dieser Richtlinie scheint mir der neue Übersetzer und Herausgeber der Holbergschen Komödien, Karl Morburger, auf gutem Wege. Er hält sich an den Wortlaut des Dänen, ja mehr noch: an die mundartliche Färbung, an die Volkstümlichkeit der wie aus dem Stegreif herausgesprudelten Dialoge. Und er hat, bei so wohlverständener Treue gegen das Wesen der Holbergschen Dichtung, sich doch nicht von einer akademischen Zwangsjade in der dramaturgischen Beweglichkeit hemmen lassen. Durch Striche und Zusammenziehungen erleichterte er — nicht bloß dem Zuschauer, auch dem Leser! — den Genuß. Denn die Nerven unseres Zeitgeschlechts sind in der Tat andere, als die der Leute von anno 1726 waren (ungefähr das Mitteljahr in der Reihe der Geburtsdaten der Holbergschen Komödien). Morburger hat mit löblichem Eakt darauf geachtet, daß, bei seiner Beschneidung der Wortschweifigkeit, kein Schnitt ins Fleisch abire; der unnachahmliche Charakter der von Wiß und Humor vollgesehenen Svaba ist gewahrt. Der höher entwickelten Technik des modernen Dramas sind keine Opfer aus der dem alten Dichter persönlich angeborenen Technik dargebracht. Dagegen haben die langen Monologe zum Teile daran glauben müssen. Noch in der Rozebueschen Lustspieltechnik, und weit mehr in der um ein Jahrhundert älteren des Holberg, war der Monolog ein primitives Verdeutlichungs- und Vergrößerungsmittel. Dem Zuschauer sollte das letzte Motiv um den Mund gestrichen werden, ihm nichts zu raten und zu schlußfolgern übrig bleiben. Die sichere, wenn auch nicht komplizierte Psychologie Holbergs wird hier und da plump durch die Aufrichtigkeit der Selbstgespräche. — Morburgers Zusammenziehungen machten hier und dort Ergänzungen durch den Übersetzer nötig. Trotzdem, und obwohl manche Literaturhistoriker gegen die Eigenmächtigkeiten der „Übersetzung“ Opposition erheben mögen, wäre es meines Erachtens falsch, diese Art der Neuausgabe als „Bearbeitung“ (im herkömmlichen dramaturgischen Sinn) anzusprechen. Es scheint mir hier eine Methode angewandt zu sein, die nicht nur bei Holberg, die auch bei manchem anderen alten Dichter zur Neubelebung führen kann: Mit der Baumsphäre wurden dürre Zweigchen abgeschnitten, und das Laub grünt um so frischer. Kurz: die Holberg-Ausgabe im Verlage Georg Müllers gibt dem Buche, was des Buches, — und der Bühne, was der Bühne ist.

Einige Einwendungen bleiben doch zu erheben. Morburger hat unter den sechs Stücken des ersten Bandes auch die Homer-Travestie „Held Ulysses von Ithaka“ aufgenommen. Da er von den 32 Komödien Holbergs nur 20 in den drei Bänden bringen will, wäre es vielleicht besser gewesen, gerade dieses Stück, das der Übersetzer als „genialste und wichtigste Travestie der Weltliteratur“ hochaus überschätzt, wegzulassen. Ich behaupte, daß schon durch die Offenbachluden unser Geschma auf eine gewürztere Pseudo-Antike eingestellt ist. Holbergs „Ulysses“ war weniger eine Travestie des Homer, als der zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts im Schwange befindlichen deutschen Ritterstücke. Die zahllosen Anspielungen, die diesem Zwecke galten, sind heute nicht mehr verständlich. Sie einfach zu streichen, hieße die tomische Mischung von klassischem Altertum und Neuzeit, diesen eigentlichen Wiß der Dichtung, beseitigen. Morburger geriet auf den Einfall, sie durch Anspielungen auf näher liegende Ereignisse und Zustände zu ersetzen. Doch, auch wenn ihm die geniale Laune des Holberg wäre verliehen gewesen, müßten diese Einschüßel als Sünden wider den Stil empfunden werden. Heute würden sogar in Altona die Zuschauer wissen, daß der alte Holberg nicht von der Völkerschlacht bei Leipzig reden lassen konnte! Die Anachronismen des Holberg wurden in Anachronismen wider Holberg verwandelt . . . Und noch etwas sei nicht verschwiegen: Die Feder

Morburgers, gewandt und einfühlsam, hat das Erbübel der Auztriazismen leider nicht ganz abgestreift. Sie schleichen sich auch dort ein, wo nicht die Absicht besteht, das Mundartliche des Originals im Deutschen anzuwenden. (Das Färländische wurde ins Wienerische, das Seeländische ins Norddeutsche überfetzt.) Die gebildeten Personen in der Komödie „Der Mann, der keine Zeit hat“ dürfen doch nicht die Zeitwörter „lehren“ und „lernen“ verwechseln...! Und Karl Morburger gebraucht das schreckliche „derselbe“ für „er“ und kennt einen Menschen, der noch „lehterer“ ist als der letzte...! Formen wie: das „Kopenhagenerische“ sind unzweideutige Ohrfeigen für das Sprachgefühl. Wer fremde Schätze in unser geliebtes Deutsch überträgt, der muß die neue Schatzkammer blank zu halten wissen. Bei der Fortsetzung des verdienstvollen Unternehmens möge ein Sprachreiner behilflich sein!

Sechs Komödien Holbergs hat Morburger in dem ersten Band ohne Rücksicht auf die Reihenfolge der Entstehung vereinigt; und drei von ihnen gehören zu den Perlen der humoristischen Weltliteratur: „Die Wochentube“ (mit den Urtypen des kleinstädtischen Ruhmen- und Basenklatsches); „Der Mann, der keine Zeit hat“ (der geschäftige Müßiggänger in tausend Nöten, ein Stück, in dem sich Charakter- und Situationskomik die Wage halten); und „Erasmus Montanus“.

Holberg war so wenig wie irgend ein anderer Großer der Geistesgeschichte ein Glied außerhalb der allgemeinen Entwicklung. Für seine dänisch-norwegische Heimat freilich und für die germanische Welt überhaupt wurde er der Schöpfer des nationalen Lustspiels. Doch sog er, der auf weiten Reisen die Länder und in eifriger Beschäftigung die Literaturen fremder Völker kennen gelernt hatte, den Saft vieler Blumen, den er sodann in seinen dänischen Bienenstock trug. Die Einflüsse Molières sind unverkennbar. Wir begegnen im Holbergschen „Elften Juni“ dem Molièreschen Herrn von Pourceaugnac, im „Don Ranudo“ dem Harpagon und dem bürgerlichen Edelmann, im „Erasmus Montanus“ den „Gelehrten Frauen“. Der „Verwandelte Bauer“ wohnte früher in England und ist im Vorspiel von Shakespeares „Bezähmter Widerspenftiger“ zu sichten. Das mindert nicht um ein Quentchen Holbergs spezifisches Gewicht. Auch Shakespeare und Molière hatten Ahnen und Vorarbeiter. Ein jeder hat sie. Wie die wahren Dichter alle, hat auch Holberg nur den Einschlag von der Literatur, die Gestalten aber unmittelbar aus dem Leben, die töstliche Fügung der Gescheide aus seiner Phantasie empfangen. Für die Unvergänglichkeit der Typen ist es ein Beweis, daß Holbergs Menschengebilde von den darstellenden Künstlern in mannigfaltiger Verschiedenheit verkörpert werden können. Karl Morburger erzählt in seiner Einleitung von Aufführungen des „Erasmus Montanus“, die er in Christiania und Stockholm erlebte. Der norwegische Schauspieler Stab Wiberg und der Schwede Anders de Wahl waren durch Temperament, Gehaben und Kostüm (in der Rolle des Bauernstudenten) einander gar nicht ähnlich; und doch bot jeder eine Vollkommenheit, jeder eine Wirklichkeit. Diese Einheit in der Verschiedenheit beobachten wir, wann immer die Schauspielkunst vor vielumspannende Aufgaben gestellt ist. Die vielerlei Hamlet beschäftigen die Theorie seit Goethes „Wilhelm Meißter“. Einförmig ist nur das Kleine. Was groß und weit ist, wird auch nicht ausgefüllt von einem Zeitcharakter. Jede neue Zeit tritt mit jungen Augen an das Ewige heran.

Ludwig von Holberg hat in kaum zehn Jahren 32 Komödien geschrieben. In kaum zehn Jahren! Durch eine zufällige Gelegenheit wurde der 38jährige Mann, der mit seinem satirischen Gedicht „Neder Paars“ längst berühmt geworden war, auf die Bühne gelenkt. In fieberhaft gesteigerter Tätigkeit schleuderte er vom Jahre 1722 an seine Lustspiele heraus. Daneben wirkte er als Professor der Kopenhagener Universität und schrieb gewichtige historische und philosophische Werke. Auf den Stuhl des Gelehrten zog er sich völlig zurück, als Christian VI. den Thron bestiegen hatte und finsternen Geistes die junge Bühne Dänemarks und das dichterische Genie Holbergs unterdrückte. Wie?! Hätte es also wirklich einmal ein Genie gegeben, das sich unterdrücken ließ?! Fast scheint es so. Anzunehmen bleibt uns frei, daß Holberg den

Vorn seiner Lustspiellaune mit der unerhörten Fülle der Produktion erschöpft hatte. Christian IX. verlieh dem Dichter zum Lohne dafür, daß er den Stolz des Vaterlandes nicht weiter mit seinen Komödien erhöhte, den Freiherrentitel . . . Weltliche Gnade, geistiger Tod! Nicht ganz stimmt es auf Holberg, was der Ise Boileau sagte, als ihn Ludwig XIV. zum Hofhistoriographen ernannte; nicht ganz, weil Holberg auch als Gelehrter Tüchtiges leistete. „Man hat mit“, meinte der wichtige Boileau, „mit Stockschlägen gedroht, solange ich Satiren schrieb, die ich doch ziemlich zu schreiben verstehe; jetzt gibt man mir ein Gehalt, damit ich Geschichte schreibe, die ich nicht zu schreiben verstehe.“ Die Verdienste des Historikers Holberg in Ehren; aber wenn es äußere Gewalt war, die den großen Lustspielbichter erschlug, dann hat der huldvolle Gewaltherr ein Verbrechen an der Menschheit begangen. z.



Leser

Der Ichroman

Über den Ichroman schreibt Friedrich Martus Huebner im „März“. Er bezeichnet die Romanbücher, in denen der Verfasser ausdrücklich Ichsagend das Wort führt, zumeist als schon im Gerüste dilettantisch. „Ihr eventueller Wert an tüchtiger Menschlichkeit, an psychologischen Aufdeckungen, an lyrischen oder sentenziösen Passagen, das alles hebt sie nicht darüber hinweg, daß zu der erzählten Fabel einerseits, zum angeredeten Leser andererseits nicht das mindeste Distanzverhältnis herrscht, und daß deswegen bestenfalls nur ein Selbstbekenntnis, ein Memoirenstück, ein Plauderbericht das Endergebnis ist. Kein Roman, kein Kunstgebilde. Dennoch gibt es ein paar Bücher, die dieses fertig bringen: ganz ein subjektiver Erguß und doch dabei ein ästhetisch objektives, sich selbst gehörendes Kunstwunder zu sein. Solche Ausnahmen genügen, um die Regel über den Haufen zu werfen und auch den Ichroman des Ansehens einer absoluten, reinen, unzweideutig künstlerischen Formart prinzipiell zu versichern. Ich denke da vor allem an Goethes ‚Werther‘ und Kellers ‚Grünen Heinrich‘. Man weiß, wie sehr Briefbekenntnis, unmittelbarer Lyrismus, Grübeleien und Selbstanlage in dem Werther-Roman durcheinanderstrudeln. Und trotzdem hat das Buch einen ganz anderen ästhetischen Rang als etwa jenes Konfessionsbuch Rousseaus, das seine Stimmung und Aussageform so wesentlich mit bestimmte. Rousseau erreichte es nur hier und da, sich so weit von seinem Ich zu trennen, daß dieses, wiewohl episch von ihm niedergeschrieben, sich doch gewissermaßen spontan und anonym aus sich selber entfaltet, aus sich selber seine literarische, überpersönliche Form zengt. Zum überwiegenden Teil hat sein Buch nichts mit einem absoluten Kunststil zu schaffen; es ist immer abhängig von seinem Verfasser, einem allerdings typischen und durch seine Erfolge historisch nicht hinwegzudentenden Menschen. Dagegen behält der ‚Werther‘ seinen Reiz, seine ästhetische Einmaligkeit, auch wenn der Autor nie gelebt hätte. Das Ich Goethes hat dieses, sein zweites Ich (des Wertherbuches), derart prinzipialisierend herausgestellt, hat dieses zweite Ich, bei aller subjektiven Beziehung, derart objektiv und beziehungslos herausgearbeitet, daß wir uns ruhig an dem höheren Ich des Buches genügen lassen; für das Ich des Verfassers interessieren wir uns aus ganz anderen Gründen. Die Dinge liegen ähnlich bei Keller. . . .“





Kunst, Sittlichkeit und Staatsgewalt

Von Karl Stord

In den letzten Wochen ist kein Tag vergangen ohne Zeitungsberichte über Konfiskationen von Kunstwerken, Gerichtsverhandlungen über unsittliche Bücher und Bilder, widersprechende Gerichtsurteile, Künstlerproteste usw. In Reichs- und Landtag nahmen bei der Beratung des Justizetats die Debatten über die Bekämpfung von Schund und Schmutz in Literatur und bildender Kunst einen ungewöhnlich breiten Raum ein. Aber dem Aufwand von Leidenschaft entsprach dabei keineswegs Klarheit und Tiefe der vorgetragenen Anschauung, wie denn überhaupt das eigentliche Ergebnis, wenn man solche Stöße von Zeitungsausschnitten in der Hand hält, recht lärglich ist und am Kern der Sache meistens vorbeigeht. Nimmt man zu diesem auffallend geringwertigen Ergebnis die Tatsache, daß die Art der Beurteilung dieser Fragen sich ganz nach der politischen Parteizugehörigkeit der einzelnen Redner und Zeitungen richtet, so wird der außerhalb des politischen Parteitreibens sich haltende Beurteiler den betrübenden Eindruck nicht los, als ob man überhaupt nicht der aufgeworfenen Frage auf den Grund gehen wolle, sondern sie nur sonstigen Partezwecken dienstbar mache.

Es ist so viel Unwahrheit oder doch zum mindesten geradezu böswillige Sachunkenntnis in allen diesen Artikeln jutage getreten, daß man wirklich nicht an den von allen Seiten behaupteten guten Willen glauben kann, ein für unser Volkswohl entschieden sehr ernstes Problem wirklich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu untersuchen und einer glücklichen Lösung näher zu bringen. Denn zum mindesten müßte man dann das Vorgefallene wahrheitsgetreu berichten und das vorhandene Material eindringlich untersuchen. Auch spricht es nicht für die Lauterkeit der eigenen Absichten, wenn man der Gegenseite immer andere als die von ihr angegebenen Beweggründe unterschiebt. So will ich mich im Folgenden lieber nicht an die Untersuchung von Einzelfällen halten, bei deren Beurteilung die Meinungen ja gern auseinandergehen mögen, sondern die sich erhebenden Fragen grundsätzlich aus sich heraus zu beantworten versuchen. Ich fühle mich dabei völlig frei von jedem politischen oder religiösen Partei-

standpunkte und einzig getrieben von einer immer treu gehegten und nach Kräften bewährten Liebe zum Volke und zur Kunst.

Es ist jetzt reichlich ein Jahrzehnt her, seitdem die Bewegung des Kampfes gegen Schund und Schmutz in Literatur und Kunst bedeutamer in unser öffentliches Leben eingriff. Es war das hauptsächlich das Verdienst Otto von Leizners, und es verklärte seine letzten leidenschweren Jahre die Zuversicht, daß diese Bewegung, um die er anfangs so viel Spott und Hohn hatte erdulden müssen, nun doch von der Allgemeinheit als ein notwendiger Kampf gegen üble Erscheinungen unseres heutigen Lebens anerkannt wurde. Das Wort „Schundliteratur“ ist inzwischen zu einem Schlagwort, der Kampf gegen sie zu einer Mode geworden. Die Mode aber ist immer äußerlich, und wenn wir die literarisch Gebildeten aller Lager im Kampf gegen die Schundliteratur einig sehen, so ist das in Wirklichkeit doch nur äußerlich. Denn ein großer Teil läßt sich hier ausschließlich von artistischen Grundsätzen treiben, wo es sich in Wirklichkeit doch um ein ethisches Erleben handelt.

In der gleichen Zeit, in der in Leitartikeln und ästhetischen Auseinandersetzungen der Kampf gegen die Schundliteratur gepredigt wurde, wobei man jene billigen, äußerlich marktchreierisch auftretenden Hefte im Auge hatte, in denen in Form von Detektivgeschichten eine ausgiebige Schilderung des Verbrechertums geboten wurde oder in aufreizender Weise die Beziehungen der Geschlechter zu starken Erregungen aller Sinne mißbraucht wurden, vollzog sich in der höheren Unterhaltungsliteratur ein Wandel, der hier gerade jene Elemente einführte, die man auf der anderen Seite bekämpfte. Zunächst beschränkte sich das auf die Behandlungsweise der Beziehungen zwischen den verschiedenen Geschlechtern. Das Sexuelle ist vor allem im Roman in einer Weise in den Vordergrund getreten, wie es in der deutschen Literatur überhaupt noch nie der Fall war. Denn die Romanliteratur des jungen Deutschlands, die ja die Freiheit des Fleisches predigte, tat das in einer theoretischen und mit den Gesamtproblemen des Lebens beschwerten Weise, die völlig von der neuen absticht. Was dagegen jetzt aufkam, war durchaus nicht eine frohe freie Sinnlichkeit, sondern eine alles zerfasernde und zermürbende Erotik, die gerade bei den ernster Arbeitenden sehr leicht in die Qual des Lebens ausmündete. Man kann ganze Stöße von erzählenden Werken unserer neuesten Literatur durcharbeiten, die in verschiedenen Gesellschaftsschichten spielen und äußerlich scheinbar entgegengesetzte Probleme behandeln, — überall trifft man im Kern auf diese Erotik, als hätte wirklich unsere Zeit nichts anderes zu tun, als eine Virtuosität aller geschlechtlichen Beziehungen auszubilden. Man betont das Zeitalter der Arbeit, des ungeheuren Wollens und Strebens, des tiefdringenden Suchens, aber man ruht nicht eher, bis man überall als Angelpunkt erotische Triebe herausgefunden hat.

Damit geht Hand in Hand ein gesteigertes Interesse für alle von der Norm abweichenden Erscheinungen des geschlechtlichen Lebens, und in der Sprache und der Ausmalung der Situationen eine Rückhaltlosigkeit, die zum Werte werden könnte, wenn sie als übersäuender Temperamentsausbruch wirkte, die aber widerwärtig oder entnervend ist, wenn sie mit schleimiger Sentimentalität, feierlichem Wortgeprunke und billiger Tieffinnigkeit einhergeht, während man überall

die wirkliche Lebensschwäche merkt. Es ist ganz merkwürdig, daß dieselbe Zeit, in der so viel für die Erzüchtigung unseres körperlichen Lebens geschieht, eine Ausmalung und Breittreterei des Erotischen mit sich gebracht hat, die niemals etwas mit wirklich gesunder körperlicher Sinnlichkeit zu tun gehabt hat. Die ganze Liebes- und Lebenspielerei des Kokoto wird in Hunderten von Abhandlungen, Ausgrabungen und Neudrucken wie ein Gipfelpunkt des Lebens gefeiert. In einem geradezu niederschmetternden Maße haben sich die sogenannten „Privatdrucke“ von ausgesprochen pornographischen Schriften und Bildwerken gehäuft. Die beschämend hohen Auflagen, die derartige Drucke bei ganz riesigen Preisen finden, zeigen, welche riesigen Kapitalien von Leuten, die sich zu den künstlerisch gebildeten Kreisen rechnen, für diese in Pergament und Leder gebundenen, zuweilen auch von großem technischen Kunstgeschick zeugenden Schmutzereien aufgewendet werden.

Ich bin überzeugt, wenn die weiten Kreise der Künstler und Schriftsteller, die heute so grundsätzlich gegen den Kampf der Staatsanwaltschaft gegen unzüchtige Schriften und Bilder Stellung nehmen, einmal einen Einblick gewonnen hätten in die ungeheuren Massen dieser offenkundig auf die niedrigsten Instinkte spekulierenden Produktionen an Literatur und Kunst, sie würden schon aus national-ökonomischen Gründen es begrüßen, wenn diesem Strome von Schmutz mit allen Mitteln das Bett abgegraben würde. Statt dessen wächst mit jedem Tage diese Art von Literatur. Bücher, die zur Zeit ihres Entstehens nur in kleinen Auflagen für eng umschriebene Kreise hergestellt wurden, die, wo es sich um wirklich künstlerisch wertvolle handelt, von ihren Schöpfern selbst als Gelegenheitserscheinungen behandelt wurden, kommen jetzt in Riesenauflagen in den Handel und werden überall offenkundig als unumgängliche Kulturdokumente, als unbedingt zur Bildung gehörig angepriesen. (Z. B. sind von Balzacs „Contes drôlatiques“ in den letzten Jahren drei deutsche Übersetzungen erschienen.) Raum ein Tag vergeht ohne die Veröffentlichung von Romanen, die in der Ausmalung eindeutiger Szenen bis an die äußerste Grenze gehen und nur das unflätige Wort vermeiden, in der klugen Berechnung, dadurch allenfalls den Händen des Gerichtes zu entgehen. Ich weiß, daß ein künstlerisches Problem unter Umständen solche Situationen und solche Worte gebieten kann, und dann stehen sie zu Recht da. Aber das ist in allen diesen Werken nicht der Fall. Im Gegenteil, es wird hineingetragen, aufdringlich herausgeholt.

Diese „erotische Hochspannung“ hat sich aus der Literatur längst ins Leben hinübergepflanzt, denn es ist entschieden so, daß hier Literatur und Kunst vorgegangen sind, und man kann auch ruhig sagen, daß die Träger der Bewegung in jenen leicht zu umschreibenden Kreisen unserer Großstädte zu suchen sind, die überhaupt für unser Theater-, Literatur- und Kunstleben das große Wort führen. Diese Kreise sind an sich im Verhältnis zum Gesamtvolk nicht sehr zahlreich, aber sie sind sehr mächtig, weil sie in den Städten zusammensitzen und in engsten Beziehungen zu der von diesen Städten aus das ganze Land überschwemmenden Presse stehen. Gerade diese Presse verrät uns aber auch, wie stark diese erotische Welle ins Leben hinübergeschlagen hat. Sie wendet sich mit einmütigem Hohn gegen alle jene, die z. B. im Reichs- oder Landtag gegen die öffentliche Unsitlichkeit Berlins ihre Stimme zu erheben wagen. Und die Kampfweise ist auch immer die-

selbe. Der Stiel wird umgedreht und dem Kampflied über die Unsitlichkeit der Großstadt schallt der Hohn auf die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande entgegen. Man geht dann ruhig weiter und beschuldigt die Kreise, aus denen die Rebner hervorgehen, als die Ursache auch der großstädtischen Unsitlichkeit. Dieselbe Presse aber bringt in ihren Witzblättern und in ihren Plaudereien mit lachender Zustimmung oder begeisterter Verherrlichung täglich Bilder und Schilderungen über die völlige moralische Verkommenheit, die grenzenlose erotische Ausschweifung etwa der Jugend von Berlin W. (Lauenziengirl). Und es gipfelt die Heuchelei und die ganze artistische Spielerei darin, wenn Verleger, die bei der Veröffentlichung von erotischer Literatur stark beteiligt sind, nun Bücher herausbringen, wie „Aus dem Tagebuch eines Lauenziengirls“ von Emma Ruß, oder „Lilli. Ein Sittenbild aus Berlin W“ von Jolanthe Marès, die dem völlig zügellosen Inhalt ein moralisches Geleitwort als Warnung an die Eltern und Erzieher dieser Jugend voranschicken. Diese Verleger entblöden sich nicht, nun auch noch in der moralisierenden Einkleidung von Büchern Geschäfte zu machen, die die Zustände schildern, die zu einem großen Teil eine Folge der von ihnen in ihren anderen Verlagswerken vertriebenen Literatur sind. Aber wehe, wenn der Staatsanwalt seine Hand nach einem dieser Werke ausstreckt! Dann erhebt sich das Klagegeschrei, daß die ersten Güter einer aus sich selbst und durch sich selbst immer reinen Kunst gefährdet würden.

Diese Heuchelei, diese Feigheit ist es, was mich vor allem bei allen diesen Zuständen empört. Wenn man auf der einen Seite die Freiheit des geschlechtlichen Lebens verkündet, eine rückhaltlose Sinnlichkeit über alles stellt, das Röstliche und über alles hinaus Berechtigte der erotischen Sensationen verkündet, soll man doch auch offen den Mut des Eingeständnisses haben, daß man diese erotische Erregung überall sucht, sie also auch in der Kunst pfllegt. Denn nichts ist so sehr imstande, die erotischen Sensationen aufs höchste zu steigern und am feinnervigsten herauszuarbeiten, wie gerade die Kunst. Es ist eine unglaubliche Verkennung der Fähigkeiten der Kunst, ihr immer die „Sinnlichkeit“ abzusprechen. Es ist einfach nicht wahr, wenn behauptet wird, daß das große Kunstwerk nicht sinnlich erregend wirken könne, daß dazu ein unreiner Geist gehört. Es ist ganz im Gegenteil eine der herrlichsten und schönsten Kräfte der Kunst, sinnlich zu wirken. Der Künstler hat doch die Schönheit des nackten menschlichen Körpers nicht aus erotischer Gleichgültigkeit, aus Unsinnlichkeit immer mit Vorliebe gebildet! Im Gegenteil hängt in hohem Maße und in weitem Umkreise die künstlerische Schöpferkraft mit seiner sinnlichen Lebensfähigkeit zusammen.

Und wenn die Kunst imstande ist, die Schönheit des menschlichen Körpers viel herrlicher herauszustellen, viel eindringlicher, viel sinnfälliger herauszuarbeiten, als es jemals die Natur in der Wirklichkeit vermag, so ist es doch nur logisch, daß von dem so geschaffenen Kunstwerk auch die Wirkungen ausgehen können, die die Schönheit des wirklichen natürlichen Körpers auszulösen berufen ist.

Ich betone, die Kunst kann das, sie muß es nicht. Aber sie kann es und hat es in Tausenden von Fällen auch gewollt. Und wenn wir den Vollkünstler uns denken, dem seine Kunst das Ausdrucksmittel des Lebens und Erlebens ist, den es also dazu drängen muß, sein ganzes Leben und Erleben in Kunst zu ge-

stalten, so ist es doch nur die selbstverständliche Folgerung, daß sein ganzes Leben in seiner Kunst den Niederschlag finden wird. Und diesem Leben sind doch die Stunden der höchsten geschlechtlichen Erregung und in zahlreichen Fällen auch die einer bewußt kultivierten Erotik nicht fremd. Wie sollte es nun möglich sein, daß er das alles ausschalte in seiner künstlerischen Tätigkeit?!

Betonen wir so die Sinnlichkeit des Künstlers und des von ihm geschaffenen Werkes, so darf darüber die ungeheure Umwandlung nicht übersehen werden, die jeder Vorwurf der materiellen Welt durchmacht, wenn er Kunst wird. Er wird aus der Welt des Seins in die des Scheins versetzt. Der Vorwurf macht also eine — man verzeihe das häßliche Wort — Entstofflichung durch. Das wird uns am klarsten bei der bildenden Kunst, weil bei den Werken der Literatur der gedankliche und geistige Gehalt auch des Wortes an sich von vornherein zu sehr mitspricht. Immerhin ist auch für die Poesie klar, daß die Art der Form außerordentlich zu dieser Entstofflichung des behandelten Vorwurfs beiträgt. Der Vers entstofflicht im allgemeinen viel mehr, als die Prosa. Bei der letzteren kann bereits die Wahl einer altertümlichen Form, durch die das Ganze aus der aktuellen Wirklichkeit herausgerissen wird, entscheidend wirken.

Diese Bedeutung der Form hat Goethe sehr stark betont bei seinen römischen Elegien (Gespräche mit Eckermann vom 24. Februar 1824): „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Son und die Versart von Byrons ‚Don Juan‘ übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.“ Aber in der bildenden Kunst fühlen wir deutlicher diesen Vorgang am Stoffe selbst, zumal bei der Wiedergabe von Vorwürfen aus der mit unseren Sinnen zu erfassenden Welt. Bei der Darstellung eines Geistigen und Seelischen muß der Künstler ja eigentlich den umgekehrten Weg gehen und das abstrakt Untörperliche zunächst verkörpern. Darum entsteht auch viel seltener und schwieriger auf diesem Wege ein wirkliches Kunstwerk als auf dem anderen, wo das mit den Sinnen aus der Umwelt Empfangene in die Welt des Scheins verpflanzt wird. Und hier glückt das Kunstwerk zuallererst dort, wo wir auch der wirklichen Welt gegenüber bereits das Stoffliche nicht mehr so empfinden, also bei der Landschaft, die einerseits durch die Weite des Blickes uns bereits als Materie mehr entschwindet und überdies in Licht und Luft entscheidende Kräfte von fast immaterieller Art besitzt. Man kann den Grundsatz aufstellen: Je besser diese Entstofflichung gelingt, um so besser, um so reiner wird das Kunstwerk.

Das versteht der Künstler unter dem „Wie“ des Kunstwerkes, das er so gern dem „Was“ als das Wichtigere entgegenstellt. Dieses Wie bedeutet keineswegs bloß die Art der Technik, in der ein Kunstwerk geschaffen ist, sondern vielmehr das Maß der persönlichen Kraft, die vom Künstler aufgewendet ist, um den Vorwurf „aus der Natur herauszureißen“ (Dürer) und in die Welt der Kunst, in die Welt des Scheins zu verpflanzen. Daher die in weitem Maße berechnete Geringschätzung jener Genre- oder Historienkunst, ebenso wie etwa der kirchlichen Legendenmalerei, die von der dargestellten Anekdote lebt, der es nicht gelingt, ein Wie der Darstellung zu finden, das durch sich selbst fesselt.

Durch diesen wesentlichsten Prozeß des künstlerischen Schaffens, diese Entstofflichung, wird aus der materiellen Sinnlichkeit künstlerische Schönheit. Diese künstlerische Schönheit braucht mit der materiellen Schönheit gar nichts gemein zu haben. Man denke an Rembrandt, der durch sein rein geistiges, der materiellen Welt vollständig fremdes Licht alles im höchsten Maße entstofflicht, darum die alltäglichsten Erscheinungen und Vorgänge des Lebens in die Welt der Kunst entrückt, und was uns im alltäglichen Leben häßlich erscheinen würde, in die Welt der Schönheit versetzt.

Der hier geschilderte Prozeß der Entstofflichung bezieht sich auf sämtliche Vorwürfe des Lebens, er ist aber besonders wichtig beim Menschen. Denn nichts liegt uns, die wir materielle Menschen sind, stofflich so nahe, berührt uns so materiell, wie der Mensch. Nirgendwo hat der Künstler deshalb auch ein höheres Maß des „Wie“, der persönlichen Temperamentsentfaltung in der Darstellung aufzuwenden, als beim Menschen. Und darum hat die Kunst aller Zeiten in der Darstellung des Menschen den Höhepunkt ihrer Aufgabe erblickt, nicht etwa deshalb, weil der Mensch im gewöhnlichen materiellen Sinne das Schönste in der Welt wäre.

Hier stehen wir an dem Punkte, weshalb der Künstler den nackten Menschen bevorzugen muß. Der nackte Mensch ist ja doch die wirkliche Naturerscheinung, eben der Mensch an sich. Alle Kleidung, alles Drumherum ist willkürliche Zugabe, hat mit dem Wesen der menschlichen Erscheinung nichts zu tun. Diese Zutat bedarf deshalb noch einer besonderen entstofflichenden Kraft des Künstlers, die durch die zeitliche Begrenztheit aller Kleidung außerordentlich erschwert ist. Man denke nur an die ungeheuren Hindernisse, die dieses ganze Drumherum der geschichtlichen Malerei entgegenstellt, wo wir fast immer in den Kostümen steckenbleiben und nicht zum Menschen vordringen. Man denke an Erscheinungen wie Uebe und Gebhardt, um sich nur rasch zu vergegenwärtigen, wie schwer es uns die Kleider machen, zum wirklich Typischen, ewig Dauernden der in der Heilsgeschichte vorgetragenen Vorgänge bildnerisch vorzudringen. Der nackte Mensch ist im künstlerischen Sinne am besten zu entstofflichen, darum drängt es auch gerade die künstlerischen Gestalter des phantastisch Erschauten zum nackten Menschen. Ein Michelangelo konnte für sein „Jüngstes Gericht“ keine Kleider brauchen.

Wir sehen hier, daß das Verhältnis des Künstlers zum nackten Menschen ein ganz anderes sein muß, als das allgemein übliche. Gewiß trägt dazu auch die Gewöhnung bei, ebenso wie beim Arzt, aber keineswegs ist diese Gewöhnung entscheidend, wie häufig angenommen wird. Viel wichtiger als sie ist die Einstellung bei der Betrachtung, die Anspannung geistiger Kräfte: beim Künstler nach der Seite des sinnlichen Erkennens, beim Arzt nach der des wissenschaftlichen Betrachtens. Aber entscheidend ist natürlich die innere künstlerische Anlage. Je mehr es den Künstler drängt, das wirklich Menschliche darzustellen, um so weniger kann er die stoffliche Umhüllung der gewohnten Welt gebrauchen. Er greift zu einer phantastischen Gewandung, die ihm entweder eine Fülle von Farben gibt oder die körperlichen Formen deutlich erkennen läßt, oder es treibt ihn eben zur Nacktheit. Jedenfalls muß er den dargestellten Menschen

nacht empfinden. Darum erleben wir es ja auch immer, daß die Künstler leidenschaftlich für das Nackte eintreten und mit Ingrimme auf die unzüchtige Wirkung völlig bekleideter Bilder hinweisen, etwa von Halkweltlerinnen, die gerade durch die Aufmachung des Stofflichen lüftern wirken. Denn dieses Stoffliche reizt den Künstler in die Alltagswelt zurück, und er sieht hier nun auf einmal bloß den dargestellten Gegenstand, während er dem Bilde der Nacktheit gegenüber vom Gegenständlichen freigeworden ist.

Natürlich sind auch diese Ausführungen mit Einschränkung zu verstehen. Auch die Künstler sind keineswegs immer reine Menschen, selbst dann nicht, wenn sie am Kunstwerk arbeiten. Und so gut wie den bekleideten Körper, können sie auch den unbekleideten zur Betonung des Geschlechtlichen mißbrauchen. In diesem Falle wird dann der nackte Körper viel animalischer wirken, als der bekleidete. Denn das müssen wir uns klar vor Augen halten: das Geschlechtliche ist das eigentlich Stoffliche im Menschen, das absolut Materielle, das der Vergeistigung, der Verpflanzung in die Welt des Scheins sieghaft widerstrebt.

Hier stehen wir am Angelpunkt der ganzen Frage, in dem alle diese Konflikte ihre Wurzel haben.

Die Nacktheit ist für die große Masse der Menschheit, wenigstens unserer Zonen, bereits eine Betonung des Geschlechtlichen. Es ist hier zunächst ganz gleichgültig, ob das erfreulich oder schädlich ist, es ist jedenfalls Tatsache. Die Bestrebungen, den Menschen von dieser Auffassung des Nackten wegzuziehen, ihn, wie es überall heißt, an den Anblick der Nacktheit zu gewöhnen, mögen wertvoll sein. Ich glaube nur an einen bedingten Erfolg, weil neun Zehntel aller Lebenserscheinungen dem entgegenarbeiten, weil die Natur selber doch auch gebietet, daß der Mensch in seiner Erscheinung über geschlechtliche Anreizmittel verfügt, die, je höher die Kulturstufe des Menschen ist, um so verfeinerter sein müssen, da doch die Natur dem Menschen die entsprechenden Erscheinungen der Tierwelt (Brunstkleid und dergleichen) genommen hat. Jedenfalls aber ist es ein Wahnsinn, die Kunst dafür zu mißbrauchen, daß sie diese Erziehung zur Gewöhnung an die Nacktheit übernehmen soll. Sonst wird immer Jeter geschrien, wenn man der Kunst solche lehrhaften erzieherischen Zwecke aufhalsen will, aber dieselben Leute, die die Selbstherrlichkeit der Kunst betonen, wollen sie hier zur Dienstmagd der geschlechtlichen Aufklärungsarbeit mißbrauchen.

Das alles ist unsinnig, eben deshalb, weil künstlerische und materielle Nacktheit aus verschiedenen Welten herausgewachsen sind, es wäre sonst auch sehr schlimm um das Geschlechtsleben der Künstler bestellt. Der entscheidende Punkt ist der Wer Kunst künstlerisch zu empfinden vermag, empfindet die von der Kunst dargebotene Nacktheit künstlerisch, das ist entstofflicht, also nicht geschlechtlich (immer vorausgesetzt, daß der Künstler nicht gerade geschlechtliche Wirkungen hervorzurufen beabsichtigte). Wer dagegen kein künstlerisches Empfinden hat, sieht auch in Kunstwerken nur den Stoff und wird deshalb durch das nackte Kunstwerk geschlechtlich berührt werden. Weiter: da der Grad der Überwindung des Stofflichen von der künstlerischen Kraft abhängig ist, gelangt auch nur das wirkliche Kunstwerk hier ans Ziel. Das Wort

„Künstler“ ist heute zu einer Standesbezeichnung herabgewürdigt, während es eine menschliche Eigenschaft bedeutet. Mag man vom sozialen und gewerblichen Standpunkte den Hervorbringungen der dem „Künstlerstande“ Angehörigen die Bezeichnung „Kunstwerke“ zubilligen, — in ethischer Hinsicht sind wahre Kunstwerke sogar noch seltener, als in ästhetischer. An diesen Tatsachen ist nichts zu ändern, und sie zu leugnen heißt heucheln.

Nun kann dieses künstlerische Empfinden von Kunstwerken anerkundet werden, und es ist gewiß dringend zu wünschen, daß hier von der Schule und von allen anderen Bildungsfaktoren der Öffentlichkeit das Möglichste geschieht. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß auch das Kunstgenießen Talent ist, eine Begabung, die viel seltener ist, als unsere kunstsnobistische Zeit einen glauben machen will. Es kommt hinzu, daß die Begabung auch in dieser Hinsicht bei den verschiedenen Völkern verschieden ist. Der Deutsche haftet viel mehr am Stofflichen des Bildes als der Romane, er ist darum auch weit fähiger, gedanklich schwere Bilder in sich aufzunehmen, steht dagegen hinter dem Romanen in der Genußfähigkeit des Formalen zurück. Aber auch davon abgesehen, hat jeder, der wirklich praktisch sich bemüht hat, weiteren Volkstreifen oder auch der Jugend Kunst nahezubringen, die Erfahrung machen müssen, daß nirgendwo die Überwindung des Stofflichen schwerer fällt, als bei der Nachtdarstellung des menschlichen Körpers. Man sagt, die Leute müßten sich eben daran gewöhnen und zitiert mit Vorliebe Friedrich Wilhelms IV. dahingehenden Ausdruck wegen der Figuren auf der Schloßbrücke Wenn man unter Gewöhnung „Abstumpfung“ versteht, so ist sie allenfalls durch die häufige Gelegenheit, derartiges zu sehen, zu erreichen. Reineswegs wird aber dadurch dem Verlangen nach mehr, nach schärferer Würze gesteuert. Die Gewöhnung an Kunstwerke erzieht nicht zur Kunst, sonst wären die Museumsdiener die kunstverständigsten und kunstempfänglichsten Leute der Welt. Es muß uns aber darauf ankommen, immer größere Teile der Menschheit der Kunst nahezubringen. Das erreicht man natürlich am allerbesten, wenn man nur langsam vorgeht und nach Möglichkeit den Unvorbereiteten und Unmündigen gegenüber das vermeidet, was sie im unkünstlerisch Stofflichen festhält.

Nun liegen in der Kunst selbst und auch in der Umwelt des Kunstwerkes Mittel und Kräfte, die diese Herauslösung aus der materiellen Stoffwelt und damit die künstlerische Aufnahme auch beim weniger geschulten Kunstbetrachter begünstigen. Man kann sagen, daß alles, was im Kunstwerk den darauf dargestellten Gegenstand aus der gewohnten wirklichen Umwelt herausreißt oder von dieser Umwelt verschieden ist, die künstlerische Aufnahme begünstigt. Aufstellungsort, Material und Größenverhältnisse des Kunstwerkes sind hier von der höchsten Bedeutung. Wenn die nackte Gestalt eines Menschen auf einem öffentlichen Platze als Bildwerk aufgestellt ist, so liegt bereits in dieser Öffentlichkeit der Schaustellung eine gewisse Schutzwehr. Wenn der Athlet auf der Bühne wenig belleidet auftritt, so erhält durch dieses öffentliche Auftreten vor einer großen Zahl von Zuschauern das Unbelleidetsein einen ganz anderen Charakter, als wenn das gleiche im Gesellschaftstreife geschieht. Dasselbe gilt etwa von der Belleidung der Balletteusen oder auch vom Dekolleté beim Ball, so gewiß natürlich auch diesem geschlechtliche

Stimmungen zugrunde liegen. Aber die weite Öffentlichkeit, das Gesamtzeremoniell etwa eines Hofballes, gibt dem Detolleté hier einen ganz anderen Charakter, als es ihn auf einem Ball der Halbwelt annehmen würde.

Diese Relativität, die sich im materiellen Leben uns auf Schritt und Tritt aufdrängt, gilt in gesteigertem Maße für die Kunst. Marmor, Bronze, sind schon durch das Material so unendlich von dem materiellen Körper verschieden, daß bereits durch dieses Material die Entstofflichung des Vorwurfs in hohem Maße vorgenommen wird. Wie grob materiell würde das gleiche Bildwerk, das in Marmor uns entzückt, in naturfarbenem Wachs wirken! In der Verkennung dieser Tatsachen liegen für mein Gefühl die größten Unbegreiflichkeiten in diesem Streit. Man kann auf Schritt und Tritt die Ungeheuerlichkeit lesen, daß eigentlich das große, öffentlich ausgestellte Bildwerk doch viel eher unzünftig wirken müßte, als die kleinen Reproduktionen desselben. Man sollte es nicht für möglich halten, daß auch Künstler solche Behauptungen unterstützen, Künstler, die doch vor allen Dingen die läuternde Kraft des Originalwerkes empfinden müßten. Es gibt gar keine Reproduktion, noch nicht einmal die faksimiletreue Reproduktion einer Zeichnung, die die gleichen Wirkungen wie das Original auszulösen vermöchte. Nun aber gar, wo es sich bei der Reproduktion selbstverständlich um eine völlige Veränderung aller in Frage kommenden Werte handelt. Das photographierte Bildwerk gibt mir eigentlich nur den Stoff. Wir leben in einer maßlosen Überschätzung der Reproduktion und sind längst in die Gefahr hineingeraten, durch die Fülle der auf uns einstürmenden Reproduktionen das wirkliche Hineinleben in Originalkunst zu verlieren.

Weder im Landtag noch Reichstag hat sich eine Stimme gefunden, die z. B. die ganze Erbärmlichkeit der Mehrzahl der Künstlerpostkarten hervorgehoben hätte. Jeder, der mit Reproduktionen zu tun hat, weiß, welcher unendlichen Mühe und Sorgfalt es bedarf, um auch nur etwas von den persönlichsten Eigenschaften des Kunstwerkes in die Reproduktion hinüberzuretten. Und nun nehme man beispielsweise diese farbigen Reproduktionen von den Meisterwerken der Malerei. Ihrer Hunderte sind auf einem einzigen Bogen zusammengestellt und werden nun maschinenmäßig in Massendruck hergestellt. Nichts, aber auch gar nichts, ist da vom Originalkunstwerk hinübergerettet, als der stoffliche Vorwurf und das Größte der künstlerischen Anlage.

Ich verkenne keineswegs den Wert, den die Reproduktion nicht nur für das Studium der Kunstgeschichte, für die Erkenntnis des künstlerischen Schaffens, sondern auch für den Genuß an Kunst hat. Aber der heutige Massenbetrieb, diese Reproduktionsindustrie, ist viel eher kunstfeindlich, und der einzige stichhaltige Schutzgrund, der hier vorgebracht wird, ist die finanzielle Schädigung einer großen Industrie und auch der Künstlerschaft. Denn viele Künstler verdienen an den Reproduktionen ihrer Werke fast mehr, als durch die Originale. Aber man soll dann das Kind beim rechten Namen nennen und nicht behaupten, daß man gegen die Kunstwerke vorgeht, wenn man sich gegen eine Reproduktion wendet.

Damit stehen wir vor der vielumstrittenen Frage der Relativität auch der Kunst. Ich bin überzeugt, daß es in allem Lebendigen nichts gibt, was nicht

so stark künstlerisch erfaßt werden könnte, daß es dadurch in eine Sphäre gehoben wird, in der alle jene Wirkungen, die vom materiellen Vorbilde ausgehen, aufgehoben oder so verklärt werden, daß sie in eine ganz andere Welt mit andern Gesetzen — eben die Welt der Kunst — versetzt sind. Damit betenne ich mich zum Glauben, daß für den Künstler alles Lebendige darstellenswert und darstellungsfähig werden kann.

Aber selbst ein solches in seinen künstlerischen Werten unanzweifelbares Originalkunstwerk erliegt den Gesetzen der Relativität, sobald es sich vom Künstler loslöst und in die Welt eintritt. Denn da dieses Kunstwerk von diesem Augenblick ab in der Welt steht, haben für seine Beurteilung nicht mehr ausschließlich künstlerische Gesichtspunkte zu gelten, sondern auch sein Verhältnis zur Welt, und selbst das Kunstvolk der Griechen hat, wie man sich bei Plato ebensogut wie bei Aristophanes vergewissern kann, immer die Überzeugung gehabt, daß unter Umständen andere Werte des Lebens, und zwar vor allem Volksittlichkeit, so schwer in die Waagschale des Urteils fallen, daß auch die höchsten künstlerischen Werte gegen sie zu leicht befunden werden müssen.

Einer der entscheidendsten Umstände, die die Wirkung eines Kunstwerkes beeinflussen, ist sein Standort. Der Künstler kann beim Schaffen eines Kunstwerkes seine Vorstellung vom äußeren Erscheinungsrahmen eines Kunstwerkes gar nicht ausschalten. Das beeinflusst bereits im höchsten Maße seine Technik, aber auch die ganze Art, wie er den Gegenstand selbst anfaßt, den er ganz anders ansehen wird, wenn er ihn für ein öffentliches Fresco verwenden will, als für eine intime Radierung. Wenn ein Künstler ein durchaus intimes persönliches Bekenntnis, die Beobachtung eines intimen Vorganges, wenn er eine Heimlichkeit des Lebens, einen Vorgang, der niemals ohne Widerspruch vor der öffentlichen Welt vollzogen wird, darstellt, so ist es ganz selbstverständlich, daß er sein Werk nicht für eben diese Öffentlichkeit bestimmt, in der es als wirkliche Lebenserscheinung gar nicht zu denken ist. Oder aber er wählt dann solche Maßstäbe für seine Darstellung, daß schon durch diese bereits sein Werk aus dieser Welt der Wirklichkeit hinausgerückt wird, ein Fall, den wir bei der Monumentalplastik alle Tage beobachten können.

Ich glaube auch nicht, daß es einen einzigen Künstler gibt, der sich nicht zu diesem Grundsatz bekennt. Mag er noch so sehr betonen, daß es für die Kunst überhaupt nichts Unsittliches gibt, so ist er immer doch der Überzeugung, daß es Kunstwerke gibt, die sich nicht für alle Orte und für alle Menschen eignen. Daß dem so ist, läßt sich aus tausend Fällen der Literatur und der bildenden Kunst beweisen, wenn natürlich auch die in der Literatur viel deutlicher sind, weil sie von ihren Schöpfern eher schriftlich festgehalten werden.

Als Beispiel nenne ich Goethe, der sein künstlerisch hochvollendetes, vom rein menschlichen Standpunkte aus entschieden hoch moralisches, wenn man will sogar etwas moralisierendes großes Gedicht „Das Tagebuch“ aufs strengste sekretierte. Von dem 1810 entstandenen Gedichte erfahren wir zuerst durch Eckermann im Jahre 1824, wo Goethe seine Geheimhaltung dieses Gedichtes damit begründete, daß „der Dichter bedenken müsse, daß seine Werte in die Hände einer

gemischten Welt kommen, und er habe daher Ursache, sich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe“. Bekanntlich ist dieses Gedicht erst lange Zeit nach Goethes Tode durch üblen Vertrauensmißbrauch in die Öffentlichkeit gelangt.

Von der gleichen Erkenntnis der Relativität des Kunstwertes war Schiller erfüllt, der, als Goethe bei der Veröffentlichung seiner Elegien in den „Horen“, also einer Zeitschrift, die sich doch an ein sehr gebildetes Publikum wendete, auf der Unterdrückung der zweiten und sechzehnten bestand, Goethe zu bestimmen suchte, die zweite Elegie doch wenigstens in Bruchstücken mitzuteilen und dazu schrieb: „Übrigens kann man ja der Schamhaftigkeit, die von einem Journal gefordert wird, dieses Opfer bringen, da Sie in einigen Jahren, wenn sie die Elegien besonders sammeln, alles, was jetzt gestrichen wird, wieder herstellen können“ (15. Mai 1795).

Wie stark Goethe diese Relativität des Kunstwertes und andererseits die moralische Verantwortlichkeit des Künstlers gegen die Welt empfand, zeigt noch ein drittes Beispiel, das uns durch Ulrike von Levechow verbürgt ist. Goethe schenkte 1821 der siebzehnjährigen Ulrike von Levechow in Karlsbad den ersten Band der „Wanderjahre“. Als sie dem Dichter erklärte, daß sie die Erzählung von „Sankt Joseph der Zweite“ nicht verstehe, da „müsse doch etwas vorausgegangen sein“, versetzte der Dichter: „Jawohl, da hast du recht, aber das darfst du noch nicht lesen, das will ich dir erzählen.“ Goethe erzählte ihr stundenlang den Inhalt von Wilhelm Meisters Lehrjahren, weil er dieses Buch in den Händen eines siebzehnjährigen Mädchens nicht wissen wollte.

Ich habe diese drei Beispiele von Goethe, einem gewiß unverdächtigen und sachverständigen Kronzeugen, angeführt, weil sie eine dreifache Stufe der Relativität belegen. Erstens: Der Dichter unterdrückt ein Meisterwerk überhaupt für die Öffentlichkeit. Zweitens: Er nimmt Rücksicht auf den Ort, an dem ein Werk veröffentlicht wird und erkennt an, daß andere Grundsätze maßgebend sind für die Veröffentlichung in einer Zeitschrift, wie für die innerhalb einer Gesamtausgabe. Endlich drittens: Er nimmt Rücksicht auf das Alter der an ein Meisterwerk Herantretenden, verlangt also, daß ein solches nur dem dafür reifen Menschen in die Hände gegeben werde. Das alles aus dem Gesichtspunkte heraus, daß auch für den Künstler und seine größten Meisterwerke das Wort des Evangeliums Geltung habe: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“ Wie sehr nach Goethe die Wirkung eines Kunstwerks von der dafür gewählten Mitteilungsform abhing, haben wir oben im Hinblick auf die „Elegien“ gehört. Aber auch der doch gewiß „freisinnige“ Kritiker Wilhelm Brandes meint von den „ergötlichen Geschichten“ Balzacs: „In moderner Form würden diese Erzählungen platt und schmutzig erscheinen“, während sie durch die wunderbare naïv-altertümliche Sprache echte Kunstwerke geworden seien.

Es wird niemand im Ernste behaupten wollen, daß für die bildende Kunst andere Gesetze gelten, als für die Poesie. Im Gegenteil bringt es die höhere sinnliche Anschaulichkeit des Bildwerkes mit sich, daß ihm vor allem bei Darstellungen sinnlicher Gegenstände eine viel stofflichere Wirkung anhaftet, als dem gesprochenen

und viel rascher vorübereilenden Worte. Unendlich stärker aber spricht hier die Wahl der Mitteilungsform mit, die hier verschärft wird durch das Problem der Reproduktion.

Es hieße den ureigensten Wert des Kunstwerkes untergraben, wenn man behaupten wollte, eine Reproduktion könne dieselben künstlerischen Wirkungen auslösen wie das Original, vor allem eine maschinenmäßig hergestellte Reproduktion. Das ist auch dann absolut ausgeschlossen, wenn die gewählte Reproduktionstechnik die denkbar vollkommenste ist, und wenn das Werk in gleicher Größe und in gleicher Aufmachung erscheint, wie das Original. Man darf kühnlich behaupten, daß Kunstwerke, für die diese Tatsache nicht zutrifft, die also in einer äußerlich völlig gleichen Reproduktion ebenso wirken, im Original keinen künstlerischen Persönlichkeitswert haben. Wer das bestreitet, hebt einfach den Wert der Originalkunst auf und kann den Originalkunstwerken dann nur noch den Kuriositätswert zusprechen, daß sie aus der Hand des Künstlers stammen.

* * *

Wenn man alle diese Gesichtspunkte beherzigt, scheint mir die Beantwortung der Frage, welche Stellung der Staat hier einzunehmen habe, verhältnismäßig leicht. Der Staat wird als wichtigste aller für seine Erhaltung in Betracht kommenden Kräfte die körperliche und geistige Volksgesundheit schützen, als deren schwerster Feind eine vorzeitig geweckte oder erotisch überreizte Sinnlichkeit zu allen Zeiten erkannt worden ist. Der Staat muß deshalb als eine seiner höchsten Pflichten den Schutz der öffentlichen Sittlichkeit ausüben. Unter diesen Begriff fallen auch die Verkehrsformen für Handel und Industrie, auch wenn ihre Angebote an den Privaten herantreten.

Ich kann mir nicht denken, wie die Kunst geschädigt werden soll, wenn sie für ihr öffentliches Auftreten diesem Gesetz der öffentlichen Sittlichkeit, sagen wir einfacher: des öffentlichen Anstandes unterworfen wird.

Eine solche Schädigung der Kunst wäre sogar dann noch nicht vorhanden, wenn manche strittigen Bildwerke von unbefränkt öffentlichen Plätzen in die beschränktere Öffentlichkeit von Museen versetzt und durch andere ebenso wertvolle, der „Öffentlichkeit“ mehr angepasste, ersetzt würden. Das darf man ruhig zugeben, auch wenn man die von mir vertretene Überzeugung teilt, daß in der öffentlichen, „monumentalen“ Aufstellung ein starker Schutz gegen geschlechtliche Wirkung liegt. Ich frage mich aber umsonst, welches Gute für die Kunst herauskommen soll, wenn — wir haben solche Fälle in den letzten Jahren mehrfach erlebt — die öffentliche Aufstellung eines solchen Kunstwerkes durchgesetzt wird, das bei vielen sittlichen Anstoß erregt. Gewiß zeigt die Kunstgeschichte aller Zeiten, daß derlei geschaffen worden ist, aber die gleiche Kunstgeschichte beweist ebenso überzeugend, daß das Höchste an öffentlicher Kunst auch ohne solche doch offenbar innerlich strittige Begleitwerte erreicht werden konnte. Gewiß, die geschlechtliche Aufklärung mag von der Aufstellung solcher Werke große Dienste haben, aber die Kunst?

Glaubt man wirklich, daß die große Allgemeinheit an solchen Werken gerade das Künstlerische sehen wird? Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß der künstlerisch nicht Geschulte zunächst immer wieder den Widerspruch, der in der

sinnlichen Erscheinung eines solchen Kunstwerkes zu seiner gesamten sittlichen Erziehung liegt, erst wird niederkämpfen müssen, bevor er für die künstlerische Betrachtung „frei“ wird. Das ist ein geistiger und ethischer Kraftaufwand, der dem Kunstgenuß entzogen wird. Wohlverstanden, ich will hier gar nicht untersuchen, wo die höheren sittlichen Werte liegen, — vom kunstzerzieherischen Standpunkt aus möchte ich jedenfalls bei öffentlich aufgestellten Kunstwerken eine möglichst große Allgemeinheit für den Kunstgenuß ganz „frei“ haben. —

In der Praxis tritt aber diese Frage des Kampfes um die öffentliche Aufstellung von Originalen vollständig zurück hinter der des Vertriebs von Reproduktionen nach Kunstwerken. Jedenfalls hat der ganze jüngste Streit nur um dahin gehörige Fälle getobt.

Hier aber zeigt sich, daß das Ganze im Grunde nicht eine Frage der Kunst, sondern des Kunsthandels ist. Sicher ist es auch das in dieser großen Industrie interessierte Kapital, dem es vor allem gelungen ist, den großen Radau in der Presse zu schlagen. Die Künstlerschaft ist ja leicht in Proteste hineinzujagen, wenn mit dem altbewährten Schlagwort der „Freiheit der Kunst“ gearbeitet wird.

Zum Teil trägt allerdings auch die Rechtsprechung die Schuld, die einem offen zutage liegenden Übelstand mit Mitteln zu Leibe rücken mußte, die nicht für ihn paßten. Denn bei der Anwendung des zuständigen § 184 des Strafgesetzbuches spielt der künstlerische Wert eine große Rolle sowohl des Originals, wie seiner Reproduktion (ob diese den Kunstwert des Originals erkennen lasse). Da außerdem der Paragraph ausdrücklich nur von „unzüchtigen Schriften, Abbildungen oder Darstellungen“ spricht, fiel jede Verurteilung aus „relativen“ Gründen (z. B. wegen der Art der Schaustellung oder des Vertriebs) in etwa auf das Original zurück. Das wurde von der Gegenseite zu einer üblen Verwirrung und Aufreizung benutzt.

Dringend not tut ein Gesetz, das den Handelsmißbrauch mit Kunstwerken trifft. Der eigentliche Kunstwert des betreffenden Werkes muß dabei außer Betracht bleiben, lediglich die Art des Feilhaltens und des Vertriebs geht die öffentliche Sittlichkeit an. Ein solches Gesetz sieht die neue Gewerbeordnung in dem Paragraphen vor: „Verboten ist die Ausstellung von Druckschriften, Bildern und andern Darstellungen in Schaufenstern, Läden und andern öffentlichen Orten, wenn die Art der Zurschaufstellung geeignet ist, die Jugend sittlich zu gefährden.“

Ich verstehe den lärmvollen Widerstand weiter Künstlerkreise gegen diesen Paragraphen, dem man zum Bangemachen den Namen der „kleinen Lex Heinke“ angehängt hat, nicht. Daß eine gewisse Industrie, daß viele Händler Zeter schreien — gut! Aber die Künstler als Vertreter der Kunst!! Und wenn Mißgriffe vorkommen sollten, wenn da und dort übereifrig vorgegangen würde — das wird sich ohnehin rasch geben —: aber welcher Schaden kann der Kunst erwachsen, wenn ein Bild aus dem Schaufenster in den Laden verwiesen wird?

Ich habe in zahlreichen Fällen Einblick in die Gerichtsakten nehmen müssen, wo Glaser, Tapezierer, Papierhändler wegen Zurschaufstellung von Bildern mit Nuditäten auf die Anklagebank gekommen waren. Nicht in einem einzigen Falle hatte der Betreffende beim Aushängen ein ganz reines Gewissen gehabt. Das

ergab deutlich die regelmäßig wiederkehrende Aussage: sie hätten das Bild erst ausgehängt, nachdem ihnen der Reisende (des Kunstverlags) erklärt habe, daß nichts dagegen vorliege. Auf die Frage, weshalb sie denn überhaupt solche Bilder aushängen, bei denen ihnen Zweifel kämen, erfolgt regelmäßig die Antwort: Damit mache man das bessere Geschäft.

Wir wollen uns doch keine Flausen vormachen: Wenn die ganze Weltliteratur zum Zweck pilanter Neubrucke durchgewühlt wird; wenn eine Fülle künstlerisch geringwertiger Nuditäten reproduziert werden, wo es für ernste Kunstwerke ohne diesen erotischen Anreiz so schwer hält, einen Verleger zu finden; wenn jeder Glasermeister in sich den Beruf zum Kunsthändler entdeckt und dann gerade dieses Genre pflegt; wenn jede Venus oder Leda, die ein alter Künstler für das Privatkabinett seines Fürsten geschaffen hat, nun auf Postkarten als Volkskunstartikel verbreitet wird — das ist alles nichts als Geschäft. Und weil man diesen Leuten das schöne Geschäft stört, daher das Geschrei!!

Von Rechts wegen müßte der anständige Geschäftsgeist gegen diese Auswüchse mobil machen. Früher ist es auch manchmal geschehen; ich erinnere an das Vorgehen in Buchhändlerkreisen gegen jene Sortimentere, die mit Vorliebe populäre Sexualwissenschaft vertrieben. Es ist aber nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahren diese Geschäftsmoral offenbar „veraltet“ ist. Der Geschäftsgeist triumphiert auf der ganzen Linie. Bei hochvornehmen Firmen beschlagnahmt man ganze Paden grob sadistischer Belletristik gemein pornographischen Charakters. Ja, die Sachen werden eben verlangt! Was hat sich der Verlag in sogenannten „Privatdrucken“ an unverhüllter Schweinerei geleistet? Wie vielen Künstlern von gutem Namen begegnet man in Sammelwerken, wie dem „Phönix“?! Ich weiß — es wird einem ja täglich gesagt —, daß auch mancher Große der Kunst derartiges geschaffen hat. Von da bis zum Massenvertrieb eines solchen Werkes ist ein weiter Schritt. Er führt von der Auslösung einer geschlechtlich erregten Stunde zur Prostitution um Geld!

Niemand, der sich wirklich Mühe gibt, diese Dinge zu sehen, wie sie sind, kann leugnen, daß auf diesen Kunsthandelsgebieten ein erschrecklicher Tiefstand der Geschäftsmoral Platz gegriffen hat. Das ist so geschickt bemäntelt, daß nicht nur Sachkenntnis, sondern auch Mut dazu gehört, um ihn zu bekämpfen! Jawohl, Mut! Es gehört heute viel mehr Mut dazu, sich zum öffentlichen Anstand in diesen Dingen zu bekennen, als der übelsten Libertinage das Wort zu reden. Um so notwendiger, um so segensreicher ist der Kampf gegen diese ganze Art des Betriebs. Segensreich nicht nur im Interesse der Volksittlichkeit, sondern ebensosehr der Kunst.



Hertomer †

Bayrische Künstler scheinen ein besonderes Talent zur großen Lebensgeste zu haben, erst recht, wenn sie aus kleinen Verhältnissen zur Höhe aufsteigen. Stuck bezeugt es unter den Lebenden, auch der glänzende Renaissancerahmen, in dem Lenbach der Welt sich zeigte, ist noch in aller Erinnerung. Schier noch strahlender ist das Künstlerdasein, zu dem der Holzschnitzerssohn Hubert Hertomer aus Landsberg am Lech emporstieg, der jetzt, dreiundsechzig Jahre alt, als englischer Sir gestorben ist. Er steht so am Schluß einer langen Reihe von Malern, die seit Holbein und van Dyck bis zu Legros und Alma Tadema, vom Kontinent stammend, in der englischen Kunstgeschichte die äußerlich glänzendsten Blätter einnehmen.

Hertomer hat jedenfalls ein glänzendes Talent für äußere Lebenskunst und -Klame bewährt. Immer wieder hatten die Zeitungen zu berichten von seinem Schlosse in Bushey, das er sich selbst gebaut, dem Theater, das er dort leitete, großen Stiftungen für Automobilrennen u. dgl. Er war offenbar ein Mann, der den lauten Ruhm brauchte, und seine verschiedenen Selbstporträts zeigen ihn immer mit den höchsten Ansprüchen auf Repräsentation. So versteht es sich leicht, daß er auch als Künstler seine Hauptbetätigung im Porträt suchte. Die englische Aristokratie hat ihn zu ihrem gefeiertsten Maler gemacht, und sein bestes Können zeigte sich in der scharfen Modellierung dieser charakteristischen Physiognomien. Viel überzeugender noch konnte er diese Begabung in den großen Gruppenbildern bewähren, wie er sie seit der „letzten Musterung“, die ihn berühmt gemacht hat, wiederholt geschaffen hat. Das sind mit hervorragender Bravour gemalte Bilder, denen aber für die hinreißende Wirkung, die ja schließlich auch der Virtuosität beschieden ist, eine gewisse Lebensfröhlichkeit abgeht. Man wird bei Hertomer den kalten Schmensen nie los, der alles verstandesmäßig berechnet, dem eine völlige Hingabe versagt ist. Das zeigt sich auch in seinem Verhältnis zur Farbe, die sehr klug mit starken und zuweilen auch mit feinen Werten arbeitet, aber kaum einmal malerisch wirkt.

Selbst die „Dame in Weiß“ ist in dem Betracht — nicht in ihrer fesselnden Frauenschönheit — alt geworden, und wir Heutigen begreifen kaum den Sturm der Begeisterung, den dieses Bild vor einem Vierteljahrhundert entfachte. Freilich zeigte schon die spätere „Dame in Schwarz“, daß Farbigkeit eine Sache des Temperaments, nicht aber des Wissens ist, und man braucht bloß an ähnliche Arbeiten Whistlers zu denken, um den im tiefsten Wesen begründeten Unterschied zu erfassen.

So dürfte die Kunstgeschichte kaum den Weltruhm aufrechterhalten, den die „Gesellschaft“ der als Kulturererscheinung so fesselnden Gestalt Hertomers verliehen hat. St.



Zu unseren Bildern



Das Zusammenfallen verschiedener Ereignisse vereinigt in diesem Heft eine Reihe von Bildnissen, unter denen vor allem das Nebeneinander der vier berühmtesten alten Bilder Shakespeares auch physiologischen Reiz hat.

Carlo Böcklins Bilder sind voller Licht und Sonne, die in diesen hellen Frühlingstagen auch unsere nördlichere Welt in ein freudiges Farbengewand kleiden. Zeuge dessen die Ansicht, in der sich die Frankfurter Mainbrücke im jungen Sonnenglanze dem Künstler darbot. Es ist schon öfter betont worden, wie sehr im Frühsommer die südwestdeutsche Landschaft an Toscana gemahnen kann. — Die „heimatlichen“ Bilder zeigen dann den Künstler in glücklichem Weiterschreiten auf dem Wege einer treuen Naturdarstellung, auf dem ihm die anmutigen Toskanabilder, die der Kürmer vor fünf Jahren brachte, erwachsen sind. Aus dem Bilde „Mittagsstille“ sehen wir dann, wie auch dieser Weg wieder zur freien Komposition und rein lyrischen Stimmung führen kann.





Eugen d'Albert

Von Karl Stord

Daß er zu den wenigen Charakterköpfen unseres an großen Erscheinungen so armen, in der Masse eines aufdringlichen Durchschnitts immer mehr ertrinkenden Musiklebens gehört, würde allein schon rechtfertigen, Eugen d'Alberts fünfzigsten Geburtstag eingehender zu würdigen, als es sonst bei diesem Lebensabschnitt üblich ist. Nun aber kommt hinzu, daß sich damit einige für das gesamte Musikleben und für das musikalische Schaffen bedeutsame Fragen behandeln lassen.

d'Albert gehört zu der kleinen Zahl reproduzierender Musiker, denen es gelungen ist, auch als schöpferische Künstler die allgemeine Aufmerksamkeit zu erzwingen und darüber hinaus bedeutsam in unser Musikleben einzugreifen. Zur Zeit der klassischen Musik war es fast selbstverständlich, daß der Musikschöpfer auch ein großer Nachschöpfer war. Händel und Bach hatten ihresgleichen nicht als Orgelspieler, Beethoven war gleich Mozart hervorragender Klavierspieler. Freilich haben sie beide, zumal in späteren Lebensjahren, eigentlich nur ihre eigenen Kompositionen gespielt und haben, wie auch die beiden Großmeister des Orgelspiels, vor allem durch ihre Improvisationen gewirkt, also in jener idealen Verbindung des Schaffens mit dem Nachschaffen, wo das letztere nur die natürliche Verkündigung der im schöpferisch Begnadeten waltenden Musik an die Welt ist.

Der gewaltige Einschnitt, mit dem Beethovens Auftreten die bis dahin so gleichmäßige Musikentwicklung trennt, wird auch darin sichtbar, daß von nun ab Schaffen und Nachschaffen in der Musik in ihrer Wesensverschiedenheit viel deutlicher in Erscheinung treten. Beethovens siegreiche Überwindung des tragischen Geschicks, als das der Welt das Taubwerden eines Musikers erscheinen mußte, hat uns erst die Augen dafür geöffnet, daß jenes Musizieren, wie es als Musikmachen im gewöhnlichen Leben steht, in einer ganz anderen Welt liegt, als das Musikschaffen. Der der sinnlichen Welt seiner Kunst Abgestorbene wächst als

schöpferischer Bereicherer dieser Welt in ungeahnte Höhen. Und wie er mit seiner Person die Unabhängigkeit des schöpferischen Geistes von der nachherigen sinnlichen Erscheinungsform des Geschaffenen bewies, so verwies er gleichzeitig diese sinnliche Mitteilung der Musik an die Welt in die Schranken eben des Nachherigen, des Sekundären.

Wenn es auch nicht in deutlichem Zusammenhange hervortritt, so hat doch gerade die einzigartige Erscheinung der Taubheit des größten Musikschöpfers erst die ganze Tiefe des Problems künstlerischen Schaffens aufgetan. Was bei Lessing nur ein Paradoxon war, jenes Wort aus „Emilia Galotti“, daß Raffael auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er zufällig ohne Hände geboren worden wäre, — war nun offenkundige Tatsache.

Sie hat eine merkwürdige Folge gehabt, die einem wohl auch niemals so recht zur bewußten Klarheit gekommen ist, die aber nun plötzlich auffällig in Erscheinung tritt: die Befreiung des Komponisten vom ausübenden Musiker. Einmal und vor allem in seiner eigenen Person, dann aber auch darin, daß nun endgültig der alte Streit zwischen Komponist und Virtuose zugunsten des ersteren entschieden wird. Hatte noch Mozart als Opernkomponist nur „im Auftrage“ bestimmter Bühnen geschaffen, für bestimmte Sänger geschrieben, so ist schon R. M. von Webers Stellung eine ganz andere. Er schafft seinen „Freischütz“ ganz unabhängig von den äußeren Erscheinungsbedingungen, für sich, ganz aus eigenem Ermessen und eigenem Bedürfnis heraus und reicht nachher das fertige Werk ein. Die Erscheinung Richard Wagners, der Werk auf Werk häufte, ohne daß die damalige Welt des Theaters überhaupt nur die Voraussetzungen ihrer Aufführungsmöglichkeit erfüllte, ist ein Jahrhundert zuvor gar nicht denkbar. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der sinfonischen Musik. Wir sehen nicht nur die Mannheimer, Wiener und Berliner Komponisten als Führer des Orchesters, womöglich als Primgeiger, auch Haydn ist uns von seinem Orchester als mitreproduzierender Teil des von ihm Geschaffenen nicht trennbar. Diese Vorstellung ist mit dem Auftreten Beethovens einfach beseitigt. Jetzt steht auf einmal der Dirigent da, der geistige Vermittler eines zunächst geistig von ihm Aufgenommenen. Der Komponist steht von jetzt ab in der anderen Welt, mag er noch so häufig in Einzelfällen sein Werk selbst als Dirigent vermitteln. Schumann bereits ist als Dirigent unbedeutend; Hector Berlioz, der Schöpfer des modernen Orchesters, kann kein einziges Instrument spielen.

Vom alten Verhältnis ist der eine Zug zurückgeblieben, daß das Publikum viel eher gewillt ist, dem musikalischen Nachschöpfer zuzujubeln, als dem Schöpfer. Das hängt aber mit der innersten Natur der Musik zusammen. Der Schöpfer bringt ein Neues, Ungewohntes, Unverlangtes. Je eigenartiger er ist, um so neuartiger ist er, um so weniger wird er einem bereits als Bedürfnis Vorhandenen entsprechen. Er ist der Eroberer des neuen Gebiets; ihm dahin zu folgen, kostet wie jede Eroberung Kampf und Mühe. Bei der Musik kommt hinzu, daß eigentlich nur der Fachmann am Neuen gleich Genuß findet, der Laie hat viel reicheres Ergöhen beim Wiederhören des Bekannten. Der Virtuose ist nun in der glücklichen Lage, als Vermittler des Ersehnten wirken zu können. Was wir bereits lieben, ver-

ehren, auf was wir uns freuen, was wir ersehnen, das bietet er uns in einer Vollkommenheit dar, die unsere Sinne ergötzt und uns auch den geistigen und seelischen Genuß ununterbrochen durch technische Unzulänglichkeiten gestattet. Das Verhältnis zum Virtuosen wird ja auch viel persönlicher. Wir erleben mit ihm etwas von jenem dionysischen Rausch, der die höchste Wonne des Schaffenden ist, von diesem aber nur in der Stunde seiner Einsamkeit genossen wird. So gewinnt der Virtuose im öffentlichen Musikleben Erfolge, wie sie dem Komponisten nur ausnahmsweise beschieden sein können.

In einem freilich hat die oben gekennzeichnete, durch Beethoven hervorgerufene Umwandlung auch das Publikum ergriffen: es verhält sich gegen die schöpferische Betätigung des Virtuosen sehr zurückhaltend. Während es früher ganz selbstverständlich war, daß der Virtuose, vor allem der Instrumentalvirtuose, sich sein Repertoire selber geschaffen hatte, begegnet heute die vom Virtuosen geschaffene Musik von vornherein einem gewissen Mißtrauen. Man ist allenfalls gewillt, Virtuosenstücke entgegenzunehmen, Kompositionen, in denen alle technischen Schwierigkeiten aufgehäuft sind, ja worin die Überwindung dieser Schwierigkeiten zum Selbstzweck wird. Gerade der ernste Kunstschöpfer wird sich nicht bereit finden lassen, derartige Werke zu schaffen. Diese schreibt sich der Virtuose selbst aus der gesteigerten Kenntnis der besten Seiten seines Instrumentes und seiner selbst heraus. Hier sind die Berührungspunkte des Virtuosen mit dem Variétés, der Spezialität. Es ist bekannt, daß viele Virtuosen an sich bereits schwierige Meisterwerke noch für sich selber „bearbeiten“, das heißt in diesem Falle mit auffallenden Schwierigkeiten und blendenden Effekten spielen. Dagegen traut man dem Virtuosen nicht leicht wirklich bedeutende tonschöpferische Fähigkeiten zu. Selbst der Dirigent begegnet hier bereits einem starken Mißtrauen, wie der übliche Begriff „Kapellmeistermusik“ beweist. Instinktiv ahnt man in alledem ein Überwiegen des Technischen, ein Auf-Effekte-hinauszielen, kurzum das Fehlen der inneren Notwendigkeit.

Die beiden Gebiete des Schaffens und Nachschaffens in der Musik sind nun trotz ihrer inneren Wesensverschiedenheit so vielfach ineinander verankert, daß entschieden auch eine starke schöpferische Anlage sich in der Reproduktion mit auszubekommen vermag. Ich glaube, das sei z. B. bei Joachim der Fall gewesen. Wir haben hier die Parallele zur Tätigkeit manches Journalisten und Essayisten, in dem im Grunde auch ein Dichter steckt, der aber von der wissenschaftlichen Tätigkeit zurückgedrängt wird. Das lehrreichste Beispiel bietet uns hier nach jeder Richtung hin Franz Liszt. Solange er es sich hatte genügen lassen, die in ihrer Art nicht nur äußerlich glänzenden Bearbeitungen von Melodien und Opernbruchstücken zu schreiben, in denen seine einzigartigen pianistischen Fähigkeiten sich besonders glänzend entfalten konnten, jubelte ihm das Publikum auch als Komponisten zu, und für ihn selbst vertrat sich diese schöpferische Tätigkeit mit der des Virtuosen. Als er dagegen daran ging, seine großen Werke zu schaffen, fühlte er, daß er seine Kraft nicht mehr teilen durfte. Und so gab er auf der Höhe seines Ruhmes die Laufbahn auf, die ihm Gold und Ehren einbrachte, wie keinem Künstler zuvor, und zog sich in ein bescheidenes Dasein nach Weimar zurück. Was hat er an An-

feindungen erleiden müssen! Welche Kleinheit der Gesinnung gehört doch dazu, daß man in einem solchen Schritte, der eigentlich nur Opfer heischte, nur Enttäuschungen brachte, lediglich Eitelkeit und Selbstsucht sah! Mochte man dem Künstler die schöpferischen Fähigkeiten abstreiten, das eine hätte man ihm wenigstens zubilligen müssen, daß für ihn selbst der Schritt eine Notwendigkeit sein mußte, denn ohne diese hätte er gar nicht die Kraft finden können, diesen Dornenpfad der Enttäuschungen und der Leiden zu Ende zu schreiten, wo dicht daneben der blumengeschmückte Weg des Ruhmes, des jubelnden Erfolges und der trunkenen Begeisterung offenlag.

Eugen d'Albert ist ein Schüler Franz Liszts, und bis zu einem gewissen Grade hat er gehandelt, wie sein Lehrmeister. Freilich trat bei ihm das kompositorische Wollen von vornherein in größeren Formen und damit anspruchsvoller auf, als bei Liszt, der zunächst nur für sein Instrument geschrieben hatte. Aber auch d'Albert muß das Gefühl gehabt haben, daß sich beide Tätigkeiten nicht vereinen lassen. Er hat nicht so entschieden gehandelt, wie Liszt, aber seit zehn, zwölf Jahren hat man immer mehr den Eindruck, daß d'Albert seine Tätigkeit als Klaviervirtuose eigentlich nur ausübt, um dem Komponisten die freie Schaffensmöglichkeit zu gestatten. Er ist darin ein allerdings sehr glänzendes Beispiel für die Tätigkeit manches Schriftstellers, der die Stellung im Dienste des Journalismus zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse benützt und so seine künstlerisch-schöpferische Tätigkeit davor bewahrt, ihm zur mühseligen Ruh werden zu müssen.

Eine solche Lebensteilung auf einem Gebiete, das eigentlich immer den ganzen Menschen verbraucht, setzt eine hohe Lebensklugheit, eine verstandesmäßige Einstellung und starke Selbstbeherrschung voraus; beim Künstler eigentlich ein Verhältnis, in dem der Künstler der Stunde zu gebieten vermag und nicht von ihrem Rausche erfaßt und übermannt wird. d'Albert ist hier in der Tat das überzeugende Beispiel eines Effektiers, aber von einer so vornehmen und sachlichen Art, daß aus der Not eine Tugend wird, und zwar die Tugend des Stilgefühls, das für einen gegebenen Inhalt die ihm gehörige Form findet. Was also an Persönlichkeitsgehalt verloren geht, wird an Sachgehalt gewonnen.

Von einer solchen Einstellung werden jene Kunstgebiete Gewinn haben, die zu ihrer Bewältigung einen ausgebildeten Kunstverstand voraussetzen, also die Gebrauchskunst im weitesten Sinne des Wortes. So verblüffend es im ersten Augenblick klingen mag, es ist doch unbestreitbare Tatsache, daß in der Musik die Oper in hohem Grade zu dieser Gebrauchskunst gehört. Sie ist als solche bewußte Gebrauchskunst ins Leben getreten, als eine Kunstform, die nicht aus dem innersten Drang einer Persönlichkeit geschaffen wurde, um dem von dieser Persönlichkeit ausgestoßenen Kunstgehalte zur Erscheinung zu verhelfen, sondern als eine Form, die bewußt gesucht und geschaffen wurde, um einem vorhandenen Verlangen nach dramatischer Unterhaltung zu genügen. Aus dieser Einstellung ist die Oper nicht herausgekommen bis zu Richard Wagner. Wohl aber hat sie sich in dieser Zeit zu einer ganz einzigartigen „Gelegenheit“ für Musik ausgebildet, für die es nur ein Seitenstück in der katholischen Messe gibt, die denn auch bezeichnenderweise in der Komposition eigentlich von der Oper abgelöst worden ist.

Erst bei Richard Wagner entstand die „notwendige“ Form des Musikdramas, als Notwendigkeit einer künstlerischen Persönlichkeit. Unsere Opernbühne leidet daran, daß unter dem ungeheuren Einflusse Richard Wagners auch alle jene nach dem Musikdrama streben, für die diese dramatische Ausdrucksweise keine innere Not ist. Da erhalten wir dann entweder eine neue problematische Form in der dramatischen Sinfonie, wie bei Richard Strauß' „Salome“ und „Elektra“, oder lebensunfähige Werke. Es ist sehr bezeichnend, daß die Vollblutmusikernatur eines Richard Strauß zuerst wieder die Rühnheit hatte, ganz offen mit der dramatischen Notwendigkeit zu brechen und ein Libretto lediglich als Gelegenheit für Musik anzusehen. Das ist bereits im „Rosentavalier“ der Fall, in noch weit höherem Maße in der „Ariadne“.

d'Albert ist von ganz anderer Seite her aus seinem Stilgefühl heraus am Musikdrama vorbei wieder zur Oper gekommen. Wir brauchen uns nur seinen Entwicklungsgang zu vergegenwärtigen. Wie in Liszt sind auch in dem am 10. April 1864 zu Glasgow geborenen d'Albert die Kräfte verschiedener Nationalitäten gemischt, und eine gewisse Internationalität, die sonst durch das heutige Virtuosenleben leicht anernzogen wird, hängt ihm von Natur an. Vielleicht darf man das beim deutschen Künstler seltene, fast objektive Verhältnis zur Form, das wir bei d'Albert sehen, mit dieser Blutmischung in Verbindung bringen. Im übrigen hat er sich allerdings ganz entschieden zur deutschen Musik bekannt, seitdem er als Sechzehnjähriger durch Hans Richter in die deutsche Schulung gebracht wurde. Franz Liszt betrieb die Ausbildung des Klavierspielers mit solchem Nachdruck, daß dieser schon in der Spielzeit 1882/83 seinen ersten Rundgang durch die Konzertsäle antreten konnte. Es wurde ein Triumphzug, und seitdem ist durch dreißig Jahre dem Klavierspieler d'Albert der Erfolg treugeblieben. Es steckt in ihm viel von der Universalität Liszts, und während nach des Einzigartigen Verabschiedung vom Konzertpodium die Klavierspielkunst in Bülow und Rubinstein die beiden gegensätzlichen Möglichkeiten so charakteristisch scharf erfahren hatte, brachte d'Albert seinerseits wieder eine höhere Einigung dieser Kräfte. Er hat genug vom Dithyrambiker Rubinstein, dem fessellos Dahinstürmenden, um gleich diesem den Zuhörer in einen Taumel des Selbstvergeßens stürzen zu können; aber vor der subjektiven Willkür des Russen schützt ihn sein außerordentliches Stilgefühl, das ihn zu einer Erkenntnis der inneren Bedingungen des Aufbaues und der äußeren Gesetze der Formgebung vordringen läßt, die an die Scharfgeistigkeit Bülows gemahnt. Aber niemals hat man bei d'Albert das Gefühl der Lehrhaftigkeit, mag er auch zuweilen in gewaltsam herausgehämmerten Bässen das harmonische Gerüst etwas aufdringlich hervorkehren. Man empfindet das in diesem kleinen, beweglichen Körper rasende Temperament um so beglückter, weil einem die im gewaltigen Schädel thronende Intelligenz eine Sicherheit gibt, daß hier ein tiefbringender Kunstverstand die Zügel zwar lodern, aber niemals verlieren kann. Und so kann der Klavierspieler d'Albert in jedem Sattel reiten. Er hat keine Spezialitäten: er spielt Chopin ebenso überzeugend wie Beethoven, wettet im funkelnden Glanz eines Lisztschen Konzertes in köstlicher Bravour, um gleich danach bei Brahms völlig in den Innenbau des fest umrissenen Saßgemäuers zu versinken. Es ist

immer wieder ein Hochgenuß, bei diesem Manne zu erleben, wie die Technik nur Mittel zum Zweck wird, und wie der hohe Zweck seine technischen Möglichkeiten steigert. Gerade in den letzten Jahren haben wir das immer wieder erfahren, wo d'Alberts seltenes Erscheinen im Konzertsaal die Befürchtung laut werden ließ, daß sein technisches Vermögen nicht mehr zureichen könnte. Er ist immer wieder der Sieger, und mag man einzelne unserer Klavierpieler nach der einen oder anderen Richtung hin ihm vorziehen, als Gesamterscheinung, als Meister des Klaviers schlechthin, steht der Fünfzigjährige noch immer ohne ebenbürtigen Nebenbuhler da.

Gerade weil ihm der Erfolg so von Anfang an zufiel, mußte es überraschen, bereits den Zwanzigjährigen mit gleich starken Anforderungen als Komponist auf dem Kampffelde erscheinen zu sehen. Schon im Jahre 1886 füllte er ganze Konzerte mit eigenen Kompositionen. Eine ganz von bachischem Geiste durchtränkte Klavier suite stand neben einem Klavierkonzert, das die Widmung an Liszt auch aus geistigen Dankbarkeitsgründen trug. Zwei Liederhefte rückten den jungen Meister in die Nähe Schumanns, eine Sinfonie stand auf der Linie von Brahms. Man mochte damals von jugendlicher Unselbständigkeit sprechen, immerhin mußte es verblüffen, daß zu einer Zeit, in der der Kampf zwischen den Richtungen Brahms und Liszt noch ingrimmig tobte, ein junger Mensch mit der gleichen Selbstverständlichkeit sich in beiden Lagern bewegte.

Es ist eigentlich mit d'Albert so bis heute geblieben, und so gewiß ein derartiger Eklektizismus nicht das Kennzeichen einer unbedingt eigenartigen und selbständigen Persönlichkeit ist, so sicher hat d'Albert auf der anderen Seite aus dieser Not (eine solche wird er übrigens selbst wohl kaum jemals empfunden haben) eine Tugend gemacht. d'Albert hat nicht den Stil seiner selbst, aber den Stil der Sache. Wie wertvoll diese Eigenschaft werden konnte, zeigt sich nicht in seiner „absoluten“ Musik. Dabei ist sein zweites Klavierkonzert in E-Dur von erlesener Schönheit, wuchtig die Fis-Moll-Sonate, fein empfunden in der Form viele der Klavierstücke; auch d'Alberts Streichquartette gehören zu den besten neueren Leistungen auf diesem Gebiete. Sein E-Dur-Konzert für Violoncello ist wohl die wertvollste Bereicherung, die die Literatur für dieses Instrument seit Brahms erfahren hat, und unter seinen Liedern, die das erste halbe Hundert längst überschritten haben, findet sich manche Perle. Aber die Bedeutung d'Alberts als Komponist ruht doch ausschließlich in seinen Opern.

Seitdem d'Albert 1893 mitten in der lebhaftesten Konzerttätigkeit die Welt mit dem musikalischen Märchen „Der Rubin“ überraschte, hat er mit einem vollen Duzend meistens abendfüllender Werke um den Ruhm des Opernkomponisten gerungen. Das ist schon rein technisch genommen eine so außerordentliche Arbeitsleistung, wie sie nur die leidenschaftliche Hingabe an ein Ziel zu vollbringen vermag. Und wenn wir bedenken, daß dem Klavierpieler d'Albert Ruhm, Beifall und Gold in Fülle zufließen, während er sich als Opernkomponist nur mühsam durchzusetzen vermochte, so müssen wir zugeben, daß hier eine starke Notwendigkeit am Werke ist. Das ist Beruf im höheren Sinne. Doch: — viele sind berufen und nur wenige auserwählt. Gehört d'Albert zu diesen?

Er hat bis jetzt zwei unbestrittene Erfolge gewonnen. „Tiefland“ (1903) gehört zu den anhaltendsten Publikumserfolgen seit Richard Wagner. Die kleinere „Abreise“ (1898) wird von allen Kunstverständigen als erlebener Lederbissen geschätzt. Schon diese beiden Werke liegen nach Inhalt und Form und künstlerischer Absicht denkbar weit auseinander. „Tiefland“ ist ein Spätling des Naturalismus, mit allen Brutalitäten eines gehekten Geschehens, aber lezterdings doch bestimmt durch aufwühlende innere Entwicklungen. Drei Menschen leben sich hier durch drei Akte rüchhaltlos aus. Für jeden von ihnen steht von Anfang bis zu Ende das ganze körperliche und seelische Sein auf dem Spiel. Es gibt hier keine mittlere Linie, andauernd prallen die heftigsten Gegensätze aufeinander. In der „Abreise“ sind es auch drei Menschen. Das Geschehen ist eine Alltäglichkeit und löst sich am Ende in ein Nichts auf. Haben wir dort „wilde“ Naturmenschen, so hier verfeinerte Angehörige der guten Gesellschaft. Jeder laute Ton, jede Maßlosigkeit ist verpönt, aber unter der kaum bewegten Oberfläche liegt ein tiefes Wasser, und der eigenartige Reiz beruht darin, daß die leichte Erschütterung, die die Oberfläche kräuselt, von unten herauf entsteht.

Der Musiker d'Albert spricht in diesen beiden Werken zwei völlig verschiedene Tonsprachen, trotzdem er in beiden Fällen durchaus zu einer Sprachmusik gezwungen ist, die bei der „Abreise“ in leichtem Konversationston, im „Tiefland“ in der ungezügeltten Aussprache eines erregten Empfindens sich bewegt. Das eigentlich Melodische, die geschlossene musikalische Form, ist hier wie dort kaum vorhanden. Aber in der „Abreise“ haben wir das durchsichtige Feingewebe einer fast kammermusikalisch geführten Orchestrierung, in die die Singstimme als gleichwertige Linie mit einbezogen ist. Im „Tiefland“ gibt das Orchester die Sinfonie dieses erschütternden Erlebens, während die Singstimmen einzig nach dem dramatisch wahrhaftigen Ausdruck der jeweiligen Situation streben.

Die „Abreise“ war 1898 erschienen. Entwicklungsgeschichtlich ist sie das bedeutendste Werk d'Alberts, weil sie den Weg zu einer Unterhaltungsooper vornehmer Art weist, die dabei doch nichts mehr mit dem Singspiel gemein hat, sondern aus den Bedingungen des modernen Sprachgesanges heraus gewachsen ist. Ihre Bedeutung liegt andererseits als Entwicklung gegen das Musikdrama Richard Wagners im lecken Aufgreifen eines Vorganges aus dem alltäglichen Leben und der geschickten Verkleinerung, sämtliche Ausdrucksmittel durchaus entsprechend dem kleinen Inhalt. d'Alberts erstes Werk, „Der Rubin“, hatte auf diesen Weg eigentlich schon hingewiesen, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn dieses melodisch reiche Spiel wieder einmal aufgeführt würde. Entschieden sind heute die Lebensbedingungen für diese feine Kunst günstiger, als vor zwanzig Jahren, wo wir entweder vom Naturalismus der Italiener überschrien wurden oder uns nur in der Riesenwelt Richard Wagners heimisch zu fühlen vermochten.

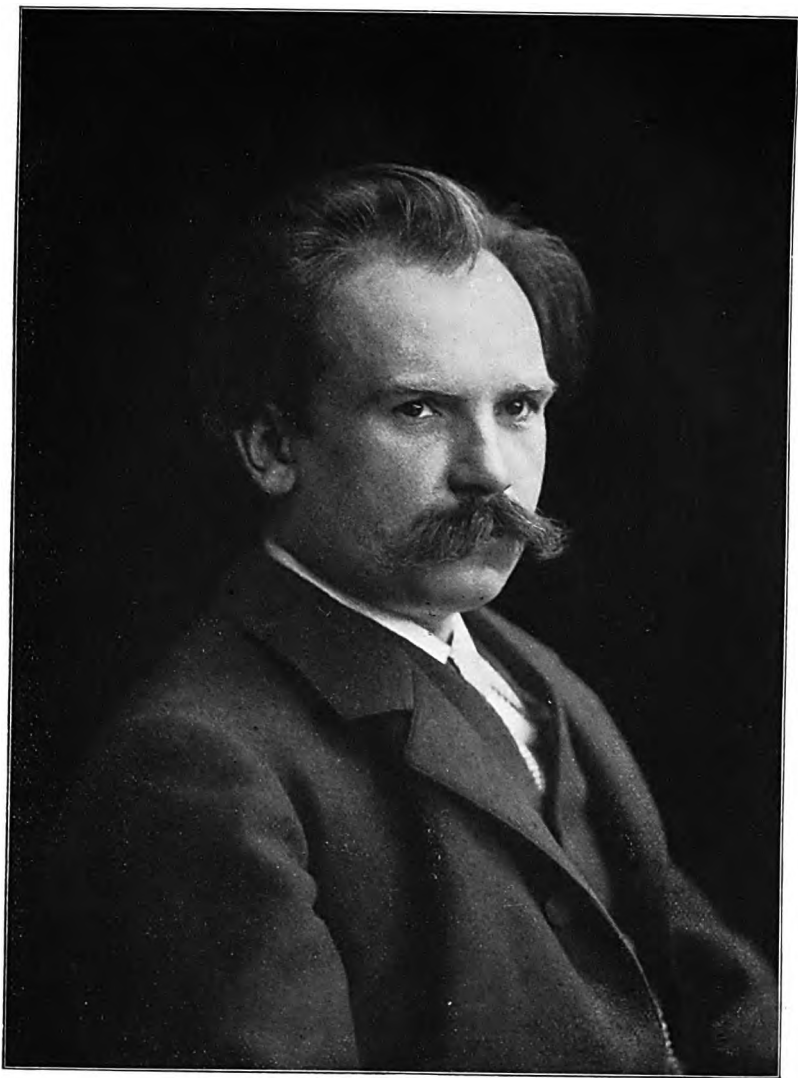
Mit einem lyrischen Drama „Ghismonda“ (1895) und der Heldenoper „Gernot“ (1897) hatte d'Albert seine persönliche Abrechnung mit Richard Wagner gehalten. Auf die „Abreise“ folgte das zweiaktige biblische Drama „Raim“ (1900). Die biblischen Stoffe eignen sich nicht für die Oper, weil der biblische Held zu sehr Werkzeug in der Hand Gottes ist. Das ist die Einstellung fürs Dra-

torium. Da die an sich wertvolle Dichtung Sulthaupts stark mit philosophischem Gehalte beschwert ist, ist es leicht zu begreifen, daß dieser „Rain“ trotz seiner hervorragenden musikalischen Werte, seiner tief schürfenden Charakteristik kein Publikumswert werden konnte. Es dürfte nicht zu schwer fallen, diese Oper in den Konzertsaal zu verpflanzen, wo sie der Teilnahme aller musikalisch Empfänglichen sicher wäre.

Das Hin und Her zwischen heiterem Spiel und ernster Tragik ist auch in den seitherigen Werken d'Alberts. „Der Improvisator“ (1902) zeigt eine unglückliche Mischung ausgelassen heiterer und etwas gewaltsam tragischer Elemente. Auch musikalisch vermögen beide nicht zusammenzukommen, was um so bedauerlicher ist, als beiderseits sich außerordentlich Wertvolles findet, für den Ernst in den leidenschaftlichen Freiheitsgefängen des „Improvisators“ (Tenor), noch charakteristischer aber in den hier zur Groteske und feinen Ironie gesteigerten lustigen Partien, unter denen die Trauerfeier für den Prinzen Karneval ein Meisterstück ist.

1903 erschien dann „Tiefeland“, und seither ist es d'Albert nicht mehr gelungen, einen vollen Bühnenerfolg zu gewinnen. Bei allen diesen Werken: „Tragaldabas“, „Jekyll“, „Die verschentte Frau“, „Die toten Augen“, liegt die Schuld beim Textbuch, während das köstliche Werkchen „Flauto solo“ (1905) auf Voraussetzungen aufgebaut ist, die das Publikum — gerade in der Oper die entscheidende Macht — nicht erfüllt. Aber es ist außerordentlich bezeichnend, daß d'Albert sich zu dieser auch an und für sich wertvollen Dichtung Hans von Wolzogens hingezogen fühlte. Es mußte gerade einen solchen feinen Stilempfänger reizen, die beiden grundverschiedenen Musikstile der italienischen und der deutschen Musik so aufeinanderprallen zu lassen, daß in ihrer Entwicklung geradezu die dramatische Bewegung liegt. Das Publikum freilich hält es mit dem Rechte des großen Kindes — es bejubelt, was ihm gefällt, und gefallen tut ihm zuallererst, was seinen Sinnen schmeichelt. In der Hinsicht kommt aber ein gut kopierter italienischer Stil nie zu kurz.

d'Albert ist nun fünfzig Jahre alt. Aber so reich das Lebenswerk ist, das hinter ihm liegt, haben wir ihm gegenüber das Gefühl der Jugend. Er ist entschieden ein Aufsteigender, auf den wir mit sicherer Erwartung blicken. Wir wissen zuversichtlich, daß, wenn ihm das Glück ein wirklich günstiges Libretto in die Hand spielt, wir auch eine wertvolle — Bereicherung des Opernspielplans bekommen werden. Das ist gewiß nicht das Höchste. Aber es ist das, was uns am meisten not tut. Noch einmal: die Oper ist keine notwendige Kunstgattung aus der Persönlichkeit eines Künstlers heraus, und der Musikdramatiker in der Art Richard Wagners ist bis heute der Menschheit nur einmal beschieden gewesen. Aber wenn wir so vom höchsten Standpunkte aus die Form der Oper aus der Reihe der höchsten Kunstformen ausschalten müssen, für unser Leben bleibt sie eine der wertvollsten Kunstformen. Keine zweite findet so viele Sinne des Menschen empfangsbereit. Darum vermag auch keine zweite so starke Eindrücke zu hinterlassen, und darum ist es so außerordentlich wichtig, daß diese einzigartige Gelegenheit zu künstlerischem Genuß in gutem Geiste und mit wertvollen Mitteln ausgenutzt wird.



Ⓟ

Larghetto.

(Tiefland)



Eugen & Albert.
Digitized by Google

Es liegt im Wesen der Künstlernatur, nach dem Höchsten zu greifen, und ein Hauch vom Geiste der Ewigkeit umwittert alles künstlerische Schaffen. Hier ist die Größe, aber auch die Tragik des Kunstschaffens. Denn nur den wenigen überreich Begnadeten ist es beschieden, diese Dauerwerte zu leisten. Es war einer dieser Ewigen, der mit voller Überzeugung sagte, daß, wer den Besten seiner Zeit genug getan, für alle Zeiten gelebt habe. Auch die Besten einer Zeit tragen in sich das Verlangen nach einer Kunst, die heiteres Spiel und Verschönerung ist des Daseins, und nicht umgestaltende Macht des Lebens zu sein braucht. Es ist entschieden vom sozialen Standpunkte des Beglückens der Menschheit eine der edelsten Aufgaben, diese Seite des Kunstverlangens zu erfüllen. Es gehört dazu beim schöpferischen Künstler nicht nur ein großes Können, sondern auch ein eindringendes Wissen und eine weise Selbsterkenntnis. In dem Augenblick, in dem wir erkennen, wie wir begrenzt sind, werden wir frei. Ich habe bei keinem unserer schaffenden Musiker so sehr das Gefühl, daß sie sich durchaus klar sind über die ihnen verliehenen Kräfte und daß sie mit scharfem Verstande so genau erkannt haben, wie sie diese Kräfte im Dienste der Kunst und vor allem der künstlerischen Lebensgestaltung nutzbar machen können, wie bei Eugen d'Albert. Darin liegt ein Wert, von dem wir nicht dringend genug wünschen können, daß er vorbildlich wirke.



Zur Notenbeilage

(Robert Volkmann)



o eifrig unser Musikverlag an der Arbeit ist, so ist doch die Art der sogenannten Editionen (Peters, Breitkopf & Härtel, Steingräber, Litolff Universal usw.) in der Ausnutzung des Erdschens der gesetzlichen Schutzfrist nicht so geschickt, wie die Verleger der bekannten Klassikerausgaben. Nicht als ob zu wenig geschähe, das wird man angesichts des nachgerade lächerlichen Gerennes um die Werke Richard Wagners nicht sagen können. Aber es wird hier bei weitem nicht so systematische Arbeit geleistet, wie im Buchverlag. Bedeuteten doch eigentlich die acht Bände „Klassiker der Tonkunst“, die die Universal-Edition in Wien herausbrachte, in dieser Art der Verbindung des musikwissenschaftlichen Wortes und Bilderschmudes mit dem Text eine Neuerscheinung. Naturgemäß galt sie den altbewährten Klassikern, also gerade jenen Musikern, über die jede Musikgeschichte ausreichend unterrichtet, mit deren Biographie sich ja wohl auch jeder Liebhaber bereits beschäftigt hat.

Aber gerade auf musikalischem Gebiete verlangt es den Spieler immer wieder nach Neuem, und der Hausmusik erwächst kein grimmigerer Feind, als die Langeweile. Weil sie in der ungeheuren Literatur sich nicht zurecht finden, verfallen auch an sich gut angelegte Spieler zu leicht der Schundliteratur, die vom Tageserfolge aufgedrängt wird. Gewöhnlich sind auch die Werke jener tüchtigen Musiker, die andauernde Liebe und Beachtung verdienen aber sich nicht im Vordergrund des Musiklebens zu behaupten vermögen, in zahlreichen Einzelausgaben bei den verschiedensten Verlegern zerstreut. Von der Unübersichtlichkeit und Unbequemlichkeit abgesehen, ist der Erwerb dieser Einzelausgaben sehr teuer. Werden nun solche Komponisten „frei“, so bringen ja die „Editionen“ auch billigere Ausgaben, aber in der Regel besitzen diese nur aus Neudrucken des in dem betreffenden Verlage schon längst Erschienenen, statt aus einer sorgfältigen Auswahl des Gesamtwerkes.

So sind gerade in den letzten Jahren einige Komponisten frei geworden, deren Werke fürs Haus reiche Ausbeute bieten: Wilhelm Jensen, Franz Kullat, Joachim Raff und Robert Volkmann. Von Jensen ist bei dieser Gelegenheit sehr vieles erschienen, aber eine Ausgabe in einem stattlichen Bande, der eine gut unterrichtende Einführung hätte und so wirksam für den immer noch nicht genug bekannten Komponisten würde, fehlt darunter. Bei Joachim Raff würde ein solcher Herausgeber besonders viel zu tun haben, weil gerade hier unter der Überfülle des Materials eine streng sichtende Auswahl not tut. Eine solche, die auch vor der Mitteilung von Bruchstücken einzelner umfangreicher Werke nicht zurückschrecken würde, könnte aber geradezu einen Schatz für das musikalische Haus heben.

Diese etwas mehr wissenschaftlich und vom musikalgeschichtlichen Standpunkte aus angelegene Art der Neuauflage müßte nun endlich auch vom Musikverlag systematisch angegriffen werden. Ich glaube, es wäre damit auch ein Mittel gegeben, der üblichen Einseitigkeit unseres heutigen Musizierens entgegenzuwirken. Wenn solch eine Musikersausgabe in derselben Art erschiene, wie bei Dichtern, so daß der eine Band Klavierstücke, ein anderer Lieder, ein dritter Kammermusikwerke, andere entsprechende Bearbeitungen der Werke in größeren Instrumentalformen und Opern brächte, und solche Ausgaben nur als Gesamtes abgegeben würden, würde sich ganz von selbst der Käufer eingehender mit der Gesamttätigkeit dieser Musiker beschäftigen, immer vorausgesetzt, daß durch die Art der Einführung und die ganze Aufmachung die Lust zu dieser Tätigkeit geweckt würde. —

Das Jahr 1914 hat nun auch das Freiwerden der Werke Robert Volkmanns gebracht, der am 30. Oktober 1883 gestorben ist. Ein Menschenalter hatte er zu Pest gelebt, wo er auch Professor an der Landesmusikakademie war und sich äußerlich wohl nur allzu sehr dem Ungarum anpaßte. Er war am 6. April 1815 zu Lommasch in Sachsen geboren und hatte den Lehrerberuf bald mit dem des Musikers vertauscht. Es hätte der persönlichen Berührung mit Robert Schumann nicht bedurft, um ihn in die Gefolgschaft dieses einflußreichen Romantikers zu bringen, denn Volkmann erlag wie alle Romantiker dem merkwürdigen Zauber dieses Poeten. Immer aber ist er der Selbständigste in diesem Kreise. Eine knorrige und knurrige Natur. Seine einst viel aufgeführten Sinfonien (D-Moll, B-Dur) werden heute kaum noch gespielt, gelegentlich hört man seine von echter Poesie durchwehten und hier und da glücklich humoristischen Serenaden für Streichorchester, besonders das Opus 69 mit der hervorragenden Violoncellostimme. Auch das für dieses in der Musikkultur nicht allzu reich bedachte Instrument geschaffene Konzert (op. 32) kehrt häufiger wieder, ebenso die lebhaft zupadende Ouvertüre Richard III. Nicht genug beachtet ist die Kammermusik, wo eigentlich nur die beiden prachtvollen Klaviertrios in F-Dur und B-Moll zum festen Bestand gehören. Aus den Liedern ließe sich eine geschickte Auswahl treffen.

Für die Hausmusik besonders wertvoll ist seine Klaviermusik, und da freue ich mich, daß der Verlag der Kollektion Littolf in Braunschweig mit einer Reihe gut besorgter Neuauflagen aufwartet, die unter den Nummern 2560—2568 in der ausgezeichneten Ausstattung dieser Sammlung erschienen sind. Die vier ersten Nummern bringen die zweihändige Ausgabe des „Musikalischen Bilderbuches“, der „Wanderstizzen“, der „Lieder der Großmutter“ und der ungarischen Dichtung „Wisegrad“. Mit Ausnahme der letzteren, die etwas über dem Mittelmaß der Schwierigkeit steht, sind alle diese Stücke leicht zu bewältigen, voran die „Lieder der Großmutter“ und das „Musikalische Bilderbuch“. Freilich zum Herunterschubdern sind sie nicht, dafür stecken zu viele rhythmische und harmonische Feinheiten darin, die andererseits auch dem gewandten Spieler diese kleinen Werkchen interessant machen. Nr. 2564 bringt als Volkmann-Album sieben ausgewählte Stücke aus den vorher genannten Sammlungen, die vier letzten Nummern bringen vierhändige Werke, darunter das „Musikalische Bilderbuch“ und „Wisegrad“, und dann noch weiter sieben „ungarische Stizzen“ und „die Tageszeiten“. Das vierhändige Klavierpiel wird ja leider jetzt so schwer vernachlässigt; der Sport hat sich

gerade dieser so fruchtbaren musikalischen Übung besonders feindlich gezeigt, weil die jungen Leute beiderlei Geschlechts jetzt nicht mehr des musikalischen Vorwandes brauchen, um so nahe zusammenzukommen. Hoffentlich kommen die Musikliebhaber im Laufe der Zeit dahinter, daß das vierhändige Klavierspiel nicht bloß zu dem gewiß ja nicht zu unterschätzenden Zwecke der Heiratsstifterei erfunden worden ist, sondern ein ungemein reizvolles Musizieren darstellt. In derselben Sammlung sind dann auch noch das Violoncello-Konzert in A-Moll und die beiden Trios von Volkmann erschienen. Die Preise aller dieser Ausgaben bewegen sich zwischen 50 S. und 1,80 M.

Hoffentlich verlaßt die Probe, die die Musikbeilage dieses Heftes von den Klavierstücken Volkmanns bringt, recht viele unserer Leser zur Anschaffung dieser Hefte, die, von Schulze-Biesanz aufs sorgfältigste herausgegeben, sich auch als vorzügliches Unterrichtsmaterial empfehlen.





Staatliche Rettungsaktion für Ehrlichs Salvarjan

In einer halbamtlichen Auslassung hat die Regierung zu der Frage der Salvarjan-Todesfälle und -Schädigungen erneut Stellung genommen. Diese in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte Erklärung vervollständigt in höchst unerfreulicher Weise den Eindruck, den man bereits aus der Haltung des Regierungsvertreters im Reichstage gewonnen hat. Statt nämlich eine gewissenhafte Prüfung der von den verschiedensten Seiten und unter Berufung auf das Urteil zahlreicher Fachleute erhobenen Anklage gegen die Salvarjantherapie nach allen Richtungen hin anzubahnen — wie das die Aufgabe einer Reichsbehörde hätte sein müssen —, glaubte sich das Reichsgesundheitsamt mit der hochfahrenden Erklärung begnügen zu dürfen, daß „zu einem Eingreifen in die Prüfung des Mittels durch die berufenen Männer der Wissenschaft und der Praxis kein Anlaß vorliegt“. Damit stellt sich die oberste Medizinalbehörde selbst unbewußt ein Armutszeugnis aus, indem sie sich als richterliche Instanz ausschaltet. Freilich kann man nicht gleichzeitig Richter und Verteidiger sein, und das Reichsgesundheitsamt hat sich seine Rolle selbst gewählt, da es die Ehrenrettung des Salvarjans mit allen Mitteln betreibt, ohne den gegnerischen Einwänden irgendwelche Beachtung zu schenken. „Die Nachrichten über angebliche Salvarjan-Todesfälle“, so wird uns in der „Nordd. Allgem. Ztg.“ diktatorisch kundgetan, „haben sich der überwiegenden Mehrzahl nach

anderweitig aufgeklärt“. Was das Reichsgesundheitsamt zu einer solchen Annahme berechtigt, auf welche Weise es zu diesem Ergebnis gelangt ist, darüber verlautet kein Sterbenswörtchen. Es lehnt lediglich die abgegriffene Behauptung wieder, daß die Krankheit selbst an allem schuld sei — eine Behauptung, die dem Publikum von dem Ehrlich-Syndikat so oft und nachhaltig versichert worden ist, daß man wirklich begierig sein durfte, aus dem autoritativen Munde der Regierung selbst nun endlich die nötigen Beweise zu erfahren. Aber das Reichsgesundheitsamt denkt offenbar nicht im entferntesten daran, zu beweisen, sondern lediglich zu beschwichtigen und zu dämpfen. Die maßgebenden Stellen gebärden sich in ihrem Feuereifer, die Erfindung Prof. Ehrlichs in den Augen der Öffentlichkeit zu rehabilitieren, sogar noch päpstlicher als der Papst, denn selbst enragierte Ehrlichfreunde haben Todesfälle und Schädigungen infolge Salvarjan zugeben müssen. Aus der Regierungserklärung aber gewinnt man den Eindruck, als ob es sich gar nicht lohne, von derlei kleinen „Entgleisungen“ zu reden.

Einzig und allein über den Frankfurter Fall, der ja angeblich noch die Gerichte beschäftigten soll, wartet die Regierung in offenbar vorbereitender Weise mit handgreiflichen Ziffern auf. Diese Ziffern sind, wie uns die Nordd. Allg. Ztg. harmlos verrät, festgestellt in einer unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Kirchner, Ehrlichs Freund und Förderer, am 4. April im Rathaus zu Frankfurt a. M. abgehaltenen Sitzung, zu welcher der Oberbürgermeister

und der Polizeipräsident von Frankfurt sowie die Ärzte der dermatologischen Abteilung und Erz. Ehrlich selbst teilgenommen haben — also lediglich diejenigen Personen, gegen die sich die seinerzeit erhobenen Angriffe richteten! Daß diese „Aufklärungskommission“ freiwillig irgend ein Verschulden ihrerseits niemals zugeben wird, muß selbst einem unmündigen Kinde ohne weiteres einleuchten, und über den Wert solcher „Feststellungen“ ist wohl kaum ein Wort zu verlieren; sie dienen ausschließlich dazu, die öffentliche Meinung zu chloroformieren und beleuchten aufs grellste die durchaus einseitige Stellungnahme der Regierung in der Salvarsanfrage.

Bedauerlich ist es auch, daß die oberste Medizinalbehörde es vermieden hat, auf die finanzielle Seite der Angelegenheit einzugehen. Es ist unwidersprochen festgestellt worden, daß das Kilo Salvarsan für etwa 8 Mark hergestellt und für 10 000 bis 12 000 Mark vertrieben wird. Diese haarsträubende Differenz zwischen Herstellungs- und Vertriebspreis müßte selbst dann als eine maßlose Bewucherung des Volksvermögens bezeichnet werden, wenn Ehrlichs Mittel wirklich das „hyperideale“ wäre, als das es von seinen Anhängern gepriesen wird. Die Regierungsnotiz erwähnt beiläufig, daß allein im Städtischen Krankenhaus zu Frankfurt a. M. 11 000 Menschen mit Salvarsan behandelt worden sind. Nehmen wir an, es kämen auf je einen Patienten nur drei Spritzen der niedrigsten Dosis von 0,3 Gramm à 5.70 Mark, so ergibt sich, daß in einem Zeitraum von knapp 3½ Jahren am Städtischen Krankenhaus zu Frankfurt a. M. für rund 200 000 Mark Salvarsan verspritzt worden ist! In Wahrheit wird die Summe viel höher sein. Die Universitätsklinik zu Kiel hat eingestandenmaßen 10 000 Patienten behandelt. Und nun stelle man sich die Unsummen vor, die an sämtlichen deutschen Kliniken und Krankenhäusern für ein Präparat ausgegeben werden, gegen dessen Heilkraft die schwersten Bedenken vorliegen!

Und die Schreckensstatistik geht weiter! Jetzt beginnt auch das Ausland mißtrauisch

zu werden. Aus England, Wien und Brüssel werden Todesfälle gemeldet. Der Brüsseler Todesfall gewinnt insofern Bedeutung, als er ein gerichtliches Nachspiel haben wird, da die Angehörigen des durch Salvarsan getöteten Patienten Entschädigungsansprüche geltend gemacht haben. Im Country-Hospital zu Newyork haben sich sieben Todesfälle ereignet, die von der Ehrlich-Presse auf „unechtes“ (?) Salvarsan zurückgeführt werden. Es dürfte auch interessieren, daß der Sanitätsbericht für die Rgl. Preuß. Armee für 1911 auf Seite 122 bemerkt, daß in allen Lazaretten Salvarsan-Infusionen gewisse Nebenerscheinungen, wie Fieber, oft mit Schüttelfrost, Übelkeit, Erbrechen, Durchfall, gezeigt haben — die charakteristischen Zeichen für Arsenvergiftung. Ein Husar bekam Nierenentzündung. Aber Todesfälle, die auf Salvarsan-Einspritzungen zurückgeführt werden, ist aus Berlin, Mainz und Hildesheim berichtet, zum Teil erfolgte der Tod einige Stunden nach der Einspritzung. Wie wir ferner in der Lage sind mitzuteilen, enthält der noch nicht gedruckte Bericht für das nächste Jahr vier weitere Todesfälle. Was sagt der Herr Kriegsminister dazu?

Vielleicht gibt man uns auch Antwort auf die indiskrete Frage, warum sich die medizinische Klinik in Göttingen von den Patienten folgenden Revers ausstellen läßt: „Ich erkläre hiermit, daß ich anstatt der Schmierkur mit Quecksilber die Einspritzung mit dem neuen Ehrlichschen Mittel 606 verlange und die Klinik für eventuelle schädliche Folgen nicht verantwortlich mache. Es ist mir außerdem geraten worden, mich bei dem Wiederauftreten von Krankheitserscheinungen sofort einer gründlichen Quecksilbertur zu unterziehen.“?

Das alles sind Tatsachen, die widerlegt, Fragen, die beantwortet werden müssen. Da die Regierung versagt, tue der Reichstag seine Pflicht. Auf mehr Zeichen warten, heißt auf mehr Leichen warten!

*

Das Ende der Kabinettsorder

Die neuen Verordnungen über den Waffengebrauch des Militärs sind nun bekannt gegeben worden. Oberst von Reuter glaubte sich zu seinem Vorgehen berechtigt und verpflichtet durch eine aus dem Jahre 1820 stammende Kabinettsorder, in der es heißt:

„... Findet der Militärbefehlshaber bei Beobachtung des Auftritts nach Pflicht und Gewissen, daß die Zivilbehörde mit der Requisition um Militärbeistand zu lange zögere, indem ihre Kräfte bereits nicht mehr zureichen, so ist er befugt und verpflichtet, auch ohne Requisition der Zivilbehörde einzugreifen und den Befehl, dem diese sich zu fügen hat, zu übernehmen.“

In der von der „Norddeutschen“ mitgeteilten Neuregelung aber heißt es:

„Beim ‚staatlichen Notstand‘ ist das Militär auch ohne Aufforderung der Zivilbehörde selbständig einzutreten befugt und verpflichtet, wenn in Fällen dringender Gefahr für die öffentliche Sicherheit die Zivilbehörde infolge äußerer Umstände außerstande ist, die Anforderung zu erlassen.“

„Also nur“, stellt die „B. Z.“ fest, „wenn die Zivilbehörde etwa belagert und von dem Verkehr mit der Militärbehörde abgeschlossen, oder wenn die Beamten gefangen oder getötet sind, darf der militärische Befehlshaber einschreiten, jedoch nicht, weil die Zivilbehörde nach seiner Ansicht zu lange zögert. Damit ist der prinzipielle Streit, der sich über die Abgrenzung zwischen Militär- und Zivilgewalt in Zabern angeschlossen, zugunsten der Zivilgewalt entschieden: Dem militärischen Befehlshaber steht ein Urteil über die Haltung der Zivilbehörde und eine Entscheidung gegen sie nicht zu. — Hätte man jenen bald hundertjährigen Rückstand schon früher beseitigt, dem Oberst von Reuter, der Stadt Zabern und dem Reiche wäre — vielleicht — ein gut Teil des ganzen Konflikts, der ganzen Affäre erspart geblieben.“

Wenn es an sich auch keiner ausdrücklichen „Beseitigung“ der antiquierten Kabinettsorder bedurfte, weil sie (aus bis zum Überdruß dargelegten Gründen) ohnehin rechtsungültig

war, verdient es doch Anerkennung, daß dies nun auch von den maßgebenden Stellen bestätigt wird. Wie es auch sonst erfreulich wirkt, daß man an diesen Stellen anscheinend nicht gewillt ist, aus dem Fall Zabern die von gewissen Seiten geheißenen „Konsequenzen“ einer Politik des „Alles kaputtschlagens“ zu ziehen. — Was alles beweist, daß der Türmer mit seiner Stellung in der ganzen Frage von Anfang so beraten war, wie es die Reichsregierung heute ist.

Auf welcher Seite stehen aber nun die betrübten Lohgerber?

*

Kronprinzenprozesse

In den letzten Wochen sind nicht weniger als vier deutsche Publizisten wegen Kronprinzenbeleidigung hintereinander weg verurteilt worden. Darunter zwei zu Gefängnisstrafen von drei und sechs Monaten. Wenn es statt der Monate ebenso viele Wochen wären, würde es auch genügt haben. Straßlos konnten Beleidigungen wie die von Hans Leuß nicht bleiben, aber — sechs Monate Gefängnis? Das ist im Verhältnis zu der sonstigen Rechtsprechung in Strafsachen ein bißchen viel! Man bedenke, wieviel Kriminalverbrechen schwerster und schimpflichster Art man für sechs Monate begehen darf! Und dann sind's oft nicht einmal sechs Monate. — „Hat das Gericht auch nur einen Blick auf das geworfene, was der Kronprinz als Tatbestand beisteuerte?“ fragt Ulrich Kaufher im „März“. „Kann man eine Kritik verbammen, ohne die kritisierten Dinge in die Betrachtung einzubeziehen? Billigt das Gericht die Telegrammatis des Kronprinzen so unbedingt, daß es in den Funkenprüchen des Hohen Herrn nicht einmal mildere Umstände für den Angeklagten entdeckte? ...

Und schließlich: hat das Gericht einen Augenblick an die politische Überzeugung der Angeklagten gedacht, die der Kronprinz von den ‚Elenden‘ bis zu ‚Immer feste drauf‘ in jeder Weise verletzt hat? Ist es angängig, daß ein junger Offizier, der die Welt meistens durch das Sittergeflecht eines Tennisspielers ansieht, plötzlich in den politischen Kampf sich

einmisch, Porzellan nach allen Richtungen zerflägt und schließlich durch den Staatsanwalt die Fische von der Gegenseite einziehen läßt? Eine merkwürdige Art, Kritik zu üben und Kritik zu knebeln, wenn man selbst bravo! ruft und den antwortenden Zischer abführen läßt. Die Kronprinzenprozesse scheinen die Stelle der Majestätsbeleidigungsprozesse einnehmen zu sollen, seit diese unter Einwirkung des gesunden Menschenverstandes abgenommen haben. Eine Gesinnung zu haben und sie scharf und mutig auszusprechen, ist unmöglich, sobald der Herr in Frage kommt, der die Ansichten Herrn von Oldenburgs frisch in alle Welt telegraphiert und dann vergnügt zum Sechstagerennen fährt, während der Staatsanwalt die Geschichte aufpußt. Entweder Sechstagerennen oder Politik; aber nicht beides durcheinander . . .“

Das sind sehr unangenehme Erörterungen, die aber durch noch so hohe Strafen nicht aus der Welt geschafft werden. Es gibt dazu ein viel einfacheres Mittel: etwas mehr Zurückhaltung üben. Auch des Kronprinzen Vater hat sie sich auferlegt, und das war — der Kaiser. Es hat seinem Ansehen nicht geschadet.

*

Scharf?

3u einem ausländischen Blatte („Neue Zürcher Ztg.“) muß man greifen, um diese Feststellung zu lesen:

„Die ‚Rote Woche‘ ergab für die Sozialdemokratie Deutschlands, welche Silvester 1913 genau 991 312 eingeschriebene Mitglieder zählte, 140 096 neue Parteigenossen für die Organisation und 82 537 neue Abonnenten für ihre Parteipresse. Als Mitgliederbestand der freien Gewerkschaften dürften zum 1. April 1914 etwa 2 650 000 Genossen in Ansaß gebracht werden. In Preußen ist die Zunahme der zielbewußten Eingeschriebenen kolossal, in Süddeutschland mäßig, das Großherzogtum Baden vollends erweist sich für die klassenkampfbewußte Sozialdemokratie als Verfälscher.“

Preußen „bekämpft“ die Sozialdemokratie bekanntlich am „schärfsten“, Süddeutschland

im Durchschnitt weniger „scharf“, Baden im besonderen am wenigsten „scharf“.

Oder sollte vielleicht in Wirklichkeit Baden die Sozialdemokratie — am schärfsten bekämpfen? Warten wir weitere — Tatsachen ab.

*

Gesundbeter oder Verbrecher?

Nach Aufschu Buße mußte noch ein zweites Menschenleben, das Fräulein Arnould, der Gesundbetelei zum Opfer fallen! Endlich hat nun auch die Staatsanwaltschaft den Entschluß gefunden, in dies verbrecherische Treiben hineinzugreifen. Hoffen wir mit der „Post“, daß die aufsehenerregenden Feststellungen, die schon jetzt in der Voruntersuchung gegen einige Gesundbeterinnen gemacht worden sind und bis zur öffentlichen Gerichtsverhandlung wohl an Peinlichkeit gewinnen werden, Anlaß geben, unbarmherzig in die Löcher und Schlupfwinkel einer Sekte hineinzuleuchten, die wohl mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen hat. (Wenn anders das Wort „Gewissen“ in diesem Zusammenhang noch möglich ist.) Freiheitsberaubung, Erpressung, Erbschleicherei, Untreue, Betrug auf der ganzen Linie — das sind etwa die Stichworte, auf die man das Gesundbeterium bringen kann. Wie strupellos die Gesundbeter zu Werke gehen und wie wenig sie Gefühle, Selbstbestimmungsrecht und Willensäußerungen ihrer Patienten achten, geht ja mit beängstigender Deutlichkeit aus der Isolierung, ja man kann sagen: Einkerkelung der Frau Aufschu Buße hervor. Der Zweck dieses Verfahrens ist durchsichtig; vor allem sucht man den Patienten von allen irgendwie gearteten Einflüssen abzuschließen. So gerät er ganz in die Gewalt seiner frommen Peiniger. Hat man ihn erst so weit, dann ergibt sich alles Weitere von selber. Dann läßt sich leicht erpressen und erbschleichen. Man bedenke schließlich eines: es war die lebensprühende, lebenspendende Frau Buße, die in dieses grobe Gatt fiel. Ein echtes, warmblütiges Theaterkind. Ein Mensch also, der vielerlei gesehen und erlebt hat. Dem macht

man so leicht kein K für ein U vor. Und doch erlag sie den augenauffschlagenden Einflüsterungen der Gesundbeterinnen. Wie leicht mögen erst schwache Charaktere diesen frommen Sirenen erliegen! Wie gefährlich muß diese Sekte erst ungebildeten Personen werden! In der Tat: hier tut ein scharfes Messer not. Es ist nachgerade Zeit, daß der Gesellschaftskörper von diesem Geschwür der Gesundbeterie befreit und gereinigt werde. Zumal die Dummheit ansteckender ist als die Wissenschaft.

*

Unseren „Herrenmenschen“ ins Stammbuch

Nach dem Ausbruch der Revolution in Wutschang, so erzählte der chinesische Premierminister Jüngsiling unserem Missionar Pfr. D. Wilhelm, waren südlich vom Yangtse schwere Kämpfe. In Anbetracht der großen Zahl von Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfeld organisierten viele der von Japan zurückgekommenen Studenten eine Gesellschaft vom Roten Kreuz, um sich auf die Schlachtfelder zu begeben und die Verwundeten zu retten. Ich wurde eingeladen, bei der Gründung dieser Gesellschaft behilflich zu sein. Neunundsechzig Leute entschlossen sich, die gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Zu jener Zeit trafen zahlreiche Telegramme von den Schlachtfeldern ein, daß die Kämpfe stets sehr verzweifelt seien und eine große Zahl der Beteiligten fielen. Sofort begannen die Herzen der Leute zu wanken und nur etwas mehr als dreißig von denen, die zu gehen versprochen hatten, brachen auf. Als wir das Schlachtfeld erreichten, fand ich, daß nur neunundzwanzig fest geblieben waren. Ich war sehr erstaunt und ließ die Sache untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß diese neunundzwanzig Leute Christen waren. Bei dieser Gelegenheit habe ich eine wichtige Erfahrung gemacht, es ist die, daß, wenn wir als Nation bestehen wollen, wir Leute dieser Art nicht entbehren können.

„Daß unter diesen gebildeten jungen Männern nur die Christen den Mut

hatten, in den Kampf zu gehen, diese Tatsache“, bemerkt Missionar Wilhelm in der „Tägl. Rundschau“, „redet lauter, als viele Zahlen, die die Größe der Gemeinden aufweisen sollen. Wird man in Deutschland nun noch daran zweifeln, daß die Missionsarbeit nötig ist und daß sie große Erfolge erreicht?“

Und wird man — die Frage ist wohl noch mehr am Platz — in Deutschland immer noch einem Nietzsche nachbeten, daß das Christentum eine Religion der Feigheit und Schwäche, der Entartung und Entmannung, seine Moral seine „Sklavemoral“ sei? — Eine Anschauung, die sich nur bei Nietzsche selbst aus seiner ganz persönlichen, ästhetischen „Umwertung aller Werte“ begreifen läßt, bei dem Durchschnitt seiner Jünger aber nur leichte Nachschwägerei und großmannsfüchtige Selbstbepiegelung ist. Wer möchte sich heute nicht als „Herrenmensch“ fühlen! Wenn's das Portemonnaie und — die Polizei erlaubt.

*

Abresch

Der juristische Scharfsinn neigt bei jedem bestehenden Gesetz dazu, eins zu vergessen: zu welchem Zweck es geschaffen wurde und zu was es dienen soll. Hört man dann auslegen, am Buchstaben tisteln, mit Definitionen und Distinktionen weitab von der Sache geraten, so kann einen ein Stauen antommen, mit der klarsten Streitlage etwa in einen Prozeß verwickelt zu werden.

Bei der Verhaftung des bayerischen Abgeordneten Abresch auf badischem Boden wegen Betrugsverdacht war es eine der wunderbarsten mit unterlaufenden Auslegungsblüten, daß von Rechts wegen alle Parlamentarier der Einzelstaaten im ganzen Deutschen Reich immun sein mußten.

Die Immunität wurde geschaffen, damit nicht eine böse Staatsregierung ihr unbequeme Abgeordnete mit politischen Gründen oder mit Scheingründen einfach festsetzen oder gar justizmorden kann. Formal und auch vernunftgemäß begrenzt sich dieser Schutz auf den Machtbereich des betreffenden Staates. Heute ist er eine bloße Fiktion geworden, eine Formalität mehr. Wenn ein Verhafteten-

lassen, um einen Oppositionsmann weniger zu haben, ist längst nicht mehr denkbar und wäre das geeignetste Mittel, die Opposition zu vervielfältigen. Prozesse und Haftbefehle gegen Abgeordnete geschehen durchweg gerichtlich, auf Grund der Gesetze, und wesentlich um Privatdelikte. So würde es ein Nonsens sein, die bloßen Aufenthalte und Scherereien, die die heutige Wirkung der Immunität sind, noch dadurch künstlich zu vermehren, daß man dies überlebte Privileg jedem, der irgendwo Parlamentarier ist, in sämtlichen Bundesstaaten gewährt.

-h.

Rein König auf Freibillet

Ballin I. R. hat dem König von Bayern, dem „anlässlich“ seiner Thronbesteigung besonders Vielbeachteten, die Freifahrt nach Amerika angeboten, natürlich auf einem demnächstigen, der Beachtung wieder besonders bedürftigen Riesenschiff. Der König, dessen menschliche Einfachheit so viel hervorgehoben wird, hat dankend sagen lassen, er habe sich entschlossen, solche Reise nicht zu unternehmen. Daß es noch diese einfache Selbstachtung gibt, ist freilich wieder einmal ein arger — bayrischer Partikularismus.

Prämierter Vogelmord

Der Elßässische Fischereiverein bringt zur öffentlichen Kenntnis, daß für das Töten von Fischreihern 2 M., für junge Fischreihern 1 M., für Eier der Fischreihern 0,30 M. Prämie das Stück im Bezirk Unterelsaß gewährt werden. Für die Tötung von Eisvögeln und Tauchenten werden keine Prämien bezahlt [jedoch ist sie erwünscht, darf man vielleicht hinzufügen!].

Was hilft da die Anlage von einigen wenigen Naturschutzgebieten, wenn anderwärts die Vernichtung solcher bereits selten gewordener Tiere wie Fischotter und Fischreihern von einer Interessentengruppe angestrebt wird? England hat in jüngster Zeit sogar die Einführung von Reihern verboten. Im Unterelsaß setzt man dagegen Schutzprämien aus! Wäre hier nicht

einmal das Beispiel des Auslands nachahmenswert? Wir ahmen ja Schlechtes genug nach! Warum nicht mal zur Abwechslung Gutes?

Dr. F. E. S.

Im Zeitalter der Rechtsgleichheit

Der kranke Graf Mielschynski wurde von Geschworenen freigesprochen. Der kranke Bergmann Christian Kuntel, der daran zweifelte, noch für den Unterhalt der Seinigen zu sorgen, deshalb mit ihnen in den Tod gehen wollte, nach angefangener Tat aber nicht mehr den Mut hatte, sie ganz durchzuführen, und sich mit seiner Selbstverwundung der Polizei stellte, wurde wegen Doppelmords vom Bochumer Geschworenengericht zum Tode verurteilt.

Für vogelfrei erklärt

In dem Prozeß des Schriftstellers Meyerfeld gegen das Berliner Theater ist vom Landgericht I Berlin die Abweisung der Klage unter anderem damit begründet worden, daß dem klagten Theaterdirektor „auch dann kein sittliches Verschulden zur Last fiele, wenn er erst durch das Lesen der ihm eingereichten Übersetzung zu der Posse angeregt worden wäre und demnächst bei der Bearbeitung seiner Posse Ideen aus der Posse entnommen hätte; es könne keinesfalls der Grundsatz aufgestellt werden, daß ein Theaterdirektor den Inhalt des Stückes, das ihm zur Prüfung eingereicht worden ist, nicht in einer Weise verwenden dürfe, die nach § 13 des Urheberrechtsgesetzes gesetzlich erlaubt ist“. Ferner hat ein Erkenntnis des Reichsgerichts vom 8. März 1913 in einer ähnlichen Sache zwar folgendes festgestellt: „Im vorliegenden Falle stellt ein Vergleich zwischen der Fischen Übersetzung des Lustspiels und dem vollständigen Textbuch der Operette außer Zweifel, daß die Verfasser den allgemeinen Grundgedanken des Stückes, eine große Anzahl der auftretenden Personen, in den beiden ersten Akten im wesentlichen auch den Gang der Handlung und im Dialoge

zahlreiche Redewendungen, insbesondere witzige und zugkräftige, aus dem Lustspiel hergenommen haben.“ Trotz dieser Feststellung aber hat das Reichsgericht, gestützt auf ein Gutachten der Sachverständigenkammer, durch die Abweisung der Klage eine Verletzung des Urheberrechts verneint!

Man faßt sich entsetzt an den Kopf, wenn man derartige Urteile liest, die dem normalen rechtlichen Empfinden schlechthin unbegreiflich erscheinen müssen. Wie können sich Leute als Sachverständige bezeichnen, die nicht einmal imstande sind, das Wesen des geistigen Diebstahls in seiner einfachsten Form zu erfassen! Das Delikt liegt in beiden Fällen so sonnenklar auf der Hand, daß es, sollte man meinen, überhaupt gar keines Sachverständigen bedurft hätte, um auf Grund des Tatbestandes eine Verurteilung zu treffen. Statt dessen wird der Künstler für vogelfrei erklärt und dem literarischen Piratentum Tür und Tor geöffnet. Der Vorstand und der Aufsichtsrat des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller E. V. legt gegen eine solche Rechtsprechung, „die die Urheber rechtlos macht“, energische Verwahrung ein. Aber auch weitere Kreise des literarisch interessierten Publikums sollten sich diesem Protest anschließen. Der oberste deutsche Gerichtshof möge sich doch gefälligst einmal im Auslande umtun, wie ganz anders auswärtige Staaten für ihre Künstler sorgen. Frankreich hat erst kürzlich eine Gesetzesbestimmung getroffen, die den Künstler ausdrücklich als Teilhaber am Wertzuwachs seiner Werke zuläßt. Im Lande der Denker und Dichter aber wird das geistige Eigentum des Urhebers stuppelosen Elementen zur beliebigen Ausplünderung preisgegeben!

*

Der prinzipielle Anfall

Nachdem der „Berliner Total-Anzeiger“ bereits „in der gestrigen Abendausgabe“ über das Ereignis „berichtet“ hatte, läßt er sich darüber noch „nachstehendes Privattelegramm“ zugeben:

„Rassel, 1. April, 9 Uhr 20 Min. abends.
(Von unserem dl.-Korrespondenten.)

Als Prinz Joachim mit seinem Dogcart, das er selbst lenkte, und sein Adjutant zum Bahnhof fuhren, wurde an der Ecke des Bahnhofesgebäudes durch das Blinken der Sonne das Pferd scheu, sprang zur Seite, strauchelte und stürzte. Der Prinz bemerkte sofort, daß das Pferd straucheln müßte, griff unwillkürlich an den Sitz des Dogcarts und hielt sich fest. Durch den Sturz fiel dem Prinzen der Eschako vom Kopfe, während sein Adjutant vom Sitz glitt und zwischen Pferd und Wagen geriet. Sofort sprang der Kriminalbeamte Heise hinzu. Ein weiterer Schuhmann hielt das Pferd, und in kurzer Zeit war der Adjutant bereits wieder auf seinem Platze neben dem Prinzen. Dieser ergriff seinen ihm vom Kopf gefallen Eschako, setzte sich ihn lachend auf den Kopf, dankte den Schuhleuten für ihre Hilfe und fuhr davon. Der ganze Vorgang hat sich in knapp einer Minute abgewickelt.“

Der Kriminalbeamte Heise muß die Rettungsmedaille am Bande bekommen.

*

Sinnige Flieger

Es hat wohl manchem ein nicht ganz zu der reinen Empfindung passendes Gefühl verursacht, daß bei Beerdigung verunglückter Luftschiffmannschaften und Flieger „trauernde“ Luftschiffe oder Flugapparate mit schwarzen langen Schleifen über dem Leichengefolge erschienen und die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nachdem man hier, bei der traurigen Veranlassung, von seinen Einwänden schwieg, läßt sich doch unmöglich der kritische Humor zurückhalten, wenn bei dem freudigen Ereignis am wiederbelebten Welfenhofe fliegende Leutnants wie Störche das Schloß mit dem hohen Wochenbett umkreisten.

-h-

*

Humanitätsunfug

In Neuyork hat man ein neues Asyl für Obdachlose eingerichtet, das ungefähr so freundlich ausieht, wie die Krankensäle einer akademischen Klinik und wie deren Betten. „Eine mustergültige Anstalt“ wird das Bild

in unseren illustrierten Blättern unter-schrieben.

Gegen die Anstalt in Neuyork soll kein Widerspruch erhoben werden. In diesem großen Übergangspunkt der Schicksale landen Unzählige, denen es bei bestem Fleiß nicht so bald gelingt, eine bezahlte Arbeit zu erlangen, und die allen Grund haben, ihren mitgebrachten Minimalatz von Barmitteln auf das äußerste zu schonen. Wir aber haben durchaus keinen Anlaß, die Arbeitslosigkeit noch zufriedener mit sich selbst zu versöhnen und es ihr über die momentane menschliche Hilfe hinaus angenehm zu machen. Hundert-tausende, Beamte, Offiziere usw., dirigiert das Leben wahllos an die Orte, wo andere sie brauchen. Aber die Herren Arbeitslosen dürfen beliebig die großen Städte bevölkern; niemand hindert sie, zu Proletariern, von denen so viel mißbräuchlich gesprochen wird, in Wirklichkeit zu werden, indem sie die Plätze der ländlichen und gewerblichen Arbeit verlassen. Wo man sich dann für diese Opfer der Freizügigkeit — was so viele eben tatsächlich werden — den künstlichen Ersatz durch osteuropäische Aus-helfer beschaffen muß, die das Land entnatio-nalisieren und auf die andererseits auch nicht mehr mit dauernder Sicherheit weiter gerech-net werden kann.

H.

*

Neue Sportbarbarei

Da die drahtlose Zeitungsletztüre auf den Ozeandampfern immer noch Zeit tot-zuschlagen übrig läßt, hat man — wie es scheint, auf englischen Schiffen zuerst — einen neuen Sport angefangen: das Fangen der über dem Heck kreisenden Albatrosse mit einem Wurftrod oder Lasso. Einst galt, als es noch Seemannsromantik gab, der Albatros als ein glückbringendes geheiligtes Tier, und auch bei uns, in Freiligraths Übersetzung oder mit den wundervollen Doréschen Bildern, gehörte Coleridges Alter Matrose zu den allgetannten Büchern: die erschütternde Er-zählung von dem Verschmachten und Ver-dursteten einer ganzen Schiffsmannschaft in der bleiernen Windstille, weil einer von ihr einen Albatros erschöß, der eine, der zum fürchter-

lichen Durchleben dieser Szenen bis ans Ende abasverisch übrig bleibt.

Aber wer kennt das noch? Und wenn er's konnte, würde nicht lachen über ein Gedicht, wo solche rückständigen Verse vor-kommen:

Der detet gut, der Liebe hegt
Für Vogel, Mensch und Tier.

*

Ed. H.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein

Es ist jetzt wieder so viel vom Partikularis-mus die Rede. Dabei siegt im Kobel-rennen zu Oberhof ein Münchner Schlitten mit dem wenig bayerischen Namen „Immer feste druff“. In den Gastwirtsalästen der Reichshauptstadt freut sich der Berliner, wenn er auf der Speisefarte noch rechtzeitig, ehe sie gestrichen wird, eine Harn erwischt. Hin-gegen beeifert man sich in München und Tegernsee, ihm für ein Eisbein zu sorgen.

Es ist der unschönste Unitarismus, dem wir heute verfallen: das Durcheinander der Geschmacklosigkeit. In diesen Beziehungen könnte ein wenig mehr einsichtiges Stammes-bewußtsein ganz gewiß nicht schaden.

*

—d—

Zwölf-Nächte-Ball

Senzen, drängen, musizieren, jublieren, pouffieren, konturrieren und schnabulieren. Hiermit wäre das berühmte Künstler-fest „Maste und Palette“ hinreichend ge-lennzeichnet.

Vom ersten Tage, Pardon! von der ersten Nacht berichtete ein Sonderberichterstatter; das zweite Fest wurde vom Feuilletonredat-teur geschildert; den Mißerfolg des dritten Abends — es sollte nämlich Kunst geboten werden — meldete ein Reporter, und am fünften, sechsten, siebten und achten Tag er-schienen nur die Reklameanzeigen der Fest-leitung, die so erfolgreich waren, daß wäh-rend der letzten vier Tage die Kritikerschar nach wieder aufsteigender Wertkala zu den Waffen gerufen wurde.

Das Fest wor veranstaltet zum Besten des — aufgepaßt! — „Wirtschaftlichen“ Ver-bandes bildender Künstler. Der Reingewinn

„soll“ laut „Konfessionär“ 20000.— beitragen. Ein schöner Erfolg, nicht wahr?!

Nun, ich danke dafür!

Für 20000 M läßt der Wirtschaftliche Verband seine Mitglieder sich zwölfmal die Nächte um die Ohren schlagen und zwingt sie, da im „Türkischen Café“ kein Kaffee und in der „Indischen Lesstube“ naturgemäß kein Tee ausgeschenkt wurde, zu dem am Monats- und Saisonende besonders angebrachten Seltgenuß.

Um die Unterstützungskassen zu füllen, werden die Mitglieder angeleitet, wie man recht bald auf diese Wohlfahrtseinrichtungen angewiesen sein kann.

60000 Menschen (abgesehen von den Künstlern) brachten 20000 M zusammen. Gibt es nicht 20000 Kunstfreunde, die 1 M in bar stiften können? Konnte nicht jedes der in der Pantomime zwölfmal mitwirkenden Ballettmädchen eine halbe Reichsmark und die Sollsten ein Goldstück oder noch mehr opfern? Für die Mehrzahl hätte dies sogar kein Opfer, sondern eine Ersparnis bedeutet. Ich glaube, für einen guten Zweck ist obige Summe leichter und besser zusammenzubringen als durch eine derartige Erziehung zur Wirtschaftlichkeit!

Wirtschaftlichkeit?

Ja, ja! Spotten ihrer — — —

*

P. F.

Bertingeltangelung

In Durazzo wird als erstes der Bedürfnisse ein Orpheum, ein internationales Varieté, eröffnet werden. In Berlin hat der Zirkus Busch den Betrieb für immer geschlossen. Ein ordentlicher Zirkus, der sich nicht ausschließlich auf die Pantomime oder auf halbrechende Sensationen verlegen will, ist schon für die Lustbarkeit zu ernsthaft, er tut nicht mehr mit. Stufe um Stufe vollzieht sich alles, wie im alten Rom der Kaiserzeit.

*

Ta-Tao

Diese anheimelnde Bezeichnung wird der Modetanz für die kommende Saison tragen. Der Tango hat abgewirtschaftet, wird

zum alten Eisen geworfen — Ta-Tao beherrscht die Stunde. Ein internationaler Tanzlehrertongreß — er hat mehrere Tage in Paris getagt — war notwendig, um diesen Beschluß zum Gesetz zu erheben, dem sich die Salons des Kontinents beugen werden. Wie könnten sie auch anders, wenn 3000 Professoren der Tanzkunst, die zu dem Kongreß herbeigeströmt waren, versichern, in dem Ta-Tao den Tanz der Zukunft gefunden zu haben? Von der brasilianischen Spelunte, die uns den Tango schenkte, gelangen wir nun dank der leicht beschwingten Phantasie der Maitres de danse in das Reich der Mitte, die Wiege des Ta-Tao. Es geht ja bunt genug zu ringsum — warum sollen wir nicht einmal zur Abwechslung im nächsten Winter chinesisch hüpfen? L. J.

*

Was sie haben müssen

Selbstverständlich immer und zuerst, was „die andern“ haben, und dann noch etwas darüber. — Solch ein junger „Kavaller“, spottet die „Kupffhäuferzeitung“, der kaum den Konfirmandenunterricht hinter sich hat, darf doch heutzutage nur Hemden mit „festen Manschetten“ tragen! In seinem Kleiderschrank muß mindestens ein tadelloser Sommer- und ein ebensolcher Winteranzug hängen. (Wir waren in unserer Jugend froh, einen Alltags- und einen Sonntagsanzug zu haben, die mehrere Jahre vorhalten mußten.) Ferner muß unbedingt ein Anzug für Sommer, einer für Wintersport da sein, ein Gehrock, vielleicht auch ein „Schwalbenschwanz“ und ein — weil wir alle so stolz auf unser Deutschtum sind — smoking!! Ferner eine Auswahl von Halsbinden, mit der unsere Väter zeitlebens ausgetommen wären, von den sonstigen Kleinigkeiten ganz zu schweigen. Selbstverständlich machen es viele bedeutend billiger, weil — eben der Knüppel beim Hunde liegt. Aber seien wir doch einmal ehrlich! Ist nicht, wohin wir auch blicken und wohin wir hören, nur der eine Trieb immer wieder und stets zu finden, diesen Standpunkt des perfect young gentleman (auf deutsch: lächerlichen Modenarrrens) zu erreichen? Sehen

wir nicht, wie bereits in der Schule, im privaten Verkehr der Jugend, auf den mit Geringschätzung herabgesehen wird, der schlechter, einfacher gelleidet ist? Wer ist daran schuld? Die jungen Leute? Nein, die Eltern, denn sie machen die Vorbehalten nicht nur für sich mit, sie unterstügen sie bei ihren Kindern! Und Lieschen? — „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen.“ — Schaut um euch und ihr könnt euch die Antwort selber geben. Aber wundert euch nicht, daß Lieschen keinen Mann kriegt, sondern versauert, trotzdem ihr sie von Ball zu Ball, von Operette zu Operette (leider besuchen wir „gebildeten“ Vertreter der Nation keine ernsten, gehaltvollen Stücke, auch keine einfachen und netten Lustspiele mehr, sondern ergößen uns nur noch an dem blödesten Operettenschund), von Vergnügen zu Vergnügen geschleppt habt! Warum nicht? Weil dem armen Lieschen, seitdem sie heiratsfähig geworden ist, täglich, stündlich vorgeredet wird: „Einen Mann unter 6000 bis 8000 M. kannst du heutzutage nicht heiraten.“ — Man hat eben ganz vergessen, wie man sich selbst ehrlich und brav aus kleinen Anfängen heraus zum Wohlstand heraufgearbeitet hat. Wie es stets sein wird bei Menschen, die wirklich wertvoll sind. Hat nun aber Lieschen so viel Unternehmungslust und gesunden Instinkt, trotzdem und allem ein kleineres Einkommen zu heiraten, muß sie dann selbst den Haushalt führen, so weiß sie im Anfang in den seltensten Fällen, wie man sparsam wirtschaftet.“

*

Abschiedsküsse

Aus eines Japaners Tagebuch in Europa (Sh. Chiba in der „E. R.“):

St. Pölten, 11. 1. 13.

Ein Wiener begleitet mich auf dieser Reise, die vielleicht nur einige Wochen dauern wird. Seine nette Frau kam zum Bahnhof, um Abschied zu nehmen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, küßten sie sich so inbrünstig, als ob ewige Trennung bevorstände. Hatten sie zu Hause keine Zeit gehabt, sich genügend zu küssen? Vielleicht wollte das Wiener Ehepaar mir, dem gelben Teufel,

zeigen, wie sehr es sich liebt? Es war mir peinlich, Zeuge solcher Intimitäten zu sein, denn eine solche Szene vor den Leuten bedeutet bei uns eine Unsitlichkeit!

„Unsitlichkeit“ ist etwas hoch gegriffen. Aber unanständig ist das Geschmaze und Geknutschte von Liebesleuten (mögen sie schon Eheleute sein) als öffentliche Schaustellung coram publico allemal. Zu diesem Kapitel aus dem „deutschen Familienleben“ ließe sich noch manches sagen. Man kann da auf Reisen, in Kurorten und Sommerfrischen recht interessante Beobachtungen machen. Man wird dann oft finden, daß mit dem Gürtel, mit dem Schleier nicht nur der holbe Wahn, sondern auch die holbe Scham zerreißt, und daß gerade die legitimen Pärchen sich durch den Ring am Finger zu sehr weitgehender öffentlicher Preisgabe ihrer zärtlichen Intimitäten legitimiert glauben. Es ist dann so, als ob sie ordentlich auf dieses ihnen von der zuständigen Behörde konzessionierte Staatsbürgerrecht pochten und dem diskret, aber interessiert schmunzelnden Publikum dartzum wollten, daß ihnen „das“ auch „erlaubt“ ist, daß sie „das“ tun „dürften“. — Weil sie den Stempel bezahlt haben.

*

Geschmack, Imperator und S. M.

In „Kunst und Künstler“ hat Karl Scheffler an Generaldirektor Ballin einen offenen Brief gerichtet, in dem er die Ausstattung des bekannten Riesenschiffes „Imperator“ in ganz vortrefflicher Weise kritisiert.

Wer es noch nicht wußte, erfährt bei dieser Gelegenheit, daß die Innenarchitektur des Dampfers eine heillose ästhetische Blamage darstellt.

Die ganze Schiffskunst, die hier geleistet ist, ruht auf einer Lüge. Die Rabinen der ersten Klasse sind eingerichtet, als seien es Wohnräume in festen Landhäusern. Wie muß einem aber erst werden, wenn man in dem großen Treppenhaus weilt! Stil Louis XVI, in jeder Form das deutliche Streben, den über die breiten Treppen dahinwandeln den glauben zu machen, sie befänden sich in einem massiven Bauwerk, in einem festen Adels-

schloß. Noch schlimmer wird es aber in den allzu üppig ausgestatteten Restaurationsräumen. Dort haben die Pseudokünstler sich nicht gescheut, die Decken von Säulen tragen zu lassen, von vorgeblichen Steinsäulen, die mehr als jedes andere Bauglied im Boden wurzeln und fest auf einer Grundlage ruhen müssen. Ein niedlicher Blödsinn ist auch das Rauchzimmer im sogenannten „Ludorstil“, dessen Geweißschmuck und steinerner Ramin auf ein Jagdschloß im Wald deuten usw.

Wenn man überlegt, daß diese deutsche Blamage berufsmäßig in der ganzen Welt herumschwimmt, kann einem in der Tat angst und bange werden. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß Ballin nicht trotzdem seine triftigen Gründe hatte, das Schiff so und nicht anders auszustatten. Die Welt weiß, daß zarte Fäden von ihm zu S. M. hinüberführen, und die Welt weiß wiederum, daß S. M.'s Geschmack sich häufig von dem seiner gebildeten Untertanen unterscheidet.

Vielleicht hält es Ballin für sehr wohl möglich, daß der „Imperator“ gerade in seiner jetzigen Form dem Imperator in Berlin sehr gut gefallen könnte?

Und war Ballin denn nicht — von seinem Standpunkte aus — ein tiefinniger Symboliker, als er den toten „Imperator“ auf den lebenden Imperator abstimmte?

Ästhetisch hat er ja freilich etwas Abscheuliches zuwege gebracht. Menschlich und politisch aber handelte er — immer von seinem Standpunkte aus — vielleicht gar nicht so uneben.

—er.

Das Elend der Münzen und der Heraldik

Was hat man doch dem Fürstentum Albanien, natürlich made in Germany, für ein fürchterlich gezeichnetes Wapen aufgehängt!

Einmal ist etwas in Farbe und Bild gelungen: die bayrische Briefmarke mit dem Prinzregenten Luitpold, beschämend für die des Reiches mit der unschön und undeutsch

profilierten Germania, dem Blechbusen und dem überflüssigen Randgefüllsel vom schlimmsten Edmann-Epigonon-Stil. Wer aber hatte es in München geschafft? Einer von den angeblich längst überholten, gar nicht mehr genannten „Alten“.

Jetzt sollte in Bayern auch eine gute Münze werden und ward nun ausgegeben. In der Umschrift selbstverständlich ein Ro-enig. Anders wie so oder mit Fuerst, FVERST, tut man es ja nicht mehr, das Unerforschene galt früher, ist nicht modern, ist rückständig. Und warum muß die Ultridie des Naturalismus bei dem Kopf dieses guten und vornehm verständigern Königs so weit getrieben werden, daß er ausflieht, wie mit einem schrägen, hoch angelegten Beilhieb abgehakt? als müßte er dadurch nach vorne überkippen? Will sich denn in dieser ephemeren Kunst von heute selbst bei solchen Veranlassungen nicht der einfältigste Takt mehr zeigen? Auch der der Komposition nicht, der die Fjolierung des Kopfes durch ein Gefühl für Gleichgewicht unbemerktlich macht.

Ed. S.

„Rembrandt und sein Ende“

liest man eine Kunstbetrachtung überschrieben. Man braucht sich das Wort nicht zu eigen zu machen. Vor zehn Jahren las man's aber jedenfalls anders, und seine Gedanken wird man schon dabei haben dürfen, wieviel von all diesem überschrobenen Kunstgeschrei der Zeit zu halten sei.

—d—

Der anscheinende Aristokrat

Wanzeige in einem Berliner Blatt: „Ein junger, wirklich vornehmer Kaufmann, Inhaber eines Engros-Geschäfts, der den Anschein eines Aristokraten erweckt, wünscht Bekanntschaft mit besserer, auch älterer Dame zwecks späterer Heirat. Suchender ist 1,80 groß, schlant, bartlos und von auffälliger Blässe.“

Wozu auch Butter? Margarine tut's auch.



Deutsche Wacht

Unter dem Namen „Deutsche Wacht“ ist zu Passau ein Volksbund zur Wahrung des deutschen Besitzstandes in Oesterreich begründet worden, dessen Bestrebungen wärmste Befürwortung und tatkräftigste Unterstützung verdienen. In dem Aufruf zum Beitritt heißt es:

An uns Reichsdeutschen ist es nun, unseren bedrängten Volksgenossen in imponierender Geschlossenheit aller Stände und Anschauungen beizuspringen. Auch unser reichsdeutsches Interesse fordert energische Schularbeit. Ganz klar: die Slawen werden vor unserer Grenze nicht halt machen, wenn sie den deutschen Vortrupp in Oesterreich werden niedergerungen haben. Dann hätte unser Deutsches Reich nicht nur einen treuen Bundesgenossen verloren, sondern an dessen Stelle stünde fortan auch im Osten ein erbitterter, sprungbereiter Feind. Schon fühlen wir an der bayerisch-österreichischen Grenze, besonders an der Böhmerwaldscheide, das Zurückfluten der deutschen Volkswelle und das Nachdrängen des tschechischen Elementes in die bayerischen Böhmerwaldorte. Dabei ist das Vorgehen der Tschechen ein zielbewußter, rücksichtsloser Angriffskrieg. Demgegenüber dürfen wir nicht warten mit der Organisation der Gegenwehr, bis den Deutschen Oesterreichs unter der slawischen Umföhlung der Atem ausgeht, bis der Slawe drohend an den Toren unseres eigenen Reiches rüttelt. Es ist hohe Zeit, daß auch wir Reichsdeutsche gegen diese ernste Gefahr uns rüsten. Noch läßt sich viel Unheil verhüten, wenn baldige und kräftige Hilfe kommt. Diese aber kann nur kommen vom Volke selbst; die Regierungen sind durch mannigfache Rücksichten gehindert.

Aus unmittelbarer Kenntnis der slawischen Gefahr haben sich im April 1912 in der alten, um das Deutschtum in den österreichischen Landen seit alters hochverdienten Donaustadt Passau eine namhafte Zahl deutscher Männer jeden Standes, jeden Bekenntnisses zusammengetan und den Volksbund begründet: „Deutsche Wacht“. Der Verein hat sich zum Zwecke gesetzt, alle deutschpatriotisch gesinnten Männer und Frauen in Reichsdeutschland zu sammeln zur Wahrung und Förderung der Volksgemeinschaft mit den Deutschen Oesterreichs. Wir wollen an unserer eigenen Grenze und in den gefährdeten Gebieten Oesterreichs auf friedlich-loyale Weise im deutschen Volk das Deutschbewußtsein wecken und pflegen, daß es nicht gleichgültig seine deutsche Art aufgibt, nicht urteilslos vom Slawentum sich auffaugen läßt, nicht unbedacht deutschen Besitz an Slawen abtritt. Besonders gefährdeten Besitz wollen wir im Benehmen mit den anderen Schutzvereinen auch durch materielle Hilfe zu retten suchen. Vollständig fern liegt uns jedwede Einmischung in die innere oder äußere Politik Oesterreichs, völlig fern auch jegliche Völkerverheerung oder sonstige Bänkerei. Wir bitten alle Reichsdeutschen, der „Deutschen Wacht“, die schon zahlreiche Mitglieder und mehrere Ortsgruppen zählt, beizutreten, auch für sie zu werben und ihre Mittel durch Verbreitung unserer künstlerischen Ansichtskarten und Schutzmarken zu heben. Der jährliche Mindestbeitrag zu 1 Mark ermöglicht es auch dem einfachen Manne, sich anzuschließen. Alle sind willkommen!

Der Vorstand und Ausschuß der „Deutschen Wacht“:

Pfister, Amtsgerichtsdirektor, Vorstand; Jacob, Fabrikant, Stellvertreter des Vorstands; Schuller, Bankier, Ewald Leuze, Bankier, als Säckelwarte; Hadl, Redakteur, Brandl, Hauptlehrer, Weiß, rechtsl. Magistratsrat, Herele, Amtsrichter, als Schriftführer; Muggenthaler, R. Hofrat und rechtsl. Bürgermeister, Stockbauer, Gutsbesitzer, Heuwieser, Domwilar, Egger, Apotheker und Vorstand des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, Lasser, Schneidermeister, Vorstand der Handwerkskammer, Spahl, Schlachthofstassier, diese als Beisitzer.

Auszug aus den Satzungen der Deutschen Wacht

§ 1. Der Verein „Deutsche Wacht“ setzt sich die Aufgabe, mit allen zulässigen Mitteln dahin zu wirken, daß die Deutschen Oesterreichs ihren völkischen Besitzstand behaupten und dem deutschen Volkstum erhalten bleiben.

§ 2. Insbesondere will die „Deutsche Wacht“:

1. In den Deutschen Oesterreichs das Gefühl der Volksgemeinschaft mit den Deutschen im Reiche stärken, ihre deutsche Gesinnung und ihre Ausdauer durch Einrichtung und Förderung von Volksbibliotheken und durch Mitarbeit bei deutschen Blättern und Zeitschriften kräftigen.

2. Persönliche Beziehungen zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschen Oesterreichs herstellen und pflegen, besonders durch Besuche, Wanderungen, Schülerfahrten und durch Förderung des Fremdenverkehrs.

3. Die gesamte reichsdeutsche Bevölkerung über die dem Deutschtum in Österreich drohenden Gefahren aufklären, in ihr den einmütigen Willen der Abkehr erwecken und festigen und sie zur tätigen und opferwilligen Mitarbeit auffpornen, insbesondere durch Flugschriften, öffentliche Veranstaltungen u. dgl.

4. Abergreifen und Herausforderungen Angehöriger nichtdeutscher Stämme Österreichs im Gebiet des Deutschen Reiches entgegenreten.

5. Dahin wirken, daß die Gesetzgebung, Verwaltung und gesamte Behördenstätigkeit im Deutschen Reich und seinen Einzelstaaten die zwischen den Deutschen diesseits und jenseits der Reichsgrenze bestehende Volksgemeinschaft in jeder Beziehung berücksichtigt und auf ihre Erhaltung und Kräftigung abzielt.

6. Den Deutschen Österreichs in antional gefährdeten Gegenden durch Errichtung oder Unterstützung deutscher Schulen, Kindergärten, Erziehungsanstalten, Unterrichtsurse und ähnlicher Einrichtungen beifpringen, auch einzelnen Kandidaten, besonders Priesterkandidaten, Unterstützung gewähren und sie zum Ausharren in bedrohten deutschen Gemeinden ermutigen.

7. Das wirtschaftliche Gedeihen der Deutschen in Österreich fördern, insbesondere durch Unterstützung wirtschaftlicher Organisationen (Kreditinstitute, Darlehensklassenvereine), durch Verhinderung des Ankaufs deutscher Güter durch Nichtdeutsche, durch Unterstützung einzelner in bedrohten Gebieten wohnender, notleidender Deutscher, wie auch gemeinnütziger, dem Schutze des Deutschtums förderlicher Unternehmungen und durch Gewährung von Rechtschutz.

Zuschriften usw. sind zu richten: An den Volksbund Deutsche Wacht, Passau a. Donau.

Kriegsministerium.
Nr. 1382/3. 14. Z 1.

Berlin W. 66 den 2. April 1914.
Leipziger Str. 5.

Die Redaktion wird auf Grund des § 11 des Pressegesetzes ersucht, die nachstehende Berichtigung in die nächste, noch nicht zum Druck abgeschlossene Nummer der Zeitschrift „Der Türmer“ aufzunehmen:

In der Zeitschrift „Der Türmer“ Heft 7 für 1914 wird auf Seite 72 u. a. eine angebliche Allerhöchste Kabinetts-Ordre mit folgenden Worten erwähnt:

„Schon Friedrich Wilhelm III. hatte bald nach seinem Regierungsantritt in einer Kabinettsorder eingeschärft, daß kein Soldat, wes Ranges er auch sei, sich unterfange, dem geringsten Bürger schroff zu begegnen. Die Bürger sind es, nicht ich, hieß es in der Verfügung, welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Kontravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.“

Eine solche Allerhöchste Kabinetts-Ordre ist, wie bereits vom Kriegsministerium in der Nr. 205 des „Reichsanzeigers“ vom 28. August 1895 erklärt worden ist, nie ergangen.

v. Falkenhayn.

An
die Redaktion des Türmers
Zehlendorf (Wannsee).

*

Wir drucken diese Berichtigung vorläufig ohne weitere Bemerkung ab.

D. T.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grothuß • Blühende Kunst und Musik: Dr. Karl Stord.
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Zehlendorf (Wannsee), Wilsriedstr. 2.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Pfingstsonntag



Verlag: Westfälisches Landeskundemuseum, Münster, i. W.

C. Schёнleber



XVI. Jahrg.

Juni 1914

Heft 9

Himmel und Hölle

Von Ernst Neumann-Jödemann

Wer Mensch denkt über das Irdische hinaus. Die Sehnsucht malt ihm in der Not des Lebens ein besseres Dasein, dort oben, wo das blaue Gewölbe den suchenden Blick hemmt, aber die Einbildungskraft mächtig anregt. Die unendliche Höhe in undenkbarer Ferne, das Reich des Lichts, das Helle und Wärme spendet, muß das Land der Freude, des Glückes sein. Und nieder schaut das Auge. In unermeßliche Tiefe sinkt es hinab, in grauenhaftes Dunkel, hier wohnt ihm, was bisweilen aufsteigt und das Gemüt ängstigt.

Himmel und Hölle sind die Gegenpole im Menschengefühle, beide gestaltet es sich aus in ihm verständlichen, vorstellbaren Bildern. Die in ihm lebende unklare Ahnung von etwas über oder unter ihm, dieses Wogend-verschwommene, beleuchtet die Phantasie mit der Lampe täglicher Erfahrung und sucht aus dem Nebelgetürme riesenhafte, doch irdische Formen.

Der Mensch baut sich seinen Himmel, seine Hölle.

Schon beim Kinde haben sie ihr eigenes Aussehen. Dem Ort der Qual liegt die Schule mit ihrem vielen Lernen oft genug zugrunde, während der Erwachsene von einem Ruhen der geistigen Kräfte kaum erbaut sein dürfte. Die gleiche Erscheinung bieten die Kulturstufen. Bei den Vongo tobt die Hölle im nächtlichen





XVI. Jahrg.

Juni 1914

Heft 9

Himmel und Hölle

Von Ernst Neumann-Jödemann

Der Mensch denkt über das Irdische hinaus. Die Sehnsucht malt ihm in der Not des Lebens ein besseres Dasein, dort oben, wo das blaue Gewölbe den suchenden Blick hemmt, aber die Einbildungskraft mächtig anregt. Die unendliche Höhe in undenkbarer Ferne, das Reich des Lichts, das Helle und Wärme spendet, muß das Land der Freude, des Glückes sein. Und nieder schaut das Auge. In unermeßliche Tiefe sinkt es hinab, in grauenhaftes Dunkel, hier wohnt ihm, was bisweilen aufsteigt und das Gemüt ängstigt.

Himmel und Hölle sind die Gegenpole im Menschengefühle, beide gestaltet es sich aus in ihm verständlichen, vorstellbaren Bildern. Die in ihm lebende unklare Ahnung von etwas über oder unter ihm, dieses Wogend-verschwommene, beleuchtet die Phantasie mit der Lampe täglicher Erfahrung und sucht aus dem Nebelgetürme riesenhafte, doch irdische Formen.

Der Mensch baut sich seinen Himmel, seine Hölle.

Schon beim Kinde haben sie ihr eigenes Aussehen. Dem Ort der Qual liegt die Schule mit ihrem vielen Lernen oft genug zugrunde, während der Erwachsene von einem Ruhen der geistigen Kräfte kaum erbaut sein dürfte. Die gleiche Erscheinung bieten die Kulturstufen. Bei den Völkern tobt die Hölle im nächtlichen

Dunkel des afritanischen Urwaldes, und der Philosoph fühlt sie in der eigenen Brust. Und endlich im gleichen Volke: Wie hat sich des Deutschen Anschauung vom reichen Trinkgelage bis zur hochpoetischen im Faust emporgearbeitet?

Mit den Gedanken an den Tod kommen die des Jenseits. Der Geist beschäftigt sich unablässig mit Himmel und Hölle, immer von neuem füllt er beide Begriffe, gießt immer edleren Wein in die Gefäße, sobald der Inhalt verbraucht oder abgestanden ist. Von Jahrhundert zu Jahrhundert klärt sich der Trant. Wohl wird er mehrfach aufgerührt und vom Wirbel trübe, wohl verursacht er Angst und Grauen, wohl berauscht er die Sinne bis zur Ekstase, aber er setzt sich auch zu wachsender Reinheit. Folgen wir dieser Entwicklung in kurzen Zügen, mit besonderer Berücksichtigung der Bibel und biblischer Anschauung.

Das Fortleben nach dem Tode ist von Anfang an ein gewisser Gedanke. „Abraham ward gesammelt zu seinem Volke.“ Damit ist die Unvergänglichkeit ausgesprochen. Jakob denkt zuerst an einen Aufenthalt unter der Erde: „Ich will hinab zu meinem Sohn, trauernd in die Unterwelt.“ Die Kotte Korah fährt lebendig hinunter: „Die Erde tat ihren Mund auf.“ Diese Tiefe wird zur Zeit Davids, um das Jahr 1000 v. Chr., der Höhe des sichtbaren Himmels gleichgesetzt. Es herrscht dort unten ewige Dunkelheit; unter das Meer erstreckt sich „das Versammlungshaus“ aller, in seinen Tälern wohnen die Schwachen, Kraftlosen, denn des Blutes, das die Seele enthält, sind sie völlig bar; nichts Geistiges, Fühlendes sind diese Abgeschiedenen, sondern nur empfindungslose Schatten. In solcher „Stille“ gedenkt man Gottes nicht, nur „erbeben“ die Träumenden bisweilen vor der Allmacht Jehovas. „Ausgeschlossen hat er sie von seiner Hand“, singt der Psalmist, und jede Rückkehr versagt. Der Hades der Griechen taucht vor unseren Augen auf, und allmählich bereitet sich auch, wie hier, eine Zerteilung vor. Noch bleibt freilich der Scheol der Aufenthalt aller Toten, aber gleich dem Tartaros wird der Abgrund zum Strafort, während ein Elysium erst in der Hoffnung auf ein besseres Los der Frommen aufkeimt: „Die Bösen liegen in der Unterwelt wie Schafe — aber Gott wird meine Seele erlösen aus des Scheols Gewalt.“ Bei dieser Zuversicht beharrt eine lange Zeit. Henoeh und Elias, welche zum Himmel entrückt werden, bilden eine seltsame Ausnahme, und die Erscheinung Samuels vor Saul beweist höchstens, daß die Schatten empfindende, denkende Wesen im Volksglauben geworden sind, ein „Beunruhigen“ bleibt es trotzdem. Salomo scheidet deutlicher. Er redet von einem Wege aufwärts für den Gerechten, und dem unterwärts für den Gottlosen. Hier mag nachgellungen haben, was „das Totenbuch“ der einstigen Herren im Nillande verhieß. Osiris-Ra wäge die Herzen auf unbestechlicher Wage und sende die Bösen dem „Fresser der Unterwelt“ zur Speise zu, indessen die Guten in ein fruchtbares Land kämen, wo sie beim Pflügen, Graben, Säen, Ernten ein seliges Leben führen dürften. Dies Glück eines aderbautreibenden Volkes hatte freilich für die Kinder Israel keinen Reiz, auch blieben sie bei ihrem Strafort, der Ode und Leere, den Schrecken der Wüste, aber die Scheidung ist da.

Das babylonische Exil — etwa 588 bis 536 v. Chr. — baut weiter. Die nahe Berührung mit dem Zendaesta der Perfer tut das Ihrige. Wie das Land

den schroffsten Gegensatz von Dürre und Frische aufwies, so drückte sich auch der schärfste Dualismus in der Religion aus. Ahriman, der Herr der Finsternis, wohnt mit seinem Dämonenheer tief unter der Erde in der Hölle Duzeth, während Ormuzd mit seinen reinen Geistern über dem Berge Alborzset im Himmel Gorotman thront. Und wirklich ist Jes. 14, 14 von dem „Versammlungsberg“ im äußersten Norden, dem Gipfel des Kaukasus, die Rede; er konnte aber unmöglich den monotheistischen „Auserwählten“ genügen, überdies gab es etwas bei weitem Schätzenswerteres für die Sehnsucht, nämlich das verlassene Heimatland. Jehovas Tote, die Frommen, würden zur Zeit der Rückkehr auferstehen und den Boden der Väter wieder bevölkern, also eine Wiederkunft aus dem Scheol feiern, und zwar in völlig leiblicher Gestalt. Auch auf die Bösen erstreckt sich der Fortschritt. Sie erscheinen jetzt belebter, ihre Lebensverhältnisse fortschend. Gefühl wird ihnen, namentlich Schadenfreude zugeschrieben. Sie verspotten den König von Babylon, als er gedemütigt niedersteigt, und Pharao grüßt seine Helden in der Unterwelt. Israeliten und Heiden wohnen also noch bei Ezechiel gemeinsam. Das durfte nicht bleiben, das widersprach dem Stolz des exklusiven Volkes, und so trennt schon derselbe Prophet die Stammesgenossen dadurch von den Jehovaverächtern, daß er alle Auserwählten, die Guten und Bösen, im gelobten Lande auferstehen läßt. Eine Vision zeigt ihm den Vorgang: Ein Tal ist voller Totengebeine, diese fügen sich zusammen, das Fleisch wächst, und die Haut zieht sich darüber. Noch fehlt der Geist, er kommt aus den vier Winden, und die Erweckten „treten auf ihre Füße“. Also, wie gesagt, ein neues Leben im irdischen Leibe und für immer im erstandenen Jerusalem: „Es vernichtet den Tod auf ewig der Herr.“

Endlich trat die Zeit der Rückkehr ein, die glühende Hoffnung erfüllte sich, wurde aber durch das Ausbleiben jedes Jehovahwunders bitter enttäuscht. Ja der Rückschlag war so stark, daß „der Prediger“, ein Buch aus der persisch-mazedonischen Zeit, sogar die Fortdauer der Seele bezweifeln durfte. Der Lebenshauch kehrt zwar zu Gott zurück, aber der Mensch hat selbst vor dem Tiere keinen Vorzug: „Alles ward aus dem Staube und lehret zum Staube.“ Eine flache Ebbe nach der hohen Flut. Sirach denkt wenigstens an das alte Schattenleben, wobei ihm der gute Name ein etwas blasser Trost ist. Das Buch Judith spricht wohl von einem Gerichte über die Feinde, indessen hat hier der Haß diktirt, da die Schrift in den Tagen der Belagerung Jerusalems durch Titus entstand.

Erst von Alexandria machte sich eine edlere Auffassung vom Jenseits Bahn, allerdings durchseht von der Eigensucht des auserwählten Volkes, aber auch befruchtet durch griechische Philosophie. Was Plato von dem höheren Ursprung der Seelen gelehrt hatte, wie sie eine Fahrt unternehmen nach dem außerfinnlichen, jenseits des Fixsterngewölbes liegenden Empyreum, dem Feuerhimmel, wo sich das als feinstes Element nach oben strebende Feuer sammelt, dem Gefilde der Wahrheit, dem Sitz der Ideen, war nicht spurlos an den geistig Freieren vorübergegangen. Die Menschen sind jetzt wieder unvergänglich geschaffen, aber das Gesetz, das nun immer schroffer gehandhabt wird, scheidet sie. Wer es gehalten hat, wird von keiner Qual berührt, er erhält die Krone der Schönheit aus der Hand des Herrn, die Gerechten werden über Völker herrschen und richten, die Verworfenen wie

Spreu verwehen. Der irdische Heimattraum lebt in der Zerstreung wieder auf, die alte Sehnsucht nach der Macht und Herrlichkeit Salomos, und deutlicher klingt auch das Lied von dem künftigen Erretter aus Schmach und Knechtschaft, von dem Sammler zu einem großen Volke im Lande der Väter an. Das Buch Daniel verheißt den Messias zum Gericht am Ende aller Tage. Bis dahin soll der Prophet selbst im Tode ruhen und dann seines Lofes teilhaftig werden. Das zweite Makkabäerbuch betont dabei ausdrücklich die leibliche Auferstehung. In jenem Martyrium der sieben Söhne stärkt sie die Hoffnung, der König der Welt werde zum ewigen Leben erwecken und Zunge und Hand wiedergeben. „Du freilich“, erklärt der vierte Sohn dem Syrer, „hast keine Auferstehung zum Leben zu erwarten.“

Über den Aufenthalt der Frommen bis zum Gericht wird nichts Bestimmtes gesagt. Die Erscheinung des Propheten Jeremias, welcher dem Judas Makkabäus ein goldenes Schwert von Jehova überreicht, erinnert stark an die Samuels vor Saul, zeigt aber, daß die Gerechten noch ebenso im Scheol wohnen.

Wir nähern uns Christi Zeit. Drei Anschauungen treten ihm entgegen, drei Vorstellungen von Himmel und Hölle. Sie knüpfen sich an den Namen dreier Sekten oder besser Parteien.

In den Glauben der Essäer oder Essener ist das Fremde am meisten eingedrungen. Durch ein zauberhaftes Verlangen sind die unsterblichen Seelen in die Körper wie in Fallen gegangen. Am Ende der Gefängniszeit steigen sie wieder in die freie Luft, hin in ein Land ewigen Frühlings jenseits des Ozeans. Für die Bösen ist dort eine winterliche Wüste. Man sieht, die Sehnsucht löst sich von der Heimat Erde in die unbestimmte Ferne. Bei den Sadduzäern herrscht die materialistische Richtung vor. Der Aufruf „des Predigers“ zum Genuß, als dem Höchsten und Einzigen, klingt aus der spöttischen Frage an Jesus: „Wes wird das Weib sein unter den Sieben?“ Vor dem hohen Rat ruft Paulus den Schutz der pharisäischen Partei gegen diese höfischen Römlinge an: „Ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferstehung willen der Toten!“ Damit traf er den wundesten Punkt des Zwiespalts beider Richtungen, denn die Gesetzesgerechten hielten mit heißem Eifer an dem Fortleben der Seelen fest. Alle steigen in den Scheol. Dieser hat aber ein anderes Aussehen erhalten. Der Verkehr mit der Welt des Kaiserreiches hat auch hier seinen Einfluß geübt. Dem Elysium entspricht „das Paradies“, mehr oder weniger ähnlich dem der ersten Menschen, dem Tartarus die Gehenna. Diese war einst ein höchst anmutiges Tal im Süden von Jerusalem, aber entweiht durch den Molochdienst des abtrünnigen Volkes und so verabscheut, daß die aus Babylon Zurückgekehrten ekle Leichname dorthin in ein Feuer, das nie verlöschte, warfen. Zu beachten ist hier das erste Auftreten des Elementes als Strafmittel.

Jesus hält sich an die Vorstellung dieser einflußreichsten Partei im Volk. Von fern sieht der Reiche den verachteten Bettler in Abrahams Schoß, ein plastisches Bild engster Gemeinschaft mit dem großen Nationalheiligen, und bittet diesen, Lazarus zu senden, damit er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und ihm die Zunge kühle, denn er leide Pein in der Flamme. Ablehnend ist der Bescheid, begründet durch die Vergeltung irdischer Unbarmherzigkeit, und noch mehr durch das Vorhandensein einer unübersteigbaren Kluft zwischen beiden Orten.

Aus den Schriften der Rabbinen und dem Volksglauben sind diese Vorstellungen in das Neue Testament übergegangen. Dabei offenbart es über den Zustand der Seele unmittelbar nach dem Tode nur wenig, es blickt meist sogleich auf den Tag des Gerichts, schon deswegen, weil die Wiederkunft des Herrn als nahe bevorstehend erwartet wurde. Aber soviel möchte doch scheinen, die Seele wird nach dem Abscheiden nicht auf einmal eine andere, verwandelte, in den Himmel gezauberte, sie bleibt in demselben Geleise aufwärts oder abwärts, und der Grad des Glaubens ist das Bewegende, das Durchdrungensein von einer heiligen, auf Christus und sein Lebenswerk gegründeten Gesinnung das Bestimmende. In der „Rechtfertigung“ wird keine Sünde angerechnet, doch ist die fortgesetzte Läuterung Pflicht, ein Wachsen von einer Klarheit in die andere.

Aber als sich die Erscheinung des Herrn zum Gericht verzögerte, ergab sich ein Zwischenzustand, der zu „Abrahams Schoß“ wurde, notgedrungen zum „Paradies“ des Schächers, in welchem er „heute noch“ mit Christus sein sollte. Sie sind nicht mehr der höchste Seligkeitsort, über ihm ist noch ein anderer, vollkommenerer im Entstehen. Das Gegenbild wird der Hades, während die Gehenna ebenfalls eine Ausgestaltung zum äußersten erfährt. Im Hades harren alle, welche das „hochzeitliche Kleid“ nicht anhaben. Er ist das Bußhaus, und wenn Jesus von der verschiedenen Zahl der Streiche spricht, denen sich die Knechte zu unterwerfen haben, so ist damit der Gradunterschied im Leiden betont. Größer als der Scheol, erstreckt sich dieser Raum von der Tiefe aufwärts durch die Luft über der Erde und wird auch Eph. 2, 2 das Reich genannt, wo der Fürst des Unglaubens herrschte.

Ihm zu entrinnen ist noch möglich. Darauf deutet die Niederfahrt Christi, er predigte den Geistern im Gefängnis zum Zwecke, sie in höhere Sphären zu ziehen. Schon unter dem irdischen Leibe ist nach Paulus ein anderer, geistiger verborgen gewesen, „ein Bau von Gott“, aus Gott her. Dieser kann mit Lebens- und Herrlichkeitskräften in wachsendem Grade durchdrungen werden, und in solchen „weißen Kleidern“ harren Unzählige, nach der Offenbarung Johannis, aus allen Nationen im Vorhof des Tempels am Altar. Die Besonderheit des ausgewählten Volkes hat aufgehört, das Christentum schließt alle Völker in seine Fürsorge ein, nicht mehr richtet sich der Vorzug nach der Angehörigkeit eines Stammes, sondern allein nach dem Grade der Reinheit: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere der Mond — also auch die Toten.“

Endlich wird der Jüngste Tag und damit die endgültige Entscheidung anbrechen. Eine erste Auferstehung wird erfolgen, und zwar der Priester, d. h. der wahrhaft Gläubigen, tausend Jahre sollen sie mit dem wiedergekommenen Herrn selig und heilig sein. Als Teilnehmer werden genannt: die Seelen der um des Zeugnisses Jesu willen Enthaupteten und die „nicht angebetet haben das Tier“. Ein herrliches Los erhalten sie: In voller Leiblichkeit, die noch immer löstlicher ist als ein Schattendasein mit noch so viel Empfindung, dürfen sie zur Erde zurückkehren, ungestört von den bösen Geistern, die noch fester verschlossen werden. Diese Glückseligkeit schildert der Heiland unter dem Bilde eines Gastmahls: „Sie werden zu Tische sitzen im Reiche Gottes.“ Ja, die Erstandenen dürfen mit dem König regieren und an den drei großen Völkertagen über das abgefallene Israel, über die

abtrünnige Christenheit und zum dritten über alle Völker richten. Bei dieser letzten Wiederkehr wird der Herr die Schafe von den Böden scheiden. Der sichtbare Himmel soll mit der Erde durch Feuer vergehen, die Sterne werden herabfallen und neue Himmel erstehen. Paulus sah in der Vision bis in den dritten, Johannes durch eine geöffnete Tür den Thron Gottes mit den Cherubim, den vierundzwanzig Ältesten in weißen Kleidern und Kronen auf den Häuptern: „Und von dem Thron gingen aus Blicke und Stimmen und Donner, und sieben Feuerfackeln brannten vor dem Thron, welches sind die sieben Geister Gottes.“ Im himmlischen Jerusalem wohnen die Seligen: „Ich, Johannes, sahe die heilige Stadt von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut.“ Er kann nicht Worte genug finden, die Herrlichkeit der Tore, der Straßen, ihre Länge und Breite, ihr Gold und Kristall, den Strom und den Baum des Lebens zu schildern. Aus seiner jüdischen Volksanschauung heraus malt der Apostel, ohne dabei vor künstlerischer Unschöne zurückzuschrecken. Hier ist Sabbatruhe, hier sind die „ewigen Hütten“, hier schauen die Heiligen, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist“, hier wohnt das Unausprechliche der Herrlichkeit, was ein kurzes Wort, wie ein Hallelujah erhabenster Glückseligkeit, also sagt: „Sie werden dem Herrn gleich sein.“

Der krassste Gegensatz ist jetzt das Feuer der Gehenna, der „Feuerpfuhl“ oder „Feuersee“, „da Heulen und Zähneklappen“ ist, nicht nur in äußerer Pein, auch in der Qual des Gewissens, in der Glut des Hasses, der Pein des Leidens, der Wut und des Jammers, „ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer nicht verlöschen“. Hier verharren diejenigen, welche in der Sünde wider den heiligen Geist, in der Lästerung Gottes eine gnadenreiche Heiligung unmöglich machen. Auch hier erlahmt die Kraft der Phantasie, nur im Bilde, „im Spiegel“, den die Erde, das irdische Leben leihen muß, sieht der Christ das Unermeßliche, Ungeheure.

Zu diesem großartigen Auf- und Ausbau des Jenseits fügt die Folgezeit nichts Wesentliches hinzu. Sie richtet die Stockwerke nur noch bunter, überladener ein, wobei sie den offenbaren Zweck verfolgt, der Kirche, als der strengen Pförtnerin, einerseits größere Anziehungskraft, andererseits wachsenden Einfluß zu verschaffen. Wenn die Mission sich bei der Seelengewinnung den jedesmaligen Anschauungen möglichst anpaßte, so folgte sie nur einem klugen Lockmittel. Unter den Juden sah der Himmel dem salomonischen Jerusalem gleich, unter den Griechen dem Elysium der alten Heroen, und die Germanen erhielten ein christianisiertes Walhall. Nicht anders mit dem Scheol, dem Tartarus und Nebelheim. Da war es auch oft genug angebracht, auf die Meinung „guter Heiden“ zur Unterstützung kirchlicher Glaubenssätze zurückzugehen und etwa einen Sokrates anzuführen oder einen Plato, um die selbstbewußte Fortdauer der Seele gegen den Seelenschlaf zu behaupten. Um diesen noch mehr zu verneinen, erklärt Clemens von Alexandrien: „Wenn es in diesem Leben so viele Wege zur Buße gibt, wieviel mehr nach dem Hinscheiden“, und Gregor der Große erhebt die Lehre vom Fegfeuer zum Dogma. Das Strafmittel der Gehenna wird in den Zwischenzustand herübergenommen, um die immer wachen Seelen zur Vollkommenheit zu läutern. Messopfer, Gebete und Almosen könnten dabei eine Zeitverkürzung erwirken.

Damit war einer wüsten Darstellung dieser Qual Lür und Herz geöffnet. Grauenhaft sind die mündlichen und bildlichen Schilderungen, wie noch heute zu sehen ist, dieses Ausmalen in buchstäblicher Deutung „des Heulens und Zähneklappens“ gewesen. Andererseits macht sich die theologische Gelehrsamkeit an die Beschreibung des Himmels. Was die Scholastiker in der Einteilung an Geistesaufwand trotz aller Unfruchtbarkeit leisteten, ist staunenswert. So erfanden sie einen sichtbaren, einen spirituellen und einen intellektuellen, ihren Bewohnern verliehen sie „Leidlosigkeit“, „Klarheit“, „Beweglichkeit“ und „Gefügigkeit“. Wenn schon gemalt wurde, dann lieber mit den leuchtenden Farben eines Dichtergenies. Wie Dante sich Himmel und Hölle baut, ist von prachtvollster Einfachheit und anschaulichster Größe. Eine trichterförmige, ungeheure Höhle zieht sich bis zum Mittelpunkt der Erde hinab. In Abzähen laufen rund herum Felsengänge, die, wie das ganze kolossale Rund, von dröhnender, dampferfüllter, flammendurchzucker Finsternis erfüllt sind. Vier gewaltige Ströme stürzen von Abhang zu Abhang. Je schlimmer die Sünder sind, in desto tieferem Stockwerk wohnen sie. In einem Scheinleibe haben sie seelische Qualen, die unter körperlichen zum Ausdruck kommen, zu erdulden, Schmerzen, die ihren ehemaligen Lastern entsprechen. Da sind nicht bloß böse Christen, vom gemeinen Mörder bis zum verbrecherischen Papst, eine Anzahl mythologischer Gestalten, wie Charon, der Fährmann,erberus, der Höllenhund, Pluto und die Giganten treten auf, nicht als symbolische Figuren, sondern wie reale, gefallene Engel.

Und wenn nun der Wanderer vom tiefsten Abgrunde emporgestiegen ist, schlängelt sich der Weg einen Berg mit drei Terrassen, den letzten Stufen der Läuterung, hinauf bis zum irdischen Paradies, dem Vorhof der Verklärung. Gleich dem ptolemäischen Weltssystem, welches sich die Erde von sieben Planeten in immer weiterer Ferne umkreist und über ihnen den Fixstern- und dann den Kristallhimmel ausgebreitet denkt, läßt der Dichter ebenfalls neun konzentrische Ringe sich übereinander, von Sehnsucht hingerissen, um den zehnten, den Feuerkreis, den höchsten Himmel Gottes, die Himmelsrose, drehen. Das ganze riesengroße All durchwogen Millionen lichter Seelenflammen, die jede in ihrem Maß im All-Einen selig sind. Wahrlich, ein wunderbares Phantasiemal, gewissermaßen zusammenfassend, was bis dahin die menschliche Gedankenwelt vom oberen oder unteren Jenseits geahnt, geschaut, gedichtet hatte.

Die unzähligen Heiligenlegenden, die Visionen der Asketen, welche hauptsächlich die Jungfrau Maria als Himmelstönigin in der Glorie der Herrlichkeit oder die Verdammten im Höllenspfuhle sehen, seien, da es sich nur um geringe Abweichungen im Gesamtbilde, meistens zum Häßlichen oder Geschmacklosen, handelt, übergangen.

Die Reformation verwarf die Lehre vom Fegfeuer einmütig als unbiblisch und ging in ihrem Widerspruch so weit, auch den Zwischenzustand fallen zu lassen, also eine Vollendung sofort nach dem Tode zu behaupten. Da ist es Jung-Stilling, welcher gern vermitteln möchte. Durch „Halbselige“ selbst will er die Erfahrung haben. Von den Verworfenen sagt er: „Ihnen steht ihr ganzes Erdenleben mit all seinen Genüssen lebhaft vor dem Gemüt“, ja in erschreckendster Deutlichkeit,

so daß der Verlust um so qualvoller ist. Aber ewig ist die Strafe nicht. „Welcher Fürst wird ein Kind lebenslang in einen schrecklichen Kerker verdammen, und nun gar Gott, die ewige Liebe? — weg mit dem abscheulichen Gedanken! Aber daß der sündige Mensch von einer Periode zur anderen in immer wirksamere Zucht- und Verbesserungshäuser gebracht wird, bis er endlich für seinen Schöpfer und Erlöser gewonnen wird: das ist Gott geziemend — nein, keine einzige Seele geht verloren, alle, alle werden gerettet.“ Aufwärts geht die Fahrt. Zuerst hat der Sünder ein geistiges Purgatorium durchzumachen, doch leidet er keine Pein, außer der, welche er sich selbst macht, und die in Reue, Scham oder Selbstverachtung besteht. Und zwar ist der Ort dieser Läuterung vorzüglich die Atmosphäre dieser Erde, vom Innern auf, da, wo die Hölle beginnt, bis zum reinen Äther. Dieser „unermessliche Raum des Weltsystems ist das Element der Geister“; hier leben und weben die Unfertigen, die nicht gerade lasterhaft, aber auch keine wahren Christen gewesen sind, in Entbehrung dessen, was ihnen lieb war, bis sie höher steigen dürfen. Dreifach ist der Himmel: das Kinderreich, das Lichtreich und die Herrlichkeit. Wie der Kirchenvater Cyprian von einem Empfangen durch Eltern, Brüder, Freunde gepredigt hatte, so spricht auch der weiche Stilling von der Seligkeit des Eingangs: „Welch eine unbegreifliche Schönheit der ganzen Natur!“ Eine Luft wie Silberflor über Lichtlasurenblau, eine Erde wie Schmelzgold — und wie ein Gemälde einem Schattenrisse, so gleiche jene Pracht der Schönheit dieser Welt. Swedenborg, der ebenfalls Geister sehen wollte, bekräftigt dies, die paradiesischen Gegenden, die regenbogenfarbenen Paläste seien nach Aussage der Engel allein reell, die des irdischen Daseins nur Schatten.

Dieses Ringen nach dem Ausmalen dessen, was das apostolische Glaubensbekenntnis in die kurzen Worte: „Sizet zur Rechten Gottes“ faßt, geht über jedes Maß von Ort und Zeit hinaus, und die Konkordienformel hat wohl recht, wenn sie dieses Bestimmenwollen aufgibt und einfach erklärt, die Rechte bedeute nichts anderes, „als die allmächtige Kraft Gottes, die Himmel und Erde erfülle“. Verschwimmen mußten die Grenzen in der glühenden Phantasie. Gott ist überall, Christus ist Gott, die Seligen sind bei ihm, die Seligen sind überall. Was will hier noch unsere Vorstellung vom Raum bedeuten? Himmel und Hölle, beide Begriffe fassen nicht mehr den unendlichen Inhalt gewaltiger Vorstellungskraft. Was ist jetzt noch das armselige Schattenland Mosis? Wie die Stufen Dantes von der Tiefe zur Höhe führen, so auch die Zeitperioden mit ihrer vernünftelnden, dichterischen oder ekstatischen Baukunst. Und gleich dem poetischen Genie des großen Florentiners, das die Strahlen der Vergangenheit auffing und sie gewissermaßen aus dem Brennpunkt eigener Gestaltungskraft zu herrlichster Farbenwirkung zurückwarf, so ist auch der innere Spiegel eines Klopstock tätig gewesen, das, was ihn unsagbar, unermesslich umwogte, in Bildern von überwältigender Pracht wiederzugeben. Wenn Gabriel, der Engel des Messias, zum Himmel steigt, um des Sohnes Gebet vor den Vater zu bringen, wenn er den blendenden Sonnenweg hinaufgeht und dem höchsten Seraph Eloa begegnet, wenn Gott, der Herr, im Donner das Allerheiligste öffnet und nunmehr selbst redet, so ist da fast des Überschwangs zuviel. Und hinunter schreitet Satan durch dämmernde Räume, die Höllentpforten tun

sich auf, und in das ewige Dunkel hebt er sich „in einen von Schwefel dampfenden Nebel auf seinen gefürchteten Thron“. Gegen die flammenströmenden Feuergebirge eilt Rophiel, der Herold, und ruft die Teufelfürsten zusammen: Adramelech, Moloch, Belieel und wie sie heißen. Rührend ist der schwermütige Abbadona, der in dieser Ratsversammlung zu widersprechen wagt, fast die einzige Gestalt unter den Dämonen und Göttern, die menschlich nähertritt und aus der überwogenden Blut dem irdischen Auge faßbar ist. Da malt unser großer Realist natürlicher, der menschlichen Vorstellungskraft begreiflicher und fesselt viel mehr als der weltentrückte Vorgänger. Wie herzlich rast die aus der Hölle losgelassene Teufelslust auf dem Blodsberg. Der ganze Spuk des Mittelalters, mit Meister Urian an der Spitze, tollt vorüber, und aus dem klassischen Hades heraus schweben die nebelhaften Gestalten der Antike und führen in Ihesaliens Gefilden für den helenabefreienden Faust ein buntes Scheinleben. Eine Hölle voll trunkener Schönheit, und doch mit dem Leidenszuge des Verwehens, Verweltens; verschwimmend und doch so klar, anregend, wenn auch so fern. Und dann der Himmel Goethes! Diese originelle Nachbildung der Wette bei Hiob, diese realistisch-ede und doch wieder erhabenfeierliche Stimmung, dieser grandiose Aufbau immer neuer sich öffnender Himmel am Schlusse der Riefendichtung. Da lagern sich in den Schluchten des heiligen Berges Anachoreten in drei Regionen. Selige Knaben umkreisen den Gipfel, vollendete Engel beten hinauf, und inmitten ihres Sternentranzes erscheint die Mater gloriosa, sie, die Verkörperung des Unbeschreiblichen, dessen, was sich auf Erden nur im schwachen Abbilde zeigt, des unendlich Hohen, des im Menschen „Unzulänglichen“, das Ziel heißester Sehnsucht, hier wird es Ereignis, hier wahre Wirklichkeit. In diesem „Ewig-Weiblichen“ ist das Ideal personifiziert, zu dem Jahrtausende in mühevолlem Steigen aus der öden Tiefe des Scheol emporstrebten, langsam, oft behindert, aber rastlos, bis das höchste Menschengenie vorauseilend ein Licht entzündete, das strahlend den noch immer aufwärtsführenden Weg erhellt. Was wollen hier noch die engen Begriffe Himmel und Hölle bedeuten? Wahrlich, der reine Wein ist längst über die Gefäße geströmt.



Erquidt · Von Karl Bröger

Deine Augen schauen
klar und still.
Laß mich ihrem Licht vertrauen
immer, wenn es nachten will.

Soll des Tages Schwüle
bald vergehn:
O, so muß die blaue Kühle
deines Blickes mich umwehn.





Das Duell

Von Joseph Conrad

Autoriſſierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. W. Ganter

(Fortsetzung)

Der Rückzug von Moskau ertrankte alle persönlichen Feindschaften in einem Meer von Unglück und Elend. Als Obersten ohne Regimenter trugen O'Hubert und Feraud die Muskete in den Reihen des sogenannten heiligen Bataillons — eines Bataillons, das sich aus Offizieren aller Waffen zusammensetzte, die keine Truppen mehr zu befehligen hatten.

In jenem Bataillon taten Obersten als Sergeanten Dienst; Generale führten die Kompagnien; ein Marschall von Frankreich, Prinz des Kaiserreichs, befehligte das Ganze. Alle hatten sich mit Gewehren versehen, die sie auf der Straße auf-gelesen und mit Patronen, die sie den Toten abgenommen hatten. Während sich ganz allgemein die Bande von Disziplin und Pflicht gelöst hatten, die die Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Brigaden und Divisionen des Riesenheeres zusammenhalten sollten, setzte dieser Trupp von Männern einen Stolz darein, wenigstens den Anschein von Ordnung und Formation zu wahren. Störend dabei wirkten nur jene, die aus Reih und Glied niedersturzten und ihre erschöpften Seelen dem Frost uberantworteten. Die anderen trotteten weiter und ihr Vor-überziehen störte nicht die tote Ruhe der Ebenen, die unter aschfarbenem Himmel im bleichen Schneelicht erglanzten. Wirbelwinde tanzten über die Felder, brachen sich an der dunklen Kolonne, umhüllten sie mit einem Schauer fliegender Eisnadeln, erstarben dann und gaben ihr den traurigen Weg frei. Das Bataillon marschierte nicht im schwingenden, taktfesten Soldatenschritt; es kämpfte sich vorwärts; die Leute wechselten keinen Blick, kein Wort; ganze Reihen marschierten mit den Ellbogen aneinander, Tag um Tag, und nie hob einer den Blick vom Boden, als seien sie alle in verzweifelten Betrachtungen verloren. In den finsternen, schwarzen Wäldern war das Brechen überladener Zweige der einzige Laut, den sie hornten. Oft sprach von Tagesanbruch bis zum Abend keiner in der ganzen Kolonne ein Wort. Es schien ein gespenstischer Zug wandender Leichname, einem fernen Grab entgegen. Nur ein Alarm durch Rosaken konnte ihren Augen einen Schimmer triegerischer Entschlossenheit wieder geben. Das Bataillon machte Front und

schwärmte aus oder schloß sich zum Karree, unter dem endlosen Gewirbel der Schneeflocken. Ein Schwarm von Reitern mit Pelzmützen schwenkte lange Lanzen, gellte „Hurra! Hurra!“ rings um ihre drohende Unbeweglichkeit; mit gedämpftem Knallen zuckten aus ihrer Mitte hunderte von dunkelroten Flammen durch die Luft, die schwer war vom fallenden Schnee. Nach wenig Augenblicken verschwanden die Reiter, als hätte sie der Sturm heulend hinweggefegt und das heilige Bataillon stand still, allein im Schneetreiben, und hörte nur das Pfeifen des Windes, der das Herz jedes einzelnen zu suchen schien. Dann wurde mit ein, zwei Rufsen „Vive l'empereur!“ weitermarschiert und ein paar leblose, verkrümmte Leiber blieben zurück, winzige, schwarze Punkte auf der endlosen Weisse des Schnees.

Obleich sie oft nebeneinander marschierten oder in den Gehölzen Seite an Seite kämpften, schienen die beiden Offiziere einander nicht zu kennen; dies nicht so sehr aus feindseliger Absicht, als aus wirklicher Gleichgültigkeit. Sie brauchten alle ihre geistigen Energien, um der furchtbaren Feindschaft der Natur zu widerstehen und das niederschmetternde Bewußtsein eines unrettbaren Zusammenbruchs nicht aufkommen zu lassen. Gegen Ende zu zählten sie zu den Tätigsten, den wenigst Demoralisierten des Bataillons. Ihre starke Lebenskraft ließ sie beide in den Augen ihrer Kameraden als ein Heldenpaar erscheinen. Und nie wechselten sie mehr als ein oder zwei zufällige Worte; außer einmal, als sie vor der Front des Bataillons einen lästigen Kavallerieangriff abwehren sollten und im Wald durch eine Rosatenabteilung abgeschnitten wurden. Ein Haufe struppiger Reiter mit Pelzmützen ritt vor ihnen auf und ab und schwenkte in unheilvollem Schweigen die Lanzen; doch die beiden Offiziere dachten nicht daran, ihre Waffen niederzulegen, und während er die Muskete anlegte, sprach Oberst Feraud plötzlich mit rauher, brummiger Stimme: „Nehmen Sie den nächsten Kerl da, Oberst D'Hubert. Ich will's dem zweiten besorgen. Ich bin ein besserer Schütze als Sie.“

Oberst D'Hubert nickte über seine erhobene Muskete. Ihre Schultern waren gegen den Stamm eines dicken Baumes gestützt. Riesige Schneewehen vor ihnen schützten sie vor einem direkten Angriff. Zwei wohlgezielte Schüsse trachten durch die kalte Luft, zwei Rosaten schwankten im Sattel. Den andern schien das Spiel nicht der Mühe wert; sie nahmen ihre verwundeten Kameraden in die Mitte und galoppierten außer Schußweite. Die beiden Offiziere stießen glücklich wieder zu ihrem Bataillon, das für die Nacht Halt gemacht hatte. Während jenes Nachmittags hatten sie sich öfter als einmal aneinander gelehnt und gegen Ende nahm Oberst D'Hubert, der mit seinen langen Beinen mit Leichtigkeit im weichen Schnee vorwärts kam, ohne viel Umstände Oberst Ferauds Muskete und trug sie selbst auf der Schulter, während er die eigene als Stab brauchte.

Knapp vor einem Dorf, das halb im Schnee begraben lag, brannte eine alte Scheune mit heller, lodrender Flamme. Das heilige Bataillon — Gerippe, in elende Lumpen gehüllt — drängte sich gierig an der Windseite und streckte hunderte von starren, knöchigen Händen der Glut entgegen. Niemand hatte ihr Kommen bemerkt. Bevor sie in den Lichtkreis traten, der sich über die eingefallenen, verhungerten Gesichter mit den glasigen Augen legte, nahm Oberst D'Hubert das Wort.

„Da ist Ihre Muskete, Oberst Feraud. Ich kann besser marschieren als Sie.“

Oberst Feraud nickte und drängte sich bis zu den heißzüngelnden Flammen vor. Oberst D'Hubert war rücksichtsvoller, erreichte aber doch auch einen Platz in der ersten Reihe. Die andern, die sie bei ihrem Vordringen beiseite schoben, versuchten mit schwachem Zuruf die Wiedertekehr der beiden unermüdblichen Gefährten zu grüßen. Nie vielleicht hatten die männlichen Vorzüge der Tätigkeit und Ausdauer eine höhere Ehrung erfahren, als sie in dieser leisen Begrüßung lag.

Dies ist der wahrheitsgetreue Bericht der Gespräche, die während des Rückzugs von Mostau zwischen den Obersten Feraud und D'Hubert gewechselt wurden. Oberst Ferauds Schweigsamkeit war der Ausfluß fressender Wut. Kurz, haarig, mit rußgeschwärztem Gesicht und struppigem Bartgewirr kam er daher, trug die eine erfrorene Hand, in schmutzige Fesseln gewickelt, in der Schlinge und haderte mit dem Schicksal wegen seiner unsagbaren Heimtücke gegen den herrlichen Einen. Oberst D'Huberts langer Schnurrbart hing in zwei Eiszapfen zu beiden Seiten seiner aufgesprungenen blauen Lippen, seine Augenlider waren entzündet vom Schneebrand, den Hauptteil seiner Kleidung bildete ein Schafpelzrock; er hatte ihn mit Mühe dem starrgefrorenen Leichnam eines Schlachtenbummlers abgezogen, den er in einem verlassenen Fuhrwerk gefunden hatte. Oberst D'Hubert trat den Ereignissen mit mehr Überlegung gegenüber. Sein regelmäßiges, hübsches Gesicht wies nur mehr knochige Linien und fleischlose Höhlungen auf und blickte aus einer Weiberhaube aus schwarzem Samt, über die er gewaltfam einen Dreimaster gezwängt hatte; diesen hatte er zwischen den Rädern eines leeren Trainwagens aufgelesen, der seinerzeit einmal das Gepäck irgendeines Generals enthalten haben mochte. Der Schafpelzrock war für einen Mann seiner Größe zu kurz und hörte ziemlich hoch oben auf; durch die zerfetzten Beinkleider blickte die frostblaue Haut. Unter den gegebenen Umständen erweckte dies weder Spott noch Mitleid. Niemand kümmerte sich darum, wie der Nächste sich fühlte oder ausah. Oberst D'Hubert selbst, abgehärtet gegen die Kälte, litt nur in seiner Selbstachtung unter der kläglichen Unschicklichkeit seines Aufzugs. Ein gedankenloser Mensch mag vielleicht glauben, daß es hätte ein leichtes sein müssen, dem Mangel abzuhelfen, da doch ein Heer von Leichen den Rückweg bedeckte. Einem gefrorenen Leichnam ein paar Hosen abzuziehen, ist aber nicht so leicht, wie es einem reinen Theoretiker scheinen mag. Es braucht Zeit und Mühe. Man muß zurückbleiben, während die Gefährten weitermarschieren. Oberst D'Hubert hatte wegen des Zurückbleibens seine Bedenken. War er einmal ausgetreten, so konnte er nicht sicher sein, ob er sein Bataillon je wieder erreichen würde; auch war seinem Feingefühl der Gedanke widerwärtig, sich in einen förmlichen Kampf mit einem erstarrten Leichnam einzulassen, der seinen Bemühungen eine eiserne Unbiegsamkeit entgegensetzen würde. Als er aber eines Tages in einer Schneewächte zwischen den Hüften eines Dorfes nachgrub, in der Hoffnung, eine gefrorene Kartoffel oder sonst einen eßbaren Abfall zu finden, da entdeckte Oberst D'Hubert zum Glück ein paar Dedden, wie sie russische Bauern zur Ausfütterung ihrer Karren verwenden. Diese gaben, vom gefrorenen Schnee befreit, um seine elegante Gestalt gehüllt und an den Hüften gehörig befestigt, eine prachtvoll sitzende Beinbekleidung, eine Art steifen

Unterrod, der Oberst D'Huberts Erscheinung zwar durchaus schicklich, aber noch weit auffallender gestaltete als vorher.

So ausgerüstet, machte er den Rückzug weiter mit und zweifelte zwar keinen Augenblick an seinem eigenen Davontömmen, litt aber viel unter anderen Befürchtungen. Sein früherer, heißer Glaube an die Zukunft war zerstört. Wenn der Weg zum Ruhme durch so unvorhergesehene Engen führte, dann fragte er sich — denn er war nachdenklich —, ob wohl auch der Führer so ganz zuverlässig sei. Es war eine patriotische Trauer, allerdings nicht ganz frei von persönlicher Besorgnis, aber doch grundverschieden von der blinden Empörung gegen Menschen und Dinge, wie sie Oberst Feraud hegte. Während er sich in einer kleinen deutschen Stadt drei Wochen lang erholte, war Oberst D'Hubert überrascht, die Sehnsucht nach Ruhe in sich zu entdecken. Seine wiederkehrenden Kräfte brachten ihm nur merkwürdig friedliebende Wünsche. Er grübelte heimlich über diese sonderbare Sinnesänderung. Zweifellos erfuhren zahlreiche seiner Kameraden, die Felddienst getan hatten, an sich den gleichen Umschwung. Doch nun war nicht die Zeit, davon zu reden. In einem seiner Briefe nach Hause schrieb Oberst D'Hubert: „Alle Deine Pläne, meine liebe Leonie, mich mit dem entzückenden Mädchen zu verheiraten, das Du in Deiner Nachbarschaft entdeckt hast, scheinen ihrer Verwirklichung ferner als je. Noch gibt es keinen Frieden. Europa braucht noch eine Lektion. Es wird eine harte Aufgabe für uns sein, doch sie wird gelöst werden, denn der Kaiser ist unbefieglich.“

So schrieb Oberst D'Hubert aus Pommern an seine verheiratete Schwester Leonie nach Südfrankreich. Und die darin ausgesprochenen Empfindungen hätten auch Oberst Feraud soweit gelten lassen, der niemandem Briefe schrieb, dessen Vater, der Hufschmied, Analphabet gewesen war, der keinen Bruder, keine Schwester hatte, und den niemand an der Seite eines entzückenden jungen Mädchens ein friedliches Leben beginnen sehen wollte. Doch Oberst D'Huberts Brief enthielt ferner auch einige philosophische Betrachtungen allgemeiner Natur, über die Unsicherheit aller persönlichen Hoffnungen, solange diese unlösbar mit dem trügerischen Glück eines einzigen verknüpft waren, der wohl unvergleichlich groß, aber trotz seiner Größe doch nur ein Mensch war. Diese Ansicht wäre Oberst Feraud als aufgelegte Kezerei erschienen. Einige trübe Andeutungen militärischer Natur, mit Vorsicht ausgedrückt, wären von Oberst Feraud unbedingt für hochverräterisch erklärt worden. Leonie aber, die Schwester von Oberst D'Hubert, las sie mit aufrichtiger Genugtuung, faltete dann den Brief nachdenklich zusammen und stellte innerlich fest, „daß es den Anschein habe, als wollte Armand doch noch vernünftig werden“. Seitdem sie in eine Familie des Südens eingehiratet hatte, war sie überzeugt von der Rückkehr des legitimen Königs. Hoffnungsvoll und besorgt betete sie morgens und abends und opferte Kerzen in den Kirchen, für die Sicherheit und Wohlfahrt ihres Bruders.

Sie hatte allen Grund anzunehmen, daß ihre Gebete erhört worden seien. Oberst D'Hubert machte Lützen, Baulzen und Leipzig mit, ohne ein Glied zu verlieren; sein guter Ruf stieg. Er paßte sein Benehmen den Anforderungen jener verzweifeltsten Zeit an und äußerte nie eine Befürchtung. Er verbarg sie unter

einer heiteren Höflichkeit, die so gefällig wirkte, daß die Leute versucht waren, sich zu fragen, ob Oberst D'Hubert von all dem Unglück wisse. Nicht nur sein Benehmen, sogar seine Blicke blieben gleichmütig. Seine ruhig zuversichtlichen blauen Augen entwaffneten alle Nörgler und machten sogar die Verzweiflung verstummen.

Diese Haltung wurde vom Kaiser selbst günstig bemerkt. Denn Oberst D'Hubert war dem obersten Generalstab zugeteilt worden und kam daher öfter in die kaiserliche Gegenwart. Der anspruchsvollere Oberst Feraud aber war darüber entrüstet. Als er einmal dienstlich durch Magdeburg kam und in düsterer Stimmung mit dem „Commandant de Place“ bei Tisch saß, erlaubte er sich von seinem lebenslangen Gegner zu sagen: „Dieser Mann liebt den Kaiser nicht“, und die anderen Gäste nahmen seine Worte in tiefem Schweigen auf. Oberst Feraud empfand wegen der unerhörten Anschulldigung leichte Gewissensbitte und fühlte sich bestimmt, sie durch ein schlagendes Argument zu stützen. „Ich sollte ihn wohl kennen“, schrie er und reißte ein paar Flüche an. „Man studiert seinen Gegner; ich habe mich ein halb Duzend mal mit ihm geschlagen, wie die ganze Armee weiß. Was wollt ihr mehr? Wenn das nicht für jeden Narren Gelegenheit genug ist, seinen Mann zu durchschauen, dann hol' mich der Teufel, wenn ich weiß, was es mehr braucht.“ Und er blickte hartköpfig und finster rings um den Tisch.

Später, als er in Paris alle Hände voll zu tun hatte, um sein Regiment zu reorganisieren, erfuhr Oberst Feraud, daß Oberst D'Hubert General geworden sei. Er starrete den Boten ungläubig an, kreuzte dann die Arme, wandte sich ab und murmelte: „Bei dem Menschen überrascht mich gar nichts mehr.“

Und laut fügte er hinzu, über die Schulter zurück: „Sie würden mich verpflichten, wenn Sie General D'Hubert bei der ersten Gelegenheit sagen wollten, daß ihn diese Beförderung vor einem schweren Duell rettet. Ich hatte nur gewartet, bis er herkäme.“

Der andere Offizier machte Einwände.

„Können Sie daran denken, Oberst Feraud, jetzt, wo jedes einzelne Leben dem Ruhm und der Sicherheit Frankreichs geweiht sein sollte?“

Doch die harte Zeit voll kriegerischen Mißgeschicks hatte Oberst Ferauds Charakter verdorben. Wie viele andere, war auch er durch Unglück schlecht geworden.

„Ich kann General D'Huberts Existenz weder für den Ruhm noch für die Sicherheit Frankreichs irgendwelchen Wert beimessen“, knurrte er giftig. „Sie wollen doch nicht vielleicht behaupten, daß Sie ihn besser kennen als ich — ich, der ich mich ein halb Duzend mal mit ihm geschlagen habe — oder?“

Sein Besucher, ein junger Mann, wußte darauf nichts zu erwidern. Oberst Feraud ging im Zimmer auf und ab.

„Dies ist nicht der Augenblick, um durch die Blume zu reden“, sagte er. „Ich kann nicht glauben, daß der Mensch den Kaiser je geliebt hat. Er hat sich bei Marschall Berthier den Generalstragen erschlichen. Ganz recht. Ich will mir ihn anderswie holen und dann wollen wir die Geschichte da in Ordnung bringen; sie schleppt sich schon zu lange hin.“

Als General D'Hubert, auf Umwegen, von Oberst Ferauds Haltung erfuhr, machte er eine Bewegung, als wollte er einen Störenfried beiseite schieben. Seine

Gedanken waren mit ernstern Dingen beschäftigt. Er hatte keine Zeit, seine Familie zu besuchen. Seine Schwester, deren royalistische Hoffnungen mit jedem Tage wuchsen, war zwar stolz auf ihren Bruder, bedauerte aber doch in gewisser Hinsicht seine letzte Beförderung, denn diese mußte als Ausdruck besonderen Wohlwollens des Usurpators gelten und konnte daher später auf seine Karriere gegen­teilig wirken. Er schrieb ihr, daß nur ein eingefleischter Feind behaupten könne, daß er seinen Rang durch Günstlingswirtschaft erreicht habe. Betreffs seiner Karriere versicherte er ihr, daß er nicht weiter vorausdenke, als bis zur nächsten Schlacht.

In dieser trüben Stimmung begann er den nächsten Feldzug und wurde am zweiten Tag der Schlacht vor Laon verwundet. Während man ihn wegtrug, hörte er, daß Oberst Feraud den Augenblick zum General ernannt und hingeschickt worden sei, um ihn an der Spitze seiner Brigade zu ersetzen. Unwillkürlich verfluchte er sein Mißgeschick, da er im ersten Moment nicht alle Vorteile seiner schweren Verwundung überblicken konnte. Und doch hatte die Vorsehung dies harte Mittel gewählt, um seine Zukunft zu sichern. General D'Hubert reiste unter der treuen Obhut eines alten Dieners langsam nach dem Landsitz seiner Schwester im Süden, und so blieben ihm die Demütigungen und Gewissenskämpfe erspart, die über die Männer des napoleonischen Kaiserreichs nach dessen Sturz hereinbrachen. Während er zu Bett lag und durch das weit offene Fenster seines Zimmers der Sonnenschein der Provence hereinflutete, da erkannte er erst, welch ein Glück es für ihn war, daß der preußische Granatsplitter seinen Gaul getötet und ihm die Hüfte zerrissen hatte; denn so war er vor einem ernstern Konflikt mit seinem Gewissen gerettet worden. Nach den letzten vierzehn Jahren, die er, mit dem Säbel in der Faust, im Sattel verbracht hatte, und im Bewußtsein, bis zuletzt getreu seine Pflicht getan zu haben, fand General D'Hubert, daß Resignation eine leichte Tugend sei. Seine Schwester war entzückt über sein vernünftiges Benehmen. „Ich gebe mich ganz in deine Hand, meine liebe Leonie“, hatte er zu ihr gesagt.

Er war noch immer bettlägerig, als er von der königlichen Regierung die Verständigung erhielt, daß er nicht nur in seinem Rang bestätigt, sondern auch auf der aktiven Dienstliste behalten werde. Dies war wohl mit Rücksicht auf die hochangesehene Familie seines Schwagers geschehen. Weiters wurde ihm ein unbegrenzter Krankenurlaub zugestanden. Die ungünstige Meinung, die man in bonapartistischen Kreisen von ihm hatte — obwohl sie lediglich auf dem unbegründeten Ausspruch General Ferauds fußte —, war mit die direkte Veranlassung gewesen, daß man ihn auf der aktiven Liste zurückbehalten hatte. General Ferauds Rang wurde gleichfalls bestätigt. Es war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte; doch Marschall Soult, damals Kriegsminister des wieder eingesetzten Königs, hatte eine Vorliebe für Offiziere, die in Spanien gedient hatten. Nur konnte ihm selbst die Protektion des Marschalls nicht zu aktiver Verwendung verhelfen. Er blieb unversöhnlich, müßig, verdüstert, er suchte in Rneipen die Gesellschaft anderer Offiziere, die auf halben Sold gesetzt waren und verblichene, doch ruhmbedeckte, alte Tritoloren-Rotarden in der Brusttasche aufbewahrten und ihre faden­scheinigen Waffenröcke mit den verbotenen Adlerknöpfen schlossen, unter dem Vor-

wand, ihre Mittel erlaubten es ihnen nicht, die vorgeschriebene Neuerung mitzumachen.

Die Rückkehr von Elba, ein historisches Ereignis, wunderbar und unglaublich wie die Thaten irgendeines mythologischen Halbgottes, fand General D'Hubert immer noch unfähig, ein Pferd zu besteigen. Auch konnte er noch nicht recht gehen. Diese physischen Hindernisse wurden von Frau Leonie geschickt betont und halfen ihren Bruder vor jedem möglichen Schaden zu bewahren. Doch bemerkte sie mit Betrübniß, daß er sich zu jener Zeit alles eher als vernünftig zeigte. Dieser General, dem immer noch der Verlust eines Gliedes drohte, wurde eines Nachts in den Ställen des Schlosses überrascht, von einem Pferdewärter, der Licht gesehen und Diebslärm geschlagen hatte. Seine Krücke lag halb begraben im Stroh des Standes und der General hoppte auf einem Bein um ein schnaubendes Pferd, das er zu satteln versuchte. So stark wirkte der Zauber des Kaisers auf ein ruhiges, gefestetes Gemüt. Seine Familie bestürmte ihn, im Lichte der Stallaternen, mit Tränen, Vorstellungen, Drohungen und entrüsteten Vorwürfen, und er zog sich aus der schwierigen Situation, indem er vom Fleck weg ohnmächtig wurde; man legte ihn wieder zu Bett, und bevor er sich daraus erhob, war die zweite Herrschaft Napoleons, die hundert Tage voll fieberischer Erregung und übermenschlicher Anstrengungen, wie ein schreckhafter Traum verflogen. Das tragische Jahr 1815, das mit einem Aufbruch der Gewissen begonnen hatte, endete mit rächenden Prostriktionen.

Wie General Feraud den Fängen der Spezialkommission und dem Schicksal entging, vor einem feuernden Peloton zu enden, das hat er selbst nie erfahren. Es lag zum Teil an der untergeordneten Stellung, die er während der hundert Tage eingenommen hatte. Der Kaiser hatte ihm kein Kommando gegeben, sondern ihm beim Kavalleriedepot in Paris verwendet, wo er eilig gedrückte Rekruten beritten zu machen und ins Feld zu schicken hatte. Da er diese Aufgabe als seiner Fähigkeiten unwürdig erachtete, so hatte er sich ihrer nicht mit auffälligem Feuereifer entledigt; zum größern Teil aber rettete ihn vor den Erzessen der royalistischen Reaktion die Vermittlung General D'Huberts.

Dieser letztere, noch immer auf Krankenurlaub, doch schon reisefähig, war durch seine Schwester dazu bewegt worden, sich in Paris seinem legitimen Herrscher vorzustellen. Da in der Hauptstadt unmöglich jemand von dem Vorfall in den Ställen eine Ahnung haben konnte, so wurde er mit Auszeichnung empfangen. Da er durch und durch Soldat war, so tröstete ihn die Aussicht, in seinem Beruf weiterzukommen, über die Thatfache, daß er für die Bonapartisten ein Gegenstand wütendsten Abscheus geworden war; dieser Abscheu verfolgte ihn mit einer Hartnäckigkeit, die er sich nicht erklären konnte. Der ganze Groll dieser verbitterten und verfolgten Partei warf sich auf ihn, als den Mann, der nie den Kaiser geliebt hatte — eine Art Ungeheuer, wesentlich schlimmer als ein bloßer Verräter.

General D'Hubert zuckte über dieses grausame Vorurteil die Schultern, ohne sich zu ärgern. Von seinen alten Freunden zurückgestoßen und von tiefem Mißtrauen gegen die Avancen seitens der royalistischen Kreise erfüllt, nahm der junge, guterhaltene General (er war erst vierzig) ein kaltes, höflich gemessenes Wesen an, das beim leisesten Anzeichen von Geringschätzung sofort in hochmütige Ab-



HUNAU 1882

Studie



J. Kerscheneister

weisung umschlug. So ging also General D'Hubert in Paris seinen Geschäften nach und fühlte sich innerlich überglücklich, eben wie ein Mann, der rettungslos verliebt ist. Das entzückende Mädchen, das seine Schwester für ihn ausgesucht hatte, war auf der Bildfläche erschienen und hatte ihn in der glücklichsten Art erobert, — wie ein junges Mädchen einen Mann von vierzig Jahren zu ihrem Sklaven machen kann, indem sie einfach unter seinen Augen hinlebt. Sie sollten heiraten, sobald General D'Hubert die offizielle Einsetzung in ein versprochenes Kommando erhalten haben würde.

Eines Nachmittags, als er auf der Terrasse des „Café Tortoni“ saß, erfuhr General D'Hubert aus der Unterhaltung zweier Fremder am Nebentisch, daß General Feraud mit einer Menge anderer Stabsoffiziere nach der zweiten Rückkehr des Königs verhaftet worden war und in Gefahr stand, vor die Spezialkommission zu kommen. Da er in allen seinen freien Augenblicken, wie fast alle schmachtenden Liebhaber, der Wirklichkeit in heller Verzückung vorauselte, so mußte schon der Name seines ständigen Widersachers mit lauter Stimme genannt werden, um den jüngsten von Napoleons Generalen von der geistigen Betrachtung seiner Angebeteten abzulenken. Er sah sich um. Die Fremden trugen Zivilkleidung. Mager und verwittert lehnten sie in ihren Stühlen und blickten unter den tiefgezogenen Hüten hervor düster und mißtrauisch über die Menge. Es war nicht schwer, sie als zwei entlassene Offiziere der alten Garde zu erkennen. Aus Bravour oder Unvorsichtigkeit sprachen sie mit lauter Stimme, so daß General D'Hubert, der nicht einsah, warum er seinen Platz wechseln sollte, jedes Wort verstand. Sie schienen nicht persönliche Freunde von General Feraud zu sein. Sein Name kam unter anderen vor. Da er mehrfach genannt wurde, so machten General D'Huberts zarte Träume von einer künftigen Häuslichkeit an der Seite einer herrlichen Frau, jäh einer lebhaften Sehnsucht nach seiner kriegerischen Vergangenheit Platz, nach dem ununterbrochenen, berauschenden Waffenlärm, der das herrliche Werk und der ureigenste Besitz seiner Generation war. Er fühlte eine unbegreifliche Bärtlichkeit für seinen alten Gegner und würdigte bewegt die mörderische Torheit, die durch die Begegnung mit ihm in sein Leben gekommen war. Es war wie die Zutat eines scharfen Gewürzes in ein heißes Gericht. Er gedachte mit plötzlicher Wehmut des eigenen Reizes, der darin gelegen war. Nie würde er ihn wieder kosten. Es war alles vorbei. „Ich denke, es hat ihn so gegen mich erbittert, daß ich ihn damals, das erstemal, im Garten liegen ließ“, dachte er nachsichtig.

Die beiden Fremden am Nebentisch waren in Schweigen versunken, nachdem General Ferauds Name zum drittenmal gefallen war. Nun versicherte der ältere der beiden, wieder in bitterem Ton, daß General Ferauds Rechnung abgeschlossen sei. Und warum? Nur weil er nicht war wie gewisse hohe Tiere, die nur sich selbst liebten. Die Royalisten wußten gut, daß sie aus ihm nie etwas machen würden. Er liebte „den andern“ zu sehr.

„Der andere“ war der Mann von St. Helena. Die beiden Offiziere nickten und stießen die Gläser an, bevor sie auf eine unmögliche Rückkehr tranken. Dann meinte derselbe, der früher gesprochen hatte, mit spöttischem Lachen: „Sein Gegner hat es geschickter angefangen!“

„Welcher Gegner?“ fragte der jüngere, scheinbar überrascht.

„Weißt du nicht? Beide waren Husaren. Nach jeder Beförderung schlugen sie sich. Hast du nicht von dem Duell gehört, das seit 1801 anhält?“

Der andere hatte natürlich von dem Duell gehört. Nun verstand er die Anspielung. General Baron D'Hubert würde sich nun der Gnade seines dicken Königs in Frieden erfreuen können.

„Mag's ihm gut bekommen“, murmelte der ältere. „Sie waren beide tapfere Kerle. Ich habe diesen D'Hubert nie gesehen — so ein geschneigelter Ränkefchmier, sagt man mir. Aber ich kann gut glauben, was ich Feraud von ihm sagen hörte, — daß er nie den Kaiser geliebt hat.“

Sie erhoben sich und gingen.

General D'Hubert empfand den Schreck eines Schlafwandlers, der aus einem lieblichen Traum erwacht und sich in einem Sumpf sieht. Ein tiefer Ekel vor dem Boden, auf dem er seinen Weg machte, erfaßte ihn. Sogar das Bild des entzückenden Mädchens wurde von der Hochflut trüber Betrachtungen weggespült. Alles, was er je gewesen war oder hoffte zu sein, würde nach bitterer Schande schmecken, wenn es ihm nicht gelang, General Feraud von dem Schicksal zu retten, das so vielen Braven drohte. Unter dem Druck dieses fast krankhaften Bestrebens, die Sicherheit seines Gegners zu erwirken, arbeitete General D'Hubert so gut mit Händen und Füßen (wie die französische Redensart lautet), daß er es in weniger als vierundzwanzig Stunden fertiggebracht hatte, beim Polizeiminister eine außerordentliche Privataudienz zu erreichen.

General Baron D'Hubert wurde sofort und ohne weiteres vorgelassen. In dem düsteren Rabinett des Ministers, hinter den Formen des Schreibtisches, der Sessel und Tische, nahm er vor einem Spiegel, zu dessen beiden Seiten Wachskerzen in vielarmigen Wandleuchtern brannten, eine Gestalt in einem prächtigen Rock wahr. Der alte „conventionnel“ Fouché, Senator des Kaiserreichs, der jeden Mann, jede Überzeugung, jede menschliche Regung tausendmal verraten und verkauft hatte, der Herzog von Otranto und verschlagene Parteigänger der zweiten Restauration, probierte eben den Sitz eines Staatskleides, in dem ihn seine junge und anbetungswürdige „fiancée“ auf Porzellan gemalt zu sehen wünschte. Es war eine Kaprice, eine entzückende Laune, der sich der erste Polizeiminister der zweiten Restauration nachzukommen beeilte. Denn dieser Mann, den man wegen seiner Verschlagenheit oft einem Fuchs verglichen hatte, für dessen ethische Werte aber nur der Vergleich mit einem Stinttier treffend sein konnte, dieser Mann war von seiner Liebe ebensosehr erfüllt als General D'Hubert.

Durch den Schnitzer eines Lataien war er bei dieser Beschäftigung überrascht worden und verbarg nun den kleinen Ärger hierüber unter der charakteristischen Unverschämtheit, die ihm in den endlosen Intrigen seines selbstsüchtigen Lebens so oft zustatten gekommen war. Ohne seine Stellung nur um Haaresbreite zu ändern, ein Bein im Seidenstrumpf vorgestreckt, den Kopf über die linke Schulter zurückgewandt, rief er seelenruhig: „Hierher, General. Bitte, treten Sie näher. Nun? Ich bin ganz Ohr.“

Während General D'Hubert, verlegen, als wäre eine seiner eigenen kleinen Schwächen bloßgestellt worden, möglichst kurz sein Ansuchen vortrug, fuhr der Herzog von Otranto fort, den Sitz seines Kragens zu prüfen, die Aufschläge vor dem Spiegel zu richten und angestrengt den Rücken zu biegen, um sich von dem richtigen Fall der goldgestickten Schöße zu überzeugen. Auch wenn er allein gewesen wäre, hätten sein ruhiges Gesicht, seine aufmerksamen Augen kein ungeteilteres Interesse an seiner Beschäftigung verraten können.

„Von den Untersuchungen der Spezialkommission einen gewissen Feraud ausschließen, Gabriel Florian, Brigadegeneral seit 1814?“ wiederholte er in leicht erstauntem Ton und wandte sich vom Spiegel ab. „Warum gerade ihn ausschließen?“

„Ich bin überrascht, daß Ew. Erzellenz, bei deren ausgezeichnetem Menschenkenntnis, es der Mühe für wert erachtet haben, diesen Mann auf die Liste zu setzen.“

„Ein wütender Bonapartist!“

„Das ist jeder Grenadier und jeder Soldat in der Armee, wie Ew. Erzellenz wohl wissen. Und der Persönlichkeit General Ferauds ist nicht mehr Gewicht beizumessen, als der des erstbesten Grenadiers. Es ist ein Mann ohne geistige Initiative, ohne alle Fähigkeiten. Es ist undenkbar, daß er je irgendwelchen Einfluß gewinnen könnte.“

„Er hat aber doch ein gutes Mundwort“, warf Fouché ein.

„Lärmend, zugegeben, aber nicht gefährlich.“

„Ich will mit Ihnen nicht streiten. Ich weiß so gut wie nichts über ihn. Raum mehr als seinen Namen eigentlich.“

„Und doch haben Ew. Erzellenz den Vorsatz in der Kommission, die vom König eingesetzt ist, um diejenigen herauszufinden, denen der Prozeß gemacht werden soll“, sagte General D'Hubert mit einem Nachdruck, der dem Minister nicht entging.

„Jawohl, General“, sagte er und schritt in den dunklen Teil des großen Raumes; dort warf er sich in einen tiefen Armsessel, der ihn fast verschlang, so daß nur der weiche Glanz der Goldstickereien und das weißschimmernde Gesicht auszunehmen waren. „Jawohl, General; nehmen Sie hier Platz.“

General D'Hubert setzte sich.

„Jawohl, General“, fuhr der Meister in den Künsten der Intrige und des Verrats fort, mit der zynischen Offenheit, in der er sich manchmal gefiel, vielleicht wenn ihm selbst seine Verlogenheit unerträglich wurde. „Ich habe mich beeilt, die Untersuchungskommission zusammenzubringen und habe selbst den Vorsatz übernommen. Und wissen Sie warum? Einfach aus Angst, daß wenn ich die Sache nicht schnell in die Hand nehme, mein eigener Name als erster auf die Liste käme. In solchen Zeiten leben wir. Doch noch bin ich Minister des Königs und frage Sie offen, warum ich den Namen dieses obsturen Feraud von der Liste streichen sollte? Sie wundern sich, wie sein Name dahin kam? Ist es möglich, daß Sie die Menschen so schlecht kennen sollten? Mein lieber General, gleich in der ersten Sitzung der Kommission regnete es Namen auf uns, wie Wasser vom Dach der Tuileries. Namen! Wir hatten die Wahl unter Tausenden! Woher wissen Sie,

ob nicht der Name dieses Feraud, dessen Leben oder Tod für Frankreich gleich un-
wichtig ist, einen andern fernhält?“

Die Stimme aus dem Lehnstuhl brach ab. Gegenüber saß General D'Hubert, reglos, schattenhaft und stumm. Nur sein Säbel klirrte leicht. Die Stimme im Lehnstuhl hob wieder an. „Und wir müssen auch trachten, den Ansprüchen der verbündeten Herrscher gerecht zu werden. Fürst Talleyrand sagte mir gestern erst, daß ihm Nesselrode offiziell mitgeteilt habe, Se. Majestät Kaiser Alexander sei unzufrieden wegen der kleinen Anzahl von Exempeln, die die Königliche Regierung zu statuieren gedenke — besonders unter Angehörigen des Heeres. Ich sage Ihnen das im Vertrauen.“

„Auf mein Wort!“ brach General D'Hubert los und biß die Zähne aufeinander, „wenn Ew. Erzellenz mich noch mit weiteren vertraulichen Mitteilungen zu beehren geruhen, dann weiß ich nicht, was ich tue. Es ist genug, daß man seinen Säbel über dem Knie zerbrechen möchte und die Stücke . . .“

„Was glaubten denn Sie, welcher Regierung Sie dienen?“ unterbrach der Minister scharf.

Nach einer kurzen Pause antwortete die mutlose Stimme General D'Huberts: „Der Regierung von Frankreich.“

„Das heißt Ihr Gewissen mit leeren Worten beschwichtigen, General. Die Wahrheit ist, daß Sie einer Regierung dienen, die aus zurückgekehrten Verbannten besteht, aus Leuten, die zwanzig Jahre lang keine Heimat gehabt haben. Aus Leuten, die eben erst einen schlimmen und demütigenden Schrecken durchgemacht haben . . . Geben Sie sich keiner Täuschung darüber hin!“

Der Herzog von Otranto verstummte. Er hatte sich erleichtert und seinen Zweck erreicht, den Mann da in seiner Selbstachtung zu treffen, der ihn unziemlicherweise dabei überrascht hatte, wie er vor dem Spiegel ein goldgesticktes Staatskleid probierte. Doch die in der Armeekorps waren Hitzköpfe. Es fiel ihm ein, daß es peinlich auffallen könnte, wenn ein gutbeschriebener General, der auf Empfehlung eines der Prinzen in Audienz empfangen worden war, unmittelbar nach einem Privatgespräch mit dem Minister irgend etwas Skandalöses täte. In verändertem Tone fragte er, „Ihr Verwandter, — dieser Feraud?“

„Nein. Durchaus nicht verwandt.“

„Intimer Freund?“

„Intim . . . ja. Es bestehen zwischen uns Beziehungen, die es mir zur Ehrenpflicht machen, zu versuchen . . .“

Der Minister gab ein Glockenzeichen, ohne das Ende des Sazes abzuwarten. Als der Diener zwei schwere Silberkandelaber für den Schreibtisch hereingebracht hatte und wieder gegangen war, erhob sich der Herzog von Otranto; in dem starken Licht strahlte seine ganze Brust vom Goldglanz. Er nahm ein Blatt Papier aus einer Schublade und hielt es ostentativ in der Hand, während er eindringlich und freundlich sagte: „Sie müssen nicht davon reden, daß Sie Ihren Säbel über dem Knie zerbrechen möchten, General. Vielleicht würden Sie nie einen andern bekommen. Der Kaiser wird diesmal nicht zurückkehren . . . Diable d'homme! Eben jetzt gab es einen Augenblick, hier in Paris, bald nach Waterloo, wo er mit Angst

machte. Es sah aus, als wollte er ganz von neuem beginnen. Zum Glück fängt keiner wirklich von vorne wieder an. Sie müssen nicht daran denken, Ihren Säbel zu zerbrechen, General.“

General D'Hubert sah zu Boden und machte mit der Hand eine Bewegung hoffnungslosen Verzichts. Der Polizeiminister wandte den Blick von ihm und begann bedächtig das Papier zu überlesen, das er all die Zeit in der Hand gehalten hatte.

„Es sind nur zwanzig Generale zum abschreckenden Beispiel ausersehen. Zwanzig. Eine runde Zahl. Und sehen wir einmal, Feraud . . . aha, da ist er. Gabriel Florian. Parfaitement. Das ist unser Mann. Nun gut, da wird es also nur mehr neunzehn Exempel geben.“

General D'Hubert stand auf mit dem Gefühl, als habe er eine ansteckende Krankheit durchgemacht. „Ich muß Ev. Erzellenz bitten, meine Fürsprache streng geheim zu halten. Ich lege den größten Wert darauf, daß er nie erfährt . . .“

„Wer soll ihm schon davon erzählen, möchte ich wissen?“ sagte Fouché und hob neugierig die Augen zu General D'Huberts streng beherrschtem Gesicht. „Nehmen Sie eine dieser Federn und streichen Sie den Namen selbst durch. Dies ist die einzig existierende Liste. Wenn Sie Tinte genug nehmen, dann wird niemand mehr sagen können, wie der ausgestrichene Name gelautet hat. Doch, par exemple, ich bin nicht verantwortlich dafür, was Clarke später mit ihm tun wird. Wenn er weiter poltert, dann wird ihm der Kriegsminister befehlen, sich in irgendeiner kleinen Provinzstadt unter Polizeiaufsicht aufzuhalten.“

Wenige Tage später sagte General D'Hubert zu seiner Schwester, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren: „Ah, meine liebe Leonie, mir war, als könnte ich nicht schnell genug von Paris fortkommen!“

„Das macht die Liebe“, meinte sie mit listigem Lächeln.

„Und der Abscheu“, fügte General D'Hubert hinzu. „Ich bin fast gestorben dort vor . . . vor Etel.“

Sein Gesicht war widerwillig verzogen. Und als seine Schwester ihn aufmerksam ansah, fuhr er fort: „Ich mußte Fouché auffuchen. Ich hatte eine Audienz. Ich war in seinem Rabinett. Wenn man das Unglück hatte, die Luft desselben Zimmers mit diesem Mann zu atmen, so bleibt einem das quälende Gefühl, als habe man an Wert verloren, als sei man doch nicht so rein, als man es zu sein gehofft hatte . . . Aber das kannst du nicht verstehen.“

Sie nickte mehrmals rasch hintereinander. Sie verstand es sehr gut, im Gegenteil. Sie kannte ihren Bruder durchaus und liebte ihn, wie er war. Aber dies waren ja Abscheu und Verachtung das Los des „Jakobin“ Fouché, der jede Schwäche, jede Tugend, jede großmütige Regung der Menschheit zu seinem Vorteil ausnützte, seine ganze Generation zum besten hielt und verloren, als Herzog von Otranto, starb.

„Mein lieber Armand“, sagte sie mitleidig, „was konntest du von dem Mann wollen?“

„Nicht weniger als ein Leben“, antwortete General D'Hubert. „Und ich habe es erhalten. Es mußte sein. Aber ich habe die Empfindung, als könnte ich diese Notwendigkeit dem Manne, den ich zu retten hatte, nie verzeihen.“

General Feraud, gänzlich unfähig (wie die meisten von uns) zu begreifen, was ihm geschah, nahm den Befehl des Kriegsministers, daß er sich sofort in eine kleine Stadt Mittelfrankreichs zu begeben habe, mit Gefühlen auf, die in wütendem Augenrollen und Zähneknirschen ihren natürlichen Ausdruck fanden. Das Ende des Kriegszustandes, der einzigen politischen Lage, die er je gekannt hatte, die furchtbare Aussicht auf eine Welt in Frieden erschreckten ihn. Er reiste in seine kleine Stadt, in der festen Überzeugung, daß dies nicht anhalten könne. Hier erhielt er die Nachricht, daß er aus der Armee entlassen und daß der Bezug seiner Pension (nach dem Rang eines Obersten berechnet) von der Tadellosigkeit seiner Führung und den guten Berichten der Polizei abhängig gemacht worden sei. Nicht mehr in der Armee! Er fühlte sich plötzlich der Erde entfremdet, wie ein entkörperter Geist. Es war unmöglich zu leben. Zunächst aber wollte er durchaus nicht daran glauben. Es konnte nicht sein. Er wartete auf Donner, Erdbeben, Elementarereignisse; doch nichts geschah. Das Bleigewicht einer unwillkürlichen Beschäftigungslosigkeit senkte sich auf General Feraud; und da er aus sich selbst heraus über keine geistigen Mittel verfügte, so verfiel er einer Verdummung, die Schrecken einflößen mußte. Er durchgeisterte die Straßen der kleinen Stadt, sah aus lachschwarzen Augen starr vor sich hin, achtete nicht auf die Hüte, die an seinem Wege gelüftet wurden; und wie er vorbeiging, nickten die Leute einander zu und flüsternten: „Das ist der arme General Feraud. Es hat ihm das Herz gebrochen. Denkt nur, wie er den Kaiser geliebt haben muß.“

Die anderen lebenden Wracks aus dem napoleonischen Unwetter sammelten sich mit unendlichem Respekt um General Feraud. Er selbst glaubte, daß seine Seele durch Kummer geknickt sei. Er litt unter häufigen Anwandlungen zu weinen, zu heulen, sich die Fäuste blutig zu beißen, brachte ganze Tage im Bett zu, den Kopf unter den Kissen; doch war dies alles die Folge des „ennui“, der Ausdruck einer ungeheuren, unbefreiblichen, unfahbaren Langweile. Seine geistige Unfähigkeit, die volle Hoffnungslosigkeit seines Falles zu übersehen, hielt ihn vom Selbstmord ab. Er dachte nicht einmal daran. Er dachte an gar nichts. Doch sein Appetit verließ ihn und die Schwierigkeit, die er fand, seiner niederdrückenden Stimmung Ausdruck zu geben (die grauenhaftesten Flüche konnten dem nicht gerecht werden), brachte ihn allmählich zur Worttargheit — eine Art Tod für ein südliches Temperament.

Groß war daher die Aufregung unter den „anciens militaires“, die ein gewisses kleines Café voller Fliegen zu besuchen pflegten, als an einem schwülen Nachmittag „der arme General Feraud“ eine Breitseite ungeheuerlicher Flüche von sich gab.

Er war still auf seinem angestammten Eckplatz gesessen und hatte die Pariser Zeitungen durchblättert — mit beiläufig dem Interesse, wie man es bei einem Verurteilten am Abend vor der Hinrichtung für Tagesneuigkeiten erwarten könnte. Eine Schar martialischer, wetterbrauner Gestalten umringte ihn aufgeregter; dem einen fehlte ein Auge, dem andern die Nasenspitze, die ihm in Rußland abgestoren war.

„Was gibt's, General?“

General Feraud saß aufrecht und hielt das Zeitungsblatt auf Armeslänge vor sich hin, um den kleinen Druck besser lesen zu können. Er las für sich, halblaut, nochmals Bruchstücke der Nachricht vor, die seine Auferstehung, wie man es nennen könnte, verursacht hatte.

„Wir erfahren, daß General D'Hubert, der bisher auf Krankenurlaub im Süden weilte, das Kommando der 5. Kavalleriebrigade in . . . übernehmen wird . . .“

Er ließ das Blatt sinken, wie versteinert . . . „Das Kommando übernehmen wird“ . . . und schlug sich plötzlich mächtig auf die Stirn. „Ich hatte ihn fast vergessen“, murmelte er in einem Ton, als drücke ihn das Gewissen.

Ein Veteran mit breiter Brust brüllte durch das Café: „Eine neue Gemeinheit der Regierung, General?“

„Die Gemeinheiten dieser Schufte sind nicht zu zählen“, donnerte General Feraud. „Eine mehr oder weniger!“ Er dämpfte den Ton. „Aber ich will doch wenigstens eine davon ausgleichen!“

Er blickte über die Gesichter hin. „Da ist so ein geleckter, geträufelter Generalstäbler, das Schmalzl von ein paaren der Marschälle, die ihren Vater für eine Handvoll englisches Gold verkauften. Der soll jetzt merken, daß ich noch lebe“, erklärte er in rätselschwerem Ton. „Aber das ist eine Privatangelegenheit. Ein alter Ehrenhandel. Bah! Unsere Ehre tut nichts zur Sache. Da hat man uns fortgetrieben, mit einem geschlitzten Ohr, wie einen Trupp ausgemusterter Militärpferde . . . nur noch gut für den Schinder! Doch es soll sein, als könnte man noch einen Schwertthieb für den Kaiser tun . . . Messieurs, ich werde den Beistand von zweien unter Ihnen brauchen.“

Alle drängten sich vor. General Feraud, tiefgerührt von dieser Demonstration, wählte mit sichtlich Bewegung den einäugigen Kürassier und den Offizier der Chasseurs à cheval, der seine Nasenspitze in Rußland gelassen hatte. Er entschuldigte seine Wahl vor den andern.

„Eine Kavallerie-Angelegenheit, das, — wissen Sie!“

Ein Durcheinander von „Parfaitement, mon Général . . . C'est juste . . . Parbleu, c'est connu . . .“ antwortete ihm. Alle waren es zufrieden. Die drei verließen das Café zusammen und ein vielstimmiges „Bonne chance“ klang ihnen nach.

Draußen faßten sie sich unter, der General in der Mitte. Die drei verwiterten Dreimaster „en bataille“ getragen, mit einem unheilkundenden Schwung nach vorn, nahmen fast die ganze Breite des Gäßchens ein. Die kleine Stadt aus grauen Steinen und roten Ziegeln döste durch die drückende Schwüle des ländlichen Nachmittags. Zwischen den Häusern hallten in regelmäßigen Zwischenräumen die lauten Schläge eines Kürfers wieder, der ein Faß bereifte. Der General zog den linken Fuß ein wenig nach.

„Dieser verdammte Winter von 1813 ist mir ordentlich in die Knochen gefahren. Macht nichts. Wir müssen Pistolen nehmen, das ist alles. Ein wenig Kreuzschmerzen. Er gehört schon mir. Meine Augen sind scharf wie nur je. Ihr hättet mich sehen sollen, wie ich in Rußland die Rosaten im Galopp wegpuckte,

mit einer räudigen alten Infanteriemuskete. Ich habe ein natürliches Geschick für Feuerwaffen.“

In dieser Tonart fuhr General Feraud fort; er trug den Kopf mit eulenhaften Augen und raubgierigem Schnabel hoch. Da er sein Leben lang nichts als ein Fechter gewesen war, ein Reitersmann, ein „sabreur“, so hatte er die denkbar einfachste Einstellung auf den Krieg; für ihn war er im Grunde nichts anderes als eine Zusammendrängung von Einzelskämpfen, eine Art Herdenduell. Und da hatte er einen Krieg ganz für sich. Er lebte auf. Der Schatten des Friedens wich von ihm wie der Schatten des Todes. Es war die wunderbare Auferstehung von Feraud, Gabriel Florian, „engagé volontaire“ von 1793, General 1814, der seinerzeit ohne Zeremoniell bestattet worden war, im Wege eines Dienstbefehls, von dem Kriegsminister der zweiten Restauration unterzeichnet.

(Fortsetzung folgt)



Gebet · Von Karl Freye

Tief verirrt, aus dunkler Nacht,
dräng' ich mich zum Licht.
Der mir einst so gnädig war,
nun verstoß mich nicht!
Sieh, ich taste! Jeder Schritt
trifft auf fremdes Land —
wie ein Kind zur Mutter sucht,
such' ich deine Hand.

Der ich einst so fröhlich ging
Mit erhobnem Haupt,
weil ich deinen Ruf vernahm,
weil ich dich geglaubt,
der ich einst dein eigen war,
einem Sohne gleich —
sieh, hier bin ich — nimm mich an —
zeige mir mein Reich!





Dringende Reformen der deutschen Zivilprozessordnung

Von A—n

Motto: . . . Trois degrés d'élévation du pôle renversent toute la jurisprudence. . . Plaisante justice qu'une rivière ou une montagne borne! Vérité au deçà des Pyrénées, erreur au delà.
Pascal

Die ZPO. wird fortwährend durch Gesetzesnovellen derart „verbessert“, daß z. B. das höchste und annähernd beste Gericht für die Allgemeinheit der Rechtsstreite (gut 85% der landgerichtlichen Urteile) nicht mehr in Betracht kommt, für Beschlussfachen überhaupt nicht, ebenso für Arreste und einstweilige Verfügungen, ohne Rücksicht auf den Streitwert. Diese Verbesserungen schaffen Zustände, die gewiß einzigartig zu nennen sind, da in sonst keinem Kulturlande die Rechtsmittel, auf denen die Rechtsicherheit beruht, derart beschnitten sind. Reformen tun da dringend not, und sie sind um so leichter einzuführen, als die erprobte österreichische ZPO. sofort den richtigen einzuschlagenden Weg bereits vorzeigt und somit eine sonst seltene Erleichterung für die Reformen bietet.

Um dem allzu langsamen Gange des deutschen Prozesses eine Abhilfe zu schaffen, hat man die unsoziale, in ihren Wirkungen zu Schikanen und letzten Endes zu Ungerechtigkeiten führende Einrichtung der vorläufigen Vollstreckbarkeit, die dem klassischen Rechte im allgemeinen unbekannt war, eingeführt. Ich habe sie unsozial genannt, weil sie die Reichen begünstigt und die Armen bedrückt.

Hat nämlich ein wenig Bemittelter ein Urteil gegen einen Reichen erwirkt und ist das Urteil „vorläufig vollstreckbar“ erklärt, so wird dieser die Wirkung des Urteils dadurch illusorisch machen, daß er gemäß § 713 Abs. II ZPO. Sicherheit leistet und hierdurch die Zwangsvollstreckung abwendet. Das Gericht ist verpflichtet, einem solchen Antrage des Beklagten unbedingt zu entsprechen. Der Kläger ist also gezwungen, auf die Rechtskraft des Urteiles zu warten. Was nützt ihm also die vorläufige Vollstreckbarkeit? — Wenn aber umgekehrt der Beklagte unbemittelt

ist, so wird das vorläufig vollstreckbare Urteil unbarmherzig ausgeführt und der Schuldner um sein letztes Hab und Gut gebracht, weil er keine Sicherheit leisten kann. Und nun kommen noch einige Verwicklungen. — Hat der ruinierte Schuldner Berufung eingelegt (beziehungsweise Revision) und hat sein Rechtsmittel Erfolg gehabt, so entstehen nun nach einem der schicksalreichsten Paragraphen der ZPO., der auch in das materielle Recht eingreift — § 717 — langwierige und unerquickliche Rechtsstreite, deren Ergebnis zumeist das ist, daß der die Rückerstattung begehrende schließliche Obieger leer ausgeht. Dieser Paragraph verfügt übrigens nicht nur Rückgabe des Geleisteten, sondern Ersatz des durch die vorzeitige Vollstreckung entstandenen Schadens überhaupt. Ist der Kläger nicht notorisch ein vermögender Mann, so redet er sich damit aus, er habe das beigetriebene Geld nicht mehr und könne nicht zurückzahlen. Der Offenbarungseid, den er höchstens leisten müßte, ist ein magerer Trost für den schwer geschädigten, vielleicht auch um seine Existenz gebrachten Mann. Wohl ist ein Paragraph vorhanden, der für solche Fälle vorgesehen zu sein scheint, aber eine wahre Abhilfe — mindestens in der Praxis — nicht abgibt, § 712, wonach die vorläufige Vollstreckbarkeit dann unzulässig sein soll, wenn der dadurch entstehende Schaden unerseßlich sei. Neunundneunzig Prozent der auf Grund dieses Paragraphen gestellten Anträge werden durchweg abgelehnt; man muß förmlich den mathematischen Beweis erbringen (das Gesetz verlangt nur *G l a u b h a f t m a c h u n g* — ein dehnbarer Begriff, der eben zu streng aufgefaßt wird), daß der Kläger völlig mittellos und zahlungsunfähig ist und noch dazu ein böswilliger Schuldner, damit der Antrag auf Unterlassung der vorläufigen Vollstreckbarkeit durchdringt.

Wie engherzig der Begriff der Unerseßlichkeit (§ 712 ZPO.) gehandhabt wird und wie rücksichtslos die angeblich nur vorläufige Vollstreckbarkeit tatsächlich durchgeführt wird, dafür nur ein Beispiel — aber ich glaube ein klassisches. Auf Grund eines vorläufig vollstreckbaren Urteils kann vor der Rechtskraft die Leistung des Offenbarungseides verlangt werden. Ist der dadurch dem schließlich Obiegenden, also bei den unteren Instanzen zu Unrecht verurteilten Beklagten zugefügte Schaden überhaupt rückgängig zu machen, ist er *ü b e r h a u p t e r s e ß l i c h*? Ja, noch mehr, wird der Eid verweigert, so wird unbedenklich zur Verhaftung geschritten. Ist die Verhaftung eines unbescholtenen Mannes, die bis zu sechs Monaten dauern kann, je wieder gutzumachen? Kann sie überhaupt durch eine Geldentschädigung „ersezt“ werden? Dies ist aber die Voraussetzung für die Zulässigkeit der vorläufigen Vollstreckung. Das Reichsgericht sagt aber: gegenüber einem vorläufig vollstreckbaren Urteile könne sich der zum Offenbarungseid geladene Beklagte nicht auf § 712 berufen (Gruchots Beitr. Bd. 41 S. 715, Jur. W. 96, S. 249). Ein Schadenersatz wird bestenfalls überhaupt nur für nachweisbaren Verdienstentgang gewährt, die schuldlose Verhaftung *a n s i c h* wird also als kein Schaden betrachtet. Einem Geschäftslosen müßte insolgedessen jeder Schadenersatz verweigert werden. Und was dann, wenn der Kläger erklärt, er habe nichts, er könne den etwa entstandenen Schaden für die schuldlose Haft (nach Aufhebung des Urteils) nicht ersetzen? — Eine Sicherheitsleistung wird doch vom Kläger bei der Vollziehung des Haftbefehls nicht verlangt.

Man denke nicht etwa, daß diese Fälle nur theoretisch möglich seien, die Zahl der tatsächlichen Eidesleistungen und auch Verhaftungen ist nur zu groß. Ich beziehe mich auf das Urteil des Oberlandesgerichtes Hamburg vom 2. November 1907 (Rechtspr. d. OLG., Bd. 16, S. 287), woraus hervorgeht, daß eine arme unglückliche Frau auf Grund eines vorläufig vollstreckbaren Urteils einen ganzen Monat lang verhaftet wurde, und dies wegen armseliger sechs Mark! Das Urteil wurde dann hiernach rechtskräftig aufgehoben. Die Forderung des Klägers war also ganz ungerechtfertigt. Er hatte sich aber trotzdem nicht geschämt, mindestens 30 Mark an Gefängnislosten zu bezahlen, nur um des boshaften Vergnügens willen, eine hilflose Frau dreißig Tage lang wegen sechs Mark eingesperrt zu wissen. Und das Landgericht hatte sogar den Schadenersatzanspruch der Frau überhaupt abgewiesen, und nur auf die Berufung hin gewährte das OLG. ihn, aber auch nur wegen des Verdienstentganges. Noch eins: Soll die Vollstreckung auf Grund eines vorläufig vollstreckbaren Urteils in das Vermögen des Beklagten vorgenommen werden, und weist dieser nach, daß der Kläger mittellos ist, so wird die Vollstreckung für unzulässig erklärt. Die Verhaftung aber ist zulässig! Das Geld genießt somit einen höheren Schutz als die persönliche Freiheit der Bürger. Nous avons des juges en Prusse — et à Leipzig.

Eine andere sehr der Abhilfe bedürftige Bestimmung der ZPO. ist § 580, der sich auf die Restitutionsklage bezieht. Diese ist u. a. dann zulässig, wenn eine falsche Zeugen- oder Sachverständigenausage beeidet worden ist. Stützt sich das Urteil auf eine unbeeidigte Aussage, so ist eine Abhilfe ausgeschlossen, selbst wenn der strikteste Beweis des bewußt falschen Zeugnisses erbracht wird. Auch hier ist die österreichische ZPO. viel gerechter und uns ein erstrebenswertes Vorbild. § 530 Abs. 2 lautet: „Wenn sich ein Zeuge oder ein Sachverständiger einer falschen Aussage, oder der Gegner bei seiner Vernehmung eines falschen Eides schuldig gemacht hat, und das Urteil auf diese Aussage gegründet ist.“ Eine andere nachahmenswerte Bestimmung enthält Abs. 7 desselben Paragraphen: „Wenn die Partei in Kenntniss von neuen Tatsachen gelangt oder Beweismittel auffindet oder zu benützen in den Stand gesetzt wird, deren Vorbringen und Benützung im früheren Verfahren eine ihr günstigere Entscheidung in der Hauptsache herbeigeführt haben würde.“ — Daß diese Vorschriften des österreichischen Gesetzes dem unterlegenen guten Rechte wieder zum Siege verhelfen und dagegen die allzu engen des § 580 der deutschen ZPO. nur der betrügerisch sieghaften Partei einzig und allein zugute kommen, darüber kann bei Einsichtigen kein Zweifel bestehen. Das Versagen des § 580 ist auch die Ursache, daß das Reichsgericht die Rechtskraft nicht mehr respektiert und Schadenersatz in solch dolothen Fällen gewährt, wo die Wiederaufnahme des Verfahrens nach dem deutschen Gesetze unzulässig, nach dem österreichischen aber geboten wäre. Dies wird Ausbeutung der Rechtskraft gegen die guten Sitten genannt. Ich verweise auf eine der neuesten Entscheidungen des Deutschen Reichsgerichts, Bd. 75 S. 213, und die dort aufgeführten zahlreichen älteren Beispiele. Auch die Bestimmung der Deutschen ZPO., wonach die Wiederaufnahme nach fünf Jahren unzulässig sein soll, ist

ungerecht. Die bewährte Frage: „Cui bono?“ zeigt nach dem Pol des Unrechts. Es ist eine Bestimmung, wovon nur der gaunerische Erschleicher des Urteils den Profit hat, eine Prämie auf den geschickten Betrug! Nach § 534 letzter Absatz beträgt die Frist in Österreich zehn Jahre. Auch diese Frist ist selbstredend ungenügend, denn die Wirkung des dolosen Urteiles ist doch auch nach zehn Jahren nicht erloschen, ebenso bleibt seine eventuelle weitere Vollstreckbarkeit ganz unbeschränkt bestehen.

Das achte Buch der ZPO. über die Zwangsvollstreckung bildet in Österreich den Gegenstand eines besonderen Gesetzes, Exekutionsordnung genannt, und stammt aus dem Jahre 1896. Ich möchte hier einige Zeilen aus den erläuternden Bemerkungen der Regierung zum Entwurfe des Gesetzes, das dem Abgeordnetenhaus im Jahre 1893 eingereicht wurde, Nr. 689 der Beilagen, anführen, da sie den Geist der österreichischen Gesetzgebung in dieser volkswirtschaftlich so wichtigen Frage eben so knapp als erschöpfend ausdrücken und die Unterschiede des entsprechenden deutschen Gesetzes besonders hell beleuchten: „Die Exekution ist nie mals reine Privatsache und bloße Parteienangelegenheit; jedes einzelne Exekutionsverfahren — und wären seine Dimensionen noch so unscheinbar — berührt immer auch das Gesamtinteresse, und zwar ganz nahe. Dem allgemeinen Wertverhältnisse dieser beiden Gesichtspunkte muß dann auch die Stellung des Richters im Exekutionsverfahren selbst entsprechen. Er ist der berufsmäßige Träger des Gesamtinteresses und muß von sich aus dafür sorgen können, daß es im gesetzlich zugelassenen Umfange jedesmal Berücksichtigung finde. Zweifelsohne muß dann auch von vornherein alles nach Möglichkeit weggeräumt werden, was sich dieser beabsichtigten nachdrücklicheren Beteiligung des Gerichts und seiner Organe am Exekutionsverfahren hinderlich erweisen würde.“

Und dies ist auch gründlich besorgt. In Deutschland dürfen die Exekutionsaufträge direkt an den Gerichtsvollzieher unter Umgehung des Gerichtes gelangen, und der Gerichtsvollzieher, der nicht, wie z. B. in Frankreich, ein juristisch gebildeter Mann ist, vollzieht die Vollstreckungshandlungen souverän und ohne Befragung des Gerichtes (die Beschwerden kommen zumeist post festum). In Österreich dagegen muß zuerst die Bewilligung beim Gerichte ersucht und vom zuständigen Richter bewilligt werden. Aber auch diese Bewilligung, die eine viel größere Rechtsicherheit bietet, unterliegt der Anfechtung. Der § 266 der österreichischen Exekutionsordnung gewährt nämlich einen weiteren Rechtsschutz, indem dort verfügt wird: „Vor Eintritt der Rechtskraft der Pfändungsbewilligung darf nur dann zum Verkaufe geschritten werden, wenn Sachen gepfändet wurden, die ihrer Beschaffenheit nach bei längerem Aufbewahren dem Verderben unterliegen oder wenn die gepfändeten Sachen bei Aufschub des Verkaufes beträchtlich an Wert verlieren würden und der betreibende Gläubiger für alle dem Verpflichteten aus dem früheren Verkaufe entspringenden Nachteile Sicherheit leistet. Vor Leistung der vom Exekutionsgerichte zu bestimmenden Sicherheit darf der Verkauf nicht stattfinden.“

Wo ist ein ähnlicher Rechtsschutz im deutschen Gesetze? — Damit aber nicht genug. Die österreichische Gesetzgebung hat für weitere Garantien für den Schuldner

gepfändete Gegenstände — auch Häuser und ganze Güter — um einfache lächerliche Beträge, die in keinem Verhältnis zu ihrem Werte stehen, veräußert werden und somit den Ruin des Schuldners u n n ö t i g herbeiführen, zugunsten eines Ringes von böswilligen Gläubigern oder von einem durch den böswilligen Gläubiger geschaffenen Ring, besonders in kleineren Städten und Dörfern. In Oesterreich werden solche Gläubiger mit Recht Hyänen genannt. Ich habe in einer Reichsgerichtsentscheidung von der Versteigerung eines Gutes gelesen im Werte von 200 000 Mark — versteigert um sage und schreibe nur e i n t a u s e n d Mark!! Es gibt gar keinen Schutz für den Realbesitz und auch nicht für sonstige Gegenstände und Wertfachen; die einzigen zwei Bestimmungen kommen praktisch gar nicht in Betracht. Die eine betrifft Gold- und Silbersachen, die nicht unter ihrem Metallwerte veräußert werden sollen (§ 820), und die zweite (§ 812) verfügt folgendes: „Gegenstände, welche zum gewöhnlichen Hausrate gehören und im Haushalte des Schuldners gebraucht werden, sollen nicht gepfändet werden, wenn ohne weiteres ersichtlich ist, daß durch deren Verwertung nur ein Erlös erzielt werden würde, welcher zu dem Werte außer allem Verhältnis steht.“ Und auch dieser dürftige Paragraph ist nur instruktionell und seine Verletzung gibt dem Schuldner keine Rechte.

Wie sorgt dagegen das österreichische Gesetz, den Schiffbrüchigen vor dem gänzlichen Untergange zu retten! Alle gepfändeten Sachen haben einen Ausrufspreis. „Kostbarkeiten, Warenlager und andere Gegenstände, deren Schätzung bei der Versteigerung selbst untunlich ist, hat das Vollstreckungsorgan schon vor der Versteigerung durch einen Sachverständigen abschätzen zu lassen.“ — § 275 der Exekutionsordnung; und § 277 schreibt gebieterisch vor: „Angebote, die nicht wenigstens ein Drittel des Ausrufspreises erreichen, dürfen bei der Versteigerung nicht berücksichtigt werden.“ Bei Immobilien geht dieser Schutz viel weiter. § 151 lautet: „Gebote, die bei Häusern nicht die Hälfte, bei Landgütern und Grundstücken nicht zwei Drittel des Schätzungswertes der Liegenschaft und ihres Zubehörs erreichen, dürfen bei der Versteigerung nicht berücksichtigt werden. . . In den Versteigerungsbedingungen ist das geringste Gebot ziffernmäßig anzugeben. Wird im Versteigerungstermine weniger geboten, als das geringste Gebot beträgt, so darf der Verkauf der Liegenschaft nicht stattfinden. Bei Landgütern und Grundstücken kann vor Ablauf eines halben Jahres vom Versteigerungstermine die neuerliche Einleitung eines Versteigerungsverfahrens nicht beantragt werden.“

Das sind weitblickende und das Gemeinwohl, das doch nur eine Addition vom Wohlergehen eines jeden Einzelnen ist, wirksam schützende Gesetze, und dieses Schutzes bedarf der Unterlegene insbesondere, damit der Kläger nicht auf Kosten seines Ruins sich bereichert, wie es sonst unweigerlich geschieht. Die Versteigerung von Immobilien, wobei der Kläger das Haus oder das Gut um einen Pappenstiel an sich bringt, sind Legion. Ich möchte ein schönes Wort der oben erwähnten Einleitung zum Regierungsentwurfe des Gesetzes über die Exekutionsordnung hier anführen. Das österreichische Justizministerium schreibt: „Was die wirtschaftlich so ungünstigen Wirkungen dieser Einrichtung namentlich verursachte,

ist der Grundsatz, daß es bei solchen Versteigerungen kein Preisminimum gab, der Zuschlag daher auf jedes Angebot hin schließlich erfolgte.“ Nun nennt das Justizministerium diese Bestimmung wörtlich den „dunkelsten Punkt des Exekutionsrechtes“. Dieser dunkelste Punkt besteht in Österreich seit 16 Jahren nicht mehr — und in Deutschland?!

Ebenso weitblickend und berechtigt sind die dort folgenden Ausführungen, daß die Forderung einer gewissen Verhältnismäßigkeit der beiderseitigen Leistungen (Sachwert und Preis) wie für andere Geschäfte des wirtschaftlichen Verkehrs so auch für Veräußerungen mittelst exekutiver Feilbietungen berechtigt sei.“ Das deutsche Gesetz ignoriert alle diese sozialen Faktoren des Allgemeinwohls.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die Bestimmungen der deutschen ZPO. über den Arrest dringend einer Reform bedürfen. Es gibt kein anderes Land, wo so viele Arreſte verfügt werden, und sollte diese doch nur für ganz besondere Ausnahmefälle vorgesehene Maßregel sachlich begründet sein, so würde dies auf das deutsche Wirtschaftsleben einen Schatten werfen und Erugſchlüsse veranlassen, die gewiß unangebracht sind. Der Arrest ist ein taktischer Schachzug geworden zur Einschüchterung und bei Eintreibungen, für welche der direkte Prozeßweg gescheut wird. Das ist ein so allgemein eingewurzelter Zustand, daß sogar im Kommentar zur ZPO. von Petersen und Anger festgestellt wird, dem Arreste folge gewöhnlich kein Prozeß, da danach meistens gezahlt werde. Es ist eigentlich eine durch Mißbrauch des Gesetzes angewendete Preſſion, die besonders gegen alleinstehende Frauen oder gesezesuntundige Bauern von erprobter Wirksamkeit ist. Nun hat das österreichische Gesetz Bestimmungen getroffen, um dem Mißbrauche zu begegnen und, wie ich mich durch persönliche Rücksprache mit österreichischen Juristen bei meinem langjährigen Aufenthalte in Wien überzeugen konnte, auch hier mit schönem Erfolg. § 391 bestimmt, daß eine angemessene Frist für die Einleitung des Prozesses bei Gewährung der einstweiligen Verfügung (so wird der Arrest in Österreich genannt), wenn der Prozeß noch nicht eingeleitet worden ist, bestimmt werde (also ohne Antrag, von Amtswegen). Nach vergeblichem Ablaufe der Frist ist die getroffene Verfügung auf Antrag oder von Amtswegen aufzuheben! Eine mündliche Verhandlung findet nicht statt.

Die entsprechenden deutschen Bestimmungen bedeuten eine Bedrückung des angeblichen Schuldners. § 926 der deutschen ZPO. bestimmt, daß auf Antrag eine Frist zur Erhebung der Klage anzuordnen ist. Wenn aber die Klage nicht erhoben wird, so erfolgt weder von Amtswegen noch auf Antrag die Aufhebung des Arrestes, sondern es muß — nur auf Antrag — erst eine mündliche Verhandlung stattfinden, um die Aufhebung durch Endurteil auszusprechen. Erfolgt aber die Klageerhebung selbst nach Ablauf der Frist, so wird der Arrest dennoch nicht aufgehoben!

§ 394 der österreichischen Exekutionsordnung besagt, daß nach Aufhebung der einstweiligen Verfügung voller Ersatz durch den Kläger für die verursachten Vermögensnachteile zu leisten ist. Der letzte Absatz des Paragraphen aber lautet: „Wurde die einstweilige Verfügung offenbar mutwillig erwirkt, so ist der Partei überdies auf Antrag ihres Gegners eine vom Gerichte mit Rücksicht auf die be-

sonderen Umstände des einzelnen Falles zu bemessende Mutwillensstrafe aufzuerlegen.“

Eine solch heilsame Bestimmung sucht man in der deutschen ZPO. vergebens.

Mit Recht sagt Reichsgerichtsrat Düringer, daß in einem Rechtsstreite, bevor der letzte Richter gesprochen hat, man gar nicht weiß, was Recht ist. In einem schwebenden Verfahren müßte vor der Rechtskraft die größte, peinlichste Objektivität unter genauester Berücksichtigung der gegenseitigen Interessen, ohne Bevorzugung der einen oder anderen Partei obwalten. Die deutsche ZPO. hat aber die offenbare Tendenz, die Interessen des Klägers vor der Rechtskraft voranzustellen, und diese Tendenz wirkt unwillkürlich suggestiv, stört das Gleichgewicht und führt überhaupt schließlich zu den ungerechten Urteilen, von denen Oberlandesgerichtsrat Smelin in seiner vorzüglichen Broschüre: „Quousque?“ sagt, daß sie die Frucht einer falschen Methode sind. Ich will ein Beispiel anführen. § 710 ZPO. besagt, daß Urteile für vorläufig vollstreckbar zu erklären sind, wenn glaubhaft gemacht wird, daß die Aussetzung der Vollstreckung einen schwer zu ersetzenden oder schwer zu ermittelnden Nachteil bringen würde.

§ 712 dagegen lautet: „Wird glaubhaft gemacht, daß die Vollstreckung des Urteils dem Schuldner „einen nicht zu ersetzenden Nachteil bringen würde“, so ist die vorläufige Vollstreckbarkeit nicht angängig. Die Bevorzugung des Klägers ist hier offenbar, und dies geschieht, bevor man eigentlich weiß, wer recht hat. Das muß über die unmittelbaren Folgen hinaus unheilvoll wirken, und tut es.

Das österreichische Gesetz kennt die vorläufige Vollstreckbarkeit nicht.

Einer der wundesten Punkte der deutschen ZPO. ist die Revision. Das Reichsgericht ist ein Gericht für die Reichen geworden. Es gibt kein einziges Kulturland, wo die Revision von einer Beschwerdesumme von 4000 Mark abhängig wäre, wie in Deutschland. In Österreich sind alle Prozesse mit einem Streitwerte von über 100 Kronen = 85 Mark revisibel. Dadurch hat der oberste Gerichtshof in Wien die tatsächliche Kontrolle über sämtliche Urteile der Bezirks-, Landes- und Oberlandesgerichte (ausgenommen natürlich die Bagatellsachen mit einem Streitwerte von unter 100 Kronen). Es ist beispiellos, daß die erste Instanz der Reichen, das Landgericht, die letzte Instanz der Armen sein soll. Mit Recht hat man die Berufungskammern der Landgerichte kleine Reichsgerichte genannt. Ihre Urteile sind selbstherrlich und unterliegen gar keiner Nachprüfung. Ebenso die Urteile der Oberlandesgerichte mit einem Streitwerte bis zu 4000 Mark, also beinahe sämtliche Rechtsstreite des Mittelstandes. Diese Gestaltung des höchsten Gerichtes, im schroffen Gegensatz zu den ähnlichen Einrichtungen der gesamten übrigen Kulturwelt, ist zweifellos sehr unglücklich, und das Resultat, daß jahraus, jahrein mehrere Millionen in die unrichtigen Taschen wandern und viele Existenzen schuldlos zugrunde gehen.

Eine ebenfalls sehr unglückliche Idee war die, wenn auch nur zeitweise, Einführung von Hilfsrichtern ins Reichsgericht, was übrigens auch dem Gerichtsverfassungsgesetze widerspricht. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß auch

diese Einrichtung sonst in keinem andern Kulturlande zulässig und mit dem Wesen und den Lebensbedingungen eines obersten Gerichtshofes durchaus unverträglich ist. Nach der letzten Novelle zur GVG. ist sogar die Berufung eines Amtsrichters an das Reichsgericht als Hilfsrichter zulässig. Ein Mitglied des untersten Gerichtes, das beim höchsten Gerichte die Urteile seiner Vorgesetzten, der Oberlandesgerichte, prüfen, korrigieren und sie womöglich aufheben soll! Die Zulassung der Amtsrichter als Hilfsrichter bei den Oberlandesgerichten (also auch hier soll der untergeordnete Richter über seine Vorgesetzten zu Gericht sitzen) ist abnorm und schafft einen in jeder Hinsicht ungesunden Zustand. Auch die Zusammensetzung der Senate bei den Oberlandesgerichten und beim höchsten Gerichte ist in Frankreich weit glücklicher als bei uns. Jene haben dort je 7 Mitglieder, diese je 15. Der Zweck der Kollegialgerichte ist die vielseitige Betrachtung der Rechtsfälle und die leichte Möglichkeit einer anderweitigen Entscheidung, als sie vom Vorsitzenden und Referenten empfohlen wird; die Zusammensetzung eines Oberlandesgerichtes-Senates mit 5 Mitgliedern ermöglicht nur theoretisch die Übereinstimmung der beiden letzten. Denn dazu ist notwendig, daß sämtliche drei übrigen Mitglieder einstimmig den Referentenantrag ablehnen. Wenn auch nur ein Richter mit dem Vorsitzenden und Referenten stimmt, so hat bereits der Präsident die Majorität. Hier sieht man auch gleich, von welcher Wichtigkeit die ganze Hilfsrichterfrage ist. Der Hilfsrichter ist naturgemäß gegen den Präsidenten viel weniger widerstandsfähig, als das ständige Mitglied des Senates, der Oberlandesgerichtsrat. Und erst beim Kassationshofe mit seinen Kammern zu je 15 Mitgliedern ist die Übereinstimmung der sogenannten offiziellen Ansicht — im Präsidenten und dem von diesem gewählten Referenten verkörpert — viel leichter, und ist auch eine vielseitige Prüfung und Besprechung des Falles gesichert. Reichsgerichtsrat Düringer hat aus der Schule geplaudert, daß die meisten Reichsgerichtsurteile Majoritätsbeschlüsse sind. Bei der Zahl der Senatsmitglieder (7) ist es unschwer zu erraten, daß Präsident und Referent beinahe stets die Majorität auf sich vereinigen. Sie brauchen ja nur zwei von den übrigen fünf für sich zu gewinnen, und das Urteil ist fertig. Dabei hat man die Kurzsichtigkeit gehabt, zu behaupten, die Senate des Reichsgerichts wären zu stark besetzt, drei Richter wären genügend, und als einziges Beispiel hat man sich auf — P o r t u g a l berufen! Ja, wenn man d a s Musterland als Beispiel nimmt . . .



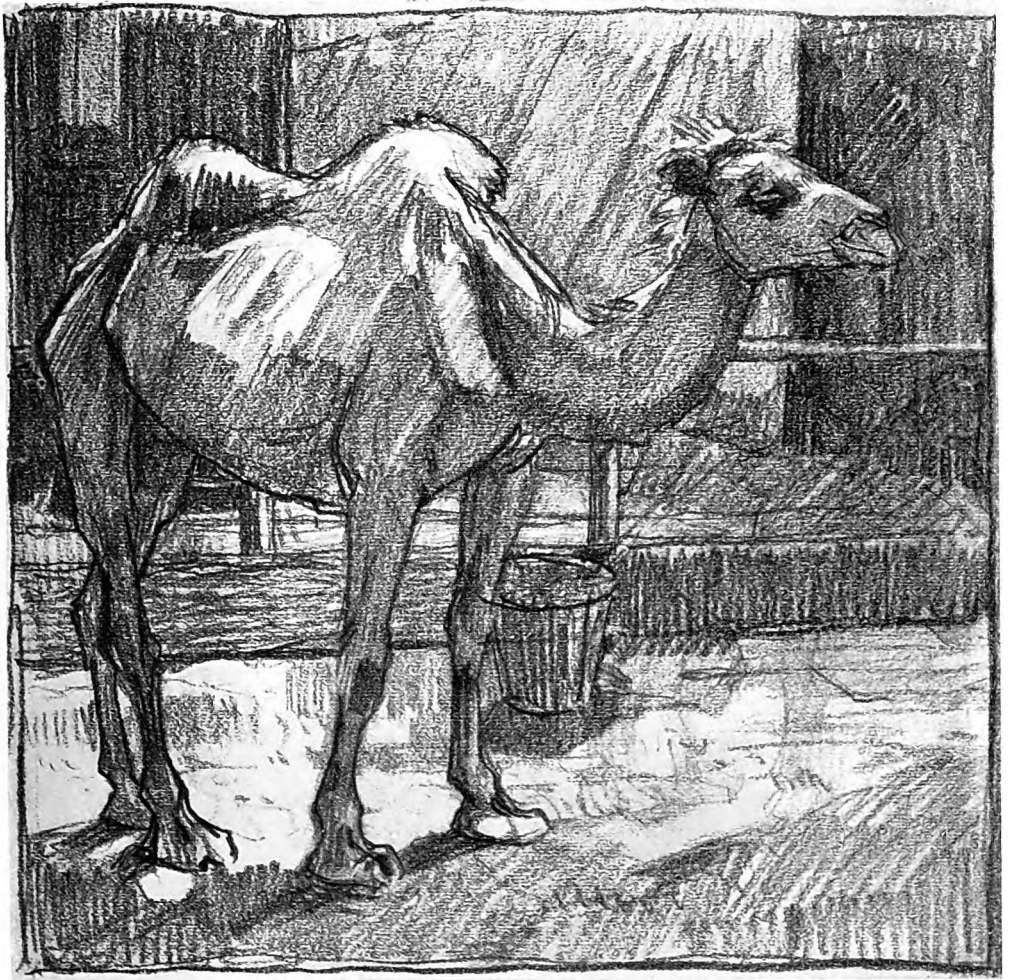
Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Welch ein Wahn, den Selbstmörder zu verurteilen! Jeder Selbstmörder ist geisteskrank, und die Zeit sollte weit hinter uns liegen, da man Geistesranke geißelte und verdammt.

*

Meusch, bilde dir nicht ein, daß, wenn dir dieses oder jenes erst gelungen sein werde, dich dich eine Zeit der Ruhe kommen wird; nach jeder Ernte muß der Acker des Lebens im Schweiß deines Angesichtes neu bestellt werden.





Kamel



J. Kerschensteiner



Die Gunderode

Eine Novelle von Hero Max

1.

In einer Nebenlaube, zu der ein schattiger Nebengang hinfanfuhrte, und die sich auf einem kleinen, mit einigen blühenden Holunderbuschchen verdüsterten Hügel bis über die Mauer des Gartens erhob, stand an einem Juliabend 1806 die junge Stiftsdame in ihrer ernstesten dunklen Tracht. Sie war zu kurzem oder längerem Aufenthalt, vom Stift in Frankfurt, in das Landhaus zu Winkel am Rhein gekommen, wie sie manchmal zu tun pflegte.

Das goldene Ordenskreuz schimmerte auf ihrer Brust, und ein lichter Schleier wehte ein wenig um die braunen vollen Haare ihres Hauptes, die so seltsam im Kontrast zu den dunkelblauen Augen standen.

Sonst schaute sie unbeweglich wie ein Bild in den Glanz der Sommerdammerung hinaus.

Wie eine Konigsleiche in schillernder Silberrustung lag der Rhein, dort wo das Städtchen Winkel sich an seine Ufer schmiegte. Und die Sonne neigte sich, warf blutende purpurne Tücher über ihn und küsste ihn zum Abschied.

„Ach, dieser Schmerz in diesem Vergehen und Verbleichen! Ach, mitverloschen können in diesem Sterben des Abendroths, ehe die Nacht kommt, die kalte, sonnenlose. Jugend, Schönheit, Liebe, Glück und Hoffnung und alle Sehnsucht lassen. Schwingen entfalten und fortschweben mit dem scheidenden Licht. In Schönheit und Kraft untergehen wie das Sonnengestirn!“ hauchte Karoline von Gunderode vor sich hin.

Wie ein gewaltiges Ereignis war ihr immer das Sterben des Tages, das Erkalten seiner Glut, das die Nüchternen stumpf und gleichgültig erleben.

Wer vermag zu fühlen, was das für die Erde bedeutet: die sterbende Abendsonne? Wer weiß, ob er die scheidende wieder sieht? Ihr Verbluten, das ist die Stunde, wo die Unsterblichen auf die Erde niedersteigen und die verwandten Seelen grüßen, die noch genannt sind an irdischen Tageslauf.

Das ist die Stunde, wo die Liebenden ihre Gedanken sich zuschicken, die sich begegnen und küssen im Abendrot, unter den Wipfeln der schauernden Bäume.

Das ist die Stunde, wo müde Seelen den Wanderstab in die Hände nehmen und dem Lichte nachziehen mit sehnedem Schritt. —

Noch kämpften die Wolken in der Höhe des Äthers und in der Tiefe der Wasser ihren Vernichtungskampf gegen die Nacht, die aus den Bergschluchten heraufzog, als ein Mädchen in zierlicher Bauerntracht den Reblaubengang heraufstieg. Rosenfrisch von Gesicht, lief sie in dem feineren Schuhwert einer Kammerzose über den Riesweg. Die dunkelblonden Zöpfe wurden von dem breiten goldenen Schwertpfeil der Moselländerinnen am Hinterkopf gehalten, denn das fröhliche Moselland war ihre Heimat.

In der Hand trug sie eine umfangreiche versiegelte Brieffchaft, die sie schon von weitem wie ein weißes Fähnchen in der Luft schwenkte.

„Demosfelle — Fräulein — der Brief, auf den Sie schon so lange passen, er ist da!“

Es klang wie der Jubelschrei eines Vogels zu der Schwermütigen hinauf.

Das Mädchen diente der jungen Stiftsdame stets bei deren Anwesenheit und war der gütigen schönen Herrin treu ergeben.

Der Freudenschrei traf die Sünderode, mitten in ihrer Träumerei, wie ein Stich ins Herz.

Die rote Wolke, die sie lange am Himmel betrachtet, erlosch jählings. Ein fremder, graufiger Schauer wehte sie an. Als sei im Vorübergehen aus dem dunklen Holunderbusch zur Seite einer aus dem Schatten getreten und habe mit dürrer Hand nach ihrem Kleide gegriffen.

Sie wandte sich langsam der Herausfeilenden zu und empfing den Brief, dessen Handschrift sie prüfte.

„Von der Heyden“, murmelte sie. Es war die Freundin, die ihre Liebe vom Anfang an geleitet, vermittelt, beschützt, zu dem über alles geliebten Mann, dem Karoline nach und nach ihre ganze Seele gegeben, in dessen Hand ihr Leben lag. — Mit dem ganzen Sturm ihres jugendlichen Dichtergemütes hatte sie sich in diese Leidenschaft gestürzt, sie in Dichtungen erglügen lassen und sie aus der Alltäglichkeit erhoben. Die Liebe, die nun drohend, wie die verfinsterte Wolke, über ihrem Leben hing.

Noch war der geliebte Mann gebunden an eine ältere Frau, die sorgendmütterlich das Gedeihen seines Haushaltes überwachte, die er mehr aus Bequemlichkeitsrücksichten als aus alleinseligmachenden Gründen an seine Seite gestellt.

Was aber galt ein Band, dessen seelische und leibliche Trennung von dem Freunde längst ausgesprochen war! Nicht eine leere Formel, nur die allmächtige Liebe bindet, nach der Gottheit Willen, die Menschen zu ewigem Bund.

Das Höchste hatte Karoline von der Zukunft gehofft. Den ganzen Zauber der Poesie wollte sie mit ihrer Liebe in sein Leben bringen, den hohen Pfad der Götter wandeln mit ihm.

Heiß und brennend wie die Wüsten Sonne hing das Gestirn dieser unerfüllten Liebe über ihr, wenn er fern von ihr weilte. Die Qual der Hölle brannte in ihrem

Herzen, wenn sie seine sehnsuchtsglühenden geschriebenen Worte lange vermifste. Aber in seiner Gegenwart, in den zeitweiligen heimlichen Zusammenkünften, hinderte sie ein königlicher Wille über ihr Selbst, der in ihrem äußeren Wesen sich nur zart ausdrückte, der sich selbst vergessend Liebe sich ganz hinzugeben, ihm, dem eifersüchtig Fordernden, alles aufzuopfern. Ein Zwiespalt klappte in ihr, den sie zu versöhnen vergebens sich qualte.

Und ein Etwas, ein leiser Schauer, überflog sie manchmal, wenn sie, die Schönheitsfrohe, die zuvor der geniale Brentano geliebt, der der heißblütige Savigny und andere zu Füßen gelegen, unter seinen Zärtlichkeiten in sein Gesicht blickte. Des dozierenden Heidelberger Professors, Friedrich Creuzers Gesicht.

Ein philiströser Zug entstellte es.

Zumute konnte ihr dann sein, als habe sie aus der Ferne zu einem geliebten Götterbild gebetet, um, wenn es ihr nahegerückt war, bemerken zu müssen, daß eine barbarische Hand mit einem rauhen Schwamm über das Bild gefahren — den Götterglanz verlöschend — Schrunden und grämliche Züge darauf zurücklassend.

Für Augenblicke wich in seiner Nähe das Idealbild zurück, das ihre Liebe und ihr romantischer Sinn aus ihm geschaffen, und sie schaute erschrocken der herben Menschlichkeit ins Gesicht.

Gelagt hatte sie ihm das Schwanken ihrer Seele, und er, nicht groß genug zum Verstehen, hatte es kleinlich getränkt empfunden.

Das waren Wolkenshatten, die über die Wellen ihrer Liebe ihnglitten. Aber wie der Strom alles, was sich ihm in den Weg werfen will, hinwegreißt, so flutete die forttreibende Leidenschaft ihrer Liebe alle diese Widerstände fort.

Empfindungen und Bilder der Vergangenheit jagten sich in ihr wie die kämpfenden Wolken des Abendhimmels, während sie in ihren ebenmäßig schönen Bewegungen der Glieder auf das Landhaus zuwandelte, den versiegelten Brief in der Hand tragend wie ihr Schicksal.

„Fräulein freut sich nicht über den Brief“, warf die Kleine so hin, die neben ihr Schritt zu halten versuchte.

Da merkte die Sünderode erst, daß sie einen Schatten warf, und kehrte in die Gegenwart zurück.

Eine Ahnung hatte sie ergriffen, daß dieser Brief, nach wochenlangem unbegreiflichem Schweigen, der statt seiner selbst kam, die letzte Entscheidung bringen müsse.

Sie suchte die trübfladernde Ahnung in sich zu erdrücken.

„Ich lese ihn erst später!“ Sie stieß das lauter und heftiger hervor, als sonst ihre Art war, als redete sie mit sich selbst. Dann erschrak sie und gab ihrer Stimme wieder den gewohnten leisen Klang, als sie sich zu Susse wandte:

„Stelle so viel meiner Lieblingsblumen in mein Zimmer, als du magst, und stecke alle Kerzen neu auf, und bringe mir ein Stück Weizenbrot und im silbernen Becher einen Trunk Weines, der dort auf dem Johannisberg gewachsen ist unter Sonnenglut und Sternenschweigen.“

Das Mädchen wunderte sich sehr, daß sie so seltsam feierlich sprach.

Als sie am Haustor angekommen waren, machte Susse eine Bewegung nach dem Eßsaal im Parterre hin, der schon zur Abendmahlzeit gerichtet und erleuchtet war.

„Ich bedarf heute keiner Speise weiter“, sagte die Sünnerode abwehrend, mit einer unendlichen Schwermut, und stieg die Treppe mit dem gewundenen braunen Holzgeländer hinauf in ihre Schlafkammer.

2.

Sieben Kerzen brannten auf dem silbernen Leuchter, der auf dem braunen Tisch in der Mitte des einsamen Zimmers im oberen Stockwerk des Landhauses stand. Von der Decke hing an einer Kette ein dunkler Metallreif, der ebenfalls mit einigen brennenden Wachslichtchen bestückt war.

Die Flamme eines römischen Lämpchens schwankte im Luftzug auf dem braunen zierlichen Schreibpult, der zwischen den Fenstern stand, von denen man die weißen Mullgardinen zurückgezogen hatte, um dem Odem der schweigenden Sommernacht Einlaß zu gewähren.

Schweren Rosenduft wehte der Nachtwind in Wogen von den dämmernden Gärten herein. Er tritt mit dem Lavendelduft, der den Schiebläden der Möbel entquoll.

Weißer Rosen und rötlichblaue Nachtviolen standen in Vasen und Schalen verteilt auf dem Schreibtisch und dem dünnbeinigen Spinett.

Es sah sehr festlich aus.

Alles schien zu atmen und zu warten; die Möbel, die Blumen, die Lichter und der Mondschein, der sich draußen manchmal durch vorbeijagende Wolken hindurchschlich.

Ein Seufzen strich durch die Stille und machte die Möbel ächzen und stöhnen. Das klang wie ein Geisterruf durch die Schwüle der Luft.

Einige Luftwellen verrannen noch, dann trat Karoline von Sünnerode durch die einzige Tür des Raumes ein. Sie hatte die dunkle Tracht der Stiftsdame abgelegt und dafür ein rotes Gewand übergeworfen, das in einer Art griechischem Schnitt ihre schöne, edle Gestalt umfloß, und es brannte wie eine düstere Flamme in dem Lichtgesflimmer.

Das Messusgewand hatte Bettina Brentano es einst in Frankfurt scherzend gekauft. Darum liebte sie es.

Ein weißer Schleier hing ihr überm Arm.

Es war, als sei mit ihr die Seele in den Körper des Zimmers zurückgekehrt und eine Harmonie geschlossen.

Heller leuchteten die Lichter, stärker dufteten die Blumen, heißer atmete die Luft, als sie über den leise schütternden Boden trat. Die gelben Messingschließen an den braunen Möbeln schimmerten, und ein Funkeln ging von dem Dolche mit silbernem Griff aus, den sie einst in Frankfurt auf der Messe seiner aparten Form wegen gekauft, der ihr als Briefmesser diente und neben dem Teller mit Weizenbrot und dem Becher Weines auf dem Tische lag.

Das feine Gesicht Karolinens war wie mit einem phosphoreszierenden Schimmer umwoben, als leuchte die innere Geistigkeit daraus hervor.

Eine kleine hölzerne Brieftruhe, mit feiner italienischer Mosaikarbeit, ein Geschenk Bettinas, trug sie in den Händen. Auf dem Deckel lag der noch uneröffnete Brief.

Sie stellte das Rästchen vor sich auf den Tisch und erschloß es langsam.

Zwei Bilder lagen zu oberst auf den gebündelten Briefen. Die nahm sie heraus und betrachtete sie lange abwechselnd. Die unsympathischen Züge Creuzers, der griesgrämig in den Tag schaute, und das klugnaive Rindergesicht Bettinas, das unerfrocken liebevoll in die Welt sah. Zwei grelle Kontraste, die in ihrer großen Seele Platz gefunden.

Sie hatte sie nebeneinander geliebt und empfand nie so wie heute, daß es unmöglich sei, sie nebeneinanderzustellen: Bettina mit ihrem goldigen, zigeunerhaften, impulsiven Brentanoschen Sinn — und der schwerverföhnliche, schwerblütige, von der Welt Urteil befangene Freund, den sie trotz alledem liebte.

Und um dieser Liebe den letzten, schwersten Beweis zu erbringen, hatte sie seinem Wunsche Folge geleistet, hatte seiner scharfen Verurteilung Brentanoscher Art nachgegeben und die Freundschaft mit Bettinen zerbrochen, die ihr so viel gewesen. Mit blutendem Herzen hatte sie es getan. Creuzer mußte ihr viel ersetzen, wenn er sie auch jene schönen Zeiten mit der Freundin vergessen machen wollte.

„Verzeih mir, kleine Libelle, du wirst nun fliegen müssen ohne meinen lenkenden Faden — das Band ist zerschnitten, Und es ist gut so“, hauchte sie und küßte das Bildchen zärtlich, ehe sie es wieder in die Truhe zurücklegte.

Eine plötzliche schmerzliche Sehnsucht nach Bettinen, diesem unerfrocklich geistvoll sprudelnden Lebensquell, überkam die Einsame, und es war wie eine Vision, daß sie die Freundin auf einem Schiff in Gesellschaft anderer den Rhein hinauffahren und die Hand nach ihr, die am Ufer stand, ausstrecken sah. Aber das sumpfige, schilfige Ufer trennte sie beide, daß sie sich nicht erreichen konnten. Da fuhr die Bettina mit einem verzweifelten, schmerzlichen Ausdruck weiter, den Rhein hinauf.

„Vorbei“ seufzte sie trüb. „Wie es auch kommt, ob ich mit dem Freunde zum Leben oder Tod eingehe — wir müssen geschieden sein.“

Sie hatte ihm im letzten Briefe die Entscheidung gestellt. Konnte er zaudern, alles zu lassen um der Liebe willen, wie auch sie getan? In eine Einöde mit ihr zu fliehen, fern von den Menschen — oder in die letzte große Zuflucht, wohin Liebende eilen, wenn ihnen Menschen und Schicksal das Glück versperren? Konnte er kleiner sein, als er in ihrem Herzen war, wenn es sich um alles handelte?

Noch lag das Porträt Creuzers auf dem Tisch. Vergebens spähte sie in seinen Zügen nach einer Antwort. Sie beugte die schönen Lippen auf das Bild und küßte es innig und überflutete die lerge Alltäglichkeit seines Ausdrucks mit dem ganzen Zauber ihrer sieghaften Anmut.

Eines ihrer eigenen Gedichte, Die Liebe, das er vor allen geliebt und gerühmt, strahlte vor ihr auf:

O reiche Armut! Gebend, seliges Empfangen!
 In Zagheit Mut! in Freiheit doch gefangen.
 In Stummheit Sprache,
 Schüchtern bei Tage,
 Siegend mit sieghaftem Sängen.

Lebendiger Tod, im Einen seliges Leben,
 Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,
 Genießend schmachten,
 Nie satt betrachten,
 Leben im Traum und doppelt Leben.

Wie glücklich hatte sie sein Lob darüber gestimmt — glücklicher noch als ein Auspruch Goethes, den er über ihre Dichtungen getan.

Das Lied war wie eine Kette mit goldenen Gliedern, die ihre Seelen aneinander schloß. So schien ihr seitdem.

Nicht die Schönheit eines Menschen bestimmt den Einfluß, den er auf einen andern ausübt, sondern sein Wesen, sein Wille, das Element, das in ihm verkörpert ist. Räthsel aller Räthsel ist Liebe. Aber da, wo sie sich dem andern offenbart hat, kann sie nicht mehr zurück von der einmal beschrittenen Bahn. Getettet ist sie an den Willen und Entschluß des andern, ewiglich.

Mit bebenden Händen ergriff die Sünderode den Brief, der ihr Schicksal barg, und öffnete ihn mit dem silbernen Briefmesser.

Sie verletzete sich in der Hast ein wenig mit dem scharfen Stahl der Schneide und trank, mit einem Schauer sich schüttelnd, die Tropfen Blutes, die aus ihrem Finger quollen, mit den Lippen auf.

Dabei gedachte sie wieder der Bettina, die mit dem Dolche einst, wütend, ihren schöngepolsterten Sessel durchstach, zerfleischte, um seine Schärfe abzustumpfen.

Als die Sünderode das Paket erschlossen, war es, als stiege, wie in den alten Märchen aus Tausendundeiner Nacht, ein düsterer Geist aus dem engen Behälter, wo er festgebannt gelegen, und dehnte sich aus wie ein Rauch und wurde größer und größer, verdüsterte den Schein der Lichter und legte sich wie ein beklemmender Atem über den Raum. Und ließ sich nimmer zurückbannen.

Die Schwermut schlich wie ein Schatten um Karolinens Gestalt.

Trübe senkte sie den Kopf, und die schönen Augen umdüsterten sich.

Ihr Schicksal stand vor der Thür, das fühlte sie.

Hastig riß sie die Brieffschaften heraus.

Ein Zettel von der Heyden, ihrer beschützenden Freundin und Vermittlerin — dann — fremde Handschriften.

Kein einziges Wort von seiner eigenen Hand dabei.

Ein verwirrender Schmerz und Taumel ergriff sie. Die Ahnung von etwas Unerwartetem, Ungeheuerlichem.

War er ihr schon vorausgeeilt zu den Schauern des Unbekannten, Allumschließenden, aus denen kein Weg zurückführt in die unbegreifliche Gegenwart?

Ohne sie mitzuführen?

In ein Meer von Schmerzen wurde ihre angstvolle Seele hineingerissen.

Und dann las sie.

Zuerst war sie wie betäubt und ihr Verständnis wie gelähmt.

Dann konnte sie endlich langsam begreifen.

Was sie gelesen, waren Worte, denen eine tödlich zerstörende Gewalt innewohnte. Eine jähe Zerstörung, die wie ein Chaos über ihre innere Welt hereinbrach.

O nein, nein! Er war nicht vorausgeeilt in ungezügelter, sich selbst befreiender Liebe, zu den dunklen Gründen der Gefühlse der Seligen.

Er blieb in den alten Verhältnissen.

Das war eine ganz nüchterne, wohlwollende Absage an die Liebe. Rücksichtsvoll formuliert, aber darum um so schneidender.

Durch seinen Kollegen, den Professor Daub, in dessen Hause sie den Geliebten einst kennen gelernt, ließ er sie ihr geben. Ihr Widersacher war Daub, das wußte sie längst.

All das Häßliche, das sie glaubte niedrigerungen zu haben im schweren Kampf, tauchte wieder vor ihr auf. Wie ein fürchtbares Gorgonenhaupt starrte es sie an. Der erbärmliche Klatsch, den das Weib dieses Mannes, die Daubin, über sie ausgeschüttet.

Karoline schüttelte sich wie ein Schwan, der sein reines Gefieder sträubt unter einem Schwall schmutzigen Wassers.

Das Kleinliche, alltäglich Erbärmliche hatte gesiegt über das Große, Ideale — nun doch.

War das alles Lebens Endziel?

Ihm fehlten Schwingen, ihr zu folgen in die seligen Höhen alles irdisch Kleinliche verbrennender Liebessonne. Wertvoller war ihm die targe Sinnlichkeit seines körperlichen häuslichen Behagens und seiner gemeinen Alltagsbedürfnisse. Für ein bißchen Pflege und Sorge glaubte er seiner Hausfrau mit dem Rest seines Lebens danken zu müssen. Aber für ihre Liebe und für den Himmel einer unbegrenzten Seligkeit wagte er Leben und Beruf nicht einzusetzen.

Sie erschien sich wie ein Baum, den eine fühllose Hand in voller Blütenpracht über der Wurzel abgeschnitten und auf den dürren Sand geworfen.

Ein Wirbelsturm durchtobte sie, der Felsen zerspaltete, Kapellen und Heiligtümer abriß und niederschmetterte.

War es die Strafe der Gottheit, weil sie Unsterbliches in die Endlichkeit bannen wollte?

Sie fühlte die ganze Fremdheit ihres Wesens in dieser wirklichen, harten Welt, in der der Geliebte für sie versank, und die Erfüllung ihrer romantischen Sehnsucht.

Nur kein kleines Leben leben — lieber zurückfliehen an das unerforschliche Herz des Unendlichen. Die Liebe nur heiligt den Körper, das Leben. Ein Mensch ohne Liebe ist dem Tode verfallen . . .

Mit tastenden Händen langte die Sündenrode nach dem silbernen Becher Weines.

„Wär's Lethe! Oder der Schierlingsbecher des Sokrates!“ Sie stieß ihn zurück. Keine Betäubung begehrte sie. Durchleiden wollte sie.

Sie barg den schmerzenden Kopf in ihre Hände. Ihre Stirn berührte den Tisch. Die Sinne vergingen ihr.

3.

Und die Lichter flackerten und die Blumen dufteten weiter wie in einer Totengruft . . .

Der halb Bewußtlosen schien es, als verlösche der Lichterkranz über ihrem Haupte. Angstvoll zuckten die sieben Flammen in dem silbernen Leuchter, der vor ihr auf dem Tische stand.

Die Tür öffnete sich unhörbar, und herein schwebte in der Dämmerung eine duftig weiße Gestalt. Sie schritt bis in die Mitte des Zimmers und sah sie mit den verständnisvollen Augen einer ihr jüngst verstorbenen Schwester an. Die Erscheinung hob das silberne Messer vom Tisch, zeigte es Karolinen hin und deutete mit der Rechten in die Höhe. Sie legte es klanglos zurück auf den Tisch, schwebte zu dem Schreibpult zwischen den Fenstern, führte das römische Lämpchen an ihre Lippen und blies es aus. Dann zerfloß sie am Fenster im Strahl des Mondlichts, das auf die Dielen niederrieselte.

Die Sünderode hob den Kopf, aus ihrem halben Traumzustand erwachend. Schon einmal war diese Erscheinung ihr genah und hatte sie mit wahnsinniger Angst erfüllt, die schlimmer war als der Tod. Heute erschien sie ihr weniger fremd und wie die Beruhigung furchtbarer Schmerzen.

Mit verzweifelten Augen starrte sie ins Leere. Ein Duft von verqualmten Totenkerzen und wellenden Totenkranzen rann durchs Zimmer . . .

An der Tür klang von außen wiederholt ein leises Klopfen. Als keine Antwort kam, öffnete sich die Tür zögernd, und Susse trat ein.

Sie war in Nachtkleidung, hatte ein weites wollenes Tuch darübergeschlagen und die blonden Zöpfe unter einem weißen Nachthäubchen verborgen. Sie trug eine kleine brennende Hauslaterne in der Hand.

„Verzeihe mir das Fräulein,“ sagte sie schüchtern, „ich habe solche Angst um Sie, weiß nicht warum. Hab' so schwer geträumt, und es litt mich nicht mehr oben in meiner Kammer.“

Sie erhielt keine Antwort.

„Es ist bald Mitternacht. Und Fräulein sind noch nicht zu Bett. Soll ich beim Auskleiden helfen?“

„Nein, liebes Kind, ich bin noch nicht müde“, sagte die Sünderode mühsam und schleppend.

Susse blickte auf und sah den geöffneten Brief auf dem Tisch liegen. Eine unerklärliche Angst faßte plötzlich ihr Herz.

„Kann ich Fräulein nicht irgendeinen Dienst leisten? Darf ich nicht die Nacht wachen bei Ihnen?“

„Nein, nein, liebes Suschen. Aber wenn du mir noch etwas von deiner Liebe erzählen willst — das wird mir wohlthun.“

Sie deutete auf einen Stuhl an der Türe hin. Susse hüllte sich fester in ihr Tuch, denn ein Frösteln überlief sie über des Fräuleins seltsamen Gesichtsausdruck, und setzte sich, die kleine Laterne neben sich auf den Boden stellend.

„Ach — die Liebe — das ist bei uns einfachen Leuten eine so einfache Sache.“

„Wann wirst du heiraten?“

„Im Spätjahr, wenn es einen guten Herbst gibt und mein Joseph, der Winzer von Beruf ist, ein gutes Stück Geld verdient hat, dann wollen wir uns unser kleines Winterneß an der Mosel bauen. Nahe bei Rochem, in der Heimat,

wollen wir später ein kleines Wein- und Fremdenhaus anfangen, sobald es reicht dazu.“

„Ist dein Joseph nicht auf einem größeren Gut als Verwalter angestellt?“ fragte die Gunderode wie im Traum.

„Das war er. Aber das Gut, wo er sein reiches Auskommen hatte, gehörte einer reichen Wittib, die hatte ein Auge auf den Joseph geworfen wie die Potiphar. Sie verwöhnte und verhatschelte ihn. Sie wollte ihn mir abspenstig machen und ihn zum Manne haben. Aber er ist ihr davongelaufen. Nun steht er in Rubesheim drüben im Dienst. Er hat die gute Stellung und das bequeme Leben aufgegeben und die saure Arbeit und den kleinen Verdienst vorgezogen. Meinestwegen, um unserer Liebe willen hat er das getan.“

Ihre strahlenden Augen, ihre Hände, die sie auf die Brust preßte, sprachen mehr als die schlichten Worte von ihrem inneren Glück.

„Wenn man sich gut ist, da gibt es keine Uberlegung und keinen andern Willen mehr“, schloß sie nach einer Stille in seliger Selbstvergessenheit.

Die Gunderode fühlte einen Stich durch ihr Herz fahren und einen Entschluß jäh reifen.

Sie erhob sich langsam.

„Ich danke dir. Behalte dies zum Andenken an diese Stunde.“

Sie hatte ein breites goldenes Armband vom Handgelenk los und gab es dem dankenden, überraschten Mädchen.

„Nun kannst du wieder zu Bett gehen. Ich will noch ein wenig in der schönen Sternennacht draußen wandern. Das beruhigt.“

Suse faßte angstvoll die Hand der Gütigen. „Lassen Sie mich mit Ihnen gehen! Es ist Mitternacht!“

„Torichtes Ding du! Es wird mir nichts geschehen. Die Nacht ist schön, sie ist die Hochzeit der Seelen. Aber deine Laterne kannst du mir lassen. Gehe schlafen, Kind, und träume weiter vom Glück.“

Das Mädchen verließ zögernd das Zimmer und stieg in ihre Bodenkammer hinauf. —

Die Gunderode atmete tief in der dumpfen Stille. Dann bückte sie sich und hob ein beschriebenes Blatt vom Boden auf, das der Luftzug vom Schreibpult zu ihren Füßen geweht, und überflog es:

Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mein Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater der Ather, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebet
Und ich gehe zur anderen Welt, euch gerne verlassend,
Lebt wohl denn —

Verse, die sie, nach Herder, einst zu ihrer eigenen Grabchrift verfaßt hatte.

Sie senkte das Haupt, legte das Blatt auf den Schreibtisch zurück und beschwerte es mit ihrem Pestschaft.

Dann seufzte sie tief, als habe sie eine schwere Arbeit getan.

4.

Die geheimnisvolle Bewegung der enteilenden Mitternacht strömte durch die Fenster herein. Ein fernes Rauschen verriet den Strom, der in ewig ungestümem Drang nach der erlösenden Einheit des Weltenmeeres eilte.

Die Sünderode raffte Briefe, Bild und Truhe zusammen und schob sie in einen Kasten des Schreibpultes.

Hastig schlang sie den weißen Schleierschal, der am Stuhl hing, um die Schultern.

Da fiel ihr Blick auf die stählerne Klinge, die auf dem Tisch leuchtete. Sie erbebt bis zu den Füßen bei ihrem Anblick. Dann verbarg sie sie plötzlich scheinbar in den Falten ihres Gewandes.

„Nur zur Sicherheit“, flüsterte sie, um sich selber Mut zu geben.

Sie nahm die Laterne und wollte das Zimmer verlassen.

Schon in der Tür stehend, irrten ihre Augen noch einmal zurück.

Von einem inneren Impuls getrieben,kehrte sie um und löschte die allein noch brennenden Lichter des silbernen Leuchters mit einem Hauch, wie mit einem Kuß ihres Mundes. Eines nach dem andern. Sie gab dabei jedem einen lieben Namen und ein Lebewohl. Das eine nannte sie Mutter, ein anderes Brentano, und wieder eines Savigny, und das vorletzte Bettina. Alle, die sie geliebt hatten.

Nun brannte noch eines.

„O du!“ stöhnte sie leis und ließ es. Einsam brannte es weiter und beleuchtete das Brot des Lebens und den Kelch der berausenden Liebe, die auf dem Tische zurückblieben wie Symbole — ungenossen und unberührt. —

Die Laterne wie das zitternde Flämmchen ihres eigenen Lebens in der Hand tragend, stürzte die Sünderode in die Nacht hinaus.

Eine heiße Woge von Rosen- und Liliendüften schlug ihr entgegen, als sie aus dem schlafenden Hause trat.

Das Märchen, mit dem sie sich tagelang schon trug, das so traurig war, daß sie es niemand vertraute, weil einem das Herz darüber brechen mußte, es hatte Blut aus ihrer Seele gesogen, Wirklichkeit gewonnen und wurde ihr eigenes Erleben.

Der Himmel lag in Seligkeit trunken über der Erde, wie in einem Hochzeits Traum verloren. Schwül und schwer atmeten die Wipfel der Linden in der drückenden Luft.

Über dem Rhein spannte sich eine düstere Wand auf, und es zuckte ein heißer Feuerodem durch die niederen Wolkenschichten, fern über dem Gebirge.

Aus den Garten- und Mauerwinkeln sandten die Holunderbüsche ihre schweren, erstickenden Fieberträume aus.

In dem wilden Rosenstrauch am blinkenden Bach, der durch Wiesen nach dem Rhein wanderte, hatte im Mai eine Nachtigall gesungen. Nun war sie verstummt, fortgezogen oder die Beute eines Räubers geworden . . .

Verfunken waren die Wohnstätten der Menschen in der großen All-Einheit des Dunkels. Rein Lichtlein mehr verriet ihr Leben.

Nur das eine zitternde Flämmchen, das die einsam Wandelnde in der Hand trug, schwankte hin und her und irrte auf dem schmalen Graspfad am Ufer auf

und ab wie eine arme Seele, die den Weg zur Seligkeit verlor und ihn suchen will. Wie eine Seele, die auf Charon, den Erbarmenden, wartet, der sie in seinen Armen zu nehmen vergaß . . .

Hinter den dichten Weidenbüschen wartete einer auf sie. Es war der, der schon bei Sonnenuntergang im Garten hinter dem blühenden Flieder gestanden hatte und sie im Vorübergehen am Kleide festhalten wollte.

In seinen schwarzen Augenhöhlen glomm ein feuchter Flimmer, wie er im Schatten alter Gräber auf dem Steinmoos blinkt.

Die arme Seele lief ratlos auf und ab am Stromesrand.

Sooft sie an die Weidenbüsche zurückkehrte, sah sie ihn dort stehen und warten.

. . . Hast du deinen Liebsten verloren, du ruheloses Kind? Laß mich deinen Liebsten sein! . . .

Voll Grauen wich sie zurück.

Nein — nein — du bist noch häßlicher, noch grämlicher als der, der meinen hohen Liebesglauben zerstörte. Du bist nicht der schöne griechische Jüngling, nach dem mein hungernder Leib, meine dürstende Seele sich sehnt. —

Und wieder eilte sie angstvoll, verstört am Rhein entlang. Die kleine Leuchte in ihrer Hand zitterte vor Entsetzen.

Nach einem schönen klaren Stern blickte sie auf, der über der drohenden schwarzen Wand strahlte.

Weh mir, nur Götter kann ich lieben! Auf meinen Händen trag' ich der Gottheit die reine Opferflamme des Herzens rein zurück! —

Aber der Stern sank in die schwarze Wolke, die unter ihm lauerte. Das Schöne vergeht in Tod und Dunkel.

Und wieder kam die arme Seele zu den Weidenbüschen zurück.

. . . Ich bin nicht schön, aber ich bin dennoch ein Gott, und wenn du dich entschließen könntest, mich zu küssen, so würde ein Wunder geschehen . . ., hauchte es hinter den schmalen silberigen Blättern der Weiden ihr zu.

Ein unerträglich, ungeheurer Schmerz durchwühlte ihr Herz.

Verworfen bin ich, schrie dieses Herz in ihr, und hier finde ich Erlösung. Aber ich kann nicht, ich kann nicht!

Sie floh voll Schauder und lehrte doch immer wieder, wie dämonisch angelockt, zu der Stelle zurück, wo der Furchtbare unter den Weiden am Wasser wartete.

Schon fühl' ich die Schwingen in meiner Seele, die sich entfalten wollen. Aber noch hält das Leben an einem schwachen Bande mich fest.

. . . Es ist erlaubt, es zu zerreißen, dem, der Kraft und Willen dazu in sich fühlt . . ., sagte die Stimme, . . . du selbst hast dich einst freigesprochen . . .

Da riß sie in letzter Verzweiflung und Qual ihr rotes Kleid über der Brust entzwei und tastete nach der Stelle unter der schönen Brust, wo man ihr gesagt, daß das Leben tödlich zu treffen sei. Die Stelle, die von Bettinen einst mit Tränen geküßt wurde, als sie ihr davon erzählte.

Dann lauerte sie sich am Ufer hin und sammelte Steine in ihr Schleiertuch und band es sich um den Nacken.

Noch einmal erhob sie sich, blickte zum schweigenden Himmel auf, riß den Dolch aus ihrem Gewand empor und warf sich mit tiefem Aufstöhnen in die Arme dessen, der unter den Weidenbüschen auf sie gewartet hatte.

Er bettete sie sanft auf den Rasen, ihr schönes Haupt vom Strome wegewardt, damit Vater Rhein sie nicht entführe ins weite Weltenmeer.

Dann löschte er mit einem Hauch die kleine Leuchte aus. Das Märchen von der armen Seele war zu Ende. —

Ein Fischer, der unfern in seiner Hütte schlaflos lag, sagte zu seinem gleichfalls wachenden Weibe an seiner Seite:

„Dort tanzte ein Irrlicht am Rheine auf und nieder — nun ist es versunken. Gott gebe allen armen Seelen die ewige Ruh'!“

Und betreuzigte sich.

Am andern Morgen schritt er zufällig nach derselben Stelle, um seine Fischangel auszuwerfen. Da fand der Bauer das fremde schöne Fräulein, die in der ganzen Gegend bekannt und geliebt war, leblos unter den Weiden liegen.

Aus einer breiten Wunde, die der Dolch gerissen, war ihr Herzblut auf den Ries geflossen und mischte sich mit den grünen Wellen des Rheines.

Da zog er das Messer aus ihrer Brust und schleuderte es weit in den Strom hinaus, und rief ein Schiff an, das eben vorüberfuhr.

Darinnen saß aber die Bettine mit ihren Freunden und fuhr von Geisenheim den Rhein hinab. Wie es die Sote am letzten Abend in einer Vision geschaut hatte.

Und ein todestrüber Nebelhauch trug das Ende eines Liedes der Sünderode über den Rhein:

Sonne, birg in Wolken deinen Schimmer,
Denn sie schläft, der Frauen Erste, nimmer
Rehret sie in ihrer Schönheit mehr!



Wenn's dämmert · Von Karl Schmidt

Wie schön, wenn's dämmert, durch das Feld zu wandern —
da wachen Stimmen auf und wandern mit;
der Freunde Schatten, einer nach dem andern,
gefellen sich vertraulich meinem Schritt.

Die Jahre ziehn vorbei, die kampferfüllten,
gleichwie am Ufer brandet Well' auf Well',
und aus den Fernen, aus den nachtverhüllten,
hebt sich ein Stern empor und leuchtet hell.





Deutsches Leben in Ungarn

Von Prof. Broßmer

Graf Ejsza hat im ungarischen Abgeordnetenhaus über die „pangermanische Agitation“ gesprochen, die er im heutigen Zeitpunkt noch nicht für bedeutend hält. Aber das rege Interesse, das sie im Deutschen Reich und in den Kreisen der deutsch-österreichischen Bevölkerung erweckt, hält er für sehr beachtenswert. Ein besonders gefährliches Moment, das dem deutschen Gedanken Vorschub leistet, sieht Graf Ejsza in einem einheitlichen wirtschaftlichen Zusammenschluß des deutschen Bürgers und Bauers. Er fürchtet offenbar, daß auf dem wirtschaftlichen Boden das ungarländische Deutschtum in unerwünschtem Maße erstarken möchte.

In derselben Rede wurde die für das Nationalitätengewirr Ungarns so wichtige Frage der Muttersprache berührt. Sorge will Graf Ejsza walten lassen, daß die Kinder auch in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, aber ohne daß der magyarische Sprachunterricht eine Einschränkung erleidet. Wie soll sich dieser Gedanke praktisch verwirklichen lassen? Im Rahmen der Volksschule kann nur eine Sprache erfolgreich gelehrt werden, die Sprache der Mutter.

Die Schule aber ist nicht der alleinige Grund, weshalb sich die deutschen Bauern grollend enger zusammenschließen und oft, aller Ungerechtigkeiten satt, in großer Zahl aus der ungarischen Heimat auswandern. Auf keinem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens wird dem deutschen Mann ein freies, staatsbürgerliches Leben gestattet. Kann die Möglichkeit eines geistigen Interesses bestehen, wenn (Januar 1912) die Oberstadthauptmannschaft in Neusatz in der Batscha bei der Hausuntersuchung 8 Exemplare der „Götzendämmerung“ (ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn, von Müller-Guttenbrunn, Staadmann-Leipzig) beschlagnahmt? Deutsche Volksversammlungen werden verboten; und Einharts „Deutsche Geschichte“ wird konfisziert und im Juni 1912 durch den Bescheid eines Gerichtshofes für ganz Ungarn verboten!

Nicht nur daß dem deutschen Manne durch brutale Beschlüsse nationale Werte entzogen werden, man geht noch weiter und hebt einen deutschen Volksbildungsverein in Westungarn mit der lächerlichen Begründung auf, daß die Einhaltung der in den Satzungen bestimmten Schranken durch die Persönlichkeiten des leitenden Vorstandes nicht vollauf garantiert werde. In der maßgebenden magyarischen Presse wird dagegen protestiert, daß in der Pester Oper auch die deutsche Sprache

bei den Aufführungen bisweilen berücksichtigt wird. In Kunst und Wissenschaft ist das gleiche rücksichtslose und fanatische Bestreben, die Grundpfeiler der alten deutschen Kultur durch das Magyarentum zu überfluten.

Obwohl durch das Gesetz der Gebrauch der offiziellen Protokollsprache genau geregelt ist, wird fortwährend in den verschiedensten amtlichen Körperschaften der Versuch gemacht, die deutschen Vertreter zum Gebrauch der magyarischen Sprache zu zwingen. Manche Schulinspektoren führen in dieser Richtung geradezu ein Schreckensregiment. Der neue Schulinspektor der Eisenburger Gespanschaft gibt als leitendes Ziel seiner Tätigkeit die Herrschaft der magyarischen Sprache in allen Schulen seines Bezirks an. Im Monat April 1913 wurde gegen einen deutschen Lehrer das Disziplinarverfahren aufgenommen, weil kein Kind, das aus seiner Schule hervorgeht, magyarisch versteht.

Der krassste Fall einer politischen Willkür ereignete sich im Monat Mai 1913. Als Leiter der „Südbatschkaer Zeitung“ veröffentlichte Adam Welter in seinem Blatte die harmlose Zuschrift eines nach Amerika ausgewanderten Mitbürgers, der seine Hilfe in freundlicher Weise denjenigen seiner Landsleute anbot, die nach der Gegend seines Wohnsitzes kommen wollten. Er selbst stellte seine dauernde Rückkehr in vier bis fünf Jahren in Aussicht. Die ungarischen Behörden brachten nun Adam Welter wegen Verleitung zur Auswanderung vor den Richter, der in einem wahren Bluturteil diesem deutschen Manne 6 Monate Gefängnis zubilligte und außerdem eine Geldstrafe von 1000 Kronen über ihn verhäng. In Wirklichkeit war Adam Welter als entschlossener und mutiger Führer der Deutschen schon längst der ungarischen Regierung verhaßt gewesen. Dieser gesuchte Anlaß sollte ihn geschäftlich ruinieren und das deutsche Volkstum des Banats seines bewährten Führers berauben. Der Fall Welter weist auf die dringende Notwendigkeit hin, uns um das Schicksal der Stammesbrüder in Ungarn mehr als bisher zu kümmern und sie nicht dem fanatischen Treiben der magyarischen Übermacht preiszugeben.

Wir wollen als treue Waffengefährten dem verbündeten Österreich-Ungarn in schweren Stunden zur Seite stehen, aber das deutsche Volk verlangt auch, daß seine Brüder, die eine hochentwickelte Kultur in das einst öde Ungarland gebracht haben, auch als Staatsbürger ein freies, menschenwürdiges Dasein führen können.

Darum Augen auf, seht nach dem Deutschtum in Ungarn!

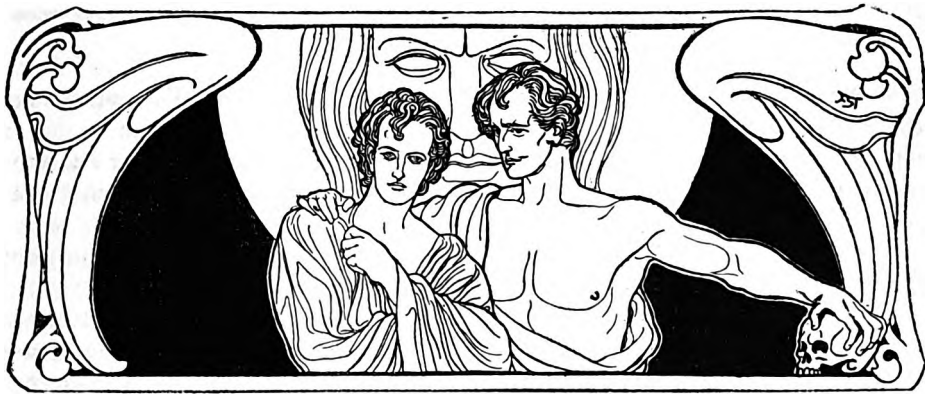


Genesung · Von Thomas Wilhelm Reimer

Wer war es nun, der dich aus dunkler Haft
Mit sanften, festen Händen fortgelenkt?
Hat noch einmal der jungen Knospe Saft
Die finstre Hülle schwellend sich gesprengt?

Noch lauscht mein Mißtrau'n kaum dem alten Ton,
Noch glaub' ich kaum der neuen Sonne Glühn,
Und sehe doch die Rosenfarbe schon
Auf deinen beiden blassen Wangen blühn.





Das Wunder

Legende von Karl Röttger

1.

And Jesus kam in eine Stadt, und als er schon ein paar Straßen gegangen war, kam er durch die Straße, wo der König wohnte. Und der König stand auf dem Balkon hinter den Gittern von grünen Ranken und Blättern. Unten auf der Straße aber stand ein Kind in einer Hausecke und weinte sehr. Und der König oben sah herab auf das Kind und überlegte, wie er ihm helfen sollte und seine Tränen still machen; ob er es heraufrufen sollte in seinen Palast oder einen Boten schicken, der das Kind frage, was ihm fehle; oder ob er ihm gleich Kuchen und Apfel bringen lassen sollte. So überlegte der König, und das Kind weinte. Da kam Jesus, sah das Kind, erschrak ein wenig und blieb stehen. Dann blickte er um sich und vor sich. Da lag eine Blume im Straßenstaub, die war verwelkt, zertreten und schmutzig. Die nahm er auf, und sie wurde strahlend schön in seiner Hand. Und Jesus ging hin zum Kinde und hielt ihm die Blume vor die weinenden Augen. Da sah das Kind zu ihm auf, lächelte, als hätte es ihn erkannt, und nahm die Blume mit einem leisen Erröten aus seiner Hand. Und Jesus nickte und ging. Das Kind aber sah ihm lange mit großen Augen nach.

Dies alles war geschehen ohne Worte. Der König aber hatte alles mit angesehen und hatte ganz atemlos gestanden. Als Jesus nun schon eine Weile gegangen war, und das Kind ihm nachsah, lehnte sich der König über das Geländer, vergaß alle seine Würde und schrie: „Heda! Mann! Halt! halt! Warte ein bißchen, ich muß dich sprechen.“

Jesus sah sich um, nickte freundlich, winkte mit der Hand und ging. Und verschwand.

Da lief der König die Treppe hinab. In einigen Sähen sprang er die Treppe abwärts und lief auf die Straße. Aber Jesus war schon weg. Und das Kind zeigte: „Er ist da um die Ecke gegangen.“ Da ging der König traurig zurück ins Haus, rief Knechte und sprach: „Sucht mir den Mann!“

2.

Die drei Knechte gingen nach drei Richtungen fort. Und sie fragten nach dem Mann, wohin sie kamen. Aber es wußte ihnen niemand zu sagen, wo er war. Es konnte auch niemand sagen, ob er ihn gesehen hätte. Und als sie ein Jahr lang gesucht hatten, kehrten sie um in den Palaß des Königs und sagten: „Wir konnten ihn nicht finden.“

(Und waren alle drei doch an ihm vorbeigegangen — und hatten ihn nicht erkannt.) Da schloß sich der König ein und dachte über dies alles nach.

Danach sprach er: „Die Torheit des Menschen ist groß: wie konnte ich Knechte hinausenden, ihn zu suchen? Menschen, die vielleicht nicht das Auge haben, ihn zu erkennen? Ich muß selber gehen, denn ich kenne ihn; bin ich doch vielleicht der einzige in dieser großen Stadt, den das Tun dieses Menschen aus seinen Grenzen brachte. Also ich will ihn suchen.“ So machte er sich fertig und verließ seinen Palaß. Er sprach: „Dieser Mensch ist irgendwo in der Welt, also muß er zu finden sein.“ — — —

Jesus saß auf einem Berg und sah ins Land. Da kam etwas den Weg herauf. Jesus schattete die Hand über die Augen, sah hin und lächelte. Als der König oben war, winkte er ihm mit der Hand entgegen und lächelte. Und der König in der großen Müdigkeit seiner langen Wanderung und in der Nacktheit seiner Seele streckte die Hand vor sich, grüßte und lächelte und sprach: „Ich wußte es.“

„Wußtest du es?“ sprach Jesus.

„Ja. Ich ging fort aus meinem Palaß, um dich vieles zu fragen.“

Da winkte Jesus wieder mit der Hand und sprach: „Wozu? Es ist wohl kaum noch not. Ist dir nicht alles eingefallen auf dem Wege zu mir? Denn du hast viel im Wandern gedacht.“

„Ja,“ sagte der König, „mir ist vieles eingefallen unterwegs, so daß ich wahrlich kaum noch weiß, was ich fragen wollte.“

„Nun gut, so ist wohl alles klar in dir und zwischen uns“, sprach Jesus. „Ich bin Jesus der Wanderer, und du bist der König und bist gekommen, um mich zu sehen. Ich danke dir.“

Aber der König sah ihn an und schwieg. Und dann: „Dein Herz, dein Herz! Ich habe den heimlichen Spott meiner Diener auf mich genommen, als ich allein, in Sandalen fortging, daß ich dich fände. Dein Herz, dein Herz möcht' ich ergründen, du hast ein ungewöhnliches Herz, du hast das Herz eines Königs.“ — — —

Da sprach Jesus: „Ich habe ein Herz, das von Gott weiß.“ — — —

„So bitte ich dich, mit mir zu gehen“, sprach der König.

Jesus aber schüttelte den Kopf: „Ich bin der Wanderer.“

„So laß mich mit dir gehen“, sprach der König. „Was liegt an meinem Königtum!“

„Wozu?“ sprach Jesus. „Auch liegt an deinem Königtum, wenn nicht dir, so andern.“

Dann war's still. Und danach sprach Jesus: „Ich will dir sagen: Du bist der König. Und ich der Wanderer. Wir müssen scheiden. Ich aber will deiner gedenken. Und du wirst meiner gedenken. Die Liebe kann zwischen uns bleiben.“

„Spricht so dein Herz?“ fragte der König.

Jesus nickte. „So spricht mein Herz. Die Liebe kann zwischen uns bleiben. Ich bin durch dein Leben gegangen. Mehr kann ich nicht tun.“

Da schieden sie voneinander. Und ihre Blicke waren sehr tief. Und in der Abendsonne stand Jesus auf dem Berge, groß wie ein Riese — als der König hinabstieg. Und er winkte ihm nach, als der König hinabstieg — langsam, langsam — und sich umsah. Zuletzt war er verschwunden; und da wandte sich Jesus und ging auf der andern Seite des Berges hinab und weiter ins Land.



Pegasus-Weide · Von Grete Maffé

(Nach einem Bilde Ferdinand Staegers)

Quellen und Tannen! Bergwälder, die ins Blau
Der heiteren Sommerluft die Wipfel heben,
Fern, fern die Welt mit ihrem lauten Leben.
Es dürfte nicht die allerschönste Frau

Der Erde gehn auf diesen blühenden Wegen
In denen Stille atmet. Manchmal nur
Als kämen sie aus fremder Traumwelt
Sehn weiße Pferde auf den grünen Wegen.

Sie gehn, den schmalen, edlen Kopf geneigt
Und ihre Flügel schleppen an der Erde.
Auf grünen Wiesen gehn die weißen Pferde
Noch, wenn der Vollmond steigt.





Das Krebsproblem

Unter den Krankheiten, denen die Menschheit einen sehr hohen Tribut zollt, sind es, von den zeitweise auftretenden Epidemien abgesehen, hauptsächlich drei, die die meisten Opfer an Menschenleben fordern. Es ist die unheimliche Trias: die Tuberkulose, die Syphilis und der Krebs.

Dem menschlichen Geiste ist es bereits in außerordentlich schwierigem und ausdauerndem Kampfe gelungen, an dem dreiköpfigen Ungeheuer zwei Köpfe mit wuchtigen Keulenschlägen zu treffen; und nun fordert noch der dritte und zugleich schrecklichste verderbenspeiende Kopf die bedrohte Menschheit zum heftigen Kampfe auf, aus dem wohl schließlich die Wissenschaft als Siegerin hervorgehen wird.

Dank der epochemachenden Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Robert Koch im Jahre 1882 ist es gelungen, den Kampf mit der verheerenden Volkskrankheit, der Tuberkulose, siegreich aufzunehmen. Der geniale Geist eines Robert Koch vermochte es, Pfade zu finden, die zur erfolgreichen Ergreifung von hygienisch vorbeugenden und heilbringenden Maßnahmen gegen die Tuberkulose führten. Und diesen Vorkehrungen ist es auch zu verdanken, daß nun die Tuberkulose in die Reihe der heilbaren Krankheiten einrückte, und somit ist die Sterblichkeitsziffer der Tuberkulose erheblich gesunken und geht mit der Vervollkommnung der Hygiene ständig zurück.

Viel später als der Erreger der Tuberkulose ist der Syphiliserreger, die sogenannte *Spirochaeta pallida*, entdeckt worden, und zwar im Jahre 1905 durch den Berliner Zoologen *Sch a u d i n n*, dessen Entdeckung jedoch anfangs mit *Steptis* aufgenommen, erst nach seinem kurz darauf erfolgten tragischen Tode von der wissenschaftlichen Welt anerkannt wurde.

Um so grimmiger scheint sich nun der Dritte im Bunde, der *K r e b s*, an der Menschheit zu rächen, als ob er kompensatorisch für seine besiegten Bundesgenossen eintreten wollte. Der Krebs vor allem gehört in die Reihe der sogenannten malignen, d. h. bösartigen Geschwülste, die sich von den sogenannten benignen oder gutartigen dadurch unterscheiden, daß sie die Tendenz haben, schnell und schrankenlos zu wachsen, die Nachbarorgane rücksichtslos zu zerstören, an entfernten Organen des Körpers mittels des Blut- oder Lymphstroms Tochtergeschwülste, sogenannte Metastasen, zu bilden, ferner den Allgemeinzustand des Körpers ungünstig zu beeinflussen und zu Rezidiven oder Rückfällen zu neigen, d. h. nach vollzogener, anscheinend vollständiger Entfernung von neuem aufzutreten. Auch die gutartigen Geschwülste können unter gewissen Umständen einen gefährlichen Charakter annehmen, indem sie z. B. durch ihre Größe benachbarte lebenswichtige Organe in ihrer Funktion behindern, oder sie können manchmal einer bösartigen Entartung anheimfallen, indem sie die Struktur- und Lebenseigenschaften einer bösartigen Geschwulst annehmen.

In dieser Betrachtung muß der Krebs (Carcinoma) nur als ein Paradigma par excellence der bösartigen Geschwülste, deren Zahl eine beträchtliche ist, angesehen werden, für die hier das vom Krebs Gesagte im ganzen auch zutrifft.

Um eine Krankheit rationell heilen zu können, muß man bestrebt sein, ihre Entstehungsursache zu ergründen; nur dann ist die Möglichkeit gegeben, durch Beseitigung der Ursache die Krankheit günstig zu beeinflussen oder gar zu heilen, was bei der Tuberkulose oder der Syphilis der Fall ist.

Bis jetzt ist es dem menschlichen Geiste nicht gelungen, das die Ursache der Krebse n t s t e h u n g umhüllende Dunkel zu verscheuchen, obwohl schon viele Theorien und Behauptungen aufgestellt worden sind, die aber so lange in den Bereich der Hypothese verwiesen werden müssen, bis sie durch streng wissenschaftliche Beweisführung erhärtet werden können. Denn die Medizin gilt als eine exakte Wissenschaft, die sich auf streng naturwissenschaftliche Pfeiler stützen soll und die Behauptungen, die nicht strikt bewiesen werden können, nicht dulden darf. Jedoch sind einige Umstände bekannt, die zweifellos in gewissem Zusammenhange mit der Entstehung der bösartigen Geschwülste stehen, ohne daß man eine richtige Erklärung dafür geben kann. Und zwar gehören dahin gehäufte Beobachtungen, daß nach Verletzungen oder nach gewissen langeinwirkenden mechanischen, chemischen und thermischen Temperatur-Reizen bösartige Geschwülste entstehen, z. B. der Lippenkrebs bei den Pfeifenrauchern, das häufige Vorkommen des Krebses bei den Arbeitern in Paraffin- und Steinkohlenteerfabriken usw.

Aber warum reagiert ein gegebener Reiz bei dem einen Individuum mit der Entstehung einer bösartigen Geschwulst, bei dem anderen dagegen nicht?

Es muß eine unbekannte, die Krankheit erregende Ursache im Körper schlummern, die durch den verursachten Reiz als auslösendes Moment aus der Ruhe erwacht und zur Geschwulstwucherung anregt. Diese noch völlig räthselhafte, Krankheit erregende Ursache (Noxe) wird als eine auf entwicklungsgeschichtlicher Basis beruhende Störung, andererseits wiederum als eine parasitären Ursprungs angesehen. Die Forscher, welche die Entstehung der Geschwülste durch belebte Erreger leugnen, behaupten, daß die Geschwulstwucherung von Zellen ausgeht, die sich bei der Keimentwicklung (im embryonalen Leben) bzw. auch im außermütterlichen Leben aus dem Zusammenhange des Zellengebäudes losgelöst haben und versprengt worden sind. Andere Forscher dagegen sind der Meinung, daß die normal gelagerten Zellen durch Einwirkung belebter Erreger die Eigenschaft zügelloser Wucherung gewinnen. Zugunsten der Parasiten-Theorie sprechen die Thatfachen, daß der Krebs häufig an Stellen vorkommt, die äußeren Einflüssen besonders ausgesetzt sind (Gesicht, Nacken, Hände), die für die Parasiten Eingangspforten bieten (z. B. Geschwüre aller Art, Fisteln, Narben, rissige Brustwarzen) oder Veränderungen durch langeinwirkende Reize aufweisen. Für die parasitäre Ursache des Krebses spielt auch die Unsauberkeit eine gewisse Rolle, denn man beobachtet häufig das Vorkommen des Krebses in der Mundhöhle bei schlecht gehaltenen Zähnen, von Brustkrebs bei unreinen, bartigen Brustwarzen, ferner von Gesichtskrebs in der ärmeren Bevölkerung. Man hat ferner die Beobachtung gemacht, daß bestimmte Krankheiten, die sogar von einigen Autoren als präkarzinomatöse, d. h. der Krebsbildung vorhergehende Krankheiten bezeichnet worden sind, zur Krebsentstehung neigen. So sieht man z. B. auf dem Boden eines Magengeschwürs oder bei Gallensteinen auffallend häufig einen Krebs im Magen bzw. in der Gallenblase entstehen. Natürlich sind dies alles nur Beobachtungen und Vermutungen, die noch eines streng wissenschaftlichen Beweises bedürfen. Hier ist jetzt nicht der Ort, noch alle die anderen verschiedenartig begründeten Anschauungen in bezug auf die Krebsentstehung zu erörtern; sie gehen freilich vorläufig über den Rahmen einer Vermutung nicht hinaus.

Obwohl Fälle bekannt sind, die auf Erbllichkeit oder Ansteckungsfähigkeit des Krebses schließen lassen, sind diese Beobachtungen noch allzu spärlich und nicht einwandfrei genug, als daß man jetzt schon den Krebs als eine erbliche bzw. ansteckende Krankheit hinstellen

könnte. Es mag zugegeben werden, daß ein Teil der „scheinbar“ zunehmenden Krebserkrankungen auf die bessere Diagnosenstellung zurückzuführen sei, es ist jedoch aus den großen, in der ganzen Welt mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten statistischen Erhebungen deutlich zu ersehen, daß die Krebskrankheit tatsächlich in ständiger und gefahrvoller Zunahme begriffen ist. Die Statistik zeigt, daß der Krebs sich über die ganze Erde verbreitet und kein Volk verschont hat, und es ist nachgewiesen, daß die Krebskrankheit in manchen Gegenden in so häufiger Form auftrat, daß man an eine Krebspepidemie dachte.

Während die Sterblichkeitsziffer bei Tuberkulose überall im Sinken begriffen ist, steigt dagegen diese Ziffer bei Krebs überall stark in die Höhe. In Dänemark z. B. hat die Zahl der Krebserkrankungen die der Tuberkulose erreicht, in Neuseeland sogar überflügelt. Ferner lehrt die Statistik, daß die größte Mortalität an Krebs in der Schweiz, im Süden Deutschlands, in Österreich, in Schweden, Norwegen und Dänemark besteht, während die geringste Mortalität bei Krebs in Italien und auf der Balkanhalbinsel vorhanden ist. Es starben an Krebs in Preußen:

im Jahre 1903	21 258	Personen
„ „ 1904	22 586	„
„ „ 1905	23 115	„
„ „ 1906	23 906	„
„ „ 1907	25 100	„
„ „ 1908	25 602	„

Diese Zahlen sind den „Medizinalstatistischen Nachrichten des Rgl. Preussischen Statistischen Landesamtes“ entnommen. Im allgemeinen werden nach den Ergebnissen der Erhebungen Männer häufiger von Krebs befallen als Frauen. Von den einzelnen Organen stellen das größte Kontingent für die Krebserkrankung die Verdauungswerkzeuge mit 60 % aller Krebsfälle dar, wovon wiederum am meisten der Magen befallen wird; dann kommen die weiblichen Genitalien mit 15—20 % und die weiblichen Brustdrüsen mit 12—15 %. Hieraus ist zu erkennen, daß die Krebskrankheit eine unheimliche, tödliche Krankheit bildet, und daß die Wissenschaft mit rastloser Energie bestrebt sein muß, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um dieser Krankheit nach Möglichkeit zu steuern.

Die weiße Einrichtung der Natur: der Schmerz, der gleichsam als Alarmsignal bei einem krankhaften Vorgange im menschlichen oder tierischen Körper um Hilfe ruft, fehlt beim Beginn der Krebskrankheit in der Regel ganz. Und gerade auf diesen Umstand ist es zurückzuführen, daß die Krebskranken, vom Feinde gleichsam lautlos und tödlich überumpelt, sich dann erst verzweifelt zur Gegenwehr setzen, wenn der Krebs bereits feste, unausrottbare Wurzeln gefaßt hat. Daher ist das Bestreben der Ärzte in jüngster Zeit darauf gerichtet, möglichst frühzeitig die Diagnose der bösen Krankheit zu stellen. Neben Aufklärung des Publikums — ähnlich wie bei der Tuberkulose tun auch hier sog. „Merkblätter“ gute Dienste — wird das ganze Rüstzeug modernen ärztlichen Wissens angewandt, um die Erkrankung in tieferliegenden Organen so früh als möglich in ihrem wahren Charakter zu erkennen. Hier leistet die Röntgendurchleuchtung immer bessere Dienste: durch Anfüllung der Hohlorgane der Bauchhöhle — Magen und Darm — mit einem für die Strahlen undurchgängigen Mittel (Wismutbrei) gelingt es, auch hier Veränderungen wahrzunehmen. Aber noch weiter geht das diagnostische Streben des Arztes: in neuester Zeit wird — mit guter Aussicht auf Erfolg — aus gewissen Veränderungen des Blutserums bei Krebskranken versucht, das Vorhandensein der Geschwulst bereits zu einer Zeit zu erkennen, in der noch keine besonders hervorstechenden Erscheinungen auftreten und nur gewisse unbestimmte Symptome dem Arzte Verdacht einflößen. Denn beim Krebs wie bei der Tuberkulose — und schließlich ja bei allen Krankheiten — gilt als erstes Gesetz, daß sie um so leichter und energischer zu beeinflussen sind, je früher sie erkannt werden.

Die auf die Lehre von krankhaften Gewebe- und Organveränderungen sich stützende chirurgische Behandlung hat bis jetzt noch als die beste Waffe gegen Krebs gegolten. Die moderne Chirurgie hat in den letzten Jahrzehnten solche ungeahnten Fortschritte gemacht, daß in einem beträchtlichen Prozentsatz der noch der Operation zugänglichen Krebsfälle das chirurgische Messer Heilung bringen kann.

Dr. Fischer



Aquarien und Terrarien

In wohlthuender, frischer, lebendiger Wind weht durch die moderne Pädagogik, und namentlich auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes macht sich ein segensreiches Modernisieren bemerkbar. Früher beschränkte man sich auf geisttötendes Schematisieren, bei dem es vor allem darauf ankam, den betreffenden Gegenstand in das System einzuordnen. Mancher wird wohl noch eine Art Gänsehaut bekommen, wenn er etwas von Linné'schem oder Braun-Hansteinschem System hört.

Einem solchen abstrakten Formalismus, solchem toten, langweiligen Kram konnten eben die wenigsten Schüler Geschmack abgewinnen. Ebenso das Sammeln von Pflanzen und ihr Aufbewahren in getrocknetem Zustande in umfangreichen Herbarien konnte nicht das nötige Interesse wecken. Auch einen Nachteil brachte diese Einrichtung mit; denn viele, viele Pflanzen, die durch ihre Farbenpracht und durch ihren Duft noch manches Menschen Herz und Auge erfreut haben würden, wurden unbarmherzig abgerissen und zwischen Löschblättern und Schraubzwingen zu einem schwachen Abbilde der einstigen Herrlichkeit zerquetscht und gedörrt.

Da ist nun, Gott sei Dank, vieles anders geworden; eine junge Wissenschaft, die Biologie, hat sich Bahn gebrochen und den Naturgeschichtsunterricht in andere Wege gelenkt. Mit dem Bestimmen und Schematisieren ist es aus; sie sind nicht mehr Endzweck. Freude an der Natur und Verständnis für ihr Leben und Weben soll geweckt werden . . .

Warum ist das so? Was ist die Veranlassung für diese und jene Bildungsform und für diese und jene Lebensäußerung? Das sind die Fragen, die beantwortet werden. Nicht außerhalb seiner Umgebung, herausgerissen aus der Gemeinschaft, in der er sich befand, wird der Naturkörper betrachtet, sondern in ihr und in den wechselseitigen Beziehungen zu ihr. Auch mikroskopische Untersuchungen über die feinsten Lebensvorgänge werden angestellt.

Von vielen Schulgemeinden sind größere Mittel bereitgestellt zur Beschaffung von Schulgärten, Aquarien und Terrarien, und mit großem Interesse verfolgen die Schüler unter Anleitung sachkundiger Lehrer die Vorgänge in ihnen, daraus reiche Kenntnisse und wertvolle Erfahrungen fürs Leben gewinnend.

Aber einen großen Nachteil haben gerade die Aquarien und Terrarien mit sich gebracht. Während nämlich den alten Herbarien die Rinder Floras in Massen zum Opfer fielen, hat unter ihnen die Fauna unseres Vaterlandes schwer zu leiden.

Schon in den Schulaquarien und -terrarien, die doch wohl im allgemeinen sachgemäß angelegt und behandelt werden dürften, herrscht ein großes Sterben, namentlich während der Ferien und während des Winters, wo sie oft vergessen werden und ihnen die nötige Pflege fehlt.

Aber in noch anderer Hinsicht haben sie schädigende Wirkungen gezeitigt: angeregt durch die Schule haben sich nämlich zahlreiche Schüler und deren Angehörige ebensolche zugelegt.

Und doch ist gerade dies der wundeste Punkt an der ganzen Sache. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß manches dieser Aquarien seinem Besitzer alle Ehre macht und ihm Freude und Berstreuung schafft, so muß doch eingestanden werden, daß die überwiegende Mehrzahl falsch angelegt ist und den unglücklichen Geschöpfen, die dazu verdammt sind, darin vegetieren zu müssen, keinen geeigneten Aufenthalt bietet. Langsam, aber sicher gehen sie zu-

grunde, immer wieder Ersatz fordernd, wenn ihr Gefängnis nicht verödet, tot und leer dastehen soll.

So geht es denn auf die Jagd nach neuen Bewohnern, und wer einmal in der Nähe einer Großstadt durch Feld und Wald streift, dem wird die Menge halbwüchsiger Jungen ausfallen, die mit Netzen, Büchsen, Flaschen und sonstigen Geräten auf die Suche gehen nach Sticherlingen, Eidechsen, Blindschleichen, Fröschen und dergleichen.

Zu reich ist leider oft die Beute, und manches arme, der Freiheit beraubte Tierchen geht schon auf dem Heimwege zugrunde.

Verständnis für die Natur und Freude an ihr will man wecken, und was erreicht man in vielen Fällen? — Durch Unverstand und mangelnde Sachkenntnis artet der „Sport“ in elendeste Tierquälerei aus, zum Schaden unserer heimischen Tierwelt. W. L.



Zur Seelenkunde des Nervösen

Man begegnet dem Typ des Nervösen auf Schritt und Tritt. Die Großstadt namentlich mit ihrem lauten, hastenden und ruhelosen Rhythmus fordert Opfer um Opfer. Sanatorien schießen allenthalben wie Pilze aus der Erde hervor. In Spezialärzten für Nervenleiden ist wahrlich kein Mangel. Im Reklameteil der Zeitungen überschreiben sich die Heilmittel, und die Literatur über Nervosität wächst ins Ungeheure.

Das Anwachsen des Heeres der Nervösen kann nun auf die Dauer unmöglich ohne Einfluß auf die Gesellschaft bleiben. Es droht hier eine Gefahr, die noch ein anderes als das rein ärztliche Interesse wachrufen muß. Bei der außerordentlichen Verbreitung der Nervosität gerade unter den Kulturvölkern hat sie die Rolle eines bewegenden Faktors im Weltgetriebe angenommen. Eine Analyse des nervösen Charakters zu liefern, ist deshalb eine ebenso dankbare wie notwendige Aufgabe. Ihr widmet sich in bemerkenswert scharfsinniger Weise ein Buch, das unter dem Titel „Nervöse Leute“ bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen ist. Der Verfasser, Eugen Loewenstein, bemerkt ausdrücklich, daß er nicht als Arzt, sondern als Laie schreibt und in der Absicht, dadurch in gewissem Sinn erzieherisch zu wirken, daß dem Nervösen ein Spiegelbild seiner selbst vorgehalten wird. Man muß nach der Lektüre dieses feinsinnigen Buches zugeben, daß Loewenstein mit ganz außerordentlichem Spürsinn den geheimen Wallungen und seltsamen Unterströmungen nachgegangen ist, die das Seelenleben des Nervösen charakterisieren. Der Zweck des Buches ist eine methodische, langsam sich vollziehende Demaskierung des Nervösen.

Der Nervöse arbeitet automatisch wie eine Maschine. Er hat im Gegensatz zum Normalen starre Leitlinien. Er zieht sich eine einzige grade Linie und an diese Linie hält er starr und ohne weiteren Erwägungen zugänglich zu sein, fest. Diese Linie gibt ihm dann die Operationsbasis für alle seine Handlungen ab, und von ihr aus drangsalirt und beherrscht er seine ganze Umgebung. Zwei hervorstechende psychologische Merkmale kennzeichnen den Charakter des Nervösen: das Minderwertigkeitsgefühl und die Entwertungstendenz. Das Gefühl der Minderwertigkeit schleppt der Nervöse aus den frühesten Tagen seiner Kindheit mit sich herum. Er ist von dem Bestreben besessen, seine persönliche Überlegenheit viel schärfer als der Gesunde durchzusetzen. „Zugrunde liegt diesem Streben eben jenes Minderwertigkeitsgefühl, das nach einem ganz bestimmten Plane vorgeht. Und zwar ist es nicht eine ziellose Flucht vor Herabsetzungen und Niederlagen, die wir in der Analyse des Nervösen zutage treten sehen, sondern ein Versuch, aus der Unsicherheit herauszukommen, um sich mit dem Leben auseinanderzusetzen. Freilich hält dieser Versuch dem Strom des Lebens zumeist nicht stand. Um nun dieses vermeintliche Manto, das er in seinem Minderwertigkeitsgefühl empfindet,

wettzumachen, forciert der Nervöse die Betätigung seiner Männlichkeit. Im Gegensatz zum Manne sucht das nervöse Weib nicht etwa, wie man erwarten sollte, ihre Weiblichkeit zu betätigen, sondern sie betreibt einen Einbruch in den Rayon des männlichen Geschlechtes, indem sie männlichen Zielen nachstrebt. Beide, sowohl der Mann als die Frau, stehen bei dieser Betätigung unter einem Gefühl der Unsicherheit. Und da sie überall Niederlagen wittern, suchen sie sich überall zu sichern, und nur um Sicherheit handelt es sich ihnen. Dieser Zug nach Sicherheit sieht auf den ersten Blick oft ganz anders aus: der eine Nervöse ist ein Pedant, der andere ein Geizhals, der dritte ein Don Juan, aber alle diese Verkleidungen sind dem Nervösen nur verschiedene Mittel zu dem einen Zweck, sich zu sichern. Und was besonders charakteristisch ist: der Nervöse verbindet mit diesem Zweck der Sicherheit auch noch den Zweck zu herrschen. Durch die Pedanterie will er Herr sein über seine Umgebung, als Don Juan will er Frauen erobern und darin seine Herrschaft betätigen, durch den Geiz will er sich etwas für die alten Tage beiseite schaffen, — für viele alte Tage, d. h. er will lange leben. Und ‚leben‘ ist für ihn gleichbedeutend mit ‚herrschen‘. Wegen aller dieser Bestrebungen nun gerät er in eine ganze Kette von Konflikten mit seiner Umgebung. Er wird unverträglich, denn es ist nicht zu verlangen, daß ihn lauter willenlose Menschen, die verpflichtet wären, ihm in allem zu weichen, umgeben.“

Das Minderwertigkeitsgefühl wird für den Nervösen zum Sprungbrett seiner Höherentwicklung. In seinem Bestreben nach übermäßig hohen Zielen liegt unbewußt ein Gefühl der Minderwertigkeit. „Bei diesem seinem Streben geht der Nervöse oft planmäßig darauf aus, sich sein eigenes ‚Anten‘ recht drastisch vor Augen zu führen. Er arrangiert gewissermaßen künstlich eine Niederlage, um dann eine desto umfangreichere Sicherungsarbeit vornehmen zu können. Diese Sicherungsarbeit ist ihm so wertvoll, daß er um ihretwillen das Ziel vollständig aus den Augen verlieren kann. Ihm wird eben die Hauptsache zur Nebensache und die Nebensache zur Hauptsache. Im Hintergrunde lauert z. B. bei einer Entscheidung immer der unbewußte Wunsch, sich überhaupt aus dem Staube zu machen, und dazu braucht er eine Niederlage. Wenn er aber die erwünschte Niederlage erlitten hat, so macht er, um auf der Linie der Überlegenheit zu bleiben, gerne andere für diese Niederlage verantwortlich, und er setzt also seine Umgebung herab und entwertet sie. Er schiebt alle Schuld auf sie, wäscht sich rein und sucht sich auf ihre Kosten zu heben.“

Die Entwertungstendenz wendet der Nervöse oft mit erstaunlichem Raffinement an. Er erklärt z. B. zunächst, daß ihm derjenige, den er entwerten will, ganz sympathisch ist. Im Nachsatz aber bringt er über ihn alles mögliche Ungünstige vor, so daß seine vorangegangene Sympathieerklärung geradezu in ihr Gegenteil verkehrt wird. Ihm handelt es sich ja auch nur darum, sich darauf berufen zu können, daß er gesagt habe, Herr X. sei ihm ganz sympathisch. Vielfach auch drückt sich der nervöse Entwerter ganz unbestimmt aus. Er munktelt, er sagt nichts. Das Geheimtuerische sichert ihm allerdings eine besondere Art von Überlegenheit. Aber er muß, während er verleumdet, immerfort Umschau halten, wer von den Anwesenden ihm durch Weitererzählen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten machen kann. Das alles erfordert eine gesammelte Aufmerksamkeit, die ihn in einem Zustand fortwährender Erregung erhält.

Innerhalb des Typs des Nervösen führt uns Loewenstein eine große Zahl von Variationen vor: den Eifersüchtigen, den Don Juan, den Sönner, den Lügner, den Retter, den Summler usw. Es ist unmöglich, auf Einzelheiten dieser fast durchweg treffend gezeichneten Typen einzugehen, doch sei als Probe knapper und doch erschöpfender Analyse die Schilderung derjenigen Nervösen wiedergegeben, die mit Vorliebe die Durchführung ihrer eigenen Entschlüsse andern überlassen. „Sie sind herzlich froh, wenn ein anderer sie ins Schlepptau nimmt und für sie die Kastanien aus dem Feuer holt. Sie schwanken vor der Entscheidung so lange, bis es endlich für sie selbst zu spät wird zu handeln und der andere für sie handeln muß. Sie können dann immer sagen, daß sie selbst anders entschieden hätten, und sie haben sich selbst vor einer Niederlage bewahrt, der andere aber, der für sie entschieden hat, hat sie erlitten. Wie

immer der andere aber auch die Entscheidung trifft, dadurch, daß er überhaupt entschieden hat, schafft er eine große Zahl von Angriffspunkten, die der Nervöse nun benutzt, um ihn herabzusetzen und zu entwerten.“

In welche Lage das Leben ihn auch versetzt, stets wird der Nervöse durch sein von einem falschen Gesichtswinkel bestimmtes Handeln sich und andern die Ruhe rauben, so daß die häufig gebrauchte Lebensart, der und der stecke mit seiner Nervosität an, psychologisch genommen durchaus nicht ohne Berechtigung ist. Obgleich der Nervöse tyrannisch über die Familie zu herrschen sucht, trachtet er andererseits danach, ihre Fürsorge auf sich zu lenken. Die Familie ist ihm der Zufluchtsort, zu dem er sich aus allen Lagen des Lebens zurückzieht. Denn im engen Kreise der Familie gibt es keine Niederlagen für ihn: „Da kann man sich gehen lassen und all den Formlosigkeiten im Äußeren und Inneren, auch den Saloppheiten der Sprache ungehindert fröhnen. Man kann sozusagen innerlich und äußerlich in Hemdärmeln gehen. Interessant ist das Negligé der Ausdrucksweise, das im Familientreise üblich ist, das aber sofort wieder einer respektvollen Behandlung der Sprache Platz macht, wenn man aus dem Hause heraustritt. Vom Familientreise aus läßt sich, wie von einem sichern Port, gemächlich nicht nur raten, sondern auch reden und klatschen. Das Gefühl der sichernden Ummauerung reizt gar sehr dazu, die wehrlos Vorübergehenden zu attackieren. In der Herabsetzung der anderen liegt natürlich wiederum eine vermeintliche eigene Erhöhung. Bei diesem ‚Reben‘ an der gewohnten Umgebung spielt das Trägheitsmoment eine große Rolle. Wertwürdigerweise verträgt sich aber mit diesem beharrlichen ‚Reben‘ an der Familie doch auch zugleich ein Mangel an Anpassungsfähigkeit und Schmiegsamkeit. Das gibt Bündstoff zu fortwährenden Reibungen und kann auf die anderen Mitglieder geradezu störend wirken. Ein einzelner Nervöser kann eine ganze Familie in die gereizteste Stimmung bringen. Mit allen möglichen Kunstgriffen suchen sich die Familienglieder gegen den nervösen Angreifer zur Wehr zu setzen.“ So entsteht dann die gefährliche Erscheinung der „Familiennervosität“. Unzweifelhaft wirkt speziell die herabsetzende Tendenz eines einzelnen in der Familie geradezu ansteckend. Es entwickelt sich eine Anzucht der Gedanken, Vorliebe für Familientratsch und eine gereizte Empfindlichkeit, die zu fortwährenden Zusammenstößen zwischen den einzelnen Mitgliedern führt.


Loewenstein geht in seinen Analysen gründlich zu Werke; er hat die zahllosen Erscheinungsformen der Nervosität im modernen Leben scharf beobachtet und gibt seine Beobachtungen in einer von fachwissenschaftlicher Trockenheit freien, stets packenden Weise wieder. Der Nervöse, der dieses Buch liest, muß sich unbedingt demaskiert vorkommen. Allein die Demaskierung geschieht ohne jede herabsetzende Absicht. Maske auf Maske wird sanft herabgezogen, und mit mitleidiger Geste weist der Verfasser den Nervösen darauf hin: So siehst du in Wirklichkeit aus. So treten die treibenden Kräfte, die sich unter diesen Masken verhüllen, deutlich hervor, und selbst die wohlertwogene Maske der Bescheidenheit vermag nicht mehr zu täuschen. Der „schüchterne“ Nervöse ist mit der gefährlichste Typ. Die komplizierten Vorgänge, die sich in seiner Seele abspielen, werden selten richtig durchschaut. „Oft versucht der Schüchterne einen großen Schritt aus seiner Schüchternheit heraus. Er nimmt einen Anlauf und wird zurückgeschlagen. Das ist es aber, was er gewünscht hat, denn er hat diesen Versuch nur unternommen, um nach dieser Niederlage sich nur noch um so tiefer in das Gebege seiner Schüchternheit zurückzuziehen. Er sagt nun zu sich selbst: ‚Ich habe es versucht, es geht nicht.‘ Da er aber wie alle Nervösen unbedingt nach oben gelangen will, so sucht er dieses Resultat dadurch zu erzielen, daß er diese Niederlage — soweit es möglich ist — doch in einen Sieg verwandelt: er entwertet nämlich diejenigen, bei denen oder durch die er die Niederlage erlitten hat. Die Schüchternheit und Befangenheit kleidet sich, so unglaublich es auch klingen mag, zuweilen auch in das Gewand einer gewissen Schroffheit. Solche Nervöse schlagen zurück, bevor sie noch angegriffen worden sind: aus Furcht, daß ihre Schüchternheit offenbar werden und sie beschämen könnte, nehmen sie von vornherein eine erkünstelte Positur des Widerstandes an. Man

kann geradezu Arroganz bei solchen nervösen Schüchternen feststellen. Aber das ist nur eine lose Hülle für ihre Unsicherheit, und ein starker Lufthauch bläst sie weg. Andere Nervös-Schüchterne entwickeln aus ihrer Befangenheit heraus eine krankhafte Beredsamkeit. Sie wollen sich die Befangenheit vom Herzen herunterreden oder durch den Redeschwall ihre Verlegenheit verhüllen. Durch das viele Reden lenken sie in der Tat die Aufmerksamkeit von sich, von ihrer Person auf das, was sie reden, ab. Die scheinbare Sachlichkeit, mit der sie ein Thema behandeln, kann aber den Blick des Analytikers nicht täuschen. Sie heucheln nämlich nur ein Interesse, und die Debatte, die sie entfesseln, ist nur eine Sicherung. Die Menschen, deren Attade sie fürchten, lenken sie von sich ab durch das Thema, das sie ihnen zur Diskussion vorwerfen, so wie man einen Wächterhund, wenn man irgendwo einbrechen will, durch ein hingeworfenes Stück Fleisch von sich ablenkt.“

Die Lektüre des Loewenstein'schen Buches kann dem Nervösen ebenso empfohlen werden wie dem Gesunden. Der Nervöse, der bekanntlich in hervorragendem Maße der Selbstanalyse huldigt, wird unerbittlich, aber mit ruhiger Milde gezwungen, seine eigenen Schwächen, die er sich womöglich als Vorzüge anrechnet, sauber ausgeschält vor sich hingebreitet zu sehen, während der Gesunde den psychologischen Schlüssel für zahllose verworrene Vorgänge, die seiner Normalseele fremd sind, an die Hand bekommt.



Berlin über dir, Deutschland!

roßer Sachlichkeit und Gerechtigkeit befließigt sich Ludwig Fulda in Cottas Monatschrift „Der Greif“ bei einer Untersuchung des Verhältnisses zwischen „Berlin und dem deutschen Geistesleben“. Um so ernster und nachdenklicher müssen uns die Ergebnisse stimmen, zu denen er gelangt und gelassener Stellung nimmt, als mancher von uns vermöchte. In seinen Ausführungen lesen wir:

„... Während des Mittelalters bedeutungslos, war Berlin noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die sehr kleine Residenzstadt eines nach dem slawischen Nordosten vorgeschobenen kleinen Kolonialstaates, zählte um 1600 nur 14 000 Einwohner, die sich im Laufe des dreißigjährigen Krieges auf 8000 herabminderten und erst gegen Ende des Jahrhunderts bis zu 20 000 vermehrten. Von den heute noch erhaltenen Bauwerken sind die ältesten erst nach dieser Zeit entstanden; nur einige Teile des Schlosses und ein paar stark restaurierte Kirchen reichen mit ihrem Ursprung weiter zurück. Auch von irgendeinem wesentlichen Einfluß Berlins auf das deutsche Geistesleben kann bis dahin nicht die Rede sein. Die erste Glanzzeit der nationalen Literatur in Volksepos, Minnegefang und Ritterdichtung hatte sich fernab von der Sandwüste an der äußersten Peripherie des Deutschtums abgespielt, wo damals gerade die allerersten Berliner sich ansiedelten, und weder Walthar von der Vogelweide noch Wolfram von Eschenbach noch irgendein anderer damaliger Kulturträger wird je auch nur den Namen dieses entlegenen Fleckens gehört haben. Desgleichen haben der Humanismus und die Reformation ihre Ruhmestaten abseits von Berlin vollbracht, so nahe sie es in Wittenberg auch streiften. Und die herrliche deutsche Renaissance drang ebenfalls nicht bis dorthin vor, sondern gipfelte in jenem Nürnberg, das nach Berlin zwar seine Burggrafen als Kurfürsten entsandt hatte, aber keinen seiner großen Künstler ihnen folgen ließ.

Dann kam im achtzehnten Jahrhundert die Erhebung Preußens zum Königreich, seine unaufhaltbare Ausdehnung und Erstarkung und mit ihr der Aufschwung Berlins zu einer verhältnismäßig vollreichen Stadt. Doch der gleichzeitige gewaltige Aufschwung des deutschen Geistes vollzog sich abermals außerhalb seiner Mauern. Wohl hatte es in dem genialen Herrscher, dessen Siege und Eroberungen Preußens politische Vormachtstellung in Deutschland ent-

schieden, einen Geist ersten Ranges. Aber Friedrich der Große, wie sehr er durch seine Erfolge das Nationalgefühl hob und dadurch mittelbar auch die Poesie förderte, war bekanntlich von einer unüberwindlichen Abneigung gegen seines Vaterlandes Sprache und Schrifttum erfüllt. Er selbst schrieb nur französisch und machte Berlin zu einer literarischen Filiale von Paris. Der Dichter, den er an seinen Hof berief, hieß nicht Klopstock, sondern Voltaire. Ja, sogar sein Verherrlicher Lessing blieb von ihm unbeachtet und mußte, nachdem seine Hoffnung, in Berlin eine Anstellung zu erhalten, gescheitert war, sein Brot anderswo suchen. Friedrich der Große hat noch die aufsteigende Sonne Goethes erlebt, ohne daß ihr Licht in sein Auge drang; er hat noch das Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ erlebt, die in der Wissenschaft eine Umwälzung hervorrufen sollte, kaum geringer als die politische Umwälzung der französischen Revolution. Aber der Philosoph, den er nach Berlin zog, hieß Lamettrie, während Kant bis an sein seliges Ende in Königsberg saß. Um dieselbe Zeit begann auch die klassische deutsche Musik ihren Zauberfang anzuheben, aber in Wien; begann die klassische deutsche Dichtung ihren Zenith zu erklimmen, aber in einem winzigen Städtchen Thüringens. Shakespeare hat in London gewirkt, Molière, Racine und Corneille in Paris, Goethe und Schiller in Weimar. Von unseren klassischen Helden hat nur einer an Berlin als an seinem Mutterboden gehaftet, ohne Gegenliebe zu finden: der wundervolle Kleist, dessen Feuerseele in einem frühen Verzweiflungstod erlosch.

Erst nach Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts gestaltete sich Berlin zu einem wichtigeren Faktor der deutschen Geisteswelt; und zwar vorwiegend auf wissenschaftlichem Gebiet. An die neubegründete Universität wurde eine so stattliche Anzahl von hervorragenden Forschern und Denkern berufen, daß sie bald den älteren Hochschulen den Rang ablief. Die Künste dagegen wollten noch immer im märkischen Sande nicht recht heimisch werden. Zwar nahm die romantische Bewegung teilweise von Berlin ihren Ausgang, faßte aber nur in einer engen Gemeinde Fuß; ja ihr Führer Tieck, obwohl Berliner von Geburt, wandte frühzeitig, gerade wie späterhin seine jüngeren Landsleute Gutzkow und Heyse, der Vaterstadt den Rücken und lehrte erst als Greis zu ihr zurück. Zwar bildete sich dort im ersten Drittel des Jahrhunderts eine allgemeine schöngeistige Atmosphäre, die aber mehr ein wählerisches Genießen als ein urwüchsiges Schaffen begünstigte und elementare Begabungen eher abließ als anzog. So haben denn auch die Hauptvertreter unserer nachklassischen Literatur, abgesehen von wenigen Ausnahmen, wie Chamisso und E. T. A. Hoffmann, anderswo ihre Hütten gebaut. Als Theaterstädte blieben Wien, Dresden, Hamburg bevorzugte oder ebenbürtige Rivalen, als Kunststädte München und Düsseldorf. Und der größte deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Richard Wagner, hat bei aller Anstetheit seiner Wanderjahre seine glorreiche Laufbahn gänzlich hinter dem Rücken von Berlin durchgemessen. Kurzum: von einer geistigen Führerschaft Berlins war bis zur Reichsgründung so gut wie nichts zu spüren. Vielmehr fing die Hauptstadt Preußens erst an, der Brennpunkt des nationalen Lebens zu werden, nachdem sie die politische Hauptstadt Deutschlands geworden war.

Das heutige Berlin datiert von 1871 und ist infolgedessen die reinste und vollständigste Verfinn- und Verwilderung des ungeheuren Wandels, der sich durch jenes weltgeschichtliche Ereignis und seit ihm vollzogen hat. Denn gerade hier gewinnt man nicht etwa nur den Eindruck, als habe das uralte Deutschland auf überraschende Weise sich entfaltet, sondern als sei ein funkel-nagelneues an seine Stelle getreten. Hier kann man mit Händen greifen, daß die Wieder-erlangung der nationalen Einheit und Macht in einem vorher nie erreichten Grade mit dem Abschnitt, den sie darstellt, zugleich einen Einschnitt zog, eine weite, scheinbar brüdenlose Kluft zwischen dem Einst und dem Jetzt. Daran liegt es ja auch, wenn Europa dem Reiche noch immer mit so mißtrauischer Verständnislosigkeit gegenübersteht. Eifersucht und Neid mögen da mitsprechen, so viel sie wollen; aber den Ausschlag gibt die Verblüffung. Man erkennt die Deutschen nicht wieder. Alle Rechenexempel, in die sie als Posten eingesetzt waren, stimmen

nicht mehr. Wieder und wieder reißt man sich ungläubig die Augen, etwa wie ein Astronom, der einen längst bekannten Stern plötzlich nicht nur seine Größe und Helligkeit vervielfachen, sondern auch seine bisherige Bahn mit einer anderen vertauschen sähe . . .

Die Tragweite dieses Übergangs läßt sich nur würdigen, wenn man bedenkt, daß die deutsche Kultur mit ihr Bestes gerade der Dezentralisation verdankt hatte. . . Eben weil das geistige Leben verstreut war über das ganze Land, konnte es das ganze Land befruchten. Während es anderswo aus einem einzigen großen Sammelbecken gespeist wurde, brach es hier überall in frischen Quellen aus dem Heimatboden hervor. Nirgends konnte die Eigenart jedes Stammes und jedes Gauses so nachhaltig sich durchsetzen, so gleichberechtigt dem allgemeinen Milde ihre besondere Farbe, der allgemeinen Symphonie ihren besonderen Klang beimischen. Man braucht zum Vergleich nur nach Frankreich hinüberzuschauen, wo das Prinzip der Zentralisation zu seiner schroffsten Durchführung gelangt ist. Denn französische Kultur in Vergangenheit und Gegenwart bedeutet genau genommen das nämliche wie Pariser Kultur. Die Abhängigkeit von dem Geschmack und Beifall einer einzigen Stadt mußte dort auch die einzelne schöpferische Persönlichkeit mehr oder weniger in die Fesseln der Konvention schlagen, während unsere bahnbrechenden Geister ihre Individualität in voller Ungebundenheit entfalten konnten. Sie waren keine Weltstädter, um so mehr jedoch Weltbürger. Je eingeschränkter der äußere Gesichtskreis für sie war, desto weiter war der innere, und was ihnen durch ihr Stillleben etwa entging, das ersetzten sie durch Vertiefung.

So standen die Dinge vormals. Wie stehen sie jetzt, nachdem Deutschland den Jahrtausende lang entbehrten Mittelpunkt erhalten hat? Jetzt, nachdem die große Kleinstadt, die Berlin noch 1870 war, eine Weltstadt geworden ist, die nicht nur als Sitz des kaiserlichen Hofes, der Reichsbehörden, des Parlaments, der wichtigsten wissenschaftlichen, künstlerischen, sozialen und wirtschaftlichen Institute einen erheblichen Teil der begabten Köpfe des Landes zu dauerndem Wirken beruft, sondern auch durch ihre Bildungsanstalten die Auslese der Jugend, durch ihre Vergnügungsstätten hohen und niedrigen Ranges alle Altersklassen zeitweilig herbeilodt, ja sogar das Ohr der Entfemten mit dem lauten Echo ihrer Ereignisse füllt? Welchen Einfluß hat die gewaltige neue Tatsache, die Berlin heißt, auf die deutsche Kultur bereits ausgeübt? Welcher ist für die Zukunft zu erwarten?

Ein deutsches Paris oder London ist nämlich Berlin noch lange nicht. Schon aus dem einfachen Grunde, weil die älteren Kulturzentren vollzählig fortbestehen, ja in der neuen Ära gleichfalls kräftig aufgeblüht sind. Wenn man in Berlin gern von Provinz spricht und damit das ganze übrige Deutschland zusammenfaßt, so entlehnt man aus Frankreich einen Begriff, der auf deutsche Zustände weder heute zutrifft noch in absehbarer Zeit zutreffen wird. Niemand wird von französischer oder englischer Kultur ein Bild gewinnen, ohne in Paris oder London gewesen zu sein; wer hingegen Deutschland mit Ausschluß von Berlin einigermaßen kennt, der wird den deutschen Geist und seine Leistungen schwerlich unterschätzen. Da sind die selbstherrlichen, kunststrotzen Landeshauptstädte der außerpreussischen drei Königreiche; da sind die vielen kleinen Residenzen, gleich unmaßhalmlich in ihren Tugenden wie in ihren Schwächen, jedenfalls aber für die Mehrung geistiger Güter nach wie vor unendlich segensreich; da sind die stolzen Hansastädte mit ihrem Welthorizont, die anderen großstädtischen Emporien, jedes von regstem Eigenleben durchpulst; da sind die ehrwürdigen Museen mit ihrer ununterbrochenen Tradition und ihrem ansehnlichen Rüstzeug, das so blank ist wie je. Sie allesamt blicken auf Berlin begreiflicherweise nicht wie Vasallen auf ihr angestammtes Oberhaupt, sondern wie Aristokraten auf einen Emporkömmling, wie legitime Machthaber auf einen ungestümen Usurpator. Dazu kommt dann noch der ererbte partikularistische Hang der Deutschen, die geflüsterte Unterstreichung von Sonderheiten und daraus abgeleiteten Sonderansprüchen, der als Hinterlassenschaft der Krähwindelei fortwuchernde Lokalpatriotismus und namentlich die alte Stammeseiferucht, der noch immer wirksame Gegensatz von Nord

und Süd. Ich suchte einmal einem Franzosen den Unterschied zwischen Paris und Berlin klar zu machen, indem ich bemerkte: „Ein Marseiller wird sich doch wahrscheinlich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie ihn für einen Pariser halten.“ Er fragte mich darauf in holder Ahnungslosigkeit: „Fühlt sich denn nicht auch ein Münchner geschmeichelt, wenn ich ihn für einen Berliner halte?“ Worauf ich ihm erwiderte: „Er schlägt Sie einfach tot.“

Rein Wunder, daß unter solchen Umständen Berlin noch keineswegs eine gleichmäßige Anziehungskraft auf die verschiedentlichen Regionen des Reiches betätigt. Die Masseneinwanderung, der es seine geschwinde Bevölkerungszunahme verdankt, kam und kommt vorwiegend aus dem kulturarmen Osten. Daß aber gebildete und wohlhabende Elemente des Westens oder gar des Südens aus freier Wahl in die Reichshauptstadt übersiedeln, das heißt, ohne durch Amt oder Beruf dazu genötigt zu sein, ist noch eine Seltenheit. Worauf sonst beruht denn für Angehörige anderer Nationen der magnetische Reiz ihrer Metropole als auf dem Zusammenhang mit allen größeren Epochen ihres Volkes, den sie nirgends inniger spüren als dort! Schon ein Gang durch die Straßen bietet ihnen fesselnden geschichtlichen Anschauungsunterricht, beschwört Erinnerungen, die zur Nachdenklichkeit stimmen, die Einbildungskraft beflügeln und zum Wettstreit ansetzen. Aber auch das lebendige Volkstum führt sie zum Urborn nationaler Gestalt, weil es das Blut derer in den Adern trägt, die ihn bereits in grauer Vorzeit hüteten. Das alles vermißt der Deutsche, dem sein Geburtsort ein ähnliches Schauspiel vergönnt, in Berlin doppelt schmerzlich. So hohen Respekt ihm die Stadt einflößt, mit so ehrlicher Bewunderung ihn die musterhafte Ordnung, die unübertreffliche Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer Bewohner erfüllt; so freudigen patriotischen Stolz sie als Wahrzeichen der Reichsherrlichkeit in ihm wachruft — sie bestritt nicht sein Herz, der Gedanke, in ihr leben und wirken zu dürfen, durchströmt ihn nicht mit der Sonnenwärme des Glücks. Wenn ein Franzose nach Paris zieht, so ist das eine Liebesheirat; wenn ein Deutscher nach Berlin zieht, so ist das eine Vernunftehe.

Und dennoch, trotz allen Einschränkungen und allen Verlangsamungen, die dieser Sachverhalt im Gefolge hat, schreitet die Zentralisation mit der unbeirrbaren Logik eines natürlichen Werdegangs vorwärts. Insbesondere für die Kultur als Ware wird Berlin von Tag zu Tag mehr der ausschlaggebende Stapelplatz, der große Markt, auf den die geistige Arbeit aus allen Landesteilen gefahren wird, um hier industrialisiert und dann wieder über das Land verteilt zu werden. Der Buchverlag, der Kunsthandel, das Zeitungswesen, die Bühne schlagen immer ausschließlicher hier die Hauptquartiere ihres Geschäftsbetriebes auf. Dadurch sehen sich aber auch die geistigen Arbeiter selbst genötigt, hier die Estrade zu suchen, von der aus allein sie ihren Erzeugnissen wirksame Verbreitung sichern können. Die Schöpfungen der Literatur, der Musik, der bildenden und der darstellenden Kunst dürfen kaum noch darauf rechnen, über ein lokales Absatzgebiet hinauszudringen, ehe sie in Berlin als vollgültig abgestempelt worden sind. Daß aber dieser Stempel ihren allgemeinen Marktwert so wesentlich erhöht, beweist hinwiederum, wie sehr man bereits allerorten, ohne es zu wollen, sich von der Metropole bevormunden läßt. Während die alten Mündel den jungen Vormund über die Achsel ansehen, bemerkten sie gar nicht, wie gefügig sie schon vielfach nach seiner Pfeife tanzten. Wohl hört man noch mitunter den trutzigen Kampftruf: „Los von Berlin!“, wenn auch nicht mehr so lärmend und herausfordernd wie vor Jahren. Wohl zerren die einen widerspenstig am Leitzügel, können es aber nicht zerreißten; wohl bestreiten die anderen energisch, sich von ihm lenken zu lassen, bewegen sich aber doch in der Richtung, nach der es zieht. So erlebt man das wunderliche Schauspiel, daß eine Abhängigkeit, die in der Theorie zurückgewiesen oder gezeugnet wird, in der Praxis fortwährend zunimmt. Die Strömungen, die von Berlin ausgehen, ergreifen das ganze Land, wieviele einzelne auch hartnäckig gegen den Strom schwimmen mögen. Auch dort, wo genug eigene Quellkraft vorhanden wäre, um einen wuchtigen Rückprall verursachen zu können, verzichtet man auf die planmäßige Initiative

dazu. Selbst München und Wien, noch immer die stärksten Gegengewichte, verraten schon leise Spuren der Berlinisierung, wie wenig sie es auch Wort haben. Zwar gibt es unter der Oberfläche ein stilles und in sich getehrtes Walten der deutschen Kultur, das von alledem vorläufig nicht berührt wird; aber der Geist Berlins bestimmt mit wachsender Vorherrschaft ihre Tagesphysiognomie.

Was für ein Geist ist das? Oder vorsichtiger gefragt: Läßt sich in diesem neuen Berlin, wo gut gerechnet nur jeder dritte Mensch ein gebürtiger Berliner ist, überhaupt von einem einheitlichen Geist sprechen? Jedenfalls hat ehemals ein solcher darin geherrscht; ihn, den ursprünglichen genius loci, muß man drum zunächst erfassen, um abwägen zu können, inwieweit er den gegenwärtigen mitbestimmt. Man muß das Wesen des noch unvermengten Berlinertums vor 1871 aus Klima und Bodenbeschaffenheit heraus entwicklungsgeschichtlich begreifen. . . .

Nie und nimmer hätte die Stadt die Riesenaufgabe, die ihr mit ihren größeren Zween zufiel, so spielend bewältigen können ohne die straffe Charakterzucht der Urbevölkerung. In ihr waren ja die Eigenschaften, durch die das geeinigte Deutschland die Welt überraschte, am meisten vorgebildet: das klare Erfassen des Wesentlichen, das rasche Zugreifen, das praktische Organisationsstalent, die aufgespeicherte Energie. Je kühler man das Gewohnte hatte betrachten lernen, desto weniger wurde man vom Ungewohnten verwirrt. Der Realismus des Denkens, den man hier stets gepflegt hatte, erleichterte den Realismus des Handelns. Mußte doch der herkulische Fleiß der Väter noch überboten werden, um den täglich gesteigerten Bedürfnissen uferloser Ausdehnung zu genügen, und er verlangte auch von den Zugüglern die äußerste Anspannung, indem er sie vor die Wahl stellte, entweder gleiches zu leisten oder nicht mitzukommen. Sie mußten sich wohl oder übel akklimatisieren an diese Luft, die nun einmal nicht schmeichelt, nicht einlullt, nicht berauscht, dafür aber abhärtet; an diese herbe Volksart, die nicht schont und nicht geschont sein will, dafür aber den Willen spornt. Statt daß also der altberlinische Geist von den eingewanderten Millionen sich hätte aufsaugen lassen, wurden sie umgekehrt von ihm durchtränkt. In der brodelnden Gärung des noch unfertigen Gemisches erkennt man mühelos ihn als die Quintessenz. Daß die erweiterten Verhältnisse schon manche Außerlichkeit verwischt, manche Ecken und Kanten abgefeilt und ihm ein blendendes Kleid übergeworfen haben, darf nicht an ihm irre machen. Und trotzdem hat er auf dem Weg zum Weltstädtertum nach einer bestimmten Seite hin auch eine innerliche Wandlung erfahren.

Bei dem fortwährend gesteigerten Wohlstand nämlich konnte die Sehnsucht nach jenen Gütern nicht ausbleiben, die man in den Zeiten der Spärlichkeit mißtrauisch beiseite geschoben hatte. Das nunmehr gesicherte Dasein begehrte nach idealer Ausschmückung; die gesunde Vernunft baute der einst verschnechten Illusion goldene Brücken. Inmitten des Luxus, den man sich nun getrost gönnen konnte, wurde auch der Geist luxuriös. Alles, was an Schönheit und Lebensverfeinerung auswärts als Erbschaft vieler Geschlechter vorhanden war, sollte schleunigst weltgemacht, ja womöglich übertrumpft werden. Ein förmlicher Heißhunger nach Kultur brach aus und wollte den Tisch sogleich mit den erlesensten Lederbissen besetzt finden. Schwerlich wurde irgendwann und irgendwo das Wort Kultur so unablässig im Munde geführt, wie im Berlin der letzten Jahrzehnte; Beweis genug, daß die Sache noch nicht zum selbstverständlichen Besitz gehörte. Ein erst urbar zu machender Boden sollte mit einem Male so ertragfähig sein wie ein von jeher mit Überfluß begnadeter. Das ging nicht ab ohne Gewaltthatigkeit, und besonders in die Pflege der zartesten Kulturb Blüten kam dadurch etwas Treibhausmäßiges.

Ähnlich wie die Berliner die Blumen lieben, die nicht ursprünglich auf ihrem Grunde gewachsen sind, wie sie ihnen jedes verfügbare Ecken einräumen, auf den Balkonen ihrer Mietskasernen sie mit rührender Fürsorge hegen, wie sie zu Tausenden und aber Tausenden eine Stunde weit mit der Eisenbahn fahren, um Obstbäume blühen zu sehen, so ähnlich lieben

sie auch die Kunst. Wo diese aus einem künstlerischen Volkstum unmittelbar hervorwuchert, da weckt sie auch unmittelbare Empfänglichkeit, wirkt als erhöhte Lebensäußerung lebenerhöhend auf die Genießenden. Sie nehmen sie auf mit naiver Hingabe, und ihr Gefühl allein, hingegriffen oder nicht, fällt über sie den unbewußten Richterspruch. In Berlin dagegen hat man zur Kunst nicht diese natürlichen Beziehungen. Hier ist sie eine Zierrpflanze, die man bewußt züchtet, die man mit bewußtem Eifer heimisch machen will und deren Zauber man nicht anders zu genießen vermag, als indem man den Genuß zergliedert. Der Gedanke hat hier allzu lange die Alleinherrschaft geführt, um sich von der Empfindung auszuhalten zu lassen. Etwas derartiges meinte schon Goethe, wenn er zu Eckermann sagte, in einer klaren, prosaischen Stadt wie Berlin finde das Dämonische kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren. Unter dem Dämonischen verstand er offenbar das, was wir heute das Unbewußte, das Elementare nennen würden, und so besteht sein Ausspruch noch immer zu Recht. Wohl kann man sich hier ebenso ehrlich begeistern wie anderwärts; aber die Begeisterung muß erst durch den Verstand gegangen sein. Irgendeine Parole muß sie auslösen, irgendein Dogma sie rechtfertigen, irgendein gedanklicher Standpunkt in ihr seine Geltung bewahrheiten. Eben darum bleibt es den Berlinern vorderhand verfragt, einen Eindruck völlig unbefangen auf sich wirken zu lassen, und was die Kunst in ihnen wachruft, ist nicht so sehr die Einbildungskraft wie das Urtheil. Sie, die geborenen Kritiker, lieben die Kunst nicht zum wenigsten als einen willkommenen Anlaß, mit gewekten Klängen des Scharfsinns Kritik zu üben. Keineswegs nur absprechende Kritik. Sie sind ebenso bereit zu rascher Bejahung wie zu rascher Verneinung. Nur daß in beiden Fällen der wägende Kopf und nicht das ergriffene Herz die erste Stimme hat. Nur daß ein so gewonnenes Urtheil desto leichter fehlgreifen kann, je mehr diese Rangordnung dem eigentlichen künstlerischen Zweck zuwiderläuft.

Nun kommt aber noch ein erschwerender Umstand hinzu. Ein Gefühlsurteil spricht immer, auch wo es irrt, eine subjektive Wahrheit aus; darum ist es zwingend. Wer dagegen verstandesmäßig an Dinge herantritt, die sich nicht an den Verstand wenden, der hat keine sichere Direktive. In Ermangelung einer lauten inneren Stimme horcht er ängstlich nach der Ansicht anderer hin, und es kostet ihn keinerlei Überwindung, sie zu seiner eigenen zu machen, zumal wenn ihr wirkliche oder angebliche Kennerschaft Gewicht verleiht. Er wird anlehnungsbedürftig, wird geneigt, sich beeinflussen, sich leiten zu lassen, und am allerbequemsten ist es ihm, wenn ihm ein fertiger Maßstab geliefert wird, den er jederzeit in der Tasche herumtragen und im Bedarfsfall anlegen kann. Daher gibt es wohl kaum eine zweite Stadt, in der ästhetische Theorien und Schlagworte ein so gesuchter Artikel sind wie in Berlin. Sie haben hier nicht nur wie anderwärts die Leute vom Fach, sondern alle Gebildeten und noch mehr alle Gebildetesinwollenden zu ihrem Publikum. Wie immer sie lauten mögen, sie können mit Bestimmtheit darauf rechnen, eine gläubig nachbetende Gemeinde zu werden, die erst durch sie den einzelnen künstlerischen Erscheinungen gegenüber sich für hinreichend gewappnet hält. Die Suggestion der vorgefaßten Meinung tut dann das Ubrige, so daß die Berliner im Grunde genommen ihr Urtheil zumeist schon früher kennen, als den zu beurteilenden Gegenstand. . . .

Wer mag für rückständig, wer für altfränkisch gelten? Bloß um einem so furchtbaren Verdacht zu entrinnen, nehmen viele das Absurdeste in den Kauf und erklären das Unverdaulichste für ihr Leibgericht. Dennoch hätte der hier in knappen Umrissen geschilderte Geist nie die Macht erlangen können, die er so gut wie unangefochten ausübt, wenn er dem allgemeinen Geiste der Stadt widerstritte, wenn sie aus sich heraus einen anderen zu erzeugen vermöchte, der stark genug wäre, ihm die Wage zu halten. Eben weil er auch nach außen hin als der Geist Berlins auftreten durfte, eben deshalb gewann er die nötige Autorität und Resonanz, um sich auszubreiten über Berlins Weichbild hinaus. Von geschäftigen Wortführern durch das Schallrohr der Öffentlichkeit alltäglich laut verkündigt, hat er, wie schon gesagt,

im ganzen Lande um sich gegriffen, auch dort, wo ein anderer Geist gelebt hat und noch lebt, und seinem Eroberungszug scheint vorerst keine Schranke gesetzt. Schritt für Schritt läßt sich verfolgen, wie die deutsche Laienwelt in ihren Beziehungen zur Kunst und namentlich zur Literatur sich ihm gefangen gibt. Mit jedem Fußbreit aber, um den er vorrückt, drängt er um ebenso viel das historisch Gewordene, das heimatlich Bodenständige zurück und setzt an dessen Stelle seine eigene Unstetheit und Wurzellosigkeit.

Schon lassen die Folgen davon sich deutlich wahrnehmen. Deutschland verliert mehr und mehr seinen alten Stil und wird gleichzeitig verhindert, einen einheitlichen neuen zu bilden. Denn einen solchen gegen Berlin durchzusetzen, hat es nicht die Kraft, während Berlin seinerseits die wichtigste Vorbedingung dazu untergräbt: die Ruhe organischer Entwicklung. Wohl fehlt es nicht an den verheißungsvollsten Ansätzen; aber sie sind verurteilt, zu verkümmern, solange das Unfertige keine Möglichkeit hat, zu reifen, das Reife keine Möglichkeit, zu dauern. Als klassisches Beispiel mag das Los der naturalistischen Bewegung dienen, die in den achtziger Jahren von Berlin ausging. Damals schien es wirklich, als ob die deutsche Reichshauptstadt einen Kunstfrühling heraufzuführen im Begriffe stehe. Konnte diese junge Kunst auch die Mächtigkeit ihres Geburtsortes nicht verleugnen, so sprachen doch für sie ihr Wahrheitsmut, ihr Gegenwartsgefühl und ihr soziales Gewissen. Berlin hatte es keineswegs leicht, Deutschland von ihr zu überzeugen; kaum aber war ihm das gelungen, als es schon selber von ihr genug hatte und sie als überwunden zum alten Eisen warf. Damit gab es das Signal zum Beginn einer Geschmacksverwirrung, die heute ihren Gipfel erstiegen hat. Das Publikum traut auf der einen Seite den wechselnden Parolen nicht mehr, die ihm von Berlin eingeblasen werden; auf der andern Seite aber traut es auch nicht mehr seiner eigenen Empfindung. Kopfscheu hin und her tastend wagt es nicht, herzhaft zu bewillkommen, was ihm zusagt, und entschlossen abzuschütteln, was ihm mißfällt. Um so ungestörter kann eine krampfhafteste Originalitätshascherei, ein marktstreiterischer Wettbewerb von Sensationen sich breit machen.

Und nun versetze man sich in die Lage der schöpferischen Naturen selbst, der Künstler und der Dichter! Haben sie nicht alle Ursache, in diesem Geiste einen bedrohlichen Feind zu erblicken? Wie können sie sich seiner Überhandnahme verschließen, ohne den Kopf in den Sand zu stecken? Wie können sie ihm nachgeben, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen? Überzieht er nicht unter ihren Füßen die grünende Erde, deren Schoß ja nicht nur die deutschen Blumen, sondern auch die deutschen Lieder und Märchen geboren hat, mit Asphalt? Führt er unter der Maske der Modernität sie nicht in Versuchung, der jeweils von ihm beliebten Mode durch gelenkige Metamorphosen nach- oder zuvorzukommen? Lohnt er ihnen die Treue gegen sich selbst nicht mit seinen eigenen Wankelmüt? Am besten sind noch jene daran, denen ihre engere Heimat zugleich die Welt bedeutet, die sie darstellen. Als die künstlerischen Herolde eines Stammes, einer Landschaft sind sie ja die berufenen Gegenpole der Zentralisation, und innerhalb ihres begrenzten Bezirkes kann der Zug der Zeit, die Atmosphäre des Tages ihnen nichts anhaben. In der Tat glaubte man denn auch in dem Lösungswort „Heimatkunst“ so etwas wie eine Rettung vor Berlin zu entdecken. Diese an sich durchaus gesunde und berechtigte Reaktion mußte jedoch aus verschiedenen Gründen ein Schlag ins Wasser bleiben. An einer derartigen Heimatkunst mangelt es gottlob in Deutschland heute so wenig wie vormals; nur kann sie nicht gut mehr sein als eine bereichernde Ergänzung der nationalen Kunst; sie kann weder an deren Stelle treten noch für deren Versagen Ersatz leisten. Die ganz großen Künstler sind niemals Heimatkünstler in diesem ausschließlichen Sinn, da sie nicht die Heimat zu ihrer Welt, sondern die Welt zu ihrer Heimat machen. Sodann aber — und da sitzt der schlimmste Haken — kann auch die Heimatkunst, wie jede andere, die Anerkennung Berlins kaum noch entbehren, wenn sie in deutschen Landen, ja sogar in ihrem eigenen Vaterhause durchdringen will. Man braucht nur daran zu erinnern, daß der Ruhm Anzengrubers erst in Berlin begründet werden mußte, bevor dieser österreichische Heimatdichter in Wien nach Verdienst ge-

würdigt wurde; und das ist ein keineswegs vereinzelter Fall, mancher ähnliche aus neuerer und neuester Zeit ließe sich anführen. Um wieviel weniger also können die anderen Berlin umgehen, die ihre Begabung dazu treibt, den Pulsschlag des gesamten Volkes zu spüren und das moderne deutsche Leben dort zu fassen, wo es am mächtigsten flutet! Und doch würde man sich täuschen, wollte man sich annehmen, Berlin sei schon jetzt der erlesene Sammelpunkt schöpferischer Persönlichkeiten. Im Gegenteil, die Stadt, in der von jeher die praktischen und die kritischen Köpfe sich am ehesten in ihrem Element gefühlt haben, ist für Phantasiemenschen noch immer kein Lieblingsaufenthalt. Ja, es ist nicht zuviel behauptet, daß sie fast alle an ihr leiden, einerlei, ob sie sich ihr ausliefern oder ihr die Stirn bieten. Viele von ihnen meiden sie mit trotziger Verbissenheit und starren doch wie gebannt darauf hin wie auf ein Gebirge, das den ganzen Horizont einnimmt und schlechterdings nicht übersehen werden kann. Andere pendeln in der Schwbe zwischen Anziehung und Abstoßung bald zu ihr hin, bald von ihr fort. Bald verlockt sie dieses brandende Menschenmeer, sich in seine Wirbel zu stürzen, fordert sie zur Bewältigung, zur Gestaltung auf, bald scheucht die Ohnmacht, seiner Herr zu werden, die Angst, sich in ihm zu verlieren, sie wieder von dannen. Bald hoffen sie, hier der Zeit ihr Geheimnis abzulauschen; bald erkennen sie, daß man mit dem geistigen Auge das Schauspiel der Gegenwart um so schärfer sieht, je weiter entfernt von der Bühne man seinen Platz wählt. Bald bestrickt sie der Sirenenfang eines Erfolges; bald flüchten sie, von dem unausbleiblichen Temperaturumschlag erkältet, in weichere Lüfte zurück. Wieder andere, die Vellagenswertesten, werfen sich in jugendlichem Enthusiasmus dem Moloch rückhaltlos in die Arme, um binnen kurzem bis aufs Mark von ihm ausgesogen entweder völlig unterzugehen oder ein zerbrochenes Bohème-Dasein zu fristen. Nur die wenigsten haben Wetterfestigkeit genug zu unbeirrtem und unbestraftem Ausharren. Und auch sie können zumeist ihre Frische und Schaffenskraft nur bewahren, indem sie sich geflüßentlich isolieren, sich einkapseln mitten im Gewühl. Von ihnen heißt es dann, sie lebten in Berlin, weil sie dort wohnen; in Wirklichkeit aber leben sie auf einer einsamen Insel. . . .

Ausgeschlossen ist selbstverständlich die Rückkehr in die Zustände von ehemals. Die Kleinstaaterei und Kleinstädtereie wird auch der nicht zurückersehnen, der den Untergang der mit ihnen verbundenen Poesie bedauert. Das alte liebe Deutschland der Schwärmer, Träumer und Nachtwandler ist versunken und läßt sich höchstens noch in heimlichen, verschlafenen Winkeln wieder herausbeschwören. Es wäre heut so wenig noch lebensfähig, wie ein Baumstamm ohne Krone. Aber ein Deutschland, das erst mit 1871 beginnt, wäre eine Krone ohne Stamm. Und überdies wäre ein Deutschland, das alle seine geistigen Kräfte in einer einzigen Stadt zusammendrängte, alle seine geistigen Säfte von einer einzigen Stadt herleitete, nicht mehr deutsch. Seine Kultur dankt ihren eigensten und kostbarsten Besitz, ihre höchsten Triumphe ihrer Vielgestaltigkeit. Sie ist ein aus zahlreichen Stimmen sich zusammensetzendes Orchester, dessen Vokallang sofort zerstört würde, wenn auch nur eine Stimme daraus verschwände.

Darum muß man aufs innigste hoffen, daß Deutschland nicht fortfährt, immer berlinischer zu werden; daß es vielmehr der Hauptstadt gegenüber die Selbständigkeit seines Geschmacks und seines Urteils verteidigt oder wiedererwirbt. Dann wird es zugleich zur Annäherung an ein zweites wünschenswertes Ziel beitragen: daß nämlich der Geist Berlins immer deutscher wird.

* * *

Leider hat der „Geist Berlins“ noch nicht damit angefangen, „immer deutscher“ zu werden. Es ist das auch nicht gut von ihm zu verlangen, da er so undeutsch wie möglich ist. Was kann da werden? Ich fürchte: mehr Verberlinerung Deutschlands als Eindeutschung Berlins. Aber es liegt an uns.





Studie



J. Kerscheneister



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden
Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Was uns not tut

Offener Brief an Herrn Generalmajor Reim

Sehr geehrter Herr Generalmajor!

Befagte Überschrift gaben Sie einem Ihrer im letzten Jahrzehnt so zahlreichen Artikel im „Tag“, dieser „keiner Partei dienstbaren“ Zeitung in welcher es mir trotz mehrfacher Versuche niemals möglich war, Ihnen entgegenzutreten. Sie wollen mir daher — als einem der „auf ihren Vers eingeschworenen Weltfriedler“, wie Sie einmal sagten — gestatten, an dieser Stelle Ihnen summarisch zu erwidern, Ihre Einwände gegen den modernen Pazifismus zu gruppieren und sie auf ihre Stichhaltigkeit sorgsam zu prüfen. Da ich weiß, daß hier zwei Weltanschauungen — Militarismus und Kulturstreben — miteinander zusammenstoßen, so will ich mich im wesentlichen auf Tatsachen beschränken und allgemeine Gesichtspunkte nur insoweit berühren, als Sie mir dazu direkte Veranlassung geben. Eines aber möchte ich gleich vorausschicken:

Sie werden mir zugeben, Herr Generalmajor, daß nirgends anderswo so zahlreiche Militärs in vielgelesenen Blättern die soziologische Feder führen dürfen, wie in Deutschland. Die Reihe der Liebert, Liegnitz, Bruchhausen, Reventlow, Pelet-Marbonne und Lignmann, läßt sich beliebig erweitern; bei uns ist eben Regel, was anderwärts mit gutem Recht Ausnahme bleibt. Männer mit bester, technisch-soldatischer Durchbildung, hohe militärische Praktiker, werden mit einem Male zu vielbeachteten Wortführern nationalökonomischer „Erkenntnis“, vermittelt durch die Brille des Nur-Soldaten, der durch Anlage, Erziehung und Umwelt zumeist in eine immerhin beschränkte, rein technisch-militärische Anschauungsweise gebannt bleibt. Als Kronzeugen darf ich hier den Fürsten Bismarck anführen, dessen „Gedanken und Erinnerungen“ es dartun, wie hart er zum Beispiel 1866 in Nitsolsburg „gegen die Abneigung der Generale, einen begonnenen Siegeslauf abzubrechen“ ankämpfen mußte, obwohl es damals bereits um die deutsche Einheit ging. Diesen Generalen war es eben um den Krieg selber zu tun, nicht mehr um dessen politische Ziele (wofür ja schließlich auch andere Faktoren zu sorgen haben). Die von dem Wiener Schriftsteller Chia vacci geschaffene Volksfigur der „Frau Sopherl vom Naschmarkt“ will es sich, als sie zum ersten Male vor einem Telephon steht, nicht nehmen lassen zu glauben, daß, wenn das am Draht läge, die Rastelbinder zuerst drauf hätten kommen müssen. So meinen auch heute viele, daß, wo es sich um Ausbruch oder Verhütung von Kriegen handelt, die Krieger das erste Wort dabei mitreden müßten. Gleichwie aber das Telegraphieren nicht allein am Draht liegt — man frage nur Marconi —, so hat auch der Krieg neben den technischen Aspekten, für welche die Militärs sachverständig sind, eine finanzielle, wirtschaftliche, soziale und politische Seite — lauter Dinge, von denen

die Kriegeschulweisheit unserer Militärs sich nichts, absolut nichts, träumen läßt. Den Berufssoldaten gehen diese Dinge auch gar nichts an — ebensowenig wie den Maschinisten einer Webmaschine etwa die Konjunktur des Textilmarktes. Dem Soldaten schlechthin und als solchem fehlen naturgemäß die wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Nachprüfung, ob ein Krieg zwischen europäischen Großmächten mit seinen $6\frac{1}{2}$ Milliarden Mark Jahreskosten (für Deutschland) überhaupt noch durchführbar ist, ob der Sieg des Einfaches wert sein kann, oder ob nicht vielmehr auch der sogenannte Sieger sich physisch und pekuniär verblutet haben würde, zum Nutzen der tertii gaudentes, vor allem Ameritas. Aber diese und hundert ähnliche Fragen vermag uns kein Praktiker der löblichen Soldatenzunft aufzuklären; hier muß die Berufsarbeit soziologischer Fachleute einsetzen, von allem taktischen Beiwerk abstrahierend . . .

Doch zurück von dieser prinzipiellen Darlegung zu Ihnen, Herr Generalmajor, der Sie mir eine glänzende Ausnahme von den eben skizzierten „Nur-Strategen“ so lange sein werden, als Ihre Lehrsätze meiner Kritik standzuhalten vermögen.

Ihre Angriffe auf die bösen „Weltfriedler“ lassen sich kurz auf folgende Grundformeln zurückführen:

1. Die geschichtliche Logik, wie diejenige der Tatsachen, prallt an den in ihre Dogmen verrannten Pazifisten wirkungslos ab.
2. Die Illusionen dieser kosmopolitischen Schwächer sind gefährlich, da sie jedes heiße Nationalgefühl für Chauvinismus erklären.
3. Der Kampf ist der Vater aller Dinge; ewiger Friede also eine Utopie.
4. Wir müssen zum Schutze des Friedens fortgesetzt rüsten, weil böse Nachbarn uns bedrohen und wir auf dem strategisch ungünstigsten Platz der Erde stehen.

Zu 1: In Ihrem Sedanartikel („Tag“ vom 2. Sept. 1908 — ebenso könnte ich neuere Artikel zitieren, da sie ja im Grunde alle auf denselben Ton gestimmt sind) behaupten Sie, Herr Generalmajor, am letzten Ende hätten weder Künste und Wissenschaften noch die Parlamente, sondern nur die männermordenden Kriege die Geschichte der Völker bestimmt. Hätten zum Beispiel, so fahren Sie fort, „die Araber 723 bei Poitiers die Franken aufs Haupt geschlagen und nicht umgekehrt, so sind die geschichtlichen Folgen gar nicht auszudenken“.

Als Antwort hierauf scheint mir sehr passend, was Geheimrat Wilhelm Foerster Ihnen kurz vorher, aus ähnlichem Anlaß, im „Tag“ erwiderte: der soziale Denker lehne es ab, Erfahrungsbeweise aus vergangenen Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden herholen zu lassen als ohne weiteres entscheidend für die Beurteilung gegenwärtiger Zustände und Aufgaben, die unter wesentlich anderen Bedingungen uns entgegentreten.

Die nicht von der Gewaltlehre hypnotisierten kennen gar manche kulturelle Errungenschaft, die ohne Schwertstreich das bisherige Weltbild völlig umgestaltet hat; ich erinnere nur an Galvanis Draht und Voltas Säule; an Kolumbus, Gutenberg, Luther, Kopernikus, Stephenson, Ampère, Lesepe, Röntgen, Pasteur, und ferner weiß ich, daß Männer wie Shakespeare, Newton, Kant, Herder, Beethoven, Goethe, Galilei oder Dante nicht nur für ihr enges Vaterland, sondern für die Kultur der ganzen Menschheit befruchtend wirkten.

In auffällig zahlreichen Fällen kündigt also die geschichtliche Logik den Gewaltverehrer bereits den Dienst; weitere Beispiele sind wohlfeil wie Brombeeren. Gehen wir einmal in den wegen ihrer Aufrichtigkeit so — peinlichen Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe die Kriegspropheten durch, die in den siebziger und achtziger Jahren leitende Männer wie Bleichröder, Bismarck und Hohenlohe selbst vom Stapel ließen, so finden wir, daß alles anders gekommen ist, als jene es voraussehen; aus all den Kriegen wurde nichts, und was man als Gründe für diese Kriege ansah, fand ganz andere Lösungen: England und Frankreich haben eine Entente abgeschlossen, der Abschluß des Drei- und Zweibundes führte nicht zum Kriege, die „Kreaturen Gambettas“ haben nicht ganz Europa in Revolution gestürzt; Rußland mußte Österreich nicht den Krieg erklären, hat sich vielmehr auch mit England vertraglich geeinigt;

Frankreich gab seine Zustimmung, daß England Ägypten behalte, Boulanger konnte seinen Staatsstreich nicht ausführen; nach Kaiser Wilhelms Tode kam ein Krieg mit Rußland nicht zum Ausbruch, die Franzosen führten keinen Krieg zur Restauration der weltlichen Macht des Papstes, sondern trennten in ihrem Lande die Kirche vom Staat, usw. usw.

Eine berebete Sprache führt dagegen die Tabelle der Schiedsfälle, wonach zur schiedsrechtlichen Erledigung kamen in den Jahren

1801—1820:	12	Streitsachen,
1821—1840:	10	„
1841—1860:	25	„
1861—1880:	54	„
1881—1900:	111	„
1900—1903:	25	„

in diesen drei Jahren also bereits ebenso viel Fälle, wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts in 20 Jahren. Hier wird der pazifistische Fortschritt mit Händen greifbar, und es bleibt nur die Frage übrig, wie viele Kriege auf diese Art im Keim erstickt wurden. Man sieht naturgemäß immer nur die Kriege, die geführt, nie jene, die vermieden werden, und man vergißt gar leicht, daß es oftmals winzige Anlässe waren, die zu blutigen Kriegen führten (vgl. Krimkrieg); Anlässe, die — wenn beizeiten schieblich geschlichtet — niemals zu gefährlichen Lebens- oder Ehrenfragen hätten anschwellen können. Andererseits werden heutzutage auch schon wirkliche „Ehrenfragen“ (oder was man so nennt), wie die Doggerbank-Affäre (1904) und der Casablanca-Streit (1908/09), durch die im Haag geschaffenen Institutionen friedlich geschlichtet; so wichtige Umwälzungen wie die Trennung Norwegens von Schweden oder die Erhebung Bulgariens zum Königreich vollziehen sich heute unblutig; durch Abkommen wie das englisch-russische und das amerikanisch-japanische werden zwei lange als unvermeidlich geltende Kriege ausgeschaltet; die Vereinigten Staaten wollen eben jetzt durch universale Schiedsverträge die Kriegsmöglichkeiten beseitigen u. a. m.

Wenn Sie, Herr Generalmajor, in weiteren Artikeln angesichts solcher Ententen und Bündnisse so tun, als ob Sie deren Möglichkeit nie bezweifelt hätten, so scheint mir das eben nur ein Fektkunststückchen, um offenkundige Blößen zu decken. Ein hübscher Vers nämlich befragt:

„Wer andern etwas vorgebacht,
Wird jahrelang erst ausgelacht;
Begreift man bei Entdeckung endlich,
So nennt sie jeder selbstverständlich.“

Aber wir „verramten Weltfriedler“ lernen ja auch aus den Tatsachen nichts! Nun, Tatsachen sind doch in erster Linie die geschichtlichen Ereignisse, also die Schiedstabelle und alles oben Angeführte. Tatsache ist, daß der Krieg mit der Zeit bei immer größeren Organisationen ausgeschlossen wurde; zuerst kämpfte jeder Höhlenmensch gegen den andern, dann Sippe gegen Sippe, Burg gegen Burg, Gau gegen Gau, Staat gegen Staat. Heute leben wir in der Zeit der großen Staatenbündnisse; der nächste Schritt dürfte demnach der europäische Fünf- oder Siebenbund sein, schon um die Konkurrenz Amerikas ertragen zu können . . . Tatsache ist, daß nach der Berechnung des Geheimrats Dr. Rieffer, des Generals v. Blume, des Staatsrats v. Bloch u. a. die Kosten eines einjährigen Krieges für Deutschland sich auf 6—6½ Milliarden Mark belaufen würden. Tatsache ist, daß die Großmächte erfolgreich alles daran setzten, um einen Krieg wegen Marokkos zu verhüten. Wenn nun solches Bemühen in der Balkanfrage nicht zum Ziele führte oder sonst noch in dem einen oder anderen Falle fruchtlos bliebe, so würde dies nur beweisen, daß die pazifistische Arbeit in Zukunft verdoppelt werden müßte, nicht aber, daß die Richtung des Strebens eine falsche war. Schließlich hat jeder Krieg, der etwa noch losbricht, das eine Gute, daß er durch seinen furchtbaren Anschauungsunterricht auch geistig Blinde sehen lehrt.

Zu 2: Über die Begriffe „national“, „Chauvinist“ und „Patriot“ müssen wir zunächst ins Klare kommen. Es wird hierbei nämlich nach zwei Richtungen hin gefündigt: die angeblich „allein echten“ Patrioten sprechen den andere Wege Wandelnden nur zu gern jedes Nationalgefühl ab, und andererseits nennen die nach Verstäädigung der Völker Strebenden jeden heißblütigen Patrioten immer gleich einen chauvin. Beide Äußerungen stellen Extreme dar, die sich in solcher Reinkultur nur selten verwirklichen dürfen.

Keineswegs verringert sich der Patriotismus, wenn er sich mit der Zeit auf immer mehr Quadratkilometer erstreckt; im Gegenteil: er läutert und rechtfertigt sich dadurch erst, indem er die Schalen eines engherzigen Partikularismus abstreift, der allerdings in Preußen-Deutschland noch stark grassiert. Der bereits zitierte dritte Reichskanzler schildert auf Seite 534 des zweiten Bandes seiner Memoiren, wie verhaßt den preußischen „Junkern“ die demokratischen süddeutschen Staaten sind, und wie sie sich je eher, desto lieber von ihnen trennen würden. Wörtlich: „Denn alle diese Herren pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben.“ Für die allein Nationalen halten sich jene Herren aber doch! Früher galt den „Stützen von Thron und Altar“ die Unterstützung der Regierungspolitik unbedingt als national. Später folgte die Einschränkung: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut.“ Man denke nur an die traurigen Stürme um Kaiser Friedrich und an das Verhalten der Patentnationalen, als die jetzige Regierung in der Thronrede die „organische Fortentwicklung“ des elenden Dreiklassenwahlrechts für eine der wichtigsten Aufgaben erklärte.

Nein, Herr Generalmajor: Der nationale Gedanke muß sich in gleicher Weise freihalten von Chauvinismus wie von dem uniformen staatlichen Einheitsbrei des Kosmopolitismus. Denn unter „national sein“ verstehen wir: seine ganze Persönlichkeit einsetzen für das einige Deutschland, für Freiheit und Gerechtigkeit, für die Gleichberechtigung aller Berufsstände. National ist jeder Deutsche, dem das Wohl des Ganzen als Leitstern voranleuchtet; das Ganze eines Staates aber kann sich des Wohlseins nur erfreuen, wenn der Staat danach trachtet, mit seiner Umgebung — den Nachbarstaaten — in internationalem Einvernehmen zu bleiben, anstatt sich in blöder Verkennung eigenster Interessen selbst zu isolieren. Die Zeiten, da jedes Dorf ein streng gesondertes Reich für sich bildete, sind in der Ära des lenkbaren Luftschiffes unwiederbringlich dahin.

Als Grundlage des heutigen Weltverkehrs bezeichnet Professor Niemeyer, der bekannte Kieler Völkerrechtsgelehrte, in seiner Rektoratsrede von 1907 treffend die Begründung des Weltpostvereins; die werbende Kraft seines Prinzips wirkte weiter und weiter. Es ist auch nicht die Schuld der bösen „Weltfriedler“, Herr Generalmajor, wenn heute die Regierungen bereits siebzig und mehr internationale Institutionen offiziell anerkannt haben, darunter das „Rote Kreuz“ und das „Bernier Friedensbureau“. Auch hier also werden die Theorien der Gewaltanbeter wiederum an den nackten Tatsachen zuschanden.

Nicht als ob wir wädhnten, daß fortan jeder kriegerische Zusammenstoß unmöglich wäre — dazu ist die Rechtsorganisation der Kulturstaaten leider noch nicht stark genug. Daß sie aber immer mehr und immer schneller erstärke, das ist unser erhabenes, zukunftsfreudiges Ziel.

Zu 3: Sehr richtig hat der alte Heraklit gesagt, der Kampf ist der Vater aller Dinge — warum aber, Herr Generalmajor, der Völkerrkrieg mit den modernen Vernichtungsmaschinen? Dieser ist gegenwärtig nur mehr ein einziger, und zwar laut Schiedstabelle immer seltener angewendeter Teil der unendlich mannigfaltigen Kampfformen. Regel ist heute der Völkerrkampf auf den Gebieten des Wirtschaftslebens, der Arbeit, des Bevölkerungsreichtums usw. Jeder Krieg ist Kampf, gewiß — aber nicht jeder Kampf ist Krieg. Dieser wird bereits wegen seiner ins Ungeheuerliche angewachsenen Schrecken und Geldopfer bewußt vermieden, in kleineren Streiffällen so gut wie bei wichtigen Fragen (s. oben). Der Krieg ist nur noch eine durch die moderne Kulturentwicklung entbehrlich, ja oft unmöglich gewordene Form im ewigen Kampfe der Menschheit, deren Solidarität in jedem neuen Vertrag oder Kongreß jutage tritt —

mag es sich um Baumwollspinnerei oder Rabelschuß, Guttapercha oder Urheberrecht handeln. Ohne unser Zutun knüpfen sich immer neue Maschen im Neze der Völkerverständigung, die zur Weltorganisation hinführt. Die Friedensbewegung kann weiter nichts tun als diese Erkenntnis verbreiten, diese Entwicklung beschleunigen zu helfen — ihr möglichst alle Hemmnisse aus dem Wege zu räumen. Nicht der sogenannte „ewige“ Friede wird erstrebt, sondern die Schaffung der internationalen Rechtsgemeinschaft, die — durch das eigenste Interesse ihrer Mitglieder zusammengehalten — jedes kriegerische Vorgehen einzelner Staaten zum Rechtsbruch stempeln und es zweifellos dadurch vereiteln würde, daß sich sofort alle übrigen Staatenmitglieder gegen den Rechtsbrecher wendeten. Durch diesen moralischen Druck mit all seinen wirtschaftlichen Nachteilen würde der Friede sicher gewahrt bleiben; doch selbst im Falle des Gegenteiles würde kein Krieg, sondern nur eine gewaltsame Exekution des Gemeinwillens vorliegen; Gewalt im Dienste des Rechts, ähnlich dem Gerichtsvollzieher, nicht an Stelle des Rechts, wie beim Krieg.

Die aus mißverstandnem Darwinismus geschöpfte Ansicht, der naturgemäße „Kampf ums Dasein“ bedinge den ewigen Krieg, ist kürzlich wiederum durch Peter Krapotkins wertvolles Werk „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ (deutsch von Gustav Landauer, Leipzig 1908, Theodor Thomas) ad absurdum geführt. K. weist nämlich schlagend nach, daß gegenseitige Hilfe ebenso ein Gesetz in der Tierwelt ist, als gegenseitiger Kampf, und daß jene sogar als Entwicklungsfaktor höchstwahrscheinlich eine weit größere Bedeutung hat.

An Stelle des kriegerischen Mutes, der auf Vernichtung von Gut und Leben abzielt, wird die auf edlere Ziele gerichtete Tapferkeit der Bergleute, Fischer, Ärzte, Krankenwärter, Feuerwehrleute, Ingenieure, Erfinder, Luftschiffer usw. ein reiches Betätigungsfeld finden.

Das Thema „Utopie“ wurde oben bereits gestreift. Der ständige Schiedshof, die teilweise obligatorischen Schiedsverträge waren noch vor 15 Jahren absolute Utopien, wie es seinerzeit Eisenbahn und Automobile waren. Die „Lustigen Blätter“ brachten einmal ein Gedicht nebst Bild aus der Großväterzeit:

„Liebste, mir hat geträumt zur Nacht,
Ich hab' durch die blühende Erde
Eine löbliche Fahrt gemacht
Im Wagen ohne Pferde — —“
Und sie lächelt mit lieblicher List:
„Seltsamer Schwärmer, der du bist!“

Die „Liebste“ hatte recht für die Gegenwart, unrecht in Ansehung einer recht nahen Zukunft, denn die Utopien von heute sind oft genug die Wahrheiten von morgen.

„Niemals“, so erklärten die Neunmalweisen zu gegebener Zeit, „werde die Witwenverbrennung in Indien, das Harakiri in Japan, die Sklaverei in Nordamerika, die Leibeigenschaft in Rußland, das Autodafé in Spanien, die Tortur und Herzenverbrennung in Deutschland beseitigt werden; ja man wußte unzählige Gründe für die Notwendigkeit und Herrlichkeit dieser Einrichtungen einzuführen. Gibt es doch kaum einen menschlichen Irrwahn, der nicht zu seiner Zeit sogar von führenden Geistern verteidigt wurde, wie z. B. der große Kriminalist Koch äußerte, die Folter sei durchaus nicht verwerflich, es müsse nur menschlich gefoltert werden!!

Die Einführung der Volksvertretungen, das allgemeine Wahlrecht, die Pressefreiheit, die allgemeine Schulpflicht — das alles sind verwirklichte Schimären. Wie sollte es uns da um die Ausrottung der nur noch auf tönernen Füßen ruhenden Kriegsinstitution hängen?

Zu 4: Es dürfte an der Zeit sein, einmal nachdrücklich dem häufig gebrauchten Schlagwort zu begegnen, die Stärke seiner Rüstung sei innere Angelegenheit eines jeden Staates, in die ihm niemand hineinreden dürfe. Unsere „Realpolitiker“ sollten doch wissen, daß nirgends ein Staat so wenig unabhängig ist, als gerade hierin. Rüstungen sind bekanntlich Gegenseitigkeitsmaßregeln; der Staat A. muß seine Verteidigungsmittel nach den Angriffsmitteln der Nachbarländer richten; diese Faktoren also bestimmen in erster Linie das Maß jener Rüstungen, die

„ihm notwendig erscheinen“. Vergebens sucht man durch diese Floskel die eigene Abhängigkeit von dritter Seite zu vertuschen. Ein scharfes Anziehen der Rüstungsschraube des Staates A. veranlaßt erfahrungsgemäß die Staaten B., C. und D. zu der gleichen Maßnahme, weil diese Staaten das bisherige Kräfteverhältnis zu ihrer Sicherheit für notwendig halten und es höchstens zu ihren Gunsten verschoben lassen wollen. Dieser *circulus vitiosus* gegenseitiger Rüstungsüberbietung wird also hervorgerufen durch die Maßnahmen des Staates A., der seinen Panzer souverän zu verstärken gedachte. Nicht nur, daß er dieses Ziel nicht erreicht, weil das Machtverhältnis sich nur relativ, vielleicht gar zu seinen Ungunsten, verschiebt, schafft er sich vielmehr durch die Folgen seines Vorgehens erneute Rüstungsbedrohung von außen, der er alsbald mit weiter verstärkten Rüstungen begegnen muß.

Der logisch Denkende findet bald heraus, wie unpatriotisch es im Grunde ist, sein Vaterland den unberechenbaren Wechselfällen ständiger Machtverschiebung auszuliefern. Wir müssen im Gegenteil jeden Versuch, eine Verständigung herbeizuführen, mit dankbarer Sympathie begrüßen, weil beim Fortbestehen des chaotischen Zustandes der endliche finanzielle Ruin unausbleiblich wäre, und weil ferner dieser Zustand der „bewaffneten Furcht“, wie General Fürst sagte, die Gefahr von Präventivkriegen in sich birgt.

Wahrhaft seltsam scheint der Einwand, die Vereinbarung eines Rüstungsstillstandes würde Englands Suprematie zur See verewigen. Englands maritime Vorherrschaft ist längst festgelegt, weil sie die Lebensbedingung dieses Insellandes darstellt. Sie kann bei Fortgeltung des heutigen Wahnsystems nur immer eklatanter werden, sobald England seinerseits die Konsequenzen des Wettübens zieht.

Wenn aber fernerhin wieder mit der „strategisch ungünstigsten Lage Deutschlands“ operiert wird, so hat der frühere Oberst Gädte im „Berl. Tagebl.“ vom 15. Dez. 1908 mit erfrischender Verve dargelegt, wie nicht nur Deutschland, sondern auch alle anderen Großmächte damit zu rechnen haben, ihre Grenzen bzw. Küsten gegen mehrere Gegner gleichzeitig verteidigen zu müssen, z. B. die Union gegen Japan, Kanada, Südamerika; England gegen Frankreich, Nordamerika, Deutschland; Österreich gegen Italien, Rußland, die Balkanstaaten usw. Damit wird die alte Legende, als befände sich Deutschland durch seine geographische Lage in einer ungünstigeren militärischen Situation als die anderen Mächte, zerflört, und es schwindet auch der letzte Vorwand für die Weigerung Deutschlands, sich an einer Beratung der Mächte über den Rüstungsstillstand zu beteiligen. Daß die bisherige Weigerung Deutschlands in dieser Hinsicht Mißtrauen gegen Deutschlands Absichten erregen mußte, können Sie, Herr Generalmajor, sogar in streng wissenschaftlichen Werken nachlesen, z. B. in Otfried Nippolds auf Grund des offiziellen Aktenmaterials verfaßter Darstellung des friedensrechtlichen Wertes der zweiten Haager Konferenz.

*

Wenn demnach, Herr Generalmajor, Ihre vier Thesen meiner Kritik nicht standgehalten haben und man nunmehr meine Ansicht erfragen wollte darüber, was uns not tut, so würde ich erwidern:

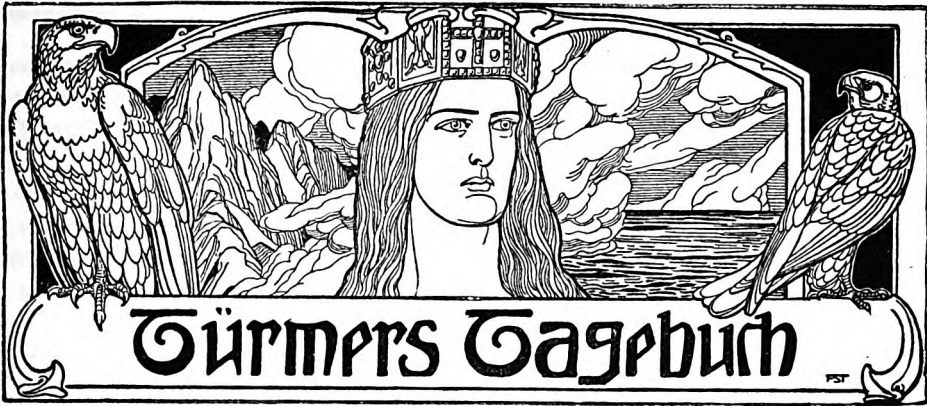
1. Kein Nationalstolz im Sinne der Patentpatrioten, sondern unwandelbarer Menschenbrüderstolz, dessen Vorstufe der echte Patriotismus ist.

2. Immer weitere Verbreitung der Erkenntnis, daß die Völkerverständigung mit jedem Tage fortschreitet, und daß zwischen Kulturstaaten Menschenhetatomben und Milliardenvergeudung nicht nur moralisch unzulässig sind, sondern auch in praxi ruinierend wirken, da sie selbst den etwaigen Sieger für lange Zeit konkurrenzunfähig machen.

In voller Würdigung Ihres subjektiven Patriotismus bin ich, Herr Generalmajor, Ihr hochachtungsvoll ergebener Antipode

Carl Ludwig Siemering





Zwei Weltansichten

Spricht man vom „Volk der Dichter und Denker“, dann beschwört man die Zeit einer unvergleichlichen geistigen Erhebung herauf: unsere große klassische Zeit. Und da zeigt sich, wie Engelbert Dernerstorfer, der bekannte Führer der österreichischen Arbeiterpartei (nebenbei Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses), in den „Süddeutschen Monatsheften“ ausführt, das wunderbare Schauspiel, daß das in der Schule unserer klassischen Dichter und Philosophen aufgewachsene Volk ohne sogenannte nationale Erziehung in der Stunde des Befreiungskampfes mit Begeisterung zu den Fahnen eilte.

„Die weltbürgerliche Gesinnung unserer Klassiker gab ihnen auch die Kraft einer bewundernswerten geistigen Freiheit. Sie alle lebten in politisch absoluten Staaten und Staatchen, was sie nicht hinderte, mit lauter Stimme die französische Revolution zu begrüßen. Wenn sie im späteren Verlaufe sich von ihr abwendeten, so geschah es, weil sie noch nicht imstande waren, die äußeren, oft schrecklichen Notwendigkeiten des geschichtlichen Geschehens ganz zu begreifen. Die Größe des revolutionären Gedankens aber haben sie wohl erfaßt.

Die staatliche Zerrissenheit Deutschlands hat aufgehört. Das Deutsche Reich ist heute eine machtvolle äußerliche Größe. Aber haben die herrschenden Schichten des deutschen Volkes das große Erbe unserer Klassiker, die geistige Freiheit, zu hegen verstanden? Wieviel lebt heute noch in diesen Schichten von dem deutschen Geist unserer größten Zeit?

Die Antwort auf diese Fragen ist betrüblich. Je größer wir nach außen geworden sind, um so kleiner sind wir innerlich. Man hat schon öfter gesagt, das deutsche Volk amerikanisierte sich. Ich habe nicht allzu große Besorgnis in dieser Richtung. Es ist ja richtig: der industrielle Aufschwung und die märchenhafte Entwicklung der Technik haben auch bei uns alle materialistischen Instinkte aufgepeitscht und vergrößert. Aber die geistigen Grundlagen unseres Wesens können so rasch nicht geändert werden. Zu einer solchen Umwandlung würde eine Reihe von Geschlechterfolgen gehören. Ein Volk, das den Dreißigjährigen Krieg überdauert

hat, ist auch geistig nicht so rasch zu verderben. Es ist wahr: die Bestrebungen der äußeren Zivilisation scheinen die Arbeiten der inneren Kultur zu übertäuben. Alle Strömungen, auch die innerlichsten, nehmen grobe, oft gewalttätige Formen an. Nationalismus heißt heute wesentlich: Kaiser, Heer, Flotte. National ist heute derjenige, der auf die äußere Pracht und Herrlichkeit des Reiches ausgeht. Wie es inwendig ausschaut um die materielle Wohlfahrt und die geistige Bildung der großen Volksmassen, das kommt gar sehr in zweiter Linie, ja wird wohl gar als Humanitätsduselei verspottet. Genug, wenn die Massen tauglich sind, als Handlanger am Bau des Reiches verwertet zu werden. Es werden Stimmen laut, die mit dem, was man so bei uns Sozialpolitik nennt, Schluß machen wollen (Bernhard). Ein Klügel von Junkern und Unternehmern will den Bau leiten. Eine Politik von Herrenmenschen taucht auf, die noch unter der Politik verständiger Despoten steht. Eine Roheit, ja eine Gemeinheit der Gesinnung wird offenbar, die uns für die Zukunft unseres Volkes Furcht einflößen müßte, wenn wir nicht wüßten, daß dieses Volk mit all diesem Getue nichts gemein hat, daß in eben diesem Volke, freilich in jenem Teile, der nicht herrscht, alle lebendigen Kräfte nach vorwärts wirken, entgegen den hemmenden, todbringenden Bestrebungen der herrschenden Klassen. Wir sagen heute mit Recht: die französische Revolution war eine geschichtliche Notwendigkeit. Aber gedanklich können wir uns vorstellen, daß sie einen ganz anderen Weg genommen hätte, wenn die Herrschenden die Zeit verstanden hätten. In den Revolutionen, hat einmal Goethe gesagt, sind immer die Regierungen schuld. Die in Deutschland Herrschenden lächeln, wenn von Revolution geredet wird. Sie haben ja das verlässliche Heer. Aber sie beweisen mit ihrer Sorglosigkeit nur, daß ihnen jedes geistige Augenmaß fehlt. Wir stehen nicht vor einer Revolution, wir stehen mitten drin. Jeder Tag bringt Stoß und Gegenstoß. Solange die Straße ruhig ist, so glauben die Herrschenden, ist alles in Ordnung.

Wenn auch die Menschen durchschnittlich durch ihr grobes materielles Interesse regiert werden, und dieses sie halbblind macht gegen verstandesmäßige Erwägungen, so gibt es doch auch ein Übermaß dieser Verblendung. Und dieses Übermaß ist heute vielleicht nirgends größer als in den herrschenden Schichten des deutschen Volkes. Sie sehen nicht und wollen nicht sehen, wohin die Reise geht. Sie versteifen sich auf das Gegenwärtige und glauben, es sei das Endgültige. In geistiger Unfreiheit belügen sie sich mit leeren Redensarten, wie die von der ‚gottgewollten Ordnung‘ der bestehenden Dinge, nur weil sie sie so erhalten wollen, wie sie sind. Sie wollen nichts wissen von einer Entwicklung der Gesellschaftsformen und lernen aus der Geschichte nichts, als was ihren Vorstellungen entspricht. Und doch müßte es nicht so sein. In allen anderen Kulturvölkern der Gegenwart herrschen auch die Mächte der Überlieferung, aber in keinem herrscht eine solche Unkenntnis und Mißachtung der größten Bewegung unserer Zeit, des Sozialismus, wie bei den Deutschen.

Ich möchte hier zwei kleine Geschichten erzählen. Die eine habe ich selbst erlebt, die andere habe ich gehört. In einem Gespräche mit einem Amerikaner, der, aus sehr wohlhabendem Hause stammend, in Wien studierte, wurde auch der großen Stiftungen erwähnt, die reiche Leute in den Vereinigten Staaten zum

Zwecke der Volksbildung errichten. Ja, meinte der Amerikaner, bei uns weiß jeder Mensch, daß es einmal zur großen Abrechnung zwischen den Besitzenden und Besitzlosen kommen muß. Und wir sorgen vor, daß wir es bei dieser Abrechnung nicht mit Barbaren, sondern mit kultivierten Menschen zu tun haben. Die zweite Geschichte ist noch bezeichnender. Ein englischer Lord, unermesslich reich an beweglichen und unbeweglichen Gütern, lud einen österreichischen Aristokraten zu sich nach England ein. Wochenlang lebte dieser als Gast seines englischen Freundes auf dessen zahlreichen Gütern. Als es an die Rückreise ging, begleitete ihn der Lord nach London und zeigte ihm dort seinen Besitz an Stadthäusern, die ganze Straßenzüge bedeckten. Das alles, meinte der Österreicher betreten, gehört dir? Ja, antwortete der Lord, alle die Schlösser, die du gesehen, alle die Häuser hier, gehören mir. Ich bin neugierig, wie lange sich das die Leute noch gefallen lassen.

Man möge die beiden Geschichten bloß als Anekdoten — ja als erdichtete Anekdoten ansehen — man wird zugeben müssen: es liegt in ihnen ein tiefer Sinn.

Dagegen sehe man sich in Deutschland um. In England, in Frankreich, in Italien, um nur von den großen Staaten zu reden, bestehen dieselben Klassen-gegenstände wie bei uns, toben dieselben Klassenkämpfe. Aber der Sozialist jener Länder, so sehr er von den herrschenden Klassen bekämpft wird, ist niemals ein Gegenstand der Verachtung. Nur in Deutschland ist der Sozialist geächtet. Besonders in Preußen. Ich weiß, man wird entgegenen: In jenen Ländern sind die Sozialisten Patrioten, in Deutschland sind sie eine ‚vaterlandslose Rotte‘. Das ist die blanke Unwahrheit, wie die Tatsachen hundertmal bewiesen haben. Man denke an die englischen Sozialisten zur Zeit des Burenkrieges, man denke an den ehrlichen Kampf der französischen Sozialisten gegen den Chauvinismus, man denke an die Ausschließung jener Gruppe, die das Tripolisabenteuer billigte, aus der Partei. Man denke an die wiederholten Erklärungen der deutschen Sozialisten, die Unversehrtheit des Deutschen Reiches mit den Waffen in der Hand verteidigen zu wollen. Die Erbitterung der deutschen Sozialdemokraten richtet sich nicht gegen das Reich, nicht gegen das Vaterland, sondern gegen die Regierenden und gegen jene Schichten, die die Regierung vertritt. Und wie berechtigt diese Erbitterung ist, das zeigt eine kurze geschichtliche Betrachtung. Seit es eine sozialdemokratische Partei im Deutschen Reiche gibt, war sie immer bereit, auf dem Boden der heutigen staatlichen Zustände positive Arbeit zu leisten. Daß sie diese Bereitschaft fast nur durch oppositionelle Handlungen betätigen konnte, ist nicht ihre Schuld. Natürlich konnte sie nicht ihr Endziel verbergen oder verleugnen. Daß dieses die Ersetzung des Privatkapitalismus durch die Gemeinwirtschaft, die Abschaffung aller Klassenunterschiede und aller Vorrechte, daher auch der Herrschervorrechte einzelner Familien will, darin besteht aber das Wesen des demokratischen Sozialismus. Daß diejenigen, die an der Macht sind, sich diesen Bestrebungen widersetzen, wird man leicht verstehen. Aber es ist ein Zeugnis eines tiefen Geistesniveaus, solche Bestrebungen gleichsam als unsittlich hinzustellen. Das ganze Volk unter eine ‚gottgewollte Abhängigkeit‘ von einer Familie oder eine Klasse zu stellen, das heißt einen Hochmut erweisen, der schon pathologischen Charakter aufzeigt. Jedenfalls ist dieser Hochmut das Zeichen einer schimpflichen Engheit des Geistes. Aus diesem

Hochmut geht jene Gesinnung hervor, die sich von der der Gewaltanarchisten nicht mehr unterscheidet. Diese sagen: Der heutige Staat muß mit allen, auch ungesetzlichen Mitteln vernichtet werden. Jene inferioreren Herrenmenschen sagen: Der heutige Staat muß mit allen, auch ungesetzlichen Mitteln aufrechterhalten werden. Das ist die typische Gesinnung geistiger Unfreiheit. Man hat auch eigentlich aus der Geschichte nichts gelernt. Mehr als vierzig Jahre lang verfolgt man die sozialdemokratische Partei. Zu Zeiten war diese Verfolgung über alle Maßen grausam. Während der zwölf Jahre dauernden Zeit des Ausnahmegesetzes durfte sich keine sozialdemokratische Parteiäußerung in die Öffentlichkeit wagen. Es hat alles nichts genutzt. Und heute will das Reich den Anspruch erheben, als ein Kulturstaat angesehen zu werden, obwohl für einen Teil der Bevölkerung, für den bei den letzten Reichstagswahlen ein Drittel der Stimmen abgegeben wurde, nicht das gleiche Staatsbürgerrecht gilt. Eine Reihe von Stellungen in der Gemeindeverwaltung, für die die obrigkeitliche Bestätigung notwendig ist, bleibt ihnen verschlossen. Und wie hat sich die Intelligenz beim Ausnahmegesetz verhalten! Damals wurden u. a. auch einige Schriften Lassalles verboten, Schriften, die zum klassischen Besitzstand unseres Schrifttums gehören. Was sagte dazu die Professorenschaft der Universitäten? Adolf Wagner hat, wenn ich mich recht erinnere, einen leisen Protest ertönen lassen. Das war alles. Bismarck hatte schon alles Selbständigkeitsgefühl niedergetrampelt. Wo war damals die Würde der Mannhaftigkeit? Bei den Herrschenden, bei der Intelligenz, bei den sogenannten Führern der Nation, oder bei den Unterdrückten, Verfolgten und Geheßten, die sich treu blieben und von der Ehre des deutschen Namens retteten, was noch zu retten war?

Und zu allem, was der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft an bitterstem Unrecht durch Jahrzehnte angetan wurde, hat das Bürgertum geschwiegen. Wenn ich diese Haltung aus der geistigen Unfreiheit dieses Bürgertums folgere, so wähle ich die günstigere Auslegung. Denn ihr Grund könnte auch in etwas noch Schlechterem gefunden werden: in verächtlichem Servilismus!

Aber es gibt auch solche, die die Dinge wohl in ihrer Wesenheit erkennen, nicht genug geistig unfrei sind, um nicht der Wahrheit unter vier Augen die Ehre zu geben, aber in angeborener Trägheit öffentlich Zeugnis abzulegen sich scheuen. Und solche Männer der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit, der Öffentlichkeit möchte Deutschland heute brauchen. Sie können dem Sozialismus so feindlich gesinnt sein, als sie nur wollen, aber sie sollen protestieren gegen die heute in Deutschland herrschende geistige Unfreiheit, gegen den Geist der Knechtschaft, gegen die brutale Gewalt gegenüber geistigen Bewegungen, gegen das gesamte unwöllische Treiben der Mächtigen, gegen die fortwährend dadurch ausgeübte Schändung des deutschen Namens. Ja, den deutschen Arbeitern ist heute die Bezeichnung 'national' verächtlich, weil mit diesem Worte alles Unrecht gegen sie gerechtfertigt wurde.

Ich kenne Männer, die sich in vornehmen wissenschaftlichen Stellungen befinden und die einen freieren Blick haben. Ein solcher, der, obwohl viel Berufsarbeit auf ihm liegt, doch starke soziale Gefühle hat, der antisozialdemokratisch, kaisertreu, imperialistisch, also durch und durch deutschnational im herrschenden Sinne ist, ist einer meiner Jugendfreunde. Ich verwies ihn auf alles, was heute im Reiche

geschieht und nicht geschieht, ich verwies insbesondere auf die Klassenjustiz, die für mich zu den schrecklichsten Erscheinungen der deutschen Gegenwart gehört und die in solchem Umfange und in solch fürchterlicher Gestalt kaum irgendwie sonst in Kulturstaaten vorkommt. Auch wir in Österreich bemerkten in der letzten Zeit im deutschen Richterstande diese Erscheinung. Sie hängt offenbar mit dem infernalischen Hass zusammen, in dem das deutsche Bürgertum dies- und jenseits der Grenzen dem Sozialismus gegenüber lebt. Die deutschen Sozialdemokraten sind in der Kritik dieser Klassenjustiz sehr zurückhaltend. Sie verweisen immer auf die Umwelt, in der die Richter aufwachsen und leben. In der Tat gehen diese aus sehr beschränkten Kreisen hervor, wie ja überhaupt in den Schichten der politischen Verwaltung, der Rechtspflege, des höheren Unterrichts die Zahl derjenigen, die aus dem sogenannten niederen Volke hervorgehen, äußerst gering ist, wenigstens in Norddeutschland, im Gegensatz zu Süddeutschland und Österreich, wo es noch verhältnismäßig häufig vorkommt, daß Kinder armer Eltern studieren und auch öfter in hohe und höhere Stellungen kommen. Wir in Österreich beurteilen Fälle solcher Klassenjustiz im Parlamente und in unseren Blättern viel schärfer und billigen den Richtern nicht ihre Umwelt zu, sondern bestreiten den guten Glauben der Richter. Mein Freund meinte auf meine Vorhaltungen, das seien Einzelfälle, sie seien nicht für die Gesamtheit beweisend. Ich zeigte ihm ein Kapitel aus einem Buche eines Nichtsozialdemokraten, des Dr. Max Kemmerich in München (Kultur-Kuriosa). Er las es und schwieg. Solche Männer, wie dieser Universitätsprofessor, gibt es offenbar in Deutschland viele. Sie schließen einfach die Augen vor dem was ihnen unbequem ist, haben aber keine Spur von öffentlichem Verantwortlichkeitsgefühl. Was unsere Zeit am notwendigsten braucht, Bekenntnisfreudigkeit, das fehlt ihnen ganz und gar. Sie sind persönlich ehrenhaft, ohne Vorurteile, sie ermangeln aber, man kann wohl sagen durchgehends, jedes heroischen Gefühls. Sie halten sich für gute Deutsche, vielleicht sogar für prädestinierte Führer, fühlen aber nicht, daß sie zuletzt Philister voll Kompromisselei und Schwäche sind. Das gilt von den besten unter ihnen, während die große Mehrzahl aus völlig unfreien Köpfen besteht.

Aber es gibt auch solche, die die wachsende Demokratie und den fortschreitenden sozialistischen Gedanken durch Anwendung brutaler Gewalt für jetzt und immer aufhalten zu können glauben. Wenn man schon das alberne Wort anwenden will, so könnte man von diesen sagen, sie seien eine Umsturzpartei. Denn was sie wollen, das ist wirkliche Umkehr zu längst ausgelebten Formen. Einmal im Zusammenhange von diesen Theoretikern zu sprechen, würde sich wohl lohnen. Wer sich über die Schlagkraft des modernen demokratischen Gedankens so sehr täuschen kann, daß er vermeint, er ließe sich nach rückwärts revidieren, der zählt nicht mit in der Politik der Gegenwart. Auch der konservative Politiker muß wissen, daß er seine Ziele, wenn überhaupt, nur in demokratischen Formen erreichen kann. Wir kennen in der Tat auch konservative Demokratien (s. die schweizerischen Urkantone). Wer konservativ ist, muß sich schon bequemen, das Volk konservativ zu machen und mit einer konservativ gerichteten Demokratie zu regieren. Gegen das Volk wird, je länger je weniger, auf die Dauer nicht zu regieren sein. Noch heute könnten sich die Herr-

schenden noch auf eine vielleicht lange Reihe von Jahren an der Macht erhalten, wenn sie die Zeichen der Zeit verstünden und sich ihr anzupassen vermöchten.“

Von einem solchen Verständnis könne man aber unmöglich dort reden, wo die Herrscher noch das Gefühl des Gottesgnadentums haben, wo der einzelne Herrscher mit innerstem Ernst den Satz proklamiert: *Regis voluntas suprema lex*. „In der Atmosphäre solcher Anschauungen ist es erklärlich, daß republikanische Gesinnung, wann sie irgendwo bei den ‚Untertanen‘ auftritt, als ruchlos angesehen wird und ihre Anhänger als verächtliche Menschen behandelt werden. Da braucht man sich nicht mehr darüber zu wundern, daß in den herrschenden Schichten Norddeutschlands der gesellschaftliche Verkehr mit Sozialdemokraten als entehrend gilt. Das ist ein Zustand geistiger Barbarei. Der gebildete, wenn auch noch so leidenschaftliche Mensch, respektiert jede fremde ehrliche Überzeugung, und er mißt den sittlichen Wert seines Nebenmenschen einzig nach der Aufrichtigkeit seines inneren Wesens. In monarchischen Staaten wie England, Italien, Spanien haben die Regenten wiederholt mit Republikanern persönlich verkehrt. Von den skandinavischen Staaten will ich gar nicht reden, wo wir eben jetzt politische Fortschritte der entscheidendsten Art erleben und wo immer mehr das Volk zur unbestrittenen Herrschaft kommt. Es scheint mir fast, daß dieser nordische Zweig der Germanenfamilie heute den höchsten Gipfel menschlich-sittlicher Kultur repräsentiere, der gegenüber das neudeutsche Wesen, besonders in Norddeutschland, einen bedenklichen Verfall darstellt.

Einen Verfall sage ich. Denn Deutsche waren es, die zuerst jenes große Wort von der Eigenbedeutung und Eigenberechtigung jedes Menschen ausgesprochen haben. Kant war es, der jeden einzelnen Menschen als Selbstzweck angesprochen wissen wollte. . . . Und Nietzsche, der Nietzsche der unzeitgemäßen Betrachtungen, hat den schönen und tiefen Satz formuliert: Jeder Mensch ist ein einmaliges Wunder. Im Sinne dieser Philosophenworte ist die Entwicklung der Kultur Menschheit gegangen. Das muß doch jeder, der nicht mit ganz geschlossenen Augen durch die Welt geht, sehen, daß die vielleicht größte, merkwürdigste und hoffnungreichste Erscheinung unserer Tage das wachsende Gefühl der einzelnen für ihre Menschenwürde ist. Immer größer wird die Zahl derer, die sich nicht bloß als Mittel verbrauchen lassen wollen oft für Zwecke, denen sie feindselig gegenüberstehen. Selbstbewußtsein und Selbstverantwortlichkeitsgefühl erhebt sich machtvoll in den Menschen. Und dieses Bewußtsein und dieses Gefühl verdanken die Menschen nicht den offiziellen Mächten, am wenigsten in Deutschland. Sie sind entstanden und groß geworden im Kampfe gegen die offiziellen Einrichtungen. Sie allein können uns zu einer höheren geistigen Kultur führen. Wenn nicht die Unfreiheit, Gebundenheit und Kleinheit der Geister so unbestritten herrschte, so müßte laut und rückhaltlos anerkannt werden, daß wir diese sittliche Erhebung zum größten Teile der sozialistischen Bewegung zu verdanken haben. Gänzlich hat diese Anerkennung auch in Deutschland nicht gefehlt. Mancher aufrichtige Diener des Evangeliums Jesu, mancher ehrliche Mann der Wissenschaft hat der Wahrheit die Ehre gegeben. Aber das waren vereinzelte Erscheinungen. Der öffentliche Geist der amtlichen Kreise weiß davon nichts. . . .

Noch immer gilt das Wort Lassalles, daß unser Bürgertum die Gedentage unserer Geistesgrößen nur deshalb feiert, weil es ihre Schriften nicht gelesen hat. Ich habe von Fichte gesprochen. Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, wenn ein Gelehrter von Wissen und Ehrlichkeit uns einmal aus Fichtes Leben und Werken ein ganzes Bild dieses deutschesten Mannes zeichnete. Dieses Bild wäre die flammendste Anklage gegen das heutige offizielle Deutschland. . . . Die offiziellen Kreise Deutschlands, insbesondere Preußens, wehren sich gegen die Sozialdemokratie, die sie ja von ihrem Standpunkte aus bekämpfen müssen, nicht mit den Waffen des Geistes und der Wahrheit, sondern durch eine Reihe von immer wieder vorgebrachten Lügen und durch die Aufrechterhaltung und Züchtung eines dumpfen Autoritätsgeistes, der das Volk nie zur Selbständigkeit und Freiheit gelangen läßt. Damit sprechen sich diese Kreise ihr moralisches Todesurteil.

Es wäre noch vieles zu sagen über den Geist der Unfreiheit, der lastend und drohend über dem heutigen Deutschland liegt und der sich so tausendfach äußert. Während ich diese Zeilen schreibe, wird in Deutschland leidenschaftlich der Erfurter Militärprozeßfall diskutiert. Mit Leichtigkeit ist die offizielle Welt Deutschlands über hundert ähnliche Fälle hinweggegangen, und daß der Erfurter Fall stärkere Empfindungen erweckt, ist doch nur dem Umstande zuzuschreiben, daß der Reichstag im Augenblicke die Wehrvorlage verhandelt und — daß im Reichstage 110 sozialdemokratische Abgeordnete sitzen. Es wäre noch vieles zu sagen über die Übergriffe einer hemmungslosen Verwaltungsgewalt und über gerichtliche Sprüche, die dem Kulturmenschen Grausen erregen müssen. Doch dürfte genügen, was ich angeführt habe, um das Gefühl hervorzurufen, daß es sich da um schwere Schäden handelt.

Daß der heutige Staat, daß die heute herrschenden Schichten den Sozialismus als Theorie und die Sozialdemokratie als Bewegung bekämpfen müssen, liegt in der Sache. Sie kämpfen um ihre Existenz. Der Sieg des Sozialismus nimmt ihnen ihre Macht und ihre Vorrechte, macht sie den anderen völlig gleich in Rechten und Pflichten. Es sind nur die sittlich höchststehenden Menschen, die freiwillig auf Vorrechte verzichten. Zu diesen sittlich höchststehenden Menschen gehören die herrschenden Klassen nicht. Nun gibt es nur zwei mögliche Fälle. Entweder geht die Menschheit in die Freiheit und in den Sozialismus, oder Freiheit und Sozialismus sind Phantasmen, und die Menschheit muß ewig unter der Fuchtel unverstandener Autoritäten und in wirtschaftlicher Knechtschaft bleiben. Nach diesen Überzeugungen teilt sich je länger je mehr die ganze Menschheit und teilt sich jede Nation. Eine Versöhnung, einen Ausgleich kann es zwischen beiden Richtungen nicht geben. Daher ist der harte Kampf eine Notwendigkeit. Aber wie im physischen Kampfe vergiftete Waffen verboten und gegen das Völkerrecht sind, so sollten auch im Kampfe der geistigen Bestrebungen die Mittel der Lüge und Verleumdung und gar die Mittel der rohen Gewalt ausgeschlossen sein. Daß die Gegner des Sozialismus in Deutschland den Kampf gegen den Sozialismus nicht mit den Waffen des Geistes führen können, das verurteilt sie. Was in diesem Kampfe an Unwissenheit und geistiger Unfreiheit zutage tritt, das gehört zu den betrübendsten Erscheinungen des intellektuellen und moralischen Verfalls des deutschen Geistes der Gegenwart. Die schließliche Folge dieses Zustandes wird sein, daß alle jene, denen es um deutsche

Kultur ernst ist, sich immer mehr der sozialdemokratischen Bewegung werden anschließen müssen, selbst dann, was paradox erscheinen mag, wenn sie Gegner des Gedankens einer sozialistisch geordneten Gesellschaft sind. Denn als Kulturmenschen müssen sie die Freiheit wollen, und deren streitbarste Kämpfer sind die Sozialdemokraten. Was aber die künftige Gestaltung der Wirtschaft betrifft, so wissen sie, daß diese nicht endgültig durch die Gewalt, sondern durch die Notwendigkeit bestimmt wird. . . .“

Das ist sicher der Ausdruck einer tief ehrlichen, persönlichen Überzeugung. Es kommt eben darauf an, wie man die Dinge sieht, und man kann sie auch anders sehen. Man braucht an gewissen Erscheinungen eines „intellektuellen und moralischen Verfalles des deutschen Geistes der Gegenwart“ noch lange nicht vorbeizusehen und kann doch alles andere empfinden, als den inneren Zwang, sich nun aus Sorge um „die deutsche Kultur“ der Sozialdemokratie in die Arme zu werfen. Auch wenn wir als wahr unterstellen, daß Deutschland und besonders Preußen durch eine bevorrechtete Minderheit gelenkt wird, — muß darum auch die Behauptung wahr sein, daß dies nicht auf Grund geistiger Überlegenheit, sondern durch rohe Gewalt geschieht? Eine Behauptung, die, wie Oskar A. S. Schmitz in der Bremer Zeitschrift „Die Südentammer“ sich mit ihr auseinandersetzt, so oft wiederholt worden ist, daß man vollkommen vergessen hat, wie unmöglich das durch sie Ausgedrückte ist: „Wo nämlich eine Minderheit herrscht, kann es gar nicht durch rohe Gewalt geschehen, denn diese — im Grund auf die Armmuskeln gestützt — ist immer auf seiten der Mehrheit. Herrscht also eine Minderheit, die über weniger Arme verfügt, so muß ihre Macht gerade eine andere Grundlage haben, als die rohe Kraft, nämlich einen bestimmt gerichteten und sich eindrucksvoll äußernden Willen. Das aber ist eine geistige Ursache. Wo also eine Minderheit den Ausschlag gibt — und das ist tatsächlich auch bei scheinbarer Volksherrschaft immer der Fall —, herrscht der Geist, auch wenn sich die Minderheit der bewaffneten Macht bedient; denn herrschte die Mehrheit, so könnte sie ohne Schwierigkeit den doch immer verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Soldaten entwaffnen. Wenn eine Umsturzpartei daher erklärt, sie wolle an Stelle roher Gewalt die Gerechtigkeit setzen, so ist das eine Redensart. Indem sie nämlich die Mehrheit zum Sieg zu führen sucht, will sie die rohe Gewalt der Zahl, das ist der Arme, ausschlaggebend machen. Das Märchen von der grausamen Übermacht des Staates ist aus dem engen Gesichtswinkel der einzelnen Person entstanden. Diese befindet sich natürlich jeder Behörde gegenüber in der Stellung des Schwächeren; rottete sie sich aber mit den anderen Schwachen zusammen, so wäre die Gewalt bei ihr, falls in dieser Welt rohe Gewalt überhaupt etwas ausrichten könnte; denn wie gesagt, auch wo sich das Volk für selbstherrlich hält, z. B. in Amerika, herrscht ein Klüngel und nicht die Mehrheit, die für jede Wirksamkeit zu ungefüge ist. Nur Geist und Wille, niemals rohe Kraft, vermögen zu wirken; freilich können sie bald von guten, bald von bösen Triebfedern geleitet werden. Es ist aber klar, daß dort die bösen Triebfedern überwiegen, wo ein Klüngel im Geheimen unter der Larve der Volksherrschaft Macht ausübt, und daß die guten Triebfedern noch eher da zum Vorschein kommen, wo von vornherein diese Larve nicht vorhanden ist und die paar unzeit-

gemäßen Vorrechte, die eine Minderheit noch besitzt, wenigstens allgemein bekannt sind. So gehört in der Tat Preußen, trotz einiger rückständiger und schwerfälliger Einrichtungen, die es bewahrt hat, noch immer zu den bestverwalteten Ländern. . . . Die geistige Kraft aber des preußischen Staates und seiner Verwaltung ist der von Friedrich dem Großen und seinem Vater geschaffene preußische Staatsgedanke, der uns unzerstörbar zusammenhält; — er lebte weiter in den Jahren, wo Preußen durch Napoleon vernichtet war und in der Welt des Stoffes überhaupt nicht mehr bestand —; gleichzeitig ist freilich seine besondere Bedingtheit durch die Vergangenheit die Ursache, warum wir uns schwerer den Forderungen der Zeit anpassen.

Man darf dabei nicht geistig und intellektuell verwechseln. Als die Germanen die Römer unterwarfen, waren jene Barbaren und diese ein hochentwickeltes Kulturvolk. Aber die Kultur war intellektuell, starr, blutlos geworden, während die germanische Schwungkraft, ein seelischer Wert erster Ordnung, den Sieg dieses jungen Geistes über den alten und verarmten Römerintellekt entschied. Es kann vorkommen, daß ein einzelner hochgeistiger Mensch von einem dummen Rohling erschlagen wird, aber noch niemals hat eine wilde Horde ohne jede Eignung zu irgendeiner Form von Kultur ein lebendig durchblutetes Gemeinwesen auf die Dauer zerstört. Es ist also wahr, daß die Kraft herrscht und die Schwäche unterliegt, aber Kraft und Schwäche sind hier nicht im groben Mustelsinn gemeint. Die Schwachen freilich schreien immer über Gewalt, und wo sie sich zu Parteien zusammenschließen, verlangen sie im Namen der Gerechtigkeit, daß die Natur umgekehrt werde. Sie wollen den Krieg als eine Roheit abschaffen, obgleich er doch ohne geistiges Ziel nicht die geringste Hoffnung auf irgendeine Verwirklichung im Leben hat. Sie wollen, daß hinfort landbedürftige stärkere Völker nicht mehr das Land derer erobern sollen, die selber nicht fähig sind, ihre Scholle zu verteidigen. Der Schwache, d. h. der, welcher für sich zu gar nichts fähig ist, soll nur um seines Menschentums willen erhalten und verteidigt werden gegen den Starken, d. h. gegen den, der etwas zu leisten vermag. Kommen aber die Schwachen einmal zu Macht und Einfluß, wie z. B. in der Gestalt der Sozialdemokratie, dann geschieht es auch nur auf Grund eines geistigen Willens, nämlich der Gliederung der Masse. Durch sie wird die haltlose Schwäche überwunden, was die Überzahl der Arme nie vermag. Diese geschaffene Wirklichkeit muß nun der Staatsmann streng gesondert halten von dem, was die Schulmeister der Sozialdemokratie als ihr Wesen aussprechen, nämlich die Bekämpfung dessen, was in der Natur überall ist, von Druck und Schwäche, Herrschaft und Dienst; dadurch würde aus der natürlichen Mannigfaltigkeit des Gewordenen und Werdenen ein gleichmäßig eingeteiltes Feld. Der Widersinn der umstürzlerischen Redensarten ist leicht zu widerlegen; um die Tatsache der sozialen Gliederung der Masse aber kommen wir nicht mehr herum. Gibt es ein Mittel, diese Wirklichkeit von jenem Hirngespinnst zu lösen?

Den Forderungen nach Volksherrschaft werden immer größere Zugeständnisse gemacht, besonders auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiet. Die Grenzen der Stände verwischen sich immer mehr; scheinbar sind alle Vorrechte aufgehoben mit Ausnahme des einen, dessen Einschränkung am allerwünschenswertesten wäre,

dessen Macht aber immer mehr gestärkt wird: des Geldes. Seitdem es eine Geschichte gibt, war das Gold eine der größten Mächte auf der Erde, aber erst der Schein der Volksherrschaft hat, indem alle sonstigen Schranken niedergerissen wurden, das wahre Vorrecht des Geldes begründet, die Tatsache, daß man alles kaufen kann. Die Volksherrschaft, die in sich, wie oben gezeigt, unmöglich ist, führt in den demokratischen Ländern (Frankreich und Amerika) immer insgeheim zur Geldherrschaft. Es herrscht dort zwar nicht eine öffentlich bevorrechtete Klasse, die jeder als die herrschende kennt, sondern ein verborgener Klüngel von Geldmännern, welche die Parteien und die Gerichte bezahlen. Seit Athen ist es nie anders gewesen da, wo angeblich das Volk herrschte und wo es offen keine Vorrechte mehr gab. Es mag unter den Führern, wenn sie die Masse ihrem Willen unterwerfen, hier und da einzelne geben, die der Verlockung des Goldes widerstehen. Solange — wie bei uns — die Volksherrschaft noch nicht vollkommen durchgeführt ist und die Führer sich als Kämpfer fühlen, mag diese Lauterkeit sogar häufig sein; im Augenblick aber, wo sie die Macht erreichen, wo jeder alles werden kann, entsteht naturgemäß Stellenjagd und feile Käuflichkeit durch den im Dunkel die Drähte ziehenden Klüngel. . . .

Es gibt zwei Arten, die Massen zu beherrschen, ihnen eine geistige Richtung zu geben: die Bezauberung durch glänzende Persönlichkeiten, sowie durch eine überlegene Herrentafte, oder aber die sinnvolle und zweckmäßige Gliederung. Die Tatsache, daß die ungeheuren Völker des Altertums und die großen Reiche der neueren Geschichte einzelnen Gewaltherrschern sich mehr oder weniger willig, oft begeistert und mit Hingebung unterworfen haben, ist nur durch den zwingenden Glanz der Herrengebäude zu erklären. Die, welche sich als gering fühlen, gehorchen triebmäßig den anders Gearteten, die als die Höheren, bisweilen als Götterföhne empfunden werden. Ein solches Herrschaftsverhältnis scheint freilich immer mehr Vergangenheit werden zu wollen (ausgenommen natürlich im Privatleben, wo es dauern wird, solange es Menschen gibt). Die heutige Art zu herrschen ist die Gliederung des Volkes. Zucht und Gehorsam sind keineswegs verschwunden, aber die meisten wollen sich nicht mehr vom anders Gearteten eines anderen Standes befehlen lassen. Dafür entsteht eine vortreffliche Zucht innerhalb der Genossenschaften, besonders bei der Sozialdemokratie. Erklärt der Führer, daß im Kriegsfall kein allgemeiner Ausstand stattfinden wird, dann findet ganz gewiß keiner statt. Befiehlt ein Gewerkschaftsleiter, man habe sich der Sachbeschädigung zu enthalten, dann bleibt das Eigentum des Unternehmers sicherer als unter der Bewachung von Soldaten. Wir kommen zu der Frage, die wir vorhin aufstellten, zurück, ob sich nicht das Tatsächliche der Sozialdemokratie von ihren leeren Hingespinnsten trennen läßt; d. h. könnte sich nicht der Staat diese ausgezeichnete Klassenzucht zunutze machen? Ihm selbst gegenüber lodert sich sichtlich die Ehrfurcht. Könnte er nicht einen Teil seiner Machtbefugnisse, und zwar die persönlich fühlbarsten, freiwillig gegen Übernahme bestimmter Pflichten und Verantwortungen auf Berufsgenossenschaften übertragen, die damit amtlich anerkannte Verbände würden, sich immer mehr im Sinne der Zünfte entwickeln und dadurch langsam aus Umsturzhorden zu Pfosten der Gesellschaftsordnung werden könnten?



Löwin



J. Kerschensteiner

Unser Unternehmertum hat noch immer eine starke Abneigung gegen alle Arbeitervereinigungen. Das ist erklärlich, da das Gewerkschaftswesen vorläufig nur eine Hälfte seiner selbst entwickelt hat und dadurch allerdings eine unerhörte Ungerechtigkeit darstellt. Heute haben die Gewerkschaften nur Rechte; sie müßten aber gleichzeitig Standespflichten haben, d. h. als juristische Personen verantwortlich gemacht werden für jeden Schaden, den ihre Mitglieder im Beruf oder während eines Klassenkampfes (ja vielleicht sogar überhaupt) verüben, so wie der Unternehmer dem Arbeiter, der in seinem Betrieb Schaden erleidet, wie Fremden gegenüber verantwortlich ist, die durch seine Arbeiter geschädigt werden. Wie man sieht: der Arbeitgeber ist für allen Schaden, der durch seinen Betrieb angerichtet wird, verantwortlich, der Arbeiter für keinen; wenn er auch natürlich dem Gesetz unterliegt und als Einzelperson für erwiesenermaßen von ihm angerichteten Schaden durch das bürgerliche Recht verurteilt werden kann, so steht ein solcher Anspruch doch nur auf dem Papier, da der Arbeiter, auch wenn man ein Urteil gegen ihn in der Hand hat, niemals in der Lage ist, den Schaden zu ersetzen.

Die ganze Arbeiterversicherung könnte diesen neuen Zünften überlassen werden; dann zahlte der Arbeiter nicht mit Murren seine Spargroschen an den Staat, wie er sich heute einbildet, sondern an die Vertreter seines Standes, mit dem er sich zusammengehörig fühlt. Statt dessen wird allen Ernstes erwogen, dem Staat auch noch die Arbeitslosenversicherung aufzubürden, die heute noch freiwillig die Gewerkschaften tragen. Je mehr man diese aber entlastet, desto mehr Mittel werden sie freihaben, um politisches Unheil zu stiften, und desto schwerer ist ihr Vermögen zu fassen. Sind sie aber in erster Linie ungeheure Versicherungsverbände, dann hat man sie in der Hand und kann sie für allen Schaden haften lassen. Man könnte ihnen dafür wieder eine Art Zunftgerichtsbarkeit mit einer gewissen Strafgewalt über ihre Mitglieder überlassen, die unter diesen ein größeres Ansehen, mehr Vertrauen und Beliebtheit genöÙe, als heute die ihnen verhaßte und oft unverständliche Rechtsprechung durch den Staat. Natürlich müÙte diesem das Recht eines obersten Berufungsgerichts stets vorbehalten sein, einmal um den Staatsgedanken stark zu erhalten, dann aber auch aus Gerechtigkeit, um einen Menschen nicht hoffnungslos seinesgleichen zu überlassen; denn wenn auch ein starker Erieb des Menschen danach drängt, von seinesgleichen gerichtet zu werden, die seine Eriebfedern überschauen, so gibt es Fälle genug, wo gerade unseresgleichen das engste und vernichtendste Urteil über uns sprechen werden. In solchem Fall würde der Staatsgerichtshof wiederum die väterliche Gerechtigkeit über den oft einseitigen und beschränkten Zunftgerichten vertreten.

Aus solchen auf tatsächlichen Verhältnissen beruhenden Zünften aller Berufsarten, nicht mehr aus künstlich und durch Redensarten zusammengeschmiedeten politischen Parteien, würden die Vertreter der gesetzgebenden Versammlungen hervorgehen müssen. Jeder würde aus seinem eigenen Lebenskreis heraus wählen, den er wirklich kennt, und sein Vertreter würde seine wirklichen Bedürfnisse zum Ausdruck bringen. Die Zünfte würden natürlich nicht nach der Anzahl ihrer Mitglieder bewertet werden, wären vielmehr gleichberechtigt. Es

könnten nicht mehr die großen Städte, die Hauptsitze von Bildung und Vermögen, wie heute, ausschließlich durch Arbeiter vertreten sein, diesen stünden gleichberechtigt die an Zahl geringeren, aber ebenso wichtigen anderen Stände, in Verbände gegliedert, gegenüber. Die Bedeutung der Arbeiterklasse ist außerordentlich groß, aber doch nicht so groß, daß sie alle anderen Klassen vergewaltigen dürfte, wie das die zugestandene Absicht der sozialdemokratischen Partei ist. Dies aber würde dadurch verhindert werden, daß ebenso wie sie, das Beamtentum, der Kriegerstand, die Gelehrten, die Künstler, die erwerbenden Berufe usw. vertreten würden. Die Verhezung mit Hilfe politischer Redensarten, die nur die wirklichen Bedürfnisse verwischen, würde fortfallen; bei allen Staatsangelegenheiten könnten Meinung und Wunsch der verschiedenen, tatsächlichen Interessentkreise wirklich gehört und Kräfte frei werden, aus denen nach einem Bismardschen Wort der Staatsmann die Diagonale zu finden hätte. Der dauernde Bürgerkrieg, den das heutige Parteilieben darstellt und den man sich gewöhnt hat, mit all seiner Verderbnis der Sitten und der Charaktere als selbstverständlich und notwendig zu betrachten, wäre zu Ende, alle Beziehungen zwischen den Menschen würden wahrhaftiger werden. Natürlich kann die Unzufriedenheit der Untüchtigen niemals ein Ende nehmen; sie werden selbstverständlich immer für ihr Unglück die schlechte Welt und besonders die verkehrt eingerichtete Gesellschaft als Ursache hinstellen, aber dieses Murren wird folgenlos sein. Nicht mehr die Zahl der Unzufriedenen dürfte den Ausschlag geben, vielmehr sollen ihre wahren und berechtigten Bedürfnisse durch die Vertreter ihrer Genossenschaften zum Ausdruck kommen; der Tüchtige aber fände hier unter allen Umständen einen Weg.

Die Ungerechtigkeit, unter der heute noch mancher Tüchtige, aber mittel- und verbindungslose leidet, soll nicht bestritten werden, aber immer mehr verschwindet sie in einer Zeit, wo jeder Erwerb offensteht und nur noch wenige oberste Stellen Bevorrechteten vorbehalten werden. Dagegen wächst eine andere Ungerechtigkeit immer mehr an. Unsere Zugeständnisse an die Volksherrschaft haben dazu geführt, daß heute jeder, vorausgesetzt, daß er ganz und gar besitzlos ist, jeden beliebigen Schaden anrichten darf, solange ihm nicht bewußte Böswilligkeit nachgewiesen werden kann, was aber meistens sehr schwer hält. Mit Hilfe des Armenrechtes kann der ungeordnet Lebende den Geordneten in jeder beliebigen Weise quälen und schädigen, indem er ihm einen Rechtsstreit anhängt, dessen Ausfichtslosigkeit nur er selbst kennt. Aber was liegt ihm daran? Ihm, der nichts zu verlieren hat, ist ja nie beizukommen. Zwar kann man natürlich, wie bereits gesagt, ein Urteil gegen den Besitzlosen in die Hand bekommen, aber wo nichts ist, hat bekanntlich der Kaiser sein Recht verloren. Wenn ein Dienstbote durch Fahrlässigkeit oder aus unbeweisbarer aber tatsächlicher Feindseligkeit einen ungeheuren Wasserschaden in der Wohnung anrichtet, deren Wiederherstellung heute dem Herrn viele Tausende kostet und für den nur er verantwortlich ist, solange er sich nicht gegen Haftpflicht versichert, wird sich künftighin der Herr an die Gewerkschaft oder Zunft der Dienstboten um Ersatz wenden können; die in ihr bestehende Zucht aber würde die Leichtfertigkeit der Dienstboten mehr oder weniger zum Verschwinden bringen, denn sie wüßten, daß sie mit ihrem Unfug nunmehr die eigene Klasse schädigten.

Das Gefühl aber, daß dies eine Niederträchtigkeit ist, scheint gerade heute unter ihnen sehr wach zu sein, während sie gegen die andere Klasse, nämlich die Herrschaft, alles für erlaubt halten. In den Gewerkschaften, hört man allgemein sagen, sei das Ehrgefühl sehr entwickelt. Hier merkt man nichts von der heute so bedenklichen ‚Rentenhysterie‘, die sich an die Staatsklassen drängt. Von den Genossen verlangt man nur dann Hilfe, wenn es unbedingt notwendig ist. So wirkt auch in der Sozialdemokratie das Klassenbewußtsein sittlich, indem es Verantwortungen gibt gegen seinesgleichen. Die einzelnen Klassen sind aber durch den Wirtschaftskampf heute einander derart entfremdet, daß der Dienstbote in dem Herrn nicht mehr den menschlichen Bruder sieht und darum keine Pflichten gegen ihn anerkennen will. Für Gewalttat und Schaden einzelner, nicht nur politisch umstürzlerischer Art, wären die Berufsgenossenschaften als solche haftbar zu machen, auch wenn die einzelnen Täter nicht zu finden sind. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn es käme, wie gesagt, dann überhaupt nicht mehr zu derartigen Schädigungen. So würde die außerordentliche Zucht und sittliche Kraft, die heute trotz allen verfehlten Meinungen in den sozialistischen Verbänden liegt, der Allgemeinheit dienstbar gemacht; aus diesen Verbänden würden staatserkhaltende Glieder der Gesellschaft werden.

Auch die Frage des Frauenstimmrechts würde sich dann von selbst lösen, da nicht mehr der Mensch aus sogenanntem Menschenrecht, sondern das Glied eines Berufsverbandes wählen würde. Wer nun als Arbeitender oder als Besizender sich in einem solchen Verbande befindet, wählt darin, ob Mann oder Weib. Ob aber ein Verband eine Frau als Vertreter seiner Forderungen in die gesetzgebende Körperschaft schicken will, das kann man dann ruhig dem Verband überlassen. Vorkommen wird es vermutlich nicht, denn wenn man zu seiner Vertretung schon einen Mann haben kann, schickt man wohl lieber ihn. Weiberherrschaft oder Verweiblichung des Staates wäre dann ausgeschlossen, denn das Weib suchte nicht Einfluß als Weib, sondern als Trägerin eines Interesses. Das aber knüpft sie in diesem Fall an den gleich interessierten Mann, nicht an ihr Geschlecht.

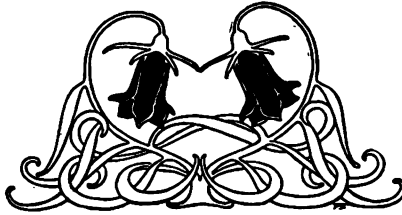
Die Zersplitterung der Familien, die Entwurzelung des Arbeiters würde gleichfalls geheilt. Jeder wüßte wieder, wie im Mittelalter, wohin er gehört. Es gäbe keine eigentlichen Proletarier mehr, alle Welt wäre staatserkhaltend im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Sinn; die freie Zeit könnte viel mehr als heute wahrer Geistigkeit oder harmloser Freude gewidmet sein statt fruchtlosem Erörtern allgemeiner politischer Fragen, die der einzelne nicht übersieht und die mit seinem Wohlergehen tatsächlich weniger zu tun haben, als er selbst meint.

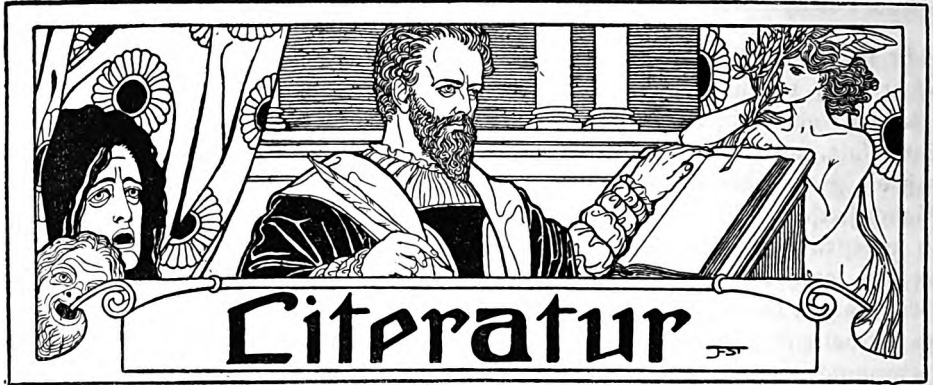
Wir würden also mit einem Wort wieder zu einer Ständevertretung kommen, die sich freilich auf ganz veränderter wirtschaftlicher Grundlage aufbauen müßte, als das einseitige und vom heutigen Standpunkt aus willkürliche Ständewesen des Mittelalters. . . . Die Stände sind bekanntlich durch den Absolutismus mehr oder weniger vernichtet worden. Anstatt sie wieder herzustellen und im Sinn der Zeit weiterzuentwickeln, hat die französische Revolution ihre letzten Spuren in Frankreich vernichtet und statt dieser natürlichen Gliederung dem Volk jene Gleichheitsbegriffe einzubleuen versucht, deren Folge die unheilvollen Umwälzungen

des 19. Jahrhunderts und das durch und durch zerfetzte französische Staatswesen unserer Tage sind. Auch Stein und Bismarck dachten ursprünglich an eine ständisch zusammengesetzte Körperschaft für die Gesetzgebung. Natürlich müßte ihr Wesen darin bestehen, daß nicht ein Stand den anderen erdrückt. Bevorrechtete Stände dürfte es nicht mehr geben, vielmehr würden alle diejenigen vertreten, d. i. bevorrechtet sein, die irgendeine Bedeutung in der Gesellschaft haben; daß die Arbeiter dazu gehören, versteht sich. Ein Einwand gegen eine Ständevertretung wird von scheinbaren Idealisten darin gesucht, daß es dann in der Politik nur noch materielle Forderungen geben würde. Das wäre aber kein Nachteil, wenn dies offen zugestanden wird. Die Widersprüche und heute noch unvermeidlichen Unwahrhaftigkeiten unseres Parteiwesens beruhen ja nur darauf, daß es im Grund auch wesentlich wirtschaftlichen Forderungen dient, die mit allerlei idealen Forderungen verquickt werden. Die aber werden mehr als heute zum Ausdruck kommen, wenn vielleicht ein Viertel aller Stimmen den idealen Berufen gehören, d. h. denen, welche nicht in erster Linie um des Erwerbs willen gesucht werden; dazu würden die Beamten und Offiziere, die Geistlichen und Lehrer, die Ärzte, Richter, Künstler, Schriftsteller, alle natürlich in gesonderten Verbänden, zählen. Die Landbewohner müßten sich in Groß- und Kleinbesitz, sowie Landarbeiter gliedern. Zu Handel und Gewerbe würden alle praktischen, auf eigene Faust betriebenen Berufe zählen, sowie die Privatangestellten mit mehr als 3000 M Gehalt. Die abhängigen Privatangestellten, die unter 3000 M verdienen, hätten wahrscheinlich mit den städtischen Arbeitern zu wählen. Es wäre auch denkbar, daß besonders vielseitige Persönlichkeiten verschiedenen Verbänden angehörten und dadurch mehrere Stimmen in einem Stand oder in mehreren Ständen gewannen. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn solche Persönlichkeiten sind in der Regel die wichtigsten. Kurzum, es handelt sich hier um die wirklichen, berechtigten Interessen, nicht um rohe Mehrheiten von Einzelpersonen. Von seinen eigenen Interessen aber versteht jeder etwas, so wenig er auch im allgemeinen von Politik verstehen mag. Der Schuster könnte wieder bei seinem Leisten bleiben. Das ganze Volk würde zur politischen Tatkraft und Regsamkeit erzogen. Wer zu sehr in persönlichen Nöten steckt, eignet sich nicht zur Herrschaft; wo aber diese persönlichen Nöte überhaupt nicht zu Wort kommen können, bereitet sich der Umsturz vor. Es handelt sich darum, für die berechtigten Klagen der Unteren Heilung zu finden, aber ihr Streben nach der Herrschaft endgültig zu beseitigen. Dies geschähe, wäre, um alles noch einmal zusammenzufassen, das Volk in vier gleichberechtigte, gleichwertige Stände gegliedert: geistige Berufe, ländliche Grundbesitzer, Handel und Industrie (mit Einschluß der vermietenden Hausbesitzer und des beweglichen Besitzes), sowie Arbeiter. Innerhalb eines Verbandes dürfte natürlich niemand mehr als eine Stimme haben, aber es kann jemand gleichzeitig Bankbeamter und Hausbesitzer, ländlicher Grundbesitzer und Schriftsteller sein, dann dürfte er in zwei Verbänden wählen können, und die vielseitigsten, d. h. weitestblickenden Personen würden auf diese Weise den Haupteinfluß gewinnen.

Alles dies läßt sich natürlich nicht von heute auf morgen einrichten; mir scheint aber, daß der Staat, wenn er die Zeichen der Zeit richtig deutet und sich

nicht in einen unfruchtbaren Gegensatz zu nicht mehr zu beseitigenden Kräften setzen will, vorläufig unbedingt alle Formen körperschaftlicher Gliederung anerkennen, aber seiner Oberaufsicht unterwerfen sollte, Gewerkschaften so gut wie Syndikate, Kartelle und Trusts. Diese Neubildungen sind die ersten Anzeichen dafür, daß die Flegeljahre des Umsturzes vorbei sind; der liberale Individualismus der Manchester Schule ist überwunden. Das neue Genossenschaftswesen, das überall zu unbefrittener Blüte gedeiht und in keiner Weise bekämpft, wohl aber geleitet werden kann, bedeutet ebenfalls eine staaterhaltende gesellschaftliche Kraft, auf Grund deren die Entwicklung weitergehen wird. Die Frage ist nur die, ob unsere staaterhaltenden Parteien so triebföher sind, daß sie das ‚Konservative‘ in diesen Bewegungen anerkennen und sie dem Alten eingliedern, ehe dies vernichtet ist. Dann würde das gesunde Streben des einzelnen, in seinem Stand möglichst tüchtig zu sein, an Stelle der heutigen Großmannsucht treten, die aus dem eigenen Stand herauszukommen trachtet. Gerade der Arbeiterstand bringt neues Klassengefühl hervor, und darin liegt das Fruchtbare in ihm, im Gegensatz zu dem auflösenden Individualismus. Der Staat sollte jedes neue Klassengefühl ermutigen und sich nur für berufen halten, das Übergewicht einzelner Klassen zurückzudrängen. Der Fehler der Sozialdemokratie ist der aller politischen Parteien, die das, was sie selbst wollen, den anderen verbieten. Nationalismus, aber nur für die eigene Nation, Klassengefühl, aber nur für die eigene Klasse! Das ist Radikalismus, der zerstört, der Staat aber hat zu erhalten. Was er zu erhalten hat, ist in jedem Zeitalter etwas anders. Ein Konservatismus, der dies anerkennt, wäre nicht reaktionär, verkörperte vielmehr den wahren Fortschritt.“





Das Theater und die Masse

Von Dr. Max Adam

La das Theater eine Kunst ist, die nur, paradox genug, durch die innigste Anteilnahme einer Massenpsyche zustande kommt, mag sie aus zweihundert oder fünftausend Komponenten bestehen, so ist es ausgemacht, daß der Theaterkünstler vom König bis zum Rärner, vom Dramatiker also bis zum Statisten sich als Meister und zugleich Werkzeug der Massenempfindung fühlt. Seine Himmelslust und Tragik liegt in diesem Paradoxon beschloffen. Dichter wie Frank Wedekind treibt es, ureigenste Erlebnisse auf dem Forum für öffentliche Angelegenheiten, das das Theater ist, auszubreiten; und von der Masse als Gaukler verlacht, wird er nicht müde, von der Tragik des zum Narren herabgewürdigten Sehers und Propheten zu singen. Würde er auf das Theater verzichten, so würde sein Jammer sofort wesenlos; aber so weit sind wir mit unserem Theater gekommen, daß sich ein Dichter mit seinem gleißenden Flittertand behängt, sich mit Gauklererlebnissen drapiert, die seine seelische Schwäche verhüllen. Aber was hat all das mit dem Theater zu tun? Daß das theatralische Ereignis kein Individualerlebnis, sondern ein Massen-erlebnis symbolisiert, das ist Ursprung und letzter Sinn des Theaters. Das hat mit Deutlichkeit Schiller einmal dargelegt. In der großartigen Massenszene, mit der Schiller seinen „Demetrius“ zu eröffnen gedachte, macht er nämlich eine interessante Regiebemerkung; er schreibt dem vor dem Reichstag erscheinenden Demetrius vor, sich so zu stellen, daß er einen großen Teil der Versammlung und des Publikums, von welchem angenommen werde, daß es im Reichstage mitfähe, im Auge behalte. Schiller betont damit, daß die agierende Masse auf der Bühne das in die dramatische Darstellung einbezogene Publikum sei, das Verbindungsglied bilde zwischen dem dramatischen Dichter und der zuschauenden Menge, und er deutet zugleich von fern die Grundtatsache der Theaterkunst an. Das theatralische Phänomen ist eine psychische Massenhandlung, das künstlerische Erlebnis einer Massenpsyche, die aus aktiven und passiven Komponenten, darstellenden wie zuschauenden, besteht.

Die Entwicklung der Theaterkunst unserer Tage widerspricht dem nur scheinbar. Nie freilich ist im Theater die Masse stärker verleugnet worden als von der Schauspielkunst des modernen Dramas. Es galt, so zu spielen, als ob das Publikum überhaupt nicht im Theater vorhanden sei, der Schauspieler, ja der Dramatiker selber, emanzipierte sich völlig vom Publikum durch den Grundsatz des Naturalismus, der das Drum und Dran der Bühne zur Illusion des Lebens machte, Stellungen, Tongebung, Betonung wurden nur von der Rücksicht auf den Schauspieler, nicht auf das Publikum diktiert.

Allein wir haben es in der Erscheinung mit einer der merkwürdigsten Komplikationen des Komplexes „Theater“ zu tun, die einzigartig in der Geschichte des Theaters dasteht. Man muß berücksichtigen, daß das moderne Drama, zum mindesten in den Äußerungsformen, die es auf der Bühne zu Erfolgen brachten, vom Geiste des Sozialismus befeelt war, so daß die Masse wie mit einer Tarnkappe verhüllt, dem einzelnen, der da von uns agierte, die Hände führte, die Worte einblies. Und wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß diese merkwürdige Erscheinungsform des Theaters recht rasch problematisch wurde, daß mit Beginn unseres Jahrhunderts allerhand Reformen einsetzten, die dartaten, daß etwas faul im Bühnenbereiche war. Die Übersättigung mit Literatur zeigte sich deutlich in der Reaktion, die der Spielplan alsbald vollzog: die Theatermode wandte sich von der Literatur ab, bevorzugte die Operette und jetzt die Posse, weil der Alt und das oberflächliche Vergnügen allezeit Volksangelegenheiten gewesen sind, die allerdings nie so hassenswerte leichte und unerquidliche Formen angenommen haben, wie eben heute. (Von dem nur sensationellen Anflug des Kinos zu schweigen.) Die Freilichttheater nahmen sich der theaterkünstlerischen Massenwirkung an. Männer, die den Charakter des Theaters als Volksfestspiel betonten, traten auf, wie Georg Fuchs in seinem Buch „Die Sezession in der dramatischen Kunst“ (München 1910), der mit leidenschaftlichem Ernst darauf hinwies, daß unsere Dichter seit Hebbel und Ibsen sich nicht genügend als Theaterkünstler fühlen, sondern eben als Literaten, die im Grunde das Theater verachten (im Gegensatz zu unseren Theatergenies Schiller und Wagner), oder wenigstens in seiner Eigenart als die ganz besondere Kunstgattung, die es nun einmal ist, nicht ganz ernst nehmen und daher nicht imstande gewesen sind, das Theater gegen den allseitig erfolgreich vordringenden Kitsch zu wahren. Am entscheidendsten rehabilitierte der Theatermann, der der Typus unserer Zeit ist, Max Reinhardt, die Masse durch seine in allen deutschen Landen erfolgreichen Zirkusinszenierungen, die, eben ihres Erfolges wegen, eine klare Sprache sprechen, wie das Publikum ins Theater zu locken ist. Gerade in unseren Tagen, wo das soziale Drama die Masse nur in individuellen Vertretern auf die Bühne bringt, gibt Max Reinhardt mit seinen Zirkusinszenierungen das Zeugnis der starken Sehnsucht des Theaters nach der Großartigkeit und erschütternden Wucht der szenischen Massen-Rhythmit, und er erweist dadurch, daß der Ursprung der Theaterkunst auch ihr ewiger Zweck ist, trotz Kammerspielen und ähnlicher, aufs Intime gerichteter Bühnenwirkungen.

Unter den starken Eindrücken, die von Reinhardts Inszenierungen ausgingen, ist eine Spezialstudie Walter Lohmeyers entstanden: „Die Dramaturgie

der Massen“, Berlin 1915. Hier wird die gar nicht uninteressante Entwicklung des chorischen Elements auf der deutschen Bühne als Ergänzung zu einer Geschichte des Dramas und des Theaters in Deutschland dargelegt. Das ausländische Drama berücksichtigt Lohmeyer nur insoweit, als es auf der deutschen Bühne heimisch ist, und da nichts bedeutungsvolles Fremdes an uns vorübergegangen ist, ohne gründlich „eingebildet“ zu werden, so ist es denn Shakespeares Muster, das Goethe, Schiller, Grabbe, Hebbel, Hauptmann aufnehmen und vollenden.

Da die Masse zu den psychologischen und sozialen Grundbedingungen des Theaters gehört, müßte man erwarten, daß sie auch als ästhetisches Ausdrucksmittel der Bühnenkunst, sobald sie nämlich selber auf die Bühne steigt und mitspielt, im Laufe der Entwicklung des Theaters ganz besondere Prägungen erfahren habe. Das ist nun merkwürdigerweise nur sehr bedingt der Fall. Abgesehen davon, daß im gewöhnlichen Bühnenbetriebe die Massenszenen und ihre Darstellung durch einen mürrischen, überarbeiteten, feilisch teilnahmslosen Chor mit lächerlich-stereotyper Mimik, oder durch ausdrucksarme bürgerliche Statisten und Soldaten, oder durch zur Komparserie verpflichtete, in ihrer Würde verlebte Solomitglieder oder Anfänger — also abgesehen davon, daß dieser Betrieb eine wahre Kalamität unserer üblichen Bühnenkunst ist: auch die Dramatiker selber verzichten, bis auf wenige leuchtende Ausnahmen, darauf, dieses imposanteste szenische Ausdrucksmittel, das die Massenszene in ihrer mimischen, optischen und akustischen Vollendung ist, zu mehr als einer Statistenanhäufung zu machen. Auch die Volksfestspiele des Mittelalters kennen die Masse nur als Rhythmus, freilich als einen großartigen, bezwingenden, wie ihn eine Prozession in katholischen Städten und das Festspiel von Oberammergau oder — eine sozialdemokratische Demonstration in Berlin im heutigen Leben hervorbringt. Das ganz auf volkstümliche Allgemeinempfindungen aufgebaute griechische Theater gab in dem Chor der Greise, Frauen usw., der feierlichen Schrittes von der Bühne Besitz nahm, den Einzelspielern Platz einräumte und meist nach Ablauf des Spiels als letzter die Szene verließ, die erste künstlerische Umdeutung des Masseninstinktes im Theater. Das dargestellte außergewöhnliche, unerhörte Schicksal der Individuen, die der mit religiösen Vorstellungen verquideten Volksfrage angehörten, wurde in den moralischen Reflexionen des über den Dingen und Personen stehenden Chors, des „idealen Zuschauers“, wie ihn A. W. Schlegel nannte, dessen Affekt sich nie zur Tat steigerte und so dem Anteil der zuschauenden Masse im Dafür oder Dawider Wort gab, ausgeglichen; der Chor verschaffte den Erregungen des Publikums einen sichtbaren und hörbaren Abfluß, freilich in einer zu höchster Vergeistigung geadelten Weise. Dem Massenbedürfnis trug also das griechische Theater, vorzugsweise in der Tragödie, durch ein chorisches Suggestivmittel Rechnung, das geeignet war, in Jedem der tausendköpfigen zuschauenden Menge die Empfindung auszulösen, er selber nehme an der Handlung teil. Ein einzigartiges Beispiel in der Geschichte des Dramas, das Schiller in seiner „Braut von Messina“ nicht auf deutschen Boden zu verpflanzen gelang! Allein dichterisch wie schauspielerisch blieb der Chor ein hyperindividuelles Ganze, das mit seinem lyrischen Pathos und seiner Passivität dem sozialen Zustand der Masse entsprach, wenigstens

in dem geschilderten heroischen Zeitalter. Die Masse in einzelnen Köpfen, in Vertretern der Stände und Berufe, in ihren mannigfaltigen individuellen Abstufungen nach Überzeugungen, kurz die Masse als Individuum zu schildern, das blieb mit der Entdeckung der Individualität der modernen Zeit vorbehalten, insbesondere dem Drama, das auf germanischem Boden erstand, wo Einzelwille und Massenwille sich scharf sonderten, sich Individuum und Masse als Gegensätze herausbildeten. Uninteressant bleibt die Masse in den hierarchischen Volksfestspielen des Mittelalters, sowie auf dem Theater der romanischen Völker. Im spanischen Drama ist sie Bühnenfüllsel, Dekoration; in der höfischen „tragédie classique“ spielt le peuple keine Rolle. Eine Art Ersatz für die fehlende Masse auf der Bühne war das Publikum, das auf der Szene saß, bis es Voltaire hinunterwies. Shakespeare und Schiller aber schaffen die großen, unübertroffenen Vorbilder der Massentechnik.

Im Drama Shakespeares nehmen Volkszenen einen äußerst breiten Raum ein. Shakespeare kann sich historische Vorgänge und Persönlichkeiten gar nicht ohne die an ihnen teilnehmende, sie umgebende Volksmenge denken. Als praktischer Theatermann unterhielt er die „Gründlinge im Parterre“ mit einem dekorativen, stimmungsmachenden, belustigenden Massenaufgebot, ganz wie es Stoff und szenische Dynamik erforderten. In zwei Dramen, „Julius Cäsar“ und „Coriolan“, gab er sein künstlerisches Massenszenen-Bekenntnis. Dies Volk ist hier nicht bloßes Szenenfüllsel, sondern ein wichtiges Glied der Handlung, es wird darum mit der künstlerischen Meisterkraft behandelt, die Shakespeare auszeichnet. Sorgfältig wird die Masse in Temperamente unterschieden, mit psychologischem Feingefühl geschieht die Auflösung der Massenempfindung in Dialog und dramatische Bewegung; vor der Massenseele indessen hat Shakespeare als echter Renaissance-mensch nicht die geringste Hochachtung. Die Masse hat kein selbständiges Leben, sie dient nur als Folie der handelnden, heldenhaften Persönlichkeit. Wie erbärmlich zeigt sich das Volk in der Forumsszene des Antonius, wie höhnt es Shakespeare mit seinem Coriolan! Wenn Shakespeare die Masse charakterisiert, so zeichnet er Pöbel, voller niedriger Instinkte, Dummheit, Wankelmütigkeit, Roheit. Daß der Sohn des Volkes, den Talent und Glück emporgehoben hatte, solche Anschauung vom Volke hatte, ist bezeichnend für den sozialen Geist der Renaissance.

Nicht viel anders zeichnet Goethe, der Massenverächter gleich Shakespeare, dessen hohes Vorbild vor Augen, die Masse im „Egmont“. Doch er, der große Verjöhnliche, ist ungleich liebevoller in der Zeichnung, ihm wird das Volk beinahe zum Selbstzweck. Etwas stark Vormärzliches eignet ja seinen Bürgern in politischen Angelegenheiten, aber wenn sie ihre Feste feiern können, dann stehen sie da, wie Egmont von ihnen rühmt: „Männer, wert, Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu.“ Immerhin ist die Zwiespältigkeit, wie Goethe das Volk zeigt, led und prächtig im täglichen Leben und beim Fest, duckmäuserisch und hilflos, wankelmütig und lächerlich in öffentlichen Angelegenheiten, ebenso charakteristisch für ihn, den Aristokraten, wie für den Anteil des sozialen Lebens an Drama und Theater. Vielleicht hätte es der französischen Revolution gar nicht erst bedurft, um die Wandlung, die sich

im Innern der Masse seit dem Elisabethinischen Zeitalter vorbereitet hatte, klar zutage treten zu lassen. Schiller, der Ehrenbürger der französischen Revolution, von der er sich in der „Glocke“ offenkundig abwandte, . . . Schiller zeigte diese Wandlung schon in den „Räubern“.

Gleich Shakespeare ist Schiller der Dramatiker der Masse, aber während jener in ihr nur das Animalische des Pöbels erblicken kann, schreitet Schiller, der Sozial-Ethiker, dazu fort, im „Tell“ das Volk als ethische Persönlichkeit auf die Bühne zu stellen, recht im Gegensatz zu dem zügellos-unedlen Verfahren der zeitgenössischen französischen Nation. So schuf er das klassische Massendrama der modernen Zeit, das, Shakespeares artistische Errungenschaften weise nutzend, die dramatische Massentechnik des 19. Jahrhunderts bis Gerhart Hauptmanns „Webern“ durch seine imposante Wucht völlig in seinen Bann gezogen hat. Die Massentechnik war ein ausgebildetes Instrument, auf dem Grabbe imposant-phantastischer, Kleist dämonischer, Hebbel im al-fresco-Stil, Hauptmann subtiler und realistischer spielten, dessen artistische und geistige Struktur jedoch kaum geändert wurde.

Die deklamatorische Monumentalität des antiken Chors, . . . die schillernde Folie, die bei Shakespeare der Pöbel zur Handlung abgibt, . . . die sittlich-dynamische Wucht, mit der bei Schiller das Volk als Held von der Bühne Besitz ergreift, . . . das sind die drei großen dichterischen Formulierungen des Problems, das die Masse auf der Bühne darstellt. In farbigster Mannigfaltigkeit sind sie dichterisch gestaltet, und es scheint, daß in ihnen alle Möglichkeiten des dichterisch-dramaturgischen Problems gegeben sind. Phantastischer konnte Kleist sein, ungeheurer Grabbe, feiner konnte Hauptmann zeichnen, einen neuen Gehalt für die dichterische Massenszene konnte selbst der Sozialismus nicht hervorbringen. Es blieb nun aber der Bühne übrig, endlich einmal die großen Aufgaben der Dramatiker kongenial zu lösen, doch haben die glänzenden deutschen Massenregisseure des 19. Jahrhunderts, Immermann in Düsseldorf, der Meininger Herzog und Cronqvist ihre Verpflichtung nur zum Teil erfüllen können, und innerhalb des Bühnenbetriebes sind sie zwar leuchtende, aber unerreichbare Muster geblieben.

Immermann in Düsseldorf sorgte als erster dafür, daß die Bühne nicht gar zu sehr hinter den kühnen Schöpfungen der Dramatiker zurückblieb. Er war der erste, der das leidvolle Schicksal auf sich nahm, die neue Art von Bühnenkünstler zu sein, als die wir heute nach Cronqvist und Wallentin, Verbohm-Tree, Stanislawski und Reinhardt den Regisseur begreifen, der erste, der die unerhörte Ausdrucksfähigkeit und hinreißende Dynamik der szenischen Massenkunst offenbarte. Aber er stand allein, und all die Schwierigkeiten, die in Deutschland der höheren Bühnenkunst, die gerade ein spezifisch deutsches Ideal ist, entgegenstehen, traten ihm in den Weg und warfen ihn zurück. Sein künstlerisches Düsseldorfer Mustertheater ging zugrunde. In seinen „Memorabilien“ (Maskengespräche 1840) erzählt er von einer Inszenierung von „Wallensteins Lager“ im Kreise Düsseldorfischer Künstler, nach dem Verfall seiner Bühne, die an malerischer Belebtheit, naturalistischer Abgestuftheit der Massenregie wohl nicht übertroffen worden ist, wenn anders man aus Schilderungen überhaupt etwas auf die Wirklichkeit

schließen kann. Mit größerer wirtschaftlicher Sicherheit konnte dann das Meininger Hoftheater an die Verwirklichung der Träume und Visionen seines herzoglichen Regisseurs gehen. Die Autorität des Herzogs schaffte die Statisten ab, weil selbst die ersten Fächer des Solopersonals „Voll“ machen mußten. Was dabei herauskam, das hat der Kritiker Karl Frenzel in einer klassischen Schilderung der Ermordung Cäsars durch die Meininger festgehalten: „Wenn Casca den Streich auf Cäsar führt, stößt das um die Cura versammelte Volk einen einzigen herzerschütterten Schrei aus; eine Totenstille tritt dann ein, die Mörder, die Senatoren, das Volk stehen einen Augenblick wie gebannt und erstarrt vor der Leiche des Gewaltigen, dann bricht ein Sturm aus, dessen Bewegung man gesehen, dessen Brausen man gehört haben muß, um zu empfinden, wie gewaltig, wie hoch und tief die Wirkung dramatischer Kunst zu gehen vermag. In der Szene auf dem Forum, sich gegeneinander überbietend, die großartigen und überraschenden Momente; wie Antonius auf die Schultern der Menge gehoben wird und so inmitten der wildesten Bewegung das Testament Cäsars vorliest; wie die Wütenden die Bahre mit dem Leichnam ergreifen; wie andere mit Fadeln herbeistürmen; wie endlich Cinna, der Poet, im wildesten Getümmel getötet wird. Man glaubt den Anfängen einer Revolution beizuwohnen.“

Wenn man alte Meininger Schauspieler von diesen und dergleichen Wunderthaten reden hört, so kann man sich eines Schauders nicht erwehren, wie selbstverständlich es ihnen ist, daß solch ein Zusammenspiel nur einmal möglich war, daß man im alltäglichen Bühnenbetriebe nicht daran denken könne, ähnliches zu erreichen. Das scheint ja nun das Schicksal des Guten zu sein, ist doch selbst Reinhardt, der auch in der Massenregie die Erbschaft der Meininger angetreten hat (neben anderem), anscheinend nicht nachzuahmen. Das Große ist einzig, aber im Theaterwesen ist leider nur das Große wahrhaft künstlerisch. —

Nicht nur als Zuschauer in der erweiterten vierten Wand des Theaters sitzend, auch nicht nur als in die Handlung einbezogener realer Faktor der Bühne selber ist die Masse mit dem Theater unlöslich verbunden. Sie ist es stärker und vor allem tiefer durch den diktatorischen Willen, mit dem sie dem Theater als ihrem Erzeugnis befiehlt, befiehlt durch die Stimme des Blutes. Das Theater ist vom Blute der Masse durchpulst. Es ist eine öffentliche Angelegenheit, und nur was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will die Masse auf ihm verhandelt sehen, will jeder, wenn er sich als Bestandteil der Masse fühlt, auf ihm verhandelt sehen. Ist nicht zum guten Teil unser Theater gerade deshalb in eine Krise geraten, weil der lebendige Kontakt zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugnis verloren zu gehen droht? Die „Masse“ scheint aber an den Stätten der Vergnügungs-„Kunst“ (hat je die Kunst „vergnügen“ sollen?) volle Befriedigung zu empfinden, könnte man einwerfen. Doch das ist trügerisch. Die Masse ist nicht jener bloße zerstreungsuchende Teil der heutigen Arbeitsmenschheit, wir begreifen den Begriff Masse nur recht, wenn wir ihn mit Volk gleich setzen. Das Volk in seiner Eigenschaft als — Nation, d. h. als Rasse verlangt sein Theater, in welchem, ein Wort Hofmannsthals abzuändern, die Komödie unserer Volksseele gespielt wird, der Volksseele mit all ihren buntschwedigen Eigenschaften, ihren Geheimnissen und

Klarheiten, ihren Strebungen und Andachten, ihren Höhen und Tiefen, ihren Ängsten, Nöten, Freuden und Leiden, Hoffnungen, Stürmen, Lasten, Lächerlichkeiten, ihrer Lust, Romik und Tragik, so wie sie ein in seinem Volkstum, wie Shakespeare in seinem renaissance-englischen Elisabethinertum, wurzelnder Dichter erlauscht, empfindet, ausdrückt, symbolisiert. Und alle die Formeln, die um das Problem des Theaters ihre Kreise zogen, . . . Shakespeares *mirror up to nature* . . . *the very age and body of the time his form and pressure*, . . . Schillers Schaubühne als moralische Anstalt, . . . Goethes kosmisch-faustisches „So schreitet in dem engen Bretterhaus Den ganzen Kreis der Schöpfung aus“, . . . sie alle mögen einmal sich zusammenfinden und erledigt werden in der Erkenntnis, daß das Wohl und Wehe des Theaters davon abhängt, daß die Volksmasse für sich selber im Theater die bunten Abenteuer ihrer Phantasie inszeniert (illuminiert und *al fresco* nach Schillers Worten), ihrer Phantasie, die sie mit dem Blute ihrer Seele füllt.



Der Zweck und das Mittel

(Berliner Theater-Rundschau)

As ist der theatralischen Arbeit erstes und letztes Ziel? — Illusion. Glauben sollen die Zuschauer müssen, daß das kleine Geviert, umrahmt von Holz und Leinwand, das Univerſum ſei. Ein zweites Leben, ob dem unſerer Wirklichkeit ähnlich oder unter andere Daseinsgeſetze der Phantasie geſtellt, muß uns in ſeinen Bann ſchlagen. Vergessen müſſen wir Holz und Leinwand und die vorbedachten Weiſungen des Spielleiters und den Wolkenschieber und den Beleuchtungsmeiſter. Wohlweiſliche haben wiederholt empfohlen, die Namen der Darſteller auf den Theaterzetteln fortzulassen, — ein Vorſchlag, der an den Sonderinteressen der Schauspieler ſcheiterte.

Wer wandert denn von Welt zu Welt? Nur der Geiſt. Der Geiſt des Dichters, der Geiſt des Zuſchauers. Die Sinne, noch ſo gläubig, ſind lahm ohne die Flügel der Phantasie. Sie zu locken und zu täuſchen, damit ſie der Einbildungskraft einen geringen Widerſtand leiſten, dazu ruft die dramatiſche Kunſt ihre Gehilfen auf: den Regiſſeur, den Maler, die Maſchinen, das große und das kleine Himmelslicht. Nur wenn ſie in ſtrenger Unterordnung dem Geiſte, dem Lebensinhalt einer Dichtung dienen, iſt Kunſt auch in den Theaterkünſten. Sehen ſie einher auf der eigenen Spur, wird der Knecht zum Herrn, das Mittel zum Zweck: ſo lenken ſie die gaſſende Menge vom Geiſte ab; und wenn der Verfaſſer des Stüchs auf Geiſt verzichtet hatte, gibt es einen Ausſtattungſchmaus für kleine und große Kinder. Film und Zirkuspantomime ſind die Vollkommenheiten dieſer „Kunſt“.

Nun haben wir auch in Berlin das „Mirakel“ geſehen. Hier iſt ein Wunder, glaubet nur! Aber, wem denn glauben? Der Muttergottes, die nach alter Legende ſich in Erbarmen der jungen Nonne annimmt? Vom Fiebertrieb der minnigen Natur war die Jungfrau aus dem Kloſterfrieden geriffen worden, und die liebe Muttergottes trägt den Schleier, den Schlüsselbund und die Züge der entſprungenen Kloſterfrau, bis das arme Weib, ein Kind an der Bruſt, verzweifelt wiederkehrt. Wir öffnen gerne einem ſchönen Märchen die Seele, das ein Dichter erzählt. Karl Vollmoeller jedoch ſpürte keinen Hauch, gab keinen Hauch der frommen Einfaſt. Er machte aus dem Gedicht der Sage eine grandioſe Zirkuspantomime. Der Peitschen-

schlag dieses Wortes trifft ihn nicht deshalb, weil die äußeren Umstände das Wort billig geben — die Pantomime wurde ja im Zirkus Busch aufgeführt — nein, nicht deshalb! Doch weil der Wesensdunst des Miratel-Spettakels sinnbildlich als Mischung von Weihrauch und Pferdemiß bezeichnet werden mag. Vollmoeller, der Dichter, war gleichsam Ministrant und Stallknecht Max Reinhardts. Um die Poesie der Legende kümmerete er sich den Weibel, doch Auf- und Umzüge schrieb er, Glodengeläute, Wallfahrterprozessionen, Nonnenschöre, Räuberüberfälle, Bacchanale, Frauenraub und Moritat, Teufelsgeige und Mänadentanz, Kirchenfest und Blutgericht, wundergläubige Elstasen der kriechenden Leprosiechen mit der Knarre und Kavalladen von Rittern und Lanzknechten. Reißt auf die Augen! Reißt auf die Ohren! Laßt schweigen Herz und Verstand.

Und Max Reinhardt . . . Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust! Wir haben ihn am Werke der Großen gesehen. Er wuchs und wuchs, je demütiger er sich beugte, um zu dienen. Die einseitigen Eiferer und die Undankbaren mögen es vergessen, mögen schadenfroh auf den hohlen „Miratel“-Spul weisen: „Da habt ihr ihn!“ Nein, da haben wir nur einen Teil seiner Kraft; jenen Teil, den man dem Gift im Heiltrank vergleichen kann. Durch andere Kräfte gebunden, vom Meditus überwacht, wird Gift zur Wohltat. Aber mit blinder Wollust überließ sich der „Miratel“-Regisseur, der eigentliche Macher vor 's Ganze, dem Theaterdämon. Er raste seine rein-theatralischen Leidenschaften aus. In einer Orgie des Sinnentaumels, die ihn des höheren Sinnes ganz vergessen ließ. Wäre es nicht Reinhardt, der Künstler, der das der Kunst zuleide tat, man könnte ohne viel Aufhebens über die monströse Zirkuspantomime hinwegschreiten. Sie ist am Ende nur eine von vielen Begleitererscheinungen der Zeit, die dem heronischen Pomp hulldigt. Was dieser nämliche Reinhardt im Bunde mit unseren Dichtern geschaffen hat, gibt uns ein Recht, gerade in ihm eine Säule des Tempels zu erkennen. Bitterer Anblick: einen Wertvollen gegen sein besseres Selbst wüten zu sehen! Schlimm ist die Vergeudung persönlicher Kunstmacht besonders deshalb, weil diese Macht auf unserem Glauben beruht und der Glaube durch die unheilige Pomp-Romödie geschwächt wird. Kein Wohlbedächtiger führt das Publikum hinter die Kulissen und zeigt ihm, wie's gemacht wird. Zuschauer, deren Geist und Herz in den Tragödien der Dichter von Reinhardts Massenwirkungen, phonetischen Zauberkraften und Stimmungsreizen ergriffen wurde, sahen nun in der „Miratel“-Aufführung alle Geheimnisse seiner Szene enthüllt und ernüchert. Wieder gelte der Schrei des Entsetzens aus vielen hundert Kehlen, wieder schwangen sich, wie von einem gemeinsamen Sturm der Seelen hingerissen, viele hundert Arme zum Himmel empor. Doch weil kein Dichter das Feuer fachte, weil das nackte Romöddiantentum den Schleier von unseren Sinnen riß, erkannten wir in dem, was einst der blutvolle Affekt gewesen, die exakte Maschine. Das, eben das ist der Schaden, den das „Miratel“ dem Wunder zufügte . . . Darüber sollte sich ein kluger Mann, wie Reinhardt ist, nicht täuschen; sich auch vom dreimaligen Besuch des Kronprinzen und dem Beifall jener Menge, die sich bei den Ausstattungspossen des Thaliatheaters wohlfühlt, nicht täuschen lassen.

* * *

Und wir sahen ihn jüngst wieder im Dienste der Dichtung. Als er Strindbergs „Scheiterhaufen“ in den Kammerspielen inszenierte. Aber die Tragödie der Hoffnungslosigkeit, die Selbstvernichtung zur Erlösung macht, ist bei früherem Anlaß an dieser Stelle gesprochen worden. Heute obliegt die Feststellung des Neuen. Das Drama war ein Neues geworden, weil zum erstenmal die schwälende Dichterphantasie vollkommene Wirklichkeit wurde. Reinhardt hat die erstidende Atmosphäre des Unglückshauses so eingefangen, daß keiner ihr entinnen konnte: kein Darsteller, kein Zuschauer. Alles, was zum Preise der einzelnen Künstler gesagt werden kann und muß, strahlt auf ihn zurück. Gewiß war ehedem schon Rosa Bertens bewundernswert. Denn sie hat die Kunst, stumpfe und dumpfe Instinkte in sich wachzurufen, die Tiertriebe der „unnatürlichen“ Strindbergischen Menschenmutter. Nun wurde

jede Äußerung ihres Wesens eingeordnet in den Plan einer Schöpfung. Erst wenn wir das Ganze überblicken, begreifen wir die Notwendigkeit des Teils: in der Gotteswelt, die sich aus Hell und Dunkel zusammensetzt, und im düsteren „Scheiterhaufen“-Drama.

* * *

Daß er davon träumte, ein zweites Leben, ein Jenseits auf Erden, in dem romantischen Schauspiel „Alles um Liebe“ wahr zu machen, darf man Herbert Eulenberg wohl glauben. Nicht weil seine romantisch-phantastisch-groteske Komödie hoch über dem Alltag schweben wollte, mußte sie zur Erde fallen und zerschellen; doch: weil sie keine Flügel hat. Plump und selbstgefällig lugt aus jeder Verlehrtheit der Autor hervor: „Seht, das ist meine Erhabenheit! Weil ihr's nicht versteht, ebendeshalb ist es so erhaben!“ Nun wurde zwar oft genug im Diesseits Vernunft zum Unsinn, deshalb hat aber noch keineswegs im poetischen Jenseits jeder Unsinn Vernunft. Und dann: um ein Original vorzustellen, mußte man mindestens originell sein. Ich bestreite nicht, daß Eulenberg in guten Stunden seinen eigenen Himmel dichtet, daß er uns schon zu schönen Größen, zu großen Schönheiten führte. Was aber den Garten dieses Dramas betrifft: so ist das gar kein Garten. Vielmehr nur eine Unkraut-Grube, in die allerlei Abfälle von Jean Paul, E. L. A. Hoffmann, Grabbe, Arnim und Brentano geworfen wurden. In der Tat: statt des kindisch-verworrenen Stücks, aus dem etwas wie Vorgang und Gestalt nicht zu holen und hier aufzuzeigen ist, hätte man besser, literarhistorisch experimentierend, eine geniale dramatische Verrücktheit des Brentano auführen mögen! Der eigentliche Witz der humorlosen Komödie war ihre Patenschaft, die das Großmütterlein am Gensdarmenmarkt, das Königl. Schauspielhaus, übernommen hatte. In diesen heiligen Hallen lernte man die Rache kennen. Sie lachte (verlachte) und zischte.

* * *

Ahnte Eulenberg einen dichterischen Zweck, zu dessen Erfüllung es ihm an allen Mitteln gebrach, so hat Max Halbe in seinem Schauspiel „Freiheit“ (aufgeführt in den Kammer-spielen) ein Mittel zum Zweck gemacht. Denn keine Partei, kein geschichtliches Ereignis, kein heiliger Volkstriebe, kein Vaterland kann für den Dichter dichten. Jeder Dichtungszweck ist die Dichtung. Wo es sich anders verhält, entsteht ein dramatisiertes Kapitel Weltgeschichte oder eine forensische Leistung. Dem Dichter der „Jugend“ und der „Mutter Erde“, also einem wahrhaftigen Dichter, ist, als er „Freiheit“ schrieb, eine Dichtung nicht eingefallen. Er ließ die tiefaufgeschürfte, wildbewegte deutsche Napoleonszeit, das Wendejahr 1812 für sich arbeiten. Es gelang ihm, die bedeutungsvollen Vorgänge auf der Weltbühne verkürzt und einigermaßen auf seiner Bretterbühne darzustellen, in der einen oder anderen wirksamen, in gar mancher breit-ungefährten Szene. Die wenigen wirksamen Szenen hatten wohlbenutzte Vorbilder in Schillers „Kabale und Liebe“ und Kleists „Prinz von Homburg“. Aus Heinrich von Kleist weht gewiß der Geist einer Zeit. Doch — entlehnen läßt er sich nicht. Jeder neue Dramatiker muß ihn am Ende bei sich selbst finden. Halbe fand ihn nicht. Seine Achtzehnhundertzwölfer sprechen wie begeisterte Jubiläumstredner, nicht wie Menschen, in denen eine ungeheure Not, ein verzweifelter Drang gährt. Der Erfolg des Dramas war denn auch der pflichtschuldige einer Jahrhundertfeier.

* * *


An die Bühne als Mittel und Vermittlerin nicht mehr gedacht hat August Strindberg, als er, dem Verfolgungswahn verfallen, die mystische Beichte „Nach Damaskus“ schrieb; das in der dramatischen Form einer Trilogie aufgebaute Seitenstück zu dem grausamen Bekenntnisbuch „Inferno“. Ein Verdienst um das Interesse, das dem Strindbergschen Genie vor der Welt gebührt, und eine den Machtbereich der Bühne erweiternde hohe Wertwürdigkeit war die Aufführung des ersten Teils der Trilogie im Lessingtheater. Was ein Mensch in seinem dunkelsten Innern gewälzt hat: den Fluch und die Pein der Kreatur, die Selbst-

züchtigung, die Visionen des Wahnsinns, — es ist Rolle und Gestalt geworden. Aus der Rolle die Gestalt: das doppelgängerische Ich des August Strindberg, konnte nur einer heben, der mehr ist als ein großer Schauspieler. Friedrich Kayhler verbohrt seinen forschenden Geist in die Tiefen der Qual. Die liebe Erde ist für den „Fremden“ in „Damastus“ ein Gespensterhaus. Diesen flatternden grauen Schatten von Bild zu Bild zu folgen, war der künstlerischen Technik Barnowskys als Aufgabe gestellt. Er löste nicht bloß die schwierigen szenischen Probleme; er fand auch den inneren Rhythmus der nächtlichen Dichtung.

Hermann Riensl



Neue Lyrik

 Der lyrische Stil ist keineswegs mit der technischen Sicherheit in Vers und Reim zu verwechseln, die allerdings seine Grundbedingung ist. Denn nur wenn der Künstler alle Schwierigkeiten seines Instruments meistert, vermag er über alle Fähigkeiten des Technischen hinweg das Wunder der persönlichen Note zur Wirksamkeit zu bringen. Beherrschung des Instruments ist eben das Selbstverständliche. Sie ist aber noch lange keine künstlerische Erfüllung. Es ist in unseren Tagen wahrhaft staunenswert, zu welcher Uppigkeit die Masse der technischen Vers- und Reimtöner bereits gedieh. Nach einer sehr exakten statistischen Erhebung, die von Otto Julius Bierbaum stammt, werden jährlich in deutschen Landen etwa zweihundert Millionen Verse produziert, wobei dieser gründliche Kenner hinzuzügt, es hänge hauptsächlich von der Witterung im Mai ab; ein nasser Mai ergebe um einige Schod weniger, dafür aber lasse sich in guten Herbst ein stattliches Plus erhoffen . . . Ich wette nun, nur wenige unter diesen Millionen Versen vermöchten die Probe auf schulisches Metrum und Reinheit des Reimes nicht zu bestehen. Wir haben es längst gelernt, die Technik des Gedichtes wie eine gute Lebensart zu kultivieren; man hinkt nicht mehr im Versmaß, und unreine Reime sind einfach lächerlich.“

Das sagt Franz Karl Ginzkey in seiner Schrift „Aus der Werkstatt des Lyrikers“. Er sagt nichts, was nicht wahr wäre, doch er sagt nicht alles Wahre. Die Kultur der Lyrik ist viel weiter gediehen als bis zur fehlerfreien Behandlung von Versmaß und Reim. Sie lauschte der Sprache die geheimsten Schwingungen, die feinsten Farbentöne ab. Die Röhner haben eine Virtuosität der Technik erreicht, von der die Liederdichter vergangener Zeiten nichts ahnten. Eine Wissenschaft ist die neue lyrische Artistik, wie der Kontrapunkt der Musiker. Die Natur hat Raum für unendlich vielerlei Formen, für die schlichtesten und die kompliziertesten. Ein fromm-einfältig Volkslied kann große Kunst sein — und ebenso ein Gedicht von Stefan George. Nur daß fast ein jeder zu hören versteht, ob der Hirt auf seiner Flöte rechte oder falsche Töne bläst; während erst ein kultiviertes Gehör Echt und Unecht kunstvoller Gedichte unterscheidet. Das Kunstvolle muß nicht volle Kunst sein. Ein Gedicht, vom Gedanken ohne wahres Gefühl gezeugt, nicht aus der Natur eines Menschen stammend, ist unecht. Der Naturlaut ist aller Dichtung Gottesstempel. Weit reicht das Können; eine dichterische Natur, eine Persönlichkeit schaffen kann es nicht.

Ob Paul Zech ein Eigener ist? (Paul Zech: „Die eiserne Brücke.“ Neue Gedichte. Leipzig 1914, Verlag der Weißen Bücher.) Seine Formgewandtheit ist so eigensüchtig, daß man unwillkürlich zum Mißtrauen neigt. Doch quält uns nicht die Vorstellung, daß er die ungewöhnlichen, feingetönten Worte in Mühsal meistert. Leicht biegen sich ihm neue Reime zu. Er findet in der deutschen Sprache Fremdworte, d. h. deutsche Worte, die uns noch fremd klingen, und wenn wir sie zum zweitenmal hören, finden wir, daß sie am rechten Ort wohl heimisch werden mögen. „Zerschlißt — rotbegliht“ in den folgenden Versen ist solch ein Reim

„Es kam ein Wind vom Frühlingsland,
Der riß vom Strom das Silberband
Und ließ die blauen Schluchzerwellen tanzen.

Da fiel der Nebel wie zerschlikt
Ins Uferrohr, das rotbeglikt
Emporwuchs wie ein Wald von goldnen Lanzen.“

Seine Bilder suchen Urbilder der Natur:

„Blondgemähnte Wellenwellen spülen
Einen fernen Tannenwald herauf.“

Mitunter freilich sündigt seine Neigung zu umfassenden Wortverbindungen gegen das Gesetz von Ursache und Wirkung:

„Wäscherinnen . . .
Leuchten schweißgeröteten Gesichts.“

Doch nicht vom Schweiß, sondern von der Hitze sind die Gesichter gerötet, und weil sie heiß und rot sind, schwitzen sie . . . (was allerdings weniger hübsch klingt!) Wie gar manche der Modernsten, greift auch Paul Jech zu alten Strophenmustern zurück. Er schreibt Sonette und Triollette. Die strenge Sonettenform des Petrarca ist in manchen Gedichten aufgetrennt, die neue Form jedoch nicht minder despotisch. Nun schreiten eben die zwei dreibeinigen Strophen voraus, und die beiden vierbeinigen folgen hintennach. Und jedes Bein hat sechs Füße (nicht mehr bloß fünf). Nichts ist dagegen einzuwenden, wenn diesmal und dasmal die Seele des Gedichts solchen Körper fordert; als neue Regel ist's keine neue Freiheit!

Es fällt nicht mir zur Last, daß des Ausdrucks dieser Gedichte vor dem Eindruck, den sie hinterlassen, gedacht werden mußte. Die Frage nach dem inneren Bedürfnis Paul Jechs möchte man mit der Klausel bejahen, daß er begieriger ist nach den Reizen der bildenden Kunst in Worten als nach dem Abreagieren starker Empfindungen. Man vergleiche einmal, um diese Lust am Ausmalen recht zu erfassen, Goethes Vierzeiler „Vom Vater hab' ich die Statur“ mit den vier Strophen des gedankenverwandten Jech'schen Gedichtes „Erbteil“ (Seite 43). In seiner Art der Naturbeseelung gemahnt Jech nicht selten an Verhaeren, der überhaupt auf die junge Dichter-Generation stärksten Einfluß übt. Jech ist Expressionist. Er hebt nur hervor, was deusam-bedeusam ist, und verschmäht Staffagen. Das Wort verstummt — mit einem Klang, der weiterspinnt. Es wird nicht das Gemüt breitgewälzt und plattgedrückt. Die „Ballade zur Nacht“ (Seite 26) wirkt mit den bloßen Stimmungsreflexen geschehener Freveltaten schauerlicher und tiefer als jene gewissenhaften Chroniken in Versen, die mancher als „Balladen“ bezeichnet. Nicht wenige der Jech'schen Gedichte sind harmonische Natur-Visionen. Daß sein zarter Sinn sich vor dem großen Entsetzen nicht verschließt, diese Gewisheit paßt uns aus dem Gedicht „Der Mörder“ (Seite 92). Der Gefangene läßt sich willenlos im Kreise des Gefängnishofes führen:

„Nur manchmal, wenn der Lärm belebter Avenüen
Aufdonnernd gegen das vertammte Tor anspringt
Und der verbuhlte Wind den Duft herüberbringt
Von Gärten, die verschlossen in der Ferne blühen;

Ober die Drossel auf dem Mauerrand sich selig flötet,
Wird ihm das bißchen Leben so verrucht gemacht
Und von den Menschen angepöbel, verflucht, verlacht:
Daß er sich auf die Steine wirft wie bliggetötet.“

Gustav Schüler gehört zu einer anderen Dichter-Klasse. Von ihm hat der gute Herbst zwei Bücher in Versen gezeitigt: „Balladen und Bilder“ (J. G. Cotta'scher Verlag, Stuttgart und Berlin) und „Von Stundenleid und Ewigkeit“ (Fritz Edardt Verlag, Leipzig). Schüler sagt restlos heraus, was er zu sagen weiß. In wohlgeübten, gutgebauten Versen. Seine Balladen sind Tatsachen-Erzählungen. Das Ungewöhnliche bringt der Stoff mit: vorwiegend graufige Begebenheiten, die anschaulich geschildert, aber nicht mit einem vollen Harfenklang verklart werden. Zum Unterschied von der älteren Balladendichtung des Upland, die hier die Großvaterwürde behauptet, begegnen wir selten der strahlenden oder verirrten menschlichen Größe, häufiger dem Untermenschlichen, der grausamen Missetat. Einzelne Gedichte rufen Erinnerungen wach, die stärker werden als die neuen Erlebnisse. „Der Tod spielt in einer ungarischen Scheune zum Tanze auf“, beschwört den Genius Lenaus herauf: die geniale Tanzgese in seinem „Faust“. „Der Hermesbur“ deckt sich (in Inhalt und Gedanken) vollkommen mit dem wundervollen „Bauerntod“ des alten, viel zu wenig gekannten Karl Gottfried von Leitner. (Leitners Gedichte sind vor kurzem in Reclams Universalbibliothek neu aufgelegt worden.) Warum macht der Spuk in Schülers Unheimlichkeiten mehr das Herz als den Rücken kalt? Er hat nicht die Sinnlichkeit des Künstlers, die aus Worten lebende Gestalten bildet. Die Worte, so gewählt sie sind, werden nur selten von Gefühl bewegt. Man könnte die Stellen zählen. Da ist z. B. eine in „Bianca Bianca“: die junge Frau wandelt in der Juninacht nach ihrem Liebsten entgegen durch die Gärten —

„Die wunderschöne! Wie fast nie
Ein Weib die Erde überschritt . . .
Die Luft ward an ihr Melodie,
Und alle Blumen wollten mit.“

Schüler versteht zu schauen. Sein Auge gibt mehr als sein Mund. Nicht was er sagt, doch was er sah, ergreift in dem kleinen Gedicht „Auf dem Hof des Taubstummblindenheims“.

Unter den lyrischen Gedichten („Von Stundenleid und Ewigkeit“) gibt es fromme Herzlichkeiten, Gottsuchergebete. Aus gefestigter Weltanschauung verkündet er die Daseinsbejahung:

„Gib dem Leben dein Leben
Mutig aus dem vollen Ja!
Gute Geister helfen heben,
Und getroste Kraft ist da.“

Selbstzufriedenheit schnürt nicht sein Mitleid ab, hindert ihn nicht, die Armut als „entsetzlich nackte Schmach“ der Menschheit zu verdammen:

„Fürs kahle, rostzerfressene, blinde Heut'
Der zuckenden Seele ganzes Flügelspannen!
Tag so um Tag! Kein Sabbat Kühle streut!
Und immer ärmer schleicht die Kraft von dannen.“

Dunkelschön erblüht die Passionsblume des Mitleids in dem Gedicht: „Der Arme sagt zum Tode“.

„Sei gnädig du und mach ein rasches Ende.
Komm, fürchte dich nicht, tritt getrost herein
Und gib mir ruhig deine Knochenhände —
So hart sie sind, es werden Hände sein!“

Der alte Glaube hat die alten Klänge. Auch Ernst Bertram („Gedichte“, Inselverlag, Leipzig) ist kein „Neutöner“. Doch wie sein Christentum ist auch sein Gedicht persönliches Gut und Blut. Es teilt sich aus den reinlich-stillen Jamben diese Gewißheit mit. Eines

Poeten Religion kann nicht an den tödenden Buchstaben geschmiedet sein. Die Lehre erweitert sich dem sinnenden Scholaren zu neuen Deutungen. 's ist ein dichterischer Gedanke, wie da das Wunder zu Rana aus der Begeisterung des Jüngers erklärt wird, des Jüngers, der unter des geliebten Meisters Blicken Wasser trinkt und heiligen Wein zu trinken glaubt! Weniger originell ist die Behandlung des Judas-Problems: Der Verräter liebte von allen Aposteln den Herrn am heißesten, seine Tat war irrende Liebe. Wie sommerfatte Früchte fallen goldene Sprüche vom Lebensbaum des Dichters ab. Sie haben eine wärmende Weisheit des Herzens:

„Du kannst nicht sein, du kannst dich nur verschwenden,
Kannst bleiben nicht, die Erde wandert aller Enden,
Du kannst nicht sammeln, jedes Gold wird Blei,
Und nichts ergreifen, alles schwirrt vorbei,
Du kannst nicht wissen, denn es ward schon Trug,
Du kannst nur lieben. Lieben ist genug.“

Erfrischend ist das Gedichtbuch der Margarete Kiefer-Steffe: „Erdenheimat, du liebe!“ (Schweidnitz, L. Heege). So erfrischend, weil hier eine echte Weiblichkeit, eine reiche Menschlichkeit sich rein ausspricht und kein Gesicht und keinen Ton vorzutäuschen sucht, die nicht in ihr lebendig wären. Nicht nur ihre Worte, alle ihre Gedanken haben Melodie. Sie sucht kein Gedicht, es findet sich von selbst. Als Geliebte und Mutter ganz Weib, ist sie nicht eingengt von den prüden Vorurteilen ihres Geschlechts und ebensowenig vom Eifer be sessen, die entfesselte Mänade zu spielen. Sie sieht ein im Liebestkampf gestorbenes Falterpaar:

„Barte Hüllen, kleine tote Welt —
Warum blick' ich auf euch unverwandt?
Ach, den Becher faßt auch meine Hand,
Der das süße Gift der Gifte hält.“

Ein verlassenes Mädchen („Weiberherz“) klagt. Da fühlt sie des Rindleins pochend Regen:

„Größer wäre noch mein Gram,
Hätt' er mich verschmäht, gemieden —
Sei gesegnet! Geh in Frieden!
Süßer, der mehr gab als nahm!“

Einfacher und ergreifender als Margarete Kiefer-Steffe hat kaum eine „Hoffende Mutter“ die Schicksalsfrage gestellt:

„Wirst du mein Tod? Wirst du mein Heil,
Das meine tiefste Sehnsucht stillt?
Trägst du das Kreuz? Schnellst du den Pfeil?
Mein Widerspiel? Mein Ebenbild?“

Weiß Gott, wieviel des Glücks, der Not
Sich unter meinem Herzen regt!
Ich bin auf dunklem Fluß ein Boot,
Das unbekannte Lasten trägt.“

Später fängt sie ihrem schlafenden Jungen:

„Brich wie ein junges Licht hervor
In diese Welt der Lügen!
Drum sing' ich dir so früh ins Ohr:
Du sollst dich nicht bücken und fügen!“

Der Sinn dieser dichtenden Frau ist allem Sinnlich-Seelischen offen. Heiterkeit durchsonnt ihr „Herbst“-Gedicht vom bekümmerten Waldschrott, dem sein Sommerlieb zum fetten Meßger entflohen ist:

„Er kriecht ins Höhlenloch, krümmt sich zum Bogen,
Flucht, kneift die Augen ein und stellt sich tot.“

Der Schauer des süßen Geheimnisses rinnt durch die Glieder des Mädchens („Jolanthe“), das seine enthüllte Schönheit vor dem Spiegel wiegt —

„Sieh, da fliegt vom offenen Fenster,
Das die Schleier leicht verhüllen,
Saumelnd her ein weißer Falter,
Flattert bis auf ihre Brust.

Und dort dehnt er seine Fühler,
Und dort hebt er seine Flügel —
Ist da eine rosige Blüte,
Nektar birgt sie sicherlich!

Leises Bittern geht vom Scheitel
Bis zum Fuß der Jolanthe,
Dieses Rot färbt ihre Wangen,
Färbt den Hals bis zu der Brust.“

Ein ganz dünnes Büchlein füllen die „Gedichte“ von Fritz Röpp (Leipzig 1914, Fritz Eckardt), und doch scheint auf diesen fünfzig Seiten ein Menschenleben ausgebreitet. Nicht eigentlich wird von den verschiedenen Lebensaltern gesprochen, doch die Gedichte haben so verschiedenen Klang, so verschiedene Weise des Fühlens und Denkens — die einen den hellen Schimmer der Jugend, die anderen den stillen Abendglanz der Bejahrtzeit — und jeder Klang und jede Weise dünken so wahr und persönlich, daß ich die Jahrestinge des Dichters nicht erraten könnte! In dem Gedicht „Tanz“

„Knabenhaftes, schüchternes Entfagen,
Fast ein Stammeln wie ein Erstgebet“ —

und dieselbe unreife Liebesfurcht in „Cella“:

„Ich liebe dich, solange du mir die Ferne,
Die unerreichte, ewige Ferne bleibst
Und leuchtend wie im weiten All die Sterne
Den weiten Kreislauf um das Licht beschreibst.“

Dann wenige Seiten später „Scheidung“:

„Wie ferne sind die Tage unster Zeiten,
Die frohe Stunde, die in leichtem Gleiten
Der Knaben Loden in die Winde trug.“

Fritz Röpp hat viele Zeiten erlebt oder durchlebt. Gleichviel: diese kaum mehr als vierzig kurzen Gedichte sind Schalen, in denen Blut eines jungen und alten Herzens gesammelt ist. Der Dichter der Wandlungen, der im Winter heimkehrt zum einst grünen Walde, überschreibt ein Gedicht „An Schopenhauer“ (das ja nicht ganz auf Schopenhauer paßt, dem Fritz Röpp sein eigenes Gefühl für die menschlichen Jahreszeiten unterlegt hat):

„Vor Jahren sahst du's wie aus Fernen an.
Voll Staunen folgest du mit frohen Blicken,
Und alles Neue schlug dich stets in Bann,
Sing Hand in Hand Erkenntnis mit Entzücken.

Allmählich fiel der Schleier allen Scheins.
 Das Ziel trat näher — und das Bild stand stille.
 Und du begriffst das Wesen allen Seins.
 Hoch über allem thronend saß der Wille.

Als Greis gebückt in schneeschloßweißen Haaren
 Nimmst du den Platz in allernächster Nähe.
 Der Vorhang steigt! — Die Schönheit kommt gefahren!
 Doch Lächeln wie Erinnern zuden Wehe.

Du fragst nicht mehr: „Welch Stück wird hier gegeben?“
 Es ist das Leben.“

Der jugendliche Ernst Balde brach im frohen Schlittschuhlauf auf der tückischen Eisfläche des Wannsees ein und ertrank. Am 16. Januar 1912. Eine Hoffnung starb. Dem Immergrün dieser Hoffnung ist die Sammlung der nachgelassenen „Gedichte“ (Berlin, Reuß & Pollack) geweiht, die Max Osborn mit einem warmherzigen Geleitwort herausgab. Ob den Jüngling, wenn er Mann geworden wäre, die Kunst gesegnet oder unter Schmerzen der Enttäuschung zurückgewiesen haben würde, kann nach den Blüten dieses Totentranzes mit Sicherheit nicht gesagt werden. Raam eines der Gedichte, von denen die meisten formschön und einige nicht estetisch sind, behauptet einen die Relativität der Entwicklungszeit überragenden Rang. Im fünfundzwanzigsten Lebensjahr — und noch früher — hatte mancher (es sei an Hermann Conradi gedacht!) sein persönliches Wesen in tönendes Erz geprägt. Der jugendliche Selbstmörder Ernst Goll, gleichaltrig mit Ernst Balde, hinterließ ein kleines Bündel Lieder („Im bitteren Menschenland“, Berlin, Egon Fleischel & Co.), die bei jedem Hauche mitfühlender Seelen ihren seltsam-schönen Wolscharfenklang erneuern werden; Lieder, die um ihrer selbst willen bestehen müssen, weil keine andere Lyrik sie ersetzt. Baldes Können war feiner geschult als das Golls. Die Gedichte beweisen einen an alten und jüngsten Meistern wohlgeübten Geschmack. Doch was an Lebensinhalt in ihnen gesammelt ist, das unterscheidet Balde nicht persönlich von, — das teilt er mit anderen künstlerisch veranlagten jungen Leuten. Wir vernennen den Schrei der heißen, ungestillten jungen Sinne, die Helenen in jedem Weibe wittern, wir tauchen in die Schwermut der Pubertät, die in der Morgenröte mit dem Gedanken an den Sonnenuntergang zu spielen pfllegt. Diese frühe Jugend ist Ernst Balde länger als den meisten seiner Altersgenossen erhalten geblieben; die tobende Sinnlichkeit und die Sentimentalität des Halbreifen stehen in einem interessanten Gegensatz zu der technischen Reife, die besonders in Nachdichtungen und Übersetzungen, aber auch in manchen eigenen Dichtungen Baldes Erlesenes bietet. „Erlesenes“ — in des Wortes zwiespältigem Sinn. Bei den jungen Genies war es anders; die warfen ihr erstes Feuer mit aller wilden Lava heraus . . . Baldes Gedichte sind Früchte unserer lyrischen Kultur. Bezeichnend und auch als eine Art künstlerischen Bekenntnisses beachtenswert ist das „Mystische Sonett“, obwohl es mit manchem schiefen Ausdruck belastet ist und in dieser Hinsicht nicht zu den glücklicheren Bildungen des jungen Dichters gehört:

„Zwei Dinge sind, zu denen ich mich sehne:
 Sterben und Liebe: und das eine ist
 In mir nur deshalb, weil das andere ist:
 Und Tod und Lieb' ich ineinander lehne.

Ich hab' erkannt: wir sterben, wenn wir lieben,
 Und lieben wahrhaft dann erst, wenn wir sterben.
 Das Blut des Lebens tropft aus dem Verderben:
 Und tot im Leben sind wir, wenn wir lieben.

Zwei Feuerarme taumeln, dich zu fassen:
Geste der Sehnsucht, die sich nie erfüllte,
Arme, die nie ein kaltes Kleid umhüllte!

O Inhalt! Der du jede Form verbranntest!
O Form! Die an dem Inhalt brennt ohn' Maßen!
Wie nichts Verwandtes! Und wie nichts Verkanntes!"

Ein Stern ist erloschen: Christian Morgenstern. Sein Tod hat die Erde um einen der menschlichsten Menschen ärmer gemacht und um einen Dichter, der ein Mittler war zwischen dem Irdischen und dem Ewigen. Dieser Zeit ist die Ehrfurcht vor dem Menschen abhanden gekommen. Morgenstern hatte sie. In dem tollen Summelwitz seiner „Salgenlieder“ und seines „Palmström“, in diesen Aufstatten eines die kleine Ordnung der Gesellschaft verlassenden und die großen Gesetze der Natur begreifenden Humors, und in seinen vielen ernstesten Gedichten voll unendlicher Milde und Innigkeit brachte er dem geliebten, heiligen Leben die reinsten Opfer dar. Er war krank und elend — und lächelte. Er starb, bevor sein hoher Aufstieg den Gipfel erreicht hatte, an der Schwindsucht — und bis zum letzten Atemzug strömte er in seine Lieder Liebe aus. Diese gebrechliche, ächzende Maschine, der Mensch, war ihm das Sinnbild der Gottheit. Wie sein Gedicht „Jesus ein Mensch“ es sagt:

„Du, der du sagst: Ei, Jesus war ein Mensch!
So sag mir doch, du wunderlicher Mund:
Was ist denn dies nur, was du so voll Kraft
Und Ernst und Klugheit einen ‚Menschen‘ nennst?
Was ist denn dies: Ein Mensch!
Du lachst? — Mein Freund, —
Wenn du das wüßtest, wärst du schon nicht mehr
Im selben Augenblick; denn wer Gott sieht
(Und Gott und Mensch und jedes andre Wort
Von all den fünfzigtausend, die du kennst,
Sind Eines vor dem Unausprechlichen),
Der stirbt. Nun lachst du nicht mehr.“

Das Gedicht steht in dem Buche „Einkehr“ (München, R. Piper & Co.). Vergleichen wir die letzten Sammlungen Morgensternscher Lyrik mit dem frühen Flügelschlage seines Genius („Melancholie“), so haben wir den beglückenden Gewinn zunehmender Befreiung und Gesundung einer von allen schönen Schmerzen der Sehnsucht erfüllten Seele.

„Trostlos? Das Wort ist mir entschwunden,
Seitdem ich Mich in mir gefunden.“

Je blasser er dahinsiechte, um so inniger vermähelte sich seine Liebe zum Leben mit den Dingen, die um ihn herum sich erneuten, wie die Flur im Frühling, oder die treuen Bestand hatten, wie sein trauriger Hausrat. (Siehe das Gedicht „Meinem Koffer“, Seite 42.) Es war ein selbstloses Aufgehen des Liebenden in den Gegenständen seiner Liebe. Und alles Lebende wurde ihm so teuer, daß er des eitlen Richteramtens über gut und böse vergaß. „Im Theater“ entkleidet er den Spieler, den Menschen, von seiner Rolle:

„Euch rührt ein ödes, leeres Lächeln nicht, —
Wie dürft' es auch! Doch wem der Mensch erschlossen,
Ihm ist nichts öd und leer. Des Auges Licht —
Sein bloßes Licht — ob so, ob so ergossen,
Erregt ihn wie das tragischste Gedicht!“

Dennoch fühlt er wieder die Wonne des eigenen Seins. Nach schwerem Krankheitsanfall scheint das Gedicht „Siehe, auch ich lebe“ geschrieben:

„Also ihr lebt noch, alle, alle, ihr,
Am Bach ihr Weiden und am Hang ihr Birken,
Und fangt von neuem an, euch auszuwirken,
Und war't so lang nur Schlummernde, gleich — mir.
Siehe, du Blume hier, du Vogel dort,
Sieh, wie auch ich von neuem mich erhebe . . .
Voll innern Jubels treib' ich Wort auf Wort . . .
Siehe, auch ich, ich schien nur tot. Ich lebe!“

Christian Morgenstern hat der Lyrik nicht neue Wege gewiesen, denn er war kein grundsätzlicher Neuerer; doch er ist selbst neue Wege gegangen: immer nur seine eigenen Wege, die, wenn sie ein Müßender im Orange seines Wachtraums wandelt, von keinem zweiten gefunden und beschritten werden können. Er ist einer der wahrhaften Dichter, an denen es sich erweist, daß lyrisches Wollen und technisches Können, sobald die Persönlichkeit über ihre Lebenslehrlingsjahre gewachsen ist, gar nicht mehr getrennt werden können; weil der neuartige Ausdruck immer die notwendigerweise mitgeborene Form eines neuen persönlichen Gefühlsgedankens ist. Auch eine Melodie ergibt sich frei, und die Kompositionslehre nimmt ihr die Weisheit ab. Morgenstern, der auf einem willigen und feingestimmten Instrument der Sprache spielte, der nachdichtende Übersetzer von Ibsens Versdramen, hat in den letzten Jahren seines Schaffens seine Kunst vervollkommen, weil sein Wesen sich immer noch entwickelte. Er durfte vor dem nahen Tod sagen: „Mein Tagwerk ist noch nicht vollbracht.“ Zu innerer Ruhe und Verklärung führte ihn die geliebte Frau.

„Ich und Du“ (München, R. Piper & Co.) bindet die Blüten einer großen Liebe zum Kranz. Sie sitzen zur Nacht auf dem Hügel über der Stadt („Die Bank“):

„Gemeinsam hören wir die Wasser toben.
Gemeinsam schaun wir Häuser, Lichter, Sterne . . .
Und wünschen nichts, als ewig so zu weilen.“

An dieses Glück ruhigen Beharrrens schleicht Todesahnung. In Meran, dem trügerischen Jbyll der Kranken, sieht er „Vineta“:

„Hoch droben überm Spiegel zieht ein Boot.
Das Ruder ruht. Und eine Stimme beb't:
Horch, Herz, da drunten läutet jetzt der Tod.“

Da fühl' ich, wie mein Sinn dem Graun entstreb't —
Ich reiße los mich von Vinetas Not
Und sage laut: Doch dein Geliebter lebt!“

Frauenhand und Frauensinn trösten, stärken, beseligen. Zwei geben sich die Hände zum größten Lebenswagnis:

„Im Maß des Körperlichen, das uns eigen,
Uns immer geistiger emporzuführen.“

In zwei Sonetten „Er“ und „Sie“ spricht der Dichter von Gott und von der Frau. Gottes war das Chaos, bis das Weib, „bis seine Psyche kam“.

In neuer Fülle ist das ältere Buch von Morgenstern „Auf vielen Wegen“ (München, R. Piper & Co.) erschienen. Hier sind die zartesten Dinge in zarteste Klänge gefaßt. Ein glückliches Herz weitet sich unterm Sonnenschein:

„Meine Liebe ist so groß,
Wie die weite Welt,
Und nichts ist außer ihr,
Wie die Sonne alles
Erwärmt, erhellt,
So tut sie der Welt von mir.“

Da ist kein Gras,
Da ist kein Stein,
Darin meine Liebe nicht wär',
Da ist kein Lüftlein
Noch Wässerlein,
Darin sie nicht zög' einher!“

Der Dichter verkündigt „ewige Frühlingsbotschaft“. Junge Frauen mit weißen Armen, schwellenden Brüsten, purpurnen Lippen, blißenden Augen führen einen Reigen —

„Aus den immergrünen Toren der Jugend
Wiegen jungfräuliche Reigen sich
In die grauen Gefilde der Welt.“

Es singen die „Kinder des Glücks“:

„Wir sind der Welt
Unschuldigster Sinn,
Wir sind die Erntenden
Mühsamer Saaten.“

Aber diese Glücklichen sind ihm nicht die von außen Geschützten, sind die innerlich Gezeiten; sind die, die „Inmitten der großen Stadt“ in den Fluß blicken:

„Sieh, nun ist Nacht!
Der Großstadt lautes Reich
Durchwandert ungehört
Der dunkle Fluß.
Sein stilles Antlitz
Weiß um tausend Sterne.“

Immer zarter, immer leiser wird das Lied. Ein holder Zufall verlieh diesem bis zum Grabe lächelnd hoffenden Dichter den Namen Morgenstern. Erwachte er in feufzender Winternacht (Seite 72), so hörte er den Frühling:

„Die Lande ruhn so menschenstill;
Nur hier und dort ist wer erwacht;
Und seine Seele weint und lacht,
Wie es der Tauwind will.“

Er ist in den Tod gegangen mit einem Ruß auf die Nase ...

Hermann Rienzl



Leser

Ein kaiserliches Schülertheater

Soll heißen: Kaiserlich — Russisches. Wie aus Petersburg berichtet wird, ist man dort dabei, mit dem Bau eines neuen Kaiserlichen Theaters zu beginnen, das ausschließlich der russischen Jugend dienen wird und nur Schülervorstellungen veranstaltet. Der Vorkämpfer dieses schönen Planes war General Wojeitoff, der Generaladjutant des Zaren, dessen Vorschläge und Anregungen vom Kaiser mit Eifer aufgenommen und unterstützt werden. Der Hauptgrund für das Entstehen des neuen Theaters ist die Tatsache, daß die Kaiserlichen Bühnen nur sehr selten imstande sind, Vorstellungen für die Schuljugend zu veranstalten. Der Zar aber will, daß seine Bühnen der künstlerischen Erziehung der Jugend zugute kommen und hat angeordnet, daß der Neubau des Kaiserlichen Schülertheaters mit aller Beschleunigung durchgeführt werde. Bereits in zwei Jahren wird das neue Haus seine Pforten öffnen und Petersburg damit die erste Stadt sein, die ein großes, nur der Jugend bestimmtes Theater besitzt.

* * *

Vom deutschen Büchermarkt

Mit rühmlichen Ausnahmen sind die reichen Leute in Deutschland keine großen Büchertäucher. Es gibt adlige Großgrundbesitzer, deren literarische Bedürfnisse lediglich durch den „Berliner Lokalanzeiger“ gedeckt werden. Aber die Gleichgültigkeit des Adels selbst gegen Werke, die ihn unmittelbar angingen und ihm Ehre erwiesen, hat Fontane geklagt. Die Großindustriellen sind schlechte Büchertäucher, angeblich weil sie keine Zeit haben, Bücher zu lesen. Vom Großhandel und Großbankentum betunden nur die Frauen ein gewisses einseitiges Interesse für die Literatur, die man mehr oder weniger zutreffend die schöne nennt. Somit bleiben als hauptsächlichste Büchertäucher nur die gelehrten und gebildeten Kreise des Mittelstandes, müssen sich aber aus wirtschaftlichen Gründen manche Beschränkung auferlegen.

So erklärt es sich, daß viele wertvolle Bücher weniger als 1000 Abnehmer finden und ihren Verfassern und Verlegern keinen entsprechenden Gewinn bringen.

Verhältnismäßig groß ist der Bedarf der deutschen Schutzgebiete an deutschen Büchern. Im Jahre 1912 bezogen Deutsch-Ostafrika mit 5500 Weißen für 124 000 \mathcal{M} , Kamerun mit 1900 Weißen für 93 000 \mathcal{M} , Togo mit 370 Weißen für 28 000 \mathcal{M} und Deutsch-Südwestafrika mit 15000 Weißen für 146 000 \mathcal{M} Bücher und Drucksachen.

Ohne die Deutschen im Auslande wäre der deutsche Bücherbedarf noch merklich geringer. Deutschlands Bücherausfuhr hatte 1912 einen Wert von 53 Mill. Mark. Davon gingen für 21 Mill. Mark nach Österreich-Ungarn, für 7 Mill. Mark nach der Schweiz, für 5 Mill. Mark nach Rußland, für 4 Mill. Mark nach der nordamerikanischen Union, für je $2\frac{1}{2}$ Mill. Mark nach Holland und Frankreich, für $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark nach England, für je 1 Million Mark nach Italien und Schweden, für je $\frac{3}{4}$ Mill. Mark nach Dänemark, Belgien und Japan. Andererseits bezog Deutschland aus Österreich-Ungarn für $7\frac{1}{2}$, aus England für $3\frac{3}{4}$, aus Holland für $2\frac{1}{4}$, aus der Schweiz für $2\frac{1}{2}$, aus Frankreich für $2\frac{1}{4}$, aus Rußland für $\frac{3}{4}$ und aus Nordamerika für $\frac{2}{3}$ Mill. Mark, insgesamt für 22 Mill. Mark Bücher, Bilder und Gemälde vom Auslande.

England und Frankreich haben einen ungleich aufnahmefähigeren Büchermarkt im Lande selbst und auch im Auslande. Das Emporkömmlingtum mit seinem literarischen Stumpfssinn ist dort nicht so stark wie in Deutschland. In England liebt man Bücher wenigstens an Sonntagen.

Paul Dehn





Soest

Von Karl Storck

Wer kennt in unserm Land voll Wander- und Reiselust nicht jene schönen geselligen Stunden, in denen sich das Gespräch den Reiseerinnerungen zuwendet? Am tiefsten gründet es, am höchsten schwingt es sich auf, wo Künstler und Kunstfreunde beisammen sind, bei denen die mehr lyrischen und nur schwer weiterzugehenden Empfindungen von Natureindrücken durch die bestimmteren, jedenfalls genauer festzulegenden des künstlerischen Erlebens abgelöst werden. Da kommt denn auch die Bildermappe bald auf den Tisch, und an Hand des hier Festgehaltenen und im Vergleich mit anderem allseits Bekanntem ersteht ein deutlicheres Bild, so daß auch der es miterleben kann, der noch nicht an jenen Stätten geweiht hat: glückliche Erinnerung beseligt den einen, im andern erwacht sehnedes Verlangen.

So mannigfach nun auch hier die Abstufungen sein mögen, so stark auch hier persönliche Eigenart die Tiefe des Erlebens bestimmt, so habe ich doch immer gefunden, daß es die Architektur ist, die die stärksten Eindrücke hinterläßt. Jedenfalls sind es gerade diese Erlebnisse, die sich am eindringlichsten in solchen Erinnerungsstunden einstellen und sich am überzeugendsten mitteilen lassen. Es liegt doch wohl daran, daß im Bauwerk am stärksten ein Zeitgedanke und ein Volksgefühl sich auszudrücken vermögen, daß hier die subjektive Willkür selbst dann zurücktritt, wenn eine noch so ausgeprägte Persönlichkeit als Schöpfer hinter dem Werke steht. Die Größe der Maße, die Schwere des Materials, das starke Dienen an einem von der Gesamtheit gebilligten Zwecke, überhaupt diese notwendige „Öffentlichkeit“ des Bauwerks, erheben es in eine Sphäre des allgemein Gültigen, der Gemeinschaft Gehörigen, die die beweglicheren und geschmeidigeren Werke der anderen Künste selbst dann nicht zu erreichen vermögen, wenn (wie beim Volkslied) die Gesamtheit sich so zum Besitzer macht, daß sie darüber den ursprünglichen Eigentümer (Schöpfer) ganz vergißt. Indem so Zeit und soziale Bestimmung offensichtlich am Bauwerke hängen — da es doch nur weiter bestehen kann, wenn die Gesamtheit es liebend hegt oder doch zum mindesten duldet —, wird es selbst einerseits ein Stück Geschichte, andererseits ein Stück des Volkes, dem es ge-

hört, ja es wird ein Stück Natur. Vielleicht offenbart sich das Göttliche im Menschentum nirgendwo stärker als darin, daß seine Bauwerke an der Gestaltung dieser Natur mitarbeiten, oft den Charakter einer Landschaft geradezu bestimmen, obwohl sie an sich in dem Gesamtraume so winzig sind wie armselige Staubkörner, so armselig klein werden, daß man in einsamer dunkler Nacht völlig die Maßstäbe verliert, weil man selbst mit aufmerksamem Suchen nicht mehr zu finden vermag, was einem im Tageslichte so groß erschienen ist.

Ich glaube aber, daß für unser sinnliches Erleben von der Welt dieses Bewußtwerden des Raumes und die Genußfreude an der Gestaltung und künstlerischen Bemeisterung dieses Raumes das stärkste Erleben ist, was bildende Kunst uns zu geben vermag.

Ob nicht gerade hier der Zauber Italiens für uns Deutsche liegt? Die Klarheit der Luft, die Helligkeit des Himmels unterstützen uns hier beim Sehen der Architektur, auf die die Geschichte des Landes und seiner Kunst uns so berechtigt einstellt. Dieser Architektur ist es zu danken, daß wir uns in Italien von einer Größe des Erlebens, einer Stärke des Wollens auch dort unwittert fühlen, wo die armseligste Gegenwart Mitleid oder Zorn wecken sollte. Das, was wir zu innerst neid-

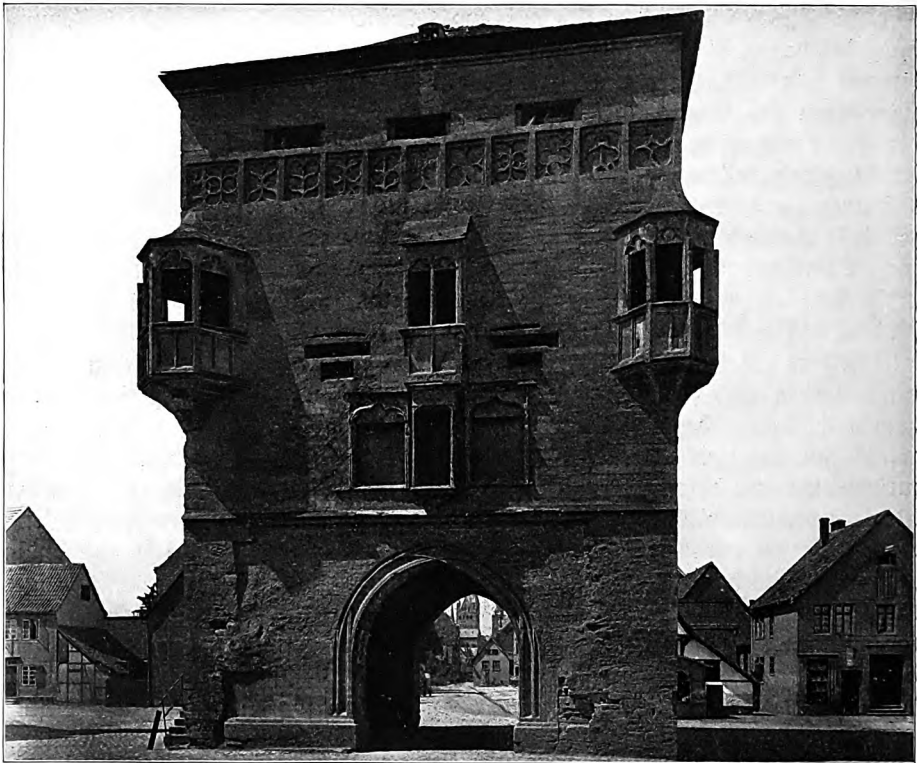


Abb. 1 (Königliche Meißelbanstatt, Berlin)

Osthofentor

voll empfinden, wenn wir von der Größe und Lebenskraft der Renaissance sprechen, fühlen wir zum Greifen nahe in dieser steinernen Bauwelt, die von überschäumender Lebenskraft, von einem unbändigen Verlangen nach Tat kündet. Alle diese Steine sprechen von einer Empfindungsweise, der die Stimmung der Stunde die Auslösung in schmeichlerische Musik, in den geschmeidigen Vers der süßen Sprache nicht genügte, die für sich selbst ein dauerndes Zeugnis verlangte und sich selbst auch der Umwelt aufzwang. Tyrannisch ist das; aber es ist auch das stärkste Gemeinsamkeitsgefühl mit dem Volke, denn am Bauwerk haben alle teil, selbst wenn es der verschlossene Palast eines Reichen ist. Es wird vollends zum Eigentum aller, zum Ausdruck aller, wenn es die höchste Stufe der Zweckbestimmung erklimmt und — sei es als Kirche, als Rathaus, als Halle — Heimstätte, ja Geburtsstatt des gemeinsamen Lebens wird. Und die Italienschwärmerei der Weit- und Vielgereiften pflegt den Gipfel zu erklimmen, weil man selbst am kleinsten Orte solche Bauwerke antraf und an abgeschiedenen Stellen den großen Geist der großen Zeit eines starken Volkstums für immer in gewaltigen Formen ausgeprägt fand.

In der Betonung dieser Größe und Schönheit Italiens liegt ein verschwiegener Vorwurf gegen das eigene deutsche Vaterland. Seit Jahren empfinde ich mit wachsendem Ingrimm und zunehmender beglückter Freude die Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs. Die Freude gilt dem von Tag zu Tag sich mehrenden persönlichen Besitz an Heimatschönheit und volllicher Größe; der Ingrimm der seltsamen Tatsache, daß der reiselustige Deutsche gerade sein Vaterland wenig kennt, daß der draußen so Eindrucksbereite, so Sehungerige zu Hause mit verschlossenen Augen geht.



Abb. 2

Zwischen Gartenmauern



Abb. 3 (Königliche Meßbiblanstalt, Berlin)

Patrolijkirche

Gewiß, unsere Art ist ganz anders, ist immer anders gewesen, als die des Südländers, dem ein leicht aufloherndes Temperament das Innere nach außen kehrt, so daß er nichts für sich zu behalten vermag. Wie er draußen auf der Straße, auf dem Platze lebt, die Stube eigentlich nur aufsucht, wenn es sich nicht vermeiden läßt, so drängt es ihn natürlich auch in seiner künstlerischen Betätigung zur möglichst öffentlichen, der Allgemeinheit zugewendeten Form. Daher ein Pathos und ein hinreißendes Feuer dieser öffentlichen Mitteilung, wie sie sonst nirgendwo zu finden.

Aber wird darum der Ausdruck der deutschen Art weniger wertvoll, weil sie verschlossener, heimlicher und allerdings auch problemhafter ist? Gewiß ist die Sondertümelei, ist die Einstellung auf die Pflege des mir allein Gehörigen ein starkes Hemmnis für einen gewaltigen, von vornherein überzeugenden Ausdruck an die Gesamtheit. Aber wie reizvoll muß sich dieser Widerstreit zwischen dem rein Persönlichen und dem Allgemeinen ausdrücken, wo er doch durch die ganze Innen- und Außengeschichte unseres Volkes hindurchgeht, ihr das charakteristische Gepräge gibt, und wo es doch immer wieder einmal dazu gekommen ist, daß das Allgemeine, das der Ganzheit Gehörige Sieger wurde?! Gewiß, man muß mehr suchen, man muß sich liebevoller versenken; aber keiner hat noch umsonst gesucht, und die Ausbeute, die deutsches Land im deutschen Bauschaffen

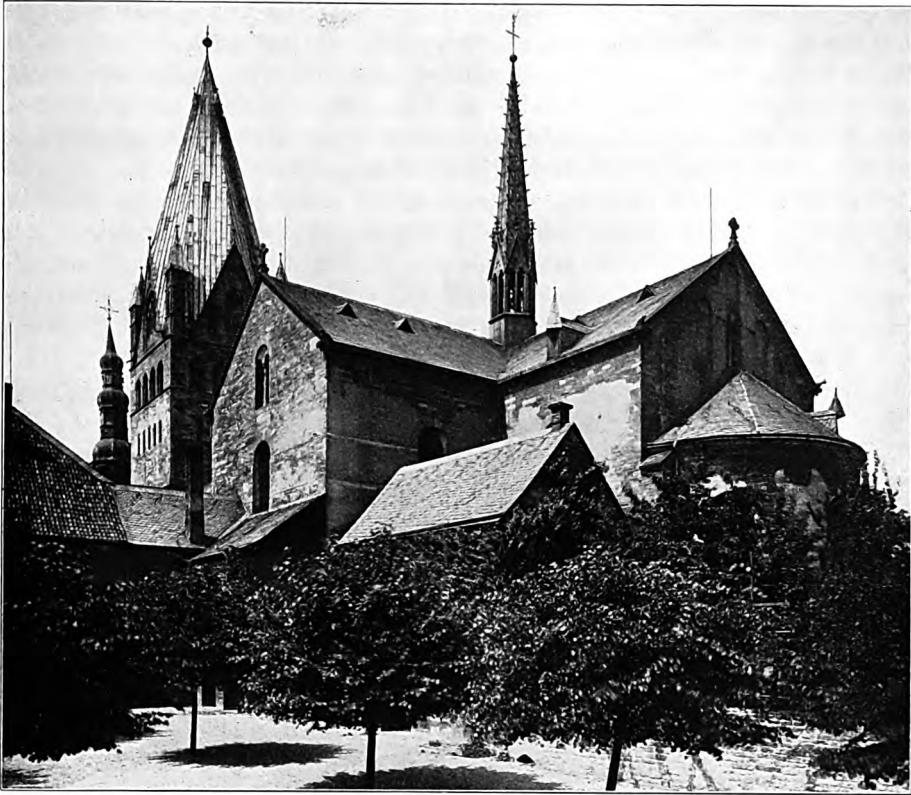


Abb. 4 (Königliche Meßbilbanstalt, Berlin)

Patrokkirche (Ansicht von Südosten)

dem eindringenden Blicke bietet, ist von einer Mannigfaltigkeit des Lebens, einem immer neuen und überraschenden Abwandeln eines im Grunde gleichen Ringens, die unvergleichlich sind. Mag dem Baubilde, das unser Land bietet, das strahlende Heldenepos fehlen — wir haben die große, wir haben vor allem die stille Tragödie, wir haben allenthalben die romantische Ballade, das behagliche Idyll und oft genug auch den fröhlichen Humor.

* * *

„Kennen Sie Soeft?“ habe ich schon wiederholt der begeisterten, von mir nur zu gern miterlebten Schilderung italienischer Bauherrlichkeiten entgegengehalten. Die Frage wird meistens verneint. Ich könnte an Stelle von Soeft ein halbes Hundert anderer deutscher Orte nennen, mit den gleichen Ergebnissen. Selbst die um ihrer Altertümlichkeit willen „berühmten“ Städte und Orte unseres Vaterlandes sind in Wirklichkeit nicht so besucht, wie man im Verhältnis zur deutschen Reisefreudigkeit annehmen müßte. Hunderte reicher Baudenkmäler, köstlicher Dörfchen, alter verträumter Gärten sind nicht einmal dem Namen nach jenen Kreisen der Gebildeten bekannt, die in Italien so gut Bescheid wissen, wie

der Baedeker oder das übliche kunstgeschichtliche Handbuch. Kann man doch selbst diesen kunstwissenschaftlichen Büchern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die Schönheit und den Reichtum des deutschen architektonischen Kulturbesitzes nicht genügend ins Licht stellen, oft sogar nicht einmal ausreichend aufzählen. Auch diese Werke leiden unter der nun schon seit Jahrhunderten herkömmlichen, auch auf dieses Gebiet sich erstreckenden Überschätzung der klassischen Welt.

Soest lockte mich schon das erstemal, als ich von Berlin aus die Fahrt ins Ruhrgebiet zu machen hatte. Es war zur Erntezeit. So weit der Blick reichte, üppig bestandene Kornfelder; schwer wiegten Obstbäume ihre Kronen über dem wogenden Ahrengold; in leuchtendem Rot grüßten die Dächer der stattlichen Bauerngehöfte, die sich da und dort dichter scharfen und nun hier in Soest aus ihrer Mitte eine Reihe von Türmen emporragen ließen, darunter einen, der so gewaltig und fest die strengen Quadratformen des westfälischen romanischen Stils aufwies, wie ich sie sonst nirgends gesehen. Aber damals ließ die berufliche Aufgabe keine Stunde frei, und so kam ich das erstemal an einem naßkalten Spätherbsttage hin. Für zwei Stunden, wie ich dachte; aber am nächsten Tage um dieselbe Zeit war ich noch dort und bin seither nochmals eingekehrt, dieses lezte Mal zur Blütezeit, als die alten Gräben sich ausnahmen wie überfüllte Blumenbeeten und über altes Gartengemäuer junge Blütenlust sich dehnte und streckte.

Mit jenem ersten Eindruck vom schweren Erntesommertage vereinigte sich dieses Blühen zum Gefühl einer üppigen Fruchtbarkeit. In keiner anderen Stadt

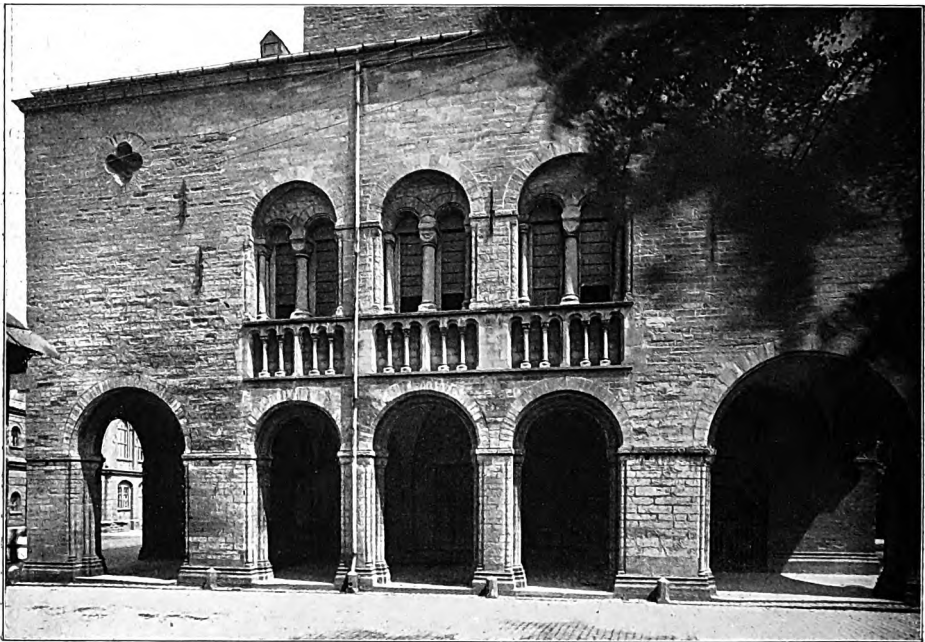


Abb. 5 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Patrokkirche (Westbau)

hat sich mir, wie hier, mit bürgerlichem Gehaben breites willenstarkes Bauern-
tum vermischt; aus fruchtschwerer Erde ein im Genuße starkes, aber doch schwer-
blütiges Geschlecht. Man fühlt noch heute dem armen Simplicius Simplicissi-
mus das wohlige Behagen nach, wie er da ins „Paradeiß“ kam und sich dort also
traktieren lassen konnte, „daß er in Kürze wieder einen glatten Balg bekam, dann
da saßte es das fetteste Bier, die beste Westphälische Schinken und Knackwürste,
wolgeschmack und sehr delicat Rindfleisch, daß man aus dem Salzwasser kochte
und kalt zu essen pflegte. Da lernetete ich das schwarze Brod Fingers-dick mit ge-
salzener Butter schmieren und mit Käß belegen, damit es desto besser rutschte,
und wann ich so über einen Hammelstolben kam, der mit Knoblauch gespickt war,
und eine gute Kanne Bier darneben stehen hatte, so erquickete ich Leib und Seele



Abb. 6 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Patroklirche (Innere)

heiligen Leichnam nach Soest gebracht, wo in den harten Sachsenhädeln der Christenglaube noch schwer mit den Mären von Odin und Thor rang.

So alt und noch älter ist Soest, das aus den Sodsaten-Hoven entstanden war, den Bauerngehöften, die sich in der Nähe der salzigen Quellen um einen Teich angesiedelt hatten, mitten auf dem Hellweg, der heute noch der fruchtbarste Landstreifen Westfalens ist. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte die Stadt ihr eigenes Recht, fünfzig Jahre später hatte sie die Ausdehnung von heute,



Abb. 8 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

St. Petrikirche mit Bild auf den Turm von Patrolli

war von starken Mauern mit dreißig Türmen umwehrt, und ihr Name war überall bekannt, wo deutsche Kaufleute hinkamen. Der isländische Dichter der Thidrettsage nennt Soester Leute als seine Gewährsmänner. Die Herrlichkeit dauert zweihundert Jahre, ihr Ende fällt bezeichnenderweise mit dem Ende des schweren Kampfes zusammen (1449 Schluß der Soester Fehde), den die Bürgerschaft jahrhundertlang um ihre Freiheit gegen geistliche und Abelsmacht hatte führen müssen. Der Frieden bekam ihnen nicht gut; nur die von außen hereingetragene Not vermag diese Dickhädel zum Zusammenhalten zu zwingen, sonst stoßen sie sich aneinander wund oder verbrauchen sich in selbtherrischer Einsamkeit. Heute sind im nahen Industriegebiet schier über Nacht Städte emporgeschossen, und überfüllte Großstädte tragen Namen, die noch vor zwei Menschengeschlechtern an kümmerlichen Dörfchen klebten. Die Bauernstadt Soest dagegen hat heute noch nicht wie-

der die Einwohnerzahl erreicht, die sie im Mittelalter hatte. Aber dem deutschen Herzen tut es doch wohl, daß, während weiter im Westen der Fabrikshlot herrscht, hier alte Bollwerke unter Blütenmassen versinken und schwer gefügte Kirchtürme gleich Reden der Vorzeit emporragen: Symbole der bäuerlichen Erdkraft und Trutzfähigkeit, aus der auch unsere Industrie so gewaltig emporgewachsen ist.

Das westfälische Bauerntum ist in Soest Architektur geworden.

Nein, es ist keine Stadt. In den Städten fühlen sich die Bürger als Nachbarn. Sie ordnen ihre Häuser mit Sinn für die Straße, Siebel reiht sich an Siebel, und wenn der einzelne für sein Haus an Schmuck aufbringt, was er vermag, dem eigenen Bedürfen oder auch nur der Sonderlaune noch ein Erkerchen abgewinnt, oder ein Bildwerk schnitzt, das seinem Hause die eigene Stellung einräumt, so wahrt er doch unbewußt mit allen Nachbarn, mit dem ganzen Geviert den gleichen Charakter, so daß gerade im Gesamtbild die Größe und das Wesen des Ortes liegt. So ist's in Hildesheim, in Goslar, im nahen lippischen Lemgo, so hoch oben in Danzig oder auch im südlichen Nürnberg, Bamberg, dem kleinen Rothenburg und Dinkelsbühl. Wenn man dagegen durch die zahllosen Gassen und Gäßchen von Soest herumstreicht — es gibt eigentlich nur eine richtige Straße, und die fällt mit dem großen, durchs Land von alters her ziehenden Hellweg zusammen —, so stellt das eine Haus den Siebel, das andere die Breitseite hin, dann zieht sich wieder eine lange Mauer, hinter der Höfe und Gärten liegen. Immer kann man den einzelnen für sich umkreisen. Sie hocken hier ja ganz nahe zusammen, aufeinander, aber der Charakter, aus dem heraus sie das alles gebaut haben, ist jenes Für-sich-Hausen, das bereits Tacitus hervorhebt.

Und mitten zwischen diesen Behausungen der Eigenwilligen, der Sondertümler ragen nun Bauten von einer Größe, einer schier zornigen Wucht, von einer kraftstärkeren Energie und auch wieder lachenden Lebensicherheit, die nur aus dem einhelligsten Gemeinsinn herauswachsen können. Ich habe vor keinem Bauwerk im deutschen Lande so stark den Eindruck gehabt, daß es ganz so geworden ist, wie es gewollt war, und daß dieser Wille von vornherein so unbedingt sicher sich die Grenzen des Möglichen umrissen hatte, so daß nachher die Ausführung dem Plane nichts schuldig blieb, wie vor dem Patrokli-Münster in Soest (Abb. 3—7). Den Westbau, der einem das ganze Werk unvergeßlich macht, hat sein Schöpfer in Italien geträumt. Und „wie im Traum er ihn trug, wies ihn später sein Wille“. Die dahinter liegende Kirche verrät ihre Baugeschichte. Selbst von der ersten, ins zehnte Jahrhundert reichenden Periode sind noch einzelne Überreste zu entdecken. Dann wird etwa um 1100 diese einschiffige Kreuzkirche zur dreischiffigen Basilika erweitert, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts das Mittelschiff mit Kreuzgewölben überspannt. Der Westbau dagegen ist in eins entstanden. Der viergeschossige Turm ragt wuchtig, wie ein Festungswerk, über einer zweigeschossigen viereckigen Halle, der eine Loggia vorgelagert ist, über deren fünf offenen Bogen im Obergeschoß die Rüstkammer liegt. Es ist eine Verbindung dessen, was dieser Baumeister in italienischen Kirchen und Stadthallen gesehen hat, mit den gewaltigen Trutztürmen des Südens, aber das Ganze eingedeutscht in den stolzen und praktischen Geist dieser Bauernstadt.

Zahlreiche Westfalen waren seit 1189 mit den Kreuzzügen durch Frankreich und Italien nach dem Orient gepilgert. Sie haben offene Augen gehabt da draußen und die herrlichen Bilder tief in sich eingefogen, aber nicht ein Lüttelchen ihres Wesens haben sie preisgegeben. Gerade diese Westfalentürme zeigen diese kantige Eigenart, die in Paderborn, Minden, Fredenhorst oder an kleineren Orten wie Ostönnen, am stärksten hier in Soest. Es ist, als ob sie aus dem Boden herauswüchsen, nichts Überflüssiges ist daran, keinerlei Zierat. Nur der Rhythmus der Kraft liegt in der Anordnung der Geschosse und ihrer Öffnungen, die hier in Soest auch mit Verteidigungszwecken rechnen. Darum steht solch ein Turm auch allein, nicht zu mehreren, wie im fröhlichen Reichtum der rheinischen Bauweise. Dieser schwere, feierliche Rhythmus liegt auch in der wuchtigen Gliederung des Innern, die auch ganz auf die Fläche, die strenge Pflichterfüllung gestellt ist und auf den



Abb. 9 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Wiesentische

Schmuck der Kapitelle und Sockel verzichtet, überhaupt so sparsam wie möglich mit allem Nichtarchitektonischen umgeht.

Der Verzicht auf Plastik, der vielleicht zum Teil seinen Grund in der Weichheit des zu Gebote stehenden Sandsteinmaterials hat, wird wettgemacht durch die reiche Malerei. Eine reine Architekturmalerei. Die Verbindung mit der Antike scheint ganz gelöst, der Verzicht auf das Vorbild in der Natur ist unverkennbar. Allherrschend ist das Stilgefühl für die Fläche. Hier offenbart sich deutlicher, als in irgendeiner Architektur, der Einfluß der Kreuzzüge, denn in diesen Bildern herrscht der Geist von Byzanz. Seltsam, dieses westfälische Städtchen, das heute so wenig von Fremden aufgesucht wird, ist durchs ganze dreizehnte Jahrhundert der Mittelpunkt der byzantinischen Einflüsse für die norddeutsche Kunst. Wie St. Patrokus bergen die Nikolaitkapelle und Maria auf der Höhe Wunderwerke dieser heilig-strengen, in überirdischen Farben leuchtenden, ganz unirdischen Malerei, die so Fläche ist, daß sie nur der Architektur dient, aber gerade in diesem Dienen ihre ureigenste Macht, die der Farbe, überwältigend entfalten kann (Abb. 7 u. 12).

Bestrebungen unserer modernsten Kunst begegnen sich mit dem hier Vorhandenen. Werden sie dadurch überzeugender? Ich glaube kaum. Was wir hier



Abb. 10 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Wiesentirche



Abb. 11

Bild auf die Wiesentkirche

sehen, wirkt so selbstverständlich, so ganz ungezwungen und natürlich gewachsen. Es war entstanden in Gemütern, die von keiner Überlieferung, keiner überkommenen Kunst beschwert waren, die überwältigt wurden durch das, was sie in der Fremde sahen. So stellt sich ein Stil ein als einfachster Ausdruck eines natürlich Gewordenen und unproblematisch Empfundnen. Ganz anders ist es, wenn dieser Stil bewußt gesucht und aus Erkennen heraus geformt wird. Ich will die malerische Ausbeute, die Soest dem Besucher bietet, in diesem Zusammenhange weiter nicht ausbreiten, zumal mir auch das zur Verfügung stehende Bildmaterial nicht genügt. (Man vergleiche im übrigen das schöne Buch von Hermann Schmitz über „Soest“ in der Sammlung „Berühmte Kunststätten“. Da findet sich auch ein vollständiges Literaturverzeichnis.)

Der ergriffene Betrachter des Westbaues vom Patroli-Münster braucht nur wenige Schritte zu tun, und er kann sich auch der architektonischen Schwächen dieses bodenständigen Geistes nicht verschließen. Die Gerechtigkeit gebietet, auch sie zu nennen, zumal sie so außerordentlich charakteristisch, so bodenständig sind. Was hätte ein italienischer Baumeister aus einem solchen Zusammenstoßen zweier gewaltiger Kirchenbauten gemacht, wie wir sie hier überraschten Blickes sehen, wo die älteste Kirche St. Petri mit St. Patroli zu einem langen gemeinsamen Bau fast zusammenwächst (Abb. 8)! Hier schädigen sich die beiden Bauwerke. Der Platz wird formlos, kein Überlegen, kein die Gesamtanlage bedenkendes Raumgefühl waltet. Man steht verblüfft vor dieser Verschwendung und muß schon die Erinnerung an die Ortsgeschichte mit den Sonderwünschen verschiedener Stadt-



Abb. 12 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Nikolaitapelle (Chor)

teile zu Hilfe nehmen, um eine derartige Anordnung überhaupt nur zu verstehen. Daneben freilich überkommt uns, wenn wir des Gehaders denken und der Feilscherei, die heute allemal anhebt, wenn es sich um die Errichtung öffentlicher Zierbauten handelt, ein bellommenes Gefühl vor dieser Tatenlust des deutschen Bürgertums im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die Leute müssen nicht gewußt haben, wohin mit der Kraft, wohin mit ihrem Unternehmungsgeist und einem Betätigungsinn, der ins Öffentliche strebte. So ungeheuer der Wert der Renaissance gerade darin ist, daß sie den Einzelmenschen auf sich selbst verwies, es sind doch auch starke Werte mit diesem Gewinn zugrunde gegangen. Es ist doch ein Riesiges, wenn der einzelne so wenig an sich selbst denkt, sich so wenig als Mittelpunkt sieht, sondern sich eigentlich nur als Teil eines Ganzen vorzustellen vermag und darum das, was groß und stark und dauernd in ihm ist, für diese Gesamtheit auszuleben strebt.

Dieses kleine Soest hat heute noch sieben Kirchen, früher kamen noch zwei- und zwanzig Kapellen dazu; bei mehr als der Hälfte muß die „Bedürfnisfrage“ verneint werden, und man begreift es, daß man Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gesehlich dieser Bauzeit Halt gebot. Eine Reihe von Klöstern und Stiften kam noch hinzu, und so versteht es sich rein aus sozialen Gründen, daß mit dem Augenblick, wo die günstige Vermögenslage einen Stoß erlitt, der ganze Zorn sich gegen diesen Luxus, der sich nun in Zeiten der Not nicht ausmünzen ließ,kehrte. Bei dem tiefen Ernst der Bevölkerung ist es doppelt merkwürdig, daß gerade in Soest die Reformation keinen tief religiösen Charakter hat, sondern mehr den der Revolution und des Machtkampfes verschiedener sozialer Schichten.

Freilich, auch die gutkatholische Zeit hatte in dieser Gegend keine kritiklose Unterwürfigkeit gegen die Priesterherrschaft gekannt. Der Bürger fühlte sich selbständig genug, um auch seinem Gotte gegenüber seine Art zu bekunden und sich nicht überall hinter die priesterliche Mittlerschaft zu verbergen. Dieser Geist, aus dem schließlich die Reformation herausgewachsen ist, hat auch im deutschen protestantischen Kirchenbau kaum einmal einen so überzeugenden Ausdruck gewonnen, wie hier in der um 1314 begonnenen gotischen Kirche „Maria zur Wiege“ (Abb. 9 u. 10). Hier haben wir den Hallenraum für die Gemeindeversammlung. Der

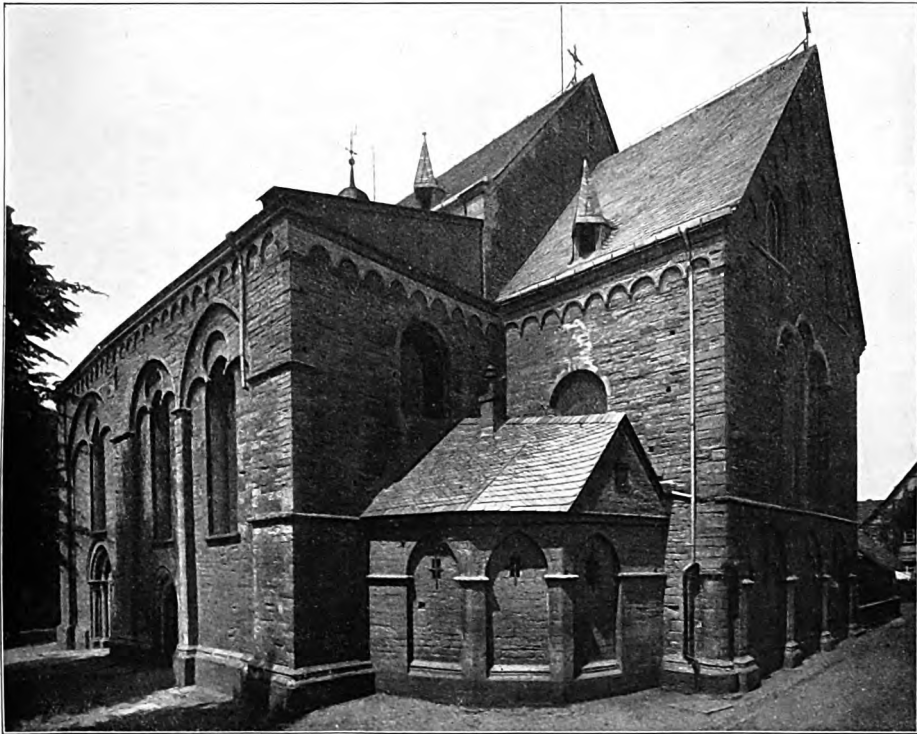


Abb. 13 (Königliche Meßbildanstalt, Berlin)

Sohnetirde

verschafft hat. Das vielbesprochene westfälische Abendmahl in dem einen Glasfenster atmet den gleichen Geist, allerdings hier bewußt quertöpfig und widerspruchsbereit, wenn auf der Abendmahlstafel Schweinstopf und Schinken prangt.

Die Wiesenkirche steht sehr schön und bietet von jenseits des Teiches gesehen ein malerisches Bild (Abb. 11). Die Neuzeit hat freilich manches verdorben. Wie wunderhübsch duden sich die alten armen Häuschen auf der Nordseite, wie unedel und aufdringlich steht das neue Pfarrhaus, ganz zu geschweigen von einem roten Backsteinbau, der auch noch den sonst so geschlossenen Farbenton zerreißt. Dabei hat man auch für diese weltlichen Bauten die schönsten Vorbilder. Gleich dicht bei der Kirche (Widumsgasse 24) steht solch edles Herrenhaus, stolz aber unaufdringlich. Nach der Straße zu sperrt den Blick die hohe Hofmauer, die die eine Seite des Quadrats bildet, als das der ganze Besitz erscheint. In dem einen rechten Winkel liegt das Tor. Die Schräge auf den gegenüberliegenden Winkel führt zum Eingang des Hauses, das mit seinen beiden Flügeln die zwei anderen Seiten des Quadrates ausfüllt. Wenn das Tor geschlossen ist, sind diese Leute ganz für sich, unnahbar für die Welt draußen; und doch hat man das Gefühl, daß da drinnen heimelige Räume sind voller Behagen, das auch den Gast umfängt.

Auch das Äußere dieser Kirche ist einfach und sachlich, nichts von dem überquellenden Reichtum, der die Gotik im Westen auszeichnet. Vielleicht wirkt gerade deshalb die eine Marienstatue am Südportal so eindringlich in ihrer lebenswürdigen Schlankheit, der auch das etwas dicke Gesicht so wenig anhaben kann, wie der Schönheit eines Bauernmädchens die allzu vollen roten Waden. —

Auch die kleine Nikolaitapelle atmet den Geist des Bürgertums. Eine Kaufmannsgilde, deren Schiffe das berühmte westfälische Tuch hinaustrugen bis weit nach Rußland hinein, hat diese Kapelle dem Schiffspatron geweiht. Sie erinnert im Innern einigermaßen an ein Schiff. Man kann sich denken, daß die Gildemitglieder sich hier „daheim“ fühlten, als seien sie in ihrem Gildehaus. Die Maleereien dieser Kapelle zeigen gegen die früheren im Patroli-Münster das Verlangen nach erhöhter Bewegtheit. Überschneidungen in den Gliedern, scharfe Bewegung der Gewandfalten sollen aus der offenbar jetzt als Zwang empfundenen Stillisierung befreien. Es ist daselbe Empfinden, das später aus der strengen Renaissance zum Barock führte. (Abb. 12.)

Eine Kirche ist dann vor allen noch sehenswert: Maria zur Höhe (Hohnekirche, Abb. 13). Auch sie zeigt, wie glänzend das Baugesühl dieser Zeit sich allen Bodenbedingungen anzuschmiegen verstand und aus scheinbaren Hemmungen neue Anregung gewann. Die ursprünglich kleine Hallenkirche ist später nach Süden zu erweitert worden. Die Nordwand und den Turm ließ man dabei stehen. Als bei der Erweiterung der Scheidbogen auf den Turmeingang traf, fing man den Wandpfeiler ab, setzte ihn auf drei Säulen und schuf auf diese Weise unter dem Turm eine Taufkapelle von eigenartiger Intimität. (Abb. 14.) Auch sonst ist schier alles in dieser Kirche unregelmäßig, und doch eint sich das Ganze zum geschlossenen Eindruck. Dieser erhält seine Krönung durch die Ausmalung, deren seltsame Fremdartigkeit den Geist des Beschauers weit fortträgt in südliche Lande. Aber der Gedanke, daß vielleicht von fernher berufene Maler hier gearbeitet haben, verstummt,

wenn man solche Einzelheiten sieht, wie, daß der Kaiser Maximilian, wenn er über die heilige Katharina das Urteil spricht, das Bein so überschlägt, wie es im Soester Recht vom Richter verlangt wird. Seltsam und überaus reizvoll, wie sich so die Enge eines bodenständigen Lebens mit der erwanderten Weite mischt.

Fand vielleicht gerade darin dieser westfälische Geist Befriedigung einer fast verschämt geheim gehaltenen Sehnsucht nach Phantasie?

Poesie und Musik haben hier keine nennenswerte Pflege gefunden. In der Malerei steht neben dieser fremdartigen Wandkunst eine durchaus der Scholle entwachsene sachliche, scharf charakterisierende Tafelbildnerei. Die Größe des Stammes offenbart sich in der Architektur, hier mit einer herben Strenge und einer fast harten Sachlichkeit, die dem fröhlichen Spieltrieb, der doch in aller Kunst mitwohnt, kein Plätzchen zur Betätigung läßt. Und doch, in diesem Lande, das sich immer ausgezeichnet hat durch sein scharfgeistiges Rechtsdenken, seinen kühlen juristischen Verstand, waltet neben der klaren, lebensklugen, nüchternen Rechtsprechung die phantastische Vehme, und neben der anschaulichen Geschichtschreibung, die sich als literarischer Ersatz für die fast fehlende Dichtung frühzeitig entwickelte, finden wir ein schier undurchdringliches Gewühl nebelhafter Sagen. Sollte wirklich nur der Architektur so ganz das Phantastische fehlen?

An jenem regnerischen Novembertage, an dem ich zum erstenmal staunend vor Soests Baudenkmälern stand, brach in der Mittagsstunde plötzlich ein Sonnenstrahl durch das graue Gewölk. Mit kurzen Lichtern überhuschte er die hohen Mauerflächen von St. Patrokli. Da war es, als begönnen sie von Farbe zu leben. Welch wunderbarer Stein ist in diesen Gebäuden verarbeitet! Der Geologe nennt ihn Mergelsandstein. Wie kümmerlich das klingt für dieses poröse Gewebe, das in sich die Farbe des Moooses eingesogen hat und nun in hundertfältigen Abstufungen schimmert und leuchtet, vom leisen Anhauch einer kargen Felsenflechte bis in die satte Tiefe des glühenden Smaragdes. So belebt die Natur mit ihren phantastischen Gebilden, was die Menschenhand in kahler Strenge gestaltet hat.



Zu unsern Bildern

Joseph Kerschenteiner

Wenn ich die Leistungen jener bildenden Künstler, die in dem Teil der Presse, der heute die öffentliche Meinung in Kunstdingen macht — mehr durch die laute Aufdringlichkeit, als durch sachliche Hingabe und ernste Gewissenhaftigkeit —, als höchster Ausdruck der Zeit und einzig „modern“ gepriesen werden, mit dem stillen Schaffen vergleiche, in dem allerorten in Deutschland ernste Männer ihr Bestes hingeben, ohne daß jene „Kunst“-Presse anders als gelegentlich wegwerfend ihre Namen nennt, so freue ich mich innerlich immer mehr auf die Umwertung, die vielleicht schon in einem Menschenalter eine rückschauende Ausstellung wird vornehmen müssen. Freilich, diese ruhig Schaffenden werden dann kaum mehr viel davon haben.

Wieviel müde Gleichgültigkeit, wieviel ingrimmige Verbissenheit, aber doch auch wieviel überlegenes, von tiefstem Humor durchsonntes Wirken kommt auf Rechnung dieses lärmvollen, unduldsamen Kunsttreibens, wie es heute unsere Großstadt kennzeichnet und von dort aus durch die Presse auch das flache Land tyrannisiert. Man möchte sich am liebsten von alldem abwenden, fühlte man nicht die Pflicht, nach seinen Kräften mitzuwirken, daß doch wenigstens die Gemeinde der still Genießenden, der Unmobilschen zur Kenntnis so manches ihr wahlverwandten Künstlers gelangt.

Kürzlich ist Josef Kerschenteiner fünfzig Jahre alt geworden. Das wurde zum Anlaß einer umfangreichen Ausstellung an des Künstlers Wohnort (Stuttgart). Wie aus den Berichten der Presse hervorgeht, war man selbst dort überrascht über den starken Eindruck, den dieses Gesamtwerk durch das künstlerische Vermögen und die in ihm aufgespeicherte menschliche Energie ausübte. So etwas sollte bei einer wirklich vernünftigen Kunstpolitik nicht vorkommen. Man schimpft in der Provinz so gern über die Vorherrschaft Berlins, stellt berechtigt ihre Schäden dar, unter denen nicht der geringste ist, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil unseres Volkes für seinen Kunstgeschmack in der Presse einen Ausdruck findet, der selbst dann nur verwirren könnte, wenn wir nicht noch innere Ablehnungsgründe gegen diese Einstellung zur Kunst haben müßten.

Es hat gar nichts mit Antisemitismus zu tun, wenn man in der Vorherrschaft — man könnte fast Alleinherrschaft sagen — der jüdischen Kunstkritik der Berliner Presse einen anormalen Zustand sieht. Denn daß in der ganzen Einstellung zur Kunst zwischen deutschem und jüdischem Empfinden tiefgreifende Wesensgegensätze vorhanden sind, vermag niemand zu leugnen. Mag man da den Eifer und die Opferwilligkeit, die der jüdische Volksteil für Kunst aufbringt, an sich noch so hoch werten, so bleibt doch die suggestive Wirkung, die dieser kleine Teil des Volkes durch eine sein Zahlverhältnis hundertfach übersteigende Pressebeteiligung auch auf diesem Gebiete ausübt, eine bedenkliche Verschiebung unserer Gesamteinstellung zur Kunst. Darum wäre es doppelt wertvoll, wenn allerorten gegen diese berlinische Kunstpolitik eine gesunde Heimatpolitik getrieben würde, die mit allen Kräften die einheimischen Werte zur Geltung brächte. Lieber ein Stück Lokalpatriotismus zu viel, als die jetzt übliche kritiklose Nachahmung des von der Zentrale aus gegebenen Beispiels. Gerade die Kunst, und vor allem gerade die deutsche Kunst, hat zu allen Zeiten ihre besten Kräfte aus der heimatischen Umgrenzung und der Schollenhaftigkeit gewonnen. Es braucht keine äußerliche Heimatkunst zu sein; aber das Beste unseres Stammeswesens und damit der Urkraft unseres Volkstums erliegt in den großen Kunstzentren allzu leicht den von der Großstadtpresse und dem großstädtischen Kunsthandel so mächtig unterstützten internationalen Einflüssen.

Josef Kerschenteiner, der 1864 in Augsburg geboren ist, empfing schon als Knabe die bestimmenden Eindrücke für seine spätere Kunsttätigkeit. Sie knüpfen an den Besuch einer Menagerie, die auf die jugendliche Einbildungskraft einen so starken Eindruck machte, daß von da ab Elefanten, Löwen und anderes Getier die Opfer der kindlichen Zeichenlust wurden. Der Jüngling und Mann ist diesem Stoffkreis treugeblieben. Die entscheidenden Studien trieb Kerschenteiner an der Tiermalschule in Karlsruhe, wo er nacheinander bei Hermann Baisch, Heinrich Bügel und Weishaupt Schüler war. Nachher bestimmte ihn Mills Zoologischer Garten, in Stuttgart seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Neben den Tieren selbst hat Kerschenteiner auch die Umwelt, in der sie uns heute begegnen, die Menagerien, Zirkusse, Tiergärten in zahlreichen Bildern dargestellt. Wir hoffen, später auch diese Seite seines Schaffens unseren Lesern vorführen zu können, die aus den Beilagen des vorliegenden Heftes die Art seiner Tiermalerei kennen lernen.

Es war noch der ältere Bügel, bei dem Kerschenteiner studierte, und in Verbindung mit den Namen Baisch und Weishaupt kennzeichnet er die geistige Richtung seines Schaffens. Das Tier ist für Kerschenteiner als Kreatur wichtig, als Individualität. Er ist der Darsteller

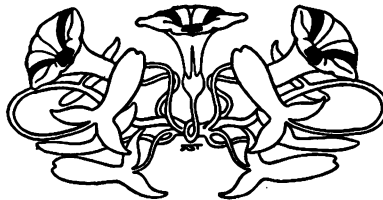
der Tierseele, für die er in der gesamten körperlichen Haltung den natürlichen Ausdruck sieht. Es kommt Kerschensneider darum vor allem auf ein bildliches Herausmodellieren der charakteristischen Körperhaltung an, und es hat etwas Porträtpaftes, wenn er überall den Zustand der Ruhe bevorzugt. Man fühlt es dem Künstler nach, daß er am liebsten einen individuellen Namen für jedes von ihm dargestellte Tier als Bildbezeichnung wählen würde, weil er selber von diesen persönlichen Werten des einzelnen Tierindividuum so überzeugt ist, sie so genau kennt, wie jeder Hirte die der ihm anvertrauten Herde. Eine Zeichnung, wie die unbedingt sicher hingesezte des Kamels, ist für diese ganze Art kennzeichnend, während beim Gemälde sich natürlich mehr das Typische der ganzen Gattung einstellt (vgl. besonders den Elefanten). Zeichnung und Gemälde beweisen übrigens, daß auch bei dieser geistig-seelischen Einstellung des Künstlerauges die sinnlichen Werte der Malerei keineswegs zu kurz zu kommen brauchen. Es ist ganz prächtig, wie z. B. in der Löwenzeichnung die ganze Modellierung auf den Tonwerten des Schwarz-Weiß beruht; ebenso zeigen die beiden farbig wiedergegebenen Bilder, wie die Farbe als Tonwert Gestaltungsmittel wird und keineswegs etwa bloß als Füllung zeichnerischer Umrisse dient.

* * *

Der Pfingststimmung trägt Gustav Schönlebers Pfingstsonntag Rechnung. Der Türmer hat des Meisters Gesamtschaffen schon früher eingehend gewürdigt (Oktober 1912). Das vorliegende Bild atmet die ganze Innigkeit und Tiefe seines Naturerlebens. Pfingsten, das „liebliche“ Fest, wo alles in der Natur Ausdruck der Liebe ist und unser eigenes Empfinden zu ihr beglücktes Genießen einer sorglos schönen Gegenwart. Voll ist die ganze Welt von jener Mischung leichten Gegenwartsbesitzes und süßer Zukunftschwere, die das schönste Eigentum der Jugend ist.

In technischer Hinsicht ist dieses Bild ein treffliches Beispiel für die eigenartige Malweise des alten Schönleber, der sein Gemälde erst zeichnerisch bis ins allerletzte durcharbeitet und den Farbauftrag so dünn hält, daß die Zeichnung selbst als gestaltender Farbenwert mitspricht. Er erreicht dadurch eine außerordentliche Klarheit und Geräumigkeit des Naturausschnittes, wobei ihn die Stärke des Erlebens des Gesamteindrucks vor der Gefahr bewahrt, in Einzelheiten auseinanderzufallen.

Et.





Die Militärfapellen – eine Kulturfrage Von Karl Stord

Wie regelmäßig bei der Beratung des Militäretats im Reichstage wiederlehrende Behandlung der Militärmusikerfrage hat in diesem Jahre einen wesentlich ruhigeren Verlauf genommen, als früher. Besonders auffällig ist, daß nur der sozialdemokratische Abgeordnete Zubeil sich zum Vertreter der heftigsten Forderungen des „Musikerverbandes“ machte, daß dagegen der Redner der Freisinnigen, Abgeordneter Gunter, die kulturelle Bedeutung der Militärfapellen fast noch lebhafter vertrat, als es vom Ministertische aus geschah. Man darf darin wohl die Wirkung einer auf großem Fleiße und gediegener Sachkenntnis beruhenden kleinen Denkschrift „Die Erhaltung der Militärfapellen — eine Kulturfrage“ von Alexander Pfannenstiel sehen, die im Verlag von Artur Parbysius, Berlin, erschienen ist.

Da im Reichstag der Kampf gegen die Militärfapellen seit Jahren hauptsächlich von dem Standpunkte aus geführt wurde, daß sie eine schwere Schädigung des Zivilmusikerstandes bedeuteten — es wurde sogar von einer „Schmutzkonturrenz“ gesprochen —, hat sich der Verfasser in einem Rundschreiben an die Magistrate und Musikvereinsvorstände der zweihundertneunzig Garnisonsstädte die Verantwortung der Frage erbeten, „ob bzw. inwieweit an diesen Orten über die Militärfapellen berechnete Klage erhoben worden sei“. Es sind im ganzen einhundertsechundsiebzig Antworten eingegangen. Nur fünfzehn Antworten bejahten die Frage, daß überhaupt an diesen Orten wesentliche Klagen über Militärfapellen bekannt geworden seien, und nur in sechs Fällen wurde die Klage als „berechnete“ anerkannt.

Das hört sich denn doch wesentlich anders an, als die Klageführung des Genossen Zubeil im Reichstag. Von einer erdrückenden Konturrenz der Militärfapellen gegen die Musikgewerbetreibenden aus dem Zivilstande kann danach nicht die Rede sein. „Die Beschwerdeführer befinden sich“ — wir wollen hier die Denkschrift zu Worte kommen lassen — „in offener Selbsttäuschung. Noch arbeitet,

soviel wir heute übersehen können, in einer großen Anzahl der deutschen Garnisonsorte der Militärmusiker mit dem Zivilmusiker in durchaus friedlicher Weise Hand in Hand oder Schulter an Schulter, ohne daß der eine über den anderen Klage führt. Wo dies nicht der Fall ist, liegt es nach den uns zugegangenen Mitteilungen meist an der oft jeder Beschreibung spottenden technischen Unzulänglichkeit des Kollegen vom Zivil. Eine ganze Reihe von Berichten spricht sich darüber aus, wie trübe Erfahrungen man im Lande mit Privattapellen gemacht hat. Bestehen doch diese Privattapellen vielfach aus unbeständigem, mangelhaft ausgebildetem Lehrlingsmaterial oder aus Handwerkern, die nach der Arbeit zum Instrument greifen. Es fehlt den Mitgliedern dieser Kapellen meist an dem künstlerischen Ernst und Ehrgeiz, sie können daher oft genug kaum eine erträgliche Tanzmusik liefern. Während die Dirigenten der Militärkapellen durchweg eine akademische Prüfung ablegen müssen und daher eine gediegene musikalische Durchbildung besitzen, geht den Leitern der Privattapellen häufig solche bessere musikalische Vorbildung ab.“

„Dagegen wird vielfach ein ernstler Konkurrenzneid und Konkurrenzkampf im eigenen Lager, d. h. zwischen einzelnen, einander in ihren Interessentreisen nahe berührenden Musiklehrern und kleinen Musiktapellen beobachtet. Auch erziehen sich, wie die ‚Deutsche Musiker-Ztg.‘, das Organ des Allg. Deutschen Musiker-Verbandes, in ihrer Nummer 52 vom 27. Dezember 1913 selbst schreibt, durch billiges Stundengeben die Musiker selbst eine von Jahr zu Jahr immer mehr an Boden gewinnende Konkurrenz. Es finden sich Musiker, die Arbeiter zu Musikern ausbilden, um sich und überhaupt allen Kollegen eine direkte Konkurrenz zu züchten. Ferner wird durch die Konservatorien ebenfalls eine bedeutende Konkurrenz geschaffen. Es ist festgestellt, daß Schüler der größten Berliner Konservatorien nicht nur in Cafés und Theatern musizieren, sondern überhaupt jede Gelegenheit zum Geldverdienen ausnützen. Bei den im Musikgewerbe üblichen sogenannten kleinen Musikgeschäften, für die die technischen Leistungen des bürgerlichen Musikgewerbetreibenden im wesentlichen auch nur zureichen, ist dieser schon ohnehin im Vorteil, weil er seit Einführung der höheren Mindesttarife des Militärmusikers als billigere Kraft von den Arbeitgebern naturgemäß vorgezogen wird. Der Fall der ‚Konkurrenz‘ muß jedoch jedesmal da eintreten, wo der Arbeitgeber im einzelnen Falle höhere Leistungen beansprucht und — mangels geeigneter ziviler Kräfte — Militärmusiker trotz des höheren Tarifs zu verpflichten sich genötigt sieht. In solchem Falle ist also einzig und allein die geringwertigere Leistung an dem Vorhandensein der ‚Konkurrenz‘ schuld.“

„Es ist darum auch unstatthaft und für die weitesten Kreise unseres Vaterlandes irreführend, die privatmusikalische Tätigkeit des Militärmusikers, wie geschehen, schlechthin als Schmutzkonkurrenz anzusprechen. Eine solche „Schmutzkonkurrenz“ wird dagegen nach unseren Beobachtungen in ausgiebigem Maße von den die deutschen Lande überschwemmenden ausländischen Musikern und Kapellen getrieben. Auch die Beamtenmusiker bieten eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz, die den Militärmusikern in Sausch und Bogen mit auf die Rechnung gesetzt wird.“

„Kennzeichnend für die leichtfertige Art, wie der Zivilmusiker — angetregt durch den Alarmruf des Vorstandes des Allg. Deutschen Musiker-Verbandes — allgemein im Lande die Frage der Militärkonturrenz für sich auszumünzen und die Behauptung, daß eine solche Konturrenz tatsächlich überall bestehe, zu begründen versucht, ist ein uns erst in den letzten Tagen zugegangenes Schreiben des Magistrats einer großen mitteldeutschen Provinzialhauptstadt. Nach diesem Schreiben hat sich die von den ortsanwesenden Zivilmusikern angeführte Behauptung der Preisunterbietung der Militärmusiker ‚bei näherer Nachprüfung als nicht stichhaltig erwiesen‘, da laut eingezogener Auskunft von Sachverständigen am Orte die Militärmusiker nach ihrem Tarife höhere Preise zu fordern angewiesen sind. ‚Billigere Preise‘, so heißt es in dem Schreiben, ‚können daher nicht der Grund sein, aus welchem die Militärkapellen den Zivilkapellen vielfach vorgezogen werden.‘ Nur wurde es ‚als wünschenswert‘ bezeichnet, wenn die Musikmeister der Militärkapellen die ihnen unterstehende Kapelle nicht in zuviel kleinen Abteilungen spielen lassen. Das Schreiben schließt mit den Worten: ‚Außer den beiden Gründen, von denen der Hauptgrund sich nicht als stichhaltig erwiesen hat, sind seitens der Zivilmusiker keine Gründe vorgebracht worden, welche die Erhaltung des jetzigen Betriebes der Militärkapellen als nicht wünschenswert erscheinen lassen.“

„Das Spielen der Militärmusiker in kleinen Abteilungen ist übrigens in vielen Garnisonsstädten deswegen erklärlich und geboten, weil eine andere Gelegenheit zum Privatverdienst häufig nicht vorhanden ist, während die mit vielen Opfern vorbereiteten und gegebenen besseren Konzerte (besonders die Sinfonie- und Solistenkonzerte) vielfach kaum die Unkosten decken.“

* * *

Man wird mir nach meiner ganzen Tätigkeit nicht den Vorwurf machen können, daß es mir an Mitgefühl für den schwer kämpfenden Musikerstand fehle oder jemals gefehlt habe. Ich habe nicht nur in Wort und Schrift, sondern auch durch die tätige Mitwirkung bei verschiedenen sozialen Verbänden nach Möglichkeit für die Besserstellung der Musiker gearbeitet. Aber wir dürfen uns durch das Mitgefühl mit einzelnen nicht blind machen lassen gegen die Ursachen der Übelstände. Dem Deutschen Musiker-Verband ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er zu wahllos ist in der Aufnahme seiner Mitglieder. Das mag in der Organisation solcher sozialen Zweckverbände mitbegründet sein, die naturgemäß nach einer möglichst großen Zahl von Mitgliedern streben. Aber es ist denn doch ein Unterschied, ob ein solcher Verband Transportarbeiter oder Kunstarbeiter einschließt. Es ist nun einmal nicht daran vorbeizukommen, daß es sich im letzteren Falle erstens nicht nur um eine soziale Frage, sondern auch um eine Frage der Kunst dreht, zweitens, daß es sich innerhalb der sozialen Frage nicht nur um das soziale Dasein des die Kunst Leistenden, sondern auch um das soziale Dasein der Kunst und ihre soziale Aufgabe im Gesamtleben des Volkes handelt.

Weiten Kreisen unserer Zivilmusiker geht es sozial schlecht wegen der Konturrenz minderwertiger Kräfte. Der ganze Privatmusiklehrerstand z. B. leidet aufs schwerste unter der Konturrenz eines großen Teils der im Deutschen Musiker-Verband vereinigten Zivilmusiker, die weder durch musikalisches Können, noch

durch irgendeine pädagogische Vorbereitung berechtigt sind, Unterricht zu geben. Dann ist das Musikgewerbe vogelfrei. Jeder, der irgendwie streichen oder blasen kann, darf ohne weiteres auf die Menschheit losgelassen werden. Und das wird weniger schlimm von einzelnen armen Teufeln ausgenutzt, als von den Hunderten gewerblichen Unternehmern im Zivilmusikerbetrieb. Diese Musikerpressen, in denen junge Leute aufs notdürftigste ausgebildet und nachher in größere oder kleinere Kapellen hineingesteckt werden, blühen an allen Ecken und Enden und gehen bis in kleine Orte. Dieses Musiklehrlingswesen ist der schlimmste Feind einer gesunden sozialen Lage des Zivilmusikerstandes. Und wenn dieses Lehrlingswesen als Form der Ausbildung nicht zu umgehen ist, so müssen Mittel gefunden werden, daß die Verwendung derartiger Kräfte im öffentlichen Musikleben zu Erwerbszwecken von einer vor berufenen Stellen nachzuweisenden Leistungsfähigkeit abhängig gemacht wird. Erst wenn das der Fall ist, wird der Durchschnittszivilmusiker in künstlerischer Hinsicht überhaupt konkurrenzfähig, und zwar zunächst für alle kleinen Gelegenheiten des öffentlichen Musikererwerbs, sagen wir also private Gelegenheiten und Vereinsveranstaltungen, bei denen es im wesentlichen sich um Tanz- oder Tafelmusik handelt, und für die im großen und ganzen die Zahl von acht bis zehn Mitwirkenden nicht überschritten wird.

Diese ganze Seite der Musikttätigkeit müßte dann unbedingt dem Zivilmusiker vorbehalten sein, Militärmusikern verboten werden. Man wird dabei allerdings die Festlichkeiten bei Offizieren und wohl auch Kriegervereinen ausnehmen müssen, bei den ersteren schon deshalb, weil sie selbst in so außerordentlichem Maße zur Erhaltung der Militärkapellen beisteuern. Die Einschränkung des ganzen kleingewerblichen Betriebes der Militärmusiker ist übrigens durch die allgemeinen Bestimmungen, die für Preußen am 26. Juni 1909 erlassen worden sind — in den Bundesstaaten bestehen ähnliche — zum Teil bereits vorgesehen. Wie die Verhältnisse heute noch liegen, ist dieses grundsätzliche Verbot des Kleinbetriebs der Militärkapellen schon deshalb unmöglich, weil man tatsächlich an kleineren Orten dann zumeist ausreichende Kräfte gar nicht bekommen könnte. Ich kenne selbst im musikalischen Süddeutschland eine große Zahl von Orten unter zwanzigtausend Einwohnern, an denen es einfach unmöglich wäre, für größere private Festlichkeiten eine gute Unterhaltungsmusik durch Zivilmusiker zu beschaffen.

Viel schlimmer steht es noch um musikalische Veranstaltungen, für die eine größere Besetzung der Musikstimmen unerlässlich ist. Es ist Spiegelfechterei, wenn da immer auf die größeren Städte hingewiesen wird und gar die Leistungen der städtischen Orchester zum Vergleich herangezogen werden. Die Mitglieder unserer städtischen und Theaterorchester sind eigentlich aus dieser ganzen Konkurrenzfrage auszuschneiden. Für den Winter haben die Angehörigen dieser Kapellen durch den Theaterdienst und die großen Konzerte so viel zu tun, daß sie für eine ausgiebige private Tätigkeit nicht mehr über die genügende Beweglichkeit verfügen (ich spreche nicht von Berlin). An allen diesen Orten haben die betreffenden Orchester mehrere Abende im Operndienst zu tun; hinzu kommen heute in allen Städten, die überhaupt an ein solches Orchester denken können, zahlreiche Solistenkonzerte mit Orchesterbegleitung. Da bleibt für eine ausgiebige Tätigkeit bei privaten Festlichkeiten nicht

nur wenig Zeit, sondern es kommt noch der Zwang hinzu, daß diese Tätigkeit nur an bestimmten Tagen ausgeübt werden könnte. Man kann aber von den Veranstaltern solcher Festlichkeiten nicht verlangen, daß sie sich danach richten.

Unsere größeren Orchester sind durch die ganze Sachlage dazu gezwungen, immer und überall als Orchester zu wirken; sie müssen sich also an den von ihren öffentlichen Verpflichtungen (Theaterdienst, städtische Konzerte und dergleichen) spielfreien Tagen zu Konzerten auf eigene Rechnung entschließen. Nur für diese letztere Veranstaltung kommt die Konkurrenz der Militärkapellen in Frage. Diese Konkurrenz drückt auf die Preise. Ich kenne viele deutsche Städte, in denen solche gute städtische Kapellen Konzerte bei dreißig Pfennig Eintritt veranstalten müssen. Davon kann natürlich ein Orchester nicht bestehen, wenn es nicht für seine offizielle Tätigkeit durch die Stadt oder das Theater so bezahlt wird, daß die oben gekennzeichneten Unternehmungen mehr eine Zugabe über das Lebensnotwendige hinaus bedeuten. Ist ein größerer Orchesterverband nicht durch seine Stellung als Theaterorchester und offizielles Konzertorchester in seinen sicheren Einnahmen so gestellt, daß damit die sehr niedrig angelegten Gehälter des Minimaltarifes bezahlt werden können, so kann nach meiner festen Überzeugung ein künstlerisch leistungsfähiges Orchester überhaupt nicht bestehen. Wir haben es doch in Berlin erlebt mit dem weltberühmten Philharmonischen Orchester und stehen jetzt mitten im gleichen Erlebnis mit dem an sich ausgezeichneten Blüthner-Orchester. Das Philharmonische Orchester hatte schon immer vom 1. Oktober bis 1. April eine Tätigkeit zu entfalten, die das Menschenmögliche an Leistungsfähigkeit aus dem einzelnen herausholt. Die Leute sind jeden Abend engagiert unter Bedingungen, die z. B. für den Solisten, aber doch auch für konzertierende Vereine nur schwer zu erfüllen sind. Trotzdem mußte das Philharmonische Orchester, um bestehen zu können, in den Sommermonaten ein Engagement als Kurlapelle übernehmen und wurde erst gesichert durch eine Unterstützung von sechzigtausend Mark durch die Stadt Berlin. Viel härter kämpft das Blüthner-Orchester, dem eine derartige Unterstützung noch nicht gewährt ist.

Günstigere Lebensbedingungen, als sie Berlin mit seinem Überfluß an großen Musikveranstaltungen bietet, kann eine größere Orchestervereinigung als Privatunternehmen überhaupt nicht vorfinden. Die meisten größeren deutschen Städte haben ja auch die Folgerung aus dieser Lage gezogen und unterstützen ihre städtischen Orchester mit zum Teil recht beträchtlichen Summen. Wo das noch nicht geschehen ist, muß unbedingt darauf hingearbeitet werden. Das ist einfach eine kommunale Pflicht, und es muß mit allen Kräften dem noch an manchen Orten bestehenden Zustande entgegengearbeitet werden, daß die für den Theaterdienst und die großen öffentlichen Musikveranstaltungen bestimmten Orchester reine Privatunternehmungen sind. Es reicht auch nicht zu, daß ein solcher Privatunternehmer städtisch unterstützt wird. Der einzig erstrebenswerte Zustand ist die Übernahme aller derartigen Orchestervereinigungen durch die Städte. Wo das nicht möglich ist, wo die Städte zu klein oder zu arm sind, diesen Gedanken des „städtischen Orchesters“ zu verwirklichen, wo das Bedürfnis für musikalische Veranstaltungen größeren Stils nur für eine begrenzte Zahl solcher Veranstaltungen ausreicht, da sind die Lebensmöglichkeiten für ein leistungsfähiges Orchester aus Zivilmusikern einfach

nicht vorhanden. Diese Lebensmöglichkeiten wären aber auch dadurch nicht zu schaffen, daß die Konkurrenz der Militärkapellen beseitigt würde. Denn diese Militärkapellen sind nur dadurch imstande, jetzt an solchen Orten diese Konzerte zu leisten, weil ihre Mitglieder durch ihren militärischen Beruf vor der Lebensnot gesichert sind, also dadurch, daß hier der Staat jene Leistungen übernimmt, die wir oben als Pflicht der Kommune erkannt haben.

Es sind sicher hundert und mehr deutsche Städte, in denen die sogenannten Sinfoniekonzerte, die an diesen Orten die alleinige Pflege der höheren Musik darstellen, ebenso wie die instrumentale Begleitung für größere Chorraufführungen heute von den Militärkapellen geleistet werden. Es bedeutet ein vollständiges Verkennen der wirklichen Lebensmöglichkeit, wenn behauptet wird, daß nach Fortfall der militärischen Konkurrenz für diese Orte Zivilorchester gegründet werden könnten, die diese Leistungen zu übernehmen vermöchten. Das wäre eben nur dann der Fall, wenn sich eine Instanz fände, die den Zivilmusikern so viel zum Leben gibt, als der Militärmusiker vom Staat erhält. Sind die Gemeinden dazu außerstande, und das wird man in diesen Fällen meistens zugeben müssen, so ist eben einfach die Vorbedingung für ein derartiges Musiktreiben nicht gegeben.

Hier stehen wir an der Stelle, an der sich uns die außerordentliche kulturelle Bedeutung der Militärkapellen für unser Musikleben offenbart. Es handelt sich hier um eine der allerwichtigsten sozialen Fragen des ganzen Kunstlebens.

Die Lage ist einfach die: Unser Heer braucht Musik und macht dafür die entsprechenden Aufwendungen. Darüber hinaus bringt das Offizierkorps für die Militärmusik pekuniäre Opfer, für die auf ziviler Seite gar kein Seitenstück besteht. Der Leutnant bezahlt jährlich 24 *M.*, der Oberst jährlich 126 *M.* Das ist eine Kunststeuer, die weit höher ist, als das, was selbst die ihre Orchester am höchsten unterstützenden Städte von ihren Bürgern verlangen. So sind die Militärmusiker gegen die größte Lebensnot gesichert. Die Gegenleistung, die vom Heer verlangt wird, ist nun glücklicherweise so gering, daß die Möglichkeit einer weiteren künstlerischen Betätigung für die Militärkapellen vorhanden ist. Sofort stellt sich uns als ideale Forderung ein, daß diese übrigbleibenden Kräfte für das Volk, das seinerseits doch wieder das ganze Heer erhält, fruchtbar gemacht werden müßten. Man muß sich einmal klarmachen, welche großartige Möglichkeit einer das ganze Volk umfassenden Kunstpolitik dadurch geschaffen ist, daß mehr als fünfhundert Musikerverbände mit weit über zwanzigtausend geschulten Musikern derart zur Verfügung stehen, daß diese künstlerischen Kräfte vor der schlimmsten Tagesnot gesichert dastehen und damit für ein künstlerisches Schaffen frei werden.

Es gibt gar nichts auf künstlerischem Gebiete, was in kunstsozialer Hinsicht diesem Verhältnis an die Seite zu stellen ist. Bleiben wir zunächst einmal beim idealen Bilde, so wäre der logische Schluß vom Standpunkte einer großartigen Kultur- und Kunstpolitik der, die Lebensmöglichkeiten der hier vereinigten Kunstkräfte aus allgemeinen Mitteln so zu steigern, daß über sie ohne Rücksicht auf Erwerb weiter verfügt werden könnte. Wenn — ich weiß, daß ich von einer Utopie spreche — aus diesen zwanzigtausend Militärmusikern, die jetzt durch ihre feste Stellung im Heeresdienst vor der groben Not des Lebens geschützt sind, Staats-

oder Volksbeamte gemacht würden, die ihr einträgliches Auskommen hätten, so würden wir, um es kurz zu sagen, das öffentliche Musikbedürfnis des deutschen Volkes (von der höchsten künstlerischen oberen Schicht abgesehen) unentgeltlich befriedigen können. Theaterkapellen und jene großen städtischen Orchester müßten als die Spitze für künstlerische Höchstansprüche oder musikalische Sonderbestrebungen daneben bestehen bleiben. Aber alles, was im weitesten Sinne künstlerische öffentliche Unterhaltungsmusik ist und als solche noch ausgebaut werden könnte, was darüber hinaus außerhalb der Großstädte an sinfonischer Musikpflege Bedürfnis ist, wäre von dieser Musikergruppe zu bestreiten.

Dann bliebe für den Zivilmusikerstand als Erwerbsefeld alles übrig, was das Privatleben an musikalischen Gelegenheiten schafft. Alles Auffspielen bei Vereins- oder privaten Festlichkeiten, alles Musizieren in Wirtschaften wie im Privathause, und das ganze ungeheure Unterrichtsgebiet — das alles wäre einzig dem Zivilmusiker vorbehalten. Es ist ganz sicher, daß auf diese Weise die äußeren sozialen Lebensbedingungen der Zivilmusiker sich außerordentlich bessern würden, wenn von der Gesamtheit eine Summe aufgebracht würde, die aus den Militärmusikern festbesoldete Beamte machte, denen im gleichen Augenblick natürlich der Wettbewerb im musikalischen Erwerbsleben verboten wäre. Mit dreißig Millionen wäre diese Frage glänzend gelöst. Es läme auf den Kopf des deutschen Volkes noch nicht eine halbe Mark, und wir könnten eine außerordentliche Musikpflege entwickeln, an der das ganze Volk, der Ärmste wie der Reichste, vollen genießenden Anteil haben könnte. Wie gesagt, ich weiß, das ist eine Utopie, aber es brauchte keine zu sein. Wenigstens die dazu nötige Geldsumme spielt im Verhältnis zu dem, was wir sonst für unser öffentliches Leben aufzubringen gewohnt sind, keine Rolle, und auch die soziale Lage des Zivilmusikerstandes würde durch ein solches Vorgehen nur gebessert werden.

Zwingt uns nun die raube Wirklichkeit, von einer so großzügigen Kunstpolitik abzusehen, so muß es uns klar sein, daß die Rücksicht auf die künstlerische Kultur des Volkes gebietet, den musikalischen Kulturfaktor, der in den Militärkapellen liegt, nach Möglichkeit auszunutzen, und die sozialen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, nach Kräften zu beheben.

Das erstere geschieht, indem die Militärkapellen angehalten werden, Pflegestätten guter Kunst zu sein. In der im übrigen recht geschickten Antwort, die der Vertreter des Kriegsministers im Reichstag gegeben hat, zeigte sich die weit verbreitete irrtümliche Auffassung, als ob wir unter „guter“ Musik immer „ernste“ Musik verstanden. Nein, gerade auf eine echt künstlerische heitere Unterhaltungsmusik legen wir großes Gewicht. Die Militärkapellen dürfen nicht zu Verbreitungsstellen von Gassenbauern und schundhaften Operettenmelodien herabsinken. Sie dürfen auch nicht, so sehr das Publikum sie liebt, die aller Kunst hohnsprechende Form des Potpourris pflegen, wie es heute üblich ist. Gerade die Unterhaltungsprogramme der Militärkapellen können, ohne daß die Arbeitsleistung größer wird, vorbildlich gestaltet werden. Es wäre ein Verdienst der Militärmusikerzeitungen, systematische Programmverzeichnisse künstlerischer Unterhaltungsmusik zu veröffentlichen.

Auf sozialem Gebiet müßte es nach meinem Gefühl erreicht werden, daß die Musiktätigkeit der Militärkapellen im engen privaten Kreise, bei Ballfestlichkeiten und dergleichen, unterbunden würde. An jenen Stellen, wo die entsprechenden Zivilmusikkräfte fehlen, wird man allerdings den Militärmusikern diese Tätigkeit nicht verbieten können; dann können die Zivilmusiker aber auch nicht von einer Konkurrenz sprechen. Es liegt auf der Hand, daß das jene kleinen Garnisonsorte sind, an denen dann den Militärkapellen nur wenig Gelegenheit zu größeren musikalischen Veranstaltungen geboten ist.

Im übrigen ist es dringend zu wünschen, daß die guten Anzeichen, die auf ein gemeinsames friedliches Arbeiten von Militär- und Zivilmusikern hindeuten, bald ihre Erfüllung finden. Ich glaube nicht, daß auf militärischer Seite grundsätzlich einer Einigung auf angemessene Mindestsätze widerstrebt werden wird; dafür werden nach allem Vorangegangenen schon die Militärbehörden sorgen. Dann aber sollen die Zivilmusiker daran denken, den üblen Verhältnissen im eigenen Lager zu steuern und mit allen Kräften das Puschertum in den eigenen Reihen bekämpfen. Da liegt die „Schmutzkonkurrenz“ und darüber hinaus die Schwächung der sozialen Kraft und des sozialen Ansehens dieses unserem ganzen Kunstleben unentbehrlichen Standes.



Musik im evangelischen Gottesdienst



Die Tatsache, daß heute im evangelischen Gottesdienste die Pflege der kirchlichen Kunstmusik beschämend gering ist, hat dem als Komponist und Leiter der Singakademie wohlbekannten Prof. Georg Schumann Anlaß gegeben, in der Vossischen Zeitung (Nr. 209 vom 26. April) für die Aufnahme der „Bach'schen Kantaten in den Gottesdienste“ einzutreten. Die Ausführungen des trefflichen Musikers verdienen, wenn sie auch nicht neu sind, die weiteste Beachtung und seien deshalb auch an dieser Stelle wiedergegeben.

„Vergleichen wir unsere kirchliche musikalische Literatur, um die uns wahrlich alle Völker der Erde beneiden müssen, mit der Anwendung dieser Kunst im Gottesdienste oder nur im Gotteshause an sich, so muß uns ein beschämendes Gefühl der Nichtbeachtung und Undankbarkeit gegen die Geister überkommen, die unserem Volke solche Werke geschenkt und unsere Kunst damit vor der Welt groß gemacht haben. Es ist gar nicht nötig, Beispiele anzuführen, ein Gang durch unsere Kirchen beweist es ganz von selbst. Wo hört man, um nur den Größten aller Zeiten anzuführen, eine Bach'sche Kantate oder Motette im Gottesdienste? Und wer will leugnen, daß diese aus dem tiefsten Borne religiösen Empfindens heraus geborene Musik im Gottesdienste selbst wieder schönste, reinste und religiöseste Stimmungen hervorrufen muß? Warum läßt sich unser Volk, lassen sich Behörden und Gemeinden diese Möglichkeiten, auch in religiös-künstlerischer Beziehung auf die Seelen der Menschheit einzuwirken, entgehen? Und dies in einer Zeit, in welcher so viel über Kirchenmüdigkeit geklagt wird. Wäre es am Ende nicht ganz daselbe, ob ein Kirchenbesucher gehoben durch das Wort des Predigers oder die Wirkung der Musik andächtig und ergriffen die Kirche verläßt? Deshalb muß unsere religiöse musikalische Kunst das Verlangen stellen, daß ihr in der Kirche und im Gottesdienste in Zukunft die Stellung eingeräumt wird, die ihr infolge des hohen Ranges, den sie unter allen Künsten der Welt einnimmt, auch zukommt. In eine Kritik der jetzt gebräuchlichen Handhabung unserer Kirchenmusik einzutreten, ist ganz unnötig; jeder Wissende und Beteiligte muß

zugeben, daß mit einigen rühmlichen Ausnahmen die Handhabung dieser Kunstgattung zurzeit über das Handwerksmäßige nicht hinauskommt und nicht hinauskommen kann, weil sie nicht zunächst zum Bestandteil des Gottesdienstes gemacht wird, sondern nur ein Anhängsel, eine gelegentliche Ausschmückung ist, ja wie ein Waisentind betrachtet wird, das an vielen Stellen aber nur notdürftig geduldet wird.

In welcher Weise ist hier eine Verbesserung der Verhältnisse möglich? Es ist leider nicht anzunehmen, daß sich unsere Kirchenbehörden plötzlich zu einer Änderung der gebräuchlichen Ordnung entschließen werden, zumal der Musiker zu den Beratungen der Kirchengemeinden meines Wissens nicht hinzugezogen wird. Deshalb ist es zunächst nur möglich, durch ein ausgezeichnet vorbereitetes und überzeugendes Beispiel an hervorragender Stelle den Boden für eine bessere Würdigung unserer musikalisch-religiösen Kunst zu ebnen: es muß praktisch bewiesen werden, daß unsere unvergleichliche deutsche Kirchenmusik berufen ist, mächtig auf die Stimmung und das Empfinden des andächtigen Kirchenbesuchers einzuwirken: die Kirche muß diese Kunst wieder zu ihrem Bundesgenossen machen.

Der Schatz unserer Kirchenmusik ist so reich, so vielseitig, daß es jederzeit möglich ist, durch die strengste Anlehnung der Musik an den Text des betreffenden Kirchensonntags den durchaus kirchlichen Charakter des Gottesdienstes zu wahren und der musikalischen Aufführung alles Konzertmäßige zu nehmen.

Die Vorbereitungen zur Ausführung einer Bachschen Kantate im Gottesdienste sind an manchen Stellen bereits gegeben, und es bedarf nur eines Beschlusses unserer obersten Kirchenbehörden, um — und sei es zunächst nur an hohen Festtagen — die Idee zur Tat werden zu lassen.

Wir müssen aber fordern, daß zunächst die Bachsche Kantate in ihrem Grundgehalt dem Gottesdienste — für den sie geschaffen wurde — wieder einverleibt wird. Man wende nicht ein, daß die Kirche damit zum Konzertsaal werde; im Gegenteil: die Musik soll damit ganz dienendes Glied der Kirche werden, während bei der jetzigen, zum Teil wahllosen und zum Teil schlechten Behandlung des musikalischen Teiles die Musik oft nur aus dem Rahmen des Gottesdienstes herausfällt.

Wir müssen daher fordern, daß unsere Kirchenchöre durch eine reichere pekuniäre Unterstützung auf die künstlerische Höhe gebracht werden können, welche sie zur Ausführung einer Bachschen Kantate und ähnlicher Werke befähigt. Dies vermag schon heute manche Kirchengemeinde. Wir dürfen dann auch verlangen, daß an die Ausbildung unserer Kirchenmusiker immer größere Anforderungen gestellt werden. Ihre Ausbildung muß sie voll befähigen, die hier gewünschten Reformen in künstlerischer Weise praktisch und theoretisch durchzuführen. Dann wird man ihnen auch hoffentlich ein gewichtigeres Wort als heute bei den Kirchengemeinden einräumen. Da ein großer Teil dieser Kirchenmusiker aus den Lehrerseminaren hervorgeht, müssen wir dringend fordern, daß auf ihnen für diejenigen Seminartypen, deren musikalische Befähigung zur Ausübung des Kantorenberufes auf dem Lande berechtigt, ein vollkommen geregelter Musikunterricht vorhanden ist. Gerade diese Lehrer müssen dahin gebracht werden, daß sie auch auf dem Lande mit den beschränktesten Mitteln erzieherisch und musikalisch wohlkätig wirken können. Dies ist ebenso möglich wie notwendig.

Man geht gegen die Schmutzliteratur vor. Aber auch wir Musiker haben das Recht, zu verlangen, daß man unser Volk gegen die Verseuchung durch die elendesten 'Gassenhauer' schützt. Die Verbreitungsmöglichkeiten dieser fürchterlichen Musikware durch die mechanischen Musikinstrumente gegenüber dem harmlosen Leiertasten von ehemals ist so enorm und gefährlich geworden, daß es höchste Zeit wird, zu Gegenmitteln zu schreiten.

Aber auch von unseren jungen Theologen müßten wir fordern, daß sie sich mehr mit kirchenmusikalischen Dingen beschäftigen, als es allem Anscheine nach jetzt geschieht. Daß die Neigung und das Verständnis für Musik in den studierten Ständen überhaupt so arg zurück-

gegangen ist, läßt sich leider nicht verkennen, ganz besonders beklagenswert ist aber diese Erscheinung bei den Theologen, und es erscheint notwendig, daß die Studenten dieser Fakultät angehalten werden, frühzeitig sich in unserer Kirchenmusik und deren Geschichte praktisch und theoretisch umzutun, um volles Verständnis zu erhalten für Dinge, über die sie später in erster Linie mit zu entscheiden haben.

Welche Hindernisse könnten der Durchführung dieser Pläne entgegenstehen, wenn unsere Kirchenbehörden und -gemeinden freudig die Idee aufnehmen und dazu beitragen, daß die Kirchenmusik — von großen Meistern und frommen Christen zur Ehre des Allerhöchsten geschaffen — einen Platz an der Stätte ihrer Heimat fände? Sie will ja nur Mithelferin sein und an der Veredelung und Erbauung unseres Volkes ihr Teil beitragen. Mit welchem Rechte könnte man ihr die Pforte ihres eigenen Hauses verschließen? Die größten Hindernisse dürften zunächst nur auf pekuniärem Wege zu suchen sein. Aber was würde es z. B. in einer Stadt wie Berlin bedeuten, etwa jährlich einige Tausend Mark aufzubringen für ein Unternehmen, welches von so großer moralischer Bedeutung ist?“

Zu diesen Ausführungen haben einige Tage später an gleicher Stelle (Nr. 226 vom 5. Mai) einige bekannte Männer Stellung genommen. Herr Pfarrer Ernst Breeft verweist darauf, daß in den maßgebenden kirchlichen Kreisen Norddeutschlands für diese Art der Musikpflege wenig Geneigtheit bestehe: „Hier folgte man mehr oder weniger dem agendarischen Grundsatz, daß der Kunstgesang im Gottesdienst dem Kirchenchor gebühre, wesentlich in seinem A-cappella-Gesang. Man schloß daher den künstlerischen Einzelgesang, die Arie, aus; daneben freilich auch den von Instrumenten begleiteten Chorgesang. Damit wurde der größte Teil der Kantaten in den Konzertsaal oder in außergottesdienstliche Aufführungen in den Kirchen verwiesen. Wollte man die Choralkantaten im Gottesdienst zu Gehör bringen, und hätte man dazu eine absolut gute Besetzung der Stimmen und der Instrumente, so würde ein Versuch gewiß vielfach freudig begrüßt werden. Herr Prof. Schumann hat nicht mit Unrecht auf die vielen wichtigen Neben- und Unterfragen hingewiesen, die pekuniäre Unterstützung der Kirchenchöre, die Ausbildung der Kirchenmusiker, die stärkere Berücksichtigung der Kirchenmusik im Lehrplan der Seminarien, die tiefere Beschäftigung der jungen Theologen mit Kirchenmusikalischen Dingen, und zuletzt auch die Frage nach einer Regelung des Einflusses der Dirigenten auf die Praxis der Einzelgemeinde, also auf Dinge, deren Wichtigkeit allseitig und gewiß zuerst vom Kirchenregiment anerkannt wird, deren Schwierigkeit aber der baldigen Herbeiführung eines idealeren Zustandes zurzeit noch sehr entgegensteht.“

Auf einen mehr innerlichen Grund verweist der Landtagsabgeordnete Pfarrer Dietrich Graue, für den Schumanns Vorschläge mit dem Wunsche, die „Liturgie zu germanisieren“, zusammenfallen. „Das hat mit dem Gegensatz von orthodox und liberal fast nichts zu tun; die dogmatischen Härten der Liturgie ließen sich als Archaismen viel leichter ertragen, ja könnten ästhetischen Stimmungswert haben, wenn der ganze künstlerische Aufbau unserer Gottesdienste dem Empfinden unseres Volkes gemäß wäre. Nicht der Deutsche, sondern der Romane hat seine Freude an dem Wechselgesang von Chor und Priester; der Südländer will auch in der Kirche etwas Buntes schauen und hören, das sich in schnellem Wechsel sprunghaft abspielt. Dieser dramatisch bewegte Charakter religiöser Feiern ist dem Deutschen fremd; er ist in seiner religiösen Andacht langsamer, weil gebiegener und gewissenhafter. Er hat das Bedürfnis, die Schwingungen des von Gottes Nähe ahnend ergriffenen Gemütes nicht immer wieder gleich abzubrechen, sondern in ruhiger Gehaltenheit ausklingen zu lassen. Vor allem will er selbst mitsingen, denn nicht die Verlesung gedruckter Abschnitte aus der Agende, sondern der Choral ist die evangelische Form gemeinsamen Betens und Bekennens. Wenn er sich das bei lockerem Kirchenbesuch nicht recht getraut, weil die einzelne Stimme nicht im allgemeinen Gesange untertauchen kann, fühlt er sich gestört. Der aktive Gemeindegesang ist auf evangelischem Boden das Wichtigste; die Reformation ist in unser Volk weniger hineingepredigt

als hineingefungen worden. In unsern städtischen Gottesdiensten kann für den unbefangenen Gemeindegesang gerade in dem künstlerisch geschulten Sängerkhor die Gefahr liegen, daß nicht ebenso geübte Kirchgänger sich ihm gegenüber ihrer ungeschulten Stimme schämen.“

In seiner temperamentvollen Art steuert der Heidelberger Universitäts-Musikdirektor Philipp Wolfrum eigene Erfahrungen bei. Er hat im Heidelberger Universitätsgottesdienste alljährlich wenigstens einmal die Durchführbarkeit der Schumannschen Vorschläge praktisch erwiesen. „Dies war ein Weg, um die Bachsche Kantate wenigstens sporadisch für den Gottesdienst zu gewinnen. Man sieht ohne weiteres, daß diese Art der ‚Reform‘ auf wenig Personen gestützt ist und mit ihnen steht und fällt.“

Diese ‚stille‘ Art, gegründet auf ein inneres Einvernehmen der beteiligten Faktoren (meinetwegen auch einer wohlwollenden, aber feinfühligen Presse), müßte wohl auch bei der prinzipiellen Reaktivierung der Bachschen Kantate im Sinne Ihres Gewährsmannes selbst in dem ‚lauten‘ Berlin beobachtet werden.

In dieser Beziehung nimmt man leider gelegentlich der verschiedenen deutschen kirchenmusikalischen Versammlungen den Mund viel zu voll. Beim kommenden Wiener 7. Deutschen Bach-Fest richtet man sich sogar einen ‚Festgottesdienst im Stile der Zeit J. S. Bachs‘ mit einem ‚Festprediger‘ an der Spitze als eine Art Kuriosität ein. Auch recht schön! Leider aber, daß man sich’s meist an derartigen Sensationen und schönen Reden genügen läßt. Die Hauptarbeit des planvollen inneren Ausbaus unserer Kirchenmusik im Sinne unserer Meister, wie G. Schumann sie andeutete, unterschätzt und vernachlässigt man durchaus. Als ich vor Jahren angesichts der mannigfachen Bestrebungen, die Kirchenmusik wieder auf die Beine zu bringen, auf einige untergeordnete Ausgaben zur musikalischen Fundierung eines Chores und auf die segensreiche (leider aber viel zu wenig ausgenutzte) Tätigkeit eines Thomanerchores, eines Berliner Domchores verwies, klopfte mir ein an einer scheinbar maßgebenden kirchlichen Kunstzeitschrift eifrig tätiges protestantisches Kirchenväterchen energisch auf die Finger und erklärte mir, daß Kirchensteuer und Stiftungsgelder (die man doch in früheren Zeiten der Kirchenmusik vor den Augen der Geistlichkeit oft geradezu geraubt hat!) nicht dazu da seien, ‚eine neue Blüte der Kunst heraufzuführen (!), sondern der Predigt des Evangeliums zu dienen!‘

Ich könnte Ihnen nun noch allerlei entwickeln, was zur Sache gehört, z. B. daß, wie jeder, auch der fortschrittliche Musikdirektor zugleich Musikpädagoge sein, auch die Bach-Pflege in der Kirche zugleich die allmähliche planvolle Erziehung der Hörer zu dieser weiten Kreisen unseres Volkes abhanden gekommenen reinsten deutschen Kunst in sich schließen muß. Ich könnte im Anschluß an Ihren Gewährsmann mich verbreiten über die unökonomische und irrationelle Art der Vorbildung vieler Kirchenmusiker an den Lehrerbildungsanstalten sowie über den bei ihnen angewandten, durchaus unzumutbaren, unzulänglichen Herdenunterricht. Ich könnte klagen über die kirchenmusikalische Machtbefugnis vieler Theologen, die in umgekehrtem Verhältnisse steht zu ihren kirchenmusikalischen Kenntnissen und Einsicht, ihrem künstlerischen Stil- und Formengefühl. Denn nicht selten begegnen wir noch heute manchen der sozusagen äußeren ‚Kultur‘ unserer Gottesdienste widerstrebenden Theologen, die durch ihre ganze Schulzeit nicht sangen und so häufig zu Beginn ihrer Tätigkeit an der Kirche ihr Kommerzbuch besser kennen als ihr Gesangbuch, denen wohl auch ab und zu der Kirchengesang weniger Interesse abgewinnt als ihre Bienenzucht.“ —

Diese Stimmen genügen, um die Wichtigkeit des Gedankens einer solchen Reform der Kirchenmusik, aber auch die Schwierigkeit seiner Durchführung erkennen zu lassen. Aber Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden, und gar die pekuniären sollten gar nicht in Betracht kommen. Sicher würde es auch heute nicht schwer halten, wieder Stiftungen für Kirchenchöre zu erreichen, wie in früherer Zeit. Auf keinen Fall wird die Pflege der Kunstmusik dem Gemeindegesang Eintrag tun. Im Gegenteil wird hier ein Mittel gegeben sein, auch diesen aus dem vielerorten üblichen Schlendrian zu erlösen.

Am besten und wirksamsten wäre es, anstatt langer theoretischer Erwägungen mit dem lebendigen Beispiel voranzugehen. Prof. Schumann hat sich bereit erklärt, die Leitung eines Chores zur Pflege der Bach'schen Kantate in Berliner Kirchen zu übernehmen. Es müßte sich doch eine Kirchenbehörde finden, die in diese dargebotene Hand eines ideal gesinnten Künstlers einschlägt. Der verstorbene Baurat March hat mir seinerzeit beim Umbau der „französischen“ Kirche erklärt, er würde sein Werk am liebsten Bach-Kirche nennen, und der Gedanke einer kirchlichen Musikstätte habe ihn bei seinem Schaffen geleitet. Vielleicht versucht man es an dieser günstig gelegenen Stelle. Ich glaube, das „Wolt“ wird hier dann bald die vielberufene Kirchenmüdigkeit überwinden. St.



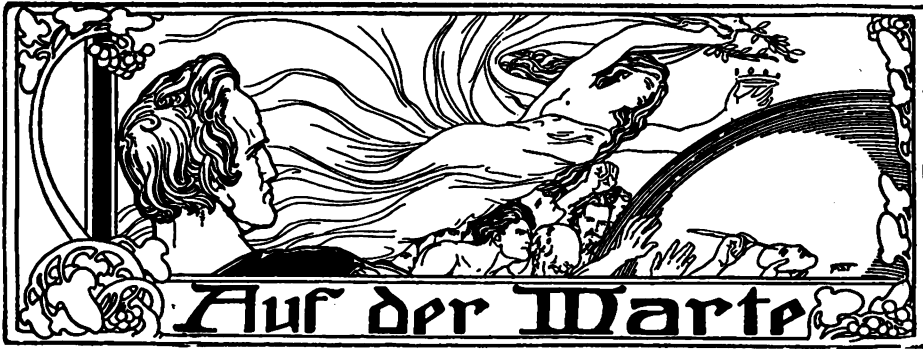
Zur Notenbeilage

Mir bringen heute eine Szene aus einem noch ungedruckten Chorwerke des St. Galler Domkapellmeisters Joseph Scheel, nicht nur, um der diesem Gesange innewohnenden Werte willen, sondern auch in der stillen Hoffnung, dadurch der ganzen Schöpfung den Weg in die Öffentlichkeit zu erleichtern. Zwar glaube ich nicht recht daran, daß, so wie heute die Theaterverhältnisse liegen, sich dem „Alhasver“ die Bühne erschließen wird; doch könnte ich mir eine Darstellung im großen szenischen Rahmen als musikalische Veranstaltung sehr gut denken. Das Gute aber ist, daß es dieses Rahmens gar nicht bedarf. Die Dichtung ist so geschickt und klar aufgebaut, daß sich der auch nur etwas phantasiebegabte Hörer ohne weiteres in das Ganze hineinfindet, und ich glaube, daß bei der Bedeutung des Stoffes, dem tiefen Gedantengehalt der Dichtung und der Schönheit der musikalischen Form das Werk als Chorwerk sich bald durchsetzen dürfte.

Scheels Musiksprache scheint mir vom modernen Geiste befruchtet, aber doch durchaus aus der klassischen Chorsprache herausgewachsen. Ich gestehe gern, daß mir zunächst manche der Szenen nicht polyphon genug angelegt waren; aber unsereins wird seit einigen Jahren in seinem musikalischen Hören fast ganz verbraucht durch die Moderne mit ihrer übertriebenen einseitigen Polyphonie. Ich bin gerade bei der wiederholten Durchsicht in der Empfindung bestärkt worden, daß die mehr homophone Chorsprache, die mehr auf Gliederung im Großen, als auf allzu starke realistische Bewegtheit im einzelnen ausgeht, den Eindruck des Ganzen nur verstärken kann. Es ist wirkliche Architektur in dieser Chormusik. Die solistischen Abschnitte sind dramatisch stark belebt und außerordentlich dankbar für den Sänger.

So wollen wir hoffen, daß dieses nach Form und Inhalt edle Werk unseren leistungsfähigen Chorvereinen bald durch den Druck zugänglich gemacht werde. Sein Schöpfer ist in der Kirchenmusik aufgewachsen. Er hat mehrere Messen und zahlreiche Chorwerke geschaffen, auch eine sinfonische Phantasie in vier Sätzen, „Jacovella“, für Orgel. Ich glaube, es wäre sehr heilsam, wenn derartige Musiker, deren ganzes Denken naturgemäß aus der Verbindung des Wortes mit Musik, also aus der dieses Wort verständlich und klar übermittelnden Melodie herauswächst, als Gegentrast zu unsrer im allgemeinen durchaus sinfonisch-orchestral empfindenden Musik stärker in den Vordergrund treten würden. Das würde gleichzeitig die Stärkung des Architekturtonischen in der Musik gegen das rein Malerische bedeuten, die uns so dringend nottut.





Austria nova

Unter diesem verheißungsvollen Titel hat sich in Österreich eine Gesellschaft gebildet, die für die Auffassungen eintreten will, daß „in der nationalen Machtpolitik und in dem rivalisierenden Radikalismus die schwersten Hindernisse der österreichischen Völker im allgemeinen und der beiden Volksstämme (der Deutschen und der Slawen) im besonderen zu suchen sind“. Sie wünsche, so heißt es in dem Werberuf dieser Neuösterreicher, statt dessen „durch wirtschaftliche und kulturelle, wissenschaftliche und ethische Mittel“ — abseits von aller Parteipolitik — für den nationalen Frieden in Österreich zu wirken. Mit anderen Worten — denn die kulturellen und wissenschaftlichen Bestrebungen werden des nationalen Gewandes als Mittlers nicht entzogen können —: die Leute sollen beim Selbstbeuteln, bei ihren wirtschaftlichen Interessen gepackt werden. Die Aussicht auf wirtschaftliche Vorzugsrationen soll sie den Kampf für das Volkstum vergessen machen, die Empfindungen für dessen Not und Bedrängnis einschläfern. Der Aufruf ist in erster Reihe von den Herrenhausmitgliedern aus der Schicht jenes Feudaladels unterzeichnet, der für die Pflichten, die ihm seine deutsche Abstammung auferlegte, nie ein Gefühl gehabt hat. Daneben von einer Anzahl nobilitierter Geschäftsleute jüdischer Abkunft. Außerdem, versichert man, ständen 160 Hochschulprofessoren hinter den Gründern und Werbem des neuen Bundes. Leider wird nicht gesagt, wie groß der Prozentsatz der Deutschen unter den Hundertsechzig ist, wieviel deutsche Professoren so närrisch und

Der Lürner XVI, 9

so pflichtvergessen sind, um ein paar schöner Redensarten willen mit der Zukunft ihres Volkes in Österreich zu spielen. Denn darüber kann, wer die unselbige Veranlagung der Deutschen kennt, doch kaum im Zweifel sein: die Slawen würden auch in dem neuen Bunde nicht aufhören, ihre nationale Eigenart zu pflegen und zäh und emsig mit den kleinen und großen Mitteln, die die österreichische Praxis gezeugt hat, für die Ausbreitung ihres Stammes zu sorgen. Den Deutschen aber würde er die Knochen erweichen und sie in noch weit höherem Maße, als das leider bisher schon geschehen ist, der Verflawung preisgeben. Umspülte die slawische Hochflut nicht ohnehin gierig bald und bald lodend unsere österreichischen Volksgenossen, es gäbe keine Tschechen, die Traub und Heller hießen, keine Slowenen mit dem zutraulichen Namen „Einspieler“.

R. B.

„Graf Dallwitz?“

Raum war der Minister von Dallwitz zum Statthalter in den Reichslanden ernannt, da erfuhr ein Berliner — liberales — Blatt „aus politischen Kreisen“, daß der neue Herr bei seinem Amtsantritt zum Grafen „erhöht“ werden würde, und vertiefte sich mit eifrigem Interesse in die dafür „maßgebenden Erwägungen“. Echt „liberal“, aber in Gänsefüßchen. Dallwitz selber wird wohl so vernünftig sein, bei der Lektüre dieser Rindlichkeiten zu denken: „Wenn ich eure Sorgen hätte!“ Daß so etwas aber im politischen Zeil eines großen Blattes geschieht, das beleuchtet die Höhe unserer politischen Bildung.

28

Wenn der Kaiser den Grafen Welbel zum Fürsten macht, so freut man sich der Ritterlichkeit des Kaisers gegenüber dem vielfach Angegriffenen, freut sich, daß das Reichsland die gute Meinung verstehen und daß der Fürst Welbel selber sich freuen wird; aber im übrigen — *nesoio quid mihi magis farcimentum esset!* Statt auf Dallwitzens erste Rede im Reichsland oder noch besser auf seine ersten Maßnahmen zu warten, ist Schmod, der sich politisch gebärdet, gespannt, ob der Statthalter Graf wird oder nicht und ob er damit gegenüber dem Grafen Rödern und dem Freiherrn von Stein die nötige Autorität gewinnen wird! Wer sich solche Gedanken machen kann, der verdient nichts Besseres als solche Gedanken. E. E.

*

Gräßlich ist es doch

In Württemberg ist man sich schlüssig über die Kanalisierung und Schiffbarmachung des Neckars geworden. Die Industrie des Landes will ihre Abgeschlossenheit vom großen Wasserverkehr sprengen, damit sie den Wettbewerb besser bestehen kann und die Schleppdampfer ihr billigere Kohlen bringen. Von ihrem Standpunkt sehr begreiflich; aber mit der Poesie des schwäbischen Neckars und seiner erinnerungsreichen grünen Ufer wird es dann auch, wenn erst alles harter Stein- damm und schwälender Rauch ist, zu Ende sein.

Das Gleiche bereitet sich vor am deutschschweizerischen Oberrhein, dem einzigen Teil dieses Stromlaufs, dem noch eine ursprüngliche landschaftliche Schönheit mit Burgen und feinen alten Städtlein und stillen Wald- ufern, wo die Reiber horsten, erhalten ist. Der Schaffhauser Rheinfall wird durch Schleusen umgangen und abgezapft werden, der Untersee bekommt bei Galenhofen, dem Poetendorf, wo ihn der Rhein in wallender Breite verläßt, ein riesiges Wehr zur Wasserstandsregulierung quer hindurchgezogen. Die Barbarei von Laufenburg, wo das altertümlich-malerischste Stadt- und Flußbild, das Deutschland und die Schweiz hatten, durch Sprengung und Betonbauten im modernen

Millionenmaßstab vernichtet worden ist, wird aufwärts bis an den Bodensee erstreckt, damit eine Schnur von Fabriken die Ufer verwandeln, und damit zwar nicht das Publikum, wohl aber der Händler und der Fabrikant billiger die Kohlen haben kann. Schon sind die Sachverständigen für die Verhandlungen der Uferstaaten ernannt, Juristen, Wasserbauingenieure und das Stadthaupt von Schaffhausen.

Selbstverständlich gehört das Bevorstehende zur Förderung der „Kultur“, wie sie konventionell verstanden wird. Zahllosen Söhnen und Töchtern der anwohnenden Bauern wird die sittlich-gesundheitliche Gelegenheit zum Übergang in die Industriearbeit geboten, Italiener und Tschechen werden die Lücken, wo jene noch zögern, im voraus füllen und die schweizerische Demokratie verbessern helfen, die den fremdländischen Rindernachwuchs gratis auf Kosten der Steuerzahler unterrichtet. Und eine neue Überfülle von Fabrikwaren wird produziert werden, zu deren Unterbringung die Reklame, der Agent, der zungenfertige Reisende die wirkliche Nachfrage durch das Angebot ersetzen müssen. In vermehrter Weise werden Einige reicher und alle Andern desto ärmer werden, und man wird das, statistisch wie immer, die Hebung des Wohlstands nennen; und wenn dann die Fabrikherren oder die Großaktionäre die gebildete Anwendung verspüren, sich einen unverwüsteten Naturgenuß zu verschaffen, so wird eine Automobilfahrt durch den Kaukasus oder eine Reise mit dem Luxusdampfer nach Südamerika, zu den umgrüntem Wasserfällen des Paraná, für sie ja eine Kleinigkeit sein.

Um jeden politischen Käse setzt man Himmel und Hölle in Bewegung, füllt die Zeitungen mit wochenlangen Spalten, erregt sich in den Parlamenten und an allen Stamm-tischen. Aber die hundertmal ärgsten Vergewaltigungen und Beraubungen einer nicht m. b. S. beteiligten Bevölkerung vollziehen sich durch den souveränen Willen der Unternehmervirtschaft und die blinde Bereitwilligkeit obrigkeitlicher Staatsverträge.

*

Ed. S.

Berliner Camaraderie

Ein Berliner Dämchen — noch nicht ganz, was man an der Spree pomphaft „Lebedame“ heißt, aber doch schon auf dem besten Wege dazu — schießt mit den ehrlichsten Absichten, ihn zu töten, auf einen Kaufmann, der ein paar Jahre lang „mit ihr ging“. Die Sache hat gar keinen sentimentalischen Hintergrund: der Kaufmann ist nicht der erste gewesen und er war auch nie ihr Einziger. Aber die Dame mag es nicht leiden, daß er sich von ihr trennt: vielleicht weil er sie an vergangene bessere Tage erinnert, vielleicht auch nur, weil er in der Erscheinungen Flucht ihr den Dauerhafteren, den sozusagen „Reellen“ bedeutet. Darum droht sie, falls er die Beziehungen löse, mit dem Browning („Darauf gibt es heute nicht viel“, meint sie erklärend und sich selbst Mut zusprechend zu Freunden und Nachbarn), und als er sich dennoch seitwärts in die Wäpfe zu schlagen sucht, liefert sie dem „Ungetreuen“ ein kleines Feuergefecht. Drei Kugeln gehen fehl, eine vierte trifft ihn in die Brust; so gut, daß der Armste erst nach sechs Wochen das Spital verlassen kann. Bei dem Nachspiel vor dem Gericht gibt es dann wirklich nicht viel. Noch weniger als das, nämlich gar nichts. Das Dämchen wird von den Geschworenen freigesprochen, und laute Bravorufe des „Umstandes“, der zahlreich zur Thingstätte geeilten Anwohner und Anwohnerinnen des Bayerischen Plazes, geleiten die „Mäherin ihrer Ehre“ in die Neuschöneberger Freiheit.

Was aus dieser Geschichte, die ich soherzando erzählt habe, und die doch bitter ernst ist, zu lernen wäre? Meines Erachtens zweierlei. Zum ersten: wir sollen bescheidener werden; aufhören, über die galante Justiz unserer französischen Nachbarn die Nase zu rümpfen und pharisaisch uns zu berühren: Bei uns kommt das nicht vor! Es kommt nun leider auch bei uns schon vor; das und noch manches andere: die Großstadt-, mehr noch die Amüsierstadtkultur triumphiert über Stammes- und Rassenunterschiede. Zum zweiten aber, scheint mir, lehrt das Begebnis, daß es um die Sittlichkeit von Neu- und Großberlin doch nicht

ganz so harmlos bestellt ist, wie man, in verständlicher Reaktion gegen Heuchler und Schnüffler, uns neulich das weismachen wollte. Es mag sein, daß mit Schaufenster- und Kinogesehen dagegen nicht viel auszurichten ist. Schon weil da auf die Symptome turziert und vielfach auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Aber die Nacht, diese unfrohe, lärmende Berliner Nacht, die in ihrer Dauerhaftigkeit in beiden Hemisphären ihresgleichen nicht kennt! Glaubt man wirklich, daß es auf die Anschauungen, Auffassungen, das Gemüts- und Empfindungsleben auch einer Millioneniedlung ganz ohne Einfluß bleiben kann, wenn die Nacht, ihre Freuden und Gewerbe ihr zum Ruhmestitel und Lockmittel werden? Wenn Tausende und Abertausende, in der Gesamtheit der Einwohnerzahl einer volkreichen Stadt gleichkommend, unter uns sind, die so oder so von der Nacht leben? Herr Harden, der vor einigen Wochen in Berlin über diese Dinge sprach, hatte schon recht: „Es geschieht ja nichts“ in den Bars und Nachtklotalen. Aber wenn eine der Damen, mit denen wir bis in den gar nicht mehr grauen Morgen bei Zigeunermusik, bei Sekt und dampfenden Zigaretten beisammensaßen, dann mit dem Revolver um sich schießt, geschieht ihr eben auch nichts. Camaraderie!

R. B.

*

Und Geld nahm er auch

Die unter diesem Titel im Februarheft des Fürmers enthaltene Notiz läßt sich noch sehr hübsch ergänzen.

Das Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. bewahrt unter doppeltem Siegel die Belege über die Ausgaben einer im Jahre 1814 nach Wien entsandten Deputation, welche die Interessen der Stadt bei der Neuordnung der europäischen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß wahrnehmen sollte. Unter den Belegen befindet sich u. a. eine Verschreibung, die zum ersten Male von Richard Schwegler im 1. Bande seiner „Geschichte der Freien Stadt Frankfurt am Main“ veröffentlicht worden ist. Diesem Schriftstück zufolge versprechen die Deputierten, „da es Schuldbigkeit

ist, sich gegen die Edlen dankbar zu beweisen, welche zur Begründung der Selbständigkeit der freien Stadt Frankfurt und zu der Festsetzung der Konstitution beigewirkt haben“, die Summe von 10 000 Dukaten = 55 000 Gulden, „wenn jenes Ziel erreicht und förmlich sanktioniert sein wird.“ Diese 55 000 Gulden sind wirklich bezahlt worden, und der Empfänger war, wie aus den Berichten des einen Deputierten, des Dr. Danz, hervorgeht, kein Geringerer als Fürst Metternich. Eine solche Summe konnte nur da angeboten und riskiert werden, wo die wirkliche Entscheidung zu erwarten war, und diese Stelle war eben Metternich. Als das Geld bezahlt wurde, war die Gefahr, daß Frankfurt als Entschädigungsobjekt für benachbarte Fürsten dienen könnte, zwar schon vorübergegangen, aber der allmächtige Staatskanzler wird sich gesagt haben, daß er trotzdem bei dieser Gelegenheit die reiche Stadt etwas schröpfen könne, und so kam der „Edele“ zu den von Frankfurt bereitwillig geopfertem 55 000 Gulden, die für jene Zeit ein kleines Vermögen darstellten.

*

Die Krönung des Gebäudes

Auf den neuen großen Luxusdampfern für den Verkehr zwischen Europa und Amerika soll der moderne Genußmensch alle seine Bedürfnisse und Wünsche aufs üppigste erfüllt sehen. Lukulische Mahlzeiten mit Orchesterbegleitung, Raffeehäuser, Spielzimmer, Schwimmbäder (mit Koedukation?) u. a. sind vorhanden, und zur Krönung des Gebäudes sollen fortan auch Variétés- und Operettenvorstellungen veranstaltet werden, selbstverständlich von erstklassigen Kräften.

In dem räumlichen Mikrokosmos eines solchen Dampfers muß auch der Prostitution Gelegenheit zur Entfaltung gegeben werden.

*

Männertwürde vor Preisrichter- Thronen

Mit einem Berliner Monstre-Schaufest, das sich durch zwölf Tage schleppte, war auch eine Schönheitskonkurrenz verbun-

den, für Damen und — Männer. Die feinere ästhetische Erwägung, daß der Mann nicht in die Gattung der Paradiesvögel gehört, hat davon nicht zurückgehalten. Wenigstens die Preisauschreiber nicht; die Herrenwelt im ganzen hatte doch den natürlichen Instinkt, die Konkurrenz, wie ein Bericht sagt, nur schwach zu besetzen.

Sechs Preise wurden vergeben. Fünf an Damen, die nun von bekannten Malern und Bildhauern zur Mehrung der beiderseitigen Popularität verewigt werden sollen. Selbstverständlich sind es die üblichen Kosmin-Damen, Plakatgesichter volkstümlich-modernen Genres, die nach dem siegreichen Muster amerikanischer professioneller beauties süße Augen machen und vor allen Dingen ihre Zähne blitzen lassen müssen. Der männliche Apoll errang nur den dritten Preis, bekam aber doch eine goldene Uhr geschenkt. Er hat ein Monotel eingeklemmt und macht einen Mund, dessen Falten ums Kinn vortrefflich mit jenem Emblem moderner männlicher Bedeutung harmonieren. Im übrigen ist er Dr. phil. und ein ziemlich allgemein bekannter Schriftsteller, der sich auch schon anderweitige Zeugnisse des ironischen und selbstironischen sperrers mundi etc. geleistet hat, als die Gestellung vor einem Schönheitspreisgericht.“

Heutzutage ist nichts unbegreiflich mehr. Bis auf das eine, was kein Verstand der Zeitbeobachter begreift: daß nicht längst jeder neudeutsche Preisathlet und Messenger-Boy ein Monotel trägt. Da es doch auch nicht teurer als die Zigaretten ist, die diese Gentlemen zu rauchen pflegen.

—b—

*

Der Hof-Maniküre

Ein Herr Schaz in Berlin darf diesen Titel führen. Er er bietet sich „in wenigen Wochen den Fäusten eines Kohlschippers die Form und das Aussehen der zarten Hände einer großen Dame zu geben“. Mit großer Befriedigung und starkem Stolz kündet Herr Schaz von sich, daß neben den Kreisen unserer hiesigen und rheinischen Großindustriellen sich auch die Kaiserin und fast sämtliche Mit-

gliedert des königlichen Hauses seiner Pflege anvertrauen. Selbst die kleinen Söhne des Kronprinzen würden von ihrem dritten Lebensjahre ab in seine Behandlung gegeben. Da ist es freilich kein Wunder, daß sich dem „Manicule“ das Hofprädikat gesellte . . . Berlin, meint die „Wahrheit“, ist die Stadt des Luxus geworden. Früher schnitten sich die Leute ihre Nägel selber. Heute geht schon die kleinste Ladnerin in den Friseurladen nebenan und streckt dem Manicule ihre zarten Pfötchen entgegen, auf daß er sich bediene. 100 000 Arbeitslose gibt es in Berlin. Was will das besagen, Leser? Der rasende „Fortschritt der Zeit“ bringt die Verfeinerungen des alten Rom mit sich, die damals am üppigsten gediehen, als das Kaiserreich schon in den letzten Sügen lag . . .

*

Der Liebste auf dem Schuh

Der neueste Rekord im Geschmack ist das Medaillonbild auf der Schuhspitze, und zwar auf jeder eines, wozu laut Modebericht „die Dame die Bildnisse ihrer Verehrer bestimmt“. Diesmal nicht Newyorker, sondern Pariser Exportmodell. Das alte Liedlein: „In den Augen liegt das Herz, in die Augen mußt du schauen“ überträgt sich sinnig auf die Hühneraugen.

Ich zeigte die Abbildung der wichtigen Neuerung einem zeitgemäß gebildeten Backfischlein, das die Sache sofort ernsthaft nahm und nur daran zu tabeln fand, daß man nie die genügende Anzahl Füße habe. Es blieb nichts übrig, als ihr zu raten, für den nächsten Engadiner Winter ihre Stis mit den entsprechenden Jünglingen der Länge nach bemalen zu lassen. Ed. S.

*

Ein vernünftiger Mann

Ein „Sachverständiger“ wirft sich, ganz gegen das eigene Geschäftsinteresse, der Banauße des heutigen Geschmacks entgegen. Worth, der Welt-Damen Schneider, hat ein Buch gegen die Krankheiten der Modesucht geschrieben, gegen das rasende Tempo — das doch im Grunde von der Konfektion bittiert

wird —, welches von Mißgriff zu Mißgriff stürmt. „Die Moden müssen heute nicht mehr allein wöchentlich, nein täglich, ja fast stündlich verändert werden. Es genügt nicht, daß fortwährend neue Farben — denn die schönen Farben sind alt — erfunden werden müssen, oft häßliche Farben; nein, noch mehr: die Frau von heute muß phantastische, kunstvolle Toiletten besitzen, Gewänder, die doch nichts anderes sind, als ein wirres Durcheinander des verschiedenartigsten Materials. Mir erscheint es als ein Sakrileg, beispielsweise Spitzen und Pelz zu vereinigen, zwei Mittel, die am rechten Orte so herrlich sind, im Wesen sich aber so widersprechen, daß eine Verschmelzung unmöglich ist und niemals eine harmonische Kleidung entstehen kann.“ Als Heilmittel gegen die grassierende „innere Unkultur“, die der Grund dieser und aller anderen anarchischen Widersinnigkeiten ist, predigt er den Frauen geschmackvolle Unauffälligkeit, die die wahre Eleganz ist, und unabhängigen persönlichen Geschmack.

! Eine Stimme in der Wüste, aber bemerkenswert durch den, dem sie gehört. Auch wenn er, wie alle anderen, die von gleichen Forderungen — träumten, die Voraussetzungen verkennt.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, zehnmal hoch in einer Zeit, da das Hauptgeschäft die Ermütigung jeder Unkultur geworden ist. S.

Überredakteure

Im „Zeitungsverlag“, dem Organ des über ganz Deutschland verbreiteten Vereins deutscher Zeitungsverleger, finden sich Stellengesuche von Journalisten, die über eine ganz erstaunliche Vielseitigkeit zu gebieten scheinen. Wenn sich jemand in einem überfüllten Beruf um eine Stelle bewirbt, so mag man's durchgehen lassen, wenn er den Mund etwas voll nimmt. Aber die Universalgenies, die hier ihre Anlagen dem Wohlwollen der Herren Verleger empfehlen, versteinen sich zu Geschmackslosigkeiten, die ihre Selbstanpreisung im höchsten Grade verdächtig machen. Da läßt sich einer in folgender Weise los:

„Chefredakteur — Feuilletonredakteur — Lokalredakteur an großen Organen; in den drei Hauptsparten nachweisbar gründlich erfahren! Ernster Journalist, der sich auf diese Tatsache stützen kann, sucht sich zu verändern. Sichere Schulung in Politik, schriftstellerische Leistungen für das Feuilleton, moderne feuilletonistische Ausgestaltung im lokalen Ressort. Jeden Tag eigenen Artikel oder selbständiges Feuilleton. Infolge tüchtigster redakt. Tätigkeit großer Abonnentenzuwachs nachzuweisen. Firm in Disposition, gewandt im Diktat an Schreib- und Schreibmaschine, Stenograph, rastlose Arbeitskraft im besten Alter, repräsentativ, vornehm, ehrenfest und verlässlich.“

Ein anderer schreibt:

„Herr ... ist der geborene Journalist.“ Ein junger Akademiker möchte dies Wort aus dem Zeugnis seines gegenwärtigen Chefredakteurs voranstellen, als sprechendstes Lob ... Er gedenkt auf den i-Tupfen zu halten, was er hier verspricht: einen Feuilletonisten voller Leben und Eifer; einen Theaterkritiker, der den Ehrgeiz hat, aus jeder Kritik ein fesselndes Werkchen für sich zu machen, und einen Redakteur (im eigentlichen Sinne des Worts), der die größten Depeschenberge zu technisch schönen Artikeln verarbeitet, überhaupt die moderne technische Aufmachung beherrscht.“

Ein dritter charakterisiert sich also:

„Redakteur, von eisernem Fleiße, 12 Jahre Praxis, in allen Sparten mit A. v. Handelsressort gründlich und unter nachweisbarem Erfolge erprobt, jetzt in ungekündigter, angesehener Position an einem Organe mit hoher Auflage in einer Stadt von 400 000 Einwohnern, sucht sich zu verändern. Im bes.: feinsinniger Feuilletonist, routinierter Politiker, konkurrenzloser Lokalredakteur, vertraut mit dem modernen Zeitungsbetrieb, wie ihn das Großstadtleben fordert, absolut zuverlässig, sicheres Dispositionstalent, ungemein produktiv, an schnellstes Arbeiten gewöhnt, Stenograph, vornehm und repräsentativ.“

Den Gipfel erreicht aber eine sechsundzwanzigjährige Leuchte, auf die sich die Verleger ruhelweise stützen müßten:

„Vielseitiger Journalist, 26 Jahre alt,

deutscher Arier, als Reserveladett militärfrei, Philosoph, mehrere moderne Sprachen beherrschend, Naturwissenschaftler, Leitartikler, Feuilletonist, Volkswirtschaftler, Theater- und Kunstkritiker usw., von repräsentativem Aussehen (180 cm groß, mit schwarzem Vollbart), sucht selbständige beliebige Fachstelle oder Stelle als Verantwortlicher zu Tages-, Wochen- oder Monatsblatt jeden Faches, aber nur geistig fortschrittlicher Richtung.“

Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß sich ein einzelnes Individuum im Besitze so vieler ausgezeichneten Eigenschaften fühlen kann. S-r.

*

Schiller im Badelaten

In Dresden ist dieser Tage ein neues Schillerdenkmal enthüllt worden, das in den den umrahmenden Rundbau schmückenden Reliefs manches Schöne zu haben scheint, soweit man nach den Photographien urteilen kann. Ein übles Zeugnis für unsere zeitgenössische Skulptur aber ist die Gestalt des Dichters selbst. In dem ganz äußerlichen Neoklassizismus, von dem man jetzt vielfach die Still-Erlösung erwartet, hat sich der Künstler zu einem Formalismus treiben lassen, der unsere Vorstellungen von Schiller geradezu auf den Kopf stellt. Schiller steht eigentlich nackt da: die umgeworfene Toga wirkt wie ein feuchtes Badelaten, Schultern und Brust sind wie in starkem „Décolleté“ entblößt. Dieser Nacktheitstaumel berührt gerade bei Schiller so unsinnig, der für uns so ganz Geist ist. Dieser Geist hat einen armen, kranken Körper gebändigt und seine Schwächen überwunden. Das Bildwerk aber ist ein Triumph des Körperlichen. Es ist die fast selbstverständliche Folge, daß der Kopf versagt: ein nüchtern, dumm-selbstbewußter Komödiantenkopf. — Wie die Antike bei der Darstellung ihrer Geisteshelden den Körper unterordnete, selbst wenn es sich um einen körperlich schönen Menschen handelte, zeigt die bekannte Statue des Sophokles. S.

*

Lucus a non lucendo

Im „Literarischen Echo“ sagt Alexander von Weilen bei Gelegenheit einer Buchbesprechung: „Ich stimme ihm auch vollkommen bei, wenn er einleitend seine von mancher Seite gerügte Nichtbeachtung der Berliner Volksbühne aufrechterhält, deren Produktionen ins Bereich der Sozialpolitik, nicht der Ästhetik fallen.“ Herr Dr. v. Weilen ist zu so kategorischer Entscheidung zweifellos berufen. Er hat seinen ständigen Wohnsitz in Wien und wahrscheinlich nicht eine einzige Vorstellung der Neuen freien Volksbühne in Berlin angesehen ... Der Begründer des „Lit. Echo“ war Dr. Joseph Ettlinger, dessen großes Lebenswerk der Ausbau und die künstlerische Entwicklung der Neuen freien Volksbühne gewesen ist.

*

Zum Kunstproblem vor der Strafkammer

In Treitschkes Deutscher Geschichte, Bd. II, S. 320, wird von einem verfloffenen Fürsten gesagt, seine Kunstliebe habe sich niemals über jene Bildungsstufe erhoben, welche das Ideal allein in nackten Weibergestalten findet.

! Zur Genugtuung für Dr. Karl Stora, dessen ebenso verständiges wie unprüdes Gutachten in Sachen der gerichtlich beanstandeten nackten Postkarten wieder einmal von dem Schlagwort auf der Verteidigerseite majorisiert wurde, daß alles, was „Kunst“ sei, erzieherisch auf die Unmündigen wirken müsse, möchte ich die Stelle mitteilen. Freilich, wer derartige Wertunterschiede, wie sie Treitschke voraussetzt, in die Kunst hineinträgt, den trifft der obidöseste Tadel der heutigen Volksveredler, der des Moralisten. Ed. S.

*

Von dem Rektorate der Universität Bern erhalten wir folgende Mitteilungen:

Vor kurzem wurde im Türmer die Ernennung des Wirkl. Geheimen Rates R. A. Lingner zum Ehrendoktor der Medizin an der Universität Bern mit einer Schenkung, die der Genannte dieser Hochschule gemacht hat, in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht.

Diese Mitteilung müssen wir als eine böswillige Entstellung der Tatsachen bezeichnen.

R. A. Lingner wurde im November des Jahres 1911 auf Grund seiner Verdienste um die allgemeine Hygiene von dem h. Senate der Universität Bern einstimmig zum Ehrendoktor ernannt. Die Verleihung des Titels geschah auf den ebenfalls einstimmigen Vorschlag der medizinischen Fakultät. Von der Absicht einer Schenkung Lingners an die Universität war damals nichts bekannt. Im Herbst des letzten Jahres, also 2 Jahre nach seiner Wahl zum Ehrendoktor, übermittelte Erzellenz Lingner dem Rektorate eine Summe von Fr. 30000.— mit der Welsung, sie als den Ausdruck seiner Dankbarkeit gegenüber der Universität, die seine Leistungen für die Wissenschaft zuerst gewürdigt habe, zu betrachten und über die Verwendung der Gabe nach freiem Ermessen zu verfügen. Die Summe wurde dann der akademischen Witwen- und Waisenkasse übermittelt.

Mehrere Universitäten haben schon einen Donator lediglich auf Grund einer bedeutenden Schenkung zum Ehrendoktor ernannt. Man kann darüber verschieden denken. Die Auszeichnung von Erzellenz Lingner durch die Universität Bern hat aber mit seiner nachträglichen Stiftung nichts zu tun und bedeutete nur eine Anerkennung seiner außergewöhnlichen Verdienste auf dem Gebiet der Wohlfahrtsbestrebungen, durch die er der ganzen gebildeten Welt rühmlichst bekannt geworden ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Rektor der Universität Bern
Prof. Dr. Emil Bürgi.



In Sachen der Dürerbund-Mittelstelle

erfücht uns der Vorstand des Dürerbundes mit Bezugnahme auf die Ausführungen Hermann Driesmans' im Aprilheft um die Aufnahme folgender Erklärung:

1. Die Behauptung des Herrn Driesmans, er habe dem Arbeitsauschuß des Dürerbundes angehört, ist falsch. Er hat zu den Sachverständigen gehört, aus denen nach dem ursprünglichen Plane Arbeitsauschüsse je nach Bedarf gebildet werden sollten. Die Arbeitsweise des Dürerbundes aber hat sich anders entwickelt. Der geschäftsführende Ausschuß, bestehend aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Geschäftsführer und einigen zugewählten Beisitzern, hat sich zum alleinigen Arbeitsauschuß entwickelt und fragt in geeigneten Fällen Sachverständige aus dem Kreise des großen Ausschusses um Rat oder veranstaltet Umfragen unter ihnen. Daß Herr Driesmans je aus dem Arbeitsauschuß ausgeschlossen worden sei, davon ist keine Rede; er ist nur durch Zufall niemals um Rat gefragt worden. Seine sämtlichen weiteren Folgerungen und Vermutungen fallen also mit dieser falschen Annahme.

2. Der Gesamtvorstand hat das bei weitem wichtigste aller Rechte im Dürerbund: er ernennt seinerseits den Arbeitsauschuß und damit die führenden Männer des Dürerbundes. Herr Driesmans als Mitglied des Gesamtvorstandes hat von dieser seiner Befugnis zum Mitwählen für den Arbeitsauschuß keinen Gebrauch gemacht. Trotzdem wünscht er aber im Gesamtvorstand zu bleiben. Aber wiederum: er wirft uns einen „Mißbrauch“ deshalb vor, weil wir „seinen Namen zu den Dürerbundzwecken“ benützten, ihn selbst aber beiseite schieben und von den eigentlichen Arbeiten . . . fern halten wollten. Am 2. 12. 13 schrieb der Arbeitsauschuß, unterzeichnet Avenarius, Herrn Driesmans folgendes: „Es versteht sich von selber, daß solche Einsendungen eines Gesamtvorstandmitgliedes vom Arbeitsauschuß stets besonders beachtet werden. M. W. ist niemals eine von Ihnen gekommen. Wenn Sie in Sachen der Mittelstelle anderer Meinung waren, so stand es vollkommen bei Ihnen, das reichhaltige Material zur Sache zu einer Denkschrift zu bearbeiten und deren Berücksichtigung durch uns zu verlangen. Mit einem ‚darüber denke ich anders‘ wäre natürlich auch bei der internen D.-B.-Arbeit gar nichts getan, abweichende Meinungen können für uns nur dann von Bedeutung sein, wenn sie aus ebenso gründlicher Durcharbeitung des Materials, wie die unsrige war, ihre Begründung ziehen. Nichts dergleichen ist geschehen.“

3. Driesmans beschwert sich „zu 4 und 5“: „Selbstverständlich konnten recht wohl . . . die Leiter des Fürmers hineingewählt werden . . . damit wäre der Arbeitsauschuß des Dürerbundes ganz einverstanden gewesen.“ Ja, selbstverständlich konnten wohl — es ist aber nicht geschehen, weder den Fürmern noch anderen gegenüber, die dazu berufen gewesen wären. Das ist eben der wundte Punkt, um den die Dürerbundleiter nicht herumkommen. Das *Obium* des Autokratismus und damit geschaffenen Separatismus unter den geistigen Interessenten bleibt auf ihnen haften, sie mögen sich nachträglich dagegen wehren, drehen und wenden, so viel sie wollen. Es sind nur „Worte“, Worte, mit denen die uneingelöste Tat verdeckt werden soll!“ — Auf diesen Erguß begnügen wir uns mit dem einfachen Hinweis darauf, daß die Wahlen an die betreffende Stelle überhaupt noch nicht stattgefunden haben.

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Fürmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten unerschlossen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Fürmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber“ oder „an die Redaktion des Fürmers“ (beide Zehlendorf [Wannsee], Winfriedstraße 3) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Fehr. v. Grotthuß • Blühende Kunst und Musik: Dr. Raci Stora.
 Samml. Inschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Fürmers, Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3.
 Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Blick vom Hohneck auf den Riedweiher



Robert Haag



XVI. Jahrg.

Juli 1914

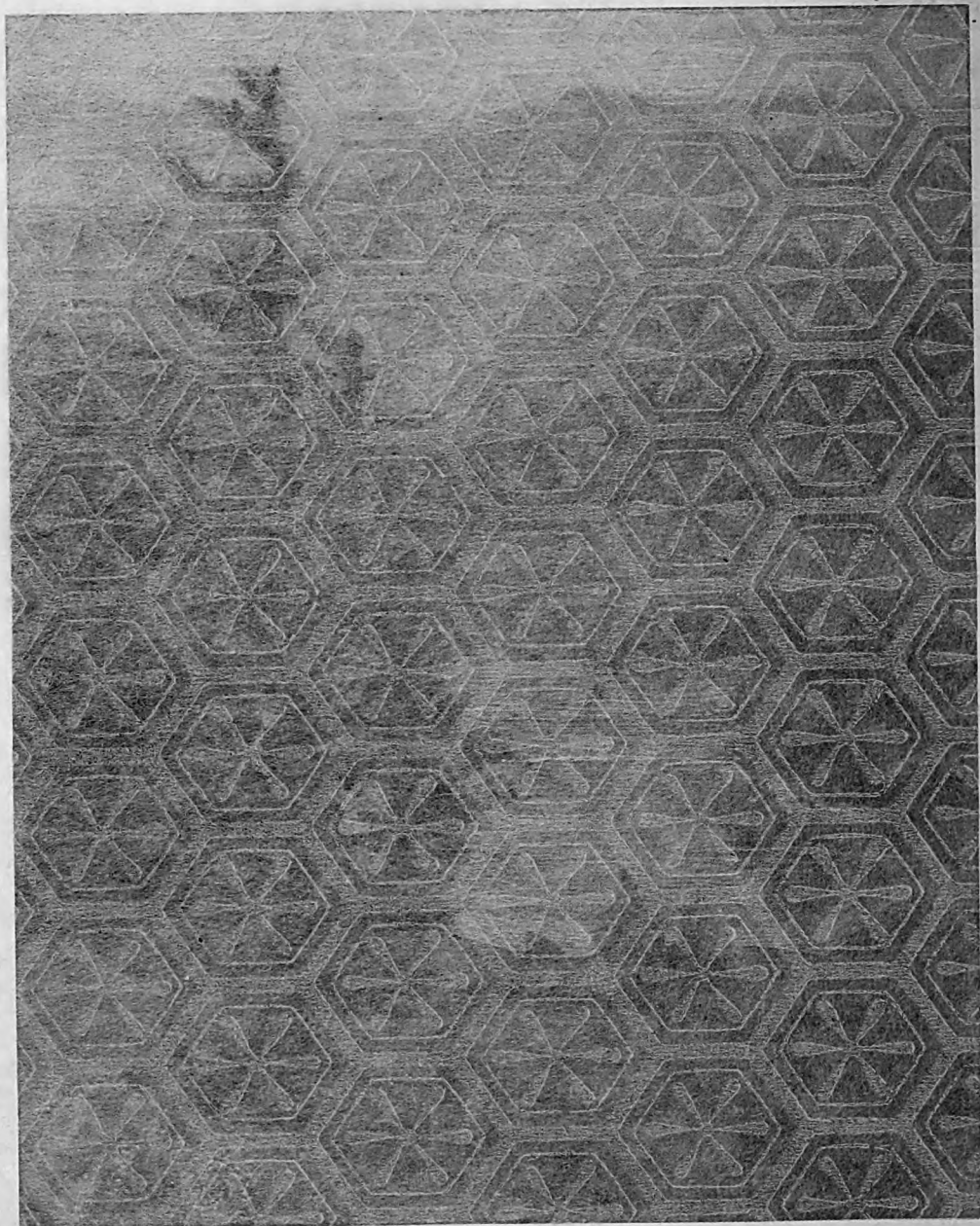
Heft 10

Zivilcourage

Von Hans von Rahlenberg



Vielleicht müßte ich mich entschuldigen, als Frau über Männerdinge zu schreiben. Nun, ich habe immer geglaubt, die besten Richter über Mannhaftigkeit, über des rechten Mannes Art und Wert, sind die Frauen! Mit diesem Glauben konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich in der „Zukunft“ einen Artikel las, dessen Autor die geschwundene Tüchtigkeit der Frauen für die Männer beklagte und einen Krieg herbeisehnte, um das anwachsende weibliche Geschlecht in seine bescheidenen Schranken zurückzuweisen und des Mannes volle Herrlichkeit und Urkraft zur Geltung zu bringen. Nein, mein Herr, moderne Frauen glauben so recht nicht mehr an Helden im Panzer und Helmbusch, sie wissen genau, daß Achilles oder Ajax in aller Muskelpracht, blutdürstig wie ein Tiger und unbändig wie ein andalusischer Stier, vor einem witzigen Brownie, den ein Frauzimmer in ihrem Seidentäschchen tragen kann, austreiben oder ins Gras beißen müßten, daß die modernen Kriege des großen Königs „größte Eskadrons“ und der größte Geldbeutel entscheiden, und daß man übrigens ein braver Mann und vortrefflicher Soldat sein kann — wir sahen solche Verwundete in türkischen Spitälern — ohne eine Ahnung zu haben, wer eigentlich der Feind ist, ohne Bewußtsein eines Entschlusses oder der Hingabe! Ich habe als Kind und als Soldatentochter alten Soldaten und Helden aus drei Feldzügen mit und mit leidenschaftlicher Anteilnahme zugehört; außer der vornehmen Scham-



Blick vom Hohneck auf den Riedweiher



Robert Haag



XVI. Jahrg.

Juli 1914

Heft 10

Zivilcourage

Von Hans von Rahlberg

Vielleicht müßte ich mich entschuldigen, als Frau über Männerdinge zu schreiben. Nun, ich habe immer geglaubt, die besten Richter über Mannhaftigkeit, über des rechten Mannes Art und Wert, sind die Frauen! Mit diesem Glauben konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich in der „Zukunft“ einen Artikel las, dessen Autor die geschwundene Achtung der Frauen für die Männer bellagte und einen Krieg herbeisehnte, um das anmaßende weibliche Geschlecht in seine bescheidenen Schranken zurückzuweisen und des Mannes volle Herrlichkeit und Urkraft zur Geltung zu bringen. Nein, mein Herr, moderne Frauen glauben so recht nicht mehr an Helden im Panzer und Helmbusch, sie wissen genau, daß Achilles oder Ajax in aller Mustelpracht, blutdürstig wie ein Tiger und unbändig wie ein andalusischer Stier, vor einem winzigen Browning, den ein Frauenzimmer in ihrem Seidentäschchen tragen kann, ausreißen oder ins Gras beißen müßten, daß die modernen Kriege des großen Königs „größte Estadrons“ und der größte Geldbeutel entscheiden, und daß man übrigens ein braver Mann und vortrefflicher Soldat sein kann — wir sahen solche Verwundete in türkischen Spitälern — ohne eine Ahnung zu haben, wer eigentlich der Feind ist, ohne Bewußtsein eines Entschlusses oder der Hingabe! Ich habe als Kind und als Soldatentochter alten Soldaten und Helden aus drei Feldzügen viel und mit leidenschaftlicher Anteilnahme zugehört; außer der vornehmen Scham-

haftigkeit, die diese Preußen der älteren Generation ehrte, gaben wahrhafte und ernsthafte Leute stets dem Zufall, dem Zwang ihr volles Recht beim Vollbringen von sogenannten Heldentaten. Man könnte die Preisfrage stellen: Was blieb Leonidas und seinen Dreihundert, die ja in Wahrheit elfhundert waren, eigentlich anders übrig, als zu sterben? Wellingtons Ansprache in der Schlacht an der Nivelle: „Steht fest, Kinder, denn hinter euch ist nichts!“ ist sicher die Ansprache eines Helden. Oder — das Feld von Omdurman bedecken dreißigtausend Verwischlichen, und sechzig Engländer fielen? Viermal attackierten marokkanische Reiter mit der Lanze gegen französische Schiffsgeschütze, die sie gemächlich aus sicherer Entfernung zu Brei verwandelten! Den Wert der guten Verpflegung und Kleidung, der Witterung und des Terrains für glückliche und unglückliche Kriegführung haben die Berufenen aller Zeiten so oft betont, daß uns kaum geziemt, solche Wahrheiten noch einmal aufzustellen. Es mag paradox klingen, aber die größeren, wertvolleren Heldentaten werden in jedem Kriege fast stets von den Unterliegenden ausgeführt worden sein, denn im Unterliegen mit dem Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit ausharren, stark, erfinderisch oder stolz zu sein — das ist Probe wahrer Mannhaftigkeit und kann nie verglichen werden mit dem Rausch, dem maschinenmäßig sicheren Vordringen gutgenährter, gutgeführter und siegreicher Truppenträger! Der wunderbar feine Instinkt des Volks — hier wie überall entscheidend, unbeirrbar und weiblich! — hat längst mit der wahren Aurole des Heldentums die tragischen Gestalten geschmückt, Andreas Hofer, Garibaldi mit seinen Tausend, Kosciuszko, Schill, Johanna von Arc sind ihm teuer, Napoleon zog in das Volksbewußtsein erst mit Waterloo und Santt Helena ein. Es gibt überall siegreiche Feldherren, den Herzog von Wellington, der nie eine Schlacht verlor, den Prinzen Heinrich, des großen Königs Bruder, unsren ganz großen Moltke — es gibt mehr als das, Mustermenschen, Vorbilder wie George Washington, denen nie ein Lied, ein Herzenston erklingen würde, der so bereitwillig in schöner Fülle dem sterbenden Banditen, dem Verschwörer, dem Gefangenen zuströmt.

Ganz im Gegenteil wieder verbindet der gleiche unfehlbare Instinkt mit dem miles gloriosus, dem Säbelkraxler und Eisenfresser, den Begriff der Feigheit, eines Versagens des höheren Menschentums, dessen schönste und edelste Blüte wohl der wirkliche Mut, die Tapferkeit ist.

„Mut auf dem Schlachtfeld zeigt jeder Deutsche, aber es fehlt bei uns an Zivilcourage,“ hat Fürst Bismarck gesagt. Der Ausspruch wird viel weniger gern zitiert als das bekannte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ Wenn wir das Wort für die Nation nach außen gelten lassen wollen, etwa so wie „Right or wrong, my country!“ für England oder „Liberté! Fraternité! Égalité!“ für Frankreich gilt, so möchten wir mindestens ebenso unbeschränkt behaupten, daß der Inlanddeutsche — Gott vielleicht am wenigsten, aber unendlich vieles andre fürchtet, in stärkerer, angeerbter Furcht vor Schrecken lebt als jede andre weniger straff zusammengebundene, aus glücklicheren gesellschaftlichen und Stammesverhältnissen herausgewachsene Volksgemeinschaft. Der Mannesmut und Bürgerstolz eines römischen Republikaners und klassischen Eidgenossen, der glorreichen Zeit Cromwells und Hampdens, in der die Grundlagen des heutigen England und — abweichend mit den Pilgrim-fathers — Nordamerikas ge-

legt wurden, fand im mittelalterlichen Deutschland in den Jahrhunderten der Kleinstaaterei und des Fürstenabsolutismus, einen schlechten Boden. Noch Zwingli durfte Luther auf sein höfisch-ängstliches: „Aber der durchlauchtigste Kurfürst —“ höhniſch entgegenhalten: „Für mich iſt nur Glas durchleuchtig!“ Die Schwäche der großen Reformatoren, treulich nachgeahmt von den Hofpredigern Friedrich Wilhelms II., gegenüber den polygamen Neigungen des Landgrafen von Heſſen, iſt bekannt. Von unſeren klaſſiſchen Dichtern war Goethe zwar ganz gewiß kein Fürſtentnecht, aber doch wohl ein Fürſtendiener, Schiller, der als Revolutionär anfang, mußte als Hofrat enden. Bitterſte Armut lehrte den Oſten Unterwürfigkeit; es iſt ſehr wahr, wie Herr von Oldenburg Januſchau ſagt, daß Trommel und Rüdſtock das moderne Preußen zuſammengedrückt haben. Selbſt über Rußland kaum lag die Stidluft der Mutloſigkeit, ſcheuer Vorſicht bei innerer und äußerer Verkümmernng und Vergräntheit wie jahrhundertlang über Deutſchland. „La révéche Allemagne“, das Land ohne Lachen, haben uns romanische Schriftſteller genannt. Iſt die Luft heut freier und reiner geworden? Der Slawe beſiſt mehr Temperament, eine glühende Sinnlichkeit, ſchafft ſich in Schredens- und Märtyrertaten Luft. Es iſt der Oſten, wo die chriſtliche Heilswahrheit das tieffte gefühlsmäßige Verſtändnis fand und ſich in Überwindern wie Solſtoi, in dem noch größeren Doſtojewſky offenbarte. Wir haben keine Knuten und keine ſibirischen Bergwerke — wir haben Diſziplinarverfahren, dehnbare Paragraphen, haben Schitanen und die Hungertur — Mittel zum Mürbe- und Kleinmachen; uns fehlen die Nihilisten, aber viele Hunderttauſende, Millionen ſind verbitterte, unfrohe, haſſende und negative Menſchen! Man möge ſich nicht täuſchen, das gilt für die „mißleiteten Maſſen“ nicht bloß — ſie haben Hoffnung und Kampfeſmut heutzutage! — es gilt für die große Maſſe des vom öffentlichen Leben abſeits ſtehenden Bürgertums.

„Und ob man dir alles verböte,
Gräme dich nicht ſo ſehr,
Du haſt ja Schiller und Goethe,
Schlafe, was willſt du mehr!

ſang Herwegh vor ſiebzig Jahren. Heut iſt ein anderer, mächtigerer Troſt hinzugekommen, das: Enrichissez-vous! der orleaniſtiſchen Monarchie, des korrupteſten und korumpierendſten Vermittlungſystems der Weltgeſchichte. Wir dürfen im faulen Frieden Geld verdienen, wir ſollen ſogar Geld verdienen! Die Beſchäftigung wird immer ehrenvoller, erfährt immer höhere Ehrung. Wann hatten wir Zeiten, ſelbſt im alten abſolutiſtiſchen und ſpeichellederischen Deutſchland, wo einer, nur weil er für ſich und ſeine Selbſtſucht zu raffen verſtand, des Abels, der öffentlichen und amtlichen Anerkennung, des Umgangs der Geſtrönten, würdig befunden wurde? Die plebejiſche Macht des Geldes iſt der Göße geworden, und er ſetzt ſeinen Fuß auf vor ihm knechtlich geneigte Kronen. Wir eſſen uns ſatt, darum ſind wir zufrieden.

Wenn ich heut einen Sohn in die Welt zu ſchicken hätte, würde ich ihm als einzige Weiſung mitgeben: Werde nie ſatt! Sattſein macht Bourgeois und Philifter, verfettete Herzen und lahme Muſkeln. Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher das Reich Gottes erbt. — Wohl denen, die hungert und dürſtet nach Gerechtigkeit!

Das alte Preußen war stolz auf seine Rechtlichkeit. Wir haben keinen Ludwig XV., keine Nero und Caligula auf dem Thron erlebt. Wir kannten die Abscheulichkeiten des Schredens, der Verschwörungen und der politischen Morde nicht. Dafür kannten wir Druck, eine tägliche systematische Knechtung und Knechtung, beim sechsjährigen Knaben einsetzend, wunderbar und mustergültig ausgearbeitet, auf Körper, Geist und Seele erstreckt. Militärische Zucht, dem schematisierenden, nüchtern tüchtigen Wesen der Nation eigentümlich und genehm, hat Preußen, jetzt auch Deutschland, in der Welt zu Rang und Ehren gebracht. Rücksichtsloser, außer in Japan, wurde nirgends der Einzelwille dem Ganzen geopfert, verzichtete er in gleicher Weise ergeben auf eine Eigenheit, um Maschinenteil, um Rad, Riemen oder Schraube zu werden. Wer nicht Berufssoldat ist, hat bei uns im Heer gedient, ist dem Militär und seinem Geiste verknüpft. Wer weder Soldat noch Landwehrmann sein kann, hat Söhne, Brüder und Schwieger söhne in der Armee. Die straffe Ordnung, der beschränkte und beschränkende Ehrbegriff einer Rasse dehnt sich über die gesamte bürgerliche Bevölkerung. Neben dem Heer der Offiziere, der Beamten, — wer in den besitzenden und gebildeten Klassen ist noch ein freier, ein vollkommen unabhängiger Mann? Aus den unabhängigen Leuten, denen wenige Beamte gegenüberstehen, wählt man in England die Abgeordneten. Sicher verfügen die bevorzugten Stände dort über größeren ererbten Reichtum, — seine Neigung treibt den Preußen, den Habenichts und Hungerleider, in die Staatskarriere, eine solche Verquickung der öffentlich rechtlichen mit privaten und Familieninteressen hat stattgefunden, daß man die an der Staatsrippe nicht Beteiligten oder für sie Liefernden abzählen könnte. Auch der hohe Adel, der in anderen Ländern unabhängig sein könnte, seine Unabhängigkeit bewiesen hat, gehört zur Armee oder behielt aus früherer Selbstherrlichkeit Anspruch und Weltanschauung der Feudalzeit. Wieviel Unehrllichkeit, Menschenfurcht und Schwäche deckt der bloß räumliche Begriff der Ehre! Man könnte die Beispiele häufen. In welchem anderen Lande wäre es möglich, einen Menschen, etwa weil er Republikaner, Sozialist, Freidenker, oder ein zu aufrichtiger und ernster Christ ist, gesellschaftlich zu ächten?

Einen bedauerlichen Nachteil bedeutet nach dieser Richtung die äußerst niedrige Stellung der Frau, des Salons als Kulturträger, als einer Macht im geselligen Leben. Ihr Takt, ihre Allgegenwärtigkeit und Ranglosigkeit, ihr gesunder Menschenverstand auf ihrem Gebiet der geöffneten und neutralen Häuslichkeit könnte viel ändern. Oder alles. Immer ist es die Mutter, auf die die feinen Wurzelfäden aller Vorurteile zurückgehen, wie sie der Brunnquell jeder Kraft und Frische ist.

Unsere militärischen Erfolge, unser wirtschaftliches Gedeihen, haben uns gewöhnt, den Erfolg an sich über alles hochzuschätzen. Fast gilt bei uns schon als ein Verbrechen, bei einem tiefgehenden inneren Unbehagen und Ungenügen, nicht äußerlich zufrieden und angemästet zu erscheinen. Der gewollte, forcierte Optimismus ist die Note unserer populären Literatur, er geht mit der geistigen und seelischen Verarmung unsrer Jugend Hand in Hand. Ein junger Mensch soll glauben, daß nichts gut, daß alles für ihn zu bessern und zu heben ist. Ich sehe alle Tage Zwanzigjährige, die um ihr Fortkommen beschäftigt sind, Verbindungen und Mitgift suchend, mit kaltem Herzen und beneidenswert klarem Kopfe — Jungdeutschland von heute!

Ja, wir alle werden wohl jetzt zugeben, daß die Zivilbehörden — vom Reichskanzler bis zum Baberner Polizeidiener — versagt haben! Versagt im Zusammenhalten, in würdiger Entschlossenheit. Gegenüber der straffen Einheitlichkeit, dem beschränkten und festen Willen, dem stahlharten Egoismus einer bestimmten Klasse und Rasse! Diese Eigenschaften, die der tragen oder gleichgültigen Gesamtheit fehlen, machen diese Rasse zu unserm wirklichen Herrscher. Die richtige Strafe für den Guten, der sich weigert, die Regierung zu führen, sei es, von einem Schlechteren regiert zu werden, sagt Plato.

Nichts, trotz aller Jubelfeiern und Festgelage, kennzeichnet eine Zeit der Reizbarkeit, innerer Rastlosigkeit, besser als ihr auffälliger Mangel an Humor. Lachen befreit. Wir können hämisch grinsen, können sticheln und wiehern; der Mut, von Wichtigem abgewendet, weht sich an kleinen Dingen, — in keinem Lande liest man pöbelhaftere Rezensionen über Anstrengungen, die doch immerhin nur einen recht harmlosen Wunsch zu gefallen oder zu unterhalten darstellen. Oder wir finden es überaus spaßhaft, daß Leute trotz Militärbegeisterung und tönender Kaisergeburtstagsreden ihr Eintommen verheimlichen, zurechtgeschnittne Berechnungen aufstellen. Ebenso erheitern wirkt auf uns unwürdigste Kriecherei. Ich las in der Beschreibung einer Vorstellung bei Hofe so viel von zitternden Knien, von Klößen im Halse und Wonnetränen im Auge der Damen, daß die Begnadeten wirklich beim Empfang der Sakramente, vor dem Traualtar oder in ihrer letzten Stunde kaum gesteigerter empfinden könnten. Wie lange soll uns in einem so „gottesfürchtigen“ Lande „des Königs Rod“ als der vornehmste vorgeschrieben werden? Da ginge doch mindestens der des lieben Gottes vor?

Das sind etle Einzelheiten. Das Ubelste bleibt die immer wiederkehrende Beruhigung: Wir verdienen, wir werden reich. Die Maschine schleppt uns, hängen wir uns hinten an!

Der Freiherr vom Stein, des Reiches Baumeister, sprach die goldnen Worte: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer öffentlichen Geschäfte zu lenken. Verweigert man dem Volk das Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille, die arbeitenden und mittleren Stände werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß gerichtet wird. Die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten. Man tötet, indem man den Bürger von aller Anteilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie.“

*

Wie manche andere ungeschminkte Aussprache bringen wir auch die vorstehenden kulturpolitischen Betrachtungen einer unserer bekanntesten Dichterinnen, ohne durch pedantische „Stellungnahme“ unsererseits dem Urteil der Leser vorzugreifen zu wollen.

D. T.





Das Duell

Von Joseph Conrad

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von E. W. Sünter
(Fortsetzung)

IV.

Niemand hat bei allen seinen Unternehmungen Erfolg. In dieser Hinsicht sind wir alle unvollkommen. Die Hauptsache ist, in der Wahl und im Festhalten unseres Lebenszieles nicht fehlzugehen. Darin führt uns die Eitelkeit oft irre. Sie drängt uns in Situationen, in denen wir Schaden nehmen müssen; während der Stolz unser Wächter ist, durch die Zurückhaltung sowohl, die er uns in der Wahl unserer Bestrebungen auferlegt, als auch dadurch, daß er uns das Rückgrat steift. General D'Hubert war stolz und zurückhaltend. Er war aus seinen Zufallsiebeleben, erfolgreich oder nicht, unbeschädigt hervorgegangen. In seinem kriegsgewohnten Körper war sein Herz bis zu vierzig Jahren unverfehrt geblieben. Er war mit Zurückhaltung auf die Heiratspläne seiner Schwester eingegangen und hatte sich dann Knall und Fall verliebt, wie man von einem Dach fällt. Er war zu stolz, um etwas zu befürchten. Tatsächlich war das Gefühl zu herrlich, um beängstigend sein zu können.

Die Unerfahrenheit eines Mannes von vierzig ist eine viel ernstere Sache als die Unerfahrenheit eines Jünglings von zwanzig, weil sie nicht durch die Entschlußkraft des raschen Blutes ausgeglichen wird. Das Mädchen war geheimnisvoll, wie es junge Mädchen sind, durch den bloßen Eindruck ihrer bewahrten Unschuld, und ihm erschien das Geheimnisvolle an diesem jungen Mädchen außergewöhnlich und fesselnd. Gar nichts Geheimnisvolles aber war in der Art, in der Madame Léonie die Partie vorbereitet hatte. Es war eine durchaus passende Partie, die der Mutter der jungen Dame (der Vater war tot) äußerst vorteilhaft schien und ihrem Onkel als zulässig; dieser, ein alter émigré, der kürzlich aus Deutschland zurückgekehrt war, durchwanderte jetzt mit dem Rohrstock in der Hand die Gartenwege des angestammten Besitzes der jungen Dame wie ein hagerer Geist aus der Zeit des *ancien régime*.

General D'Hubert war nicht der Mann, um sich lediglich mit dem Besitz der Frau und des Vermögens zufrieden zu geben. Seinem Stolz (und Stolz trachtet immer nach vollen Erfolgen) konnte nur Liebe genügen. Aber da der

wahre Stolz Eitelkeit ausschließt, so konnte er sich keinen Grund vorstellen, warum dieses geheimnisvolle Geschöpf mit den glänzenden, tief violetten Augen irgendein wärmeres Gefühl für ihn haben sollte als Gleichgültigkeit. Die junge Dame (ihr Name war Adele) vereitelte jeden Versuch zu einer klaren Verständigung in diesem Punkte. Es ist richtig, daß diese Versuche plump und schüchtern gemacht wurden, da General D'Hubert sich plötzlich seiner Jahre bewußt geworden war, seiner Wunden, seiner vielfachen moralischen Anzulänglichkeiten, seiner inneren Unwürdigkeit — und durch gelegentliche Erfahrung die Bedeutung des Wortes Angst kennen gelernt hatte. Soviel er herausfinden konnte, schien sie anzudeuten, daß sie neben einem unbegrenzten Vertrauen in ihrer Mutter Liebe und Lebensklugheit keine unüberwindliche Abneigung gegen die Person des Generals D'Hubert fühlte, und daß dies für eine wohlgezogene junge Dame völlig genüge, um eine Ehe darauf zu gründen. Diese Ansichten verletzten und quälten General D'Huberts Stolz. Und dennoch fragte er sich mit einer Art süßer Verzweiflung, was er mehr erwarten konnte. Sie hatte eine ruhige, klare Stirn. Ihre violetten Augen lachten, während die Linien ihrer Lippen und des Kinnes in bewundernswertem Ernst verblieben. All das wurde vollendet von einer so herrlichen Fülle blonden Haares, einem so wundervollen Teint, einer solchen Anmut des Ausdrucks, daß General D'Hubert wirklich niemals Gelegenheit fand, mit genügender Unpersönlichkeit die weitgehenden Ansprüche seines Stolzes zu prüfen. Tatsächlich begann er diese Art der Nachforschung zu scheuen, seit sie ihn ein- oder zweimal in eine Krise einsamer Leidenschaft gestürzt hatte, in der es ihm klar geworden war, daß er sie heiß genug liebte, um sie eher töten als verlieren zu können. Aus solchen Krisen, die Männern von vierzig Jahren nicht unbekannt sind, ging er gebrochen, erschöpft, reuevoll und ein wenig traurig hervor. Er verschaffte sich jedoch reichlichen Trost durch die beruhigende Übung, dann und wann halbe Nächte beim offenen Fenster zu sitzen und über das Wunder ihres Seins nachzugrübeln, wie ein Betenner, der in die mystische Betrachtung seines Glaubens versunken ist.

Man darf nicht annehmen, daß alle diese Abstufungen seines Innenlebens der Welt ersichtlich wurden. Es fiel ihm nicht schwer, ein ständiges Lächeln zu zeigen. Weil er in Wirklichkeit sehr glücklich war. Er paßte sich den für seine Situation bestehenden Regeln an, indem er jeden Morgen früh Blumen hinüberschickte (aus seiner Schwester Garten und Treibhäusern) und ein wenig später selbst folgte, um mit seiner Braut, deren Mutter und ihrem Onkel Emigré zu speisen. Nach Tisch schlenderten sie durch den Garten oder saßen im Schatten. Eine aufmerksame Ehrerbietung, bereit, in Zärtlichkeiten umzuschlagen, war von seiner Seite der Grundton ihres Verkehrs, wobei ein scherzhaftes Spiel mit Worten die tiefe Erregung verbergen sollte, in die sein ganzes Wesen durch ihre unerreichbare Nähe veretzt wurde. Spät am Nachmittag ging General D'Hubert durch die Weinberge heim, manchmal überfelig, manchmal nachdenklich traurig; doch stets von einem besonders starken Lebensgefühl durchdrungen, wie es Künstlern, Dichtern und Liebhabern eigen ist, Männern, die von einer starken Leidenschaft, einem großen Gedanken oder einem neuen Eindruck plastischer Schönheit erfüllt sind.

Die äußere Welt war für General D'Hubert zu dieser Zeit mit irgendwelcher

Deutlichkeit nicht vorhanden. Eines Abends jedoch, als er einen Hügel überschritt, von dem aus er beide Häuser sehen konnte, bemerkte General D'Hubert zwei Gestalten weit unten auf der Straße. Der Tag war herrlich gewesen. Der festlich geschmückte, flammende Himmel überzog die gedämpften Farben der südlichen Landschaft mit warmer Glut. Die grauen Felsen, die braunen Felder, die purpurne, verschwimmende Ferne klangen zu einem leuchtenden Akkord zusammen und strömten schon den Duft des Abends aus. Diese zwei Gestalten unten auf der Straße erschienen wie zwei steife hölzerne Silhouetten tiefschwarz gegen das Land von weißem Staub. General D'Hubert erkannte die langen, geraden, militärischen „capotes“, die eng und dicht bis zu den schwarzen Halsbinden zugeknöpft waren, die Dreimaster, die hageren, scharfgeschnittenen braunen Gesichter — alte Soldaten — vieilles moustaches! Der Größere der beiden hatte eine schwarze Binde über einem Auge; das harte, trodene Gesicht des andern zeigte irgendeine bizarre, aufregende Eigentümlichkeit, die sich bei näherem Zusehen als das Fehlen der Nasenspitze erwies. Sie begrüßten mit einer ruckweisen Handbewegung den Zivilisten, der leicht hinkend an einem dicken Stocke daherkam, und fragten nach dem Wohnhause des Generals D'Hubert, und wie man ihn wohl am besten ungestört sprechen könnte.

„Wenn es Ihnen hier ungestört genug ist, können Sie sofort mit ihm sprechen“, sagte General D'Hubert mit einem Blick auf die blutübergossenen Weinberge, über denen sich ein Nest graubrauner Dorfhäuser so dicht um die Spitze eines kegeligen Hügels sammelndrängte, daß der plumpe Kirchturm nur der überragende Felsgrat schien. „Und ich bitte Sie, Kameraden, sprechen Sie offen und mit vollem Vertrauen.“

Auf das hin traten die beiden einen Schritt zurück und erhoben wieder die Hand an den Hut mit betonter Förmlichkeit. Dann nahm der mit der geklappten Nase für beide das Wort und bemerkte, daß die Angelegenheit vertraulich genug und distret zu behandeln sei. Ihr Hauptquartier liege in dem Dorfe da drüben, wo die höllischen Stoppelhopser — verflucht ihre falschen, royalistischen Herzen! — drei anspruchslose Soldaten reichlich scheel ansähen. Für den Augenblick wollte er nur nach dem Namen von General D'Huberts Freunden fragen.

„Was für Freunde?“ sagte der überraschte General D'Hubert ganz verblüfft. „Ich wohne da drüben bei meinem Schwager.“

„Gut, das wäre einer“, sagte der zerhauene Veteran.

„Wir sind die Freunde General Ferauds“, warf der andere ein, der bis jetzt geschwiegen und nur mit seinem einen Auge den Mann angeblickt hatte, der nie den Kaiser geliebt hatte. Denn selbst die goldverbrämten Judasse, die ihn an die Engländer verkauft, hatten ihn zeitweilig geliebt. Dieser Mann jedoch hatte den Kaiser nie geliebt. General Feraud hatte ausdrücklich so gesagt.

General D'Hubert fühlte einen Stich in der Brust. Für den Bruchteil einer Sekunde war es ihm, als ob die Umdrehungen der Erde als ein schreckliches leises Rauschen in der ewigen Stille des Raumes hörbar würden. Aber dieses Säusen des Blutes in den Ohren ging sofort vorbei. Unwillkürlich murmelte er: „Feraud! Ich hatte vergessen, daß er lebt.“

„Er lebt gegenwärtig, sehr unkomfortabel allerdings, in dem unwürdigen Gasthof dieses Kannibaldorfs da drüben“, sagte der einäugige Kürassier trocken. „Wir kamen in Ihrer Gegend vor einer Stunde auf Postpferden an. Er erwartet ungeduldig unsere Rückkehr. Die Sache ist eilig, wie Sie sehen. Der General hat dem Ministerialbefehl zuwider gehandelt, um von Ihnen die Genugthuung zu erlangen, zu der er nach den Gesetzen der Ehre berechtigt ist, und natürlich ist er bestrebt, die Sache im gleichen zu haben, bevor die Gendarmerie auf seine Spur kommt.“

Der andere führte den Gedanken noch etwas weiter aus. „Wir sollen in aller Stille zurück. — Sie verstehen? Nichts klüger als das. — Wir sind auch ausgerissen. Ihr Freund, der König, würde sich freuen, unser tägliches Einkommen bei der ersten Gelegenheit kassieren zu können. Es ist ein Wagnis. Aber die Ehre über alles.“

General D'Hubert hatte die Sprache wieder erlangt. „Da kommt ihr also auf der StraÙe daher, um mir eine Forderung auf Tod und Leben zu überbringen von diesem — diesem . . .“

Er begann zu lachen vor Wut. „Ha! ha! ha! ha!“

Die Fäuste auf die Hüften gestützt, brüllte er rücksichtslos, während die beiden schwächling und gerade vor ihm standen, als ob sie durch eine Versenkung im Boden heraufgefahren wären. Vor kaum 24 Monaten noch die Herren Europas, machten sie jetzt schon den Eindruck von Gespenstern aus vergangener Zeit und schienen weniger körperlich zu sein in ihren verblichenen Röden als ihre eigenen schmalen Schatten, die so schwarz über die weiÙe StraÙe fielen: die soldatisehen, grotesken Schatten von zwanzig Jahren voll Krieg und Eroberung. Sie hatten das fremdländische Aussehen zweier gleichmütiger Bonzen der Religion des Schwertes. Und General D'Hubert, auch einer der Ex-Herren Europas, lachte über diese düsteren Phantome, die auf seinem Wege standen.

Da sagte der eine und wies mit einer Kopfbewegung auf den lachenden General: „Ein lustiger Kumpfan, der da!“

„Es gibt viele unter uns, die nicht gelächelt haben seit dem Tage, an dem ‚der andere‘ uns verlieÙ“, bemerkte sein Kamerad.

Ein heftiges Verlangen, sich auf diese unkörperlichen Gespenster zu stürzen und sie zu Boden zu schlagen, überkam General D'Hubert. Er hörte plötzlich zu lachen auf. Sein Wunsch war jetzt nur, sie loszuwerden, sie aus den Augen zu bekommen, bevor er die Herrschaft über sich verlor. Er wunderte sich über die Wut, die er in seiner Brust aufsteigen fühlte. Aber er hatte keine Zeit, sich in die Merkwürdigkeit dieser Tatsache zu vertiefen.

„Ich verstehe Ihren Wunsch, mit mir so bald als möglich fertig zu werden. Verlieren wir keine Zeit mit leeren Förmlichkeiten. Sehen Sie den Wald dort am FuÙe jenes Hanges? Ja, den Fichtenwald. Dort wollen wir uns morgen bei Sonnenaufgang treffen. Ich will meinen Degen oder meine Pistolen mitbringen, oder beides, wenn Sie wollen.“

Die Sekundanten des Generals Feraud sahen einander an.

„Pistolen, General“, sagte der Kürassier.

„Sei's so. Auf Wiedersehen — morgen früh. Bis dahin, wenn ich Ihnen raten darf, halten Sie sich verborgen, sonst könnte die Gendarmerie sich noch vor Dunkelwerden nach Ihnen erkundigen. Fremde sind selten in diesem Teile des Landes.“

Sie grüßten schweigend. General D'Hubert wandte den sich Entfernenden den Rücken, stand lange Zeit mitten auf der Straße still, biß sich auf die Unterlippe und starrte zu Boden. Dann begann er vor sich hin zu gehen, so daß er seinen Weg zurück machte, bis er wieder vor dem Parktor bei dem Hause seiner Braut stand. Es war dunkel geworden. Bewegungslos blickte er durch die Gitterstäbe nach der Front des Hauses, das hell durch die Sträucher und Bäume schimmerte. Schritte knirschten auf dem Kies, und gleichzeitig löste sich eine hohe, gebeugte Gestalt aus der seitlichen Allee, die der inneren Seite der Parkmauer folgte.

Der Chevalier de Valmassigue, Onkel der bewundernswerten Adèle, Ex-Brigadier im Heere der Prinzen, Buchbinder in Altona, später Schuhmacher (bestbekannt für die Eleganz und Paßform von Damenschuhen) in einer anderen deutschen Kleinstadt, trug seidene Strümpfe an seinen mageren Beinen, niedere Schuhe mit Silberknallen, eine Brokatweste. Ein langschößiger Rock „à la française“ bedeckte lose seinen mageren, gebeugten Rücken. Ein kleiner Dreispitz ruhte auf einer Fülle gepuderten Haares, das in einen Zopf gebunden war.

„Monsieur le chevalier!“ rief General D'Hubert halblaut.

„Wie? Sie nochmals hier, mon ami? Haben Sie etwas vergessen?“

„Beim Himmel! Das ist es gerade. Ich habe etwas vergessen. Ich bin gekommen, um Ihnen davon zu erzählen. Nein — hier außen. Hinter dieser Mauer. Die Sache ist zu gräßlich, als daß man sie dorthin tragen könnte, wo sie lebt.“

Der Chevalier kam sofort heraus, mit der wohlwollenden Nachsicht, die manche alte Leute dem Überschwang der Jugend gegenüber zeigen. Ein Vierteljahrhundert älter als General D'Hubert, blickte er im Innern seines Herzens auf ihn herab als auf einen reichlich jungen verliebten Brausetopf. Er hatte seine düsteren Worte wohl gehört, aber er legte dem, was ein so tief getroffener Mann von erst vierzig Jahren tun oder sagen mochte, keine übertriebene Bedeutung bei. Die Denkungsart der Generation Franzosen, die während seines Exils aufgewachsen war, blieb ihm fast unverständlich. Ihre Gefühle schienen ihm ungebührlich heftig, ohne Feinheit und Maß, ihre Sprache unnötig übertrieben. Er trat ruhig zum General auf die Straße, und sie gingen schweigend ein paar Schritte, während der General versuchte, seine Erregung zu meistern und die Herrschaft über seine Stimme zu erlangen.

„Es ist ganz richtig: ich habe etwas vergessen. Ich vergaß bis vor einer halben Stunde, daß ich eine dringende Ehrenaffäre vorhabe. Es ist unglaublich, aber es ist so.“

Einen Augenblick blieb alles ruhig; dann hörte man durch die tiefe Stille des ländlichen Abends die klare alte Stimme des Chevaliers leicht zitternd sagen:

„Monsieur, das ist merkwürdig!“

Das war sein erster Gedanke. Das Mädchen, das während seines Exils zur Welt gekommen war, die nachgeborene Tochter seines armen Bruders, den eine

Jacobinerhorde ermordet hatte, war ihm seit seiner Rückkehr an das alte Herz gewachsen, das so viele Jahre bei der bloßen Erinnerung an Liebe gedarrt hatte.

„Es ist unbegreiflich, sage ich! Ein Mann ordnet solche Angelegenheiten, bevor er daran denkt, um die Hand eines jungen Mädchens anzuhalten. Was! Wenn Sie noch zehn Tage länger darauf vergessen hätten, dann wären Sie verheiratet gewesen, bevor Ihnen die Erinnerung zurückgekehrt wäre. Zu meiner Zeit vergaßen Männer solche Sachen nicht, noch darauf, was man den Gefühlen eines unschuldigen jungen Mädchens schuldig ist. Wenn ich diese nicht selbst achtete, so würde ich Ihr Benehmen in einer Weise beurteilen, welche Ihnen nicht recht wäre.“

General D'Hubert machte sich in einem Stöhnen Luft: „Lassen Sie sich durch diese Rücksicht nicht abhalten. Sie laufen nicht Gefahr, sie tödlich zu verletzen.“

Aber der alte Mann schenkte diesem Unsinn eines Liebhabers keine Beachtung. Es ist zweifelhaft, ob er überhaupt hörte. „Was ist es?“ fragte er. „Welcher Art ist die . . .?“

„Nennen Sie es eine Jugendtorheit, monsieur le chevalier, ein unbegreifliches, ungläubliches Ergebnis von . . .“

Er brach kurz ab. „Er wird die Geschichte niemals glauben“, dachte er. „Er wird nur denken, daß ich ihn zum Narren halte, und wird beleidigt sein.“ — General D'Hubert sprach wieder laut. „Ja, mit einer Jugendtorheit hat es angefangen, und nun . . .“

Der Chevalier unterbrach ihn. „Nun gut, dann muß es beigelegt werden.“

„Beigelegt?“

„Ja, ganz gleich, was es Ihrem amour propre kosten mag. Sie hätten daran denken sollen, daß Sie verlobt sind. Das vergaßen Sie wohl auch, vermute ich. Und dann gehen Sie hin und vergessen Ihren Streit. Das ist doch eine Summe von hoffnungslosem Leichtsinne, wie sie mir noch nie begegnet ist.“

„Ja, lieber Gott, Monsieur! Sie glauben doch nicht, daß ich diese Affäre erst kürzlich, als ich in Paris war, aufgegabelt habe? Oder?“

„Eh! der genaue Zeitpunkt Ihrer unvernünftigen Aufführung tut da nichts zur Sache!“ rief der Chevalier gereizt aus. „Die Hauptsache ist, daß die Affäre beigelegt wird.“ Und da er bemerkte, daß General D'Hubert ungeduldig wurde und ein Wort anzubringen versuchte, erhob der alte Emigré die Hand und fügte mit Würde hinzu: „Ich war auch Soldat. Ich würde dem Mann, dessen Namen meine Richte tragen soll, nicht einen unehrenhaften Schritt zumuten. Ich versichere Ihnen aber, daß ‚entre galants hommes‘ eine Affäre immer beigelegt werden kann.“

„Aber, Sapperlot, monsieur le chevalier, das ist jetzt fünfzehn oder sechzehn Jahre her; ich war damals Leutnant bei den Husaren.“

Der alte Chevalier schien durch den heftigen, verzweifelten Ton dieser Erklärung ganz konfus zu werden. „Sie waren vor sechzehn Jahren Leutnant bei den Husaren?“ murmelte er wie betäubt.

„Ja, natürlich! Sie dachten doch nicht etwa, daß ich schon in der Wiege zum General ernannt wurde?“ — Das purpurne Zwielficht senkte sich dichter über die

Weinberge; im Westen flammte eine scharlachne Wolkenbank. Die Stimme des alten Ex-Offiziers aus der Armee des Prinzen klang beherrscht und streng gemessen.

„Ja, träume ich denn? Ist das ein Scherz? Oder habe ich recht verstanden, daß Sie eine Ehrenaffäre sechzehn Jahre lang verschleppt haben?“

„Sie hängt mir so lange Zeit schon an. Das ist's, was ich sagen wollte. Der zugrunde liegende Streitfall ist nicht so leicht zu erklären. Natürlich sind wir uns seither mehrere Male mit den Waffen in der Hand gegenübergetreten.“

„Was für Manieren! Welch entsetzliche Verlehrung des Begriffs Männlichkeit! Diese Verrohung ist nur zu erklären durch den blutigen Jrrsinn der Revolution, die auf eine ganze Generation nachwirkt“, murmelte der zurückgekehrte Emigré. „Wer ist Ihr Gegner?“ fragte er ein wenig lauter.

„Mein Gegner? Sein Name ist Feraud.“

In seinem tricorne und den altmodischen Kleidern schattenhaft anzusehen wie ein gebeugter, durchsichtiger Geist des ancien régime, gab sich der alte Chevalier alten Erinnerungen hin. „Ich denke noch an die Fehde wegen der kleinen Sophie Derval zwischen Monsieur de Brissac, Kapitän bei der Leibgarde d'Anjorant (nicht dem podennarbigen, sondern dem andern — dem schönen d'Anjorant, wie man ihn nannte). Sie traten dreimal in achtzehn Monaten an, in der ritterlichsten Weise. Die kleine Sophie trug wohl auch schuld daran, denn sie wollte das Kokettieren nicht lassen . . .“

„Meine Affäre ist ganz anderer Art“, unterbrach ihn General D'Hubert und lachte ein wenig sardonisch. „Bei weitem nicht so einfach“, fügte er hinzu. „Noch halb so vernünftig“, murmelte er unhörbar zwischen den Zähnen und knirschte vor Wut.

Darauf langes Stillschweigen.

Endlich fragte der Chevalier ruhig: „Was ist er — dieser Feraud?“

„Auch Leutnant bei den Husaren; das heißt, er ist General. Ein Gascogner. Der Sohn eines Hufschmieds, glaube ich.“

„Natürlich, das erwartete ich. Dieser Bonaparte hatte eine besondere Vorliebe für die Canaille. Ich meine das nicht mit Bezug auf Sie, D'Hubert. Sie sind einer der Unseren, obwohl Sie auch bei diesem Usurpator gedient haben, der . . .“

„Reden wir nicht von ihm“, unterbrach General D'Hubert.

Der Chevalier zuckte die spitzen Schultern. „Feraud, der Sprößling eines Hufschmieds und irgendeiner Dorfpute. Da sehen Sie wieder, was herauskommt, wenn man sich mit dieser Sorte Leute einläßt.“

„Sie selbst, Chevalier, haben Schuhe gemacht.“

„Ja, aber ich bin nicht der Sohn eines Schusters. Auch Sie sind es nicht, Monsieur D'Hubert. Sie und ich, wir haben etwas, das die Prinzen, Herzoge und Marschälle Ihres Bonaparte nicht haben, weil es ihnen keine Macht auf Erden geben kann“, erwiderte der Emigré mit der zunehmenden Lebhaftigkeit eines Menschen, der einen schlagenden Beweis in Händen hat. „Diese Leute existieren einfach nicht — alle diese Ferauds! Was ist Feraud? Ein va-nu-pieds, zum General ausgestattet, von einem korbischen Abenteuerer, der sich als Kaiser aufspielt.“

Lauter Mummenschanz! Es gibt keinen vernünftigen Grund auf Erden für einen D'Hubert, um ‚s'encanailler‘ durch ein Duell mit einem Menschen dieser Sorte. Sie können sich ihm gegenüber ohne weiteres entschuldigen, und wenn der manant sich's in den Kopf gesetzt hat, das abzulehnen, so weigern Sie sich einfach, sich mit ihm zu schlagen.“

„Sie glauben, daß ich das tun kann?“

„Das glaube ich. Und mit dem ruhigsten Gewissen.“

„Monsieur le chevalier, was glauben Sie, in was für Verhältnisse Sie zurückgekehrt sind?“

Er sagte das in so scharfem Ton, daß der alte Mann jäh sein gebeugtes Haupt erhob, das silberweiß unter den Spitzen des kleinen tricorne schimmerte. Eine Zeitlang blieb es still.

„Das weiß Gott!“ sagte er endlich, indem er mit einer langsam ernsten Gebärde nach dem großen Kreuz am Straßenrand wies, das auf einem Steinblod stand und seine schmiedeeisernen Arme schwarz gegen das erglühende rote Band am Himmel streckte. „Gott weiß es! Wenn es nicht dieses Zeichens wegen war, das ich seit meiner Kindheit an diesem Plaze weiß, so könnte ich nicht begreifen, weshalb wir, die wir Gott und unserem König dienten, überhaupt zurückgekommen sind. Das Volk hat sich durch und durch geändert.“

„Ja, es ist ein verändertes Frankreich!“ sagte General D'Hubert, der seine Ruhe wieder erlangt zu haben schien. Sein Ton war leicht ironisch. „Weshalb kann ich auch Ihrem Räte nicht folgen. Übrigens, wie kann sich einer weigern, von einem Hund gebissen zu werden, wenn der Hund beißen will? Es ist undurchführbar. Mein Wort darauf. Feraud ist nicht der Mann, den man durch eine Entschuldigung oder Weigerung stoppen könnte. Es gibt noch andere Wege. Ich könnte zum Beispiel Botschaft an den Brigadier der Gendarmerie in Serlac senden. Er und seine beiden Freunde würden auf meinen Befehl hin sofort arretiert. Das würde viel Gerede machen in der Armee, sowohl in der aktiven als auch in der abgedankten — besonders in der abgedankten. Alles canaille! Sie alle, die einst Waffenbrüder von Armand D'Hubert waren. Aber was kümmert es einen D'Hubert, was Leute denken mögen, die nicht existieren! Oder, noch besser, ich könnte meinen Schwager bestimmen, dem Bürgermeister des Dorfes einen Wink zu geben. Mehr würde es nicht brauchen, damit man über die drei ‚brigands‘ mit Dreschflegeln und Mistgabeln herfiele und sie in irgendeinen schönen, tiefen, nassen Graben hineinjagte — nichts einfacher als dies! So ist es kürzlich zehn Meilen von hier drei armen Teufeln von den roten Gardeulanen ergangen, die auf der Heimreise waren. Was sagt Ihr Gewissen dazu, Chevalier? Kann ein D'Hubert derartiges drei Menschen antun, die nicht existieren?“

Einige Sterne waren in der blauen Dunkelheit des kristallklaren Himmels aufgetaucht. Die spröde, dünne Stimme des Chevaliers klang streng: „Weshalb sagen Sie mir das alles?“

Der General faßte die welke alte Hand mit festem Griff: „Weil ich Ihnen alles Vertrauen schulde. Wer sonst als Sie könnte es Abèle heibringen? Sie verstehen wohl, weshalb ich es nicht wage, mich meinem Schwager oder selbst meiner

leiblichen Schwester anzuvertrauen. Oh, Chevalier! Ich war so nah daran, das zu tun, daß ich jetzt noch zittere. Sie können sich nicht vorstellen, wie entsetzlich dieses Duell ist, und es gibt keine Möglichkeit, ihm auszuweichen.“

Nach einer kleinen Pause murmelte er: „Es ist ein Verhängnis“, ließ die teilnahmslose Hand des Chevaliers fallen und sagte mit seiner gewöhnlichen Stimme: „Ich werde keine Sekundanten haben. Wenn es mein Los sein sollte, am Plage zu bleiben, so werden Sie wenigstens alles wissen, was von dieser Affäre bekannt werden darf.“

Während dieses Gespräches schien der schattenhafte Geist des ancien régime noch mehr in sich zusammenzusinken.

„Wie soll ich heute abend vor den beiden Frauen ein gleichgültiges Gesicht zusammenbringen?“ stöhnte er. „General, es ist nicht leicht, Ihnen zu verzeihen!“

General D'Hubert antwortete nicht.

„Sind Sie wenigstens im Recht?“

„Ich bin unschuldig.“

Und er erfaßte des Chevaliers geisterhaften Arm über dem Ellbogen und drückte ihn kräftig. „Ich muß ihn töten“, zischte er, öffnete die Hand und ging mit langen Schritten die Straße hinunter.

Seine Schwester, die ihn zärtlich liebte, hatte in zarter Aufmerksamkeit dem General volle Bewegungsfreiheit in dem Hause gesichert, dessen Gast er war. Er hatte sogar einen eigenen Eingang durch eine kleine Tür in einer Ecke der Orangerie; so blieb es ihm erspart, an diesem Abend seine Erregung vor den andern ahnungslosen Hausgenossen verbergen zu müssen. Er war sehr froh darüber, denn es schien ihm, als müsse er, sobald er den Mund aufmachte, entsetzliche, wahllose Flüche ausstoßen, die Einrichtung zerbrechen, Porzellan und Glas zerschmeißen. Von dem Augenblick an, wo er die Tür öffnete, und während er die achtundzwanzig Stufen der Wendeltreppe zu dem Korridor zu seinem Zimmer hinaufstieg, durchlebte er im Geiste eine entsetzlich demütigende Szene. Er sah einen Tobsüchtigen mit blutunterlaufenen Augen, Schaum vor dem Munde, der unter allen den leblosen Dingen, die in einem wohleingerichteten Speisezimmer zu finden sind, eine wilde Verheerung anrichtete. Sobald er die Tür seines Zimmers geöffnet hatte, war der Anfall vorüber, und seine körperliche Müdigkeit war so groß, daß er sich an den Stuhllehnen festhalten mußte, während er das Zimmer durchquerte, um ein niedriges, breites Sofa zu erreichen, auf das er sich schwer niederfallen ließ. Seine moralische Niedergeschlagenheit war noch größer. Diese Brutalität der Gefühle, die er sonst nur gekannt hatte, wenn er, den Säbel in der Hand, auf den Feind losstürmte, bestürzte den vierzigjährigen Mann, der darin nicht die instinktive Wut erkannte, mit der eine bedrohte Leidenschaft sich wehrt. Aber in seiner geistigen und körperlichen Erschöpfung klärte, läuterte, verfeinerte sich seine Leidenschaft zu einem Gefühl melancholischer Verzweiflung darüber, daß er vielleicht werde sterben müssen, noch bevor er diesem schönen Mädchen den Begriff Liebe beigebracht haben würde.

Auf dem Rücken ausgestreckt, beide Hände an die Augen gepreßt oder auf der Brust liegend, das Gesicht in den Rissen vergraben, durchlebte General D'Hubert

in dieser Nacht die ganze Stufenleiter entsetzlichster Erregung. Namenloser Ekel vor der widersinnigen Situation, Zweifel an seiner Fähigkeit, sein eigenes Leben zu lenken, und Mißtrauen gegen seine besten Gefühle (denn weshalb zum Teufel hatte er zu Fouché gehen wollen?), das alles stürmte abwechselnd auf ihn ein. „Ich bin ein Idiot, nicht mehr, nicht weniger“, dachte er, „— ein sentimentalere Idiot. Weil ich zwei Leute in einem Café belauschte . . . ich bin ein Idiot, der sich vor Lügen fürchtet — wo doch die Wahrheit allein im Leben ausschlaggebend ist.“

Er stand einige Male auf, schlich sich auf Socken, damit ihn niemand höre, die Stiegen herunter und trank alles Wasser aus, das er im Dunkeln finden konnte. Auch die Qualen der Eifersucht durchkostete er. Bei dem Gedanken, daß sie einen andern heiraten würde, krampfte sich sein Herz zusammen. Die Hartnäckigkeit dieses Feraud, die schreckliche Beharrlichkeit dieses Gewaltmenschen wirkte auf ihn mit der niederdrückenden Wucht eines unerbittlichen Schicksals. General D'Hubert zitterte, als er den leeren Wasserkrug niederlegte. „Er wird mich töten“, dachte er. General D'Hubert durchkostete alle Emotionen, die das Leben zu bieten hat. Er spürte den faden üblen Geschmack der Angst im Munde, nicht der entschuldigen Angst vor dem strahlenden, heiteren Blick eines jungen Mädchens, sondern der Todesangst, der Angst des ehrenhaften Mannes vor Feigheit.

Wenn aber wahrer Mut darin besteht, daß man einer widrigen Gefahr, vor der unser Körper, unsere Seele, unser Herz zurückschrecken, entgegenggeht, so hatte General D'Hubert zum erstenmal in seinem Leben Gelegenheit, diesen Mut zu beweisen. Er hatte mit wilder Freude Attaken auf Batterien und Infanterie-larrees mitgeritten, war mit Botschaften durch den Regengossen geprengt, ohne etwas dabei zu empfinden. Und nun sollte er sich bei Tagesanbruch geräuschlos fortzuschleichen, einem unrühmlichen, gewaltsamen Tod entgegen.

General D'Hubert zögerte keinen Augenblick. Er steckte zwei Pistolen in eine Ledertasche, die er sich über die Schulter hängte. Beim Durchkreuzen des Gartens spürte er wieder Trockenheit im Munde. Er pflückte zwei Orangen, und erst, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, überkam ihn eine leichte Schwäche.

Er wankte weiter, ohne darauf zu achten, und gewann schon nach wenigen Schritten Gewalt über seine Beine. In der farblosen Klarheit der Morgendämmerung hoben sich die Stämme und der grüne Baldachin des Fichtenwaldes scharf gegen die Felsen der grauen Berghänge ab. Er hielt seine Augen starr darauf gerichtet und saugte während des Gehens an einer Orange. Die seinem Temperament eigene gutmütige Kaltblütigkeit angesichts der Gefahr, die ihn als Offizier bei der Mannschaft beliebt gemacht hatte und bei den Vorgesetzten angesehen, kam allmählich zum Durchbruch. Ihm war, als ginge er in die Schlacht. Am Waldbrand angekommen, setzte er sich, mit der andern Orange in der Hand, auf einen Stein und ärgerte sich, daß er so lächerlich zeitig am Platze sei. Doch kurze Zeit darauf schon hörte er ein Geräusch in den Büschen, dann Tritte auf dem harten Boden und abgerissene Laute eines erregten Gesprächs. Jrgendwo hinter ihm sagte eine prahlerische Stimme: „Der gehört schon mir.“ Er dachte bei sich: „Da sind sie schon. Was reden sie da? Geht das auf mich?“ Und er erinnerte sich

der andern Orange in seiner Hand und dachte weiter: „Das sind wirklich gute Orangen. Léonies eigener Baum. Ich kann sie ebensogut jetzt essen, anstatt sie wegzuworfen.“

Aus einem Gewirt von Felsen und Gebüsch tauchten General Feraud und seine Sekundanten auf und fanden General D'Hubert dabei, wie er eben seine Orange abschälte. Sie standen still und warteten, bis er auffah. Dann lüfteten die Sekundanten ihre Hüte, während General Feraud, die Hände auf dem Rücken, ein paar Schritte seitwärts ging.

„Ich bin gezwungen, einen von Ihnen, meine Herren, zu bitten, mir zu sekundieren. Ich habe keine Freunde mitgebracht. Wollen Sie?“

Der einäugige Kürassier entschied: „Das kann man natürlich nicht abschlagen.“

Der andere Veteran bemerkte: „Nichtsdestoweniger ist es recht merkwürdig.“

„Mit Rücksicht auf die Gesinnung der Menschen hier wußte ich niemanden, dem ich mit ruhigem Gewissen die Tafsache Ihrer Anwesenheit hier anvertrauen konnte“, erklärte General D'Hubert höflich.

Sie salutierten, blickten sich um und bemerkten beide gleichzeitig:

„Schlechter Boden.“

„Einfach ungeeignet.“

„Wozu erst viel Worte über Boden, Bedingungen und so; kommen wir zur Sache! Laden Sie die beiden Pistolenpaare. Ich nehme die von General Feraud, und lassen Sie ihn die meinen nehmen. Oder besser noch, lassen sie uns jeden ein gemischtes Paar nehmen. Eine von jedem Paar. Dann wollen wir in den Wald gehen und schießen, sobald wir uns zu Gesicht bekommen. Sie bleiben inzwischen hier draußen. Wir sind nicht hierhergekommen, um Zeremonien zu machen, sondern um zu kämpfen — zu kämpfen bis zum Tod. Dafür ist jeder Platz gut genug. Wenn ich falle, so lassen Sie mich ruhig liegen, und Sie schauen, daß Sie fortkommen. Es wäre wenig vorteilhaft für Sie, wenn man Sie nach dieser Sache noch hier finden würde.“

Nach einer kurzen Rücksprache ergab es sich, daß General Feraud mit diesen Bedingungen einverstanden war. Während die Sekundanten die Pistolen luden, hörte man ihn pfeifen und sah, wie er sich mit offensichtlicher Befriedigung die Hände rieb. Mit einem Ruck riß er seinen Rock herunter. General D'Hubert zog den seinen aus und legte ihn sorgfältig auf einem Stein zusammen.

„Ich schlage vor, Sie führen Ihren Duellanten auf die andere Seite des Waldes und lassen ihn genau von jetzt in zehn Minuten hineingehen“, sagte General D'Hubert ruhig. Dabei hatte er das Gefühl, als erteilte er Anordnungen für seine eigene Hinrichtung. Doch das war der letzte schwarze Augenblick. „Warten Sie, lassen Sie uns erst die Uhren vergleichen.“

Er zog seine heraus. Der Offizier mit der geklappten Nase ging hin und ließ sich General Ferauds Uhr. Sie beugten ihre Köpfe eine Zeitlang darüber.

„So ist's. Vier Minuten vor sechs nach Ihrer, sieben Minuten vor, nach meiner.“

Der Kürassier blieb an der Seite des Generals D'Hubert und hielt sein eines Auge starr und unbeweglich auf das weiße Zifferblatt der Uhr gerichtet, die er in

der flachen Hand hielt. Er wartete auf den letzten Sekundenschlag und öffnete dabei den Mund, lange bevor er das Wort „Avancez!“ herausstieß. General D'Hubert setzte sich in Bewegung; aus dem strahlenden Sonnenschein des provenzalischen Morgens trat er in den kühlen, duftigen Schatten der Eichen. Der Boden war eben, die wenigen rötlichen Stämme, die sich in verschiedenen Winkeln zueinander neigten, verwirrten ihn anfänglich. Es war, als ob er zur Schlacht ginge. Und die wichtige Eigenschaft des Selbstvertrauens erwachte in seiner Brust. Er war ganz bei der Sache. Nur das würde ihn von diesem entsetzlichen Alp befreien. „Es hat keinen Wert, diesen Büffel nur zu verwunden“, dachte General D'Hubert. Er war bekannt als findiger Offizier. Lange Jahre vorher pflegten ihn seine Kameraden „den Strategen“ zu nennen. Und es war Tatsache, daß er — angesichts des Feindes denken konnte. Feraud hingegen war immer nur ein Fechter gewesen, — aber ein todsicherer Schütze, unglücklicherweise.

„Ich muß ihn auf die größtmögliche Distanz zum Schießen bringen“, sagte sich General D'Hubert.

In diesem Augenblick sah er etwas Weißes, das sich weit hinten zwischen den Bäumen bewegte, das Hemd seines Gegners. Er trat plötzlich zwischen den Stämmen hervor und gab sich ganz frei. Dann sprang er, schnell wie der Blitz, zurück. Es war eine gewagte Bewegung, aber sie hatte Erfolg. Fast gleichzeitig mit dem Knall eines Schusses traf ein kleines Stück Rinde — durch die Kugel abgesprengt — empfindlich sein Ohr.

Da er einen Schuß vergeblich getan hatte, wurde General Feraud vorsichtig. Als General D'Hubert hinter seinem Baum hervorklugte, konnte er ihn absolut nicht sehen. Diese Unkenntnis von dem Standpunkt des Gegners verursachte ein gewisses Gefühl der Unsicherheit. General D'Hubert fühlte sich in der Flanke und im Rücken exponiert. Und wieder kam etwas Weißes in Sicht. Ha! so war der Feind also noch vor ihm. Er hatte eine Umgehung befürchtet. Aber General Feraud dachte offenbar nicht daran. General D'Hubert sah ihn ohne besondere Hast in gerader Linie von einem Baum zum andern springend, auf sich zukommen. Mit großer Willensstärke legte General D'Hubert an. Noch zu weit. Er wußte, daß er kein sicherer Schütze war. Er mußte abwarten — um töten zu können.

Um die nach unten zunehmende Stärke des Baumstammes auszunützen, ließ er sich auf den Boden nieder. In seiner ganzen Länge ausgestreckt, das Gesicht dem Gegner zugewendet, hatte er seinen Körper vollkommen geschützt; sich zu zeigen, wäre jetzt nicht ratsam gewesen, weil der andere schon zu nahe war. Die Überzeugung, daß Feraud sehr bald irgend etwas Unbesonnenes tun würde, war Balsam für General D'Huberts Seele. Aber es war höchst unangenehm, so lange das Kinn hoch vom Boden zu halten, und offenbar auch nicht von großem Nutzen. Er spähte rundum und exponierte dabei einen Teil seines Kopfes, voll Angst, aber tatsächlich ohne viel zu wagen. Denn sein Gegner vermutete ihn selbstverständlich nicht so nahe am Boden. General D'Hubert erhaschte einen flüchtigen Blick auf General Feraud, der noch immer mit wohlüberlegter Vorsicht von einem Baum zum andern sprang. „Er verachtet meine Schießkunst“, dachte er, indem er sich in den Gedankengang seines Gegners zu verfehen suchte, was eine große Hilfe im

Gewinnen von Schlachten bedeutet. Er fühlte sich gestärkt in seiner Taktik der Unbeweglichkeit. „Wenn ich nur meinen Rücken ebensogut überwachen könnte wie meine Front“, dachte er besorgt in einem Wunsch nach dem Unmöglichen.

Es erforderte ziemliche Überwindung, die Pistolen niederzulegen. Doch General D'Hubert tat dies, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf jeder Seite eine. In der Armee war er in den Ruf eines Dandys gekommen, weil er sich an den Schlachttagen rasierte und ein reines Hemd anlegte. Tatsache ist, daß er immer große Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung verwendet hatte. Bei einem Mann von mehr als vierzig Jahren, der ein entzückendes junges Mädchen liebt, kann diese löbliche Eitelkeit zu kleinen Schwächen ausarten, wie es zum Beispiel das ständige Beisichtragen eines eleganten lederen Taschennecessaires mit einem kleinen Elfenbeinkamm und einem Spiegelchen eine ist. Da General D'Hubert die Hand freihatte, griff er in die Hosentasche nach diesem Werkzeug einer entschuldbaren Eitelkeit, die übrigens für Besitzer eines langen, seidigen Schnurrbarts verzeihlich erscheint. Er zog es heraus und legte sich blißschnell mit äußerster Kaltblütigkeit auf den Rücken. In dieser neuen Stellung, den Kopf ein wenig erhoben, den Spiegel knapp neben den Baum haltend, schielte er mit dem linken Auge hinein, während er mit dem rechten die andere Seite überwachte. So wurde Napoleons Ausspruch wieder einmal bewiesen, daß „für einen französischen Soldaten das Wort ‚unmöglich‘ nicht existiere“. Der Baum zu seiner Rechten nahm das Gesichtsfeld des Spiegels fast ganz ein.

„Wenn er von rückwärts kommt,“ überlegte mit Genugtuung General D'Hubert, „so muß ich unbedingt seine Beine sehen. Auf keinen Fall aber kann er mich überraschen.“

Und wirklich sah er General Ferauds Stiefel hin und wieder aufblitzen und für Augenblicke alles andere aus dem Spiegel verdrängen. Er veränderte dementsprechend seine Stellung. Aber da er nur nach dem wechselnden indirekten Ausblick urteilen konnte, entging es ihm, daß seine Füße und ein Teil der Beine für General Feraud deutlich sichtbar wurden.

Auf General Feraud begann die erstaunliche Geschicklichkeit, mit der sich sein Gegner versteckt zu halten verstand, nachgerade Eindruck zu machen. Er hatte mit blutdürstiger Genauigkeit unbedingt den richtigen Baum getroffen. Dessen war er ganz sicher. Und doch hatte er bis jetzt noch nicht einmal die Spitze eines Ohrs sehen können. Da er sie in der Höhe von ungefähr fünf Fuß zehn Zoll vom Boden suchte, war das kein großes Wunder — General Feraud aber schien es durchaus wunderbar.

Als er der Füße und Beine plötzlich ansichtig wurde, schoß ihm das Blut in den Kopf. Er schwankte förmlich hinter seinem Baum und mußte sich daran stützen. Der andere lag also da am Boden! Auf dem Boden! Und vollkommen bewegungslos! Ganz exponiert! Was konnte das bedeuten? . . . Da dämmerte der Gedanke in General Ferauds Kopf auf, daß er seinen Gegner am Ende schon mit dem ersten Schuß über den Haufen geschossen habe. Und sobald dieser Gedanke einmal entstanden war, gewann er mit jedem Augenblick aufmerksamer Beobachtung an Festigkeit, verdrängte jede andere Vermutung — unwiderstehlich, frohlockend, blutgierig.

„Was war ich für ein Esel, zu glauben, daß ich ihn gefehlt habe!“ murmelte er in sich hinein. „Er war ja au plain exponiert. — Durch mindestens zwei Sekunden. Der Narr!“

General Feraud starrte auf die regungslosen Glieder; die letzten Spuren der Überraschung schwanden dahin vor dem Gefühl grenzenloser Bewunderung vor seiner tödlichen Sicherheit im Pistolenschießen. „Mit den Beinen nach oben! Beim Kriegsgott, das war ein Schuß!“ frohlockte er innerlich. „Er hat's in den Kopf bekommen, genau wie ich gezielt hatte, taumelte hinter den Baum dort, rollte auf den Rücken und starb.“

Und er starrte. Starrte, vergaß sich zu rühren, fast ehrfurchtsvoll, fast traurig. Aber um nichts in der Welt hätte er es ungeschehen machen wollen. So ein Schuß! — So ein Schuß! Rollte auf den Rücken und starb!

Denn es war diese hilflose Lage auf dem Rücken, die General Feraud seine Überzeugung aufdrängte. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß ein lebender Mensch jemals freiwillig diese Stellung einnehmen könnte. Das war unfassbar, außerhalb des Bereiches gefunden Menschenverstandes. Es gab keine Möglichkeit, einen Grund dafür zu finden. Und es muß gesagt werden, daß General D'Huberts aufwärts gelehrte Füße durchaus tot aussahen. General Feraud holte schon tief Atem, zu einem schallenden Ruf nach seinem Sekundanten, hielt sich aber vorläufig noch zurück, aus Bedenken heraus, die er selbst als übertrieben empfand.

„Ich will nur erst hingehen und nachsehen, ob er noch atmet“, murmelte er und verließ sorglos den Schuß seines Baumes. Diese Bewegung wurde sofort von dem findigen General D'Hubert bemerkt. Er hielt sie für einen Kunstgriff, als er aber die Stiefel aus dem Gesichtsfeld des Spiegels verlor, wurde ihm unbehaglich. General Feraud war nur um einen Schritt von der Richtung abgewichen, aber sein Gegner konnte unmöglich annehmen, daß er mit völliger Sorglosigkeit herantomme. General D'Hubert, der sich zu wundern anfing, was aus dem andern geworden sei, wurde so ganz unerwartet überrascht, daß das erste Anzeichen von Gefahr in dem langen, frühmorgendlichen Schatten seines Feindes bestand, der über seine ausgestreckten Beine fiel. Er hatte auf dem weichen Grund zwischen den Bäumen nicht einmal einen Schritt gehört.

Das war selbst für seine Kaltblütigkeit zu viel. Er sprang gedankenlos auf und ließ die Pistolen am Boden liegen. Der unwiderstehliche Instinkt eines Durchschnittemenschen wäre der gewesen, sich nach seinen Waffen zu bücken, auf die Gefahr hin, in dieser Stellung erschossen zu werden. Instinkt ist natürlich unüberlegt, das ist seine beste Definition. Aber es mag der Nachforschung wert sein, ob in überlegenden Menschen die mechanischen Eingebungen des Instinkts nicht durch die gewohnheitsmäßige Denktätigkeit beeinflusst werden. In seinen jungen Tagen hatte Armand D'Hubert, der überlegende, vielversprechende Offizier, den Grundsatz aufgestellt, „daß man im Kriege niemals auf einen Fehler zurückkommen solle“. Dieser Gedanke, in vielen Diskussionen entwickelt und verteidigt, war einer seiner Grundbegriffe geworden, ein Teil seiner geistigen Persönlichkeit. Ob dieser Grundsatz so unglaublich tief wurzelte, daß er die instinktiven Regungen beeinflussen konnte, oder ob der General einfach, wie er selbst erklärte, zu sehr erschrocken

war, um an die verdammten Pistolen zu denken — Tatsache ist jedenfalls, daß er keinen Versuch machte, sich danach zu bücken. Anstatt auf seinen Fehler zurückzukommen, faßte er den rauhen Stamm mit beiden Händen und schwang sich mit solchem Ungeftüm dahinter, daß er im Blitz und Knall des Pistolenschusses herumwirbelte und auf der anderen Seite des Baumes Aug' in Auge mit General Feraud erschien. Dieser letztere, völlig überwältigt durch die unglaubliche Beweglichkeit eines toten Mannes, zitterte noch. Ein leichtes Rauchwölkchen hing vor seinem Gesicht, das einen außergewöhnlichen Anblick bot, als sei die Kinnlade herabgefallen.

„Noch nicht gefehlt!“ krächzte er heiser aus den Tiefen einer trockenen Kehle.

Diese düsteren Töne lösten den Bann, der sich auf General D'Huberts Sinne gelegt hatte. „Ja, gefehlt — à bout partant“, hörte er sich sagen, fast noch bevor er die volle Herrschaft über sich erlangt hatte.

Der Gefühlsumschwung war von einem Anfall mörderischer Wut begleitet, in dem sich der während eines Lebens angesammelte Groll Luft machte. Jahrelang hatte General D'Hubert, verzweifelt und gedemütigt, unter der mörderischen Dummheit gelitten, zu der ihn der wilde Starrsinn dieses Menschen immer wieder gezwungen hatte. Außerdem war General D'Hubert in diesem letzten Fall zu wenig willens gewesen, dem Tode ins Auge zu sehen, als daß der Rückschlag seiner Todesangst nicht der Wunsch zu töten hätte sein sollen. „Und ich habe meine beiden Schüsse noch frei“, setzte er mitleidslos hinzu.

General Feraud biß die Zähne zusammen, und sein Gesicht nahm einen wütenden, furchtlosen Ausdruck an.

„Los!“ sagte er grimmig. Das wäre sein letztes Wort gewesen, wenn General D'Hubert seine Pistolen in der Hand gehalten hätte. Aber die Pistolen lagen am Boden unter einer Fichte. General D'Hubert hatte den Augenblick Zeit, der nötig war, um ihm in Erinnerung zu bringen, daß er selbst den Tod nicht als Mann, sondern als Liebhaber gefürchtet hatte: nicht als eine Gefahr, sondern als einen Rivalen; nicht als einen Feind seines Lebens, sondern als ein Hindernis seiner Ehe. Und siehe da: da war der Feind besiegt! Vollständig besiegt, zerschmettert, abgetan!

Er hob die Waffen mechanisch vom Boden auf, und anstatt sie gegen General Ferauds Brust abzufeuern, gab er dem Gedanken Ausdruck, der ihn beherrschte: „Jetzt werden Sie sich nicht mehr duellieren!“

Dieser Ton behaglicher, unaussprechlicher Befriedigung war zu viel für General Ferauds Stoisizismus. „Dann trödeln Sie nicht so herum, Sie verdammter, kalter, steifer Geselle!“ brüllte er plötzlich wild heraus, mit einem unberührten Gesicht auf einem steif gereckten, geraden Körper.

General D'Hubert entspannte sorgfältig seine Pistolen. Dieser Vorgang wurde mit gemischten Gefühlen von dem anderen General beobachtet. „Sie haben mich zweimal gefehlt,“ sagte kühl der Sieger, indem er beide Pistolen in eine Hand nahm, „das letztemal auf einen halben Schritt oder so. Nach allen Regeln des Einzelkampfes gehört Ihr Leben mir. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ich es jetzt nehmen will.“

„Ich brauche Ihre Großmut nicht“, murmelte General Feraud düster.

„Erlauben Sie mir festzustellen, daß mich das nichts angeht“, sagte General D'Hubert, bei dem jedes Wort einem vollendeten Feingefühl entsprang. Im Zorn hätte er diesen Mann töten können, aber bei kaltem Blute schreckte er davor zurück, durch ein Zeichen von Großmut dieses unzurechnungsfähige Wesen zu demütigen, einen Waffenbruder aus der grande armée, einen Gefährten in den Wunden und Schrecken dieser großen Heldenzeit. „Sie werden sich nicht anmaßen, mir vorzuschreiben zu wollen, was ich mit meinem Eigentum zu tun habe.“

General Feraud schien bestürzt, und der andere fuhr fort: „Sie haben mich sozusagen durch fünfzehn Jahre auf Ehre verpflichtet, mein Leben zu Ihrer Verfügung zu halten. Sehr gut. Nun, da sich die Sache zu meinem Vorteil entschieden hat, werde ich nach demselben Grundsatz mit Ihrem Leben tun, was mir behagt. Sie werden es zu meiner Verfügung halten, — solange es mir beliebt. Nicht länger, nicht kürzer. Sie sind auf Ehre gebunden, bis ich das Wort sage!“

„Das bin ich! Aber sacrebleu! das ist wohl eine verrückte Situation für einen General des Kaiserreiches!“ rief General Feraud wütend im Tone tiefster Überzeugung. „Das kommt darauf hinaus, daß ich zeit meines Lebens mit einer geladenen Pistole in der Schublade dastehen soll und auf Ihren Befehl warten. Das — das ist ja blödsinnig; ich werde ein Gegenstand des Spottes sein.“

„Verrückt? — blödsinnig? Meinen Sie wirklich?“ fragte General D'Hubert mit gespielterm Ernst. „Vielleicht. Aber ich kann nicht einsehen, wie man das ändern könnte. Jedoch habe ich nicht die Absicht, eines langen und breiten über diese Sache zu reden. Niemand braucht jemals ein Wort davon zu wissen. Gerade so, wie niemand — wie ich glaube — bis zum heutigen Tage den Ursprung unseres Zwistes kennt . . . Kein Wort mehr!“ fügte er hastig hinzu. „Ich kann wirklich diese Angelegenheit nicht mit einem Mann besprechen, der für mich nicht existiert.“

Als die zwei Duellanten ins Freie heraustraten, wobei General Feraud in kleinem Abstand und wie im Traum daherkam, stürzten die beiden Sekundanten, jeder von seinem Standpunkt am Waldesrande, auf sie zu. General D'Hubert wandte sich an sie und sagte laut und deutlich: „Meine Herren, ich nehme Anlaß, Ihnen feierlich in Gegenwart General Ferauds zu erklären, daß meine Angelegenheit endlich beigelegt wurde. Sie können aller Welt von dieser Tatsache Mitteilung machen.“

„Eine Veröhnung, zum Schluß!“ riefen beide aus.

„Veröhnung? Nicht gerade das. Es ist etwas viel Bindenderes. Nicht, General?“

General Feraud neigte nur bejahend den Kopf, die beiden Veteranen sahen einander an. Später am Tage, als sie außer Hörweite ihres mürrischen Freundes waren, sagte der Kürassier plötzlich: „Im allgemeinen kann ich mit meinem einen Auge so viel sehen als die meisten Leute. Aber das verblüfft mich. Er will nichts sagen.“

„In diesem Ehrenhandel war meines Wissens von Anfang bis zum Ende etwas, das niemand in der Armee ganz herausbringen konnte“, erklärte der Jäger

mit der verstümmelten Nase. „Es hat geheimnisvoll begonnen, ist geheimnisvoll verlaufen und soll geheimnisvoll enden, wie es scheint.“

General D'Hubert ging mit langen, hastigen Schritten heim, durchaus nicht gehoben durch ein Gefühl des Triumphes. Er hatte gesiegt, aber es schien ihm nicht, als ob er durch diesen Sieg viel gewonnen hätte. Die Nacht vorher hatte er gegrollt wegen der Gefahr, in der sein Leben schwebte, das ihm herrlich erschien und des Erhaltens wert, wegen der Möglichkeit, eines Mädchens Liebe zu gewinnen. Er hatte Augenblicke getamnt, in denen, durch eine wundervolle Einbildung, diese Liebe ihm bereits zu gehören schien und sein bedrohtes Leben ihm eine noch schönere Möglichkeit inniger Hingebung bot. Nun, da sein Leben gerettet war, hatte es seine besondere Herrlichkeit verloren. Statt dessen hatte es den aufregenden Charakter einer Falle angenommen, in der seine ganze Unwürdigkeit bloßgestellt werden sollte. Was die wundervollen Illusionen erobeter Liebe anlangte, die ihn in der vergangenen Nacht, die vielleicht die letzte seines Lebens hätte sein können, für einen Augenblick heimgesucht hatten, so erkannte er nun ihre wahre Natur. Sie waren lediglich einem Paroxysmus der Selbstüberschätzung entsprungen. So erschien diesem Manne, den der siegreiche Ausgang eines Duells ernüchert hatte, das Leben seines Reizes beraubt, einfach weil es nicht mehr bedroht war.

Er näherte sich dem Hause von der Rückseite durch den Obst- und Rüchergarten und konnte daher die Aufregung, die an der Vorderseite herrschte, nicht wahrnehmen. Er begegnete keiner Seele. Nur als er leise den Korridor entlang ging, bemerkte er, daß das Haus wach und geräuschvoller als gewöhnlich war. Stimmen von Diensthöten wurden unten gerufen, in einem wirren Lärm von Kommen und Gehen. Mit einiger Bestürzung bemerkte er, daß die Türe seines Zimmers offen stand, obwohl die Läden noch nicht geöffnet waren. Er hatte gehofft, daß sein Frühhausflug unbemerkt bleiben würde. Er erwartete irgendeinen Diener anzutreffen, der eben eingetreten wäre. Aber das Sonnenlicht, das durch die Spalten eindrang, zeigte ihm auf dem niederen Diwan eine unbestimmte Form, die ausfah wie zwei Frauen, die sich in den Armen halten. Tränenersticktes, verzweifertes Gemurmel ging von der Gruppe aus. General D'Hubert riß ungestüm die nächsten zwei Läden auf. Da sprang eine der Frauen empor. Es war seine Schwester. Sie stand einen Augenblick still, mit herabhängendem gelöstem Haar und gerade über den Kopf erhobenen Händen und warf sich dann mit einem erstikten Schrei in seine Arme. Er erwiderte ihre Umarmung und versuchte im selben Augenblicke sich von ihr freizumachen. Die andere Frau hatte sich nicht erhoben. Sie schien sich im Gegenteil nur noch fester an den Diwan zu schmiegen und verbarg das Gesicht in den Rissen. Ihr Haar war aufgelöst und von einem herrlichen Blond. General D'Hubert erkannte es mit wachsender Erregung.

„Mademoiselle de Valmassigue! Abdole! In Verzweiflung!“

Er wurde sehr besorgt und befreite sich endgültig aus seiner Schwester Umarmung. Nun streckte Madame Léonie ihren wohlgeformten nackten Arm aus ihrem Peignoir und zeigte pathetisch nach dem Diwan. „Dieses arme, verschüchterte Kind ist von Hause hierhergestürzt, zu Fuß, zwei Meilen, — den ganzen Weg gelaufen!“

„Was in aller Welt ist denn geschehen?“ fragte General D'Hubert mit leiser, erregter Stimme.

Aber Madame Léonie sprach laut: „Sie läutete die große Glocke am Tor und weckte das ganze Haus auf. Wir schliefen alle noch. Du kannst dir vorstellen, welch furchtbarer Schreck . . . Adèle, mein liebes Kind, setze dich auf!“

General D'Huberts Ausdruck war nicht der eines Mannes, der sich leicht etwas „vorstellt“. Er konnte aber doch aus dem Chaos von Reden die Erkenntnis herausgreifen — nur um sie gleich wieder zu verwerfen übrigens —, daß seine zukünftige Schwiegermutter plötzlich gestorben sei.

Er konnte sich durchaus nicht vorstellen, welcher Art das Ereignis oder Unglück sein mußte, das Mademoiselle de Valmassigue, die doch in einem Haus voll Diensthofen lebte, bestimmte, mit der Nachricht zwei Meilen weit über die Felder zu laufen.

„Aber warum sind Sie in diesem Zimmer?“ flüsterte er voller Scheu.

„Natürlich bin ich hergelaufen, um nachzusehen, und dieses Kind — ich bemerkte es gar nicht — ist mir gefolgt. Das ist nun dieser verrückte Chevalier!“ fuhr Madame Léonie fort, auf den Diwan blickend. „Ihr Haar ist ganz aufgegangen. Du kannst dir ja vorstellen, daß sie sich nicht Zeit genommen hat, ihre Jungfer zu rufen, bevor sie fort ist . . . Adèle, mein Liebling, stehe auf . . . Er hat ihr alles ausgeplaudert, um halb fünf Uhr früh. Sie wachte früh auf und öffnete die Fensterladen, um die frische Luft einzuatmen — da sah sie ihn ganz gebrochen auf einer Gartenbank am Ende der Allee sitzen. Um diese Stunde — du kannst dir vorstellen! Und den Abend vorher hatte er gesagt, er sei nicht wohl. Sie warf ein paar Kleider über und lief hinunter zu ihm. Man könnte wegen weniger als dies in Angst geraten. Er liebt sie, aber nicht gerade sehr vernünftig. Er hatte die ganze Nacht gewacht, völlig angezogen, und war ganz erschöpft, der arme alte Mann. Er war nicht imstande, eine glaubhafte Geschichte zu erfinden. Was hast du dir da für einen Vertrauten ausgesucht! Mein Mann war wütend. Er sagte: ‚Wir können uns jetzt nicht mehr einmischen.‘ So haben wir halt gewartet. Es war schrecklich. Und dieses arme Kind ist mit seinem offenen Haar da öffentlich herübergerannt. Sie ist von mehreren Leuten in den Feldern gesehen worden. Sie hat das ganze Haus geweckt. Es ist furchtbar peinlich für sie. Ein Glück, daß ihr nächste Woche heiratet . . . Adèle, setze dich auf! Er ist auf seinen eigenen Beinen nach Hause gekommen . . . Wir erwarteten, dich womöglich auf einer Bahre kommen zu sehen, — was weiß ich? Geh und sieh nach, ob der Wagen bereit ist. Ich muß dieses Kind sofort nach Hause bringen. Es ist nicht schidlich, daß sie nur eine Minute länger bleibt.“

General D'Hubert rührte sich nicht. Es war, als ob er nichts gehört hätte. Madame Léonie änderte ihre Absichten. „Ich werde selbst nachsehen gehen“, rief sie. „Ich brauche auch meinen Mantel. Adèle . . .“ begann sie, fügte aber nicht hinzu: „setze dich auf“. Sie ging hinaus und sagte in sehr lautem, heiterem Ton: „Ich lasse die Türe offen.“

General D'Hubert machte einen Schritt gegen den Diwan, aber da richtete sich Adèle auf, und er blieb stehen wie angenagelt. Er dachte: „Ich habe mich heute

noch nicht gewaschen. Ich muß wie ein Vagabund aussehen. Auf dem Rücken meines Rockes ist Erde und Fichtennadeln in meinen Haaren.“ Er sah ein, daß diese Situation reichlich viel Behutsamkeit seinerseits verlange.

„Ich bin sehr betrübt, Mademoiselle . . .“, begann er ungewiß und verlieh das Thema wieder. Sie saß aufrecht auf dem Diwan mit ungewöhnlich geröteten Wangen, und ihr glänzend blondes Haar fiel über ihre Schultern, was für General D’Hubert ein ganz neuer Anblick war. Er ging über das Zimmer, sah zur Sicherheit zum Fenster hinaus und sagte im Ton aufrichtiger Verzweiflung: „Ich fürchte, Sie müssen glauben, daß ich mich wie ein Narr benommen habe.“ Dann fuhr er herum und sah, daß sie ihm mit den Augen gefolgt war. Sie schlug sie auch nicht nieder, als sie seinen Blick traf. Und der Ausdruck ihres Gesichtes war ihm auch ganz neu. Er war, möchte man fast sagen, umgewandelt. Diese Augen sahen ihn mit gedankenvollem Ernste an, während die wundervollen Linien ihres Mundes ein verhaltenes Lächeln anzudeuten schienen. Dieser Wechsel machte ihre überirdische Schönheit viel weniger geheimnisvoll, dem Verständnis eines Mannes viel zugänglicher. Ein erstaunliches Wohlbehagen überkam den General und sogar einige Leichtigkeit des Benehmens. Er ging über das Zimmer mit ebensoviel angenehmer Erregung, als er beim Angehen einer Batterie verspürt hätte, die Tod, Rauch und Feuer spie; dann stand er still und sah mit lachenden Augen auf das Mädchen, dessen Hochzeit mit ihm von der klugen, der guten, der bewundernswerten Léonie so sorgsam vorbereitet worden war.

„Ah! Mademoiselle,“ sagte er in einem Tone höfischen Bedauerns, „wenn ich bloß sicher sein könnte, daß Sie heute morgen nicht nur aus Liebe zu Ihrer Mutter die zwei Meilen hierher gelaufen sind!“

Er wartete auf eine Antwort, unbewegt, doch innerlich jubelnd. Sie kam als ein schüchternes Gemurmel, wobei die Augenlider sich mit ausgezeichnetem Effekt senkten: „Sie brauchen nicht ebenso ‚méchant‘ als verrückt zu sein.“

Und dann machte General D’Hubert einen Vorstoß gegen den Diwan, der nicht aufzuhalten war. Dieses Möbelstück war nicht genau in der Richtung der offenen Tür. Aber Madame Léonie, die, in einen leichten Mantel gehüllt, zurückkam, auf dem Arm einen Spitzenschal, um Abèles verräterisches Haar darunter zu verstecken, hatte den Eindruck, daß sich ihr Bruder gerade von den Knien erhob.

„Komme, mein liebes Kind!“ rief sie von der Türschwelle. Der General war nun wieder er selbst im vollsten Sinn und bewies die Gewandtheit eines findigen Reiteroffiziers und die Tatkraft eines Truppenführers. „Du wirst nicht verlangen, daß sie zum Wagen geht“, sagte er entrüstet. „Das kann sie nicht. Ich werde sie über die Stiegen tragen.“

Das tat er bedächtig, gefolgt von seiner verblüfften und respektvollen Schwester, dann raste er wie ein Wirbelwind zurück, um alle Zeichen dieser Nacht, der Todesangst und des kriegerischen Morgens abzuwaschen und die festliche Kleidung eines Siegers anzulegen, bevor er zum anderen Haus hinübereilte. Fast hätte er sich versucht gefühlt, ein Pferd zu besteigen und seinen bisherigen Gegner zu verfolgen, lediglich um ihn in einem Überschwang des Glücks zu umarmen.

„Ich verdanke alles diesem rohen Tölpel“, dachte er. „Er hat an einem Morgen zustande gebracht, was ich in Jahren nicht herausgefunden hätte — weil ich ein schüchterner Narr bin. Gar kein Selbstvertrauen. Vollständiger Feigling. Und der Chevalier! Entzückender alter Mann!“

General D'Hubert sehnte sich danach, auch ihn zu umarmen.

Der Chevalier lag zu Bett. Er fühlte sich mehrere Tage sehr unwohl; die Männer des Kaiserreiches und die jungen Damen der Nachrevolution waren zu viel für ihn. Er stand am Tage vor der Hochzeit auf, und da er von Natur aus neugierig war, nahm er sich seine Nichte zu einer ruhigen Aussprache beiseite. Er riet ihr, aus ihrem Gatten die wahre Geschichte dieses Ehrenhandels herauszulocken, der so dringlich und unaufschiebbar war, daß er sie um ein Haar in eine Tragödie verwickelt hätte. „Es ist nur in der Ordnung, daß seine Frau davon erfährt. Und der nächste Monat, beiläufig, wird die Zeit sein, in der du alles von ihm erfahren kannst, was du wissen willst, mein liebes Kind.“

Später, als das vermählte Paar die Mutter der jungen Frau besuchen kam, machte madame la générale D'Hubert ihrem geliebten Onkel Mitteilung von dem wahren Sachverhalt, den sie ohne Mühe von ihrem Gatten erfahren hatte.

Der Chevalier lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit bis zum Ende, nahm eine Prise, schnippte die Tabakstäubchen von seiner gefälkelten Hemdbrust und fragte ruhig: „Und das war alles?“

„Ja, Onkel“, erwiderte madame la générale und öffnete ihre hübschen Augen ganz weit. „Ist das nicht spaßig? C'est insensé, zu denken, was diese Männer imstande sind.“

„Hm!“ brummte der alte Emigré. „Es kommt darauf an, was für Männer. Diese Soldaten Bonapartes sind Wilde. Es ist insensé. Als Frau mußt du, mein Liebling, unbedingt glauben, was dein Gatte sagt.“

Aber Léonies Gatten gegenüber äußerte der Chevalier seine wahre Meinung. „Wenn der Bursche für seine Frau dieses Märchen erfunden hat, und noch dazu während der Flitterwochen, so kannst du dich darauf verlassen, daß jetzt niemand mehr das Geheimnis dieser Sache erfahren wird.“

Noch viel später erachtete General D'Hubert die Zeit für gekommen und die Gelegenheit günstig, um an General Feraud einen Brief zu schreiben. Dieser Brief begann mit einer Verneinung jeglicher Feindschaft. „Ich habe nie“, schrieb General D'Hubert, „während der ganzen Zeit unseres bedauernswerten Streites Ihren Tod gewünscht. Erlauben Sie mir,“ fuhr er fort, „Ihnen Ihr verwirktes Leben in aller Form zurückzugeben. Es ist nur recht, daß wir beide, die wir so vielen kriegerischen Ruhm geteilt haben, auch öffentlich Freunde sind.“

Derselbe Brief enthielt auch eine Mitteilung familiären Charakters. Mit Bezug darauf antwortete General Feraud aus einem kleinen Dorf der Savonne in folgenden Worten:

„Wenn einer der Namen Ihres Sohnes Napoleon gewesen wäre — oder Joseph, oder selbst Joachim, so hätte ich Ihnen zu diesem Ereignis mit freudigerem Herzen gratulieren können. Da Sie es für richtig gehalten haben, ihm die Namen Charles Henri Armand zu geben, so fühle ich mich bestärkt in meiner Überzeugung,

daß Sie den Kaiser niemals geliebt haben. Der Gedanke an diesen erhabenen Helden, der inmitten eines wilden Ozeans an einen Felsen gekettet ist, macht das Leben so wertlos, daß ich mit wirklicher Freude Ihren Befehl empfangen würde, mein Leben zu enden. Vom Selbstmord hält mich mein Ehrgefühl ab. Aber ich verwahre eine geladene Pistole in meiner Schublade.“

Madame la générale D'Hubert rang beim Lesen dieser Antwort entsezt die Hände.

„Siehst du! Er will sich nicht veröhnen lassen“, sagte ihr Gatte. „Er darf niemals, auf keinen Fall, ahnen, woher das Geld kommt. Das wäre unmöglich. Er könnte es nicht ertragen.“

„Du bist ein ‚brave homme‘, Armand“, sagte madame la générale anerkennend.

„Meine Liebe, ich hatte das Recht, ihm das Lebenslicht auszublafen; aber da ich das nicht tat, können wir ihn nicht verhungern lassen. Er hat seine Pension verloren und ist völlig unfähig, irgend etwas in der Welt für sich zu tun. Wir müssen uns im geheimen seiner annehmen bis ans Ende seiner Tage. Verdanke ich ihm nicht den höchsten Augenblick meines Lebens? Ha! ha! ha! Über die Felder, zwei Meilen, den ganzen Weg gelaufen! Ich wollte meinen Ohren nicht trauen! . . . Wenn nicht sein lächerlicher Blutdurst gewesen wäre, hätte ich Jahre gebraucht, um dich zu durchschauen. Es ist merkwürdig, wie dieser Mann es verstanden hat, sich auf die oder jene Art mit meinen tieferen Gefühlen zu verknüpfen.“



Aphorismen · Von Hero Max

Der Kritiker, der einem gottgeborenen Genie Gesetze aufstellen will, kommt mir vor wie ein Pfarrer, der der Gottheit vorschreiben will, sich nach dem Schulkatechismus zu benehmen, damit da nur ja alles stimmt.

Schöne Menschen stehen in einem geheimen Seelenbund; sie grüßen sich mit den Augen, wenn sie sich begegnen, als wollten sie sagen: Siehe, bist du auch da?

Im Lichte lebt die Form. Das wurde mir am Schatten klar. Liebtlosend spielt das Licht um die Formen der Dinge und schafft ihre Gestalt nach.

Das ist die Lust des Frühlings: daß die Fruchtbarkeit der Dinge steigt von Tag zu Tag. Die Zähne des Hasses werden bald stumpf, aber die Flammen der Liebe verlöschen nie. Ich ahne das Mysterium der bittersten Schmerzen: An ihren Grenzen wohnt die Glückseligkeit des Lebens.

Es gibt Menschen, die sich nur kraftvoll und wertvoll fühlen, wenn sie in Herden, unter der Leitung eines Anführers marschieren — und daneben einige, deren Kraft und Selbstbewußtsein erst wächst mit der Erkenntnis der Einsamkeit ihres Weges und Wesens.





Albanen und wir Von Mediterraneo

Wir — das heißt in diesem Falle Österreicher.

Ein Blick auf die Karte des Mittelmeeres sagt jedem Bürgerschüler, daß die Adria ein Sack mit enger Öffnung ist. Eine Wand dieses Sackes wird gebildet durch den Stiefel der Apenninischen, auf der anderen Seite dehnt sich die Balkanische Halbinsel. Daran klebt, an der größeren, nördlichen Küstenhälfte, die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

Diese 600 Küstenkilometer geben dem Habsburgerreich Recht und Pflicht, sich Seemacht zu nennen. Sie zeigen die einzige Straße zu seinem beinahe einzigen Absatzgebiet, nach dem nahen Orient und nach dem fernen. Die Straße für diesen leider sehr bescheidenen Handel führt durch eine Meerenge, durch das Tor der Adria, das allgemein Straße von Otranto genannt wird, das mit eben solchem geographischen und größerem strategischen Recht aber Straße von Valona heißen könnte. Ihre Breite schwankt zwischen 75 und 80 km, kann also von Torpedobooten in zwei Stunden überbrückt werden. Bei Klarwetter zeigen sich dem Ägyptendampfer beide Küsten.

Abgesehen von den kurzen montenegrinischen Gestaden, deren altüberliefertes Überwachungsrecht Österreich sich sonderbarerweise aus eigenem Antrieb entäußerte, ist die Fortsetzung dieser österreichisch-ungarischen Küstenlinie neuerdings nicht mehr türkisch. Sie gehört dem neuen Staatengebilde, das Albanien heißt, und reicht ein wenig über die Mündung — oder Öffnung, wie's gefällt — der adriatischen Mulde hinaus. Der junge Staat mitbeherrscht also die große, wirtschaftlich, politisch und strategisch gleich wichtige Bucht von Valona. Das ist der Erdensfleck, der als Aulon im südlichen Alt-Illyrien eine so auffallende Rolle gespielt. Den später Byzantiner und Normannen arg umkämpften, an dessen Mauern Venezianer und Osmanen sich in rührend stetem Wechsel die Köpfe eintrantten. Es ist das Valona des Ali Pascha Tepeleni, den die Weltgeschichte besser kennt als Ali Pascha von Janina. Ein Ort, der, ähnlich dem gegenüberliegenden Brindisi, dem uralten Brundisium, trotz stärkster Schläge sich immer wieder verjüngen und erholen muß, dank seiner geographischen Lage; der aus gleichen Gründen zu den ältesten Europas gehört. Ihm entstammen teils die feingeistigsten Geschlechter des Albanertums und die gebildetsten Köpfe seiner heutigen Generation.

Nicht Zufall, sondern geographische und geschichtliche Notwendigkeit ließ hier 1911/12 die provisorische Regierung amtieren. Diese Bai von Valona wird gebildet durch den nordwärts vorspringenden unwirklichen Stod des Karaburun und die gleichfalls garstige Steilinsel von Saseno, deren Wert Griechenland schon lange wohl erkannt hatte. Flatterte doch bis Ende des Balkankrieges das Hellenenkreuz auf seiner höchsten Spitze. Die Bucht ist groß und sicher, sie gäbe genug Raum den Flotten beider Adriamächte, wenn sie etwa darin Schutz suchen sollten vor unsanfter See. Und noch etlichen Handelsdampfern dazu. Sehr im Gegensatz zu den nächstgelegenen Häfen Italiens, Brindisi, Bari und Otranto. Wer das Recht hat, in dieser verbergenden Bucht Kriegszeuge ankern zu lassen, oder wer Geschütze auffahren läßt auf den Hängen von Saseno und Karaburun, der vermag die Adria abzuschnüren — wie eben einen Sacl, der sie ja ist. Wer also diese Bucht militärisch beherrscht, beherrscht auch den Eingang in die Adria, er vermag einzusperrern, was darin, und auszusperren, was draußen ist. Dann ist, da Österreich bekanntlich eine nicht allzu gewaltige Flotte besitzt, sein Handel unterbunden, der einzige Weg zur Mitwelt verammelt. Es ist also Lebensfrage für diesen großen Staat mit der kleinen Küste im entlegensten Winkel des Mittelmeeres, dort niemanden hausen zu lassen, der ihm nicht unzweifelhaft wohlgesinnt ist. Sobald in Valona jemand sitzt, der ihr Unannehmlichkeiten bereiten kann, ist die Monarchie ein verhafteter Staat, wie heute Serbien.

Es ist also vollkommen klar, daß Albanien's Hauptwert, für Österreich-Ungarn wenigstens, in seiner geographischen Lage besteht. Die wirtschaftliche Bedeutung, die Aussicht auf neue Absatzgebiete, ist eine angenehme Nebengabe, die allerdings von Tag zu Tag geringer wird, da Italiens rührige Kaufmannschaft, begünstigt durch geographische Nähe und eine sehr zielbewußte Regierung, sich heute schon den Löwenanteil gesichert hat. Wie wird dies erst in der Zukunft werden? Österreich's leitende Männer haben also die Pflicht, jede erreichbare Maßregel zu treffen, um unseren Einfluß in, unsere Verbindung mit Albanien zu stärken, auszubauen, und das in einer Weise, die dieser Großmacht, die bekanntlich allen kolonialen Anschluß bei der Weltverteilung endgültig verpaßt hat, die wichtigsten, unabweisbar nötigsten politischen und wirtschaftlichen Vorteile sichert.

Ein noch amtierender Staatsmann Italiens tat den Ausspruch, Albanien's Küsten seien so wichtig für beide Adriastaaten, daß keiner sie dem anderen gönnen dürfe.

So ganz stimmt der Ausspruch nicht. Bespülen nicht Wellen des Ionischen Meeres auch Italiens südliche Küsten? Ist das große Tyrrenische Becken nicht, trotz Frankreich's afritanischem Biserta, ein *Mare nostrum*, eine rein italische See? Liegen nicht Genua, der Haupthafen des industriereichen Nordens, und dessen ganze Küsten mit dem Kriegshafen Spezia am Ligurischen Meer? Sollte die Adria, also die Gewässer nördlich der windigen Straße von Valona—Otranto, Schiffen des Königreiches einmal versperret sein, so wäre dies kaum von Belang. Für Österreich aber könnte Ähnliches zur Katastrophe werden. Der oben erwähnte Staatsmann ist einer der fähigsten Köpfe von der apenninischen Halbinsel, der freilich niemals als unbefordeter Attaché jahrelang Dienste getan, dessen Examen sich nicht lediglich um fehlerlose Aussprache des Französischen drehte, und dessen

selbstgestellte Aufgabe nie war, in feudalen und anderen Salons bei Tee und Konfekt umherzuhorchen, ob zwischen Frack und Schleppe irgend eine verarbeitbare Brosame zu Boden fällt. Dieser römische Herr weiß sehr genau, daß die Zeiten des Sonnenkönigs dahin sind, lange schon! Er informierte sich nicht durch Berichte energieloser Konsulatsleute, sondern sah selber an Ort und Stelle nach wintendem oder drohendem Vor- oder Nachteil für seine Heimat. Er bereiste Albanien selbst, und in seinem sehr verständigen Bericht über diese Reise ist zu lesen, daß ihm Abriafrage und Balkangeschichte klar ward in dem Augenblick, in dem der alte Pugliakasten mit ihm einfuhr in die Bai von Malona. Ich denke, gleiches müssen von sich sagen alle, die sich mit Kolonialpolitik und Handelsbeziehungen befassen, sowie sie die Verhältnisse am Eingang zur Adria aus eigener Anschauung kennen lernten. So auffällig ist Lage und Beschaffenheit dieses Stückchens Erde. Unschätzbar besonders für alles, was in der Donaumonarchie heimberechtigt ist.

Die oben geäußerte Ansicht des römischen Staatsmannes bedarf also einiger Korrektur. Die Notwendigkeit dieser Korrektur zu beweisen, ist Sache der davon Betroffenen, also der Österreicher. Da aber weder Geschäftsmann noch Militär weder Beamter noch Künstler noch Bauer dies können — leider —, so muß der hierzu Berufene seine Pflicht tun. Das ist der Diplomat.

Ob er dies in zweckmäßiger, genügend energischer und vor allem vorausschauender Weise tut, darüber ist man in Österreich ganz verschiedener Meinung. Überwiegend aber ist die, die negative Antwort gibt. Und mich dünkt, daß sie leider auch die berechtigtere ist.

Wir müssen uns endlich darüber klar werden, daß mit der leidigen Albanienfrage immer die Zukunft dessen berührt wird, was man heute unter Österreich zusammenfaßt. Zugegeben, nach dem Nationalitätenprinzip hat Österreich-Ungarn in seiner derzeitigen Form keine Existenzberechtigung. Dieser meist sehr berechtigte völkische Drang ist aber längst wieder im Abflauen, mehr vielleicht, als für manche Gebiete gut ist. Und wenn es dazu kommt, dieses Prinzip in Praxis durchzusetzen, so wird es ja doch nie berücksichtigt. Ein für ewige Zeiten klassisch bleibendes Beispiel bietet die Balkangeschichte der letzten Jahre. Das Völkertonglomerat, das wir Österreich-Ungarn nennen, ist schließlich weniger sonderbar wie das des ottomanischen Reichs, wie das Rußlands. Wir für unsere Generation haben sicher nicht das Recht, mit dem Verfall der Monarchie zu rechnen. Wir dürfen auch keinesfalls kommenden Generationen vorgreifen. Aber wir haben die Pflicht, zu sorgen, daß unsere Söhne leben können. Daß sie nicht wirtschaftlich erdroffelt werden. Wir müssen ihnen die Möglichkeit sichern, ihren — ach allzu bescheidenen — Handel jederzeit unbedroht in die Welt senden zu können. Das aber wird nicht der Fall sein ohne Albanien, vielmehr ohne wirtschaftlichen und damit politischen Zusammenhang der Monarchie mit Albaniens Rüssen. Und zwar in erster Linie mit dem Südtail, der den Hals des adriatischen Sackes bilden hilft. Das ist die weite Bai von Malona.

Natürlich muß jedes Mittel willkommen sein, das unseren, nämlich Österreichs Einfluß im freigewordenen Land der Adlersöhne stärkt. Dies erkannten Österreichs, mehr noch Ungarns Staatsmänner schon vor Jahrhunderten. Denn

wie Frankreich heute, trotz Trennung von Staat und Kirche zu Hause, in Palästina und Syrien eifrig und eifersüchtig auf sein Katholikenprotectorat pocht, so übten es Habsburger gegenüber den Lateinern des Westbalkan (im Osten gibt es nämlich keine). Freilich betätigte Oesterreich dies Vorrecht hauptsächlich nur in Form von Subventionen an den lateinischen Klerus, denselben, der jetzt so fleißig gegen uns und den endlich ans Ruder gelangten deutschen Prinzen agitiert. Die Mehrzahl aller katholischen Kirchen und Waldkapellen im freien wie auch im heute serbischen Albanien sind gebaut mit österreichischem Geld. Seit Jahrzehnten wandern junge Albaner nach Oesterreich, um auf dessen Kosten Schulung zu genießen als Lehrer, Techniker, Kaufleute. Das kostete manch tüchtigen Bazen Geld, war aber sehr vernünftig gehandelt. Weniger vernünftig freilich war, daß in eben diesen Schulen Albaniens Italienisch gelehrt wurde mit Lehrbüchern, in denen schmähliche Angriffe auf unseren Staat wie auf habsburgische Fürsten enthalten waren, Bücher mit kunstvoll verdrehter Weltgeschichte. Zuverlässigen Inhalts waren diese Hilfsmittel österreichischer Ballanpolitik, das mag festgestellt sein. So stand in einem, daß das Königreich Italien neben der Apenninischen Halbinsel, den drei Inseln und anderem noch nicht in rot-weiß-grüne Grenzpfähle Einbezogenem die Halbinsel Istrien, das südliche Tirol und Tunisien umfasse. (Auf Tripolis wagte scheinbar damals noch niemand zu denken.) — Das Ziel hatten die Lenker am Ballplatz also richtig erfaßt, die Mittel aber heillos schlecht gewählt. Genügt denn, wenn die italienisch sprechende Geistlichkeit des albanischen Katholikentums neben das Bild des Königs von Italien gelegentlich auch das des österreichisch-ungarischen Herrschers hängt?

Die Politik von Christenprotectorat und Schulkreuzer also hat sich mit Albaniens Selbständigkeitserklärung überlebt. Begreiflich, berechtigt. Das hindert aber keinesfalls weiteres Interesse, das wir an diesem Staat hegen müssen. Müssen, um unser selbst willen, denn Albanien breitet sich nach wie vor aus über den Südtteil des westlichen Adriaufers, Öffnung des gleichnamigen Sades. Jeder Umstand, der uns dort in die Hände spielt, muß willkommen sein. Wahrscheinlich aus eben dem Grund geschah kürzlich folgendes: Österreichische Kolonisten wollten statt nach Kanada sich in Albanien ansiedeln, in den fruchtbaren Schwemmebenen des Südens. Das Ministerium des Außern erfuhr natürlich davon. Und nun tat ein Beamter desselben, der Albanien-Referent, den Auspruch, dies müsse um jeden Preis verhindert werden, „sonst siedeln sich zehnmal so viel Italiener an“. Wirklich, diesen Auspruch tat ein Diener des österreichischen Staates, und zwar gerade jenes Ministeriums, das *coûte que coûte* im Stypetarenland unlösliche Rechte schaffen mußte, Rechte, die jedem Dritten den Weg sperren.

Wie nachahmenswert klug und zielbewußt Italien handelt: Briefe und Palette zahlen nach Albanien (und Montenegro) nur Inlandsporto. Bahnfrachten nur Auslandszuschlag, im Inland, also bis an die Ostküste, frei. Telegramme das Wort 26 Centesimi, auch umgekehrt. Wir zahlen natürlich Auslandsporto, und für das Telegrammwort 56 Heller. Ungeachtet der bereits über einjährigen „Erwägungen und Studien“ in dieser Sache. Ist's da möglich, bei den Adlerföhnen heimischer zu werden wie unser rühriger Mitbewerber?

Während einflußreiche Albaner am Ballplatz mit einer Zigarre abgefertigt werden — falls sie überhaupt von irgend jemandem empfangen wurden —, werden die gleichen Männer in Rom als Gäste des Staates behandelt. Auf Wunsch diene ich mit Namen. Während Italien in Skutari, d. h. im anscheinend von Osterreich gefährdeten Punkt, Herr Galli als Konsul sitzen hat, hatten wir in Malona, d. h. in dem anscheinend von Italien gefährdeten Punkt, bis vor ganz kurzem einen Herrn Wenzel Lejhanec, der sogar den Griechen zum Gespött wurde. Und sitzt heute in Skutari der — ich will sagen schweigsame — Konsul Halla. Ich verzichte darauf, Fähigkeiten und Tätigkeit der drei Herren nebeneinander zu stellen. Ich will nur erwähnen, daß Herr Galli es ist, der in der letzten türkischen Epoche Italien in Tripolis vertrat, in welcher Weise, darüber berichtet die Weltgeschichte. Auf seinem Schreibtisch entstanden all die Nachrichten, die kritiklos von der europäischen Presse nachgedruckt wurden, über Unterdrückung italienischen Handels, Entführungen italienischer Mädchen, über den unermesslichen Wert der Terra promessa, über Unruhen im Innern, Zusammenrottungen vor dem königlichen Konsulat usw., Nachrichten, die Italiens Bevölkerung so erfolgreich für die kommenden Ereignisse vorbereiteten. Signor Galli ist einer der energischsten und zielbewußtesten Männer, die ich kennen gelernt, ich wollte, sein Können diene meiner Muttersprache!

Ganz verständlich, daß Albanien's Politiker und einflußreiche Geschlechter — was daselbe ist — sich bereits dem neuen Stern zuwenden, dem, der jenseits der Adria aufgeht. Sie beginnen zu merken, daß wir sie unserem lieben Nebenbuhler und Verbündeten ausgeliefert haben. Nicht allein bestochen von italienischem Gold, wie man am Ballplatz so gerne glauben machen möchte, sondern weil sie keine Stütze finden an dem Völkerstaat, dessen natürlichste Fortsetzung ihr Land und ihre Rasse bildet. Sogar unsere bisher treuesten Freunde ergreifen die Flucht. Ich will nicht sprechen von Elementen wie Essad Toptani und Ismal Kemal Wlora. Aber der kluge Hil Mossi, der gütige Dom Raciore, Faik Bey Konika, der abgeklärte Fasil Pascha Toptan, sogar der hochgebildete Ekrem Bey Wlora, Albanien's bester (und kommender) Mann, und die anderen, die vor wenigen Jährchen noch unsere besten Stützen waren, wo sind sie? Alle verweht vom böigen Levante, der sie hinüberblies gen Sonnenuntergang, wo sie Verständnis und Hilfe finden. Wer würde ihnen verargen, daß sie tun, was ihnen oder ihrer Heimat das Zuträglichste dünkt? Sollen sie päpstlicher sein wie der Papst?

Es sei erinnert an die gemischte Grenzkommission. Welch überflüssiger Kummel — in Wien, nicht etwa in Rom! —, weil bei unserem Detachement um einen Mann — oder war es ein Maultier? — mehr war, als beim italienischen! Und um dies auszugleichen, welcher Führer dazu, der angeblich so diplomatische Oberst Mizl! Man frage den deutschen Delegierten, Major Laffert, welche Meinung er hege von diesem österreichischen Kameraden aus dem Generalstab, der voraussichtlich bald ganz in den diplomatischen Dienst übergehen dürfte. Den Spitznamen, den ihm italienische Herren der Grenzkommission gaben, den will ich nicht anführen. Zu wenig schmeichelhaft wäre er für unsere Wahl. Denn eine Wahl war es, eine Wahl zwischen ihm und dem Oberst Göttlicher, der zwar weniger Politiker ist, aber, wie man behauptet, ein tüchtiger Soldat.

Seit Monaten verlangen einsichtige Kreise, Kenner kolonialer Verhältnisse, daß Österreich endlich in Albanien eine Zeitung kaufe (vielmehr deren Herausgeber), wie Italien seit 1910 den „Sarabofsch“ in Skutari, wie alle Mittelmeerstaaten ohne Ausnahme überall unterhalten, in allen afrikanischen und asiatischen Staaten des Islam, um ihren Einfluß bei der eingeborenen Bevölkerung zu stärken. Es ist dies von ungeheurer Wichtigkeit, wie jeder bestätigen wird, der diese Striche kennt, in denen man stundenweit einen Schreibkundigen herbeiholt, damit er sorgsam lauschenden Zuhörern wochenalte Neuigkeiten vorlese. Lange schon ist es her, daß unserem Auswärtigen Amt dies dringend nahegelegt wurde, oft liefen Urgenzen ein. Aber immer kommt Antwort, daß „dies erwogen werde“ und daß „etwas in Vorbereitung“ sei. Inzwischen schuf sich Italien eine zweite Waffe, eine neue Zeitung in Kroja. Österreich aber unterhandelt immer noch mit dem famosen Herrn Mihali aus Konstanza (Rumänien), der nach wie vor zwei Eisen im Feuer hat. Nämlich uns und — Italien. Und da klingt es bei jeder unpassenden Gelegenheit: Um Gotteswillen, Italien könnte unangenehm berührt werden.

Österreichs Kaufmannschaft hat einen ungeheuren Nachteil zu überwinden, nämlich die im Verhältnis zum Mitbewerber größere geographische Entfernung. Und einen großen Ubelstand: ihre bedeutend mindere Regsamkeit, ihren Mangel an Unternehmungsgest, der größtenteils mitbewirkt ist durch die, sagen wir, nichtaktive Politik, die unsere Monarchie im letzten Menschenalter verfolgte. Um so nötiger wäre es, unseren nun einmal so mißlichen wirtschaftlichen Verhältnissen wenigstens einige Steine aus dem Weg zu räumen. Die beliebte Redensart: „Wir können doch wegen Ihnen keinen Krieg führen!“ klingt gegebenenfalls recht jovial, ist aber niemals, unter keinen Umständen gerechtfertigt und zeugt nur von bedauernswerter Gedankenarmut. — Ein hemmender Faktor wäre schließlich zu entkräften. Aber jaghafte Kaufmannschaft und jaghafte Diplomaten, das ist zu viel für Gedeihen und Ansehen derer, die als europäische Großmacht gelten wollen. Da erinnere ich mich einer Aufzeichnung aus den Tagebüchern April 1913: Nach dem Fall von Janina zogen die griechischen Rauffahrer ab mit samt ihren am Verdeck angebundenen vorintflutlichen Feldgeschützen. Sie hatten während der Belagerung eine Art Blockade südalbanischer Küstenstriche aufrecht erhalten. Bald darauf legten italienische und österreichische Dampfer wieder vor Valona an. Auf deren ersten ließen sich die ausgehungerten Glieder der damaligen provisorischen Regierung tüchtig bewirten. Und mit ihnen noch andere, die grasvergiftet und fieberzermürbt, von Pellagra gequält, kurz vorher aus dem Hinterland angekommen waren. Da konnte man denn beobachten, daß bereits mit dem zweiten Pugliadampfer Italiener herüber kamen, um zu sehen, um Geschäfte zu machen. Desgleichen mit dem dritten, vierten, fünften Schiff. Es landeten auch ein Reichsdeutscher und ein Norweger, dazu zwei Franzosen. Aber erst nach fünf Wochen stieg der erste Österreicher an Land. Dafür wurden später „regierungsseitig“ mehrere „Kommissionen zum Studium Albaniens“ entsendet, mit täglich hundert Kronen Reisespesen (das achtfache dessen, was ich zur gleichen Zeit benötigte); und die Ergebnisse? Allahu kerim, Gott ist gnädig, einer von ihnen erlag dem Fieber.

Das alles sind kleine und kleinliche Dinge, die eben nur in der Gesamtheit wirken. Die aber alle helfen, Schritt für Schritt von unserer nie fest gewesenen Stellung im befreiten Adlerland zu verlieren, an unseren fleißigen Mitbewerber zu verlieren, dem nach offiziellen Angaben die um Albanien entstehenden Wirren 3,5 Millionen Lire gekostet haben, während unsere Ausgaben zu gleicher Zeit aus gleichem Grund 600 Millionen Kronen betrug — nach offiziellen Angaben. Wir wollen nach beiden Seiten höflich sein und nicht nach anderen Summen forschen. Unmöglich ist es heute, die Notwendigkeit zu überprüfen, Umstände zu wägen, die vor einem Vierteljahrhundert Gustav Graf Kalnoth veranlaßten, Italiener über die Adria herüberzuladen. Ganz sicher war es ein Jahrzehnt später unnötig, sie mitzunehmen nach Mazedonien. Beides hatten Roms leitende Männer nie selbst verlangt. Ihnen nun zu verübeln, daß sie tun, was ihrer Heimat frommt, wäre nicht recht tunlich. Um so eher, als führende Geister der apenninischen Halbinsel bereits einzusehen beginnen, daß mit den neuen Erwerbungen auf Afrikas Boden ein schlechtes Geschäft gemacht wurde (abgesehen vom Gewinn an Prestige und mittelmeerischem Einfluß). Denn Italien vermag nicht die Mittel aufzutreiben, lange hinaus nicht, die nötig sind, um die Cyrenaika zu dem zu machen, was sie war, das „lachende Lybien“. Während in Tripolitaniens überhaupt nichts zu machen ist. Es ist so, man darf diesen Worten vertrauen, denn ich glaube die beiden Provinzen aus eigener Anschauung zu kennen, besser als irgend jemand, dessen Muttersprache Deutsch ist. Ist's da nicht verständlich, daß Männer des Consulta die 100 km herübergreifen über die Adria, getreu dem uralten, unumstößlichen geographischen Gesetz, daß der nächste oder billigste Weg stets der richtige sei? Jeder Staat tut, was ihm frommt, und nicht, was der andere gerne möchte. Am wenigsten, wenn für Auswanderer zu sorgen ist, was eine der vornehmsten Aufgaben des jungen Königreichs ist. Die Frage hat zwar für den alten Habsburgerstaat ganz gleiches Gewicht, aber . . .

Sicher ist die Auswandererfrage für jedes Land von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit (weshalb es vorteilhaft ist, wenn Österreich jedes in Frage kommende Gebiet pünktlichst durch die Finger rutschen läßt!). Wichtiger aber noch ist der Weg nach der weiten Welt, der sich vielfach „Meerengenfrage“ umschreiben läßt. Unsere Meerengenfrage heißt Bucht von Valona. Sie wird vielfach mit dem für uns daneben geratenen Schleswig-Holstein verglichen. Mit Unrecht. Aber nur, weil wir vor fünfzig Jahren Mann gegen Mann standen, diesmal aber Mann gegen Männer stehen werden. Immerhin, Österreichs wenige Kolonialmenschen und Orientpolitiker wissen wohl, daß das Stypetarenland am Bestehen Österreichs einst das Bündlein bilden könnte. Insbesondere jene, die viel im Ausland gelebt und gewandert, möchten nun gar zu gerne wissen, ob ganz Albanien als verlorener Posten einzutragen ist oder, wie bisher angenommen, nur der für die Monarchie allerdings ungleich wichtigere Süden. Müssen wir ins Gedächtnis rufen, welche Anstrengungen seit einem Jahrhundert Rußland machte wegen seiner — oder vielmehr wegen der nicht ihm gehörenden Dardanellen? Daß Deutschland seinem Rieker Kanal eine zweite Westmündung geben will? Daß sogar Griechenland, trotz unfähiger Armut damals, die Enge von Korinth durchstach, und Onkel Sam

unter furchtbaren Aufwendungen die Panamaberge? Welche Anstrengungen Serbien macht, um aus seiner verzweifelten Binnenlage zu kommen? Eine Reminiscenz: November/Dezember 1912 gondelte ein russischer Kreuzer zwischen Port-Said und Jaffa umher. Der Suezkanal ist eine Meerenge — was wollte der Panzer dort? Nun, ich kann eine Versicherung geben, und ich meine, sie zu hören schadet nicht: er hätte keine Indiefahrer des Lloyd gelapert, weil er in die Luft geflogen wäre, wenige Viertelstunden, nachdem der Draht die Kunde einer Kriegserklärung nach Ägypten gebracht hätte. Spricht der Vorfall genug? Und da bekommt Italien alle Freiheit, sich in der Bai von Valona festzunisten, damit der enge Hals leichter verstopft und die Straße nach dem Weltmarkt verlegt werden kann. Wo bleibt die Garantie, daß unser Verbündeter immer diese angenehme Eigenschaft beibehält? Dasselbe Italien, dessen Truppen Frankreich, einem sehr öffentlichen Geheimnis zufolge, mit Mannschaft zweiten Aufgebotes an der Grenze zwischen Alpen und Appenninen festzuhalten gedenkt (was freilich wieder griechische Siege ergeben könnte), das aber überhaupt nur mitspielt, wenn es „Trentino und Trieste“ bekommt, d. h. Südtirol und Istrien. Welches Geheimnis gleichfalls allbekannt ist. Und das, obwohl ein großer Staatsmann, ein Besieger Österreichs, erklärt hat, daß Österreich eher verbluten, als seinen einzigen Hafen abgeben dürfe.

Unsere Männer im Auswärtigen Amt — Verzeihung, es führt die klangvolle Bezeichnung Ministerium des Äußern —, sie schlagen mit dem Tor zur Adria auch das Fenster in Kleinasien zu, das „beinahe“ Österreich eingeräumt worden wäre, das fruchtbare Sizilien, in das bereits ein anderer Staat sehr erfolgreich hineinsieht. Nämlich wiederum Italien. Dieses Schlagwort wäre also ebenfalls abgetan. Hat unsere Generation das Recht, derart auf den Selbstruin hinzuwirken? Mit solcher Art Tätigkeit geschieht es! Wie lange wird es währen und wir sehen Italien und Rußland an dieser Stelle Hand in Hand gehen. Mußte das erst in die Öffentlichkeit geblasen werden? Es genügte nicht, daß es verschwiegen den Verantwortlichen zur Kenntnis gebracht wurde? In diesem Zeichen werden wir kaum siegen! Die ganze Albanienfrage und ihr Verlauf haben verzweifelte Ähnlichkeit mit Dingen, die sich abspielten zwischen der Monarchie und den Serben, ehe es ein Serbien gab. Derselbe Mangel an Voraussicht und Willenskraft. An der Zaghaftigkeit in Sachen Albaniens aber wird mehr Blut kleben, als an den Folgen damaliger verkehrter Orientierung und Überhebung. Der Zufall spielte mir Papiere in die Hand, die man mancherseits wohl begraben wünschte, die bitteren Aufschluß geben über jene Zeit. Müssen sie der Öffentlichkeit übergeben werden? Nur ist zu fürchten, daß auch aus dem Aufrühren halbverharschter Wunden, halbverjährter Fehler nicht Lehren gezogen werden.

Gewiß, nicht alle Schuld liegt allein dort, wohin viele sie gerne wälzen möchten, am Ballplatz. Man sei gerecht, auch anderes spielt mit. Es seien zwei Vorfälle angeführt aus der jüngsten Krise: Einer unserer Nachbarstaaten hatte in Balkanangelegenheiten, ich will sagen, nicht sehr große Freundlichkeit an den Tag gelegt, als unverblümte Antwort auf unsere, hier will ich sagen Korrektheiten. Auf die entsprechende Meldung seines Ressortreferenten rief Graf Berchtold: „Um Gotteswillen, nur jetzt keine Demarche deswegen! Rußland, Rußland!“

Oder ich geh'!" (Ob dies Unglück gar so groß gewesen wäre?) Und Austria schwieg. Schwieg wieder.

Der andere Vorfall: Marschallrat in Schönbrunn (oder war's gerade in Budapest?). Einer derer, die im Kriegsfall auf sehr verantwortlichen Posten gestanden wären, gab sehr lebhaft Ratschläge, mit der Begründung, daß die Lage heute günstiger sei, als sie zweifellos in der und der Zeit sein werde. Da hebt der Vorsitzende seinen Patriarchenkopf und fragt: „Erzellenz, haben Sie schon einen Krieg verloren?“

„Ich? Seit dem und dem Jahr war für Eurer Majestät gehorsame Diener keine Gelegenheit, Lorbeeren zu holen oder zu verlieren!“

„Nicht? Nun, ich habe zwei Feldzüge verloren!“

Si non è vero, è ben trovato, denkt mancher. Nein, beides ist buchstäbliche Wahrheit. Der eine Vorgang beleuchtet die Stimmung unseres Bügelfalten-Ministeriums, der andere mit die häufig nicht mehr verständliche Haltung Österreichs in der Jetztzeit, seine Zickzackwege, die uns dem Ende verteuflert näher brachten. Wie lange noch, und auch im Norden unseres Sprachgebietes werden sich die Stimmen mehren, die das ewige qui-vive des gesamten Deutschtums enden und das Zusammengehen unserer lieben Nachbarn im Süden und Südwesten mit dem im Osten dort unten am Engpaß der Adria erleichtern wollen? Wird aber das Habsburgerreich in seiner jetzigen Form von der Karte gewischt, ganz oder teilweise, so wird sicher auch endlich ein wirkliches Ganz-Deutschland entstehen. Aber trotzdem, und auch das versteht jeder Einsichtige draußen im Reich, wird es eine arge Schwächung sein an Weltstellung, wirtschaftlichen Kräften, an militärischer Stoßkraft. Wie sagte ich früher von der Unabänderlichkeit geographischer Wahrheiten? — Ewig werden die Alpenländer südwärts gravitieren zur Adria! Was aber täte das Deutschtum ohne die bei Österreichs Teilung nie zu rettenden Rüstestriche? Es wäre ein Seitenstück geschaffen zum neuen Südserbien, das nach Saloniki hinneigt, also ins Ausland. Und trotzdem, müde unserer Eulenspiegelreden, mehrt sich in Deutschland die Zahl derer, die den Kurs ändern wollen. Begreiflich. Denn wie der Deutsch-Österreicher, also das Rückgrat des Landes, so erwartet auch der Reichsdeutsche, daß Altösterreich seine Pflicht tut, sie sei leicht oder hart — oder abtritt.

Oder abtritt! Da saß ich im März 1912 im Garten eines großen, idyllisch gelegenen Konats am asiatischen Bosphorusufer. Mir gegenüber ein Türke, der Besten einer. Heute führt er eine der westeuropäischen Botschaften seiner schönen, trotz aller Vernachlässigung reichen Heimat. Nach langem ernstem Zwiegespräch schlug der hochgebildete Soldat plötzlich mit der Reitpeitsche auf die gelben Schaftstiefel und rief laut: „Noch sind wir nicht im Sterben!“ Heute, nachdem sich Österreich-Deutschlands damalige Gleichgültigkeit zu rächen beginnt, heute lieben manche uns Österreicher als „an die Reihe gekommen“ zu bezeichnen. Sollen sie denn wirklich recht haben? Nein, ich hoffe, noch sind wir nicht im Sterben.

Nicht gerade langsam, aber um so sicherer weichen Österreichs Diplomaten und Kaufleute vor denen Italiens, die beide den unseren mächtig überlegen sind. Überlegen an Wagemut, Voraussicht, gesundem Menschenverstand. Der Kaufmann muß selbst liegen in dem Bett, das er sich richtet. Anders der Ballplatz,

der seine Pflichten vergißt, oder richtiger sie nicht zu erfüllen versteht in einer Sache, die uns Lebensfrage, dem jungen römischen Königreich aber nur Kraftprobe bedeutet. Geringe Aufmerksamkeit, ruhiger Ernst könnten heute noch erzielen, was um wenig später Blut kosten wird. Und das alles sieht er nicht ein, der Mann, der seiner — Haarform wegen sich gerne Bismarck nennen hört? Nein, so kurzsichtig sind Erwachsene denn doch nicht. Unfähigkeit ist es, die Änderung, richtigen Kurs hindert. Was sich in allerletzter Zeit in Durazzo abgespielt, leider ohne unser Zutun, zeigt zwar grell die furchtbare Gefahr, schwenkte die Volksstimmung dort wieder ein wenig zu unseren Gunsten — ob es aber nützliche Folgen haben wird?

Seine Rührigkeit, wirtschaftliche Unternehmungslust, sie geben Italien unweigerlich das Recht, auch in Albanien dem Verbündeten das Fett von der Suppe zu schöpfen. Aber nie darf es, oder jemand anderer, die Möglichkeit haben, unsere überbescheidene Lebensführung ganz abzuschneiden. Sonst sterben wir wirklich. Das kommende Geschlecht darf nicht verurteilt sein, die Sünden einzelner der Jetztzeit zu büßen, die uns günstige Errungenschaft eines freien Albanien nicht illusorisch werden durch Auslieferung der Bai von Valona. Sonst kommt ein Stein ins Rollen, den die heutige Ballplatz-Generation aufzuhalten unfähig ist. „Noch sind wir nicht im Sterben!“ Oder soll das Reich der Habsburger, das Dreivierteljahrtausende für Europas Kultur und Ruhe auf Vorposten stand und noch steht, soll es in Trümmer gehen? Das alte Österreich, an Ehren und an Siegen reich, noch hat es das Recht, zu leben. Aber auch die dringende Pflicht, danach zu handeln!



Wir müßten so wie Kinder sein

Von Paul Zech

Gleicht diese Unrast, dieses stete Stammeln
Und Unzufriedensein mit Gott, mit sich,
Nicht jenen Wolken, die sich schwarz versammeln,
Wo eine Sonne abgespannt verblich?

Nicht immer taten wir wie Gottverächter.
Wir haben manche Buße ausgedacht.
Nun aber dingen wir uns blankbezahlte Wächter
Und fürchten Tod und Nah'n der Mitternacht.

So sehr hat Gleichnerisches uns zersplittert,
Daß wir uns rundgangs drehen ohne Ziel,
Indes das Herz in Einsamkeit verbittert ...

Wir müßten so wie Kinder sein, die spielen,
Und die im Traume weiterspielen alles Spiel.
Und kaum erwacht, von neuem danach spielen.





Das „Große Haus“ Von Ingeborg Andresen

In der langgestreckten Dorfstraße haucht ein Haus dicht neben dem andern, klein und geduckt. Tief hängt ihnen das warme rote Schindelbach über die Ohren, blank und neugierig guden winzige Fensterchen mit dicken grünen oder roten Sprossen auf die Vorübergehenden, buntgestrichene behäbige Haustüren kauern auf weißgeschuerten Treppenstufen.

Am Nordende der Straße, wo die weidenbesäumte Chaussee anhebt, liegt das „Große Haus“. Alles an ihm ist anders als an den kleinen gemütlichen Nachbarn. Als ob ein schwerblütiger Geselle sich aus einem Kreise heiterer Genossen weggestohlen habe, steht es da. Aus schmutziggelben Steinen sind die ungeschlossenen Mauern errichtet. Eine endlose Zahl klobiger Fenster, die Rahmen und Sprossen aus rostrottem Eisen, sind in geringer Entfernung voneinander in die Wand eingelassen. So kann jeder Vorübergehende ohne viel Halsreden durch die gardinenlosen Scheiben bis in die hintersten Winkel der kahlen Armenhausstuben sehen; denn die Frau „Ökonom“ duldet auch keine Geranien und Fuchsen auf den schmalen Fensterbänken. Das lockt nur Spinnen und Fliegen an und gibt Flecke auf dem grauen Farbenanstrich.

Das einzige, was fast lustig aussieht am „Großen Haus“, ist das blanke schwarze Schieferdach — Gott weiß, weshalb man es nicht einfach mit schwarzer Dachpappe zudeckte —, so sitzt es fast eben so närrisch auf den trübsinnigen gelben Mauern wie die weiße feingetollte Spitzenhaube auf den glatten Scheiteln der Frau Ökonom. Die Frau Ökonom paßt gut zu diesem Haus. Wenn sie so in der langen schmalen Eingangstür steht, ist's fast, als ob das Haus da noch einmal aufgebaut wäre: alles unendlich langgeredt, unendlich farblos und glatt.

Es ist der Stolz der Gemeinde, dies „Große Haus“. Der Gemeindefürst des reichen Marschdorfes hat immer Überschüsse. Als es sich aber einmal auf keine Art und Weise durch schlaue Schieberereien vertuschen ließ und Gefahr bestand, daß die Regierung die allzeit offene Hand danach ausstrecken würde, wurde als Ergebnis endloser Beratungen dies weitläufige Armenhaus gebaut. Bis dahin hatte man in der Gemeinde die paar Armen — einige runzlige Witwen, die beim ununterbrochenen Teetinken nicht mehr allzu reichlich mit Spinnen verdienten, und einige alte Junggesellen, frühere Knechte, die steif und mürbe

geworden waren, bevor die Alters- und Invalidenversicherung sich ihrer annahm — durch regelmäßige Geldspenden unterstützt.

Als das „Große Haus“ fertig stand, wurden diese guten Leute alle in ihren Behausungen aufgestöbert und mit großem Triumph und viel selbstgefälliger Rührung hineingeführt. Es dauerte eine Weile, bis sie nach dieser Umwälzung alles Gewohnten zur Befinnung kamen. Dann aber dachte jede und jeder von ihnen an schleunige Flucht. Sie kamen alle aus niedrigen engen Löchern, die aber mit Behaglichkeit und Wärme vollgepfropft waren bis unter die Decke. Nun packte sie ein förmlicher Schüttelfrost in dieser weiten hellen Röhle, und einer neidete immer dem andern jedes dämmernde Ecken. Das „Große Haus“ ließ aber so leicht niemanden wieder aus seinen Fingern: Wietjen Graff, die Ökonomin, stand lang und dürr unter der Tür und redete mit ihrer harten, polternden Stimme so viel von Undankbarkeit und malte den lauernden Hunger und die wartende Not mit so grellen Farben an die Wand, daß das alte Volk verwirrt und hilflos sich niederduckte wie eine Schar Schafe im winterlichen Schneetreiben.

Seither hatte freilich das „Große Haus“ auch noch jungen Zugzug erhalten: Eines Tages lud man Jürgen Peters vor der Türe ab, der auf Rutenhörn den rechten Arm in der Dreschmaschine gelassen hatte. Und ein halbes Jahr später kam die vierschrötige Stina Plöhn mit ihren fünf unehelichen Kindern an. Der Lehnsmann und die Herren der Gemeindevvertretung glaubten sie im Großen Haus noch am leichtesten vor weiteren Liebesabenteuern schützen zu können. Wietjen Graff sah so aus, als ob in ihrer Umgebung die Lust an solchen Dingen gar nicht hochzukommen wagte.

Nun waren vorgestern abend wieder neue Gäste für das „Große Haus“ gekommen: eine verlassene Frau mit ihren beiden Kindern. —

In der großen Arbeitsstube der Männer, wo auch die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen wurden, herrschte reges Leben. Soeben hatte Wietjen Graff die Tür von der Küche her aufgerissen, für einen Augenblick ihr vom Herdfeuer gerötetes Gesicht in der Spalte gezeigt und barsch gerufen: „Mittag!“

Nun räumten die Mannsleute die Strohseile zusammen, aus denen sie Matten und Bienenkörbe flochten, und der kleine kurzbeinige Thomas Semp strich mit einem wahren Ungetüm von Besen die überall verstreuten Schnitzel und Endchen zusammen. Als er sich dann bückte, um alles auf eine große Schaufel zu kehren, zog er in aller Geschwindigkeit aus der Tasche seiner weiten blauen Leinenhose eine kurze Schifferpfeife. Er durfte es zwar beileibe nicht wagen, den Tabak in Brand zu setzen — na, da hätte man mal Wietjen Graff sehen sollen! — aber trotzdem stopfte er flink ein paarmal mit dem Zeigefinger den Inhalt des Koppfes fest, ehe er die Spitze befriedigt in den Mundwinkel steckte und mit halbgeschlossenen Augen und einer wahren Genießermiene lebhaft sog. Wenn er so gebückt der übrigen Gesellschaft den Rücken drehte, gönnte er sich jedesmal diesen Trost. Du lieber Himmel, was waren das für schöne Zeiten, als Thomas sie den ganzen Tag nicht kalt werden ließ, als er sie abends mit ins Bett nahm und sie nachts immer frisch gestopft bereit lag, um zwischen zwei Träumen flink mal wieder in Brand gesetzt zu werden! Jetzt dagegen — ach, es war kaum zu glauben, was

das Weibstüd, die Frau Ökonom, für eine Nase hatte! Thomas schüttelte kummervoll seinen großen Kopf und schob brummend die Pfeife wieder in ihr Versted. Denn schon stand die dicke Schubertse am Tisch, warf mit großem Gepolter die eisernen Gabeln und Messer auf die Platte und schob einen Stoß irdener Teller in die Mitte. Das war das Signal für die Frauenstube: sofort tat sich die Tür dort-her auf und ein altes Weiblein nach dem andern trippelte herein.

Allen voran die hagere Lena Rasch, die immer solchen großen Hunger hatte, allerdings nach ein wenig Ledererem, als es Wietjen Graffs Rükchenzettel aufwies. Die achtzig Pfennig Taschengeld, die es im Monat gab, legte sie stets in braunem Randisuzucker an. Ihre Kleidertasche stand am Anfang des Monats weit und sperrig unter der Schürze heraus, wurde gegen die Mitte angenehm völlig wie eine muntere Frau in den besten Jahren, und schlappte in den letzten Tagen traurig und kümmerlich an Lena hernieder, wie ein Abbild ihrer selbst. Diesem Vorbild ganz entsprechend in Zu- und Abnehmen bewegte sich auch Lenas Gemütsstimmung.

Darunter litt die alte hintende Gladekty, der Lena die Wolle fürs Spinnen zu kunkeln hatte, am meisten. Als sie heute hinter ihr her an den Eßtisch humpelte, schoß sie einen giftigen Blick auf Lenas Tasche und murzte vor sich hin: „So . . . so . . . wieder alles verfressen . . . Du liebes Gottchen doch, wie soll ich arm' Mensch da bloß die Wolle spinnen?“

Dann kam die uralte Marthamutter, die ihr Gedächtnis verloren hatte und sich an nichts erinnerte als an die Ruh, die einmal ihr eigen gewesen war. Immer wieder peinigte sie ihre Umgebung mit Fragen nach dem Aufenthalt des guten Tieres und schüttelte ungläubig und betrübt den Kopf, wenn ihr eine ärgerliche Zurechtweisung wurde. Der Besitz dieser Ruh war wohl der Gipfelpunkt ihres Lebens, die mühsam erreichte Höhe ihres Glücks gewesen, so daß die Erinnerung daran wie eingegraben in ihrem Hirn stand, selbst dann, als alles andere daraus weggewischt wurde.

Den Beschluß machten Grethjen Hähn im kurzen, wippenden Rock, und die alte blinde Gesche Holm. Ihre leeren Augenhöhlen starrten in das helle Sonnenlicht, als sie an der Hand ihrer kleineren Gefährtin dem Tisch zuschritt. Gesche Holm war die einzige, die glücklich und zufrieden war im Großen Haus.

Daheim hatte sie einen um einige Jahre jüngeren Mann zurückgelassen, der sie, seit das Unglück über sie gekommen war, vernachlässigt und betrogen hatte. Dann und wann war er ja wieder zu ihr zurückgekehrt, hatte bitterlich weinend alles gebeichtet und um Verzeihung gebeten. Doch nach einigen Wochen hörte ihr geschärftes Ohr seinen Schritten schon wieder an, daß das alte Lied von neuem begann. Da floh sie eines Tages hierher in das „Große Haus“. Nun dachte Gesche an ihn wie an einen ehemaligen guten Nachbarn, der sie zwar vergessen hatte, dessen sie sich aber in heiterer Güte erinnerte und sich seines Wohlergehens freute.

Seit nun auch noch gar das „Große Haus“ Stina Plöhns Kinderreichtum herbergte, war Gesche Holms Leben ganz mit köstlicher Zufriedenheit angefüllt. Sie wurde von Tag zu Tag mehr eine jener prächtigen Großmütter, die in Dämmer-

stunden aus einem nie versiegenden Schatz wunderbarer Geschichten schöpfen. Ja, Gesche Holm störte es sogar nicht einmal, wenn es einem Kind auch zur Tageshöhe einfiel, sich an ihre Knie zu drängen und um ein Märchen zu betteln.

Die Frauen schoben sich eine nach der andern in die hölzerne Bank hinein, die unter den Fenstern stand. Ihnen gegenüber nahmen die Männer Platz. Als Stina Plöhn jetzt aus der Küche große Schüsseln voll Pellkartoffeln hereinschleppte und auf den Tisch schob, griffen sie alle zu; fingen an, die Schalen abzuziehen und eine der mehligten Knollen nach der andern auf den Teller vor sich zu häufen.

Nur Lena Rasch zögerte noch und blickte mit unruhigen Augen und bitter verzogenem Mund über den Tisch weg.

„Stina . . . das gibt doch noch was dazu?“ fragte sie schließlich weinerlich.

Die schob gerade an dem Einarmigen vorbei eine neue Kartoffelschüssel auf den Tisch. Nun blieb sie einen Augenblick festgelehnt gegen seine Schulter stehen und sah die Fragerin boshaft an:

„Ne, Lena, nichts als Pellkartoffeln heut! Versorg dich man gut damit, das gibt so 'ne schöne Völligkeit. Das kann dir doch grad zu paß kommen, scheint mir.“

Schubertsche, die eine Art Aufsichtsstellung unter den Frauen einnahm, drehte den Kopf nach ihr:

„Stina, schon dein Lügenmaul! Du solltest man lieber in die Küche gehn und deine Arbeit passen, statt Zörn da in Mus zu drücken!“

„Na, Schubertsche, was gibt's denn noch?“ erkundigte sich der alte Momm Nidels und stieß sie aufmunternd in die Seite. Er durfte sich solche Vertraulichkeit erlauben — vor langen Jahrzehnten waren sie zusammen in die Winterschule gegangen, und eigentlich verband sie eine Art Jugendliebe, auf die sie sich aber jetzt erst hier im „Großen Haus“ besonnen hatten.

Sie sah ihn aus halb zugekniffenen Augen wohlwollend an:

„Momm, ist dir der Lederzahn auch noch nicht ausgefallen? Na, heut mittag kannst ihn brauchen — es gibt Klöße mit Sirup und Speck! Und in den Teig sind 'n gutes halbes Stieg Eier reingekommen — ich hab' es mit eigenen Augen gesehen!“

Schubertsche stemmte die kräftigen Arme in die Seite und sah sich triumphierend die Tischrunde an, um die Wirkung ihrer Mitteilung auf den Gesichtern zu lesen. Allgemeines Staunen ließ minutenlang jedes Wort verstummen, bis Gretjen Hähn als erste zu Atem kam:

„Schubertsche, ist das 'wis und wahrhaftig? Wenn Sie uns man nicht 'n Beutel voll lügt?“

Ähnliche mißtrauische Äußerungen ließen sich jetzt von allen Seiten hören, — nur Lena Rasch und Thomas Semp hatten schon blanke Augen und leckten die Lippen in Erwartung der kommenden guten Dinge. Ei jeh, das war doch mal ein Essen, eine richtige Gottesgabe: Klöße mit Eiern! Nicht bloß so 'ne quabbliche Mehlpampe wie sonst immer!

„Schubertsche, Sie flunkert! Ökonomsch ist die Eier selber oder macht Großschens daraus. Die soll ich doch kennen!“

Jörn Peters lachte höhnisch auf und schob mit seiner einen Hand den vor ihm stehenden Teller zur Seite, auf den sein Nachbar, der große Herr Seiler mit dem eisgrauen Kopf, ihm gutmütig einen Haufen Kartoffeln geschält hatte.

„Mein guter Jung, dann würd' ich in deiner Stelle hier nicht mehr herum-sitzen! So 'n junger Mensch, und denn mit 'nem schönen Stück Unfallgeld . . .“

„Und einem Arm“, ergänzte er bitter und setzte mißmutig hinzu: „Wenn ich bloß wüßt, wofür ich das Pladen mit einem Arm denn versuchen sollte . . .“

Von der andern Tischseite langte die Blinde mit ihrer feinen weißen Hand herüber:

„Jörn, ich gäb dir gern meinen einen ab, wenn du mir noch mal einen Tag lang deine Augen leihen wolltest . . .?“

Etwas wie Beschämung glitt über seine Züge:

„Ja, Gesche, aus dem Tauschhandel kann wohl nichts werden, sonst würd' ich's mir wahrhaftig überlegen.“

Gesche Holm hob das Gesicht mit den leeren Augenhöhlen zu ihm auf und schüttelte leise den Kopf, während ein feines Lächeln um ihre eingefallenen Lippen spielte. Du lieber Gott — wie der Hitzkopf da wohl ihre trostlose Dunkelheit ertragen würde . . . Nur vierundzwanzig Stunden lang die Sonne nicht sehen: den Tausch würde er nicht zweimal machen.

Schubertsche kam wieder von der Küche herein. Aber statt der erwarteten Speisenschüssel trug sie nur drei leere Teller in der Hand, die sie mit verdrießlicher Miene an das untere noch freie Tischende stellte.

„Na nu, Schubertsche, was soll das denn?“ piepte der alte Jofias Möll los. Sein spitzes Schneidergesicht mit den zahllosen Fältchen war ganz Neugierde, seine blaffen trüben Greisenaugen wanderten unablässig von dem leeren Teller zu der Tür hinüber, als fürchte er, die könne sich jeden Augenblick auf tun und die Anwärter auf diese Teller hereinlassen, bevor er über alles Nötige unterrichtet sei.

Schubertsche sah ihn ärgerlich an. „Das ist wohl nicht schwer zu raten, Möll . . . sie und ihre Kinder sollen heute mitessen am Tisch . . . weiter nichts.“

Auf den meisten Gesichtern malte sich deutliches Unbehagen. Nur Jofias Möll nickte befriedigt mit dem Kopf:

„Gehört sich auch so . . . gehört sich auch so . . .“, und Lena Rasch setzte einen Trumpf darauf:

„Wohl, wohl. Wenn 'ne Bauernfrau ins ‚Große Haus‘ muß, ist es aus mit dem Dickun und Herrenleutspielen. Die hat jetzt keinen Schilling mehr in der Tasche als ich!“

„Und hat so'n schönen großen Hof und so viel Land gehabt!“ seufzte die alte Gladekty bekümmert, und durch ihr Seufzen klang noch etwas von der demütigen Ehrfurcht der Katenleute vor dem stolzen Bauerngeschlecht.

Jofias Möll drehte die hageren Hände umeinander, daß die Gelenke krachten, während er vergnügt kicherte:

„Hihhi — fürs Gehabte gibt der Jude nichts!“

„Wann kommt denn endlich das andere Essen? Die Kartoffeln werden uns ja kalt!“

Schubertsche zuckte die Schultern: „Das Anschnauzen nützt dir gar nichts, Jörn. Heut mittag kannst du mal warten lernen. Ökonomsch hat eben Botschaft getriegt vom Lehnsmann: wir sollen warten mit dem Essen, bis er kommt!“

Dabei schlug sie schon die Küchentür hinter sich zu; trotzdem hörte sie deutlich das aufgeregte Durcheinander an der Tischrunde, das ihren Worten gefolgt war. Und dann auf einmal mitten drin ein Fausschlag auf den Tisch, daß die Teller klirrten, ein grimmig Lachen hinterdrein und jetzt Jörn Peters grollende Stimme:

„Junge, Junge, Leute: der will seine Komödie haben an uns! Der will mal Bettelvolk essen sehen!“

Drinnen in der Küche sahen sich Wietjen Graff und Schubertsche einen Augenblick still in die Augen, während Stina Plöhn mit sperrweit aufgerissenen Mund vorgebeugten Leibes atemlos lauschte. Dann warf Wietjen Graff den Kochlöffel in die Leigschüssel, schob mit einem kampfbereiten Ruck ihre weiße Haube zurecht und war im nächsten Augenblick mit langen Schritten drinnen in der Werkstatt. Sie stemmte die hageren Arme in die Seite und schrie mit ihrer hohen Stimme über die brummend staunende Schar hin:

„Wer hat hier auf den Tisch zu hauen? Heh? Hier ist doch Gott sei Dank kein Wirtshaus . . . heh? Laßt mich das nicht noch einmal hören . . .“

„Na, und was passiert denn?“

Jörn Peters hatte schon wieder die geballte Faust auf der Tischplatte liegen und sah Wietjen jetzt höhnisch und unbotmäßig von unten herauf an.

Über das Gesicht der großen Frau zog einen Augenblick lang völlige Ratlosigkeit, dann strich eine fliegende Röte nach der andern darüber hin, und sie schnappte ordentlich nach Luft, bevor sie die Antwort fand:

„So, du bist hier der Slandalmacher, Jörn Peters? Na, denn ist das ja man gut, daß Herr Lehnsmann gleich kommt, da kann er dich ja mal zwischen die Finger nehmen, du . . . du Buttje!“

Damit drehte sie ihm aber auch schon den Rücken zu und ging eben so rasch, wie sie gekommen war, wieder in die Küche. Das Lachen, das Jörn Peters hinter ihr herschickte, schien sie nicht zu hören.

Drinnen um den großen Tisch herrschte jetzt beklemmende Stille. Schubertsche kam leise herein, setzte sich auf ihren Platz und faltete die verarbeiteten Hände über ihrem Teller. Hier und da muffelte einer seine geschälten, halberkalteten Kartoffeln auf und starrte dann wieder mit dem Ausdruck eines hungrigen Tieres auf die leeren Teller und die weißgeschuerte Tischplatte. Die Sonne schien warm und hell durch die kahlen Scheiben; Gesche Holms weißhaariger Kopf war wie von einer Glorie umgeben, auf ihrem emporgehobenen Gesicht mit den eingefallenen, leise zuckenden Augenlidern lag es wie eine schmerzhaftige Erwartung, wie ein schon-im-voraus-Mitleiden.

Sie beugte sich horchend zu Schubertsche hinüber, die halb laut mit ärgerlicher Stimme ihren Nachbar abtanzelte:

„Dein Aufbegehren ist für die Raß, Jörn Peters. Pah, meinst du, Lehnsmann kommt unsertwegen? Jeh, o jeh, was für'n Rindertram!“

„Na, wenn Sie es besser weiß, Schubertsche, denn so könnt Sie andere Leute ja auch klug machen . . .“

„Du Rielindiewelt — weißt du, was noch immer am besten schmeckt auf Gottes Erdboden? Selbst so feine Leute wie Lehnsmann sind all Tag gierig darauf . . . Das ist die Rache, Zürn Peters!“

Das Wort in dem ungewohnten steifen Hochdeutsch schien sich in ihrem Munde endlos zu dehnen. Über die alten zuhorchenden Gesichter glitt es wie ein fröstelnder Schauer, und selbst Zürn Peters duckte unwillkürlich etwas den trotzig gereckten Kopf.

Schubertsche kniff die Lippen verächtlich zusammen:

„Lehnsmann weiß wohl: je heißer man es zu sich nimmt, desto besser schmeckt es. So kommt er schon heut mittag, um Frauke von Ringswarft mit ihren Kindern hier am „Großen Haus“-Tisch zu sehen.“

Sie sagte nichts mehr und träumte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin, während die Tischgenossen die Köpfe zusammensteckten und plötzlich aufgeschreckte Erinnerungen und halbvergeffene Gerüchte austauschten. Auch als Zürn Peters wieder mit der Faust auf den Tisch schlug und den Lehnsmann einen niederträchtigen Keel nannte, rührte sie sich nicht. Nur als der stille Herr Seiler, der so selten sprach, weil er erst mühsam sein Stottern überwinden mußte, Lena Raschs und Schneider Mölks Eratschereien störte mit der eindringlichen Versicherung:

„Frauke hat Karsten Lehnsmann nie haben wollen . . . das weiß ich sicher . . . wahrhaftig! Dreiundzwanzig Jahr bin ich auf Harnshof bei ihrem Großvater und Vater gewesen“, nickte sie ihm bestätigend zu.

„Hast recht, Herr. Und das hat er ihr gedacht! Mit wem hat denn ihr Mann all die dollen Fahrten gemacht? Wer hat denn Cornils einen Taler nach dem andern bei Dreilart und Raffeeputsch abgenommen, was? Bloß daß der, den ich meine, die Tasse immer voll Raffee hatte und von Rümmler kaum 'n Fingerhut voll, und der Ringswarfter hat's umgekehrt getrunken: 'n Fingerhut voll Raffee zum Schwarzfärben vom Kopjen Branntwein! — Und wer hat denn jetzt all das Ringswarfter Land für 'n Spottschilling gekauft? Und daß Cornils nun wie 'n kopfloser Hahn davongelaufen ist und daß seine arme Frau und die bedauernswerten Kinder nun . . .“

Schubertsche schwieg plötzlich still und schluckte nur noch ein paarmal hastig, als hätte sie noch viel auf der Zunge gehabt, was sie jetzt herunterwürgen müsse.

Die Tür von der Küche her hatte sich geöffnet, und groß und breit kam ein Mann über die Schwelle, rot und gedunsen das glattrasierte Bauerngesicht mit den kleinen listigen Augen, auf dem kugelrunden Kopf spärliches graublondes Haar. Die eine dicke fleischige Hand mit kurzen Grübchenfingern spielte mit der breiten goldenen Kette, die gleißend auf dem behäbigen Bauch sich breitete.

Hinter ihm erschien wie ein langes Ausrufungszeichen Wietjen Graff, ängstlich und scheelblickend spähte sie über ihn hinweg zu ihrer Untertanenschar hinüber.

Lehnsmann Jansens kleine Augen überliefen rasch die Runde. „Guten Tag, Leute. Na, ihr laßt es euch wohl gut schmecken? Recht so, recht so. Die Kommüne gönnt es euch! Seid ihr denn alle da?“

Die Leute hatten undeutlich seinen Gruß erwidert; sie schluckten und husteten, räusperten sich und niesten einer nach dem andern. Auf seine Frage gab niemand Antwort, auch Wietjen Graff zögerte minutenlang, bis sie Worte fand:

„Jawohl, Herr Lehnsmann, alle! Stine Plöhn ja nicht, die muß diese Woche in der Küche bleiben!“

Lehnsmann Jansens kurzadiger Kopf fuhr mit einem Ruck herum; seine Stimme klang mißtrauisch und höhnißch zugleich:

„So... na, wo sitzt denn die... die...“, sekundenlang zögerte er doch, bis er brutal ergänzte: „Wo sitzt denn die Neue, die von Ringswarf mit ihren Sören? Geh?“

Wietjen Graff klappte zusammen wie ein Taschenmesser:

„Gott doch, Herr Lehnsmann, daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Das ist einem noch so was Ungewohntes. Ja, die Frau will nicht essen heut mittag — hat keinen Appetit, sagt sie. Na, und die Kinder hoden bei ihr, ich schicke ihnen gleich eine Schüssel voll hin.“

Sie sah Schubertsche an und tat schon den Mund auf, einen Befehl zu geben, als Lehnsmann Jansen sie herrisch anschrte:

„Mir da! Hier wird alles über einen Ramm geschoren. Sie soll herkommen! Gleich!“

Sein Blick überflog die Frauen und blieb an Lena Rasch hängen, die ihn mit langgestrecktem Hals und neugierlüsternen Augen anstarrte.

„Raschsche, geh Sie hin und sag, die Frau soll mit den Kindern zum Essen kommen. Sofort. Und weiter sagt Sie nichts, verstanden?“

Lena Rasch fuhr in die Höhe wie ein Schulmädchen und klapperte auf ihren Holzpantoffeln zur Tür hinaus.

In dem großen tahlen Raum herrschte jetzt Totenstille. Alles wartete klopfenden Herzens auf Lenas Rückkehr. Der Lehnsmann startete mit hochrotem Gesicht zum Fenster hinaus, schwer atmend vor unterdrückter Wut. Wietjen Graff hatte Marthamutter stramm im Auge — das war die einzige der Frauen, die nicht vor sich niederblickte in den Schoß, sondern den Dorfgewaltigen von unten bis oben besichtigte. Wietjen Graff stand Todesangst aus, Marthamutter möchte an den Lehnsmann ihre übliche Frage nach der Ruh richten und ihn dadurch ganz zum Rasen bringen. Und so suchte sie denn die Alte durch ihren starren Blick zu bändigen.

Auf dem Flur ging es jetzt trapp, trapp: Lena Rasch kam wieder. Die geduckten Köpfe hoben sich und die Augen schielten erwartungsvoll nach der Tür.

Lena Rasch stand unterm Türrahmen stramm:

„Sie mag nicht, sagt sie, Herr Lehnsmann. Ganz und gar nicht. Uns-Frau, hab' ich gesagt, nicht 'ne Kleinigkeit? Nein, nein, sagt sie, bloß für die Kinder tät sie schön um eine Schüsselvoll bitten.“

Mit einem dummstolzen Lächeln sah Lena ihrem Auftraggeber ins Gesicht. Die Adern auf seiner Stirn liefen blau an, für Minuten ballten sich seine Fäuste und es sah aus, als wolle er Lena an den Kragen. Dann schrie er sie an:

„Dummes Frauenzimmer! Marsch mit ihr! Sie soll kommen! Sofort! Es wird kein Essen rausgeschleppt! Nicht 'n Fingerhut voll! Hierher an den Tisch mit ihnen! Marsch!“

Lena war schon wieder draußen, und wieder hörte man sie den langen Flur herunterklappern, nur noch schneller als das erste Mal.

Drinnen war wieder das würgende, quälende Schweigen, das die Nacken beugte und die Blicke zu Boden zwang.

Wietjen Graff lehnte ganz zusammengeknickt am weißen Rachelofen und drehte die Daumen ihrer dünnen Hände mit unheimlicher Schnelle umeinander. Das sah nicht ganz so nach Beten aus und konnte doch im Notfall dafür gelten.

Dabei vergaß sie Marthamutter. Die beugte sich in diesem Augenblick mit einem vertrauenden, hoffnungseligen Lächeln auf dem Gesicht weit über den Tisch, und ihre dünne Altweiberstimme war wie Posaumenton in dem weiten Raum:

„Guter Mann . . . Er hat doch wohl nicht meine Ruh gesehen? Ich kann gar nicht wissen, wo sie heute ist . . . Rot ist sie, mit so'n kleinem weißen . . .“

Da kniff Gretjen Hähn sie in den Arm, daß sie sich entrüstet ihr zuwenden mußte und nun brummelnd und murrend die geflüsterte Zurechtweisung abwehrte.

Lehnsmann Jansen hatte das alte Weiblein nur mit einem verächtlichen Bornbild gestreift; sein Auge hing an der Tür und um seine zusammengepreßten Lippen lag eine wilde Eier.

Da sollte sie ihm herein . . . hierher . . . hier an den Armenhaustisch . . . Er lachte unbeherrscht auf und sah sich dann verbrießlich nach der Ökonomin um, die noch immer hinter ihm in ihrer Ecke hing.

In diesem Augenblick schob Lena rasch zwei Kinder durch die Tür vor sich her, ein achtjähriges Mädchen und einen um einige Jahre älteren Jungen. Die blassen Kindergesichter zeigten noch Tränen Spuren, aber nun weinten sie beide nicht mehr, sondern preßten die zitternden Lippen fest zusammen und ballten in trotzigem Mut die kleinen Fäuste.

Unglaublich rasch durchmaß Lena mit ihnen das Stück Weg von der Tür bis zum Eßtisch. Als sie erst so weit waren, streckten sich ihnen von allen Seiten Hände entgegen — es war plötzlich, als atme das alte Volk befreit und erlöst auf und als achteten sie im Anblick der beiden Kinder nicht mehr der drohenden Wetterwolke in ihrem Rücken.

Schubertsche war aufgestanden und drückte die kleine Katrin auf ihren Platz; für Volkert, den Jungen, rückten die Männer auf der Bank zusammen. Und nun schob Henn Seiler ihm schon einen Teller mit geschälten Kartoffeln zu. Der Blick, der die Gabe begleitete, erzählte dem Knaben von treuer Ergebenheit und Anhänglichkeit des alten Knechtes für sein Geschlecht.

Derweil streichelte die Blinde mit ihrer welken Hand zart und liebevoll das krause blonde Haar des kleinen Mädchens und flüsterte ihr zu, daß sie noch ein Paar schöne seidene Haarbänder in ihrer Kommodenschieblade liegen habe, die Lütt-Katrin sich am Nachmittag in die dicken Zöpfe flechten solle.

Gretjen Hähn wippte strahlenden Gesichtes auf der Bank herum und tuschelte der alten Gladekty immer wieder ins Ohr:

„Ne, was für'n schöner Sonnenschein heut! Als mitten im Sommer! Ne, so warm wie das ist!“

Und Thoms Semp sah den ganzen Tisch der Reihe nach unternehmungslustig an, hatte die Hand schon in der Hosentasche am kalten Pfeifenkopf und spitzte die Lippen, um ein Stückchen zu pfeifen — denn das verstand Thoms! Donner nochmal, da sollte der kleine Volkert gucken, wenn Thoms Semp mal das Flöten anfang! Wenn Volkert dann gerne wollte, konnte er's ja von ihm lernen.

Vorläufig aber kam Thoms nicht dazu, seine Kunst zu zeigen.

Lehnsmann Jansen hatte nun lange genug gewartet, daß sich die Tür noch einmal öffnen würde, um die Mutter der Kinder hereinzulassen. Mit einem Sprung stand er jetzt am Tisch, hinter des Einarmigen Platz, und leuchtete die Kinder an:

„Wo bleibt eure Mutter? Geh? Was wollt ihr hier allein am Tisch? Geh?“

Die griffen unwillkürlich in ihrem Schreck nach Schubert'sches Rock und fühlten sich dann auch beide von einem Arm umfaßt, der sie beschützend näher zog. Zwei ruhige Frauenaugen sahen den Wütenden an, und eine leicht zitternde Stimme wies ihn zurecht:

„Herr Lehnsmann setzt die Kinder ja in Angst. Der armen Frau wird wohl der Appetit vergangen sein, das kann vorkommen im Leben, Herr Lehnsmann. Darum müssen aber doch die Kinder ihr Recht haben.“

„Was schießt Sie das denn, zum Donnerwetter? Sie hat hier nix zu sagen, Schubert'sche! — Na, da will ich denn doch...“

Und Lehnsmann Jansen wandte sich, selber die Widerstrebende an den Armenhaustisch zu holen.

In diesem Augenblick erhob sich Zörn Peters von seinem Platz. Er stieß die lange Bank mit einem Ruck zurück, daß Josias Möll, der immer mit den Beinen schlenkerte, fast dem Lehnsmann vor die Füße gerollt wäre. Mit ein paar Schritten vertrat er dem Bornigen den Weg; in seinen Augen lag ein finsternes Drohen:

„Bleib Herr Lehnsmann hier, ich will schon mit Uns-Frau reden.“

Der Einarmige gab der verlassenen Frau wie selbstverständlich den Ehrentitel, mit dem sonst das Gesinde seine Brotherrin anredet. Das kam auch Lehnsmann Jansen blitzschnell zum Bewußtsein; aber der rote Schleier vor seinen Augen raubte ihm die kühle Überlegung, er fühlte sich im Augenblick erleichtert, daß er hier bleiben konnte, um doch noch alles voll auszutosten.

Noch einmal schlich eine Minute des Wartens und herzklöpfenden Schweigens um die andere ihren Schnedengang. Endlos lange dehnte sich die quälende Spannung; tiefer beugten sich die Nacken; kürzer und hastiger wurde der Atem; wie eine jammernde Angst zuckte es unter den schweren Augenlidern auf.

Da stand Zörn Peters wieder unter der Tür. Und zum zweitenmal fühlten die um den Tisch sich wie in ein lachend Land gerettet.

Ei, war das denn Zörn Peters, der Einarmige? So sahen sie ihn wohl früher mal... früher, wenn er durch die Dorfstraße jagte mit einem Wagen reifeschweren Kornes... in beiden kräftigen Fäusten die Zügel... über der braunen sonnverbrannten Brust das Hemd weit offen und im Gesicht das jauchzende, triumphierende Leben selbst... So sahen sie ihn noch nie im „Großen Haus“.

Jörn Peters steht breitspurig und lachend in der Tür — es ist eigentlich drollig, daß er nicht rechts und links je eine Hand in die Tasche stecken kann . . .

„Uns-Frau läßt vielmals danken, Herr Lehnsmann. Für den guten Willen! Aber sie möchte nicht erst die Kommüne in Unkosten stürzen. Es lohnt sich nicht erst: heut abend macht sie wieder Feuer auf eigener Feuerstelle!“

„Was . . .?“ Lehnsmann Jansen würgte das ganz mechanisch heraus. Er begriff noch nicht . . .

Jörn Peters nickte spöttisch, und dann flog sein lustiger Blick über die Tischrunde.

„Na, Leute, noch immer keine Klöße auf dem Tisch? Na, ich sag euch aber, so lange braucht man bei mir mal nicht zu lauern! Uns-Frau sorgt besser für ihre Leute — nicht wahr, Henn? Du weißt das doch noch von früher? Alter Henn, du mußt auch mit, du machst ja die feinsten Matten im ganzen Kreis! Und . . .“

„Nun halt mal erst 'n Mund, Jörn,“ unterbrach ihn da Schubertsche, „du schnackst uns ja dumm und bösig. Na, ich hör sonst schon 'n Vogel singen — sag, hast denn schon ein Dach überm Kopf, daß du dein Handwerk im Trockenen betreiben kannst?“

„Wohl, wohl!“ lachte er, „das hatte ich schon lange an der Hand, mir fehlte bloß noch was, was mich in Gang setzte. Ich war hier festgerostet bei euch! Na, nun geht Uns-Frau und die Kinder mit. Das wird 'n Leben! Wenn ich jetzt bloß noch Henn mitkriegte . . .?“

So rasch hatte Henn Seiler seine Zunge noch nie zum Gehorsam gebracht.

„Ja, Jörn, das tu' ich! Ich brauch' mich nicht lang besinnen!“

„Und ich? Ach, mein guter, allerbestes Jörn . . . Jörn, hör doch! Du wirst mich doch auch mitnehmen? Jörn, ich verkauf' dir deine Matten so im Handumdrehn! Jörn . . .“

Und Thoms Semp stand vor ihm, hatte die kalte Pfeife im Mundwinkel und zupfte ihn an seinem herabhängenden leeren Armel.

„Na, Jörn, und wenn du etwas zu spinnen oder zu stricken hast, dann bin ich da und möchte einen Groschen an dir verdienen!“ sagte Schubertsche trocken und strich sich die Schürze glatt, als ginge sie gleich auf die Straße hinaus.

Das war das Signal für die andern!

Lena Rasch, die alte Gladekty und Gretjen Hähn kamen aus der Bank heraus und verschworen sich hoch und heilig, keinen Tag wollten sie hier länger bleiben! Sie wollten wieder in ihre eigenen Hütten, in die kleinen dämmerigen warmen Stuben, und wollten spinnen und stricken, Kinder hüten und Tee trinken. Nur Marthamutter mit ihrem blöden Lächeln und die Blinde blieben an ihrem Platz sitzen.

Gesche Holm schien auf etwas zu lauschen, was weit weg von diesem Lärm vor sich ging — plötzlich schauerte sie zusammen und wickelte die feinen Hände in die Schürze, als ob sie fröre.

Der alte Nomm Nickels war ohne ein Wort zu sagen aufgestanden und hatte sich, so gerade wie er seinen verarbeiteten Rücken noch zu strecken vermochte, neben Schubertsche gestellt — das war nun mal beschlossene Sache bei ihm: für

den Rest seines Lebens wollte er der alten Antje nahe sein. Wenn sie hier fortging, ging er eben mit.

Lehnsmann Janßen und auch Wietjen Graff, die Ökonomin, hatten ein paarmal versucht, zu Worte zu kommen; aber in dem Lärm und Durcheinander hatte niemand auf sie geachtet. Jetzt, wo der Tisch fast leer war und nur Josias Möll auf der Bank davor saß, krachte des Lehnsmanns Faust vor ihm nieder:

„Ist das Pad verrückt geworden? Reitet euch denn der Teufel? Man muß euch wohl alle miteinander in die Schütte sperren wie 'n Stück Vieh, das sich verlaufen hat. . .“

Jörn Peters schwenkte seinen schäbigen Filzhut:

„Man immer langsam, Herr Lehnsmann! Und ruhig Blut dabei. Reisende Leute soll man nicht aufhalten! — Na, adjüs auch! Und denn auf gute Rundschaft in Zukunft!“

Und der sprachlosen Ökonomin noch einmal zunicke, schritt er lachend zur Tür hinaus. Schubertsche mit den Kindern an der Hand hinter ihm her. Dann langsam und bedächtig der alte Momm und Henn Seiler; trippelnd und aufgereggt Thoms Semp mit den übrigen Frauen. Gretjen Hähn als letzte warf krachend die Tür hinter sich zu, daß der Kall von den Wänden rieselte — pah, das machte gar nichts; ihretwegen konnte das ganze „Große Haus“ einstürzen! Sie zog wieder in ihre kleine, niedrige Stube ein!



Menschenseele · Von Angelika von Drgalstj

Einsame Wege geh' ich
Suchendes Bettelkind,
Leise um Einlaß fleh' ich,
Wo ich ein Hüttlein find'.

Schimmernd in hoher Ferne
Schau' ich des Königs Haus.
Brennt es in mir: wie gerne
Ruhte ich drinnen aus!

Kämpfend mit steilen Pfaden
Eil' ich zum Tor hinauf:
Herrscher, ach tu in Gnaden
Mir deine Pforte auf!

Gib mir aus tiefem Bronnen
Keinen, funkelnden Trank;
Selig dem Staub entronnen,
Füllte mich Liebe und Dank.

Gib mir schneeiger Seide
Fluten, so blütenlind,
Daß darein sich kleide
Tauweiß das Bettelkind.

Geh' ich dann aus den Hallen
Wieder zur Welt hinein,
Rann ich den Menschen allen
Bote des Königs sein.





Japan

Von Fritz Müller-Sannero

Japan ist nicht mehr am andern Ende der Welt, Japan ist mitten unter uns.

Auf den Straßen der Großstadt, in den Hörsälen, den Fabriken, den Hotels begegnen uns Söhne der aufgehenden Sonne. Gewiß, es sind nur ein paar. Zehn vielleicht heute in einer Stadt, und zwanzig etwa im Jahre darauf. Verschwindend wenige freilich. Aber diese wenigen sind überall. Jetzt entdecke ich sie im Strome der flutenden Menschen auf einem Platze der Stadt. Heute abend sitzen sie neben mir im Theater. Morgen begegne ich ihnen vor der Pforte der Hochschule und am Sonntag in der vordersten Reihe der Hörer zu Füßen eines Volkstribunen. Unvermeidlich erscheinen sie mir, fatalistisch und rätselvoll.

Was wollen sie von uns?

Ich weiß schon: Mit unserer Kultur, unserem Wissen sich vollsaugen und es ihrem Volke vermitteln. Dem Volke zwischen zwei Meeren. Zwischen dem Indischen Ozean und dem Pazifik. Das weiß ich. Aber darüber hinaus? Was wollen sie drüber hinaus? Sie sind nicht gewöhnliche Gäste. Von Frankreich die Leute, von England, von jenseits atlantischer Wasser: die kommen und gehn, schütteln uns freundlich die Hände, und morgen sind sie vergessen. Aber ein japanisches Gesicht mit der undurchdringlichen Stirn, das man einmal gesehen, vergißt man nicht wieder.

Was hinter diesen Stirnen in Wirklichkeit vorgeht, ist uns bis heute Geheimnis geblieben.

Sie nehmen das Beste von allem, was wir ertungen und — schweigen. Fügen es wunderbar ein in den Organismus ihres eigenen Volkes und — schweigen. Bleiben trotz allem Erraffen fremder Kulturen doch immer Japaner und — schweigen.

* * *

Ich gehe jeden Tag auf den Zürichberg zum Mittagessen. Landschaft und Leute am Wege wurden mir schließlich so vertraut, daß ich sie einzeln noch fühle, auch wenn die Augen nach innen gekehrt sind. Die Harmonie zwischen heimischer Erde und heimischen Menschen macht uns so sicher.

Einmal beim Aufstieg spürte ich ein Fremdes in dieser Harmonie. Wir spüren den Blick eines Menschen im Rücken sogar. Ich sah mich um: drei kleine Gestalten kamen schweigend im Gleichschritt die Höhe herauf. Nebeneinander in schnurgerader Linie stiegen sie an: Japaner.

Einer sah aus wie der andere. Ein ewiges, festgefrorenes Lächeln lag auf den Gesichtern. Schwarzes, strähniges Haar auf eirunden Köpfen. Sie schienen nichts um sich herum zu sehen und sahen doch alles.

Es ist ein langer Weg da hinauf, und steile Partien wechseln mit ebenen Flächen. Aber in einem unveränderlichen Gleichtakt nahmen sie eins und das andre. Nicht einmal, daß die Wölkchen des frierenden Atems vor ihren Gesichtern schneller oder langsamer flogen. Nicht die leiseste Spur von Anstrengung in den gegohnten Gesichtern.

So sah ich sie von da ab Tag für Tag. Wir wurden bekannt mit den dreien. Grüßten uns höflich, sprachen von diesem und jenem. Nach einem Jahre wußten sie alles von uns. Wir nichts von ihnen. Das heißt: Dinge genug, doch nichts von der Seele dieser lächelnden Menschen. Ewig glitten unsre tastenden Hände an diesen glatten Wänden ab. Es war eine jammervolle Bilanz am Ende des Jahres. Wir gaben und gaben. Sie nahmen und nahmen und quittierten das Defizit mit einem Lächeln.

* * *

Einmal versuchte es einer von uns, die drei zu seinem sozialen Bekenntnis zu bekehren. Er holte weit aus und schickte scharf geschliffene Gründe ins Treffen, türmte Quader um Quader, übertraf sich selbst in blühenden Stößen des Geistes. Wir sahen: es folgten ihm seine Japaner lächelnd in alle Höhen und Tiefen, stellten ihm simple, schmucklose Sätze entgegen, so daß er sein Bestes und Feinstes auf die Attacke verwandte. Erschöpft hielt er an.

„Nun, meine Herren Japaner?“

Wie Felsen aus ihrer bergigen Heimat saßen sie da. Verneigten sich leicht und sagten freundliche Worte. Aber noch nicht mal geritzt haben die Pfeile des Segners ihr innerstes Wesen.

* * *

Ein anderes Mal hatte ein Raufbold unter Studenten die Japaner gröblich beleidigt. Vielleicht in der Hoffnung auf eine Extra-Mensur. Uns stockte der Herzschlag für einen Moment bei der insamen Attacke. Was werden sie sagen? Kein Wort, keinen Ton. Sie gehen und lächeln.

„Feiglinge!“ schrie der Beleidiger nach.

Da wandte der eine sich um, tritt ihm hart vor die Augen und sieht ihn nur an. Wieder kein Wort und kein Ton. Und dennoch fällt dem plötzlich der Kamm. Er redet nichts mehr von Mensur und von Feigheit und meidet die Japaner von da ab wie höllisches Feuer.

Es sei ihm gewesen, gestand er uns später, als sah' er hinter dem Aug' des Japaners ein glühendes Meer von züngelnden Flammen. Einst sei er vor einem Hochofen gestanden, dessen eiserner Leib von Wasserrohrschlangen umgürtet und

kühl gemacht war. Da habe der Hüttenmeister ihn durch ein ganz feines Schlißchen ins Innre hineinlügen lassen. Nun sei ihm der Mut und die Neugier gesunken. Und jetzt, ganz daselbe habe er auch im Schlißaug' jenes Japaners gesehen — ein brodelndes Lichtmeer, von kühlem Lächeln umgürtet.

Wir gingen über den Schneeberg hinauf. Es knirschte unter den Füßen und klang in der Luft wie von zersprungenen Saiten. So grimmig umstör uns die Welt.

Da kommt ein rasender Schlitten über die Hänge gefaust in Sprüngen und wahnsinnigen Kurven. Den einen Japaner hat es seitlings getroffen. Das Kleid aufgeschlißt und eine breite Wunde gerissen. Wir klagten und schreien. Er humpelt ruhig von dannen, und auf dem Wege zum Arzte und unter der Nadel deselben hab' ich nicht einen einzigen Laut des Jammers vernommen.

* * *

Einmal bevor ich mit ihnen bekannt war, sah ich die drei an einem runden Tischlein sitzen. Einen geschlagenen Nachmittag lang. Sie sahen die Leute sich an und unterhielten sich — schweigend. Sie hatten die mißverständliche Sprache nicht nötig, um sich zu verstehen. Nur einander ins Auge sahen sie sich und führten so stundenlange Gespräche. Welch seltsames Volk! Welch glückliches Volk! Sie wissen, daß Reden so viel heißt, wie sich mißzuverstehen und seine innerste Kraft zu verschwenden. Also schweigen sie still und spannen die inneren Kräfte.

* * *

Auf einem Sonntagspaziergang weit draußen im Blachfeld sahen wir sie unschlüssig an einem Feldrain stehen. Ein großer Feldstein lag vor ihnen. Ein formloses Stück, an dem die Fröste und Wasser genagt und das vielleicht auf dem Rücken des Gletschers an diese Stelle gekommen. Keiner von uns hätte den plumpen Gefellen eines Blickes gewürdigt.

„Was ist mit dem Stein?“ fragten wir sie.

„Ist es wahr — glaubt ihr es wirklich, daß der Besitzer von diesem Acker uns wohl erlaubte, diesen Stein mit nach Hause zu nehmen?“

Wir lachten und sagten, der wäre ihnen noch dankbar, wenn sie sein Feld von diesem Steine befreien. Da wurden sie fröhlich über die Mäßen, streichelten leise den Stein, hoben ihn auf und brachten ihn sorgsam nach Hause.

„Was habt ihr davon?“ frug einer von uns.

„Er ist von einer seltenen Schönheit.“

Etliche lachten. Einer deutete hinter dem Rücken der drei auf seine eigene Stirne.

Die drei haben den Stein nach Jahren in ihren Koffer verpackt und mit in die Heimat genommen.

* * *

Ich glaube, daß uns Europäer von den Japanern weit mehr als ein Meer trennt.





Zur Aufklärung

Aus technischen Gründen müssen wir uns versagen, auf den inzwischen stattgefundenen Frankfurter sogenannten Salvarjanprozeß schon in diesem Hefte näher einzugehen. Wir behalten uns daher eine Erörterung dieser Angelegenheit im Zusammenhang mit anderen sie berührenden Fragen für das nächste Heft vor. Für heute müssen wir uns auf die Mitteilung beschränken, daß wir die „Frankfurter Zeitung“ um den Abdruck folgender Berichtigung ersucht haben:

In Nr. 159 Ihres Blattes haben Sie eine Erklärung der Höchster Farbwerke veröffentlicht, die sich gegen den „durch seine Salvarjanangriffe im „Türmer“ bekannten Schriftsteller Heinrich Müller“ wendet und diesen der bewußten Unwahrheit in vier Fällen bezichtigt. Die Erwähnung des „Türmers“ in diesem Zusammenhange erweckt den Anschein, als ob die als „bewußte Unwahrheit“ gekennzeichneten Behauptungen, die den Höchster Farbwerken unlautere Machenschaften, Bestechung von Ärzten und Zeitungen usw. vorwerfen, in der Zeitschrift „Der Türmer“ veröffentlicht worden sind. Daß dies nicht der Fall ist, mußte den Höchster Farbwerken bekannt sein, da sie ohne genaue Kenntnis der im „Türmer“ zur Salvarjanfrage veröffentlichten Artikel doch wohl nicht in dieser Weise den „Türmer“ hineingezogen hätten. Das Verhalten der Höchster Farbwerke erscheint um so merkwürdiger, als in den Artikeln des Türmers, von denen nur ein einziger, die Höchster Farbwerke zudem gar nicht erwähnender, von dem Schriftsteller Heinrich Müller herrührt, zwar keine der von den Höchster Farbwerken als „bewußte Unwahrheiten“ hingestellten Behauptungen enthalten ist, wohl aber der sehr deutliche Hinweis auf die finanzielle Ausbeutung des Salvarjans, die nicht nur der „Türmer“, sondern auch andere Blätter der verschiedensten Richtungen in der ungeheuerlichen Differenz zwischen den Herstellungskosten und den Vertriebskosten des Mittels erblickt haben. Auf diese Behauptung, deren Aufklärung man seit Monaten vergeblich erwartet, ist weder in der an dieser Stelle veröffentlichten Erklärung der Höchster Farbwerke, noch vor Gericht eingegangen worden. Der „Türmer“ kann nach alledem in der Erklärung der Höchster Farbwerke nichts anderes als eine fahrlässige, wenn nicht absichtliche Irreführung des Publikums erblicken und wird daher die erforderlichen gerichtlichen Schritte gegen die Höchster Farbwerke unternehmen, falls diese nicht in angemessener Frist ihre Anschuldigungen, soweit sie sich auf den „Türmer“ erstrecken sollen, zurücknehmen.





Der Volksname Germanen und seine Entrüfelung

Deshalb unser Volkstum den Namen der Germanen trägt, was doch sicherlich die Deutschen und alle Germanen überhaupt sehr nahe angeht, darauf konnte die Wissenschaft bei all ihrer sonstigen Regheit bisher keine richtig klare und gewisse Antwort sagen. So ganz große Mühe hatte sie sich zwar schon lange nicht mehr darum gegeben. Die verhältnismäßig noch meistgeachtete, am wenigsten hintende Vermutung könnte in diesen Tagen ihr Jubiläum als Fünfhundertjährigen begehen. Da sieht sie sich statt dessen unverhofft an die Wiege — oder vielmehr an das Taufwasser; warum, wird sich bald zeigen — einer jüngsten Nichte gestellt, die von schlichter, doch dafür robusterer Gesundheit, jedenfalls nicht mit so sichtbaren Schwächen belastet ist und wohl Aussicht hat, die allgemeine Anerkennung zu erlangen.

Ein Vorwurf gegen die gelehrte Germanistik soll jedoch hierin nicht enthalten sein, daß sie sich patriotischer hätte beeilen müssen. Die Strenge der Wissenschaft, womit sie das Gefühlsmäßige als Friebsfeder fernhält, ist auch wieder eine ihrer lateinischen Tugenden. Insofern gilt jede sonstige Etymologie, die noch im Dunkeln liegt, etwa die des Wortes Aal, ihr als Aufgabe eben so viel, wie die des Namens Germanen; sie wird auch wieder den Aal nicht aus Gastronomie bevorzugen. Dann ist aber noch etwas, was einmal gesagt werden darf. Es ist tatsächlich befriedigender für die sachmäßigen Forscher, wenn sie gewissermaßen nur unter sich vertehren und sich auf Gebieten halten, wo ihren redlichen, unbefangenen Ergebnissen der Gefühlsdilettantismus nicht so viel dazwischenredet. Denn das tut er. Die methodische Forschung hat ihm so oft nur vermeintliche Steine anstatt Brot geboten, und so ist eine Unbefriedigung und Ungeduld herangewachsen, die jener das Vertrauen entzieht. Die schöne Begeisterung für die germanische Frühdämmerung hat eine Art Auswanderung, Sezession, aus den ihr zu kühlen Hallen der kritischen Wissenschaft vollzogen, und diese Gemeinde hält nun von sich aus die sie am meisten lodenden Standorte besetzt; Runenschrift, Edda, Herkunft der Germanen, Trojaner, arischer Ursprung aller Kultur sind solche. Auf diesen entrückten Phantasieinseln, wo die Sonne der Liebe hoch am Himmel steht, werden nun zunehmend die poetisierenden Medizinmänner als die wissenden großen Zauberer verehrt; der gewissengetriebene Forscher aber, der dort eindringen will und die guten Leute fürwichtig von ihrem naiven Aberglauben abbringen möchte, wird mit ungeschärften Keulen totgeschlagen und die Kerbstange mit den Runen des ewigen Hohns über der Stätte aufgerichtet. Zwar nicht die Medizinmänner selber pflegen ihn zu überfallen; sie scheuen im ganzen noch immer vor

ihm, und heimlich möchten sie fogar seine Anertennung finden. Wohl aber beforgen das ihre eifrigsten Jünger, deren Glaube der am meiften fanatifche ift. Nach alledem begreift es fich, wenn Gelehrte, die mit ihrem guten öffentlichen Namen vorfichtig find, lieber das auf jenen Inſeln aufgerichtete Tabu refpektieren; es gibt ja fonft zu tun. Zu einer allgemeinen Mobilmachung, zur Ausrottung jener, wenn man fie nicht reizt, eigentlich herzensguten und lebenswürdigen Naturgemeinden fieht fich die Wiſſenſchaft wiederum auch nicht veranlaßt. Hier gleichgültig, dort vertrauensſcheu lehren ſie einander den Rücken. —

Es ift die natürlichſte Empfindung, die wir mit den großen Erzählungen aus der deutſchen Vorzeit eingefogen haben, daß der Name Germane irgend etwas Tapferes, Heldenhaftes ausdrücken müſſe. Ger-Mannen hat man längft bedeutet, was ſo naheliegend ſchien. Tatſächlich iſt dieſe Erklärung von der elementarſten Sprachkundigkeit unberührt und durchaus kindlich. So ſchwer es dem Herzensdeutſchen ankommen mag: überhaupt iſt „Germanen“ kein heimliches Wort, kein germaniſches. Sondern ein fremdes, eine Bezeichnung, die die weſtlichen und ſüdlichen Nachbarn brauchten, die Kelten. Es iſt nur wieder für die Germanen kennzeichnend, daß es bei ihnen zur gemeinſamen, zuſammenschließenden Bezeichnung nicht gereicht hat, wozu es doch ſelbſt die „Slawen“ brachten. Was jene an Gemeinſinn und Selbſtgefühl dieſer Art beſaßen, tat ſich genug in den Namen der einzelnen, örtlichen Völkerverſammlungen. Und weiterhin, auf zweiter geſchichtlicher Stufe, in den Namen der ſich aus jenen zuſammenballenden größeren politiſchen Bünde mit gemeinſamen, feſtigenden Götterkulten. In ſolchen Einzelnamen klingt allerdings der truke Waffenſtolz: Cheruſter, Charuden, Ewardonen, Heruler, was alles mit den Wörtern für Schwert zuſammenhängt, oder — als Bünde —: Franken, Sachſen.

Die Kelten dagegen brauchten ein allgemeines Wort, da ſie den ethnographiſchen Unterſchied natürlich deutlich ſpürten. Sie ſprachen von „Germanen“, und von ihnen kam dieſer Name zu den Römern, die nach dem Schreden des Rimbernkriegs ebenfalls einer Bezeichnung für das ſo unheimlich ſich in ihrem Geſichtskreis zeigende neue Volkstum bedurften. Soviel wußte man geſchichtswiſſenſchaftlich ſchon immer. Ferner auch das, daß der von den keltiſchen Galliern angewandte Name Germanen eine Zufallsbildung war. Oder beſſer ſageſt, daß er nicht von vornherein für die germaniſche Geſamtheit erdacht war, alſo auch keine Merkmale von dieſer ausdrücken wollte, ſondern daß er rein tatſächlich zu ſo ausgebreiteter Verwendung kam. Anfänglich galt dieſe galliſche Bezeichnung „Germanen“ nur einer einzelnen, im Gebiete der Belgen, in den Ardenennen eingeniſteten, über den Rhein gekommenen Zuwandererſchar. Indem aber dieſe Leute dann, um Angſt zu machen und ſich in ihrer Verſammlung beſſer zu decken (ob motum), ſagten, die hinter ihnen ſeien auch noch „Germanen“, kamen die Gallier dazu, daß ſie, mangels einer beſſeren Bezeichnung, es ebenſo machten und den Namen von der kleinen Anſiedlergruppe auf das Ganze des Volkstums, ſo wie ſie es allmählich kennen lernten, übertrugen. Da aber hierdurch das Wort „Germanen“ zum Allgemeinbegriff geworden war, mußten jene im Hohen Venn ſitzenden Ardenennenleute wieder ihren beſonderen Namen haben; es ſind die Lungen.

Weil „Germanen“ ein Wort der Kelten iſt, kann es durchaus nicht verwundern, daß ſelbe auch noch in Gegenden anzutreffen, wo von unſeren Volksverwandten keine Rede ſein kann. So im vorchriſtlichen Spanien. Hier trug den kleinvölkerverſammlungen Namen Germanen ein Teil der Oretanen, die Kelt-Iberer waren. Sie wohnten auf der neukantiſchen Hochfläche der Mancha, die aus dem Don Quichote unſerer Vorſtellung vertraut geworden iſt.

Noch was bedeutet das Wort? An Sprachwurzeln, die ſich mit ihm zuſammenbringen ließen, fehlt es im Keltiſchen natürlich nicht. Man hatte fogar die Wahl, da ganz glatt leider keine paſſen wollte. Jedenfalls war „Nachbarn“, ſo flau es ſachlich iſt, und auch noch „Leute mit ſtarker Stimme“, „Außer“ etymologiſch beſſer als „Waldgebirgsbewohner“, „Oſtleute“ und andere Erklärungen.

Nun hat jüngsthin der Straßburger Germanist Rud. Henning die alte Frage von neuem angepaßt. Er stellt sie schärfer ein auf den vernünftigen Grund, weshalb man an den verschiedenen Stellen von „Germanen“ sprechen mochte, er mehrt hierfür die Belege, und drittens rückt er die Untersuchung des Namens, der immer ein keltischer bleibt, in den größeren indogermanischen oder alt-arischen Sprachzusammenhang. Auch die aus dem Neuen Testament bekannten Galater, die eine keltische, weitumher verschlagene Wanderfahrgemeinschaft waren und ja auch, in griechischer Literaturform, diesen Namen tragen (Kelten = Galater = Gallier), haben zweimal die mit germ anfangende Ortsbezeichnung aufzuweisen. Aber auch nichtkeltisch, bei andern Völkern des Ariertums, finden wir sie. Von Persien durchs südliche Europa wiederholen sich „Germenen“, als Volksteile, und Orte wie Germa, Germane, Germania (an der thrakisch-illyrischen Grenze auf der Balkanhalbinsel), nebst sonstigen Namen, die davon die lautlichen Abwandlungen sind. Durchweg nun sind diese Örtlichkeiten im Besitze von Heilquellen oder warmen Sprudeln, und man weiß ja, wie überaus wichtig solche gerade den frühen Völkern waren. Bei den spanischen Germanen auf der Mancha liegen eine ganze Menge Heilquellen beieinander. Der Hauptort der Ungarn im Hohen Venn, die dort zuerst Germanen hießen, verfügte über moussierende und eisenhaltige Quellen, die nach der näheren Beschreibung des Plinius schwerlich anders als auf Spa gedeutet werden können. Noch mancher kleine südeuropäische Kurort trägt heute den Namen, durch welchen er mit dem großen Volksnamen der Germanen sprachlich übereinstimmt. Und in diesen wiederkehrenden Zusammenhängen des Namens einerseits, und von Warmquell oder Mineralquell andererseits liegt das erhebliche Beweispunkte, wofür der einzelne Beleg, daß die Ungarn um einen eroberten Quellenort herumzogen, nicht ausreichen würde.

Soweit noch ohne die Etymologie, die sprachliche Deutung. Aber sie macht nun auf einmal keine Schwierigkeit und bestätigt nur. Es gibt eine indogermanische, also ur-arische Sprachwurzel, deren Weiterverwendung durch alle arischen Sprachen läuft. Vielleicht war es auch, wie so oft, eine Doppelwurzel in zwei fast gleichen Formen. Sie bedeutet in beiden Fällen heiß, warm, — unser deutsches „warm“ gehört eben auch dazu. Was sich bei dieser sprachgeschichtlichen Weiterentwicklung nach den jeweiligen Lautgesetzen zum Teil geändert hat, ist nur der konsonantische Anlaut, der erste Buchstabe. Vielfach, in den Siedlungsnamen sogar überwiegend, hält sich das *g*, ursprünglich *gh*, also die Form *germ*; sonst haben wir in den Einzeldialecten aber auch Anlaute der Reihe *t-b* und *w*, und im Griechischen die Form *θερμός*, wovon „Thermen“ das vielgebrauchte Fremdwort für heiße Quellen geworden ist. Ganz interessant ist zu beobachten, wie man im späteren Altertum den Ort Germa der keltischen Galater in Kleinasien verständnisvoll als Therma in die griechische Sprache umgesetzt hat. Im Vokal kommen dann noch Ablaute des ursprünglichen und überwiegenden *e* vor in *a* und *o*. Und so gehört hierher auch die nicht kleine Zahl europäischer südlicher Heilquellenorte, die mit *borm* gebildet sind und wovon das heutige Bormio am Südsüdhang des Stiller Jochs der bekannteste ist. Einer davon, in der östlichen Alpenzone, wird durcheinander als Bormanon, Formanon, Gormenon in der antiken Überlieferung geschrieben; nicht weil diese Verschiedenheit gleichgültig war, sondern weil Hintergedanken der sprachlichen Auffassung auf die Schreibung wirkten. — Es versteht sich von selbst, daß diese lautliche Wandergeschichte von der Linguistik schärfer ins Auge gefaßt wird, als sich das ohne weitläufige Auseinandersetzungen hier reproduzieren ließe.


Nach allem Stizierten würde also der Name „Germanen“ Anwohner von natürlichen Heilquellen oder Thermen bezeichnet haben. Das ist dann, im Munde der Kelten, die Sinn-Entsprechung zu dem bei uns heimischen, sprachdeutschen Namen „Badener“ oder, wie man früher unnötig lateinerte, Badenfer, der sich in bescheidenerem Maße ebenfalls aus der näheren Umgebung des bekannten Heilortes an der Oos auf ein größeres Volksgebiet geographisch hat ausdehnen können. Die Gleichsetzung Germanen = Quellenanwohner ist nicht so pompös, wie

manche Liebhaber-Ableitungen des Namens Germanen. Aber die Schuld dessen können nicht die Sprachforscher haben, die Veräumnis fällt auf die alten Germanen selber, die sich nicht rechtzeitig darum kümmerten, wie sie in ihrer Gesamtheit von den Nachbarn bezeichnet werden könnten, vielmehr in ihren derartigen Begriffen noch ganze rechte Kleinpartikularisten waren. Übrigens haben bis auf den heutigen Tag auch ihre Nachkommen keinen spracheigenen Namen für die ethnographische Gemeinsamkeit hervorgebracht! Dabei kann man sie nicht einmal verteidigen, daß ja seit langen Zeiten dafür nun das Wort Germanen vorhanden war. Denn wann kannte dieses fremde Wort eine irgend erhebliche Anzahl von ihnen? Weil es eben kein heimisches war, kein deutsches oder germanisches, so ist es auch nie volkstümlich gewesen. Ähnlich ward der Name Alamannen niemals populär, weil sich diesen Namen die alten Urschwaben nicht selber beigelegt hatten. Schwab dagegen ward populär und ward auch Eigenname. — Noch eine Frage, zum Milderungsgrund für die alten Volksvorfahren: Wie groß mag wohl heutigentages, trotz aller Schulbildung, der Bruchteil derer in Deutschland und der Schweiz, Holland, Belgien, England, Scandinavien usw. sein, die überhaupt etwas von ihrer germanischen volksgehistorischen Zusammengehörigkeit wissen?

Prof. Dr. Ed. Heyck



Die nationale Einheitschule

ie Verhandlungen des Deutschen Lehrervereins in Kiel, der jetzt gegen 150 000 Mitglieder zählt, gipfelten in der einstimmigen Forderung der nationalen Einheitschule. Wenige Wochen vorher hatte der Vertreter des preussischen Schulwesens, Kultusminister Erott zu Solz, im preussischen Abgeordnetenhaus die Frage der Einheitschule mit folgenden Worten abgetan: „Es ist wenigstens zweifelhaft, ob diese Schule jemals bei uns wird eingeführt werden können. Noch zweifelhafter ist es, ob sie zum Segen unseres Volkes gereichen würde. Unzweifelhaft aber ist, daß ihre Einführung unter den gegenwärtigen Verhältnissen und in der übersehbaren Zukunft einfach eine Unmöglichkeit ist.“

Wenn zwischen der Regierung des größten Bundesstaates und dem überwiegenden Teil unserer Lehrerschaft sich ein so scharfer Gegensatz offenbart, so liegt es nahe, daß es bis zur Verwirklichung des Kieler Beschlusses noch schwere Kämpfe und zahllose Auseinandersetzungen geben wird. Der Gedanke einer Einheitschule ist ja auch nicht erst heute aufgetaucht, sondern von hervorragenden Pädagogen und bedeutenden Staatsmännern bereits vor Jahrzehnten ernstlich erwogen worden. Schon vor hundert Jahren haben Männer wie der Freiherr vom Stein und Wilhelm von Humboldt sich mit dieser Frage beschäftigt. Ja, Wilhelm von Humboldt hat als höchstes, erstrebenswertes Ideal hingestellt, was heute der preussische Kultusminister als indiskutabel mit überlegener Geste zurückweist!

Die Ansichten darüber, auf welche Weise der Gedanke der Einheitschule am besten verwirklicht werden könne, gehen freilich sehr auseinander. Zunächst ist mit der irrigen, im großen Publikum noch vielfach verbreiteten Auffassung aufzuräumen, als ob man für die gesamte Jugend des deutschen Volkes eine einzige Lehranstalt einzurichten beabsichtige, die alle bisherigen Arten der Erziehungsschulen in sich aufzulösen habe. Auch wird kein Einsichtiger wünschen, daß, wie die „Berl. Börsenztg.“ befürchtet, die soziale Schichtung, die doch nun einmal als eine harte Tatsache besteht, einfach mit einem einzigen Federstrich negiert werden soll. Von einer derartigen Demokratisierung unseres Schulwesens kann keine Rede sein. Es handelt sich nicht etwa um eine einzige Schule, sondern um ein einheitliches Schulsystem, das eine Reihe verschiedener Lehranstalten umfaßt, während sich bis jetzt die einzelnen Schulgattungen möglichst voneinander abzugrenzen trachteten. Die Forderung nach einheitlicher Gestaltung unserer viel-

verzweigten Schuleinrichtungen bewegt sich nach zwei Richtungen hin. Otto Klees charakterisiert diese beiden Strömungen im „Allgem. Schulblatt“, Wiesbaden, wie folgt:

„Man pflegt gewöhnlich ‚Einheitschule‘ und ‚allgemeine Volksschule‘ gegenüberzustellen und zwischen beiden einen wesentlichen Unterschied zu finden. Man fordert als allgemeine Volksschule einen gemeinsamen Unterbau aller bestehenden Schularten. Sämtliche Kinder ohne Unterschied haben bis zu einem gewissen Zeitpunkt, etwa während der vier ersten Schuljahre, diese Schuleinrichtung zu durchlaufen. Dann tritt die Sabelung ein, und auf dem breiten allgemeinen Fundament erheben sich die verschiedenen Zweige. Es stehen dann weiterhin nebeneinander die Volksschule mit der sich auf ihr aufbauenden Fortbildungsschule, die Mittelschule, und die verschiedenen höheren Schulen, Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule usw. Die Einheitschule geht wesentlich weiter in der Forderung nach einem einheitlichen Aufbau aller Schulsysteme. Hier baut sich eine Schulart auf der anderen auf und jede frühere ist die Grundlage für die spätere, so daß alle Kinder, die eine höhere Schule besuchen wollen, zunächst die ganze Volksschule zu durchlaufen hätten usw. Sämtliche Lehrpläne von der untersten bis zur obersten Stufe hätten dann eine organische Einheit zu bilden und alle Schulsysteme müßten in ihren Zielen und Wegen aufeinander Rücksicht nehmen und wären voneinander abhängig.“

Wie sich die Ausführung der Idee nun auch im einzelnen ausgestalten mag: die Forderung nach einem gemeinsamen Unterbau aller Schulen bleibt als die Hauptsache bestehen. Diese gemeinsame Basis muß natürlich breit genug angelegt sein, damit sich genügend Zeit und Gelegenheit bietet, die natürliche Begabung der Kinder mit einiger Sicherheit zu bestimmen und eine geeignete Auslese zu treffen. Ein großer Vorzug der Einheitschule ist der, daß der Zeitpunkt, in dem die Eltern sich über die Art der Schule entscheiden müssen, in der sie ihr Kind großziehen lassen wollen, möglichst weit hinausgeschoben wird. So wird die Möglichkeit gewonnen, das Kind von vornherein auf den Beruf einzustellen, für den es Neigung und Begabung verrät. Die von Oberstudienrat Dr. Kerschensztein erarbeiteten und von der Kieler Tagung angenommenen Leitsätze für die Einheitschule enthalten, auf das Notwendigste zusammengezogen, folgendes:

„Die allgemeine öffentliche Schule im Rechtsstaat muß jedem Kinde ohne Ausnahme jene Erziehung ermöglichen, auf die es nach Maßgabe seiner Veranlagung Anspruch erheben kann. Umgekehrt ist im Kulturstaat jedes Kind verpflichtet, von jenen öffentlichen Erziehungseinrichtungen so lange Gebrauch zu machen, als es zur Ausbildung eines nützlichen Mitgliedes der Kulturgemeinschaft notwendig erscheint. Die Lasten der allgemeinen öffentlichen Pflichtschulen sind aus allgemeinen öffentlichen Einnahmen und nicht durch besondere Schulgelder zu decken. Jede Differenzierung der öffentlichen Schule nach ökonomischen und sozialen Rücksichten ist eine Verletzung des Rechts- und des Kulturstaats. Die allgemeine öffentliche Schule bedarf aber der Differenzierung aus psychologischen und pädagogischen Gründen. Den Charakter der nationalen Einheitschule bewahren alle Zweige des Schulwesens nur dann, wenn ihr Unterricht und ihre sonstigen Erziehungseinrichtungen vom Geist der Staatsgefinnung vollständig erfüllt sind. Die Gestaltung, Verwaltung und Beaufsichtigung der allgemeinen öffentlichen Schule ist ausschließlich Angelegenheit der Staatsgemeinschaft, die ihre Lasten trägt und in deren Dienst die Schule als Erziehungsinstrument arbeitet.“

In der ausgedehnten Diskussion, die diesem von hohem Idealismus zeugenden Beschlusse vorausging, fehlte es natürlich nicht an Einwänden gegen Einzelheiten des großzügigen Planes. Insbesondere herrschte noch Unklarheit über die Frage, wie weit die Einheitschule nach der verschiedenen Begabung der Schüler differenzieren müsse. Auch daß das religiöse Problem nicht berührt worden ist, wurde bemängelt — wie uns bedünken will zu Unrecht, da aus rein taktischen Gründen die Erörterung über diesen allerdings sehr wichtigen Punkt besser für ein späteres Entwicklungsstadium im Kampf um die Einheitschule aufbewahrt bleibt. In der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ (Herausgeber Prof. Dr. Bechhold) faßt

ein Gegner der Einheitschule seine Bedenken dahin zusammen: Die Einheitschule bedeutet einen sozialen und kulturellen Rückschritt, „weil sie dem allgemein herrschenden Prinzip der Differenzierung und Arbeitsteilung zuwiderläuft, weil sie die pädagogische Ungeheuerlichkeit in sich schließt, Kinder von ganz verschiedener Vorbildung und geistiger Entwicklung jahrelang gemeinsam unterrichten und fördern zu wollen, weil sie den Willen der Eltern mißachtet und weil sie außerdem einer wirklich sozialen und sozial-pädagogischen Denkweise widerstrebt.“

Wer den Verhandlungen der Kieler Lehrerversammlung aufmerksam gefolgt ist, wird alle diese Einwände nicht als berechtigt anerkennen können. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die geistige Befähigung der Kinder im allgemeinen mit der sozialen Stellung der Eltern korrespondiere und gründet darauf folgende Ansicht: „Kommen in den unteren Volksschichten hin und wieder Begabungen vor, die sich bedeutend über den Durchschnitt erheben, so ist es, wie gesagt, oft erst recht wünschenswert, daß sie ihrem Stande erhalten bleiben. Findet sich aber gar einmal ein überragendes Talent, so wird es sich auch von selbst, aus eigener Kraft durchsetzen und zu der Stellung emporarbeiten, die seinen Fähigkeiten entspricht, ja es wird bei diesem Kampf gegen widerstrebende äußere Verhältnisse nur noch mehr innerlich erstarken und an geistiger Energie gewinnen. Es ist ein großer Unterschied, ob sich jemand aus eigener Kraft und einem starken Triebe nach aufwärts durchzuringen sucht, oder ob eine äußere Fürsorge ein Kind auf Grund oft recht trügerischer Schulleistungen für besonders befähigt glaubt und es ohne sein Zutun emporhebt. Im ersten Falle wird eine kraftvolle Persönlichkeit, im zweiten oft nur ein schlaffer Durchschnittsgeist das Ergebnis sein. Der Glaube an ein angebliches Verkommen so und so vieler Talente in den unteren sozialen Schichten wegen Mangel an Bildungsgelegenheit ist, wie uns die Biographien all der großen Männer zeigen, die sich von unten herauf allmählich emporgearbeitet haben, ein leerer Wahn. Und sollte ein derartiges Zugrundegehen eines überragenden Talentes wirklich einmal vorkommen, so gehört es sicher zu den seltensten aller Ausnahmen und kann unmöglich als Vorwurf gegen unsere heutigen Schuleinrichtungen ausgespielt werden. Dem wirklich Bildungsbegeisterten stehen heute viele Mittel und Wege offen, um sich geistig zu vervollkommen und emporzuarbeiten, und von einer Bildungsnot kann keine Rede sein. Starke, urwüchsige Begabungen, die aus den unteren Volksschichten hervorgehen, finden schon allein ihren Weg, an künstlich emporgezüchteten Geistern aber ist sowieso ein Überfluß vorhanden.“

Wenn sich zahlreiche Talente aus den unteren Schichten aus eigener Kraft emporgerungen haben, so ist das noch kein Beweis, daß sie ihr Ziel nicht schneller erreicht hätten, wenn ihrer Begabung ein besser vorbereiteter Boden geboten worden wäre. Man wird vielmehr Prof. Klein beistimmen, der im „Tag“ schreibt: „Es ist keine Frage, daß die Entwicklung eines Volkes in aufsteigender Linie dadurch am besten gewährleistet wird, wenn für die weitverzweigten Aufgaben einer höchst differenzierten Kulturarbeit die besten und tüchtigsten Arbeitskräfte bereitgestellt werden können. Diese Aufgabe hat das nationale Bildungssystem zu leisten. Es darf deshalb nicht auf einer Bevorzugung der Geburt oder des Geldes beruhen, sondern der maßgebende Faktor kann allein nur die Begabung sein. Dies ist das Prinzip, auf das die Einheitschule sich gründet. Sie will die Möglichkeit schaffen, auf Grund der natürlichen Begabung, die die Vorsehung dem einzelnen in die Wiege gelegt hat, die Entwicklung der jugendlichen Seelen auf die rechte Bahn zu stellen und den mannigfachen Zweigen der Kulturarbeit die geeignetsten Kräfte zuzustellen.“

Die Kieler Tagung wird zweifellos bewirken, daß das Problem der nationalen Einheitschule in seiner hohen Bedeutung auch weiteren Kreisen verständlich gemacht wird. Eine plötzliche Umwälzung unseres gesamten Schulwesens können natürlich nur überspannte Geister verlangen. Aber der Möglichkeit einer organischen Entwicklung sollten sich doch auch die Behörden nicht von vornherein verschließen.



Rudolf v. Bennigsen



Die Nationalliberalen rüsten sich zu Gedektfelern für Rudolf v. Bennigsen, der am 10. Juli 1824 in Lüneburg geboren ward und am 7. August 1902 auf seinem Gute Bennigsen im Hannoverischen starb. Indes möchte mir scheinen, daß auch Deutsche anderen politischen Bekenntnisses Anlaß hätten, den Erinnerungstag mitzufeiern. Rudolf v. Bennigsen ist eigentlich nie, höchstens in seinen letzten Jahren, „der“ Führer der Nationalliberalen gewesen: immer hat er die Herrschaft mit anderen teilen müssen, anfangs mit Laster, später mit Miquel, Hammacher und noch manchem anderen. Dafür war er aber immer auch mehr als nur ein Parteiführer. Ebenso wie der deutsche Liberalismus in seiner großen, ihm von der Vorsetzung zugewiesenen Zeit mehr gewesen ist als lediglich eine Parteigruppe. Dieser Liberalismus hieß nämlich bei uns nicht nur die Befreiung des Individuums, war nicht bloß der Erbe von Renaissance, Reformation und Naturrecht, sondern auch die Verkörperung des deutschen Einheitsstrebens: seine Geschichte ist zugleich zu sehr wesentlichen Teilen die Lebensgeschichte Bennigsens. Von dem Moment an, wo der mit nicht zureichenden Mitteln unternommene Versuch, in der Paulskirche ein großes, alle deutschen Stämme umfassendes Reich zu zimmern, zusammenbricht, bis zu dem anderen, wo aus Eisen und Blut das kleinere Deutschland erwächst, steht Rudolf v. Bennigsen inmitten, wenn nicht gar im Mittelpunkt dieses Strebens. Und da unsere Väter unter Otto v. Bismarcks Führung das neue Reich von den böhmischen und den französischen Feldzügen heimgebracht haben, ist er es wieder, der in der Hauptsache die Ausöhnung und die Auseinandersetzung übernimmt zwischen den überlieferten Freiheits- und Einheitsidealen der Deutschen und dem gigantischen Manne, der sie auf seine Weise — genial, aber vielfach doch anders, als die einstigen Vorkämpfer sich's erträumt hatten — verwirklichte. Ungefähr so hat auch Bennigsens Biograph, Hermann Onden, die historische Rolle des von ihm Geschilderten gesehen. Er meint am Schlusse einer meisterhaften psychologischen Analyse: „Diese Rolle bestand darin, daß Bennigsens Persönlichkeit den Ausgleich zwischen Bismarck und den Liberalen, zwischen dem historisch erwachsenen Staat und den zukünftigen Entwicklungsformen am frühesten und erfolgreichsten vollzogen hat.“

* * *

Doch nicht ohne schwere Kämpfe und auch nicht ganz reiflos hat sich in Bennigsen dieser Ausgleich vollzogen. Das Revolutionsjahr ist die große Grenzseide seines Lebens. Da bildet sich ihm die Überzeugung, daß allem zuvor die Herstellung einer deutschen Zentralgewalt not tue; erwächst in ihm auch der Entschluß, dem hannoverschen Staatsdienst, in dem er soeben, von dem „Staatsreichminister“ v. Borries nicht gerade gefördert, die ersten Staffeln emporzuklimmen beginnt, nur einige Jahre zu widmen und hernach ganz der Politik zu leben. Aber noch erfüllen — anders wie bei Bismarck und Treitschke, wo sie nur die Schulzeit begleiten — republikanische Stimmungen sein Herz. Als 23jähriger „Auditor in der Ratsstube allerhöchst ihrer Justizkanzlei“ zu Osnabrück nennt er sich zwar einen „konstitutionellen Unitarier“; aber die konstitutionelle Monarchie bedeutet ihm doch nur den Übergang zum unvermeidlichen Ende, zur Republik. Und noch 1850 schreibt er der Mutter: „Man wird die ganze Gesellschaft (die Fürsten nämlich) nach Amerika schicken und nachher sich zu einigen suchen, ob man sich einen König oder Präsidenten setzen will. Und das werden die Anhänger von Gagern und Dahlmann schwerlich wieder hindern.“ Freilich, stärker als der Fürstenhaß ist in der kühlen, überlegenen Natur, die dem Fernstehenden leicht als leidenschaftlos erscheint, schon damals das Objektive, und so spottet er über das „Grundübel der Deutschen“, das „eigensinnige Verharren auf der sofortigen und vollständigen Verwirklichung ihrer Prinzipien“. Nur in einem Stück — und das zeigt die große einheitliche Linie auf in diesem Leben — gibt es für Bennigsen kein Kompromiß. Als die Entscheidung zwischen Staatsdienst und politischer Laufbahn, die

längst ins Auge gefaßt, nun praktisch werden soll, erklärt er seinen Freunden Mand, Miquel und Albrecht: „Ich will in die hannoversche Kammer eintreten; ich will brechen mit meiner ganzen Stellung, aber nur wenn ihr bereit seid, die nationale Bewegung aufzunehmen und für die große deutsche Nation einzutreten.“ So wird Rudolf v. Bennigsen in der hannoverschen Ständeversammlung der „adlige Bauernführer“ und ein paar Jahre später, da der von den italienischen Ereignissen und Vorbildern beflügelte Einheitsdrang der Deutschen neben dem Abgeordnetentag und dem Volkswirtschaftlichen Kongreß sich eine neue Organisation schafft, der geborene Führer des „Deutschen Nationalvereins“. Konstitutionelle und Demokraten, Nord und Süd haben sich zusammengeschlossen, um den Deutschen eine Zentralgewalt und ein gemeinsames Parlament zu erringen, und die neue Ära in Preußen scheint ihrem Vorhaben günstig zu sein. Dann kommen die Jahre des Mißverständnisses, die selbst einen Mann wie Heinrich v. Treitschke vorübergehend in das Lager der Preußengegener treiben. Und dann schließlich die Jahre der Erfüllung. Den Nationalverein zwar haben die inneren Gegensätze — nicht bloß die zwischen Gemäßigten und Demokraten, weit mehr noch die zwischen den trotz allem der preußischen Spitze Zustrebenden und dem großdeutsch empfindenden Süden — zerfeßt, und am 19. Oktober 1867 hält ihm zu Kassel Bennigsen selber die Grabrede. Dafür ist ein neues, kräftiges, ausdehnungsfähiges und zukunftsverheißendes Gebilde entstanden, dem von nun ab die Arbeit der deutschen Einheits- und Freiheitskämpfer gelten darf. Auch die allerdings geht nicht ohne Kämpfe vonstatten und führt nicht zu reiflicher Lösung. In Kassel hatte Bennigsen, da er für die Notwendigkeit der Scheidung eintrat, gefordert, daß sich fortan ein „anderes und gesunderes Verhältnis zwischen dem rechten und linken Flügel des Liberalismus herstelle“, und mit dem Appell geschlossen: „Indem wir jetzt auseinandergehen, lassen Sie es geschehen in dem festen Entschluß, unermüßlich weiter zu wirken für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, und das Gelöbniß bekräftigen mit dem Ruf: Hoch lebe das neue und einigte Deutschland!“ In Berlin aber wird der Trennungsstrich verewigt (was man im Parteileben so ewig heißt). Aus dem Fortschritt löst sich „die neue Fraktion der Nationalen Partei“, die, nachdem die hannoverschen Anhänger Bennigsens während der Wahlkampagne von 1866/67 damit begonnen haben, den Namen „Nationalliberale Partei“ annimmt. Die Fortschrittler stimmen geschlossen gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes. Das Gründungsprogramm der Nationalliberalen aber vom 12. Juni 1867 formuliert die Aufgabe der Zukunft also: „Die Endziele des Liberalismus sind beständige, aber seine Forderungen und Wege sind nicht abgeschlossen vom Leben und erschöpfen sich nicht in festen Formen. Sein innerstes Wesen besteht darin, die Zeichen der Zeit zu beachten und ihre Ansprüche zu befriedigen.“ Kann man, sofern man historisches Geschehen im Zusammenhang zu erfassen vermag, im Zweifel sein, daß Bennigsen und, die ihm folgten, hier auf dem rechten Wege waren? Daß es vor allem darauf ankam, diesem zerklüfteten Geschlecht zu sichern, worum es so lange gerungen und die besten der Vorfahren sich verblutet hatten: die deutsche Zentralgewalt und das Parlament, alles andere zunächst der Zukunft überlassend?

* * *

Auf verschiedenen Wegen waren Bismarck und die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung zu demselben Ziele gelangt, und da sie einander gefunden hatten, blieben sie noch eine Weile beisammen. Bis der gewaltige und leidenschaftliche Mann daran ging, die Liberalen, deren Hilfe er nicht mehr zu bedürfen glaubte, und die ihn nun in manchem Lieblingsplan zu hindern drohten, zu zertrümmern. Es hat für unsere Betrachtung keinen Sinn, diese Kämpfe in ihren Einzelphasen zu verfolgen. Da sie leise sich vorbereiten, zählen die Nationalliberalen im Reichstage 150 Mann; da sie zu ihrem vorläufigen Abschluß kommen, gebietet Bennigsen nur noch über eine kleine Mittelpartei, und von dem Plan, den nationalliberalen Führer in die Regierung zu ziehen (wofür er, was noch nicht ganz zweifellos scheint, bei Bismarck überhaupt ernstlich bestand), ist nicht mehr die Rede. In diesen Kämpfen ändert sich die Partei, nicht Bennigsen.

Schon unter den Gründungsfeiern hatte Gustav Freytag an den Koburger Ernst geschrieben: „Unsere Fraktion hat ihre Rechte und ihre Linke. Bennigsen hält die Mitte.“ Die hält er durch sein ganzes Leben. Seiner Art, die staatlichen Probleme anzufassen, widerstreitet jede kleinliche Prinzipienreiterei. Immer ist er, wo Größeres gefährdet scheint, bereit, nachzugeben und das Geringfügigere zurückzustellen. Immer auch — selbst dieser Zug fehlt dem Bilde nicht — ein Zauberer, dem aus dem Hin und Her bedächtigen Erwägens sich nicht leicht der Entschluß zur Tat entringt. Nur ein lauernder Taktiker, einer von den beliebten „Rechnungsträgern“, die sich wie ein schwankes Rohr nach den jeweiligen Wählermeinungen biegen, ist Rudolf v. Bennigsen nie. Die Opposition gegen die Führung, dies in den letzten Jahren nachgerade zur Gewohnheit gewordene Versagen der Wählerschaften, setzt früh ein. Die national-liberale Partei — auch ohne das Zeugnis Gustav Freytags würden wir es wissen — ist ja nie einheitlich gewesen, auch in ihren Anfängen mehr durch eine gewisse allgemeine Stimmung zusammengeführt. Sie hat dann noch Bestandteile aus verschiedenen örtlichen, gesellschaftlichen und politischen Klimaten aufgenommen, dafür andere, die ihr ursprünglich angehörten, abgestoßen und ist bisweilen wohl auch nicht der Gefahr entgangen, zur Klassenpartei zu werden. In Bennigsens ablicher Persönlichkeit haben diese Wandlungen keine Spur hinterlassen. Ich bin kein Freund der wohlfeilen und im tiefsten Grunde unwahrhaftigen Methode, aus einem langen Leben einzelne Aussprüche zusammenhangslos herauszureißen und dann ihre Urheber in dies Prostratesbett zu zwingen, als ob, wer in der Öffentlichkeit steht, keinen Anspruch hätte auf das Menschenrecht, sich zu entwickeln, sich zu wandeln und wohl gelegentlich aus dem Augenblick heraus zu reden und zu schreiben. Nur wo diese Aussprüche sich zu einem System, zum Gesamtbilde runden, verdienen sie festgehalten zu werden. Bennigsen hat zwar als Greis, der dem parlamentarischen Getriebe bereits entrückt war, gemeint: man hätte die Zuchthausvorlage nicht einfach abweisen sollen. Aber da er auf der Höhe seiner Kraft stand, dachte er über diese Dinge doch anders. Im Jahre 1869 war ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter verhaftet worden. Sofort trat Bennigsen klug und eindringlich für die Notwendigkeit ein, der Arbeiterklasse unbedingte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und als man acht Jahre später das erstemal über das Sozialistengesetz im Reichstage beriet, prägte er die Sätze: „Die Art und Weise, wie die Formen der Produktion sich gestaltet haben, wie die Gewinne und Vorteile sich verteilen — alle diese Formen wechseln.“ Selbst als dann nach der Auflösung die Nationalliberalen dem Ausnahmegesetz zustimmten, verwahrte sich Bennigsen gegen den Glauben, daß mit der heutigen kapitalistischen Produktionsweise die letzte Form wirtschaftlicher Erzeugung gefunden sei. Er hat dann bei anderen Gelegenheiten nachdrücklich betont: man dürfe in der Sozialdemokratie nicht bloß Agitatorenwerk sehen, und eifervoll für Preußen die Reform der Klassen- und Einkommensteuer verlangt, wofür er von der offiziellen Presse, die damals noch ungezogener war als heute, prompt mit dem Prädikat „sozialistisch im verwerflichen Sinne“ beehrt worden ist. Und ferner hat er zwar in dem Winter von 1886 auf 1887 sich für das Kartell gewinnen lassen, aber in einer glänzenden Rede zu Hannover dessen Zweck gleich dahin erläutert: „jeden Streit über Fragen der militärischen Organisation zu vermeiden und im entscheidenden Augenblick alles andere hinter diese Existenzfrage Deutschlands zurückzustellen: nur für diesen bestimmten Zweck gehe man bei den Wahlen miteinander“. Als seine Tage sich aber langsam dem Ende zuzuneigen begannen, rief er — damals noch Oberpräsident von Hannover — die Liberalen aller Schattierungen in mahnenden Worten zur Einigkeit auf Er führte — es war im Jahre 1892 bei der Beratung der Handelsverträge — die derzeitige Einflußlosigkeit des liberalen Bürgertums darauf zurück, daß es nicht verstanden habe, das Gebiet der wirtschaftlichen Streitigkeiten für neutral zu erklären. Dann fuhr er fort: „Es könnten Verhältnisse eintreten in unserer inneren Entwicklung, die es wünschenswert, ja vielleicht notwendig machen werden, daß sich jetzt bekämpfende liberale Gruppen und Männer einander wieder näher treten aus Gründen gemeinsamer Kämpfe, welche nicht auf materiellem

Boden liegen, sondern auf anderen Gebieten, wo es sich um ideale Güter, nicht um materielle Interessen handelt. Es würde die von mir erwartete Entwicklung infolge der Handelsverträge und die daraus sich ergebende Mäßigung des Interessentkampfes zwischen Schutz Zoll und Freihandel wohl dazu führen können, daß eine größere Annäherung zwischen liberalen Männern und Parteien wieder eintritt. Es würde das nach meiner Meinung, der ich selbst liberal stets gewesen bin und bleiben will, für die weitere Entwicklung nur förderlich sein. Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land, die liberalen Anschauungen haben einen Anspruch auf größere Geltung, als sie zurzeit besitzen. Das ist, wenn Sie es auch anfechten, meiner Meinung nach über allem Zweifel erhaben schon daraus abzunehmen, daß ein genialer konservativer Staatsmann, als er in der Lage war, die neuen Fundamente zu legen in Deutschland für Verfassung und Gesetzgebung, als wesentliche Bestandteile derselben die liberalen Grundsätze, welche übrigens das historisch erwachsene Gemeingut von ganz Westeuropa waren, nicht vermeiden konnte aufzunehmen, zunächst in seine Entschlüsse und sodann in Verfassung und Gesetze.“

Eine geschäftige Legende, an der Feinde und falsche Freunde emsig weiter arbeiten, ist seit Jahr und Tag dabei, die Gestalt Bennigsens zu fälschen. Darum war es ein Gebot historischer Gerechtigkeit, diese Züge hier aufzubewahren.

* * *

Parlamentarier haben mit dem Mimen das gemein, daß im großen Durchschnitt die Nachwelt auch ihnen keine Kränze slicht. Die Beredsamkeit, der Klang der Stimme, der belebende Gestus, der Eindruck auf Hörer und Zeitgenossen — das alles läßt sich nicht überliefern. Von den jetzt Lebenden haben die meisten Bennigsen nur noch als müden alten Mann gekannt, da die hohe Gestalt schon stark sich vornüberneigte; da die Stimme ein wenig klanglos geworden war und nur von den zunächst Sitzenden noch voll erfaßt wurde. Wer aber in den Reden liest, die Onden seiner ebenso fleißigen, wie künstlerisch empfundenen Biographie beigelegt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1910), den grüßen weihervoll die Zauber einer großen Zeit und eines hochragenden Mannes. Was diese Reden auszeichnet, ist die weite historische Perspektive, ist ihre tiefe Sättigung mit der Bildung der Nation, auf der für die Damaligen doch noch ein Abglanz der humanistischen Epoche aus dem Ausgang des 19. Jahrhunderts lag. Diese Reden waren nicht aus Zeitungsaufsätzen und Lesefrüchten zusammengestüdtelt; sollten auch nicht dazu bestimmt sein, „draußen im Lande“ die Lauen zu festigen, die Zweifelnden zu werben und die Gegner schlecht zu machen. Sondern sie waren — worauf man heute nur noch selten stößt — die Schöpfungen einer eigen gerichteten, abgeschlossenen, doch unablässig an sich arbeitenden Persönlichkeit, die die parlamentarische Rede als das ihr kongeniale Ausdrucksmittel meisterte. Nie hat jemand die Verknüpfung von Größe und tragischer Schuld im Schicksal Bismarcks so psychologisch feinfühlig aufgewiesen, wie Bennigsen in seiner großen Rede von 1882. Auf die Wald- und Wiesenagitation freilich ließ mit solchen Reden sich nicht wirken. Dazu war Bennigsen auch zeitlebens zu hoch gewachsen. In hundertfältig neuen Wendungen zieht es sich durch alle seine Reden und Briefe, daß die Parteien nie Selbstzweck sein dürften, keine die Wahrheit allein gepachtet hätte, keiner ewige Dauer gebühre. Und noch da er dem Landsmann und einstigen Kampfgenossen Miquel die Grabrede hält, rühmt er als das Stärkste an dem Heimgegangenen, daß er hinausgewachsen sei über die Dogmen einer Partei, daß sein Wissen zu reich gewesen, um im Banne politischer Dogmen und Formeln zu stehen. Man hat Bennigsen bisweilen darob angegriffen, und mitunter hat man geurteilt: er sei zu objektiv zum Parteiführer. Dem möchte ich nicht beipflichten. Nur dann hat ein Parteiführer die Qualitäten, ein Staatsmann zu werden und ein wirklich großer, schöpferischer Patriot zu sein, wenn er über das Enge und Winkelige der Gruppen und Grüppchen hinaufzublicken vermag zu dem, wie ich meine, uns allen doch gemeinsamen Ziel . . .

Dr. Richard Bahr



Chinesische Volkswirtschaft

Es ist bezeichnend für den praktischen Sinn des Chinesentums, daß schon seine großen Philosophen des fünften und vierten Jahrhunderts vor unserer Zeit recht reife volkswirtschaftliche Erkenntnisse entfalteten. Manche wirtschaftspolitischen Erörterungen in den heiligen „Vier Büchern“, von denen die drei ersten Konfutsje, das vierte der hundert Jahre später lebende Mengtse verfaßte, sehen sogar ganz modern aus. So eine Stelle, wo Mengtse die Vorteile der Arbeitsteilung auseinandersetzt. Es hat ihm jemand vorgehalten, daß ein Teil der Gesellschaft genötigt sei, die Nahrungsmittel für den andern hervorzubringen. Darauf antwortet er: Fertigt der Bauer die Kleider, die er trägt? Nein; er gibt Feldfrüchte dafür ab. Warum fertigt er sie nicht selbst an? Es würde seine Landwirtschaft beeinträchtigen. Stellt er seine eigenen Kochtöpfe oder seine eisernen Ackergeräte her? Nein, er gibt Korn in Tausch dafür! Die Arbeiten des Handwerkers und des Landwirts sollten nicht vereinigt werden. Sind nun die Regierung des Reiches und die Tätigkeit des Landwirts Beschäftigungen, die verbunden werden dürfen? Es gibt Beschäftigungen, die sich für Leute von höherem und solche, die sich für Leute von niederem Rang eignen. Die, die mit dem Kopfe arbeiten, regieren, und die, die mit dem Körper arbeiten, werden regiert. Der gemeinsame Vorteil, der aus der Arbeit beider Klassen entspringt, gleicht dem Vorteil, den es für den Landwirt und den Handwerker hat, ihre Erzeugnisse untereinander auszutauschen. Wenn etliche von der Handarbeit entlastet werden, so geschieht es also zum Vorteil der ganzen Gesellschaft.“ Aus dem von Mengtse herrührenden letzten der „Vier Bücher“ geht ferner hervor, daß die Chinesen von altersher den Boden als die Quelle allen Wohlstandes und als das hauptsächlichste Steuerobjekt betrachtet haben. Der Ackerbau sei die Wurzel, Gewerbe und Handel seien die Zweige, und daher müsse dem Ackerbau die größere Bedeutung beigemessen werden. Weil diese Wertung in China bis heute immerdar gegolten hat, entwickelten sich hier die denkbar gesundesten Rechtsverhältnisse für das Grundeigentum. Der Boden wird nicht als Ware behandelt; der Kauf von Land ist nach chinesischer Anschauung nicht viel besser als ein notwendiges Übel, der Verkauf aber gilt im allgemeinen für pietätlos und tadelnswert. Gegen den Landwucher gibt es zahlreiche Gesetze. Schon 653 n. Chr., unter den Tang, wurde folgende Bestimmung erlassen: „Wenn von jetzt ab wohlhabende Leute ihre Mittel benutzen, um für die Armen den Verlust ihres Grundbesitzes herbeizuführen, so wird der Käufer angewiesen werden, das Land zurückzugeben, und außerdem wird ihn eine Geldstrafe treffen.“ Sehr bezeichnend ist auch die folgende gesetzliche Bestimmung, die im Jahre 1205 unter den Sung erlassen wurde: „Wer sein Grundstück verpfändet oder verkauft, dem mag es freistehen, sich von seinem Eigentum zu trennen, aber es ist nicht erlaubt, daß er das Land dann pachte und zum Hörigen werde. Wer Geld ausleiht, darf nur einen geschriebenen Vertrag für die Verpflichtung zur Rückzahlung verlangen; es ist nicht erlaubt, daß er den Schuldner zum Hörigen auf seinem Lande presse.“ Durch die ganze chinesische Bodengesetzgebung zieht sich als roter Faden der leitende Gedanke: Das Land gehört dem, der es bebaut. Das Kolonisieren im eigenen Lande ist vom Staate in China von jeher begünstigt worden. Jeder darf ohne weiteres von herrenlosem Lande, von staatlichem Eigentum Besitz ergreifen, aber er muß es nötig haben und er muß es bebauen.

Solches vernünftige Bodenrecht war die Voraussetzung für die unübertreffliche Meisterschaft der Chinesen, dem Boden mit gegebenen Mitteln die denkbar größte Menge an Nahrungsmitteln abzugewinnen. Wobei sie allerdings auch in ein Extrem verfallen, indem sie mit dem Boden allzu sehr geizen. Die Zwecke des Ackerbaues dulden so gut wie gar keine dem bloßen Vergnügen gewidmeten Anlagen. Die Wege müssen sich mit dem denkbar geringsten Raume begnügen. Es gibt keine Wiesen. Nichts von dem, was auf den Feldern gezogen wird, dient der Ernährung von Tieren, alles ist für Menschen bestimmt. Nur wenige Haustiere werden

gehalten und die wenigen, die sich selbst ihre Nahrung an zur Bebauung ungeeigneten Stellen suchen müssen, meist nur, um geschlachtet zu werden. In der Arbeit hat der Mensch das Tier fast ganz verdrängt, und auf dem Gebiete der menschlichen Ernährung weicht wieder das Tier der Pflanze. In Europa ist Fleisch heute fünfmal so teuer als Brot, d. h. wo bei Pflanzenernährung ein Hektar Ackerland genügt, um eine bestimmte Anzahl von Personen zu ernähren, erfordert die Fleischernahrung fünf Hektar. In China, wo das Mißverhältnis noch größer ist und wo die vornehmste Sorge des Einzelnen auf die Erzeugung und Erhaltung einer zahlreichen Nachkommenschaft gerichtet ist, kann die Fleischernahrung im allgemeinen nur als ein Luxus für die Reichen gelten.

Die europäische Volkswirtschaft hat vor der chinesischen in ihren wunderbaren technischen Hilfsmitteln noch gewaltig viel voraus. Man übersieht jedoch gewöhnlich, daß diese Hilfsmittel bisher fast lediglich der Verbilligung der Fabrikwaren zugute gekommen sind, während die Bodenerzeugnisse im Maschinenzeitalter teurer statt billiger geworden sind. Ermöglichten es uns die Erfindungen der Neuzeit, die Herstellungskosten der dem Komfort dienenden Güter immer weiter herabzudrücken, so haben die Chinesen dafür das viel wichtigere Problem gelöst, die Herstellungskosten der Ware Arbeitskraft auf ein denkbar niedriges Niveau herabzudrücken. Überall, wo an den Stätten westlicher Kultur die Industrieartikel am billigsten sind, ist das Leben am teuersten, weil die Preise für alles, was dem einzelnen unbedingt nötig ist, Wohnung, Kleidung, Nahrung, fast ausnahmslos steigen. Bei uns wird die Aufmerksamkeit des Konsumenten durch eine riesenhafte Kellame zugunsten einer in falsche Bahnen gelenkten Produktion immer mehr vom Notwendigen auf das Überflüssige abgelenkt, während in China zugunsten der Wohlfeilheit des Existenzminimums noch heute Konfusius' Rat alle Wirtschaftspolitik beherrscht: „Laßt deren, die Güter produzieren, viele sein, und deren, die sie verbrauchen, wenige; gewährt dem Produzenten jegliche Erleichterung und laßt die Verbraucher Sparsamkeit üben: dann wird es immer eine genügende Menge Gebrauchsgüter geben.“

Otto Corbach



Katharina II. und ihr Hof

Aus den in mehrfachen deutschen Ausgaben vorliegenden Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland (nach der einfacheren und billigeren bei Luz, Stuttgart, ist jetzt auch eine vollständige, offizielle im Insel-Verlag, Leipzig, erschienen) reißt Erich Schlaitjer in der „Welt am Montag“ einige seiner stärksten Eindrücke aneinander:

Enttäuschen müssen diese Memoiren alle, die sie in der Erwartung einer pikanten Lektüre zur Hand nehmen. Katharina erzählt zwar, wie sie zu ihren ersten Liebhabern gekommen ist, aber sie hat begreiflicherweise durchaus nicht das Bedürfnis empfunden, eine Geschichte ihrer erotischen Exzesse zu schreiben.

„Wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf,“ sagt sie an einer Stelle, „so nehme ich mir die Freiheit, über mich selbst zu äußern, daß ich ein ‚freimütiger und biederer Kavaller‘ war. Und doch war ich nichtsweniger als ein Mannweib. Man fand in mir zugleich mit dem Geist und Charakter eines Mannes die Reize einer sehr lebenswürdigen Frau.“

Wenn Katharina eine politische Rechnung aufstellt, folgert sie gelegentlich mit einer geradezu blendenden politischen Kunst, und wenn sie von ihrem Kampf gegen hößliche Gegner berichtet, ist sie eine kluge weibliche Schlange, die mitunter einen entzückenden Humor der Bosheit spielen läßt.

Was den gebildeten Leser an diesen Aufzeichnungen so stark fesselt, ist einmal die konsequente Machtpolitik dieser kleinen deutschen Prinzessin, die über Leichen

zur Beherrscherin aller Russen emporstieg, und zum anderen das kulturhistorische Bild eines Hofes, an dem sich äußere Pracht und innere Fäulnis zusammenfanden.

In einer mehr als dürftigen Verfassung kam die blutjunge Katharina nach Rußland, um die Braut des Großfürsten Peter zu werden. Wenn ich drei oder vier Kleider hatte, bemerkt sie selber, so war dies das höchste, und das an einem Hof, wo man den Anzug täglich dreimal wechselte. Meine ganze Wäsche bestand aus einem Duzend Hemden, und die Bettlächer gebrauchte ich von meiner Mutter.

Trotz dieser äußeren Armut aber richtete sie ihr Auge von Anfang an keineswegs auf den vertrottelten Großfürsten, sondern auf die Krone Rußlands. „Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus,“ berichtet sie von ihrem Hochzeitstag, „nur der Hrgeiz hielt mich aufrecht. Im Grunde meines Herzens fühlte ich ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland in eigener Machtvollkommenheit sein würde.“

Wie jeder Schritt, den sie tut, im Gedanken an dieses Ziel berechnet ist; wie sie bald ihren männlichen Verstand und bald ihre weiblichen Reize spielen läßt; wie sie bestrebt ist, die Kaiserin, den Hof und das russische Volk für sich zu gewinnen; wie sie in der einen Situation demütig-bescheiden ist, um in der anderen den Gegner mit den Storpionen ihres Wihes zu gelbeln; wie sie die Mienen in die Luft sprengt und selber Mienen legt — das alles würde an sich bereits eine außerordentlich reizvolle historische Lektüre sein. Nun aber kann die Kaiserin das alles gar nicht schreiben, ohne zugleich ein kulturhistorisches Bild des damaligen russischen Hoflebens zu zeichnen.

Wenn man den Hof allgemein bezeichnen will, kann man sagen, daß über einen Untergrund von roher russischer Barbarei der Prunk des vierzehnten Ludwigs ausgegossen war. Man sucht an diesem Hof so leicht kein Laster vergeblich, nur daß die französische Grazie des Lasters fehlt. Der großfürstliche Gemahl Katharinas besäuft sich mit seinen Bedienten und prügelt sie, wenn sie im Kausch vergessen, daß er ihr Herr ist. Die Hofdamen seiner Frau macht er zu Mätressen, und die bevorzugten Damen werden à conto dieses Vorzugs unver schämt und frech. Während das arme, halb wilde russische Volk sich scheu und ängstlich in seinen elenden Dörfern verbirgt, wird von dem Geschmeiß des Hofes um ungezählte Tausende von Rubeln hazardiert. Bei der Kaiserin Elisabeth löst ein Günstling den andern ab, und die Günstlinge mißbrauchen ihre Macht, um das Volk durch Monopole zu plündern. Auf den Hofbällen erscheinen, als ein herrliches Impromptu des menschlichen Wihes, um mit Schiller zu reden, die Männer in Weiberkleidern und umgekehrt die Damen in Herrentostümen, in der Hauptsache wahrscheinlich, damit die Kaiserin Elisabeth zeigen konnte, daß sie sehr wohlgeformte Weime hatte. Bei einem Schloßbrand verliert die Kaiserin 4000 Kleider, dabei aber muß der Hof gelegentlich in Räumen haufen, die mehr für das liebe Vieh als für Menschen berechnet erscheinen. Während man aus Frankreich den äußeren Glanz des achtzehnten Jahrhunderts hinübernimmt, spukt in den Köpfen noch der finsternste Aberglaube. . . .



Modernes Eheglück



anz recht hat das „Bayerische Vaterland“, wenn es dieses Kapitel nicht irgendwo unter dem Strich behandelt, sondern als Leitartikel an der Spitze des Blattes. Kann es eine wichtigere, eine aktuellere politische Frage geben, als die, ob Krieg oder Frieden herrschen soll? Man wende nicht ein, es handle sich ja nur um die beiden häuslichen Großmächte, die Geschichte lehrt das Gegenteil, was wir als hinreichend bekannt voraussetzen und daher keinesfalls näher begründen werden.

Wenn man nun aber frage, was besser wäre, eine „Liebes“- oder eine „Vernunft“-Ehe, so dürfte der Verfasser ob solcher Fragerei mit Recht sacksiedegrob werden. Aber er wird es nicht, er bleibt in den Grenzen ausgesuchter Höflichkeit. „Eine Vernunftehé“, bemerkt er zartfühlend, „setzt ohne Zweifel eine Portion ‚Vernunft‘ voraus. Ja, hätten sie nur ein bißchen Vernunft, dürften sie ruhig auch eine Liebesehé eingehen. Da fehlt es ja gerade, daß von Vernunft oder so etwas Ähnlichem längst gar keine Rede mehr sein kann. Unter einer ‚Vernunftehé‘ verstehen die Leute eben eine Gelbheit. Wer eine solche eingeht, will Geld. Hat er dieses Ziel erreicht, muß er konsequenterweise zufrieden sein. Das fällt dem Kerl aber gar nicht ein. Hat er erst das Geld, markiert er sofort den ‚Unglücklichen‘. Es ist dies sehr angenehm, denn, ist man ‚unglücklich‘ verheiratet, hat man das Recht zu Abenteuer aller Art. Reizend sind auch die Liebesehén. Unsere Mannsbilder krabbeln aber auch auf jeden Leim. Ein nettes Gesicht, eine schneidige Erscheinung genügt, um ihre stark sitapazierten Liebesgefühle wieder zu mobilisieren. Dann meinen sie, sie ‚liebten‘. Mit dem Gürtel, mit dem Schleier bricht dann der hohe Wahn in tausend Scherben, den sie für ‚Liebe‘ hielten, während er nichts war als eine Gemeinheit. Post festum kommt dann einem solchen Waschlappen die Inspiration, und er merkt, er habe sich ‚geirrt‘. Ach, der Ärmste! Die Männer werden nur zu oft bestimmt zur Ehe durch grobsinnliche Motive, die Weiber sehen in ihr vielfach eine Versorgung und laufen einfach dem besten Stall zu. Beide aber, Männer wie Frauen, sind in diesen Fällen viel zu erotisch, um treu sein zu können. ‚Man kann nicht jeden Tag Kalbfleisch essen‘, sagen diese Herrschaften. Solche Leute sollen überhaupt nicht heiraten. Da wundert man sich über die vielen Scheidungen! Früher war der letzte Scheidungsgrund stets pekuniärer Natur. War kein Geld mehr da, fing der Streit an, und schließlich ließen die Leute auseinander. Zu diesem Scheidungsmotiv trat jetzt noch ein zweites. Das Recht, sich auszuleben, d. h. die freie Liebe ist ebenfalls eine Scheidungsurfsache geworden. Die ‚unverstandene‘ Frau, die Jbsen usw. schufen, steht nicht mehr allein, zu ihr gesellte sich der ‚unverstandene‘ Mann, wohl der etelhafteste Bengel, den die Kulturgeschichte zeitigte. Er ist das ‚geistige‘ Pendant zu jenem Ungeheuer, das die Mode produzierte und das seinerzeit als ‚Gigerl‘ eine traurige Berühmtheit erlangte. Ein Mittel gegen die Korruption existiert nicht. Sie ist keine Erscheinung für sich, die man einfach loslösen könnte aus der Zeitkultur. Die korrumpierte Ehe ist nur ein einzelnes Symptom aus einem ganz kompliziertem Symptomkomplex, dem ein tieffühendes Leiden zugrunde liegt. Dieses Leiden ist die falsche Erziehung, die zu einer ebenso falschen Lebensanschauung und zur Charakterlosigkeit, zum Egoismus führt.“



Suffragetten im achtzehnten Jahrhundert



In England, schreibt Gertrud Pid in der „Frankf. Ztg.“, ist alles schon dagewesen, selbst etwas Ähnliches wie der Hungerstreik. Die Suffragetten hatten dort schon ihre Vorläuferinnen, die, wenn auch nicht für so ernste Zwecke, doch mit verwandten, wenn auch nicht so krassen Mitteln wie heutzutage kämpften.

Es war am 2. Mai 1738, als einige Damen aus der höchsten und hohen Aristokratie ihren Eintritt in das Parlament erzwangen, — allerdings nicht als Mitglieder. Wenn man die Geschichte in den Memoiren der Lady Mary Wortley Montagu liest, kommt sie einem wie eine moderne Geschichte vor.

Lady Montagu selbst war eine originelle Frau. Sie wurde 1690 als älteste Tochter Evelyn Pierreponts, des Herzogs von Kingston, und seiner Gemahlin, Lady Maria Fielding, geboren. Die Familie rühmte sich, von den Habsburgern abzustammen, da ein Zweig vor der Erhebung Rudolfs von Habsburg auf den deutschen Kaiserthron nach England gekommen sei.

Im Jahre 1712 vermählte sie sich mit Lord Edward Wortley Montagu, dem sie 1716, als er Gesandter in Konstantinopel wurde, dorthin folgte. Hier studierte sie Land und Leute gründlich, und ihre Briefe darüber wurden auch bald gedruckt. Sie war die erste Dame, die den Mut hatte, ihren dreijährigen Sohn, und zwar in Konstantinopel, impfen zu lassen, und ihr Verdienst ist es, daß die Pockenimpfung in England eingeführt wurde. Was sonst über ihre damaligen und späteren Sonderbarkeiten erzählt wurde, ist vielfach Klatsch, zum Teil von ihrem früheren Freunde und späteren Feinde Pope erfunden.

Die Frauen zeigten schon damals eine starke Anteilnahme an der Politik. Lady Montagu gibt nun in einem Brief an Lady Pomfret einen Bericht darüber:

„Die Frauen haben ihren Eifer und ihren Hunger nach Wissen in höchst glorreicher Weise gezeigt. Bei der letzten heftigen Debatte im Oberhaus wurde einstimmig beschlossen, keine unnötigen Hörer zuzulassen; folglich war das schöne Geschlecht ausgeschlossen, und die Galerie zum alleinigen Gebrauch der Mitglieder des Unterhauses bestimmt. Ungeachtet dieser Verordnung beschloß eine Gruppe von Damen bei dieser Gelegenheit zu zeigen, daß ihnen weder Männer noch Gesetze widerstehen könnten. Diese Heldinnen waren Lady Huntington, die Herzogin von Queensbury, der Herzogin von Lancaster, Lady Westmoreland, Lady Cobham, Lady Charlotte Edwin, Lady Archibald Hamilton und ihre Tochter, Mrs. Scott, Mrs. Pendarvis und Lady Frances Saunderson. Ich führe ihre Namen einzeln an, weil ich sie für die kühnsten Betennerinnen und die entschlossensten Märtyrerinnen der Freiheit halte, von denen ich jemals gelesen habe. Sie erschienen um neun morgens an der Tür des Parlaments, wo Sir William Saunderson ihnen ehrerbietig mitteilte, daß der Kanzler ihre Zulassung verboten hätte. Die Herzogin von Queensbury, das Haupt der Schwadron, schmälte die Unhöflichkeit eines bloßen Rechtsgelehrten und verlangte von ihm, sie heimlich hinauszuführen. Nach einigen bescheidenen Weigerungen schwur er bei Gott, er würde sie nicht einlassen. Ihre Gnaden antworteten mit edler Wärme, daß sie bei Gott trotz Kanzler und Parlament hineinkommen würden. Als dies berichtet wurde, beschloßen die Peers, sie auszuhungern. Es wurde der Befehl erteilt, die Türen nicht zu öffnen, bis sie die Belagerung aufgehoben hätten. Diese Amazonen zeigten sich nun sogar für den Dienst als Fußsoldaten befähigt; sie standen bis fünf Uhr nachmittags ohne Ernährung und ohne Erleichterung da, indem sie immer wieder Salven von Stößen, Fußtritten und Schlägen gegen die Tür losließen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Sprecher im Haus kaum zu hören waren. Als die Lords auf diese Weise nicht zu besiegen waren, befohlen die beiden Herzoginnen (wohl erfahren in dem Gebrauch von Kriegslisten), während dieser halben Stunde das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und der Kanzler, der dies für einen sicheren Beweis ihres Abzugs hielt, gab, da die Mitglieder des Unterhauses sehr ungeduldig waren in das Haus einzutreten, den Befehl, die Tür zu öffnen; worauf sie alle hineinstürzten, ihre Mitbewerber beiseite schoben und sich in die vordersten Reihen der Galerie setzten. Sie blieben da bis nach elf, wo die Sitzung aufgehoben wurde; während der Debatte applaudierten sie, gaben Zeichen von Mißfallen, nicht nur durch Lächeln und Winkle (die bei solchen Gelegenheiten immer erlaubt gewesen sind), sondern durch lautes Gelächter und deutliche Zeichen der Verachtung, und das ist wohl der wahre Grund, warum der arme Lord Hervey so miserabel sprach . . .“


Es war 30 Jahre nach jenem Sturm auf das Parlament, als die Frauen Englands auch anfangen, ebenso wie die Männer Klubs zu gründen. Die Bedeutung dieser Tatsache kann man nur würdigen, wenn man bedenkt, welche Rolle die Klubs im gesellschaftlichen und politischen Leben der Nation spielen, spielten und immer spielen werden. Sie sind aus dem echt englischen Bedürfnis entstanden, Geselligkeit mit vollständigster Freiheit und Mühelosigkeit zu verbinden. Der erste weibliche Klub, von dem wir Kunde haben, ist im Jahre 1769 von sehr vornehmen Damen gestiftet worden und erregte als eine Neuerung gewaltigen Anstoß, besonders auch bei dem König und der Königin. Der Klub hatte in der Albemarlestraße, in einem

Hause, das eine Geschichte hat und das einige Jahre vorher ein oppositioneller Klub berühmt gemacht hatte, sein Heim. „Die Mitglieder desselben, Frauen der höchsten Aristokratie, zeichneten sich,“ sagt Walpole, „alle durch Tugend aus. Auch gab dieser Verein zu keinem Argernis Anlaß, obgleich das Zeitalter wegen Ehescheidungen verrufen war, die meisten Damen ausgezeichnete Schönheiten waren und die meisten fashionablen Männer dem Klub angehörten. Selbst das Spiel, das in jener Zeit in so ausschweifendem Stile getrieben wurde, überschritt in dem Damenklub keineswegs das Maß.“

Es ist interessant, daß der Albemarle Club noch heut an der alten Stelle besteht, als einer der wenigen Klubs, die männliche und weibliche Mitglieder haben, während reine Frauenklubs jetzt in Menge existieren.



Das Mädchen aus dem Berliner Westen

ie „geht“ mit „ihm“ in der Tauenzienstraße. Diese Straße ist nach der „Köln. Stg.“ die „echt weltstädtische“ Straße für das wirkliche, das moderne Berlin. Dafür hat sie auch „das sorgfältig abgewogene Laster einer gutgestellten bürgerlichen Welt, die weiß, was sie der Moral, den Sitten und der Respektabilität auch nach außen hin schuldet“. Sie ist mit einem Wort die sexuelle Straße schlechthin:

„Schon wer hier seine erste halbe Stunde verbringt, spürt, daß hier eine eigentümliche Luft weht, eine Luft, die geladen ist mit Sexualität. Die Geschlechter beobachten sich, streifen sich, wählen, prüfen. . . Nicht etwa in der Manier der Friedrichstraße. Nichts mehr von den groben Worten, den brutalen Aufforderungen, dem Jargon der Provinzlästernheit, die dort herrschen. O nein! So was machen wir hier nicht mehr. Das Tauenziengirl, meist ein Mädchen aus guter Familie, hat seelische Qualitäten, eine gute Bildung und ist tabellos angezogen. Auch wenn sie Florstrümpfe trägt und sich etwa drei Rendezvous in der Woche gibt, hält sie sich für ein durchaus ‚anständiges‘ Mädchen. Woraus man sieht, wie Meinungen die Menschen glücklich machen. . . Das Tauenziengirl, das längst nicht mehr die Berlinerin vor dreißig Jahren ist, ist besessen nicht die ‚demi-vierge‘, die Marcel Prevost in die literarische Welt einführte. Sie ist etwas mehr, sie hat einen nordisch berlinischen Einschlag, der nicht dabei stehen bleibt, nach schwül verlebten Stunden mit dem ‚Schah‘ oder Verhältnis das erhitzte Blut unter dem Dedmantel der Ehe weiterfündigen zu lassen. Das Berliner Tauenziengirl besucht oft das Gymnasium, sie liest viel, sie wird von ihren Eltern früh auf weite Reisen mitgenommen, sie macht sogar Examina. Da die Rasse nicht dumm ist, hat sie von ihrer neuen Bildung zunächst eine für sie sehr wichtige Folgerung gezogen: die einer fast schrankenlosen Freiheit. Sie will für sich, möglichst wenig von der Familie belästigt sein, von ihrer Jugend allen erdenklichen Vorteil ziehen, und dann einen reichen und möglichst bequemen Mann heiraten. Das sind ihre Ideale. Was dabei für viele herauskommt? Die Eltern wissen es nicht, haben auch keine Zeit, sich darum zu kümmern. Verantwortungslose Agitatorinnen, die in Büchern und Reden hundertmal diesen jungen Dingen das Wort ‚Freiheit‘ ins Gesicht schreien, wissen es auch nicht, weil sie gewöhnlich nie an die Folgen ihrer Handlungen, sondern nur daran denken, wie sie Lärm machen können. Das Tauenziengirl macht keinen Lärm. Aber es bezieht schon mit 16 Jahren, auch wenn die Eltern eine Viertelstunde entfernt wohnen, eine Studentenbude für sich, es ist Mitglied von Klubs und Sportvereinen, nicht um ernsthaft Sport zu treiben — naive Seelen! —, sondern um männliche Bekanntschaften zu machen. Zu denen kommt man dann später auf die Bude, trinkt Tee bei ihnen, spricht von den Werken Grecos oder vom Parsifal. Wenigstens fängt man damit an. . . So wandert das zu zweien oder zu dreien untergefaßt am Nachmittag die Tauenzienstraße entlang, lachend und schwachend seine Bekannten begrüßend

oder sich mit denen ein Stellbischein gebend, denen man ‚Konditoreilagernd‘ geschrieben hat, oder mit heißen Wangen und den wissenden Augen der jungen Berlinerin die Männer prüfend. Viele der Mädchen sind hübsch, alle gut gepflegt, die meisten tragen ihre Sportanzüge mit Vorliebe hier spazieren. Und nur wenn man ihren Dialogen genauer zuhört, kommt etwas Urberlinerisches zum Vorschein, diese Mischung von Fremdtümelei und Schnoddrigkeit, die die Klasse stets gehabt hat, und die sie nie verlieren wird. Da hört man Worte wie ‚Na, die Ella, die weiß brenzlich Bescheid‘, ‚Aber die Naivität meiner alten Dame bin ich manchmal platt‘, ‚Ain, so etwas ist mir zu familiös‘, ‚bildschön‘ oder ‚primaprima‘ oder ‚tottschid‘ sind die Wertmesser auf der Tauenzienstraße, und ein Einatter, den man im Kino oder im Theater gesehen hat, ist selbstverständlich kein Einatter, sondern ein ‚Stetch‘.“

Etwas „brenzlich“, aber wahr. Diese Berliner Pflanze existiert nun einmal, bemerkt die „Deutsche Tagesztg.“, und läßt sich so wenig leugnen, wie Nachtschatten und anderes Unkraut. Verständlich sei es ja, wenn ein Artikelschreiber, als Eingeborener, die Berliner „höhere Tochter“ in Schutz nehme: „Aber selbst wenn wir alle Abertreibungen abziehen, bleibt doch genug übrig, was einen Juvenal gesprächig machen könnte, ohne daß er gerade das Berlin des 20. Jahrhunderts als eine Suburra zu schildern braucht. Es sind wirklich nicht nur die Zugewanderten, die noch nicht genügend verberlinerten Provinzialen der ersten Generation, deren weiblicher Nachwuchs die Rekruten für die Tauenziengirl-Brigade liefert. Unvergessen sind noch gewisse Prozesse, wo diese Jungmannschaft aufmarschierte, nicht zum geringen Schrecken ihrer altberlinischen Umwelt. Das waren allerdings nicht die schönsten Geheimratsstöchter, Generalsnichten, Majorswitwen usw., mit deren Bekanntschaft die vom Verteidiger des Mädchens aus dem Westen glücklich gekennzeichneten Lebejünglinge zu renomieren pflegen. Von diesen nie erlebten Abenteuern erfährt man in der Provinz nichts, es müßte denn nicht eine gewisse Sensationspresse sein, die eifrig jeden Skandal bucht und weiterträgt und dadurch das vielberufene Tauenziengirl ferngelegenen Kreisen vorstellt. So ganz Märchenprinzessin ist dieses Wesen eben durchaus nicht; es ist ein Erzeugnis der Großstadt, und es wäre ein vergebliches Bemühen, Berlin besser machen zu wollen als es ist. In jeder Kulturgeschichte werden Augenzeugen genannt, die nicht viel Ruhmenswertes von den Spreethenerinnen zu melden wissen. Man erinnere sich nur der friderizianischen und nachfriderizianischen Zeit, einer Zeit sittlichen Niedergangs, der steigendem Wohlstand parallel lief. Dieselben Erscheinungen gewahren wir nach 1871, und in der Gründerzeit, die unter dem Zeichen der Eingeltangelseuche stand, verfeinerten sich die Sitten auch nicht. Seitdem ist die Reichshauptstadt ein Sammelboden nicht nur von Reichtum und Jugend geworden, und wenn wir dem vom bürgerlichen Liberalismus als Lebensschilderer so hoch eingeschätzten Hermann Sudermann glauben dürfen, ist die Frau der reichen Schicht kaum als Hüterin des Herdfeuers anzusehen. Er hat ihren Typus richtig erfaßt, und es muß uns unverwehrt bleiben, diesen Damen zur Last zu legen, daß ihre Töchter sich zu Tauenziengirls fortentwickelt haben. Als vorsichtiger Geschäftsmann hat dieser Bühnenschriftsteller zwar stets vermieden, das Kind mit dem richtigen Namen zu nennen, und hat es verstanden, sich das Wohlwollen seiner Mitbürger israelitischen Glaubens zu erhalten. Aber es geht nicht an, die üblen Erscheinungen unserer großstädtischen jugendlichen Damenwelt damit zu entschuldigen, daß sie in verständnisloser Nachahmung sich die Halbweltlerin zum Muster nehmen, da sie als Zugewanderte den Dingen noch nicht auf den Grund geschaut haben. Auch in der Provinz weiß man, wie man sich anzuziehen hat, die Mode ist leichtbeschwingt und erreicht Berlin ebenso schnell wie irgendein Städtchen hinterwärts der Suchler Heide. Nach den allerorten verbreiteten Modebilbern ist jede Mutter in den Stand gesetzt, Auswahl für ihre gesellschaftsfähigen Töchter zu treffen, und ob dies mit dem nötigen Takt geschieht, mag sich jeder selber beantworten, wenn er bei einem Spaziergang durch die Tauenziensstraße und den Westen Berlins die Augen aufmacht. Nicht die wenigsten weiblichen Wesen sind frühreife Orientalinnen, denen mütterlicher Unverstand jede Modeauschreitung

erlaubt. Bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit haben sie es sich selber zuzuschreiben, wenn der fremde, diesen Ton nicht gewöhnte Hauptstadtbesucher falsche Schlüsse aus ihrem Auftreten zieht, und diese Auffassung ist begreiflich, wenn man weiß, wie sehr das ‚Flirtens‘ auf dem Berliner Pflaster eingerissen ist. Es ist ein fremdländisches Gewächs, das in seinem Ursprungslande unter andersgearteten Verhältnissen gedeihen mag, dort wo jedes Mädchen von Jugend auf mehr Selbständigkeit genießt als in Deutschland, aber unsere höheren Töchter sollten die Hände davon lassen, sonst laufen sie Gefahr, in den Ruf der Leichtfertigkeit zu geraten, und das ist in Ansehung der Folgen ebenso schlimm wie leichtfertig sein. Wenn also in der Provinzpresse und in nationalen Blättern ‚das Galali gegen das Mädchen aus dem Berliner Westen‘ ertönt, so sollte das nicht als ungerechtfertigte Verteufelung, sondern als eine Mahnung zur Einkehr aufgefaßt werden. Ein Blick auf das Straßentreiben im Berliner Westen genügt, um zu beweisen, daß die Warnungsrufe nicht grundlos sind.“



Bergsons Philosophie



eine „absoluten Wahrheiten“, wohl aber genial gesehene Weltbilder bietet uns die Philosophie —: diesen Satz legt Dr. O. Kiefer im „März“ einer Würdigung des berühmten, leider bald zur Modeberühmtheit gewordenen Bergson zugrunde. Um so reicher mit Lebenswerten gesättigt werden diese philosophischen Weltbilder sein, je lebensvoller die Persönlichkeit ist, mit deren Herzblut sie geschrieben sind. Nicht anders sollen wir uns zu ihnen einstellen, als zu den Werken Homers, zum Faust, zum Zarathustra: „Halten wir daran fest, so werden wir gleichzeitig einem Fichte und Schopenhauer, Nietzsche und Hartmann gerecht werden, ohne uns irgend einem mit Haut und Haaren zu verschreiben, was immer ein Zeichen von Schwäche ist. Auch dem Zauber der Bergsonschen Genialität werden wir auf diese Weise nicht so unbedingt unterliegen, wie die vielen Tausende seiner kritiklosen Anbeter, die, Männlein und noch mehr Weiblein, seinen Hörsaal im Collège de France stürmen, oder wie sein deutscher Verleger, der ihn als den originellsten Denker seit Kant preist!

Philosophie als Welterschauung einer genialen Persönlichkeit: wie schaut nun Bergson die Welt? Man könnte vielleicht kurz sagen: er macht mit dem geistreichen Aperçu des Heraklit ‚alles fließt‘ bitter Ernst, er macht ein ‚System‘ aus diesem Gedanken, wenn nicht jede teufelgründliche und langweilige Systemmacherei diesem glänzenden Essayisten fern läge. Ist doch auch sein bisher größtes Werk, die ‚Evolution créatrice‘, alles andere als ein System im Sinne eines vom Hegelianismus erfüllten Gedankenarchitektes. Aber er tut mehr: er verbindet die Idee Heraklits mit den Ergebnissen der Entwicklungslehre, die er, erfreulich anders als mancher deutsche Philosophieprofessor, nicht ignoriert, sondern dankbar als größte Errungenschaft der Wissenschaft unserer Zeit anerkennt. Leben ist ihm ‚schöpferische Entwicklung‘, Leben ist ein Strom des Schaffens, aus dem neue und immer neue Gestaltungen hervortreten, und dem grämlichen Pessimistensatz: es gibt nichts Neues unter der Sonne, ruft er entgegen: es gibt nur Neues, die Entwicklung des Lebens ist eine ewig erneute Schöpfung! Die Lebensschwungkraft des ‚élan vital‘, der bei Bergson ungefähr die Rolle des Schopenhauerschen ‚Willens‘ oder Fichteschen ‚Ich‘ spielt, ist der Drang, immer kompliziertere Formen mit immer höherer Bestimmung zu schaffen. Diesem absoluten Schöpferdrang steht freilich eines ewig im Wege: die Materie, bei Bergson keine irgendwie geartete ‚Substanz‘, sondern nichts anderes als die Umkehrung der vorwärts drängenden Schöpferbewegung des ‚élan vital‘, der seinerseits ewig sich bemüht, möglichst viel Freiheit in den Mechanismus der Materie hineinzubringen. So sieht Bergson den uralten und durch keine Philosophie noch je wirklich gelösten Dualismus

von Geist und Materie, Freiheit und Notwendigkeit oder wie man dies Urphänomen sonst noch genannt hat.

Der Lebensimpuls hat sich nun nach Bergson in wesentlich verschiedene Entwicklungsreihen zerteilt: im Tier richtet er sich nur auf die eigene Bewegung, im Menschen auf die Materie, näher ausgeführt: im Tier wird er Instinkt, im Menschen wird er Intellekt. Der Intellekt ist die Fähigkeit, sich im Reiche der Materie zu orientieren, sie für unser Leben nutzbar zu machen, somit eine rein aufs Praktische, nicht auf die Erkenntnis gerichtete Fähigkeit, der Instinkt dagegen ist die angeborene Erkenntnis der Dinge selbst, die freilich im Tier schlummert und sich zur Handlung veräußerlicht. Könnten wir diesen schlummernden Instinkt zum Bewußtsein erwecken und fragen, und könnte er antworten, meint Bergson, so wäre er imstande, uns des Lebens tiefste Geheimnisse zu lösen. Ab und zu allerdings hat dieser Instinkt sich zum Bewußtsein verinnerlicht, erfährt das Wesen der Dinge und löst uns Geheimnisse, — in der Intuition genialer Menschen. In dieser scharfen Auseinanderhaltung und wesenhaften Unterscheidung der drei Äußerungen des Geistes: Instinkt — Intellekt — Intuition hat man wohl den eigentlichen Kernpunkt der Bergsonschen Philosophie zu erblicken, ihre neue Orientierung im Reiche des Denkens. Denn aus dieser Fassung des menschlichen Intellekts ergibt sich sofort ein weiteres: alles, was uns dieser Intellekt als angebliche Erkenntnisse über das Wesen der Dinge sagte, hat nur einen ganz relativen, auf den Bereich unseres Handelns bezüglichen Wert! Nur was geniale Künstler und Denker intuitiv erfassen, reicht ans Wesen der Dinge. Denn das Wesen der Dinge ist unendlich erhaben über das, was unser Intellekt darüber ausagt. Man nennt solche Weltanschauung Irrationalismus, man kann auch von Pragmatismus sprechen. Die Einseitigkeiten, ja Gefahren solchen Philosophierens darf man berühren, ohne die Bedeutung eines Bergson zu verkleinern. Man kann fragen: Wird die Berufung auf die Intuition als höchste, ja einzig wahre Erkenntnisquelle nicht der Willkür Tür und Tor öffnen und zu einer bedenklichen Verachtung der exakten Wissenschaft führen? Solche Früchte hat die Lehre Bergsons in Frankreich bereits gezeitigt. Aber auch Schopenhauer und Nietzsche sind ja so oft schon ganz anders verstanden worden, als sie es wünschten! Bergson selbst ist der letzte, der solche Folgerungen aus seiner genialen Intuition gezogen wünscht, sagt er doch einmal: „Wie könnte ich schon heute ein endgültiges Ergebnis formulieren, wenn die von mir vorgeschlagene Methode fordert, daß man erst allmählich, auf dem langen, schweren Weg der Tatsachen zu den Ideen aufsteigt!“ Denn wir dürfen nie vergessen, daß Bergson weit davon entfernt ist, etwa in jedem bizarren Einfall irgend eines Sonderlings eine ‚Intuition‘ zu sehen! Vielmehr setzt nach seiner Ansicht das plötzliche Aufleuchten einer Intuition ein langes und gründliches Studium der betreffenden Tatsachen, Probleme und Theorien voraus, förmlich ein Einswerden mit dem Wesen der betreffenden Frage, das sich dann plötzlich der ringenden Seele enthüllt. Man wird vielleicht einwenden: das ist ja das Wesen einer künstlerischen Intuition, aber keine Philosophie! Zugegeben: Bergson ist, wie jeder wirklich geniale Denker, im letzten Grunde Künstler; darin liegt aber gerade seine Größe! Man lese seine glänzenden, um nicht zu sagen, blendend geschriebenen Werke, mit ihrer Fülle höchst lebensechter, farbiger Bilder, diese Schriften, die so gar nichts mehr von professoraler Trockenheit und Abstraktheit haben . . .

Was also kann man heute schon als wesentliche Vorzüge der Bergsonschen Art, die Welt zu schauen, feststellen (ohne ihn damit für einen Halbgott zu erklären!). Einmal: hier steht eine Philosophie vor uns, die es klar ausspricht, daß die Weltwirklichkeit viel zu erhaben über allem Menschendenken ist, als daß dies Denken durch Konstruktionen auch der schönsten göttlichen Dome des Gedankens je imstande wäre, sie zu fassen; es ist nötig und heilsam, wenn diese bescheiden machende Einsicht uns immer wieder nahe gebracht wird; der philosophische Übermut mancher ‚Monisten‘, die in Wirklichkeit, um mit Schopenhauer zu reden, nicht selten den Affenregistratoren nahe stehen, macht dies heute besonders notwendig. Des weiteren:

die Philosophie Bergsons hat wieder einmal den Mut zur Metaphysik, aber zu einer, die sich gründet auf Biologie und Psychologie, und es fertig bringt, das Geistige von allem Mechanismus der Materie, aber auch von aller anthropomorphen Zwecktheorie zu befreien, ohne es ins Abstrakte und Leere zu verflüchtigen; eine Philosophie, die allen Verflachungstendenzen der Zeit entgegen sich wie Nietzsche zur schöpferischen großen Persönlichkeit bekennt, und, recht erfaßt, auch dem Religiösen wieder zu seinem Rechte verhilft (gerade indem sie die reine Verstandesphilosophie bekämpft). Endlich: eine anschaulich, interessant und voll pulsierenden Lebens geschriebene Philosophie, deren Stil auch solchen genießbar ist, die sich seit Hegels² und seiner Nachfolger unverständlichen, langstieligen Erörterungen von aller Philosophie mit Entsetzen abgewendet haben und durch Schopenhauers Pessimismus nicht begeistert wurden. Möge Bergson in diesem Sinne uns schwerfälligeren, allzu rationalistischen und nüchternen Deutschen ein fruchtbarer Anreger sein; zum Modophilosophen braucht er darum noch lange nicht zu werden.“



Jüdisches im christlichen Leben

Bzu der Frage, inwieweit jüdische Elemente in das Leben der christlichen Kirche übergegangen sind, hat kürzlich Prof. Dr. Hoenicke in einer Sitzung der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ in Breslau interessante Beiträge geliefert. So ist nach ihm (laut einem Bericht in der „Frankf. Ztg.“) die Bauform der christlichen Basilika durch den Grundriß des jüdischen Tempels beeinflusst, wie die Einteilung in Vorhalle, Schiff und Sanktuarium zeigt; das Wasserbeden hält er (mit Recht?) für eine Nachbildung des im salomonischen Tempel vorhandenen Bedens. Als Vorbild für die Priestertracht, die starke Wandlungen durchgemacht hat, ist wahrscheinlich nicht die heidnische, sondern die jüdische Priesterkleidung anzusehen. Messopfer und Abendmahlsfeier sind auf jüdische Brudermahle zurückzuführen; auf das Abendmahl hat die Passahfeier eingewirkt. Die Ordnung des Gottesdienstes (Schriftverlesung, Predigt, Gebet), die Woche, ja anfangs auch die Sitte, die Festtage mit dem Einbruch der Dunkelheit zu beginnen, wurde übernommen. Von den Festen stehen Ostern, Pfingsten, Weihnachten, aber auch Lichtmeß zu jüdischen Festen in Beziehung; auch die Einrichtung des Almosenkastens ist jüdischen Ursprungs. Weniger einleuchtend scheint die Zurückführung der Reichte auf das Sündenbekenntnis, wie es bei den Juden am Versöhnungstage und auf dem Sterbebett üblich ist. Von Interesse dagegen — und von Prof. Hoenicke nicht behandelt — ist die Rückwanderung jüdischer Elemente auf dem Umwege über das Christentum ins Judentum. So ist z. B. die christliche Predigt zweifellos eine Tochter der jüdischen Schriftklärung, die neben der Schriftverlesung den ältesten Teil des jüdischen Gottesdienstes bildete; während des Mittelalters verfiel aber dann die Sitte der regelmäßigen Ansprache in den Synagogen und fand erst im 19. Jahrhundert — unter christlichem Einfluß — vielerorts wieder Aufnahme. Ähnlich steht es mit dem geordneten Gemeindegesang, den zunächst das Christentum vom Judentum übernahm; später verfiel er in den deutsch-polnischen Gemeinden und fand erst im Zeitalter der Emanzipation vielfach wieder Eingang. Man denkt an ähnliche Rückwanderungen in der Sprachgeschichte: aus dem deutschen „Balken“ bildet der Italiener sein „balcone“, das dann wieder als „Balkon“ ins Vaterland zurückkehrte.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden
Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ledig geblieben

Lotideale und Unfreiheiten“ sind einmal im Türmer die in den Dienst der bedürftigen Menschheit gestellten Berufszweige lediger Frauen genannt. — Und weiter hieß es: „Das Leben opfert tüchtige, prächtige, liebevolle, edle Mädchen genug in die Vergleichenheit ihrer Bestimmung. Sie gehen dahin, wie die Sophokleische Antigone klagt, fruchtlos, vergeblich, ohne Segen gelebt, unvermählt, ohne daß ihr Schoß ein Kind empfangen hat, ein seliger Mutterarm es an die Brust gelegt.“ — „Das Leben tut genug! so, es sollte nicht noch der Dichter kommen . . .“ usw.

Der Gedante im vorletzten Satz ist ganz antik, aber können wir auch die tiefe Wehmut, die sich in diesen trostlosen Worten ausdrückt, nachempfinden, so pulst doch in unsern Adern kein antikes Blut mehr, in unserm Hirn will kein antikes Denken über diesen Punkt mehr Raum gewinnen, — freilich auch kein mittelalterliches, kein Erheben in den Heiligenstand herer, die ihre ursprüngliche Naturbestimmung freiwillig oder unfreiwillig verleugnen.

Man ist es von früher her gewohnt und kann sich bis jetzt nicht davon losmachen, ein des Jugendzaubers beraubtes Mädchen als dem Verwellen und Verdorren anheimgefallen zu betrachten, gleichviel ob sie als Dame der Genußwelt sich dahinlangeweilt, als Hausfreundin und -gehilfin sich betätigt oder eine gemeinnützliche Tätigkeit ergreift. Um der vollen Entfaltung ihres Menschturns willen soll also die Jungfrau der Ehe zustreben, und wenn ihr Los anders fällt, — ja dann bleibt ihr nur die Resignation und bestenfalls zu deren Selämpfung eine aufopfernde Tätigkeit im Dienst ihrer Mitmenschen — als Notbehelf. Der Altjüngferlichkeit verfällt sie jedenfalls, d. h. nicht dem Altern, das den Menschen zu einer ausgereiften, würdigen Erscheinung macht, sondern der Verschrumpftheit eines aus Mangel an Nahrung zurückgetommenen Wesens.

Viele ledig gebliebene Mädchen haben schon in der Jugend unter der Suggestion der Meinung ihrer Umgebung diese Ansichten eingesogen, zur Abschwächung ihrer Lebensenergie und der gesunden Entfaltung ihrer Seelenkräfte. Ach, und wie viele Mädchen warten nicht, bis sie den rechten Genossen für ihre Seele finden, sondern stürzen in die zunächst sich bietende Ehe hinein, nur um nicht am Ende unvermählt zu bleiben!

Ist denn wirklich für die Frau der höchste Punkt des Mensch-Seins nur in der Ehe erreichbar, nur auf dem Boden der ihr zunächstliegenden natürlichen Bestimmung?

Was ist überhaupt Mensch werden, Mensch sein? — Ist es nicht die Gemüts- und Charakterstärke, unter dem Zwang der Schicksalsfügungen durch eine gottverliebene sittliche Kraft den Willen frei zu setzen, und welches Los einen auch getroffen haben mag, innerlich frei sein Menschturn wieder der Menschheit dienstbar zu machen?

Sollte diese Höhe zu erreichen, dem alleinstehenden Mädchen unmöglich sein? Und wenn sie erreicht ist, sollte ihre Persönlichkeit da oben nie zur Vollreife ihres Menschthums gelangen können, weil sie allein steht?

Gewiß nicht. Darum kein Verzicht! — Ein kräftiges, entfaltungsfreudiges Menschthum, eine gedeihliche Weiblichkeit ist auch außerhalb der Ehe möglich. Keine Resignation! — Auch eine ledige Frau kann ihre fraulichen und mütterlichen Instinkte auf gesegnete Weise ausleben.

Würden untre jungen Mädchen diese Ansichten mit ins Leben nehmen, es gäbe bald nur wenig sogenanntes Altkunferntum, sowohl unter ledig gebliebenen wie unter verheirateten Frauen (was auch vorkommt) mehr. Auf beiden Seiten würden die Besten unsres Geschlechts sich und die unter ihrem Einfluß befindliche Umgebung zur Höhe emporführen.

Leider besteht nur vielfach eine gewisse Spannung zwischen vernäht und unvernäht, eine imaginäre Gegenseitlichkeit, eine Kluft, über die nur ein schwankendes Brüdlein der Verständigung fährt. Die Verehelichten, die Kenner des Lebens, wollen vermöge ihrer Erfahrung und Erkenntnis einzig kompetent sein, dem weiblichen ledigen Geschlecht die Ziele, die innere und äußere Stellung zum Leben zu weisen, auf die Wahl seiner Wege bestimmend einzuwirken, den Wert seiner Persönlichkeiten und seiner Lebensarbeit abzuschätzen. Ihr Urtheil ist auch sehr beachtenswert, aber sie bedenken dabei nicht immer, daß es einen Zeitpunkt in der Selbständigwerdung der unverehelichten Frau gibt, wo der Maßstab, der an die Hausfrau, die Haus-tochter gelegt wird, sich den Verhältnissen, unter denen sie sich zu bewähren hat, nicht mehr anpaßt. Es scheint dann, als schlage das Mädchen eine entgegengesetzte Richtung ein, doch sie folgt bloß ihrer veränderten Verhältnissen sich anpassenden Naturbestimmung.

Häufig auch werden die Lose auf der Glückswage gewogen; man meint, weil das Weib seine reichste Erfüllung, sein höchstes Glück in der Ehe findet, sei jede andre weibliche Berufsstellung bloß ein Surrogat für die Ehe. Ja, kann denn ein guter Beruf an sich, vollends einer im Dienste der Menschheit, als Surrogat bezeichnet werden? Nie. Somit kann er auch für ein Weib nicht dadurch zum Surrogat werden, daß es, eignes Frauen- und Muttertum vergebend, ihn ergreift und ungeteilt darin aufgeht.

Manche Leute werten eine ledige Frau auch nur deshalb geringer, weil sie nicht in engste Lebensgemeinschaft mit einem Mann getreten ist und mit ihm zusammen am Aufbau künftiger Geschlechter schafft. Aber verlangt denn die erwachsene und emporwachsende Generation der Gegenwart nicht der stützenden, helfenden, erbarmenden Liebesarbeit? Ja, oft viel zu wenig für die heutigen Bedürfnisse sind der freistehenden geeigneten Arbeiterinnen, die b a ihre ganze Kraft einsetzen können.

Noch — der Wert eines Menschen für die Menschheit wird ja gar nicht dadurch bestimmt, was für einen Posten er einnimmt, sondern w i e er ihn ausfüllt und im letzten Grunde erst durch die Lauterkeit seines Wesens, durch das Verständnis für die Bedürfnisse seiner Zeit. Ein solcher, an Leib und Seele gesunder, normaler Mensch wird seinen Weg auch allein finden. Darum laßt solche Mädchen ihre Wege tapfer gehn und steht ihnen helfend bei. Dann ist die Brücke zum Verständnis geschlagen.

Hinwieder verschiebt sich auch vom Gesichtswinkel des Ledigen aus der Unterschied leicht zu einem Gegensatz. Er sieht, oder vielmehr — sie sieht (wir wollen nur von Frauen reden) — sie sieht zwischen sich und der mit dem Gatten dazuziehenden Freundin eine Kluft sich aufthun, die sie nicht zu überschreiten vermag, und meint, dort liegt nun ein anderes Reich. Und es ist doch daselbe, was sie vom Elternhause her schon kennt: Menschenglück, Menschenleib, Menschenstreben, an dem jedes mitlachen, mitweinen, mitringen kann. Nur der Rahmen ist umfassender, reicher als der ihre. Sie will den Rahmen messen, doch die Kluft ist da. Nun meint sie durch die Brille der Kritik die Dinge, die sich dort drüben abspielen, beurteilen zu können. Aber — das Rosenleben kennt nur, wer es selbst gelebt. Dennoch kann auch ein andres Blumen-dasein beglückt und gesegnet sprechen. Bau dir dein Gärtchen! Laß die andern i h r e

Rosen pflanzen und pflegen und steh ihnen helfend bei. So wird die Bräute zum Verständnis geschlagen.

Es kommt freilich für ein alleinbleibendes Mädchen ein Moment, wo sie mit der Tatsache abrechnen muß, daß ihre Seele ohne allereigensten irdischen Besitz bleiben soll. Schmerzlich ist das. Für manches ein Schnitt, an dem es sich verblutet oder lebenslang trankt, aber für viele auch nur wie ein starker Abreiß, der ausscheidet, was die fernere Einzelentwicklung nach oben hindert. Glaubt man an eine göttliche Führung im Einzelleben eines jeden Menschen, so darf man bei der jetzigen Lage der Dinge ruhig schließen, daß einfach nicht jedes tüchtige, lebenswerte Mädchen für den Genuß der Liebe und Mutterfreuden, kurz nicht für den Ehestand bestimmt ist. An der Wiege wird ihr das freilich nicht gesungen. Gewöhnlich muß sie auf teils unwilligen, teils frei, nur aus innerem Zwang gewählten Pfaden hindurch zur Befreiung von der ursprünglichen Bestimmung des Weibes zur Höhe der Menschheitsbestimmung hinan, um von hier aus wieder ganz als Weib sich auszuwirken, zu entfalten — aber auf dem Geleise des Einzellebens. Ist jedoch dieses Geleise einmal entschlossen betreten, die Doppelspur zurückgelassen, die eigne Hand fest ans Ruder gelegt, so bleibt kein Raum mehr für Resignation. Ein frohes, volles Bejahen des Lebens als Lebenswert läßt Enttäuschtsein, Verkümmern gar nicht aufkommen. Als Ergänzerin männlichen Schaffens, wo es in öffentlicher Tätigkeit darauf ankommt, als Helferin der Übermüdeten, als Pflegerin der Leidenden, als Erzieherin heranwachsender oder zurückgebliebener Geschlechter kann auch die ledige Frau sich fühlen als Gehilfin und Mutter der Lebendigen, kann sie die Kräfte ihres Leibes, die Gaben ihres Gemüts zum Aufbau der Menschheit hergeben, kann sich reich im Geben fühlen und den Verzicht auf eignen Besitz als kein Opfer mehr einschätzen. Warum solch ein Los als minderwertig, in Resignation getaucht, darstellen?

Aber freilich, stilles Heldentum ist dabei. Die Entbehrung macht es dazu. Also doch Entbehrung?! Ja. Aber Frauenheldentum wächst auf keinem andern Boden als dem der Entbehrung, der Selbstverleugnung, der Hingabe. Ist es denn anders mit der Mutter-schaft? Nicht die Freuden, sondern die Leiden der Mutter machen sie zur Heldin. Und sicher — ihr hochgepreieses Heldentum wäre wie das ihrer unermählten Töchter durch all unsre Jahrtausende ein stilles, verschwiegenes geblieben, hätten nicht die Dichter es so viel und laut besungen. Nun machen sie sich, den Erscheinungen unsrer Zeit Genüge tuend, daran, hier und da auch das stille Heldentum des Verzichtleistens aufzuspüren. Lassen wir sie machen! Vielleicht erschließen sie Quellen von Trost und Ermutigung für manche Einsame, die den festen Halt in sich nicht findend, nach Aufrichtung, Wegweisung, Zuspruch verlangt, vielleicht schallt ihnen gedämpftes aber frohes Händeklatschen aus manchem stillen Stübchen entgegen, in dem hinter verschlossener Türe ein warmes Herz seinen Kampf gelämpft, seinen Sieg errungen, seinen der Hingabe werten Lebenszweck gefunden hat. Vielleicht tut sich auch manchem der Begünstigten, die Hand in Hand mit einem treuen Genossen durchs Leben gehn, der Blick dafür auf, daß es auch außerhalb seines Reviers noch ein Blühen, Reifen und Fruchtttragen gibt — bis an den Tag der Ernte.

Und die Menschheit wird eins in gegenseitiger Würdigung und wechselseitiger Ergänzung.



Gott und das Kind

Eine Erwiderung

In einem früheren Hefte des Fürmers ist an dieser Stelle gegen den Religionsunterricht in seiner bisherigen Form angeführt worden, daß er den Kindern zur Plage werde, daß diese den christlichen Anschauungen oft sehr skeptisch gegenüberständen und daß uns ein Blick ins praktische Leben von der Nutzlosigkeit unserer Religionsstunden überzeuge.

Zum ersten: Religionsunterricht kann so wenig wie jedes andere Fach der Worte entbehren, um die Vermittlung der Gedanken zu ermöglichen. Da man aber nur das wirklich besitzt, was fest in der Seele ruht, so ist es notwendig, dem Kinde die Hauptideen der christlichen Lehre richtig einzuprägen. Natürlich bringt dies Lernen dem Schüler manche unangenehme Viertelstunde, wähnt er doch sogar häufig: „für den Lehrer zu lernen“. So wenig er das Charakterbildende in dieser Selbstzucht erkennt, so gering schlägt er auch oft den inneren Wert des Gebotenen an. Er ist halt noch ein Kind, für das seine Eltern und Lehrer denken müssen. Verständig geworden, ist es wahrscheinlich für den Zwang der Schule dankbar, und die geschmähten Lieberverse und Sprüche vermögen dem Erwachsenen einen Trost und ein Glück zu gewähren, für dessen Würdigung das Kind meistens noch unreif ist. Lernt es aber alle die wunderbaren Worte nicht in der Schulzeit — wann soll es sonst dazu kommen? Wir sind also ganz Luthers Ansicht, wonach das Kind memorieren soll, auch das, was es noch nicht immer ganz versteht. Selbstverständlich wollen wir ihm die Arbeit möglichst erleichtern, weswegen wir auch die Beseitigung veralteter Redewendungen wünschen.

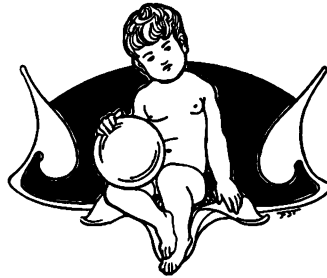
Es wäre nun zu befürchten, daß die Menge des Memorierstoffes das Geistige und Lebendige ertöte. Keine Sorge! Erstens ist heutzutage gar nicht mehr so viel auswendig zu lernen, und zweitens braucht es nur eines rechten Lehrers, dem sein Religionsunterricht Gewissenssache und der ein überzeugter Christ ist. Darin liegt allerdings der größte Schaden, daß so viel Gleichgültige und Segner Religionsunterricht erteilen müssen. Daß man da von Langeweile usw. reden kann, bedarf keiner Versicherung. Es dürften eben nur Lehrer Religionsunterricht geben, die sich von ganzem Herzen eins mit der christlichen Lehre fühlen, oder nur Pfarrer, die ja schon meist durch die Wahl ihres Berufes ihre Herzensmeinung kundgetan haben. Steht das Kind einer christlichen Persönlichkeit gegenüber, so wird es ihr voll vertrauen, sogar blindlings folgen. Was wir aber durchaus nicht wollen; wir freuen uns vielmehr über jeden Zweifel und jede ernste Frage, zeigt sie doch des Kindes Interesse und fühlen wir uns doch in der Lage, allen Fragen befriedigend begegnen zu können. Es gibt allerdings auch Kinder, die eine Art sportsmäßiger Fragererei betreiben, besonders noch, wenn sie Bewunderung damit zu erregen suchen. Fragelustigen dieser Art messen wir nicht viel Beachtung bei: „Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können.“

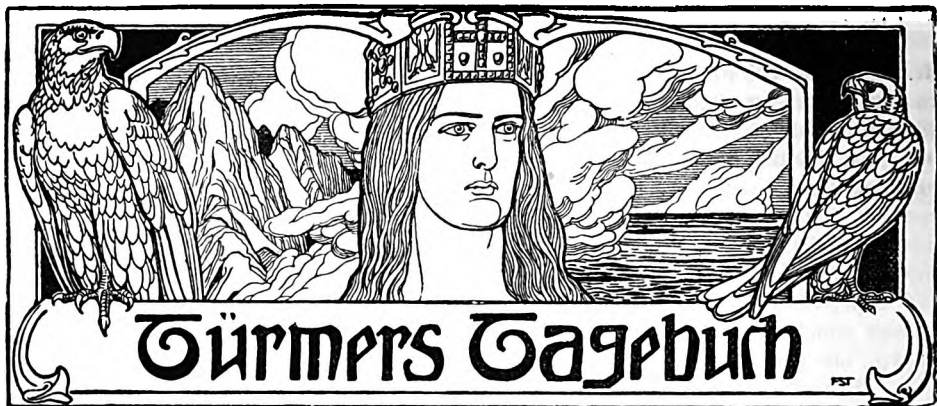
Man bezweifelt nun den Wert des Religionsunterrichts besonders deswegen, weil man keine Erfolge zu sehen meint. Denken wir uns aber einmal die christlichen Ideen aus unserer Gedankenwelt ausgeschaltet, und vergegenwärtigen wir uns gleichzeitig den furchtbaren Existenzkampf unserer Tage — ich glaube, ohne die Einwirkung des Christentums böte uns die Gegenwart ein weit schlimmeres Bild. Wie ich auch fest überzeugt bin, daß nur das Christentum, ganz allein das Christentum, uns vor einem Zusammensturz bewahren wird, den Rom z. B. erlebte. Und was sagt man zu all den segensreichen Einrichtungen, die christliche Liebe schuf? Zu den Tausenden von Menschen, die, in der Nachfolge Christi, ihr Leben in den Diensten der Mitmenschen stellen ohne jede eigennützige Absicht? Wir sagen: Die religiös begeisterten Menschen sind immer noch das „Salz der Erde und das Licht der Welt“. Nicht daß sie sich besser als andere dünkten — die christliche Lehre betont gerade die Schuld jedes einzelnen —

sie wissen nur, daß sie immer noch zu wenig für das Glück des Nächsten leisten. Indessen ist es dem Stifter des Christentums schon selbst klar gewesen, daß nicht allen zu helfen ist: „Der Weg ist schmal.“ Wir zweifeln nicht, daß unter den Altheiligen auch „starke, tapfere Gottsucher“ sind. Sie sind stolz darauf als auf echte Faustnaturen. Ja, aber Faustnatur ist doch jeder vernünftige Mensch ganz von selbst, die brauchen wir nicht anzuerziehen. Wir streben vielmehr aus der endlosen Verwirrung heraus; heraus aus dem lebenhemmenden Zweifel zur fröhlichen Festigkeit des Glaubens, da er doch der Hafen ist, in den sich alle Erkenntnis zuletzt rettet. Ich wette, so ein alter „tapferer Gottsucher“ findet am Ende doch nichts Rechtes, zumal nichts des Bestehenden gut genug für ihn ist und das lange Suchen inmitten unseres abnutzenden Lebens allmählich ermüdet. Nein, kämpfen wir eher gegen den Zweifel, statt ihn künstlich zu nähren, und gewiß leisten wir dann mehr auf der Welt als die ewigen Sucher, die nie finden.

Es wird uns noch ein Religionsunterricht „an Hand der Evangelien, aber nicht nach mittelalterlichen Formen“ vorgeschlagen. Wenn unter diesen „mittelalterlichen Formen“ nicht formelle Kleinigkeiten gemeint sind, so kann ich mir nur etwa einen Moralunterricht vorstellen. Oder wünscht man gar einen monistischen Religionsunterricht?

E. Schuster





Hänschen · Wie's die anderen machen · Das Huhn vor dem Kreidestrich · Auch Bismarck mußte · Die Kunst des Möglichen

Wie neuen Männer in Straßburg scheinen einzuschlagen. Von überflüssigen Herausforderungen ist aus dem Elsaß nichts mehr zu hören, was von solchen berichtet wurde, konnte zur Zufriedenheit aufgeklärt werden, dagegen spürt man die „starke Hand“ dort, wo sie not tut, längst not getan hat, wie nirgend eindringlicher dargelegt worden ist, als an dieser Stelle. Auch — Hänschen hat daran glauben müssen. Er nennt sich zwar „Hansi“, ist aber darum doch nur ein armes Hascherl und Hänschen und ein Typ dazu. Der altbekannte Typ des tumben Deutschen, der sich wunder wie interessant und patent vorkommt, wenn er sich in fremden Federn spreizen darf. Dieses Mal ist es der Urfranzose Walk. Er trägt nicht nur diesen deutschen Namen, sondern stammt auch von deutschen Eltern ab. Aber das ist nur ein Grund mehr für ihn, sich als Vollblutfranzose zu fühlen und alles, was deutsch ist, mit seines angeblichen Wihes Lauge zu befeuchten. Nun ist gegen ihn vor dem Reichsgericht Anklage wegen Hochverrats erhoben worden.

Hochverrat? Wegen einer „literarischen Schöpfung“, dazu noch mit dem idyllischen Titel „Mon village“? — Nicht nur die französische Presse eifert in ehrlicher Kulturentrüstung über solche Roheit teutonischer Barbaren, — auch in deutschen Blättern glaubte man das Vorgehen unverstänglich finden zu müssen. Ach ja, ein Idyll ist es schon — und was für eins! „Das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite,“ heißt es in einer Inhaltsübersicht des „Schwäbischen Merkurs“, „ist eine fortgesetzte Aufforderung zur Revanche. Das Buch ist den Kindern Frankreichs gewidmet und trägt als Untertitel: ‚Diejenigen, die nie vergessen!‘. Auf dem Titelblatt sehen wir ein Mädchen mit einem Topf Vergiftmeinnicht in der Hand. Die Gesinnung der elsäß-lothringischen Bevölkerung wird den Franzosent Kindern in folgender Weise dargelegt: ‚Der schreckliche Krieg und die grausame Annexion haben unser glückliches Leben auf den Kopf gestellt. Im ganzen Elsaß findet ihr Kinder, die nichts lieber spielen als französische Soldaten,

stolze, junge Burschen, die ihren Nacken nicht beugen wollen, und Alte, die sich's zur höchsten Ehre anrechnen, in Frankreich Soldat gewesen zu sein.' Auf einem Bild kommen die Störche im elsässischen Dorf an. Darunter sind allerlei boshafte Bemerkungen auf die Preußen, die behaupten, es komme alles Gute, auch die Störche, von jenseits des Rheins. Es folgt dann folgender Vers:

Cigogn', Cigogn' t'as d'la chance
Tous les ans tu pass's en France
Cigogn', Cigogn' rapport' nous
Dans ton bec un p'tit piou-piou.

(Storch, Storch, du hast Glück!
Alle Jahre kommst du nach Frankreich.
Storch, Storch, bring uns in deinem Schnabel mit
Einen kleinen Piou-Piou [franz. Infanteriesoldat].)

Sehr schlecht kommt in dem Buch die deutsche Schule weg. Während der rühmere französische Lehrer ein Volksfreund ist, werden von den neuen, jungen deutschen Lehrern alle Kinder jeden Tag durchgehauen, nur nicht die Kinder des Gendarmen. Der Lehrer lehrt seine Kinder nur die patriotischen Lieder gründlich, sonst nichts. Ein Bild zeigt den elsässischen Lehrer in der Schule. Er liest den Kindern aus dem Buch ‚Kaiser Wilhelm‘ vor. Strammstehend hat der Sohn des Gendarmen eben gesagt: ‚Groß-Berlin ist die größte Stadt der Welt.‘ In den Bänken treiben die Kinder den größten Unfug und schauen sich Silberbogen mit französischen Soldaten an. Als Vertreter der gequälten elsäß-lothringischen Bevölkerung tritt ein Vater auf, der sich wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten hat. Um der Strafe zu entgehen, flüchtet er in die Fremdenlegion. Als er ausgedient hat, erhält er eine Anstellung in Frankreich. In dem Buch findet sich dann folgende Stelle: ‚Wenn wir auch niedergedrückt sind durch das brutale Gesetz der Eroberer, so scheint es doch, daß die Ungerechtigkeiten zu schwer, die Leiden zu groß sind, als daß sie ewig dauern könnten. In den Ohren hören wir immer den Schwur unserer Väter, unser Recht als Elsäß-Lothringer zu verlangen und Glieder der französischen Nation zu bleiben.‘ Der Gendarm unternimmt mit seiner Familie einen Ausflug. Sein Wickelkind im Kinderwagen trägt einen Preußenhelm. Wo der Gendarm sich zeigt, hören die Vögel und die Kinder auf zu singen. Die deutschen Touristen gehen als hochnäsige Parvenüs durchs Dorf, um so vergessen zu machen, woher sie gekommen sind. Anders die französischen Touristen. Sie kommen in Automobilen, das ganze Dorf freut sich und sagt: ‚Auf Wiedersehen!‘ Das schönste Fest für die Elsässer ist das französische Nationalfest. Da fahren alle nach Nanzig, und abends, wenn der Gendarm schon schläft, kehren sie zurück. Dann tragen die Wagen französische Fahnen! Das elsässische Dorf liegt da in der Stille der Nacht. ‚In der Ferne hört man die Kanonen einer deutschen Festung. Das sind die Kanonen von Bitsch. Unsere Dränger wissen, daß nur das Eisen das bewahren kann, was sie sich mit dem Eisen erobert haben. Aber der an Frankreich glaubende Elsässer hört auch das Echo einer französischen Kanone und sagt sich, drüben auf der andern Seite der Grenze wacht

man auch.' So ist der ganze Ton dieses aufreizenden Buches gehalten. Der Verfasser ist kein Franzose; er hat erst nach dem Jahr 1870 das Licht der Welt erblickt und stammt aus einer alten elsässisch-deutschen Handwerkerfamilie."

Herr Paul Cassagnac in der „Autorité“ schätzt denn auch das Buch ganz richtig ein, wenn er mit erhobenem Schwurfinger erklärt: „Jeder von uns muß daher seine Solidarität mit Hansi aussprechen.“

Ein Leser erzählt im „Berl. Lokalanzeiger“ von einem Ausflug, den er am Pfingstsonntag mit der Schluchtbahn hinauf zur Grenze unternahm, „zu jenem wundervollen Grenzübergang, der wohl jedem Besucher der an Naturschönheiten so unvergleichlich reichen Vogesen als Hauptziel gilt:

Ein interessantes Leben und Treiben spielte sich dort ab; das Hauptkontingent an Besuchern stellte wohl auf französischer Seite Geradmer und St. Die, auf deutscher Seite das nahe Colmar. Wir befinden uns auf der Rückfahrt und steigen in ein stark besetztes Abteil der Schluchtbahn ein. Mir gegenüber ein jüngeres Ehepaar — Mittelstand —, geschmückt mit je einer blauweißroten Rosette, er trug sie am Hut, sie am Busen; ihr gegenüber ein dazugehöriger älterer Herr, ebenfalls geschmückt mit einer blauweißroten Rosette in der Hand und ein blauweißrotes Fähnchen mit der Aufschrift: ‚Vive la France‘. Gewiß Franzosen, dachte ich mir, die sich Münster oder Colmar ansehen wollen und französischem Brauche gemäß mit ihrem Patriotismus prozen. Weit gefehlt! Es waren Elsässer aus Colmar: sie sprachen das prächtigste elsässische ‚Dütsch‘. Weiter: Links von mir und schräg gegenüber drei junge Herren, Alter etwa 20 bis 24 Jahre. Einer dieser Jünglinge brachte aus dem französischen Laden an der Grenze vier blauweißrote Fähnchen mit, jedes mit der Aufschrift ‚Vive la France‘. Der eine befestigte das Fähnchen an seinem Hut, die anderen vorn am Rock im Knopfloch. Franzosen? Nein — auch aus Colmar, vermutlich junge Kaufleute.

Es ist Zeit zur Abfahrt. Aus dem Nachbarabteil ertönt, gesungen von drei jungen Elsässer-Deutschen, der Anfang der französischen Nationalhymne: ‚Allons enfants de la Patrie‘, begeistert aufgenommen durch Schwenken von blauweißroten Papierwedeln seitens zahlreicher Deutsch-Elsässer und Franzosen. Ankunft in Münster. Am Bahnhof beim Abfahren des Zuges nach Colmar alle Vorgenannten, dazu ein höherer Oktroibeamter aus Colmar, rechts und links eingerahmt von je einem Jungen im Alter von acht bis zehn Jahren, deren jeder vergnüglich eine — blauweiß-rote Fahne schwenkte!

In diesem — um in der Tonart zu bleiben — ‚Milieu‘ war es mir und noch vielen anderen Altdeutschen vergönnt, den Pfingstsonntag auf deutschem Boden zu verleben. Geschämt habe ich mich — wahrhaft geschämt angesichts dieser herausfordernden, um nicht zu sagen aufreizenden Gesinnungsprozei, dieses ohnmächtigen Hinüberschielens nach Frankreich, dieser alles deutschen Empfindens baren Liebedienerei deutschgeborener Männer und Frauen, meiner Stammesgenossen aus dem mit dem Blut der Väter teuer erkauften Lande. Ich glaube, auch jeder rechtlich denkende Franzose hat diesen demonstrativen Pfingstauzug gleich mir bewertet: als eine grobe politische Lattlosigkeit, entsprungen einem durch systematische Verhehung verdorbenen Volksempfinden.

Man entgegne mir nicht, daß dies eine Ausnahme gewesen sei — ich habe beim Verlassen des Zuges mindestens 50 Männer und Frauen und Kinder aus Kolmar und Umgegend, geschmückt mit französischen Emblemen, gesehen — ganz so, wie Hansi in seinem ‚Mon village‘ die Rückkehr der begeisterten Elsässer vom Nationalfest aus Nancy schildert — ganz so! . . . Und kein Mensch schreitet dagegen ein. Man denke sich den umgekehrten Fall in Geradmer oder St. Dié, kein Knochen am Leibe bliebe den Demonstranten heil! Wir haben es hier leider mit einer zielbewußten, allgemein anerkannten und durch impulsive Zustimmung geschützten Auflehnung gegen deutsche Sitte und Art zu tun; milde ausgedrückt, mit einer hochgradig in das politische Gebiet hinüberspielenden Ungezogenheit eines politisch unreifen Volkes! Wenn es dies nicht wäre, so würde wohl irgendein besser gesinnter Eingeborener eingeschritten sein, von einem Altdeutschen kann man das innerhalb der elsäß-lothringischen Grenzpfähle nicht verlangen, er hätte hier bald ausgespielt. . . Ich hörte einen hohen Regierungsbeamten darüber sagen: ‚Ei, das sind Kindereien!‘ Wo aber ist hier die Grenze, wo hört die Kinderei auf und wo beginnt der Ernst? Wohl in den Augen der Geduldsamen erst dann, wenn die Wetterlé, Hansi und Gleichgesinnten erst einmal ganz das Heft in die Hand bekommen!“

Diese Schilderung trifft freilich, wie schon die Redaktion des Blattes, das sie weitergibt, selbst bemerkt, nur die Zustände in Kolmar und Umgegend, wo der eigentliche Herd der nationalistischen Umtriebe zu suchen ist. Oder zu suchen — war. Denn die kürzlich vollzogenen Gemeinderatswahlen führten dort zu einer tödlichen Niederlage für die Wetterlé und Blumenthal. Aber wer bürgt dafür, daß „Hänschen“ bei nächster Gelegenheit sich nicht wieder — auf sich selbst besinnt?

* * *

Auch daß ein Deutsches Reich besteht, klagt Professor Dr. v. Pflugt-Harttung in der „Kreuztg.“, hat dem Germanentum nicht das Knochenmark gegeben, dessen es im Wettbewerb mit den anderen Nationen so notwendig bedarf: „Im Nationalgefühl steht es gegen Frankreich, Italien und England, ja selbst gegen Teile von Rußland zurück. Der Mangel an Nationalgefühl ist dem Germanen angeboren. Bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fochten Deutsche für und wider Rom Als die deutschen Stämme während der Völkerwanderung siegreich nach Westen und Süden vordrangen, versiechten ihre Scharen zwischen den Trümmern des gestürzten Weltreichs. Nicht die Besiegten wurden zu Deutschen, sondern die Sieger nahmen Art und Kirche der Römer an. Bloße Namen blieben als Nachklang vergangener Herrlichkeit: der der deutschen Franken für Frankreich, der deutschen Burgunder für Burgund, der deutschen Langobarden für die Lombardei, der deutschen Vandalen für Andalusien (Vandalusia). Schon zu Karls des Großen Zeiten begann der Zwiespalt zwischen Papst und Kaisertum; mit jenem verbanden sich die nach Ungebundenheit strebenden Landesgewalten, bis die Zentralgewalt zermürbt war und zerbröckelte. Gerade als Kaiser Maximilian I. die Kaiserkrone auf dem Grunde der Habsburgischen Hausmacht wieder zu stärken suchte, kam die Reformation. Hätte sie das ganze deutsche Volk ergriffen,

wäre sie mit diesem zusammengefallen, so würde sie sich zu einer gewaltigen Stärkung des Nationalgefühls ausgewachsen haben, aber das Gegenteil geschah. Wie es früher: hie Welf (Landesgewalt), hie Waiblingen (Reichsgewalt) geheißten hatte, so standen sich jetzt Evangelische und Katholiken haßerfüllt gegenüber und zerstörten selbst mörderisch ihr Vaterland im Dreißigjährigen Kriege. Erst auf Grund einer starken Landesgewalt vermochten schließlich Bismarck und Kaiser Wilhelm ein neues Reich auf festerem Grunde zu erbauen.

Die alten Feinde des Reichs, die Landesgewalten, haben sich in diesem Neugebilde organisch eingefügt, aber der alte angeborene und ererbte Fehler des Deutschen, der Mangel an Gemein Sinn, an wahren Reichsempfinden, hat sich doch keineswegs ausrotten lassen. Deshalb bietet er auch einen Boden, auf dem überall Schädlinge emporkriechen oder sich behaupten. . . Als unsre Verfahren nach Osten vordrangen, waren sie stark genug, den Slawen und Preußen das Deutschtum aufzuzwingen. Die Russen scheuen sich nicht, überall die vielfach niedere Kultur des Russentums vorzudrängen. Raum hatten die Franzosen das italienische Nizza besetzt, da hörte alles Italienische auf und galt nur noch die französische Sprache, gleichviel, ob der bisherige Italiener sie sprechen konnte oder nicht. Die Folge war, daß das ganze Departement jetzt rein französisch geworden ist. Das Elsaß ist ein rein deutsches Land mit altalemannischer Bevölkerung. Hätten wir 1871 bei seiner Rückeroberung erklärt: Ihr seid Deutsche, das Französische ist euch aufgezwungen und hört von heute an auf, wir kennen nur noch deutsche Schulen, deutsche Gerichte und deutsche Regierungen, so würde man dies anfangs als große Härte gefühlt haben, aber sich allgemein notgedrungen darin gefunden haben. Dadurch aber, daß wir den französischen Firnis, der namentlich in den großen Städten nach der deutschen Seite zu herrschte, bestehen ließen, hat er von seinen Sigen aus weiter um sich gegriffen und ungünstig gewirkt. Es bildete sich ein eigenwilliges, oft verhäßteltes Elsaßertum heraus, welches aus Gewohnheit und Widerspruchslust vielfach mit Frankreich liebäugelte.“

Dieser Vergleich zwischen der Besitzergreifung von Nizza und Savoyen durch Frankreich und der Wiedergewinnung von Elsaß und Deutsch-Lothringen durch das Deutsche Reich wird vom Grafen F. L. v. Voltolini im „Berl. Tagebl.“ noch weiter ausgeführt. Er ist für uns Deutsche lehrreich bis zur Grausamkeit, ein klassisches Beispiel dafür, wie die anderen spielend erreichen, was uns mit den ausgewachsensten Grotesten à la Babern nicht gelingen will: „Die Verhältnisse waren ungleich günstiger für Deutschland als für Frankreich. Deutschland erwarb zwei alte deutsche Landesteile, die größtenteils nur zwei Jahrhunderte hindurch zu Frankreich gehört hatten, und konnte, da es mit bewaffneter Hand und um den Preis des Blutes seiner Söhne die beiden Provinzen erworben, die Rolle des Befreiers übernehmen. Frankreich dagegen erhielt Nizza und Savoyen als seinen schönsten Geschäftsanteil für die geleistete Unterstützung bei der Schaffung der italienischen Einheit: zwei Provinzen, von denen die eine sechs Jahrhunderte mit der Dynastie Savoyen — die stets mit Stolz den Titel der Grafen von Nizza bewahrte — aufs engste verbunden war, während die andre sogar das Stamm-land der italienischen Dynastie bildete. Man hätte daher erwarten können, daß

Nizzarden und Savoyarden, entrüstet über diese Erniedrigung ihres Landes zum Objekt eines politischen Handelsgeschäftes, sich stolz gegen die neue Herrschaft aufbäumen würden, während ebenfalls zu hoffen stand, daß die Elsäßer und Lothringer sich begeistert ihren Befreier zuwenden würden. Die sprachlichen Verhältnisse der beiden Erwerbungen lagen ungefähr gleich: wie die Elsäßer auch unter Frankreichs Herrschaft deutsch sprachen, so sprachen die Savoyarden stets französisch, und wie die Lothringer zum großen Teil die französische Volkssprache besaßen, so die Nizzarden die italienische.

Seit den beiden Annexionen ist in dem einen Falle etwas mehr, in dem anderen etwas weniger als ein halbes Jahrhundert verflossen, und nun betrachte man sine ira et studio die beiderseitigen Resultate. Wie es in Elßaß-Lothringen aussieht, wissen wir. Nun sehe man im Gegensatz hierzu die Verhältnisse in Nizza und in Savoyen! In beiden Landesteilen ist die Erinnerung an Savoyen völlig ausgemerzt. Die Söhne der alten Nizzarden, der Jugendgenossen Joseph Garibaldis, sind Vollblutfranzosen geworden, die italienische Sprache ist völlig verschwunden und sogar der nizzardische, vormals rein ligurische Dialekt hat heute weit mehr Ähnlichkeit mit den benachbarten provenzalischen Dialekten als mit dem verwandten genuessisch-ligurischen Dialekt jenseits der italienischen Grenze. Man hat im näheren Verkehr mit den gebildeten Klassen in Nizza wie in Savoyen geradezu das Gefühl, daß es diesen Kreisen peinlich ist, an das Italienerthum ihrer Väter erinnert zu werden.

Der Grund für das Resultat, das Frankreich so in der Franzöisierung dieser Landesteile erzielt hat, liegt keineswegs in einer völlig anderen Prädisposition der Bevölkerung, denn das von Napoleon III. veranstaltete Plebiszit nach dem *fait accompli* der Einverleibung war, wie die meisten derartigen Plebiszite, eine künstliche Mache; der Erfolg der Franzosen ist vielmehr die Frucht ihrer mit großer Klugheit durchgeführten Regierungsmethode. Auch in der Grafschaft Nizza, weniger in Savoyen, bestand in den ersten Jahren nach der Annexion eine Irredentistenpartei; aber seit dem Jahre 1865 verschwindet sie völlig. Das damals von der französischen Regierung erlassene Dekret, welches das Erscheinen politischer Zeitschriften in italienischer Sprache oder, wie es wörtlich heißt, 'in jeder fremden Sprache', verbot — obwohl damals das Volk noch zum größten Teile italienisch sprach — trug gewiß hierzu bei. Großen Einfluß hatte aber die sofort durchgeführte Besetzung aller amtlichen Stellen bis hinab zu den Postboten, Schulkleuten, Forstwächtern und Feldhütern durch Franzosen der alten Provinzen jedoch klugerweise nicht etwa durch solche aus dem fernen Norden, sondern aus der benachbarten Provence und der Dauphiné, die sich rasch infolge ihrer Charakterähnlichkeit in diesen neuen Landesteilen einlebten.

Aber der Erfolg Frankreichs beruht keineswegs nur auf derartigen äußeren Maßnahmen. Viel wichtiger war der Umstand, daß die Bewohner der Grafschaft Nizza und Savoyens zu der Überzeugung gelangten, das neue Regime biete ihnen die Gewähr für einen kulturellen Fortschritt. Die Franzosen verstanden es, nicht allein die Bevölkerung intellektuell und ökonomisch durch tausend Bände

an Frankreich zu fesseln, sondern auch alle Bande, die diese Bevölkerung mit dem früheren Vaterland Italien verknüpften, zu lösen. Das neue Vaterland bot, bei geringeren Steuern, Verbesserungen auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens, bot Hebung von Handel und Industrie durch Kredit weitgehendster Art, bot den Söhnen der neuen Provinzen in entgegenkommendster Weise je nach dem Bildungsgrad hohe und niedere Staatsanstellungen — freilich nicht in der Heimat, aber im ganzen übrigen Frankreich und in seinen Kolonien. Der alte Satz, *ubi bene, ibi patria* erhielt hier neue Bewährtheit, und die Nizzarden und Savoyarden zeigten schon neun Jahre nach der Einverleibung ihres Landes beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, daß sie auch innerlich zu Frankreich hielten. Trotz aller Entschiedenheit in der Franzöfierung wurde niemals das *suaviter in modo, fortiter in re* außer acht gelassen. Mit spielender Liebenswürdigkeit wurden alle Schwierigkeiten überbrückt, und stets wurde der Einwohnerschaft gezeigt, daß Frankreich sich hier völlig zu Hause und ganz gewiß nicht in Feindesland befinde.

Dabei ließ man jedoch besonders die beiden Hauptprinzipien, Kirche und Schule, nicht aus den Augen. In allen Gemeindeschulen unterrichteten Lehrer aus Altfrankreich die Jugend in der französischen Sprache, und die Kirche wurde in der Grafschaft Nizza durch Zuweisung des Bistums Nizza an das Erzbistum Aix in der Provence mit Priestern aus den alten Landesteilen Frankreichs versorgt. Der kleine Ausblick auf diese vom zweiten Kaiserreich begonnene und von der Republik mit gleichmäßigem Takt und gleichmäßiger Energie fortgeführte Franzöfierung Nizzas und Savoyens ist für jeden, der sich für das elsass-lothringische Problem interessiert, in hohem Grade belehrend. Gerade heute, wo dieses Problem wieder in seiner ganzen Schwere im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht, muß man darauf hinweisen, wie die Franzosen es verstanden haben, die Bevölkerung dieser beiden Provinzen zu Patrioten zu machen und sogar jede Erinnerung an die italienische Vergangenheit in der Volksseele und im Volksbewußtsein der Nizzarden und Savoyarden auszuschöpfen.“

* * *

In der Pfingstwoche hat in Leipzig der Verein für das Deutschtum im Auslande getagt. „Der nationalste aller unserer Vereine“, wertet ihn Dr. Richard Bahr im „Tag“, um dann um so beschämender fortzufahren: „Und doch, wie gering ist im Grunde die Anziehungskraft, die er übt, wie bescheiden die Hilfe, die er im großen Zusammenhang der Dinge zu bieten vermag. In Scherflein nur fließen ihm Gaben und Gelder zu, und was er austeilen kann, sind Tropfen auf die allzu heißen Steine. Es ist nur eine dünne, ganz dünne Oberschicht der deutschen Bildung, die dem schweren Problem des Auslandsdeutschtums Verständnis und Interesse entgegenbringt, die begreift, welche gar nicht abschätzbaren Werte für uns hier auf dem Spiel stehen. Wenn wir so von Auslandsdeutschen reden, denken wir gemeinhin nur an die aus dem Reich Abgewanderten. Der anderen, die außerhalb des Reichsverbandes in zum Teil uralten deutschen Siedlungen wohnen — vielfach älteren als unser ganzes ostelbisches Kolonialland —, pflegen wir für gewöhnlich zu vergessen. Sofern wir es nicht gar vorziehen, gleich-

mütig und überlegen, jeder Zoll ein Sieger von Sedan, sie als Ausländer, Ausländer schlechthin, beiseite zu schieben. Droben im Baltikum wird ein hochherziger deutscher Stamm zwischen den russischen, den lettischen und estnischen Mühlsteinen rettungslos zerrieben: Was sichts das uns an, die wir glücklich im Besitze wohnen! — Gefühllos gehen wir an den Leiden des ungarländischen Deutschtums vorbei, horchen kaum auf, wenn aus unserer nächsten Nähe, aus dem Nordrand von Böhmen, aus Niederösterreich schon, aus Kärnten und Steiermark der Notruf der bedrängten Brüder zu uns herüberhallt. Wir sind uns selbst genug, sagen die einen (wenngleich solche Autarkie doch schon durch unsere kolonialen Bestrebungen Lüge gestraft wird). Die anderen . . . segnen die Fügung des Schicksals, die uns die Sorge für acht bis zehn Millionen ‚Zentrumsgenossen‘ (! D. L.) abnahm (obchon das Beispiel gerade der tapfersten Vorkämpfer des österreichischen Deutschtums uns zeigt, daß das katholische Bekenntnis keineswegs notwendig die eifernde Freude am Volkstum verringert). Die Dritten aber — die besessene Dantbarkeit, die wir unserem größten politischen Genie schulden, in geistlose Reliquienverehrung verkehrend — zitieren Otto v. Bismarck. Der hätte uns gemahnt, ja nicht um die außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Deutschen uns zu kümmern. Das seien nun einmal, auch wenn dabei unser eigen Fleisch und Blut zu Tode geheßt würde, ‚innere Angelegenheiten fremder Staaten‘.

Man kann zweifelhaft sein, ob der Satz je richtig war. Heute ist er vollends sinnlos geworden. Gewiß, er kommt einem natürlichen Gang der Deutschen entgegen, denen, obchon sie neuerdings mit geräuschvoller Inbrunst die Votabeln ‚national‘ und ‚völkisch‘ von früh bis spät zu mißhandeln lieben, das ursprünglich nationale Gemeinheitsgefühl noch immer fremd blieb. Aber indem wir diesem Gang zur Bequemlichkeit nachgehen, treiben wir Raubbau; machen wir sehenden Auges uns selber ärmer. Die Formel von der Nichteinmischung trifft zudem nicht einmal mehr für die Beziehungen von Regierung zu Regierung das Richtige. Warum um alles in der Welt sollte, just im Rahmen des Bündnisses, unserer Diplomatie es verwehrt sein, gelegentlich behutsam in Wien anzudeuten: wir legen Wert darauf, daß unsere Stammesbrüder schonend behandelt würden. Für das Volk selber, für die große Masse der Nichtbeamteten und Nichtregierenden, kämen derlei Rücksichten überhaupt nicht in Frage. Wir wollen uns ja gar nicht ‚einmischen‘, sollen nur dafür sorgen, daß wir nicht völlig uns auseinanderleben. Es ist genug, daß zwar im Kanton Tessin eine welsche und in Genf sehr deutlich eine französische Bewegung beobachtet wird, zu uns aber aus den deutschen Teilen der Schweiz keine Hand sich in sehnender Freundschaft herüberstreckt. Die zwölf Millionen Deutsch-Österreicher zum mindesten dürfen uns nicht noch zu Fremden werden, sollen in Sprache und Kultur, Gesittung und Gefühlsleben uns verbunden bleiben.

In Italien empfindet selbst der Mann auf der Straße es als das schlechthin Selbstverständliche, daß die Volksgenossen des Trentino (sogar des mehr slawischen Trieste! D. L.) zu ihm gehören; daß die politische Grenze nicht auch die Stammesgemeinschaft zerstört. In Deutschland bedarf es geradezu einer mühseligen, schlecht gedachten, von den Oberen nirgends geförderten Aufklärungsarbeit. Darum

werbt für den Verein für das Deutschtum im Ausland: ihr werbt euch Gottes Lohn. Es ist einfach nicht wahr, daß die deutsche Frage schon endgültig gelöst ward. Am wenigsten wird sie gelöst, wenn wir unseren unseligen Rassenhochmut auch in die Beziehungen zu unseren Stammesbrüdern hineintragen, uns selber für Deutsche erster Ordnung ansehen und jene mittelblos in die gurgelnde slawische Flut hinabstoßen.“

An der politischen Grenze hört einfach das „Nationalgefühl“ des gutgesinnten Deutschen auf. Auch das Huhn soll ja den Kreidestrich, den man um es herum zieht, nicht zu übertreten wagen.

* * *

Ja aber — Bismarck! Auch Bismarck mußte umlernen und — war mehr als wir! Wie hartnäckig hat er sich z. B. gegen den Erwerb überseeischer Besitzungen gestraubt! Legationstat Dr. Alfred Zimmermann hat darüber in der „Deutschen Kolonialzeitung“ Mitteilungen gemacht, die uns wieder einmal handgreiflich zu Gemüte führen, wie wenig Bismarck sich selbst auf vorgefaßte Richtlinien festlegte, wie sehr ihm das von ihm gern zitierte Wort: Unda fert, neo regitur, Erfahrungstatsache war: „Obwohl einer der Räte, die sein besonderes Vertrauen besaßen, L. Bucher, von Jugend an kolonialen Unternehmungen zünftig gesinnt war und wiederholt den großen Staatsmann für solche zu gewinnen versucht hat, verhielt sich Bismarck stets ablehnend. Er wollte lange weder von Flottenstationen, noch Auswanderung oder gar überseeischen Handelsfaktoreien hören. Es leitete ihn dabei nicht nur die Furcht vor einer Schwächung der Machtmittel, die er für die Behauptung der Stellung des Vaterlandes in Europa brauchte, sondern noch mehr die Überzeugung von der Überflüssigkeit oder gar Schädlichkeit kolonialer Erwerbungen. Bismarck war lange Jahre hindurch der Ansicht, daß Kolonialbesitz nicht mehr zeitgemäß sei. Die von England nach langen inneren Kämpfen eingeführte Freihandelspolitik, die auch Napoleon III. auf die Fahne geschrieben hatte und in der der erfolgreiche Minister Delbrück ein Naturgesetz erblickte, erschien auch Bismarck als das Ziel aller Entwicklung. Er glaubte nicht, daß eines Tages in England und seinen Kolonien nochmals entgegengesetzte Richtungen die Oberhand gewinnen und den Versuch machen würden, fremden Wettbewerb wieder auszuschließen. Erst die Erfahrungen der siebziger Jahre erschütterten diese seine Auffassung und sein Vertrauen in die Dogmen Delbrücks. Als gar verschiedene englische Kolonien die deutschen Unternehmungen zu benachteiligen begannen und England in den entlegenen Südseeinseln vor Rechtsbrüchen gegen deutsche Kaufleute nicht zurückschreckte, vollzog sich in Bismarcks Denkart ein Umschwung. Er kam zu der Überzeugung, daß Deutschland sich einen Teil der noch unvorteilten Länder in anderen Weltteilen und eigene Bezugs- und Absatzgebiete für seine stetig wachsende Bevölkerung sichern müsse, um nicht ganz vom guten Willen anderer Völker abhängig zu werden. So schenkte auf einmal er, der Lothar Buchers wie allen andern Anregungen auf kolonialem Gebiete stets unzugänglich geblieben war, dem Schüler und Freunde Buchers, dem Geheimrat v. Rufferow, Gehör. Er faßte erst Maßnahmen in der Südsee zum Schutze der deutschen Unternehmungen ins Auge und ließ dann dem in weiteren Kreisen

unbekannten Bremer Kaufmann Lüderik, der nicht einmal über ein erfolgreiches Unternehmen verfügte, sondern sein Glück in Südafrika erst versuchen wollte, ein geneigtes Ohr. Es ist zwecklos, heute Vermutungen darüber anzustellen, wie die deutsche Kolonialpolitik sich unter anderen Verhältnissen hätte entwickeln können. Immerhin scheint es doch unzweifelhaft, daß Deutschland heute in Afrika wesentlich weiter wäre, wenn Bismarck den kolonialen Dingen früher Beachtung geschenkt und einige Jahre vorher den sachverständigen Anregungen gefolgt wäre, die deutschen Schutz für Unternehmungen an der ostafrikanischen Küste zwischen Zuba und Lana, am Niger und im südlichen Senegalgebiete verlangt haben. Unbillig scheint es dagegen, wenn Bismarck seine Sparsamkeit und sein Zögern mit staatlichen Aufwendungen für die Kolonien zum Vorwurf gemacht werden. Niemand hat so gut die Lebensbedingungen und die Schwierigkeiten des neugegründeten Deutschen Reiches gekannt, wie sein Schöpfer. Er konnte nicht anders, als alles daransetzen, um ihm seine finanzielle Unabhängigkeit und seine Machtstellung nach innen und außen aus allen Kräften zu sichern. Aus langen, bitteren Erfahrungen war ihm ferner die geringe Eignung der für ganz andere Zwecke erzogenen Beamenschaft für neue und nicht fest umschriebene Aufgaben wohl bewußt. Mit vollem Recht wünschte er daher den Staat und seine Organe und Mittel möglichst wenig für Zwecke der Kolonien heranzuziehen und vielmehr den im Auslande bewährten Kaufmann und Unternehmer in den Vordergrund zu stellen. Nur leider war dieser so richtige und in England so oft bewährte Gedanke in diesem Falle nicht durchführbar. Fürst Bismarck befand sich lange über die Stärke der deutschen kolonialen Unternehmungen und ihre Leiter in schwer begreiflichem Irrtum. Er glaubte fürstliche Kaufleute, große Unternehmer mit unbegrenzten Mitteln vor sich zu haben, während es sich fast durchweg um sehr bescheidene Kapitalien handelte und fast niemand gewillt oder in der Lage war, mehr als Summen aufzuwenden, die für den beabsichtigten Zweck ganz ungenügend waren. Die Begeisterung, mit der die ersten Schritte des Deutschen Reiches auf kolonialem Felde im Volke begrüßt wurden, reichte leider über die Kreise der Laien und der mittellosen großen Menge wenig hinaus. Die Geschäftswelt stand der Bewegung zurückhaltend und zweifelnd gegenüber. Das lag ebenso an der Art des Zustandekommens verschiedener der neuen überseeischen Unternehmungen und ihres unsachgemäßen Betriebes, wie an der Tatsache, daß das Kapital in Deutschland genügend andere, weniger gewagte Felder zu seiner Betätigung besaß. Die Folge von alledem aber war, daß Fürst Bismarck Schritt für Schritt von seiner ursprünglichen Politik abgedrängt und genötigt wurde, in die Bahnen der ihm verhassten französischen, staatlich geleiteten Kolonialmethode einzulenten. Der gänzlich unerwartete Aufstand in Ostafrika, der Widerstand der Eingeborenen in Südwestafrika gegen die leiseste Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit zwangen den Reichszanzer zur völligen Änderung seines Programms. Wenn auch der Öffentlichkeit gegenüber diese Tatsache mit der Notwendigkeit des Kampfes der Kulturwelt gegen den Sklavenraub und -handel der Araber verschleiert wurde, steht doch zweifellos fest, daß zu Ende der achtziger Jahre der ursprüngliche Gedanke Bismarcks, das Reich auf die Rolle des Schirm-

herrn selbständiger privater kolonialer Unternehmungen zu beschränken, völligen Schiffbruch gelitten hatte. Beim Rücktritt des ersten Ranzlers waren die deutschen Unternehmungen für Ost- und Südwestafrika völlig zusammengebrochen, die Neuguineatompagnie sah sich hoffnungslos am Ende ihrer Mittel, in Kamerun und Togo konnte ohne Reichshilfe auf eine gedeihliche Entwicklung nicht gerechnet werden.“

* * *

Zwingen uns solche grundstürzende Wandlungen bei so klar und weit schauendem, so schöpferischem Geiste nicht „stillzustehn“, uns selbst rückhaltlos vor die Frage zu stellen: Sind die Bahnen, die wir heute befahren, oder — zu befahren glauben, die wir für die einzig richtigen halten, — sind die uns wirklich für alle Zukunft vorgezeichnet? Da hat uns kürzlich Walthar Rathenau in der „Neuen Freien Presse“ die französische Politik der letzten Jahrzehnte als eine Art Spiegel vorgehalten: „Ein Staat, niedergeworfen, zerrissen, entblutet, zittert in den siebziger Jahren vor erneutem Angriff der Deutschen und beschwört durch seinen Votschafter den Kaiser um Frieden. Wirtschaft und Volkszahl dieses Staates stagnieren, unerhörte Skandale erschüttern das Vertrauen zur Industrie, zur Regierung und zum Heer, Advokaten, Journalisten und Generale teilen sich in die Herrschaft, die alle elf Monate wechselt, die Kirche wird vertrieben, der Sozialismus und Syndikalismus bemächtigt sich der Kommunen und zeitweise der Ministerien. Und während dessen konsolidiert dieses Land seine Herrschaft in Algier und seine Vormacht in Syrien, gewinnt Madagastar, Tunis, Cochinchina, Marokko, erwirbt die beiden mächtigsten Bündnisse zu Wasser und zu Lande, entscheidet die Konferenz von Algeciras und übt auf die Entschlüsse Europas durch seinen Spruch und durch seine Legationen den gleichen, zeitweilig größeren Einfluß als irgendeiner der Nachbarstaaten. Deutschland hingegen beginnt zur gleichen Zeit mit dem Besitz der kontinentalen Hegemonie, bleibt von inneren Stürmen verschont, erringt durch Bürgerkraft die zweite Stelle der Weltwirtschaft, überflügelt den Wohlstand Frankreich um fast das Doppelte, verbraucht an öffentlichen Umlagen alljährlich das Zweieinhalbfache der französischen Kriegsentwähigung, abgesehen von zwei Milliarden, die es den Inhabern des Großgrundbesitzes opfert — und bleibt ausgeschlossen von zwei Weltenteilungen, zuwachslos außer durch private Initiative, und sieht seinen Einfluß bis an die Grenze der Mächte ersten Ranges sinken.“

Vor Jahresfrist habe ich an dieser Stelle vom Wesen der selbsttätigen Selektion gesprochen, einem Begriffe, den Preußen-Deutschland nicht kennt, obwohl er in allen führenden Staaten, in jedem auf seine eigene Weise, längst zur unausgesprochenen, selbstverständlichen Praxis geworden ist. Dieser Übung verdankt Frankreich, das kräftearmste Land, ein ständiges Arsenal von führungsgewohnten und führungsbereiten Menschen. Hier wird ein Organisator gebraucht, hier ein Parlamentsminister, hier ein Kenner der Flotte, ein Ruffenfreund, ein Finanzpraktiker, ein Budgetkünstler, ein Allerweltsmensch, ein Vertrauensmann, ein Idealist: die Jahrgangsklisten der abgedankten Ministerien sind mit jedem Stoff versehen. Bei uns: vor der Befetzung des Postens Verzweiflung, nach der Befetzung Enttäuschung; wie kommt es nur, daß wir so wenige leitende Männer

haben?' Dazu die altfränkische Fiktion, daß jeder Verabschiedete als ein Verungnadeter gilt: unter keinen Umständen darf er wiederkommen. Unsere Wirtschaft, die keine Anciennität, keine Standesrechte, keine Examina, wohl aber selbstwirkende Auswahl kennt, findet jahraus, jahrein führende Kräfte, um die sie die Welt beneidet: unsere Politik und Regierung findet sie nicht."

Nur durch den Kampf der Parteien, in denen sich die verschiedenen Triebkräfte organisieren und messen, könne das politische Leben eines Volkes Ziel und Richtung erhalten. Und zwar nur durch den Kampf verantwortlicher, regierender Parteien, weil die lediglich kontrollierenden Parteien, wie man sie in halbparlamentarischen Ländern habe, nicht produktiv sein können. Die Ministerien und die Krone könnten hier keinen Ersatz leisten:

„Die Minister halbparlamentarischer Staaten befinden sich in einer seltsamen Lage, deren Konflikte bisweilen eine Neigung zur Komik zeigen. Sie sind dem Namen und der Sache nach Diener des Monarchen und haben unter pflichtgemäßer Verantwortung seine Befehle auszuführen. Doch jede Ausführung erfordert Mittel, und um Mittel zu schaffen, bedarf es des Parlaments. Indem nun neben der Ungnade des Monarchen der Widerstand des Parlaments droht, werden sie in Wirklichkeit zu Dienern zweier Herren, und es braucht ein fortlaufendes Paktieren mit Parteien und Kommissionen, um bald mit dem einköpfigen, bald mit dem vielköpfigen fertig zu werden. Dieses System der täglichen Reibungen fördert nicht den Drang zu fernem, außerhalb der Jahresaufgabe liegenden Zielen. Noch weniger fördert ihn die ressortmäßige Teilung der Verantwortlichkeit, und schließlich wird er fast endgültig aufgehoben durch die Kürze der Amtsdauer. Es gehört mehr als normaler Optimismus dazu, um unter solchen Bedingungen nach einem schwerbelasteten Tagewerk den Zielen einer fernem Zukunft nachzuhängen, und es bedeutet eine blühende Utopie, in den Ministerialinstanzen die Schöpfungsstätte politischer Ideen zu erblicken. So wird die Verantwortung für die Stetigkeit der Politik, für Richtung und Ziel der Krone zugeschoben.

Eine vermessene Zumutung an Menschenkraft würde es bedeuten, wollte man auf den Monarchen und sein Haus unter Verleihung sakraler Unfehlbarkeit die Verantwortung für Schicksal und Zukunft aller Gebiete der inneren und äußeren Existenz seines Volkesbürden. Diese Last aber wäre um so schwerer, als das halbparlamentarische System die verhängnisvolle Neigung zeigt, dem Monarchen ein heiliges Gut zu gefährden: seine Unbefangtheit und Unparteilichkeit. Denn dieses System muß allmählich in jedem Herrscherhause eine Vorstellung erwecken, die in parlamentarischen Staaten unbekannt ist: daß nämlich die wachsende Selbstverwaltung des Volkes, wie die unübersehbare Vielfältigkeit des öffentlichen Lebens sie bringt, den Rechten der Krone Abbruch tue; daß somit die Krone gezwungen sei, dauernd in einer Stellung der Verteidigung, ja selbst des Kampfes der Volksmajorität gegenüber sich zu bewegen. Indem sie nun in dieser Stellung nach verbündeten Kräften ausblickt, bietet sich naturgemäß der angesehene Adel dar, der durch Jahrhunderte in Gefolgschaftstreue erwachsen, im Vertrauen auf die Fürsorge der Lehnherrschaft und im Gegensatz zu den Standesgenossen des

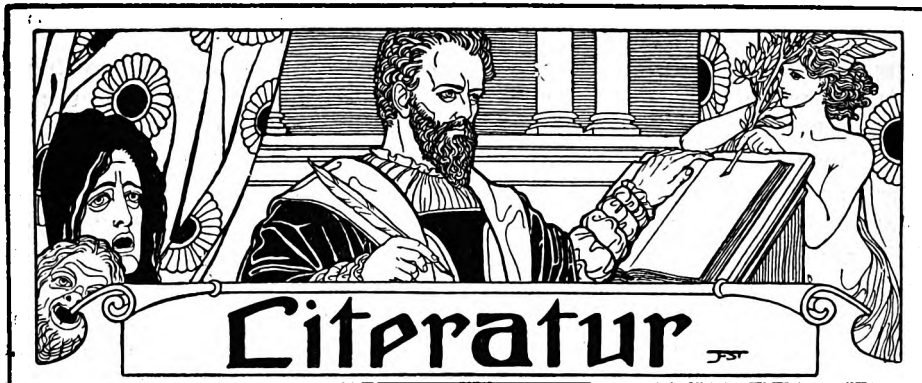
Auslandes in das Wirtschaftsleben der neuen Zeit nicht eingetreten ist und somit abermals sein Schicksal ganz in die Hände der Krone gelegt hat. Ist es somit menschlich zu verstehen, daß die Krone ihren landsässigen Abel als eigentliche Leibwache im militärischen und staatlichen Dienst vorzugsweise verwendet und gegen Wettbewerb schützt — ein Prinzip, das die selbsttätige Selektion der geistigen Landeskkräfte nahezu aufhebt —, so wird ein Grundsatz von höchster politischer Tragweite dadurch geschaffen, daß der privilegierte Stand zugleich die Vertörperung der agrarischen Wirtschaftskraft und der konservativen Staatstendenz bedeutet. In gleichem Maße, wie die Krone des halbparlamentarischen Regimes den besonderen Schutz und die Garantie dieses Einzelstandes übernimmt, erwächst die Gefahr, daß sie selbst Partei werde, und zwar, wie es die Sache mit sich bringt, herrschende, ja allmächtige Partei.

Hiermit aber ist die richtunggebende Kraft aus der Eigenbewegung des Volkskörpers genommen und ganz und gar einem peripheren Willensgebiet anvertraut; die Verantwortung für die Richtung wird bei jeder unvorhergesehenen Erschütterung zur Gefahr. . .

Die Erschütterungen, denen wir entgegengehen, wenn unsere ummauerte Wirtschaft ihre Einengung zu spüren beginnt, wenn die Willkür der Lastenverteilung empfunden wird, wenn die politische Kräfteverschiebung die Handlungsinitiative und die Zeitwahl unseren Gegnern überliefert hat, diese Erschütterungen werden die öffentliche Interessenrichtung, die heute eine überwiegend ökonomische ist, wiederum zur politischen gestalten. Es wird die Wahrheit wiederum zutage treten, daß es die höchste und reinste Aufgabe des Machthabers ist, ein rohes Volk gebildet, ein gebildetes Volk mündig zu machen, und ein neues Stein-Hardenbergsches Zeitalter wird diese Wahrheit verwirklichen.“

Also — „parlamentarisches System“? höre ich überlegen Lächelnde enttäuscht ausrufen. Mit Verlaub: ist das mehr als — ein Wort? Deckt das Wort den Begriff, der auf deutschem Boden ja noch erst im Werden ist, die Sache, die sich erst gestalten soll? Es handelt sich ja nicht um ein „System“, das wir aus irgend einem fremden Staate, Frankreich oder England, fertig übernehmen sollen oder auch nur können, sondern um eine Bahn, die wir zu wählen vielleicht gar nicht mehr imstande sind, weil unsere Entwicklung sich bereits in ihr bewegt. Sollen wir uns den Tatsachen verschließen und uns — treiben lassen? Ich meine, in solcher Lage ist immer der im Vorteil, der sich mit dem Unabänderlichen abfindet, um das Mögliche nach seinen Wünschen zu gestalten. Denn es ist ja gar nicht an dem, daß wir den Gang der Entwicklung noch bestimmen könnten, sondern daß wir ihn erkennen sollen, um nicht ins Hintertreffen, nicht noch mehr ins Hintertreffen zu geraten und unsere Felle fortzuschwimmen zu sehen. Was geschehen muß, vollzieht sich durch höhere Gewalt; bei dem Wie haben wir immer noch ein Wörtlein mitzureden. Aber dies Wörtlein muß zur rechten Zeit gesprochen werden, sonst könnte es uns leicht von anderen aus dem Mund genommen werden. Aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen wird die Entscheidung immer noch günstiger für uns ausfallen, wenn wir sie selbst treffen, als wenn wir sie von anderen treffen lassen. Ist denn Politik nicht die Kunst des Möglichen?





Das Zeitproblem: Hypererotrophie

Von Lothar Brieger

Der Massenmörder von Mühlhausen, Lehrer Wagner, hat vor seiner Tat eine Epistel „An mein Volk“ erlassen, die — mag der große Bazillus unserer Zeit, Nietzsche, noch so viel zu ihrer Ausgärung beigetragen haben — doch von merkwürdiger Selbständigkeit eines geradezu kulturhistorischen Gedankenganges Zeugnis gibt. „Woher kommt das Unglück? Von der geschlechtlichen Unnatur. Wir leiden am Geschlecht“, rechtfertigt Richter und Opfer dieser seltsamen Zeit, seine Hysterie wie die ihrige. Seine Tat steht scheinbar, aber auch nur scheinbar, mit dieser Rechtfertigung in gar keinem Zusammenhange. Was kann wohl aus einem Manne von sicher nicht alltäglicher Bildung, einem angesehenen Familienvater, ein derartiges Scheusal machen? Der Wahnsinn? Aber alle Sachverständigen stimmen darin überein, daß es sich um gar keinen Wahnsinnigen handelt. Doch denkbar scheint es schon, daß ein fein empfindender Mensch, aus materiellen Gründen mit einer Bauerntochter verheiratet, durch eine landläufige Moral seines Standes im Radius seines tatsächlichen Lebens recht beschränkt, in der Phantasie derartig ausartet und an ihrem Kontraste mit der Wirklichkeit schließlich genügend seelisch sich verfinstert, um seine sexuelle Not als die der Menschheit und den Massenmord als Massengenesung zu empfinden, Wir mögen lächeln und spötteln, wenn die Polizei die Verbreitung der Abbildungen nackter Kunstwerke trotz voller Anerkennung der künstlerischen Absichten ihrer Schöpfer in einem Grade einschränkt, der an die dunkelsten Zeiten der Kirchenherrschaft erinnert. Wie aber, wenn die Polizei mit moderneren Mitteln nichts anderes zuwege bringen wollte, als dies die Hexenrichter des Mittelalters mit ihren Inquisitionen und Scheiterhaufen zum Teile zweifelsohne taten, wenn sie eine gefährliche, immer mehr um sich greifende allgemeine Hysterie — natürlich nicht aus Bewußtsein, sondern dem Instinkte folgend — einzudämmen berufen wäre? Nicht umsonst argumentiert sie, die Vertreterin der Gerechtigkeit, genau so wie der Massenmörder Wagner: „Wir leiden am Geschlecht.“ Sie drückt es freilich etwas anders aus, indem sie das Überhandnehmen allgemeiner erotischer

Empfänglichkeit feststellt, welche auf die Darstellungen der Künstler nicht in künstlerischem, sondern in lediglich sexuellem Sinne reagiert. Und die Zeit gibt ihr recht. Die Pistole ist das Lieblingspiel dieser Lage, aber der Einsatz ist merkwürdigerweise immer der gleiche: die alte Dame ist vor dem alten Liebhaber genau so wenig mehr ihres Lebens sicher, wie das Kaffeehausmahl vor dem Austrager. Die Unterschiede an Alter und Stand verschwinden, alle eint das Angstgefühl gegenüber einem mächtigen Naturtriebe, der mit einem Male aus einer angenehmen eine schreckliche Gottheit zu werden beginnt.

Ich gehöre nicht zu denen, die vor einer Frau die Augen niederschlagen, wenn sie nicht gleich bis ans Kinn in einen Saß eingeschlossen ist. Ich bin weder so dumm, noch so pervers. Seit ewig und für ewig gehört zu allen guten und großen Dingen ein tüchtiger Schuß Erotik, ihre wohlthätige Rolle als Erhalterin nicht nur des Lebens, sondern noch viel mehr des Gleichgewichts im großen allgemeinen Leben, erfüllt auch für alles Menschliche die wichtigste, die bedingende Aufgabe. Wer sich zu diesem Schuß Erotik nicht bekennt, ist ein trauriger und ungesunder Muder und psychisch sehr verdächtig. Der ganz unbedingt tugendhafte Mann ist noch viel schlimmer als die ganz unbedingt tugendhafte Frau: sie ist nur uninteressant, er aber ist abstoßend. Eine Tugend ohne Bedingtheiten ist genau so wesentlichlos wie Spinozas Substanz ohne Attribute. Man kann aus ihr höchstens einen Familientoman machen, aber selbst diesen immer nur in einem Band. Das Lied von Hans und Grete lag stets allem als Armelodie zugrunde, wird stets allem zugrunde liegen. Daß all unser Denken, all unser Tun von unserer persönlichen Auffassung dieser Melodie einen starken Einfluß erfahren, nochmals zu sagen, wäre ja geradezu absurd.

Wenn aber die Begleitung des Liebes wesentlichlicher wird als die Melodie, ist es da nicht wirklich an der Zeit, über einen Verfall, ja schließlich über eine Verwilderung der Harmonielehre sich ein wenig zu besorgen? Wer aus einer Dorf- hütte in die Welt hinauszieht, wird der wieder in die Dorf- hütte zurückkehren und behaupten, sie sei die Welt? Gibt die Tatsache, daß die menschliche Kultur, wie unser eigenstes Ich, ganz selbstverständlich dem Allermenschlichsten entstammen, das Recht, dieses Allermenschlichste nun wie einen Mantel dicht um alle Dinge zu schlagen, so daß man nichts mehr von ihnen sieht, sondern eben nur das Allermenschlichste? In der Tat müssen wir eigentlich komisch wirken, wie wir so mit ängstlichen Gesichtern sorgfältig um alles herumzuschleichen und mit feinen Hämmerchen — Psychologie merkwürdigerweise genannt — so lange daran herumklopfen, bis wir glücklich den erotischen Ton herausgefunden haben. Gottlob! Dann sind wir zufrieden, unzufrieden sein zu können.

Die Folge davon ist nun, daß wir alle insgesamt gegen alles insgesamt mißtrauisch geworden sind. Nicht von der großen, gesunden, lachenden Stepsis des Rabelais kann hier die Rede sein, für den doch der über die Erzählung von Pan Christus schluchzende Gargantua der Herr ist, und der erotische Panurg nur der Hofnarr, von der Stepsis des Rabelais, welchem die geschlechtliche Kameradschaft der Abtei Thelem nur ein Weg zur Befreiung des Menschengesistes ist. Uns ist vielmehr das erotische Problem kein befreiender Weg unter Wegen mehr, sondern

es erscheint uns als der einzige Selbstzweck und Endzweck; „sie wissen nichts Besseres, als bei einem Weibe zu liegen“, sagt Zarathustra verächtlich. Ein Gefühl hat alle Gefühle überwuchert, es ist zum Zeitproblem und zum ehernen Gesetz geworden, unser Mißtrauen gegen alle Dinge läßt es uns in allen Dingen als ihr $2 \times 2 = 4$ suchen und nicht tasten, ehe wir das bewiesen haben. Damit ist uns aber die erotische Freude verlorengegangen, diese Quelle aller Quellen, an der allein Menschheit und Mensch sich immer von neuem gesundtrinken, zum Glück, zur zeugenden Kraft berauschen können. Jedes dogmatische Gesetz, welches keine Götter neben sich duldet, macht häßlich unfrei, unfrohlich, sklavenhaft gebuddt. Scheußlich, mit was für schmutzigen Fingern die Zeitgenossen wie Diebe die Liebesleidenschaft befühlten! Es ist die häßlichste Angst, welche je in der Geschichte der „menschlichen Kultur“ gewütet hat. Im Leben wie in der Kunst ist die Erotik mit ihrer Kulturform der Liebe nicht das zeugende Prinzip mehr, sondern ein beängstigender Dämon — die „Furcht vor dem Weibe“, von Georg Engel, „Dämon Weib“, von A. v. Perfall, um absichtlich grade einige Unterhaltungsromane zu nennen —, von dem man vernichtet zu werden fürchtet, und den man durch jämmerliche Jeremiaden zu beschwichtigen, zu besänftigen versucht.

Der Massenmörder Wagner hat demnach recht, wir sehen in der Tat in allem nur das Geschlecht, wir leiden am Geschlecht, und wir verschlechtern uns dadurch rapide in der Qualität. Was waren wir noch zur Goethezeit für glücklich-geseklose Menschen! Jeder entwickelte sich aus seinen individuellen Bedingungen zu Blüten und Früchten, und das erotische Empfinden war uns die fruchtbare Wärme — wie dies die Natur also will —, durch die, je nach dem Grade der Temperatur, solches Reifen vor sich ging. Stark wirkt in den Dichtungen Goethes die erotische Naturkraft, aber eben als Natur, nicht, wie in unserem Leben, als ein Spulgespenst, ein durch Illusionen des grübelnden, zergrübelnden Verstandes geschaffener Bombast, vor dem wir so lange auf dem Bauche ängstlich rutschen, bis wir tatsächlich ganz von Kräften sind. Um wirklich bedeutende Literaturwerke unserer Tage hier anzuführen, denke man etwa an Wassermanns Erwin Rainer, jenen Roman, dessen ganzer zu Verbrechen führender Konflikt nur darauf aufbaut, daß ein ungewöhnlich befähigter und gelehrter Mann eine ziemlich nichtsagende weibliche Abstraktion so ohne weiteres nicht „haben“ kann! Oder man vergegenwärtige sich die erotische Nervenstimmung einer so ungewöhnlich dichterischen Intention, wie es die Heinrich Manns ist, und wird sich nicht wundern, daß eine Generation mit derartiger phantastischer Nervenanspannung um eines Phantoms willen schließlich unfruchtbar zusammenbrechen muß.

Denn wir leiden nicht etwa an einem Phantasiemangel, wie Ahnungslose behaupten, sondern wir haben die ganze Phantasie der Generation in einem Punkte konzentriert, und nun brennt sie dort wie die Höllenglut. Während weite andere Gebiete unseres Gemütslebens unerwärmt bleiben und absterben. Indem das Geschlecht zum Gott erhoben wurde, erstrebt unsere Erotik keine einzelne Persönlichkeit mehr, sondern das Geschlecht (leztlin ein Abstraktum). Dadurch werden unsere sichersten Instinkte unsicher, die individuelle Zuchtwahl wird — schroff herausgefagt — fast gänzlich ausgeschaltet. Man hat das auf materielle Gründe

zurückgeführt, die zweifelsohne ihr Teil daran haben. Aber das Wesentliche dürfte sein, daß wir mit unserer Nase nicht mehr riechen können. Alle Tage einen andern Duft vorgehalten, und schließlich dann noch einen Duft aus allen Püften, das Geschlecht, wie soll die Urne da noch wissen, was ihr zuträglich ist! Selbstverständlich ist, was zuerst nur eine leichte Beirtheit, Besonderheit war, nunmehr bereits zu einem Bestandteile der menschlichen Konstitution geworden, so daß den Jüngeren bereits das Natürliche ist, was sich die Älteren konstruierten. Es ist mir bekannt, daß gewisse Theorien Galls, lange verlacht, heute wieder heimlich zur Geltung kommen. Es wäre interessant, einmal unsere Schädel auf die Hypererotrophie unseres erotischen Organs zu untersuchen, und die nötigen Schlüsse daraus auf unsere sonstige Physiognomie zu ziehen.

Die Erkrankung unserer Zeit an Hypererotrophie ist eine nicht abzuleugnende Tatsache. Die Stellung der Geschlechter zueinander, die Herrschaft der modernen Dame gegenüber dem sich für sie blödarbeitenden Manne beweist das ebenso, wie meines Erachtens in der Frauenbewegung sich nicht nur die materielle Not unserer Tage ausdrückt, sondern die sehr berechnete Verachtung nicht des schlechtesten Teils der Frauen gegenüber den nervenschwachen Männern (am deutlichsten das alles in Amerika und England). Es ist wirklich ein famoseres Vergnügen, kein Buch zur Hand nehmen zu können, in dem nicht die schemenhaftesten und konstruiertesten Frauenspersonen herumwimmeln! Frauen übrigens, die ich nicht einmal mit Glacehandschuhen anfassen möchte, oder doch nur in sinnloser Betrunkenheit. Wobei es den Verfassern gar nicht anders geht, die, wie in früheren Zeiten, fleißige, begabte und ernste Menschen sind, bloß eben krank wie alle. Die wirkliche Frau aber, die diese Bücher kopfschüttelnd liest und diesen ganzen Lebensstanz um sich ironisch bemerkt, muß den Mann verachten oder sich selbst nicht achten.

Unsere Gesellschaft, unser Leben, unsere Kunst sind hypererotrophisch, mit wievielen Beschönigungen wir da immer unser zaghaftes Angstgefühl zu beschwichtigen versuchen mögen. Die Ausdrücke „allgemeine Nervosität“ und „Zeitalter des nervösen Menschen“ sind farblos. Sie geben nicht die Wurzel, von welcher diese Zweige alle ausgegangen sind. Der Massenmörder Wagner hingegen hat im letzten Stadium der Krankheit instinktmäßig und in einem Ariom die Wahrheit ausgesprochen, wenn er auch — wie alle Dilettanten — die Zwischenglieder seines Denkens bis zum Resultat aufzuweisen nicht verstand. Die Mehrung der erotischen Verbrechen wird und muß gesetzmäßig anhalten. Dabei werden sie einen immer leichteren, ja geradezu fröhlicheren, selbstverständlicheren Aspekt gewinnen in dem Maße, als die Wirkungsfläche der „Nervosität“ und ihr allgemeiner Einfluß wachsen. Zum Schlusse können auch wir uns am Ende nicht anders helfen als seinerzeit das Mittelalter durch die furchtbare Grausamkeit der Hexenprozesse: wer nicht vorgebeugt hat, muß schließlich amputieren.

Wer aber wäre zum Vorbeugen berufener als die Literaten und jene sich gegenwärtig glücklich mehrenden Ärzte, die wissen, daß ein Heilungsprozeß nicht von außen nach innen zu gehen hat, sondern von innen nach außen? Die Literaten sind in unseren Tagen zu solcher Verderbnis geworden, daß ihnen ihr Gewissen die neue Berufung in gutem Licht erscheinen lassen müßte. Wir warten auf die

nicht, auf die anti-hypererotrophische Kunst (eine selbstlose Kunst, sind alle hypererotrophisch, muß dies auch das Buch sein, welches ein Geschäft machen möchte). Und ihnen sollten, die Kunst für das Leben nuzend, die Ärzte zur Seite stehen. Wie wäre es mit einem Kongreß? Es ist im Jahre der 365 Kongresse schwer, einen neuen zu finden: hier ist einer, und zwar endlich einmal der eine, welcher die Menschheit anginge.



Verwirrung

(Berliner Theater-Kundschau)

Während ein katholischer Propst mit einem Doppellader-Feuilleton im „Tag“ einen einsamen Salutsschuß abgab für das Reinhardt-Vollmoellersche „Mirakel“ und mit frommen, aber sehr kunstfremden Worten dem leeren Sautelspiel die konfessionelle Absolution erteilte, ja, von dem Hokuspokus im Zirkus geradezu eine Erbauung katholischer Gemüter zu erwarten erklärte, ereignete sich ein sonderbares Widerspiel bei der dreißigsten oder vierzigsten Aufführung des Mystariums. Ein frohlebiger Dramatiker — und noch dazu der Geschäftsleiter der „Vertriebsstelle deutscher Bühnenschriftsteller“, kurz, ein Mann, dem niemand noch den Eifer Johanns des Wüstenpredigers angemerkt hatte, erhob sich gegen Ende des ersten Teiles aus der Zuschauermenge und legte, das Spiel unterbrechend, mit einer flammenden Ansprache Verwahrung ein gegen die Herabwürdigung seiner Religion. Wann immer einer hingerissen ist — von Begeisterung oder edlem Zorn, er verdient keinen Spott.trieb den Dr. Artur Dinter wirklich der Geist, so viel präpstlicher zu sein als der Propst, so soll man ihm sein Seelenrecht nicht antasten — und nur nachdrücklich bemerken, daß die übrigen paar tausend Zuschauer ein Recht auf ungestörten Genuß der Vorstellung hatten. Wären aber die Beweggründe des Demonstranten welche immer gewesen, er konnte bei gesunder Vernunft doch nur dann Lärm schlagen, wenn er Ursache hatte, an das Gemeingefühl einer Gesinnungsgenossenschaft zu glauben. Dem Anschein nach irrte er bei dieser Annahme. Denn seine Worte verhallten im Zirkus unter allgemeinem peinlichen Schweigen.

Vielleicht würde er Zustimmung gefunden haben, wenn er nach der richtigen Zielscheibe geschossen hätte. Man mute mir nicht zu, daß ich im allgemeinen oder im besonderen den Ruhestörungen im Theater hold gesinnt sei. Sie sind in jedem Fall anmaßlich, geschmacklos, unerlaubt. Wohin kämen wir bei Duldung solcher Gepflogenheiten? Abo, Kultur und Kunst, wenn die Freigeister bei Wagners „Parsifal“, die Katholiken bei Gobineaus „Giordano Bruno“, die Evangelischen bei Calderons „Anbetung des Kreuzes“, die Antisemiten bei Lessings „Nathan“, die Monarchisten bei Schillers „Kabale und Liebe“, die Demokraten bei Shatepspeares „Coriolan“, die Kantianer bei Jbsens „Wildente“, die Monisten bei Strindbergs „Osten“ usw. usw. usw. . . . zu brüllen und zu toben sich unterstünden! Achtung vor der Weltanschauung des anderen ist eine Grundbedingung gesellschaftlicher Gesittung; in der Kunst soll die Duldung sich bis zur Unterwürfigkeit unter den Willen des Kunstwerks steigern. Nur der ist kunstempfindlich, der im Sinne eines Kunstwerks den fremden Glauben nachempfinden kann, als wär's der eigene. Denn: „in Bereitschaft stehen ist alles“ für den Hingebungsfähigen; in Bereitschaft stehen: sich auf den Flügeln der Phantasie und des Gefühls in fremde Welten tragen zu lassen. Jedes echte Kunstwerk hat seine eigene Heiligkeit. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion“ (Goethe). Wer Kunst im Leibe hat, macht nicht Skandal!

Da sind wir nun bei dem Kardinalpunkt angelangt, bei der „eigenen Heiligkeit“ eines Gebildes, das Kunst anspricht. Sie wird nicht etwa bestimmt von einem mehr oder minder pastoralen Charakter. Auch das Lachen des Aristophanes und sein blitzender Hohn war heiliger

Geist! Und auch (sagt Feuchtersleben) „die Ironie des Schicksals, die zerreißen in das Spinnengewebe der Sterblichen greift und das Gefühl ihrer Sicherheit furchtbar verneint, wird im Empfänglichen Religion“. Keine Grenze also für das unendliche Reich des Gefühls! Nur: ob ein Werk mit künstlerischen Formen ehrliches Gefühl hat, das ist die Frage. Wird sie verneint, so ist auch schon das Kunstwerk verneint. Die wahre Andacht, nicht die Gebärde macht den Priester. Ein Gaukelspiel ist um so ruchloser, je mehr Opfer es unter den Gläubigen gewinnt. Das gilt von den Spekulationen auf konfessionelle Gefühle ebensowohl, wie von dem Mißbrauch schöner künstlerischer Mittel zu Blendungskünsten. Ein in Hinsicht auf die Heiligkeit der Kunst unheiliges Werk kann unmöglich irgendwelchen reinen Zwecken außerhalb der Kunst willkommen sein. Deshalb scheint es mir ganz gleichgültig, ob das „Mirakel“, über dessen künstlerische Frivolität im Juniheft des „Lärners“ ausführlich gesprochen wurde, den dogmatischen Lehren einer Glaubensgenossenschaft entspricht, wie der Propst meint, oder ihnen widerspricht, wie Herr Dinter meint. Ganz gleichgültig! Das Ding ist ein riesiges Lamtam.

Der „Mirakel“-Spektakel war ein Krankheits-symptom der Gegenwart. Eines von vielen. Im Nebel unseres Zeitalters suchen die Maultiere ihren Weg. Manche haben farbige Laternen an die Schweifspitzen gebunden und wollen in der Dunkelheit den Eindruck metaphysischer Lichtträger hervorrufen. Sind aber doch nur Maultiere.

* * *

Das Muster eines metaphysischen Pyrotechnikers ist Franz Molnar aus Madjarien. Ihm sind die Überirdischen gerade gut genug, sie als Schieber (sagen wir: Kulissen-schieber) zu verwenden. Mondäne Feuilletonszengen, gewürzt mit Garbouschem Patšchuli oder ungarischem Paprika, werden in die höhere Region emporgeschraubt. Das soll ihrer Alltäglichkeit eine bedeutungsvolle Besonderheit geben. Im „Teufel“ hat er den Junter Pferdeseuf in Frack und Lach gesteckt; im „Leibgarbisten“ wird mit einem spukhaften Doppel-Ich gespielt; in „Liliom“ klopft sein Witzchen an die Rinderhimmels-pforte; und im „Märchen vom Wolf“ endlich, dem Spiel, das jüngst über die Bretter des Lessingtheaters ging, läßt er die Schleier des Morpheus wallen. Seit Hauptmann seine schönste Dichtung, das „Hannele“, schrieb, sind viele Leute zu Traumdramen inspiriert worden. Raum ein anderer hat die entmaterialisierte Poesie so als handfestes Theaterrequisit benutzt, wie Molnar. Er gab sich nicht einmal die Mühe, die Notwendigkeit des Traum-Intermezzos mit dramaturgischer Logik zu begründen. Ihm war der Effekt um seiner selbst willen recht. Eine junge Frau träumt sich eine Warnung, zu der sie im wachen Zustand keinen Anlaß gegeben hat. Sie wird von der blinden Eifersucht ihres Gatten gepiesackt, und die Vernunft sagt: wenn hier einer luriert werden soll, so muß er es sein und nicht sie; doch der Verfasser hatte nicht zwischen Einfällen zu wählen, Schmalhansens Rücken-vorrat mußte wohl oder übel verbraucht werden. So träumt denn die arglose Frau von einem längst vergessenen Bewerber, der ihr in vier öden Szenen viermal in anderer Gestalt vor die geschlossenen Wimpern tritt und jedesmal genau das gleiche Pensum abwickelt. Viermal wird die Frau — im Traum — von dem Fremden erobert. Dann wacht sie auf. Sie hat sich kaum den Schlaf aus den Augen gerieben, als der Traumheld — o Fügung! — leibhaftig vor ihr erscheint, in der Wohnung ihres Gatten. Doch als Ritter von der traurigsten Gestalt, der eine Magdalena flugs zur Bühlerin machen mußte.

Was sollte der Traum? Ein schlafender Mensch untersteht doch nur dann der dramatischen Verantwortlichkeit, wenn im Traum seine früher bewußten Wünsche unbewußt, von den Hemmungen des Willens befreit, weiterweben. So erlebt Rustan in Grillparzers „Der Traum ein Leben“ eine phantastische Wirklichkeit, die folgerichtig aus seinem Innern entsteht. Molnars Träumerin hat die vierfache Niederlage ihrer ehelichen Treue kaum mit Regungen des Unterbewußtseins verschuldet. In dieser Zartheit der Voraussetzung suchte der Verfasser Schutz gegen den Vorwurf der Banalität, doch zog er sich den schlimmeren des unzureichenden Grundes zu. Und das Übermaß verriet vollends seine Absicht, die nur auf den

Effekt gerichtet war. Hätte doch für die Ernüchterung der gar nicht taumelnden Frau eine von den vier Traum-Episoden durchaus genügt. Der Herr Dämon mußte immer wieder Stand und Kleid wechseln, weil diese Maskerade der eigentliche Zweck der Übung war und der Feuilleton-Einfall auf andere Weise nicht zu einem abendfüllenden Stück ausgedehnt werden konnte. Die hübschen kleinen Talente Molnars funkeln im Dialog des ersten Akts, solange es mit natürlichen Dingen zugeht. Ins Metaphysische reichte dann nicht einmal die Macht der reizenden Elsa Galafres hinüber. Die Regie des Lessingtheaters stand hoch über dem Niveau des Stücks.

* * *

Scharf unterschieden von den Praktischen, die das Kielwasser moderner Kurrichtungen auszunutzen wissen, ist der von ernstem Kunstwillen beseelte Paul Ernst. Ihn lockt immer wieder ein neuer Tag zu neuen Ufern. Doch ach! er hat nicht Ruder noch Steuer. Er hat viele Jahre lang zornig und selbstbewußt mit dem Schicksal des Verkannten gerungen, und kam nun endlich mit einem seiner Werke vor das Berliner Publikum; im Kleinen Theater mit dem Drama „Ariadne auf Naxos“. „Neue Klassik“ — ist die Losung dieses Loggenmeisters. Die einfach-edle Architektur der Antike wiederherzustellen und ihre Formen mit einem neuen Geiste zu füllen, also ungefähr das, was Goethe mit der „Iphigenie“ wunderbar gelang, schwebt ihm als Ziel vor.

Der Philosoph in ihm ging an die Ausführung der Theorie, als er im „Ariadne“-Drama aus dem alten Lebensabehaler Dionysos einen mitleidsvollen Christus machte. In der Ariadne-Sage hat Dionysos seine feste Rolle. Er ist der Tröster der von Theseus Verlassenen, und der tiefere Sinn dieser gottfrohen Aufgabe entspricht dem gesunden Naturgefühl der Griechen, das kein pessimistisches Verzagen kennt und für jeden Seelenschmerz Heilung in den schönen irdischen Möglichkeiten sucht. Mit einer Renaissance hellenischen Lebensglaubens hat Paul Ernsts blasser Samariter nichts zu schaffen. Soll aber gerade in der willkürlichen Verwandlung des Dionysos der Wert des Neuen geschätzt werden, dann müßte dieses die Prüfung auf seine Notwendigkeit im gegebenen Fall bestehen. Ariadne und Dionysos, sie im Gott, der Gott in ihr, müßten durch ihr Handeln zu Überwindern der griechischen Weltanschauung werden. Davon ist eine deutliche Spur nicht zu entdecken. Denn beide sind mehr im Banne der Erotik als der Caritas. Einer selbstlosen Handlung, die dem Geliebten nützen soll, wie sie Ariadne angeblich für ihren Theseus vollführte, war wohl auch die Frau in vor-christlicher Zeit fähig; und daß diese Ariadne, als sie an Theseus schwere Enttäuschung erfuhr, dem liebevollen Dionysos zu Füßen sinkt, genügt wohl auch nicht, den anachronistischen Christusmantel des Gottes zu rechtfertigen. Dionysos spricht freilich von allerlei Sehnsucht, den Menschen zu nahen und ihnen zu helfen. Er sehnt sich auch nach der Fähigkeit, zu leiden. Das ist merkwürdig, weil er, ohne diese Fähigkeit zu besitzen, Liebe und Mitleid im Herzen haben soll. Wie wäre denn das möglich?

Das moderne Seelendrama in der antikisierenden Form des Paul Ernst, das der Sage von Theseus und Ariadne aufgepropfte Drama, ist am wenigsten neu. Es ist eine Übertragung von Ibsens „Nora“ ins griechische Kostüm, bei deren Herstellung auch Goethes Gretchen und Grillparzers Medea kleine Darlehen gewähren mußten. Originell ist freilich die Anwendung der übernommenen Motive gerade auf den Ariadne-Mythos, der in alter und neuer Dichtung eine andere Gestalt hatte. Paul Ernsts Ariadne mißte ihrem Vater einen Schlaftrunk, weil dem geliebten Theseus vom bösen Schwiegerpapa Gefahr drohte. Sie wollte ihren Erzeuger keineswegs töten. Doch er wachte nicht mehr auf. Obwohl diese Tat von ohngefähr und wider Ariadnes Willen geschah, ist sie stolz auf das größte Opfer, das sie ihrer Liebe bringen durfte. (Auf ein verfehentliches Opfer!) Genau wie Nora, doch ganz ohne deren sittliches Motiv, verschweigt sie dem Geliebten ihre „Tat“, nicht etwa aus Feigheit, sondern im festen Vertrauen auf des Theseus hohen Sinn. Es „spannt“ sie, zu warten, bis der Gatte

die Geschichte von dritter Seite erfähre; dann würde das „Wunderbare“ geschehen und Theseus vor der Welt diese Schuld, die unsinnigerweise ein Verdienst sein soll, auf sich nehmen, Ariadne aber die Großmut nicht annehmen. Und Theseus? Nun, er ist der torrette Bankdirektor Robert Helmer mit nackten Griechentönen! Nur daß er ein besseres Recht hat, zu klein zu sein für die falsche Größe eines liebenden Altruismus, dem nicht einmal der Tatwille zugrunde lag. Das persönliche Problem Theseus bleibt übrigens ungelöst. Denn der Held stirbt im Kampf gegen die zur rechten Zeit rebellierenden Naxos-Insulaner. Sterbend sieht er in langer Eigengrabrede allerlei ein, was er in gesundem Zustand hoffentlich nicht eingesehen haben würde.

Eine schöne Versprache, trüchlig von Reflexionen, die nicht immer aus des Verfassers eigener Gedankenfabrik stammen, täuscht nur die Allzuwilligen über das Versagen der schöpferischen Kraft. Paul Ernst hat sich streng an die aristotelische Einheit von Raum und Zeit gehalten. Doch in der Gliederung des Dramas blieb er auf dem halben Wege nach Hellas stehen (und halbe Klassik ist nicht Neu-Klassik!). Er entfernte den Chorus. Das war gewiß dem erlaubt, der das Wesentliche der griechischen Tragödie von den rituellen Überlieferungen freischälen wollte. Leider aber kam es so, daß man den Chorus vermissen muß. Denn die Mummelgreife des Sophokles stören nicht häufig die Handlung in den Akten, sie laden ihre wahrhaft herrlichen Gedanken gewissermaßen in den Zwischenakten ab. Paul Ernst dagegen läßt alle seine Personen in jedem passenden und unpassenden Augenblick philosophieren, und sein ganzes Drama ist von Abstraktionen überwuchert. Das ist gewiß ein bestimmter Stil; ich möchte nur nicht wünschen, daß er Schule machte! Frau, guter Freund, ist alle Theorie . . . Der ernste Wille des Dichters forderte dem Publikum Respekt und Beifall ab. Die Aufführung (mit Ludwig Hartau als Dionysos, Paul Bildt als Theseus und Leonore Ehn als Ariadne) wurde den rhetorischen Aufgaben der Dichtung gerecht.

* * *

Ein Kind unserer Zeit der Dämmerungen, der Gärungen, der verworrenen Ahnungen und zugleich der erbitterte Feind dieser Zeit ist Franz Wedekind. Die Literaturlehrer in den höheren Töchterschulen, die so nett mit dem Chaos fertig werden, indem sie den Erscheinungen Vignetten aufkleben, wie der Apotheker den Töpfen und Flaschen, nennen ihn einen Detadenten — und damit basta. Richtig ist, daß Wedekind die bestehenden Kunstformen auf trennt, wann sie ihn enge. Fehlt für solche Aufösungen der sichere Erfak, so ist das Verfahren, zumal wenn es endemisch auftritt, ein Kennzeichen des Niedergangs. Doch muß man vorsichtig sein mit der Diagnose. Auch alle aufbauenden Genies waren tüchtige Niederreißer. Ob Wedekind für die Zukunft baute, wird die Nachwelt wissen.

Einer, der sich den Spitzhaken von der Theorie holte (wie etwa Paul Ernst) ist er jedenfalls nicht. Er will sich nicht um jeden Preis durch neue Kunstprogramme unterscheiden. Als Künstler ist er sogar in hohem Grade programmlos, unbestimmt wie ein Barbar. In seiner älteren Schaffensperiode gelangen ihm gleichwohl Dramen in geschlossenen Stil; seit einem Jahrzehnt ungefähr unterdrückt der immer stärkere Subjektivismus sein dramatisches Gestalten. Er hat fast nur noch das Bedürfnis, sich rein-auszusprechen. Das Persönliche und Originäre Wedekinds ist nicht eigentlich in der Form seiner Dramen zu finden, obwohl diese rissige, unausgeglichene Form ganz seinem geistigen Wesen entspricht. Einzigartig ist aber die Persönlichkeit, die nie verleugnete, kaum je verschleierte Persönlichkeit, die hinter allen Wedekindschen Dramen steht. Der schmerzvolle Sarkasmus, der sich poffenhaft gebärdet, wenn der Wurm am Herzen nagt, und der eine Frage der Mut denen schneidet, die bloß lachen und den ernststen Grimm nicht verstehen; die seltsame Mischung aus Feuergeist und Pedanterie; der geniale Blick, der plötzlich Ödnisse des verirrten Geschmacks in herrliche Flammen taucht; eine Paradoxie, die nichts Spielerisches hat, vielmehr einem Weltgott das Ventil des trockenen Humors öffnet: das sind Kennzeichen der Wedekind-Natur. In seinen Dramen lösen sich grandiose Impressionen mit Stümpereien ab, die den Eindruck der Impotenz hinterlassen.

Ein vollkommenes Kunstwerk hat Wedekind überhaupt nicht geschaffen. Selbst in „Frühlings Erwachen“, „Erdgeist“ und „Hiballa“, den durch ihren menschheitlichen Inhalt bedeutungsvollsten Tragikomödien, wird die innere Wahrheit durch bizarre Grimassen gestört. Aber ein Künstler von der Sippe des Dionysos ist er! In dem Angeklärten seiner Kunst spiegelt sich die Verworrenheit des Zeitalters. Er selbst fühlt diese Haft, und es ist sein stärkster Drang, die Welt ins Freie zu führen. Leider stößt sich der fanatische Philosoph die Stirn an Widersprüchen wund. Wer wollte die Urmacht des Geschlechtstriebes verkennen? Wedekind kennt sie, wie außer ihm vielleicht nur Strindberg. Doch ist es keine Monomanie, zu glauben, daß alle Lebensprobleme vom Sexus kommen, zum Sexus führen. Und dann: derselbe Mund, der die Religion der Sinnenfreude, die Befreiung des Weibes aus den Ketten der Geschlechtsmoral fordert, stößt Flüche aus über die Schmach der Weibherrschaft, und der geschorene Samson (dessen biblisches Urbild Wedekind in sein letztes Drama nahm) sitzt auf dem Altar seiner Muse.

Wer die Gegenwart in ihrem charakteristischen Niederschlag auf der Bühne betrachtet, kann an dem Phänomen Wedekind nicht vorübergehen. Zwei Umstände bewegen hier zu besonderem Verweilen: Frank Wedekind wird am 24. Juli fünfzig Jahre alt, und das kalendrische Memento wurde soeben verstärkt durch den Wedekind-Zyklus in den Kammerspielen, der einen beträchtlichen Teil des Wedekindschen Lebenswertes uns vorüberführte. In diesen Vorstellungen spielten der Dichter selbst und seine Gattin Lilly die Hauptrollen, was nur einigen von den Stücken zum Vorteil gereichte, und die Szene stand unter dem Zepter des Dichter-Regisseurs, was durchaus ein Schaden war. Schon der Schauspieler Wedekind trifft nur jene Rollen, die ihm der Dichter sozu sagen an den Leib gemessen hat, und er versagt sofort, wenn einmal die Charakteristik von der Selbstbiographie abweicht. Man sah es, als er seinen famosen „Kammerfänger“ mimte. So ergeht es erst recht dem Regisseur Wedekind, der kein Auge zu haben scheint für die tausend äußeren Dinge, die für ein Schauspiel wichtig sind, und dessen Interesse über den Bannkreis des einen Zwecks, der ihn dichten und eifern läßt, nicht hinausgreift. Frau Lilly Wedekind zeigt ein fast rührendes Beispiel geistiger Mimikry. So biegsam, wie ihr schlanker Körper, ist ihr Wille unter den bestimmenden Absichten ihres Mannes. Sie spielt kaum aus ihrer eigenen Natur heraus, sondern aus der des Frank Wedekind. Doch ihre immerhin gutgeschulten schauspielerischen Anlagen reichen nicht für alle Frauengestalten aus, die im Hirn ihres Dichters spukten, und ihre Lulu zumal („Erdgeist“) konnte neben dem infernalischen Schatten der Eysoldt nicht bestehen.

Von den Stücken, die der Zyklus brachte, seien drei hervorgehoben. Zunächst „Oaha“ nur deshalb, um dem Dichter in aller Verehrung zu sagen, daß er dieses mißlungene Pamphlet doch endlich gnädig mit Nacht und Grauen bedecken sollte! Es kann doch unmöglich seine Absicht sein, die Freunde staunen zu machen über ein — ich möchte sagen: physiologisches Rätsel, darin bestehend, daß ein Mensch mit genialen Eingebungen auch der Erzeuger eines absoluten Mistes, einer unwürdigen und, von spärlichen Augenblitzeinfällen abgesehen, geist- und witzlosen Posse sein konnte. Diese unkünstlerische Selbstbloßstellung ist noch viel peinlicher, als das öffentliche Waschen der schmutzigen Wäsche, die sich bei dem Privatstreit Wedekinds mit dem Verleger und der Redaktion des „Simplissimus“ angesammelt hatte.

Eine Art Erstausführung erlebte das moderne Mysterium „Franziska“, das Wedekind, seit es in Berlin gegeben und an dieser Stelle besprochen wurde, umgegossen hat. An der Szenen- und auch an der Gedankenfolge ist kaum etwas verändert. Es wurde der „Franziska“ keine jener ausschweifenden Exzentricitäten genommen, die die Grenzen der Geschlechter und der Natur sprengen. Verse hat sie erhalten; freilich Wedekindsche Verse, die sich, wenn sie nicht gerade harte Raufstil im klingenden Klapphorn oder Bänkel spritzen, nicht selten wie Prosa anhören. Immerhin kommt der Rhythmus dem dramatischen Ungeheuer zustatten. Der Vers zieht Distanz zwischen der Wirklichkeit und der Phantasie, und das ist zweckmäßig für eine Dich-

tung, die, indem sie Wahrheit geben will, auf realistische Wahrscheinlichkeit verzichtet. Doch lag es nicht bloß an den neuen Versen, daß das zweite Erleben der „Franzista“ stärkere Eindrücke hervorrief. Das Mystorium hat in den Abgründen seiner Paradoxie doch mehr Bedeutungen, als sich beim ersten Hinabbliden zeigen. Einzelne Szenen (die Bohème-Kneipe und der Kampf des Georgsritters mit dem „Schweinehund“ Gesellschaftsmoral!) sind blendend.

Auch eine richtige Premiere brachte der Zyllus; die Aufführung der als „Geisterbeschwörung“ titulierten und frisierten Eingeweideschau am eigenen Leibe: „Der Stein der Weisen“. In diesem Stück kleidet sich Frank Wedekind in das Gewand des Nektromanten Basilius Valentinus, der in einem Turm haust. Die Ähnlichkeiten mit Fausts Studierstube sind nur äußerlich, obwohl mancher der Knittelverse, und keiner von den schlechteren, Goethesche Gedankenreihen in der Erinnerung auslöst. Der Nektromant hat sich mit Hilfe des Wundersteins eine übernatürliche Macht geschaffen; er hält sogar den widerspenstigen Leonhard, der ihn haßt und schmäht, als Famulus in seiner Gewalt. Dieser Leonhard ist das P. T. Publikum. Und doch — dazu führt Wedekinds Selbsterkenntnis — ist der Hexenkünstler, der fern der Menschenmenge seine Machtgepinste zieht, ein armer Teufel. Er verliert das Spiel. Die Geschöpfe seiner Phantasie verraten ihn. Der Schüler mißversteht ihn und deutet sich aus des Meisters Lehren ein System banalen Weltgenusses. Die Teufelsbitrte erniedrigt den impotenten Lustgrübler zum Sklaven und wendet sich lachend der frischen Jugend zu. Der Humor, der als Narr auftritt und dem der Nektromant mit der Peitsche des Sarrasmus kommandiert, drückt die Armbrust seines Gebieters auf dessen eigene Brust ab und schießt ihn tot. Vorher hat der Narr noch den Stein der Weisen entwendet und sich ihn an die Stirne geheftet. . . . Das sind in der Tat sehr philosophische Allegorien. Doch haben sie so wenig Fleisch und Blut, daß gerade infolge dieses Mangels auch ihr Geistiges schemenhaft bleibt. Man erwärmt sich in keinem Augenblick für den ohnmächtigen Machthaber. Höchstens empfindet man hier und dort den Reiz von Scharade und Köstelsprung; man strengt sich an, zu erraten, was eigentlich gemeint sei.

Wird Wedekind auf seiner Mittagshöhe den Bann brechen, der über ihm liegt und ihn hemmt, Gedachtes, Erlebtes, Geschautes im Drama zu objektivieren, wie ihm einst in seinen besten Werken gelang? Wird die Kurve, was ja sein „Simson“ hoffen läßt, zu dem verlassenen Punkt zurückkehren?

* * *

Es tat wohl, auch einmal der bangen Wirnis unserer Tage zu entfliehen und in die einfach-große Heiterkeit eines alten Meisters zu tauchen! Diese Freude gewährte das Deutsche Künstlertheater mit einer Aufführung des „Jeppe vom Berge“, einer Komödie Ludwig Holbergs.

Mit dem dänischen Lustspielklassiker suchte ich vor kurzem die Leser des „Türmers“ vertraut zu machen (Mai 1914, XVI. Jahrgang, Heft 8). Rascher, als die an die neue deutsche Holberg-Ausgabe (Verlag Georg Müller) geknüpften Hoffnungen zu glauben wagte, erfüllt sie sich: für das nächste Spieljahr versprechen viele große Bühnen Holberg-Aufführungen, und Max Reinhardt will die besten Lustspiele des Dänen in einem Zyllus vorführen. Das Künstlertheater ging mit dem ersten Streich voran und hat, obwohl nur der Darsteller der Hauptrolle der Aufgabe gewachsen war, über kein Mißlingen zu klagen.

„Jeppe vom Berge“, geschrieben ungefähr 1734, heißt im dänischen Original „Der verwandelte Bauer“. In einer recht glücklichen Bearbeitung Røgeboes („Der Trunkenbold“), der die vier Akte in zwei zusammenzog, ist das Stück vor hundert Jahren in Deutschland viel gegeben worden. Der Stoff der Komödie ist älter als Holberg und auch älter als Shakespeare, der aus ihm das Vorspiel zur „Bezähmten Widerspenstigen“ gemacht hat; er tauchte auch in den zwei Jahrhunderten nach Holberg noch oft in neuen Spielen auf, zuletzt in Gerhart Hauptmanns „Schluck und Sau“. Mit einem betrunkenen Bauer wird Schabernack getrieben.

Man trägt den Bewußtlosen in das Schloß des Barons, er erwacht im seidnen Himmelbett, die Lakaien bedienen und hofieren ihn, und sein armer Verstand muß endlich daran glauben, daß nur ein böser Traum ihm vorgegaukelt habe, er sei jemals der armselige Zeppe gewesen, der so gottserbärmlich soff, weil sein Weib ihn betrog und prügelte und er in der Güte seines Gemüts zu schwach war gegen die Hausfreunde und die Karbatsche. Kein sentimentales Wort wird in dem Stück gesprochen; im Gegenteil: die Luft zittert vom ausgelassensten Ull; und doch öffnet ein Dichter unsere Herzkammer dem Mitgefühl mit einer menschlichen Kreatur, die durch Mißgeschick entstellt ist. Man lacht und empfindet zugleich Wehmut, als der arme Kerl in neuerlicher, diesmal hochfreiherrlicher Volltrunkenheit aus seinem Eintagshimmel gestoßen und wieder auf den Misthaufen geworfen wird, ja dann sogar noch in Ängsten Buße tun muß für die einzige glückliche Illusion seines Lebens. Denn des Barons Müßiggängergaune treibt die Komödie noch weiter, läßt den Zeppe vor ein Theatertribunal schleppen, ihn zum Tod verurteilen und (zum Scheine) vergiften und an den Galgen hängen. Er kommt endlich unbeschädigt auf seine zwei Beine und erhält einen Saßen Geld. Damit glauben Seine Gnaden der Baron einen gerechten Ausgleich gemacht zu haben zwischen seinem Vergnügen und der Weltordnung. Der Dichter hält keine Moralpauze. Er läßt bloß den Zeppe recht trübselig ins Weite schauen. Ob er künftig wieder saufen wird? Glaub' schon! Holberg war ein zu guter Menschenkenner und zu ehrlich, um ein optimistisches Lustspielende zu wagen. Sein Stück ist weder eine Entalkoholisierungsheilstätte für Trunkenbolde, noch eine Besserungsanstalt für strupellose Feudalherren. Es ist ein Feßen Leben, betrachtet durch das Temperament eines großen Satirikers und Humoristen.

Den Zeppe, den rührenden tomischen Lasterbold, gab ein Künstler, für den der Dichter ahnungsvoll gedichtet hatte: Jakob Siedtke. Er verdarb keinen einzigen Scherz, er war tomisch vom Bauch bis zum Kopfsaar — und doch aller Liebe wert.

Hermann Rienzl



Etwas von deutscher Gründlichkeit

In seiner freundlichen Besprechung meines bei Hesse in Leipzig erschienenen „Volks-Goethe“ bemerkt der „Fürmer“, ich sei „als scharfer Segner der Goethe-Philologie bekannt“. So in Saufsch und Bogen bin ich das nicht. Ich verdante der gelehrten Goethe-Forschung so viel, daß es schöner Andank wäre, wollte ich mich ganz allgemein als ihren Segner bekennen. Was ich bekämpfe, sind schädliche Auswüchse der Goethe-Philologie, und einen dieser Auswüchse von höchst absonderlicher Art möchte ich hier — nicht aus persönlichen, sondern aus rein sachlichen Gründen — zu möglichst weiter Kenntnis bringen.

Der größte Teil der Goethe-Philologen gebärdet sich so, als besäßen sie ein geheiligtes Vorrecht auf Goethe. Wer sich mit Goethe zu beschäftigen wagt, ohne durch eine feste Anstellung im Staatsdienst (mit Wohnungszuschuß und Ruhegehalt) dazu bestellt zu sein, ist dieser Gattung von Goethe-Philologen ein junftwidriger Böhnhase, der mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Was zu beweisen ist!

In einer Besprechung meines „Volks-Goethe“ in der „Vossischen Zeitung“ vom 1. Mai 1913 beklagt Herr Professor Ludwig Geiger beweglich, daß ich Goethes „Schriften über Kunst und die vermischten Aufsätze, ebenso die naturwissenschaftlichen Schriften stiefmütterlich behandelt habe“. — Ich habe nämlich einen ganzen Band — von 18 Bänden! — mit 278 Seiten dieser Seite des Schaffens Goethes gewidmet, habe nicht weniger als 27 Aufsätze zur Literatur, 9 zur bildenden Kunst, 19 zur Naturwissenschaft, dazu die 3 Logenreden, zusammen also 58 vermischte Aufsätze Goethes, ohne die Aufsätze lebensgeschichtlichen Inhalts im 12. Bande, aufgenommen. Es gibt keine einzige Auswahl-Ausgabe Goethes, in der auch nur annähernd

so viele vermischte Aufsätze stehen. Aber Herr Professor Ludwig Geiger findet das „stiefmütterlich“, und da er, als einer der Gründlichsten von der Goethe-Philologie, die Verpflichtung fühlt, sein Urteil zu begründen, so „bemängelt und bebauert er, daß ein so wundervolles Werk, wie die Anmerkungen zu Rameaus Neffen ebensowenig berücksichtigt ist, wie die Geschichte der Farbenlehre, aus der einzelne Abschnitte auch für ein größeres Publikum so ungemein anziehend und belehrend sind“.

Ich verlange von dem Kritiker einer neuen Goethe-Ausgabe nicht, daß er die sämtlichen Bände durchlese. Wohl aber fordere ich und fordert der literarische Anstand, daß ein Gelehrter vom Range Ludwig Geigers sich vor einer Leichtfertigkeit hüte, die man selbst dem untergeordnetsten Journalisten nicht verzeihen würde. Die von Geiger so schmerzlich vermischten Aufsätze Goethes stehen in meinem Volks-Goethe groß und breit da, wie sich jeder sofort überzeugen kann, der im Bande 16 die Seiten 26 bis 33 und 234 bis 254 aufschlägt. Also volle 39 Druckseiten nehmen die von dem gründlichen Goethe-Philologen Ludwig Geiger vermischten Aufsätze Goethes in meiner Volksausgabe ein!

Aber die Sache ist noch viel toller. Herr Geiger braucht gar nicht in dem Bande nach den von ihm vermischten Aufsätzen zu suchen, braucht nicht einmal darin zu blättern; er brauchte nur einen Blick in das Inhaltsverzeichnis des Bandes zu werfen — oder in das Gesamtinhaltsverzeichnis meiner Ausgabe —, um die von ihm vermischten Aufsätze zu finden; sogar an drei Stellen! Ich hatte geglaubt, daß ein dreifaches Verzeichnis selbst für die ungeübtesten Benutzer einer Goethe-Ausgabe genügen würde; mit den literarischen Umgangsformen eines unserer Gründlichen von der Goethe-Philologie hatte ich allerdings nicht gerechnet.

Prof. Dr. Ed. Engel



Der „Held“ in der modernen Literatur



heerisch, aber gesund zu lesen ist, was Richard Müller-Freienfels in der Zeitschrift „Die Tat“ über dieses Kapitel unseren modernen Ästhetern und Form-Jongleuren zu Gemüte führt: „Was je eine Dichtung groß und gewaltig gemacht hat, waren nicht, oder erst in später Linie, formale Qualitäten, stets war es ihre idealbildende Kraft, daß sie eine neue Welt von Helden und Taten schuf, die der Ausdruck des innersten Wesens und der Sehnsucht ihres Volkes war. Das ist es, was Homer und Achylos groß gemacht hat, das ist es, was der Dichtung des Mittelalters ihren Zauber verleiht: daß sie Helden und ablige Taten gestalten konnten, die ihre menschliche Größe weit hinaus hob noch über das Volk und die Zeit, der sie entsprossen. Diese idealbildende Kraft, das erhebende Licht, in das ihr Theater getaucht ist, das hat Shakespeare und Racine groß gemacht. Und ist es nicht mit der deutschen Literatur ebenso? Hebt nicht Goethe bereits gerade das an Friedrich dem Großen als Größtes hervor, daß er seinem Volke wieder die Idee des Helden geschenkt hat? Und der Held, der ‚Abermensch‘ im Goetheschen, nicht im Nietzsche'schen Sinne, ist es auch, der vom hiderben Söh an bis zum vergeistigten zweiten Faust dem Deutschen den Begriff menschlicher Größe verklärte. Und ebenso ist es mit Schillers Helden, in denen das Volk, das die Befreiungskriege schlug, sich selber verklärt erkannte ...“

Das ist es, was ihnen den Wert verleiht, nicht ihre formalen Qualitäten, wie Artisten und Ästhetern wollen. Alle diese Werke sind brüchig und schlecht komponiert, von der Ilias über Hamlet zu Faust hin, und überall können schulmeisterliche Ästhetiker Verstöße gegen die Regeln und Tabulaturen antreiben. Das, was sie groß macht, ist eben nicht die Form, wenigstens nicht die Form im Sinne unserer Artisten, d. h. der Regelmäßigkeit und Ausgeglichenheit. Gewiß, sie haben Form und Schönheit, aber so wie die Natur selber sie hat, unregelmäßig und ungebündigt und niemals

sich einschnüren lassend in enge Regeln. Worauf es ihnen ankommt, das ist der idealbildende, aus erhöhtem Leben quellende und erhöhtes Leben zeugende Geist, und dieser ist das eigentliche Leben und der Lebenswert jeder Dichtung, und nur nach diesem, nicht den äußerlichen Formqualitäten muß die Dichtung gewertet werden . . .

Das neunzehnte Jahrhundert ist nicht nur sozial, sondern auch geistig und kulturell völlig v e r b ü r g e r l i c h. Derjenige Dichter, zögernd fast braucht man diese Bezeichnung heute, der für die Zeit charakteristisch und typisch ist, wäre etwa Gustav Freytag. Für seine ‚Helden‘ schwärmten unsre Großmütter und Mütter, diese b r a v e n B ü r g e r waren die Ideale unsrer Großväter und noch Väter. Der ‚Held‘ von einst ist zum braven, soliden, arbeitswilligen Staatsbürger, zum Professor oder Kaufmann geworden. Freytag selber hat seine Genealogie in den Ahnen aufgezeigt, ohne zu merken, wie sehr er ihn unwillentlich perffizierte. Gewiß, dieser ‚Held‘ war ein sehr tüchtiger Mann, er ging selbstbewußt einher und trug im späteren Leben Brille und großen Vollbart, wählte liberal, bekam Anno siebzig das eiserne Kreuz. Kurz, ein durchaus vortrefflicher Mann, nur alles andre als ein Held im einstuigen Sinne des Wortes. Es fehlte ihm alles, aber auch alles, was über den Durchschnitt, die Mittelmäßigkeit, das Bürgerliche hinausgewiesen hätte. Und ein wirklicher Schwung, irgendein promethischer Zug, wie er die großen Tragödien schafft, fehlte dieser Dichtung vollkommen. Dieser bürgerliche Held verstarb etwa zwischen den achtziger oder neunziger Jahren eines bescheidenen, klanglosen Todes.

Um jene Zeit aber kam ein neues Geschlecht heraus, das wieder leidenschaftlicher um die Probleme des Lebens und der Kunst rang und darunter litt, das nicht so zufrieden und selbstbewußt und seine Mittelmäßigkeit nicht ahnend durchs Leben stapfte wie der Bürger Freytag'scher Linie. Freilich stammte sein Revoltieren gegen alles und alles mehr aus der Schwäche als aus der Kraft, und so konnte es auch nicht zur Schaffung eines Idealtypus kommen im Sinne der Stärke. Es vollzieht sich um jene Zeit die seltsame Wandlung, daß der einstuige Held jetzt zum n e r v ö s e n S c h w ä c h l i n g, zum s e n s i t i v e n N e r v e n m e n s c h e n wird. Wir kennen diesen Typus aus hundert Werken. Er tritt in Hauptmanns sämtlichen Dramen auf, er dominiert bei Halbe, bei Schnitzler, bei Sudermann, er ist dargestellt in Altenbergs Skizzen wie im modernen Frauenroman. Meist ist dieser Held Maler oder Dichter, freilich gewöhnlich, ohne daß man ihm irgendwelche Leistungen zutrauen kann, oder er hat gar keinen Beruf, und seine einzige Beschäftigung ist das L e i d e n a m L e b e n, besonders natürlich a m W e i b e. Man findet auch Ahnen genug für ihn und ausländische Vetteren, d. h. diese Zeit suchte an Künstlern anderer Zeiten und Länder stets Büge heraus, die verwandt waren. So bejubelte man jetzt das Problematische an Hebbel, die Willensschwäche des Grünen Heinrich, die grollende Verbitterung Ibsens, die religiösen Zweifel Tolstois, ohne zu bedenken, daß hier überall doch noch a n d e r e Q u a l i t ä t e n m ißsprachen . . . Jede Fähigkeit, das Leben durch Geist und Willen zu gestalten und zu beherrschen, scheint für diese Literatur nicht zu existieren. Alles Große, Gewaltige erschien unwahres Dichtererfleichnis, nur die Schwäche, die Reizbarkeit schienen w a h r. Es ist die Zeit, wo der Determinismus in seiner größten Form als aller Weisheit letzter Spruch angesehen wurde. Aus Vererbung und Milieu wurde alles restlos erklärt, und das Produkt war natürlich dieser willenlose Schwächling, der wenigstens in Romanen und auf der Bühne meistens durch Selbstmord abging.

Das änderte sich auch nur äußerlich, als man vom sogenannten Naturalismus zur sogenannten N e u r o m a n t i k kam. Man drapierte den Helden jetzt mit Renaissancemänteln oder Phantasielostümen, man ließ ihn raffinierte Verse statt liederlicher Prosa reden, aber das Wesen blieb das gleiche: der nervöse Schwächling. Zwar war er nicht mehr von dem groben sozialen Milieu abhängig, dafür aber von den raffiniertesten ästhetischen Stimmungen, was etwas verfeinert, aber im Grunde daselbe ist. Man kennt diesen ästhetisch kostümierten Schwächling aus den Dramen Hofmannsthal's und seiner Nachfolger, ja auch die einstuigen Naturalisten bogen zum großen Teile zu ihm ab . . .

Inzwischen hatte sich jedoch in weiten Kreisen des Volkes eine starke Unzufriedenheit geregt; man war unzufrieden mit dem nervösen Schwächling, man rief nach Gesundheit, roten Baden, Erdgeruch. Und der gesunde, rotbackige Held kam. In seiner berühmtesten Verkörperung hieß er Jörn Uhl. Man öffnete ihm sperrangelweit Türen und Herzen und jubelte ihm überlaut zu, als sei er der ersehnte Held, den man brauchte. Es war ein falscher Lärm. Jörn Uhl war bloß ein Bauer und nicht fähig, auf die Dauer das zu halten, was ein materiell und geistig reiches Volk von ihm erwartet hatte. Es fehlte ihm an der geistigen Weite, er war zu unbedeutend, um auf die Dauer diesem Volke als Held zu erscheinen. Schnell trat er zurück in die Vergessenheit.

Etwas längerer Ruhm war einem andern Typus gewährt, der in geschicktem Kompromiß die geliebten Qualitäten des sensitiven Nervennmenschen mit denen des rotbackigen Schollensohnes vereinigte. Der bekannteste Held derart heißt Peter Camenzind. Er ist der Mann, der gewaltig groß tut mit Muskelkraft und robuster Erdentproffenheit, daneben aber ein sensitiver Schwächling ist mit weichen Gefühlen und urältester Sentimentalität. Diese Gattung von Helden erschien dann ebenfalls in großer Zahl (bei R. G. Bartsch gleich dutzendweise). Da waren die deutschen Träumer, voll vom tiefsten Genie, die durch Schule, Militär und den ganzen verfluchten Staat zu Tode gemartert wurden, die idealistischen reinen Toren, die fremd durch eine Welt materieller Interessen stolperten, kurz lauter Gefellen, die trotz ihrer anspruchsvoll aufgestrichenen Naturechtheit lebensunfähige, wertlose Produkte waren und nur in Kreisen, denen allzuvielen Lesen den Kopf trüb gemacht hatte, geglaubt und geliebt werden konnten. Weltfremde Schwächlinge, ohne wirklichen Geist (der ein Gegensatz ist zu der papierernen Geistreichigkeit), ohne Willen und ohne Verständnis für eine Zeit, die sicherlich nicht ohne Größe und Macht ist.

Feminin sind sie alle im Grunde, die sensitiven Nervenschwächlinge wie die rotbackigen Eigenbrödlere und ehe wir die Versuche betrachten, einen neuen Helden zu schaffen, müssen wir bei diesem femininen Zuge unserer ganzen Literatur verweilen. Er äußert sich nicht nur darin, daß Frauen in größerer Anzahl als jemals vorher Literatur machen. Auch das Publikum ist zum großen Teil weiblich. Durch die Frauen der sogenannten gebildeten Stände wird der tatsächliche Erfolg gemacht, und das wirkt zurück auf die Schaffenden. Und zwar sind es meist Frauen, die selber etwas mehr sein wollen als Frauen und die darum nur für den verweiblichten Mann Sinn haben; denn echte Frauen haben stets nur wirkliche Helden geliebt . . .

So kommt es denn, daß neben dem Nervenschwächling und dem Schollensohn als dritter moderner Heldentypus die moderne Heldin steht, die Frau, die irgendwie von modernen Ideen berührt ist und ihre materiellen und sexuellen Schwierigkeiten vor allem Publikum austrampt. Auch sie ist meist ‚Künstlerin‘, sie leidet unter sozialer Unterdrückung, predigt Individualismus, freie Liebe und andre schöne Dinge und ist im Grunde doch ein rechtes Gänselein. Wir kennen sie mehr als zur Genüge.

Indessen, um nicht ungerecht zu sein, sei hierbei erwähnt, daß im allgemeinen Frauen in modernen Büchern doch besser geraten sind als Männer, wenn wir von jenen programmfüchtigen Jungfräulein absehen. Es liegt das im Zuge der Zeit. Jene Züge der feinsten Sensitivität und Weichheit, die bei Männern so unausstehlich wirken können, gerade die Frau vorzüglich kleiden, und vielleicht könnte man darum paradox formulieren, daß der eigentliche ‚Held‘ der modernen Literatur die Heldin sei . . . Die Frau ‚liegt‘ der modernen Kunst, und wenn es auch nicht zu einem wirklichen Idealtypus gekommen ist, so ist doch das Bild der Heldin nicht zu jener lächerlichen Karikatur geworden, als welche sich die modernen sensitiven oder rotbackig-schollenbustenden ‚Helden‘ präsentieren . . .“





In die blauen Vogesen

Zu den Bildern von Robert Haag · Von Hans Karl Abel



pürst du die frischen, würzigen Lüfte, die dich begrüßen?

Sie begleiten den Lauf von tausend Quellen und streifen durch unzählbare grüne Wipfel. Ihr Hauch erfüllt die Täler, umschmeichelt die Berge.

Das ist die Luft der Hochvogesen!

Aber dem vom kalten Felsgrat umarmten Forlenweiher (Abb. Seite 537), dem kleinen, einsamen See droben, hat sie geruht. Er ist der höchstgelegene von allen. Dort erhob sie sich, tausend Meter hoch im Gebirge, stieg herab zum nächsten Seespiegel, den ein schwarzes Wipfelmeer umrahmt, legte ein leichtes, welkes Blatt, das sie mit sich trug, auf die dunkle Flut, daß ein Zittern darüber flog, und rief so die dort hausende Schwester. Auch die warf den Schlummer von sich und gesellte sich zu ihr. Und dann kamen sie singend beide durch die Wäl-

Der Förmer XVI, 10



Am Forlenweiher

Robert Haag

36



Abendstimmung am Niedweiher

Robert Haag

der uns entgegen, uns ins Krongut der Vogesen zu führen, in die Gegend am Hohneck, wo unsere schönsten Seen liegen.

Das Dorf Meßeral liegt hinter uns. Wir sind an den Heimstätten friedlicher, wohlhabender Bauern vorübergewandert. Im Schatten hoher Nußbäume lagen die Höfe, und in jedem Hof sprudelte des Laufbrunnens blanker Wasserstrahl in den moosigen Baumstammtrug.

Beim letzten Hause, der Gastwirtschaft „Zum Wormsfatal“, bogen wir rechts ab vom Tal der Fecht, und nun beginnt der mit übereinander gerollten Felsblöcken zu beiden Seiten begrenzte Feldweg zu steigen.

Vor uns, zur Linken, am Eingang des Wormsfatals, trotz der von hier aus fast unerklümmbare Burgtopf herab: „Geh! Wag's nicht, an mir hochzuklettern! Ich überschütte dich mit einer Steinlawine!“ Und doch schmiegt sich drunten am rauschenden Wildbach eine ganz von Efeu umspinnene Bergscheuer still versunken an seinen Fuß.

Gewaltiger aber reden schon zu uns im düstern Talgrunde die Steinpyramide der Spitzköpfe und rechts von ihr mit mächtigem Ruppelgewölbe der Hohneck.

Mitten im grünen Mattenschoße der Wormsa sonnen sich die kahlen Glimmerfelsen. Um ihre sieben, immer vom Wind umspielten Hügel weiden schwarze

Vogesenkühe, und im Schatten des Bergahorns sitzt der Hirtenbub und singt. Große, gelbe Narzissen schmücken um ihn her den Rasen, und auf der Felsplatte über ihm wirbelt vom verglimmenden Feuer ein tiefblauer Rauch empor.

Während unser Auge auf dem Idyll dort unten ruht, steigen wir unsern Pfad durch die wild übereinander gepurzelten Granitblöcke einer Moräne höher und höher, einer Steinwüste, die rings die steilen Talwände der Wormsa bedeckt. Ruhglockengeläut und Hirtengesang werden bald übertäubt vom Brüllen eines Wasserfalls. Auf einer kleinen hölzernen Brücke, über die der Gischt spritzt, führt uns der Weg über die tosende, in hohen Sprüngen dahinjagende Flut, vorbei an dem geheimnisvollen, lastadenreichen Mattengrunde des vordern Fischbödle; und dicht vor uns steht der schroffe Felsgrat der Spitzköpfe, der seine siebenfache Sackentrone jäh emporhebt, um sie rechts im Fischbödle, links im Niedweier zu spiegeln.

Das kleine, tiefschwarze Fischbödle ist wohl der schönste unsrer Gebirgsseen. Er wurde wie sein Nachbar, der Niedweier, von Menschenhänden gefaßt. Letzterer im Interesse der Industrie und Landwirtschaft, zur Regulierung des Wasserbestandes der Facht, das Fischbödle zur Zucht von Forellen. Während vor dem Niedweier ein mächtiger Staudamm lagert, merkt man bei ihm kaum etwas von seiner künstlichen Anlage. Es liegt wohl an der Stelle eines eingegangenen Gletschersees, in einem Trichtertälchen, wie wir sie in den Hochvogesen häufig sehen.



Waldbweg im Spätfommer

Robert Haag



Am Fischbödle

Robert Haag

Die Spiegelung der wilden Felsgegend, die es in einem Halbkreis umgibt und die eben so tief in die dunkle Flut hinabzutauchen scheint, als sie über sie emporragt, ist an stillen Tagen unbeschreiblich schön. Rechts sind es die hintern Spitzköpfe und der wie mit dem Hieb einer Riesenart von ihnen losgespaltene vordere Spitzkopf, die sich mehr als 300 m senkrecht über dem Fischbödle erheben und das durch den Arthieb entstandene Trümmerwerk — eine mächtige Schutthalde — zum Seespiegel hinabsenden; links klettert der Tannenwald an den steilen Felswänden hoch und hat sich nur da zurückwerfen lassen, wo der Berg ihm die weißschäumenden Wassermassen eines Sturzbaches entgegenschleudert. Sie fallen ins Leere, zerstäuben und senken sich in feinem Sprühregen drunten in die Wipfel. Und mitten in dieser gewaltigen Umgebung, auf der ruhigen Fläche des Sees, spiegelt sich eine kleine, friedliche Insel; und auf der Insel stehen drei schlanke Birken, wie Schwestern in einem Märchen, wie verzaubert in den Anblick der drei silbernen Gestalten unter ihnen auf dem schwarzen Grunde.

Robert Haag zeigt uns das Fischbödle von der Schutthalde am Fuß der Spitzköpfe aus. (Abb. Seite 540.) Wir erblicken im Vordergrunde einen in den See gerollten Granitblock, die kleine Insel mit den Birken, und sehen, wie das Licht von draußen in den engen Kessel hereinflutet. Auch den Niedweiber zeigt er uns so, von der Gebirgsseite nach dem offenen Tal zu. (Abb. Seite 538.) Von der wuchtigen und wenig schönen Staumauer ist nichts zu sehen, sie würde links von den Tannen beginnen, hinter denen sich die beiden blauen Gebirgszüge

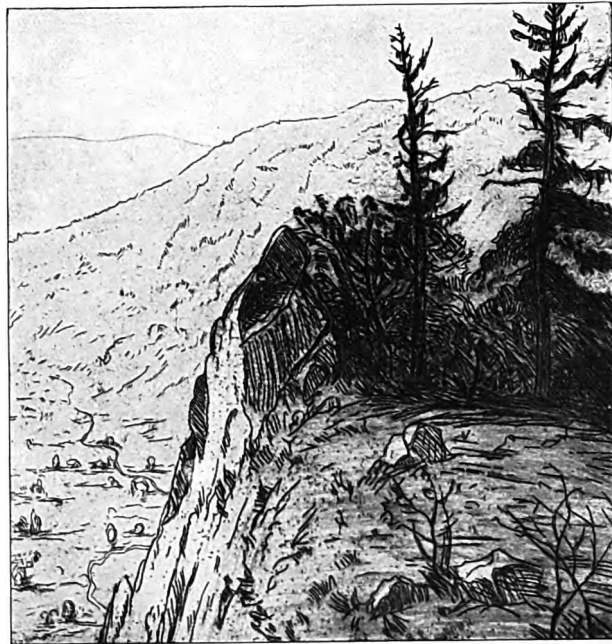
erheben. Im rechten Hintergrund steigt die Landschaft zum vordern Spitzkopf empor, der hinter der sich vorschubenden Kulisse nicht mehr zu erblicken ist. Wellengekräusel unterbricht hier die Spiegelung, und ganz im Vordergrunde erstrahlt der See im Abendrot.

Das Bild ist vom Fahrweg aus gemalt, der beim Damme links beginnt und fast rund um den Staurweiher herumführt. Dieser Weg hat die wilde Schönheit der hintern Ufer zerstört, hat den finstern Wald gelichtet, der dort stand; und doch lohnt es sich, ihn einmal zu gehen, denn von hier hat man einen überwältigenden Blick auf die Felsengruppen am Schäfertalrain, auf die verzauberte Stadt am Hohneck.

Wenn nicht der Schnee seine Schultern bedeckt oder die Glut der im Spätherbst sich purpurn färbenden Heidelbeerstauden, und nicht gerade die Heidekräuter blühen, dann hüllt sich der König der Vogesen in einen gelben Mantel, gelb wie ein Löwenfell. Aber unter der Quelle senkt sich, von der Spitze des Berges herab, immer ein grünes, leuchtend grünes Band. Dort, rechts von dem grünen Streifen, beginnt sie, die Märchenstadt. Auf ihr äußerstes Bollwerk im Westen, einen mächtigen runden Turm, folgen die vielen Zinnen und Wehrgänge, über die der sinkende Sonnenschein — eine in funkelnder Rüstung erstrahlende Schildwache, dahinschreitet.

Von hier unten führt ein Pfad vom Niedweiher hinauf zu den Spitzköpfen. Ganz leicht ist der vorderste zu erreichen. Zu dem, der sich dort, wo die zerzausten Wettertannen stehen (Abb. Seite 541), an die Brüstung der Felsentanzel lehnt, leuchtet aus gähnendem Abgrund der tellergroße Wasserpiegel des Fischbödle hinauf wie ein geschliffener schwarzer Achat. Aber die bedeutend höheren übrigen Köpfe führt eine kurze, aber ziemlich anstrengende Kletterpartie nach dem Rande des Wormspelkessels, der ihren Felsgrat vom Hohneck trennt.

Das Wormspeltal ist neben dem Frankental das wildeste und schönste unsrer Resseltäler. Es liegt in dem aufgesperrten Felsenrachen zwischen dem senkrecht abstürzenden Krappenfels, dem letzten der Spitzköpfe, und dem Schneden-



Auf dem vorderen Spitzkopf

Robert Haag

fels am Hohnack, und ist ein Bild jener Verschmelzung des Idyllischen mit dem Heroischen, wie wir sie schon mehrmals unterwegs antrafen. Auf grünem Rasen-
hügel die friedliche Melkerhütte mit dem langgestreckten Stall, die sich dem Berg
an die Brust schmiegt, davor die sie beschützenden uralten Buchen, darunter der
blitzende Wasserstrahl des Laufbrunnens — und hüben und drüben die furchtbar
drohenden Felskolosse, durch deren Schründe alljährlich die Lawinen hinabdonnern,
an denen in der Hochsommernacht die Blitze hinuntersprühen wie flüssiges Eisen.

Robert Haag führt uns hinter dem Niedweiher hinauf in die Gegend beim
Wormspel. (Titelbild.)

Im Morgenlicht ruht das Gebirge. Aus dem Dunste des Frühnebels, den
die aufsteigende Sonne verscheucht, ragen der Schnepfentied- und der Burgkopf,
der Torhüter der Wormsa, in den rötlichen Himmel. Silbern schimmert der Spiegel
des Weihers. Die beiden Wachholderbüsche und die einsame Wettertarne kenn-
zeichnen den Anfang der unbewaldeten Gegend. Der von den rechts unsichtbar
bleibenden Spitzköpfen und dem Wormspelloch herüberbrausende Westwind hat
der Alten vom Berg die Äste alle in eine Richtung getrieben, so lange, bis sie
darin erstarrten; sie trägt eine Windfahne, wie alle, die so auf Vorposten stehen.
Der Sturm hat ihr schon manchen Ast geknickt, sie ist gewiß schon sehr alt und
stammt von guten Eltern, da sie trotz aller Kämpfe so groß geworden ist! Aber



Melkerhütte Schäfertal

Robert Haag



Bild von den Schäfertalrainfelsen nach dem Weidgang von Schiebroth

Robert Haag

sie ist nicht die einzige, sie hat noch viele Kameraden, die uns davon erzählen können, wie die Stürme hier oben haufen. Unser Künstler zeigt uns zwei ihrer Gefährtinnen am Wormspelweg, eine Tanne und eine Buche. (Abb. S. 544 u. 545.)

Dem finstern Helden, der hier am grauen Nebeltag seinen zerfetzten Mantel um die Knie schlägt, hat die im Frühling, im Herbst und in den Heiligen Zwölfen alljährlich sich entfesselnde Wut des Sturmes in hundertjähriger Fehde den Wipfel nur zu beugen, nicht zu brechen vermocht; und die einsame Buche dort verharret auch an stillen, sonnigen Tagen in einer Haltung, als brauste der Sturm durch ihre Zweige, als beugte sich der Baum unter seinem Druck gegen den Berg. An diesen Veteranen, diesen Helden des Waldes vorüberzuschreiten, bietet einen besondern Reiz; jeder erzählt dir von seinen Erlebnissen und jeder auf seine Weise.

Auf der andern Talseite, hinter der Wirtschaft am Staudamm, führt uns Robert Haag durch den dunklen Tannenwald hinauf zur Höhe, hinauf auf den Weidgang von Schiebroth.

Ein Spätsommertag.

Den Waldweg (Abb. Seite 539), auf dem wir weiter wandern, bedeckt ein Grasteppich. Er wird nicht oft befahren. Durch das abgestorbene Gras ziehen nur die Geleise der Holzfuhrn. Ein Ster Scheitholz ist liegen geblieben rechts

vom Weg, und wo die andern saßen, wachsen längst wieder die Farrenkräuter und Brombeerranken, aus denen die roten Königslerzen emportagen. Auch hier macht sich der Übergang der bewaldeten Gegend in die unbewaldete bemerkbar, die Baumstämme schimmern grau, sie sind über und über mit Flechten bedeckt, und der Sturm hat den vereinzelt stehenden Bäumen die Wipfel tüchtig zerzaust. Ihr zerfektes Geäst hebt sich schön ab von den weißen Wolken, die heute ruhig über den Bergtamm heraufziehen. Der liegt vor uns im grauen Morgenlicht, und die Höhenlerche schmettert über dem taufeuchten Heidekraut dort droben ihr Lied.

Auf Schwellen aus Scheitholz, die in Schrittweite hintereinander auf den Boden gelegt und mit je zwei vor den Enden der Schwelle in die Erde eingerammten Pfählen festgehalten werden, bringen die Holzfäller der Hochvogesen das Holz auf schlanken Schlitten den gefährlichen Weg hinab ins Tal. Mit keuchendem Munde schleppen sie da, wo das Gefälle nicht ausreicht, um den ächzenden Schlitten von selbst bergab zu treiben, die über Mannshöhe hinter ihnen aufgetürmte Last mit zähen, mustelhartem Armen vorwärts; gleitet er aber unter dem Druck des aufgeschichteten Holzes von selbst über die geglätteten Schwellen hinab, dann heißt es, sich mit der ganzen Kraft dagegen stemmen und ihn vor allzu raschem Dahinfahren zurückhalten! Mit aufeinander gebissenen Zähnen steuern die starken Gesellen die Fahrt, indem sie sich mit ihren plumpen Holzschuhen gegen die Schwellen stemmen. Die Absätze greifen wie ein Zahnrad ein,



Wettertanne am Wormspelweg

Robert Haag

ein falscher Tritt — und der Mann liegt mit gebrochenem Kreuz unter dem Holz begraben, oder er stürzt mitsamt seiner Ladung in den Abgrund.

Das sind die Schlittler der Hochvogesen; wer sie einmal an sich vorüberstampfen sah, den Blick starr auf den Weg gerichtet, den Stiernacken gebeugt, die entblößte Brust voll Schweiß, erschüttert bis ins Mark bei jedem Aufsetzen des Fußes — der vergißt den Anblick nicht.

Ohne es zu merken, sind wir höher gestiegen, der Gießbach ist zum schmalen Runz geworden, und nun sind wir an die Quellen getom-

men. Immer lichter wurde der dunkle Wald, die Bäume immer niedriger, und unter der letzten, verkrüppelten Wettertanne, die ihren knorrigen Ast wie einen Schlagbaum über den Pfad hält, treten wir, uns unter ihm bückend, hinaus auf den vom Höhenwind durchsausten Weidgang. Zum erstenmal stehen wir auf weitem, freiem Rasen und haben einen herrlichen Rundblick auf die hochgehenden Wellenberge der blauen Vogesen. Der sanfter geschwungene Schwarzwald schwebt — ein lichtblaues Band — über der elsässischen Ebene. Dort feine, verschleierte Farben, hier alles so tief blau, so satt grün! Und diese vielbewegten, keine der andern gleichenden Linien! Ferne, ganz ferne noch das Rauschen eines Sturzbaches, sonst alles still und von Sonnenschein überflutet. Über den Spitzköpfen kreist ein Weih, und nur das regelmäßige Ausfleuchten seines Flügels an einer bestimmten Stelle des Reifs, den er beschreibt, bringt Leben in diese wundervolle Einsamkeit.

Nur da und dort auf den Almen flimmert das langgestreckte Dach des Stalles oder das Hüttenfenster einer Melkerei. Es gibt deren große (Abb. Seite 542 u. 548) mit zweistöckiger Melkertüche und mehreren Schlaftammern, und ganz kleine, die sich in den Berg zu vertriechen scheinen. Auf den größeren lebt der Melker zusammen mit dem Hüttenknecht, dem Hirt und dem Räsbusen, seltener mit mehreren Melkern; auf den kleinen halten sich gewöhnlich nur zwei Leute, ein Melker und ein Räsbus, den Sommer hindurch auf. Die Käsebereitung und die Besorgung der Herde, die sich auf den größeren Melkerbergen oft auf 40 bis 50, ja bis über 100 Stück Vieh beläuft, macht den einsamen Menschen viel zu schaffen. Sie besuchen sich zuweilen, um bei einem Enzianschnäpschen ihre Melkerlieder zu singen; meist gleicht ein Tag genau dem andern. Nur das Wetter bringt ein wenig Abwechslung, und es ist oft kein Spaß, wenn die Rüche beim hereinbrechenden Ge-



Einsame Suche

Robert Haug

witter aus dem Walde, in den sie sich hinabgeflüchtet haben, wieder zum Stall hinaufgetrieben werden müssen. In stillen Abenden stellt sich wohl der Melkerbursch mit seinem langen Alphorn auf einen vorspringenden Felsblock und bläst sein Abendlied (Abb. Seite 549). Zu dem jungen Faun, dessen herkulische Kraft aus jedem Muskel bricht, paßt das phantastische, grünlich schillernde Blechrohr. Die letzte Glut der Abendsonne rötet seinen Nacken, seine sehnigen Melkerarme. Wie ein dem Boden entstiegener Berggeist steht er da, und die tiefen Hornklänge wecken ein mehrfaches Echo von Schlucht zu Schlucht.

In einem solchen Abend ist Robert Haags „Melkerei Schäfertal“ gemalt (Abb. Seite 542). Man fühlt die Stille, die über dem grünen Wasen ruht. Das lange Gebäude und sein Schatten sind wie zwei Kameraden, die stumm beieinander sitzen, wie zwei Menschen, Schulter an Schulter, auf einsamer Höhe. Jenseits der Kluff des Frankentals liegen Weidgang und Melkerei Deutschlundenbühl. Alphornklänge, die von dort verloren herüberschallen, erfüllen die Luft, und das leise Rauschen der Wälder mischt sich darein. Ganz in der Ferne rechts liegt die bekannte Schlucht, wo die Straße nach Frankreich führt. Die Felsen davor, über denen sich schon ein Hauch von Abendröte zeigt, sind die Riffe und Zaden von Deutschlundenbühl. Eine Heerschar weißer Wolken streift über die fernen Gebirgskämme beim Weißen See. Vielleicht folgt auf die große, schwüle Stille das Brüllen der Geschütze!



Blick vom Hohneck auf den Niedweilher

Robert Haags



Bild auf den Weißen See

Robert Haag

Dann pfeift durch den gelben, blühenden Enzian der heulende Gewittersturm, und das Dach der Melkerei erzittert im rauchgeschwärzten Gebälk.

Während dieses Bild schon vom östlichen Abhange des Hohneck erzählt, hält uns der Maler auf den beiden andern (Abb. Seite 543 u. 546) noch auf der südlichen Seite des Berges fest.

Der Bergrücken von Schiefroth, über den die gelben und violetten Vogeseveilchen hingestreut sind, liegt hinter uns. Wir stehen, umringt von den Felsgruppen am Schäfertalrain, mitten in der verzauberten Stadt. Die kalten Felsen wirken schreckhaft im schauerlichen Morgenlicht, sie umlagern uns wie Ungetüme, und dicht neben uns tut sich der Abgrund des Riedtessels auf. Unwillkürlich wenden wir uns um und schauen in die Richtung, in der wir gekommen sind. Warmes Licht flutet dort über den Berg, und die roten Ziegeldächer auf den niedern Melkerhütten von Schiefroth beginnen zu leuchten. Wieder fällt uns der Gegensatz von dem freundlichen Hintergrund zu dem unheimlichen Vordergrund auf. Aber das ist ja gerade charakteristisch für unsre Berge, daß solche Stimmungsgegensätze so nahe beieinander wohnen.

Bei dem Blick in den Abgrund vor uns sehen wir den Riedweiher drunten im Morgengrauen und weiter draußen den Mattengrund der Wormsa. Gerade vor uns erhebt sich in weiter Ferne die Kuppe des Großen Belchen.

unzieren — nur einmal im Leben genossen hat, wird sich sehnen nach dieser Wanderung über die waldfreien Rämme, die eine weite Aussicht in die blauen Vogesen zu beiden Seiten der Grenze gestatten.

Wer dagegen einbringen möchte in die den meisten noch unbekannte, den Hochvogesen eigentümliche wilde Schönheit jener Höhenlage, wo der Wald mit den Felsen und den Stürmen, den Wassern und den Lawinen um den letzten Fußbreit Erde kämpft, der bleibt auf der Höhe, die wir erstiegen haben; der schlägt sich von Schießroth nach dem Wormspel durch, taucht hinab in den Urwald der Bloy oder wählt den neuen, von



Alphornbläser

Robert Haag

Oberförster Strohmeyer geschaffenen Pfad durch die Deutschlundenbühlfelsen.

Den schönen Teil der Hochvogesen, von dem wir jetzt Abschied nehmen, hat ein bedeutender zeitgenössischer Künstler, der deutsche Maler Rudolf Sudden, zu seinem ständigen Herbstaufenthalt gewählt. Bei seinem ersten Gang über den Bergrüden von Schießroth machte er voll Bewunderung halt und rief aus: „Hier male ich!“ Seitdem ist manches Bild dort entstanden, mancher Maler Suddens Beispiel gefolgt. Robert Haag läßt uns das Dach des eigenartigen Ateliers noch erblicken (S. 543), das sich der Frankfurter Künstler dort erbaut hat.

*

Der kennt die Vogesen nicht, der ihren Spuk noch nicht empfunden hat, der bei hereinbrechender Dunkelheit auf dem Gang vorbei an den Gespenstertannen der Bloy nicht fühlte, wie etwas Unheimliches sich zum Sprunge auf ihn anschickte.

Die schauerliche Bloy beginnt hinter Gaschney und zieht sich nach dem Frankental hin. In den letzten Jahren hat man dort einen Fahrweg gebaut und ihren düstersten Teil gelichtet. Es war ein Frevel. Da standen gleich hinter dem weit dem blauen Himmel und dem Sonnenschein erschlossenen Gaschneywasen in dunkelgrüner Finsternis die abenteuerlichsten Gestalten! Tannen, auf deren manns-

hohem Stamm vier, fünf mächtige Bäume dicht aneinander gedrängt wie Brüder hinauf aus dem Duster ins Lichtbereich strebten; und unter diesen Riesen lagen die zu Haufen übereinander gestürzten Kadaver ihrer Vorfahren. Wohl sind die feltsamsten, gespenstisch weiß schimmernden Stümpfe verschont geblieben, wohl liegen noch die mit Moos und Farnen bedeckten Leiber der Entwurzelten am Weg, aber das aufdringliche Licht scheint in den Leichenwald und zeigt, daß es nur Bäume sind, und von drunten herauf schleicht der Feind, der Fahrweg. Nur nach dem Frankental zu ist die Bloy noch wie sie war.

Majestätisch, dem König im Schoße, ruht vor ihr das Juwel unter unsern Hochtälern. Dort hat sich Dagobert einst vor seinen Verfolgern in eine Höhle, den Frankenkeller, geflüchtet; dort hat einst Karl der Große Bären gejagt. Bei dem Bau des Pfades durch die Riffe von Deutschlundenbühl fand man einen Steigbügel und eine Speerspitze aus der Merowingerzeit.

Wir gehen diesen Pfad, bevor die Nacht herabsinkt, zur Schlucht.

Über den Wolkenstreif im Osten erhebt sich groß der Vollmond. Wie eine silberne Schale füllt sich das Frankental mit seinem Licht. Durch wilden, finstern Wald dringen wir vor. Und bald schreiten wir bergab, bergauf über schroffe, kahle Felsenklippen. Unter uns dehnt sich in grauenvoller Tiefe ein schwarzes Wipfelmeer aus. Drunten atemlose Stille, als wartete die Tiefe. Plötzlich ver-



Mellerei Glasborn

Robert Haag



Bild vom Waldbrand ins Tal

Robert Haag

schleiert sich der Himmel. Gewölk hastet an uns vorbei und huscht um die Felszacken. Wir müssen hoch hinauf an steiler Wand und durch einen Spalt. Der Wind sauft hindurch, es wird immer unheimlicher. Da erhellt der erste Blick den Weg. Eine Sekunde später stehen wir wie geblendet da und tasten uns nur noch vorwärts. Aber glücklich erreichen wir noch, bevor sich das Gewitter entfesselt, das Joch der Schlucht.

Die Schlucht! — Wer einmal gerne Rothosen sieht, oder eine Ausstellung von Kraftwagen aus aller Herren Länder, der nehme in Münster die Bahnbahn und fahre hinauf auf die sogenannte Schlucht. Der kann sich dann vergnügen an der Maskerade, die sich auf dem kleinen Erdfleck dort droben an Sonn- und Festtagen entfaltet. Er sieht den Germanen, der sich einmal „den halbverhungerten Franzosen“ zeigen geht, sieht die eleganten Französinen auf hohen und dünnen Stiefelabsätzen sich bis an den Rand der Fahrstraße wagen, um in den verwunderten Ruf auszubrechen: „Est-ce que nous sommes ici en Allemagne? Mais c'est joli ici!“

Wir erwachen an einem stillen Werktagmorgen, nachdem wir in dem vorzüglichen Gasthaus Zum weißen Köffel übernachtet haben, vor Sonnenaufgang. Das nächtliche Gewitter hat die Luft gereinigt, wir atmen sie in vollen Zügen ein und schauen zum offenen Fenster hinab in den tief unter uns liegenden unermeß-

lichen Wald. Tausend und abertausend Vogelkehlen erfüllen ihn mit ununterbrochenem Gesang. Der aufrauschende Morgenwind spielt mit den lichtgrünen Laubfächern junger Buchen. Hinter der Kluft des Kruppenfels zeigt sich die Morgenröte. Darüber funkelt noch hell der Morgenstern. Über den schlummernden Wald steuert ein weißes Wolken Schiff rasch durchs Blau dem Osten zu, wo sich der Seehafen einer hochgetürmten Wolkenstadt öffnet. Grün leuchten jetzt die fernen Wälder von Gafchney und Schäfertal auf. An dem Wolken Schiff röten sich die Segel. Es hißt die goldbestückte, scharlachrote Flagge. Der Stern verblaßt, sein Leuchtfeuer über der Hafeneinfahrt ist nicht mehr nötig. Da blißen auch schon die ersten Strahlen des Sonnenballs wie die Pfeile eines Jägers über den Waldgrund der Schlucht.

Auf eine Rammwanderung zum Weißen See folgen wir unserem Maler. Wie beflügelt schreitet der Fuß über den weichen Teppich der Eristen, und die reine Höhenluft so stundenlang einzuatmen ist ein Hochgenuß. Über Felsen, an wilden Klüften vorbei geht's der Sonne entgegen.

In eine Abendstimmung am Weißen See versetzt uns Robert Haags „Blick auf den Weißen See“ (Abb. S. 547), indem er uns vom Felsentiff des Chateau Hans auf den in schwindelnder Tiefe sich unheimlich grau vor uns ausdehnenden Wasserpiegel hinabschauen läßt. Unheimlich wirkt auch die Spiegelung der weißen Wolke, die über den gegenüber liegenden Felsgrat steigt. Die unfreundliche und kalte Nachbarschaft von Fels und Flut wird durch den weißen Streifen der Riesbank am Ufer noch fühlbarer gemacht. Kein Baum, kein Strauch, nur ein einsamer Busch klammert sich an die Felsenspitze, zu der mit bösem Blick der See hinaufftarret.

Über das Seehotel nach Urbeis hinab und von dort über die Höhe von Glasborn wandern wir wieder dem Münstertal zu. (Abb. Seite 550.) Charakteristisch für die Vogesen ist auch auf diesem ernstgestimmten Bilde die schwere Wolkendecke, die den Bergkamm im Hintergrund mit dem Himmel verschwimmen läßt. Rechts bleibt ein lichter Streifen frei, von dem sich die Seekanzel am Weißen See droben scharf abhebt. Dort flimmerndes Licht, auf die Mitte der Landschaft fällt durch den Wolkenvorhang Helligkeit von oben, der Vordergrund liegt ganz im Schatten. Die drei verschiedenen Töne des Fingerhutes und der beiden Dächer der Molkerei Glasborn sind Ergänzungsfarben zu dem verschiedenartigen Grün, das über den Felsen im Hintergrund ins Heideviolett übergeht. Das verblühte Gras auf den ungemähten Wiesen steht in seinem Graurot im Einklang mit den Felsen und dem Himmel.

Vom Waldrande von Glasborn genießt man einen schönen Blick ins Münstertal; er soll unser Abschiedsblick sein. (Abb. Seite 551.) Aus dem Rahmen der dunklen Föhren, durch die wir den Regenwind sausen hören, weit hinausgeschoben, liegt die Talsohle bei Münster im duftigen Hintergrund. Eine lichte Wolke zieht dort vorüber. Durch Wolkenschatten ist der näher gelegene Bergrücken verdunkelt, der Vordergrund ist ganz von schwerem Gewölk überdeckt, während in die Mulde dazwischen schwacher Sonnenschein fließt.

So sieht die Gebirgslandschaft hier oft genug aus, die sich an Regentagen infolge der wechselnden Beleuchtung in mannigfaltigerer Schönheit dem Natur-

freunde zu erschließen pflegt, als wenn die ganze Gegend im vollen, alles verwehenden Sonnenschein ruht. Die Bilder unsres Künstlers sind alle in dem regenreichen und trüben Spätsommer 1913 entstanden, sie sind wahr empfunden und getreu wiedergegeben; denn die blauen Vogesen sind oft mit Wolken verhängt und ein die Menschenseele ernst stimmendes Gebirge.



Der Wertzuwachs auf Kunstwerke

Nunter den vielen Versuchen zur wirtschaftlichen Besserung der Künstlerschaft wirt auf den ersten Blick keiner sympathischer als der, den Künstler an der Wertsteigerung seines Bildes zu beteiligen. Jedermann sind ja aus den Mitteilungen der Tagespresse Notizen geläufig, die von Riesenpreisen berichten, die ein Bild bei einem Besitzerwechsel erzielt habe, das einst vom Künstler für eine ganz kleine Summe abgegeben worden war. Wenn solche Riesensummen für Bilder alter Meister angelegt werden, so mag man sich darüber ärgern, daß dieses Kapital der zeitgenössischen Kunst verloren geht. Aber andererseits ist es nicht zu umgehen, daß Gegenstände, die so gut wie niemals auf den Markt kommen, Riesenpreise erzielen.

Ganz anders wird unser Empfinden, wenn es sich bei diesen Wertsteigerungen um Werke noch lebender Künstler handelt, die in ihren alten Tagen eines ihrer Jugendwerke zu einem Verkaufspreis gelangen sehen, der womöglich die Summe alles dessen übersteigt, was sie mit ihrem Gesamtschaffen ihr Leben lang haben verdienen können. Als im Dezember 1912 ein Bild des greisen Degas in Paris 465000 Franken erzielte, setzte sich der Künstler zwar mit einem faktastischen Witz über diese Tollheit hinweg, für die allgemeine Künstlerschaft aber wurde dieser Fall zum Anlaß, die Propaganda für eine gesetzliche Beteiligung des Künstlers an derartigen Wertsteigerungen emsiger aufzunehmen. Es geschah natürlich in Frankreich, wo die wirtschaftliche Organisation der Künstlerschaft (zumal der Dramatiker) längst zu einer starken Macht geworden ist, und so ist denn auch jetzt der Kammer ein Gesetzesentwurf vorgelegt worden, dessen Hauptbestimmungen folgende sind: Jeder Künstler (resp. seine Erben bis zu 50 Jahren nach seinem Tod) soll Anteil haben am Erlös eines seiner Werke, das eine öffentliche Wertsteigerung passiert. Ein bestimmter Prozentsatz vom Auktionspreis wird ihm angewiesen. Er ist progressiv. Bei 200—2000 Fr. beträgt er 1 v. H., bei 2000—20000 Fr. 2 v. H., bei 20000 bis 50000 Fr. 3 v. H., bei über 50000 Fr. 4 v. H. Verkäufer und Auktionator (der commissaire-priseur) haben sich in diese Steuer zu teilen.

Bei einer Rundfrage an deutsche Künstler haben die meisten derselben (Artur Kampf, Max Liebermann, Paul Meyerheim, Ludwig Manzel und andere) begeistert zugestimmt. Dennoch scheinen beim näheren Überlegen die Schwierigkeiten der Durchführung dieses Gesetzes so außerordentlich groß, das Gesetz andererseits in seiner Wirkung so einseitig, daß man kaum an seine Durchführbarkeit glauben kann. Zunächst ist nur der öffentliche Kunsthandel zu treffen, denn der rein private Verkauf läßt sich ja gar nicht überwachen. Es ist also ganz sicher, daß auch der berufsmäßige Kunsthandel den Weg des stillen Verkaufs wählen wird. Dann aber scheint mir besonders schwierig die Frage: „Soll der Künstler bzw. sein Rechtsnachfolger von jedem Verkauf Prozente erhalten, auch dann, wenn der ursprünglich bezahlte Preis nicht erreicht wird?“ Die Preise im Kunsthandel sind außerordentlichen Schwankungen unterworfen, und ich glaube, die Wertminderung von Bildern tritt viel häufiger ein, als die Wertsteigerung.

Wir stehen hier vor Verhältnissen, die entschieden nach Besserung verlangen, aber die Wurzeln des Abelsandes liegen viel tiefer oder auch ganz anderswo, als man gewöhnlich an-

nimmt. Gegen die Tragik des Künstlerlofes eines zunächst Verkanntwerdens ist im Grunde nichts zu machen. Je stärker die Eigenart eines Künstlers ist, um so leichter wird es eintreten, daß er zunächst fremdartig wirkt und infolgedessen nur wenig kaufkräftige Liebhaber finden kann. Ich glaube, daß gerade beim bedeutenden Künstler in den meisten Fällen hier doch die Zeit früh genug ausgleicht. Natürlich gibt es einige besonders traurige Fälle, wo diese ausgleichende Gerechtigkeit vom Künstler nicht mehr erlebt worden ist, man darf aber nicht vergessen, daß die soziale Stellung des Künstlers eine Ausnahmestellung ist, ja eigentlich ein Hohn auf die ganze sonstige ökonomische Ordnung der Regelung von Arbeit und Verdienst, und daß infolgedessen man die für andere Gebiete übliche soziale Anschauung nicht ohne weiteres auf die Kunst ausdehnen darf.

Daß es heute so schlimm geworden ist, hat zwei Ursachen: einerseits die Verkenntung des Begriffes Kunst und Künstler. Wir sprechen heute von einem Künstlerstande, den es nicht gibt. Künstlertum ist eine innere Eigenschaft, aber kein Berufsstand im Sinne des Erwerbslebens. Es sind aber nun gerade jene Hunderte und Tausende, die sich die Kunst zum Erwerbsberuf gewählt haben, ohne im höchsten Sinn des Wortes dazu „berufen“ zu sein, die von der wirtschaftlichen Besserung des Künstlerstandes reden. Diese Masse soll nun durch ein derartiges Gesetz geschützt werden, während jene sensationellen Wertveränderungen der Kunstware doch nur die von den wenigen ganz bedeutenden Künstlern geleisteten Werke trifft.

Die andere, viel sichtbarere Ursache ist die verhängnisvolle Umwandlung, die der Kunsthandel einschließlich des Sammlerwesens erfahren hat. Bis vor einem Menschenalter war der Kunstsammler mit wenigen Ausnahmen Liebhaber, der die Werke aus leidenschaftlicher Parteinahme ankaufte, nicht aber im Gedanken, sie möglichst bald wieder mit Gewinn zu verhötern. Diese Art des Kunstsammlertypus ist erst in der neuesten Zeit entstanden. Man spricht von Kunsthändlern, die junge talentvolle Künstler geradezu festlegen, so daß sie nur an sie liefern dürfen. Der Kunsthändler hält einen solchen Künstler ganz in der Hand; er kann ihn nach Belieben auch ruinieren, indem er mit der aufgestapelten Ware auf einmal den Markt überschwemmt und durch die Masse des Angebots sie entwertet. Daß sich einige Kunsthändler zusammen tun, um den ganzen Vorrat von Werken eines verstorbenen Künstlers aufzukaufen, haben wir gerade in den letzten Jahren mit alten und jüngeren Meistern wiederholt erlebt. Daß dabei zu einer ungesunden Wertsteigerung auch die Kunstschriftstellerei in allen möglichen Formen beigetragen hat, ist leicht nachzuweisen. Die Formen der kapitalistischen Spekulation haben sich eben auch des Kunstmarktes bemächtigt und es ist sehr schwer, etwas dagegen zu tun. Die Künstlerschaft wird sich vor allem der bereits anderwärts erprobten Mittel zur sozialen Stärkung bedienen müssen; sie wird versuchen, den Kunsthandel mehr in eigene Organisationen zu bekommen, wird Unterstützungsstellen gründen, damit nicht auch bewährte Künstler immer wieder zu Verlegenheitskäufen gezwungen werden und dergleichen mehr.

Sehr wichtig ist, daß die Gesamtheit als Kunstbesitzer sich gegen dieses Treiben der Kunsthändler und Kunstspekulanten schützt, daß also die öffentlichen Kunstsammlungen in höherem Maße als bis jetzt danach trachten, nur vom Künstler selbst zu kaufen. Das geht nur dann, wenn die Museumsleiter mit frischerem Wagemut beim aufstrebenden Künstler kaufen, als das bislang geschehen ist. Man kann sagen, daß fünfzig Fehlgriffe in der Hinsicht noch nicht so teuer kommen, wie jetzt ein einziges Verschmämmnis des rechtzeitigen Kaufes. Die meisten deutschen Galerien haben z. B. Bilder von Karl Schuch erst nach seinem Tode erworben, als auch hier ein geschickter Kunsthändler den ganzen Vorrat in seine Hände gebracht hatte. Es ist sicher keine einzige dieser Galerien unter dem Zehnfachen des Preises in den Besitz eines Schuch gekommen, den der Künstler selber als einen Glücksfall angesehen hätte. Wenn so von den Museen aus eine kühnere Erwerbspolitik eingeleitet wird, verliert sich auch für den Spekulantenhandel der schärfste Antrieb zu dem heutigen unleidlichen System.





Die Musik im Vormarsch

Vom Tonkünstlerfest in Essen

Von Karl Storck

Der Allgemeine Deutsche Musikverein hielt seine neunundvierzigste Versammlung in Essen ab, bei dessen Namen einem sofort die Vorstellung des gewaltigsten deutschen Industriewerkes auftaucht. Ein seltsames Gefühl überfällt einen immer wieder, wenn man in dieses rheinisch-westfälische Industriegebiet kommt. Es ist, als ob bei jeder neuen Fahrt weitere Strecken fruchtbaren Ackerlandes durch gewaltige Fördertürme, weite fabrikartige Gebäudeanlagen verdrängt seien; Hügel von Kohlen und Schlacken verändern sogar das landschaftliche Bild.

Nie werde ich das Entsetzen vergessen, das mich befiel, als ich vor nun bald fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal diese Gegend durchfuhr. Heute dagegen fühle ich mich gefesselt von einer eigenartigen Schönheit. Wieviel dazu die eigene Entwicklung, die ganze Zeitstimmung, wieviel die bildende Kunst beigetragen hat, ist schwer auseinanderzuhalten. Tatsache ist, daß heute das früher allgemeine Empfinden von der Häßlichkeit einer Industriegegend in weiten Kreisen geschwunden ist. Die ungeheure Lebenskraft dieser gewaltigen Arbeitsleistung hat sich allmählich auch für ihre äußere Erscheinung die Ausdrucksform gewonnen. Und wie immer ist der wahrhaftige Ausdruck eines starken Lebenswertes im innersten Grunde schön. Es ist sehr bezeichnend, daß die einzigen wesentlich neuen Elemente unserer ganzen zeitgenössischen Architektur aus diesem wahrhaftigen Ausdrucksverlangen der Industrie hervorgegangen sind: Eisenkonstruktion und Betonbau. Sobald diese Mittel künstlerisch erfaßt wurden, schwand einerseits jedes Bedürfnis der Schönheitsheuchelei, die meistens darauf hinauslief, ein überlieferungsgemäß als häßlich Empfundenes zu verschleiern, andererseits aber auch die wüste Rücksichtslosigkeit einer gewissenlosen Gewinn gier. Indem die Großindustrie die Überzeugung gewann, für ihre Arbeitsstätte und ihre Arbeitsform dieselbe hohe

Daseinsberechtigung zu besitzen, die jedem urnotwendigen Menschheitswerke zukommt, empfand sie auch die Verpflichtung, in der Erscheinungsform dieser Arbeit Werte zu schaffen, die der Menschheit als Gesamtheit zugute kamen und nicht nur dem nackten Gewinnzwecke des einzelnen dienten. Es ist an sich ganz selbstverständlich, daß die höchste praktische Lösung einer Fabrik- oder Maschinenanlage auch ihre beste Schönheitsform sein muß. Gerade davon kann man sich hier im Industriegebiet überzeugen, man muß nur offene Augen und einen unvoreingenommenen Sinn haben. Und sind dann erst Augen und Geist richtig eingestellt, so findet sich überall Nahrung für ein dieser ganzen Arbeitswelt eigentlich noch so fernstehendes Gemüt. Phantasie und Phantastik machen reiche Entdeckungen. Und so niederdrückend an trüben Regentagen, wie sie den Festteilnehmern in Essen allzu reichlich beschieden waren, die dicke, kohlen-geschwängerte Luft auf einem lastet, — phantastisch und großartig ist der glühende nächtliche Himmel, in den von zahllosen Hochöfen und Essen ein zitteriger Feuerglanz entsendet wird.

Das Wort von der „Sinfonie der Arbeit“ ist keine leere Phrase, wenn einem auch vor dem musikalischen Futuristen gruselt, der es unternehmen würde, aus seinem Gehirn eine Art Grammophonwalze zu machen, um dieses von tausend Stimmen erzeugte Geräusch aufzufangen und womöglich als „Musik“ wieder von sich zu geben. Wohl aber könnte ich mir denken, daß ein Künstler diese eigenartige Welt der Arbeit so stark zu erleben vermöchte, daß es ihm gelingen würde, ein Erlöser für jene menschlichen Kräfte zu werden, die jetzt in diesem Kampfe ungenutzt bleiben, erdrückt werden und verkümmern. Denn so wie jetzt einsichts-volle Leute der vergewaltigenden Einseitigkeit der hier herrschenden Lebensform entgegenzuarbeiten trachten, wird nicht viel zu machen sein. Ein bloßes Nebeneinander von Kunst und Leben kann nicht fördern, zu leicht wird dabei die Beteiligung am Kunstleben zu einer äußerlichen Anstandspflicht, deren widerwillige Erfüllung mehr schadet. Und der Himmel mag uns vor den amerikanischen Verhältnissen bewahren, daß die ausschlaggebende Macht im Kunstleben ausschließlich bei den Frauen liegt, während der arbeitgehezte Mann die Beteiligung an den wichtigsten Kunstgesehnissen nur noch als eine Arbeitspflicht mehr empfindet.

Daß in Essen die Beteiligung der Bewohnerschaft an den Konzerten doch recht zu wünschen übrigließ, darf nicht unerörtert bleiben. Wenn man die kleine Entfernung bedenkt, in der hier ein Duzend großer Städte beisammen liegt, von denen aus die Konzerte ohne mehr Mühe und Zeitverlust zu erreichen waren, als sie in Berlin der Vorortbewohner jahraus, jahrein für Theater- und Konzertbesuche aufbringen muß, so ist es doch sehr merkwürdig, daß sich die tausend Menschen nicht gefunden haben, die die Konzertsäle neben der beträchtlichen Zahl von auswärts herbeigeilter Tonkünstler gefüllt hätten. Der Umstand, daß erst acht Jahre seit dem letzten Tonkünstlerfest in Essen verfloßen sind, kann doch auch nicht hinderlich gewirkt haben. Sollte die Eifersucht dieser Städte untereinander so groß sein, daß die Parteinahme für die örtlichen Ereignisse eine Anteilnahme an auswärtigen verbietet? Es ist ja allerdings bekannt, daß neue sinfonische Musik an sich wenig Werbekraft übt, aber ich meine, da wäre es doch die Aufgabe der Presse, werbend einzutreten.

Ich wundere mich immer wieder darüber, wie wenig kunstpolitisch unsere Kunstkritik denkt. Auf keinem Kunstgebiete trifft der Neues Schaffende auf so viele Hemmungen, wie in der Musik. Die Art des Musikgenusses, die eine unendliche Wiederholung einmal geliebter Musikstücke begünstigt, steht schwer hindernd da, und im Gegensatz zur Literatur fällt jegliche Neugier auf einen neuen stofflichen Inhalt weg. Im Vergleich zum bildenden Künstler aber hat es der Musiker dadurch schwerer, daß alle Kunstausstellungen naturgemäß meistens neue Werke zeigen, während neun Zehntel unserer Konzertveranstaltungen im günstigsten Falle neue reproduzierende Künstler vorstellen, dagegen nur bereits bewährte alte Werke vorführen. Jedes neue Musikwerk aber hat im Rahmen eines gewöhnlichen Konzertes einen außerordentlich schweren Stand. Die Liebe zum Alten, die Erhöhung des sinnlichen Genusses, der bei der Musik in der Wiederbegegnung mit Bekanntem liegt, andererseits die erhöhte Anspannung, die die Aufnahme des Neuen voraussetzt, erdrücken dieses Neue im Wettbewerb mit dem Alten fast vollständig.

Darin liegt die ungewöhnliche Bedeutung dieser Tonkünstlerfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, daß sie die gehobene Feststimmung eines außergewöhnlichen Anlasses für noch unbekannte Werke nutzbar zu machen streben. Ich meine, die Musikkritik, vor allem die am Festorte wirkende, müßte alles daran wenden, diese einzigartigen günstigen Vorbedingungen für die neue Kunst nach Möglichkeit auszunutzen, müßte sie steigern und sich die doch im Grunde recht billige kritische Nörgelei verjagen. Schließlich ist doch auch der Kunstkritiker an einem solchen Orte mit Gastgeber, und er dürfte von dem schönen Recht dieses Gastgebers, liebenswürdig zu sein, ausgiebigeren Gebrauch machen. Niemand wird es ihm verargen, wenn er bei einer solchen Gelegenheit sich weniger scharf zeigt, als die Kollegen von außerhalb. Die persönliche Meinung in allen Ehren, aber in Essen hat die ansässige Kritik mit auffälliger Einseitigkeit als strenge Beurteilerin aller Schwächen und nirgends als freudige Entdeckerin der doch auch vorhandenen Werte gewirkt. Da ist es denn kein Wunder, wenn die ohnehin nur schwach glimmenden Fünfchen der Teilnahme für moderne Musik bei der Bevölkerung ausgelöscht, statt angefacht wurden.

Man konnte sich nicht wundern, daß bei der einen geselligen Veranstaltung der Ingrim über die absprechende Haltung der örtlichen Kritik in sehr scharfer Form zum Ausdruck kam. Und wenn, was leicht möglich ist, die durch die schwache Teilnahme an den Konzerten hochgetriebenen pekuniären Opfer für die Veranstaltung manchem kunstfreundigen Kreise der Stadt eine unangenehme Erinnerung an dieses Tonkünstlerfest zurücklassen sollte, die natürlich auf die Opferfreudigkeit bei künftigen Anlässen lähmend wirken wird, so wird die in ihrer Fähigkeit durch die obigen Ausführungen ja in keiner Weise angezweifelte örtliche Kritik selber ihre verkehrte politische Haltung sicher schwer bedauern. Denn es gehört zur Veranstaltung eines derartigen Festes bei allen Beteiligten ein ungewöhnliches Maß von selbstloser Arbeit und aufopferungsvoller Hingabe. Es muß der Kunstpolitik — sie ist die vornehmste Aufgabe einer weisichtigen Kritik — gelingen, bei noch so sachlicher Stellungnahme gerade diese Freudigkeit, zumal auch

des Laienelementes (man denke doch auch an die großen Chormassen) wachzuhalten und die Überzeugung bei allen Mitwirkenden zu schaffen, daß diese Hingabe an Kunst auch dann ein großer Wert bleibt, wenn der Erfolg des dargestellten Werkes aus irgendwelchen Gründen kein dauernder sein kann. Sonst ist eine der Hauptaufgaben dieser Veranstaltung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins von vornherein unerfüllbar, nämlich die, für das zeitgenössische Kunstschaffen auf musikalischem Gebiete eine nachhaltige Teilnahme zu wecken.

Diese Aufgabe dürften auch die Programme der Festkonzerte nie aus dem Auge verlieren. Es wäre verhängnisvoll, wenn jene Kritikerwünsche reichere Erfüllung fänden, die diese Veranstaltungen vornehmlich im Dienste des problematischen, übermodernen Kunstschaffens sehen wollen. Ich habe die Gründe gegen einen solchen im wesentlichen theoretischen Charakter dieser Tontünflerfeste, gegen eine solche unlebendige Erfüllung der Programmforderung des Vereins, „der Musik im Sinne des Fortschritts zu dienen“, im letzten Jahre hier ausgeführt und kann darauf verweisen. Was wir beim heutigen Feste in der Richtung zugemutet erhielten, überschritt schon beinahe das Maß des Erträglichen. Gewiß gibt es natürlich auch hier sicher interessantere Leistungen, als etwa die endlose Orgelsonate von Alexander Zemlin; aber es scheint mir doch in jedem Fall sehr gefährlich, eine Richtung des musikalischen Schaffens in größerem Umfange zu unterstützen, die niemals imstande sein wird, in unserem Leben selbst einen größeren Teil seines musikalischen Bedürfnisses auszufüllen. Ich kann mir sehr gut Stunden und Stimmungen vorstellen, in denen eine derartige, auf alle faßbare Gestalt verzichtende, lediglich nervösen Stimmungsschwingungen nachgehende Tonfolge Befriedigung auszulösen vermag. Aber diese Stunden werden um so seltener sein, als dieser Mangel an Gestaltung darauf beruht, daß das Kunstwert zu wenig von seinem Schöpfer und der Entstehungsstunde losgelöst ist, um für sich allein Leben entwickeln oder gar spenden zu können.

Als Frau Therese Schnabel-Behr in ihrer inbrünstigen Art die Lieder von Ludwig Rottenberg sang, mochte man empfinden, wie hier ein Musiker von den Gedichten aus weitermusizierte; die Verse des Gedichtes erlösten ein in ihm wirkendes Erleben, das nun in Tönen mitschwang, sich weiterleitete und ausklang. Solche Lieder wollen nicht das vertonte Gedicht ergreifen, eindringlicher machen oder überhaupt irgendwie bereichern und erhöhen, sondern die durch die Verse im Musiker geweckten Empfindungen strömen ihrerseits frei und selbständig aus. Ich glaube, diese Art, Gedichte zu vertonen, müßte logischerweise dahin führen, daß man auf den Gesang der Worte verzichtet. Der Hörer müßte sich selbst eindringlich in das Gedicht hineinlesen, vielleicht daß dann bei ihm eine Stimmung sich einstellt, für die die gebotene Musik eine Verdeutlichung und damit eine Befreiung hergibt. So aber, wie jetzt, steht man eigentlich allen derartigen Kompositionen hilflos gegenüber. Im günstigsten Falle wird man entweder von der Hingabefähigkeit des Sängers geradezu hypnotisiert oder man verfolgt gespannt die eigenartige musikalische Mache. Beides ist kein wirklich künstlerisches Verhältnis.

Die ganze Ohnmacht offenbarte sich für mich bei der umfangreichen Komposition des Schwermutliedes aus Nietsches „Also sprach Zarathustra“. Die

Schwächen der Dichtung werden geradezu grausam bloßgelegt von dieser Art der Vertonung, die viel rücksichtsloser ist, als die formelhafteste Melodiemacherei früherer Zeiten. Denn wie hier Rottenberg ein fünffähiges, im Grunde durchaus instrumental gefühltes Spiel entwickelt, ist lediglich aus musikalischen Formprinzipien geschaffen, die dadurch nicht weniger formal unlebendig werden, daß sie schwerer zu erkennen sind. Wie äußerlich diese Beziehung zwischen Form und Inhalt werden kann, zeigte die Vertonung von Goethes bekanntem Gedicht an Frau von Stein: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke?“ Die Wahl einer freien Variationsform ist an sich gewiß fein. Aber daß dann auf die so phantastisch erschaute Erkenntnis: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau!“ ausgerechnet die hüpfend bewegte Stelle kommt, beweist, daß bei der Vertonung einer Dichtung eben diese für die Formentwicklung gefeßgebend sein muß. —

Jrgendwie ein Zwingendes habe ich von all diesen in der letzten Zeit vielbesprochenen Kompositionen des verdienten Frankfurter Operndirigenten nicht erfahren, wobei ich wohl fühle — sowohl bei Rottenberg wie bei der Unglücks-sonate von Zemlitz —, daß wir hier auf Umwegen doch wohl wieder zu einem mehr musikalischen Gestalten aus der Musik heraus geführt werden, so daß einen das Nebeneinanderstehen dieser musikalischen Impressionisten und Max Regers, der so ganz mit der Linie arbeitet, durchaus nicht überrascht.

So ist es im Grunde das gleiche Verlangen, aus einer mehr geistigen Musik herauszukommen, das sich in den scheinbar ganz formlosen Gebilden eines Rottenberg, wie in den etwas archaisch klotterierenden Stücklein offenbart, die Gottfried Rüdinger in seiner „Romantischen Serenade“ vereinigt. Auch die Chorsuite „Nippon“ von Erwin Lendvai kann man hierher rechnen, die die eigenartigen Reize der exotischen Harmonik mit einer im Grunde instrumentalen Führung der Menschenstimme für Stimmungsbilder ausnutzt, die ein Gefühl nicht zu verdichten, sondern aufzulösen streben.

Abriens ist hier eine merkwürdige Tatsache festzustellen. Von den Rottenberg'schen Liedern, die alle dem Gebiete der Stimmungslyrik angehören, waren zwei Bethges „Chinesischer Flöte“ entnommen. Die sechs Chöre Lendvais benutzen japanische Gedichte; dazu kamen dann noch drei Gesänge für Orchester von Walter Braunsfels, die auch auf chinesischen Texten stehen. Mag man die literarische Not unserer Komponisten auch noch so hoch veranschlagen, so beruht doch natürlich diese seltsame Bevorzugung ostasiatischer Lyrik nicht bloß auf dem äußeren Grunde, daß in einer billigen, leicht erreichbaren Sammlung Material dargeboten wurde, von dem der Komponist mit einiger Sicherheit voraussetzen darf, daß er als erster an die Vertonung geht, daß er also nicht, wie bei der Lyrik Goethes, Heines, Mörikes, mit der Erinnerung an soundso viele andere Vertonungen zu kämpfen hat. Dieser ganzen ostasiatischen Lyrik fehlt das Unmittelbare, das mit aller Gewalt aus einem übervollen Herzen Herausbrechende eines im wesentlichen aus dem eigenen Selbst schöpfenden Gefühlsausbruches, was den Charakter der deutschen Lyrik und auch des deutschen Liedes ausmacht. Diese asiatische Lyrik reißt von außen empfangene Stimmungen, Sinneseindrücke an-

einander und gelangt von ihnen auf dem Wege der Reflexion zu einer mehr andeutungsweisen Darstellung des eigenen Erlebens. Das alles ist Auflösung in Stimmungen, und während das aus dem deutschen Volksliede herausgewachsene deutsche Lied danach strebt, in der letzten Strophe, der letzten Zeile ein langes Erleben zu einem einzigen, unvergeßlichen, urgewaltigen Aufschrei zu verdichten, haben wir hier ein Zerfasern und Zermürben, so daß alle diese Gedichte unbestimmt verhalten wie der schütterere Ton eines gebrochenen Glases. Es stimmt dazu, daß so unendlich viel vom Tode die Rede ist, und daß man auch diese Düsternis hin-nimmt wie eine kunstgewerblich dekorative Einstimmung eines Raumes auf dunkle Farben. Darin aber scheint mir das wirklich Bedenkliche dieser Kunstübung zu liegen, daß sie so gar nicht starkes Erleben ist, sondern im Grunde immer und überall überlegte und überlegene artistische Spielerei.

Wer aufmerksam den Gesichtsausdruck der Zuhörer verfolgt, wird bald gewahr, daß nicht nur das Publikum, sondern auch die Fachleute dieser modernsten, von den Franzosen um Debussy und Dukas angeführten, bei uns durch Schönberg und Busoni vertretenen Art von Musik gegenüber alles prägnante musikalische Gestalten — Linie und Architektur — geradezu als Erlösung empfinden; ob es in der Form einer harmlos gefälligen häuslichen Kammermusik auftritt, wie in den vielfach recht schnurrigen „Grillen“ für Klavier und Geige von Joseph Haas, oder als große, das gewaltige Rüstzeug des modernen Orchesters voll ausnutzende Sinfonie (Es-Dur), mit der Franz Schmidt die festliche Tagung rauschend beschloß. Der Name dieses jetzt vierzigjährigen Komponisten ist in der letzten Zeit so viel und so rühmend genannt worden, daß die Erwartungen aufs höchste gespannt waren und eine leichte Enttäuschung den schuldigen Dank für die schöne Gabe beeinträchtigte. Franz Schmidt ist eine echt österreichische Musikernatur, auf demselben Boden gewachsen wie Bruckner, an den auch seine Art (vor allem im ersten Satz) lebhaft gemahnt. Er ist frei von der für die sinfonische Dichtung charakteristischen gedachten Form eines musikalischen Inhalts, sondern schafft aus urmusikalischem Empfinden heraus. Der Variationenform ist ein außerordentlich breiter Raum gewährt, so daß außer dem ganzen zweiten Satz auch noch der Eingang des dritten in dieser urmusikalischen Spielform sich entwickelt und dann über ein Rondo zum Schlusse führt, der seinerseits wieder eine Variation über das rein musikalisch vergrößerte Thema ist. Im Orchester singt und jubelt es, und alle Stimmen entfalten ihre charakteristische Art. Aber es ist ein ganz anderes Orchestrieren, als das der Linie Strauß. Es ist jenes Musizieren aus der Seele der Instrumente heraus, für das Mozart das unerreichte Vorbild bietet, und das auch seinen letzten Grund im echten Musikantentum hat.

Diesem Schluß der Tagung stand das Hauptwerk des ersten Abends gegenüber. Auch dieses eine zweite Sinfonie (F-Moll) des erst in den letzten zwei Jahren hervorgetretenen Komponisten Heinz Tieszen. Ich halte die musikalische Potenz Tieszens für ebenso stark wie die des Österreichers. Seine Thematik ist überzeugend und hat melodischen Kern; ein starkes rhythmisches Empfinden ist unverkennbar, und auch Tieszen ist die Sprache des Orchesters zum Naturlaut geworden. Aber im Gegensatz zu der naiven Mitteilungsweise des Österreichers

haben wir hier die charakteristische Denkarbeit des „neudeutschen“ Sinfonikers, der sein musikalisches Schaffen in den Dienst einer Idee stellt. Diese Idee ist an sich unmusikalisch. „Stirb und werde!“, der große Kreislauf alles Lebendigen wird uns dreimal bestätigt als Sterben der Jugend im Menschen, die da lediglich aufnahm, in sich hineinsog, was die Welt bot, und erst durch das Ungenügen an diesem zwecklosen Leben in das Stadium des Mannestums gerät, dessen Wesenheit Ein ist. Aus dem Sterben der Jugend wird dieses Mannestum. Was die Jugend eingesammelt hat, wird jetzt entfaltet. Dieses Mannestum findet sein „Sterbe“ in der Notwendigkeit der Beschränkung, in der Begrenztheit alles Seins, und ein neues „Werde!“ entwickelt sich aus der Überwindung des selbstfüchtigen Verlangens an die Welt, im Hineintauchen in die Allseele, in der Hingabe an die Allgemeinheit. Wenn es nun zum Sterben kommt, so wird es ein Ruhes, ein Von-dannen-gehen aus dieser Welt, und daß dann ein neues „Werde!“ möglich ist, beruht gerade darin, daß der einzelne eben nur ein Teil ist eines ungeheuren Ganzen, das im ewigen Kreislauf erlebt, was der einzelne im scharf begrenzten Zeitabschnitt erfuhr.

Wenn man ruhig überlegt, muß man ohne weiteres zugeben, daß es sicher ganz unmöglich ist, auf rein musikalischem Wege diese Gedankenwelt zu entwickeln. Nun mag man versuchen, das schriftlich entwickelte Programm zu vergessen und sich unbefangen dem Tonwerk hinzugeben, bei dem dann die Wellenbewegung einer lang vorbereiteten und ausgebildeten Steigerung und des nachherigen, zuerst geradezu vernichtenden, dann tragisch-großen, schließlich verführend milden Verfinkens sich dem aufmerksamen Hörer wohl herausbildet. Aber entschieden ist auch diese Konstruktion in dieser musikalischen Entwicklung durch das geistige Programm behindert worden, insofern die aus der Durchführung des im ersten Teil gewonnenen Materials hervorgerufene Steigerung gegenüber der des ersten Teils nicht zu überzeugen vermag, so daß gerade der mittlere Teil versagt. Allerdings bedeutet bereits das Typische des Inhalts dieser Sinfonie einen großen Fortschritt ins Musikalische im Vergleich zu den verstandesmäßigen Programmen, wie sie vor zwanzig Jahren als „modernste“ Musik galten. Aber so musikalische Naturen, wie Tiesen, müssen sich viel freier und weniger durch ihre starke geistige Anteilnahme am öffentlichen Leben behindert ihrer Gefühlswelt hingeben.

Man muß wohl sagen, daß die neudeutsche sinfonische Dichtung ihr Leben erfüllt habe. Sie darf ruhig sterben, um einem neuen Werden, dieses Mal wieder aus mehr musikalischen Kräften heraus, Platz zu machen, nachdem sie die geistigen Kräfte des Menschen, die in der formalistischen Periode nach Beethoven lediglich als rechnender Verstand und nicht als poetisches Erfassen mitgewirkt hatten, voll ausgenutzt hat. Wenn, wie angekündigt, als Hauptwerk des nächstjährigen Tonkünstlerfestes die „Alpensinfonie“ von Richard Strauß erscheint, wird man vermutlich die Bestätigung eines derartigen Periodenabschlusses erhalten. Hoffentlich wird sie nicht so ernüchternd ausfallen, wie das völlige innere Versagen des gefeierten Komponisten in seinen zwei letzten Werken, der „Josephslegende“ und dem „festlichen Präludium“, das dieses Tonkünstlerfest einleitete, befürchten lassen. Bei aller thematischen und künstlerischen Schwäche zeigte allerdings dieses Präludium, daß in aller Kunst lediglich die Persönlichkeit ausschlag-

gebend ist. Man mag gegen Strauß noch so viel auf dem Herzen haben, — ein „Rekl“ ist er doch. Sein urmusikalisches Temperament behält etwas Sieghaftes durch alle Trivialität und alle großtuerische Außerlichkeit. —

Ein Sieg der menschlichen Persönlichkeit über die künstlerische hinaus war der Höhepunkt des Festes: Hauseggers „Natursonnie“. Der Essener General-Anzeiger veröffentlichte einen Brief Siegmund von Hauseggers an einen Kritiker, in dem er über dieses große Werk folgendes schreibt: „Die Sinfonie stellt sich als ein Glaubensbekenntnis in ziemlich buchstäblichem Sinne dar. Ich betone hier das Wort ‚Glauben‘ als das Wesen aller religiösen Empfindungen, zugleich als den Urquell aller Musik, im Gegensatz zu ‚Wissen‘ als Charakteristik der Philosophie und zugleich als das der Musik am fernsten gelegene Gebiet. Deshalb kann ich Ihnen in einem Punkte nicht recht geben, daß meine Musik etwas mit philosophischen Abstraktionen zu tun hat. Wie Sie richtig herausempfunden haben, ist für mich Natur mehr als eine Reihe von bildhaften Eindrücken und Stimmungen. Der Eindruck der unberührten elementaren Natur führt über sie hinaus, ist also buchstäblich meta-physisch, und ich glaube, daß das religiöse Bedürfnis des modernen unkonfessionellen Menschen allein in einer solchen, uns von Goethe gelehrten Naturauffassung Wurzel fassen kann. Vielleicht ist der Musik mehr als in früheren Zeiten die Aufgabe zugewiesen, zu bewahren und auszusprechen, was im Menschen an Glaubensbedürfnis lebendig ist, also an jenem Bedürfnis, das jenseits aller Abstraktion, jenseits realer Anschaulichkeit ausschließlich in den Tiefen des Gemüts seine Heimat hat. Dasselbe Gemütsbedürfnis war es, das auch mich zu meinem Werke trieb, und ich gestehe Ihnen, daß mir selbst eine versuchte dichterische Deutung die allergrößte Schwierigkeit machte, weil mir jedes Wort von dem eigentlichen Inhalt weg, zu sehr ins Determinierte und Abstrakte zu führen schien. Gewiß waren es bestimmte Ideen, die mich anfänglich bewegten und die in ihrem weiteren Verfolg nach der gedanklichen Seite hin zu versuchter Klarstellung einer philosophischen Behandlung bedürften. Allein Gegenstand meiner Musik war ausschließlich ihr Gemüts-, oder wenn Sie wollen, religiöser Inhalt, allerdings nicht in seinem geklärten Schlussergebnis, sondern gleichsam in dramatischer Entwicklung aufgerollt.“

Wer an konfessionell-religiöse Vorstellungen anknüpft, hat den Vorteil, sie von einer Allgemeinheit geteilt und deshalb sofort verstanden zu sehen. Ich verhehle mir nicht, daß bei meinem ‚religiösen‘ Standpunkt die Kompliziertheit der Voraussetzungen für das Verständnis erschwerend wirkt. Seine Mitteilungsart kann immer nur eine esoterische bleiben, und doch habe ich das Gefühl, daß unsere Zeit in ihren produktivsten Elementen nach einer Welt- und Lebensauffassung drängt, deren gedankliche Lösung auf Kant, deren künstlerisch-intuitive auf Goethe zurückgeht. Von dieser Überzeugung erfüllt, glaubte ich in der Aussprache meiner subjektiven Gefühlswelt an eine gewisse Allgemeinheit appellieren zu dürfen.“

Das Werk selbst trägt als Motto die Verse aus Goethes „An Schwager Kronos:

„Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.“

Und der Schlußchor steht über des gleichen Dichters „Promion“, mit dem Goethe (in der Ausgabe letzter Hand) die Abteilung „Gott und Welt“ eröffnete:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf!
 Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
 In seinem Namen, der den Glauben schafft,
 Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
 In jenes Namen, der, so oft genannt,
 Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
 Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
 Und deines Geistes höchster Feuerflug
 Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
 Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
 Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
 Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
 Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn im Programmbuch als Erläuterung die beiden anderen Sprüche, die Goethe mit dem eben mitgeteilten vereinigt hat, auch gegeben worden wären. Denn ich habe diese beiden Gedichte in Hauseggers Werk dauernd mitklingen hören.

Man kann dem Komponisten nachfühlen, wenn er sagt, daß ihm selbst eine versuchte dichterische Deutung die allergrößte Schwierigkeit machte, weil jedes Wort bereits wieder festlegte, scharf umriß, was doch eben nur Gefühl sein kann. Darum muß sich auch gerade dem Musiker besonders stark aufdrängen, daß seine Kunst es vermag, die „Idee“ selber vorzulegen, während auch das feinfühligste Dichterwort bloß ein „Abbild dieser Idee“ zu gestalten vermag. Und ich glaube, der Nurmusiker hätte auf den Schlußchor verzichtet. Vom reinen Gefühlsstandpunkt aus ist der Schlußchor entschieden die Schwäche des Werkes, denn er bringt nichts Neues für denjenigen, der vorher mit dem Komponisten gelebt und erlebt hat. Er gibt nur die Deutung, die Erklärung, und damit entschieden eine Verengung, keine Erweiterung. Und so großartig musikalisch der Chor einsetzt, so prachtvoll er in rein stimmlicher Hinsicht geführt ist, auch rein musikalisch bedeutet der Schluß keine Steigerung gegen das Vorangehende. Es ist mir jetzt, wo ich das Werk zum viertenmal gehört habe, ganz klar geworden: nicht der Musiker in Hausegger ist es, den es zu dem Bekenntnis in Worten drängt, sondern der wunderbare Mensch in ihm, der verantwortungsstarke Ethiker, dem wir anderen, die wir mit Wort und Feder für ein seiner ethischen Würde und Verpflichtung bewußtes Kunstleben kämpfen, so oftmals schon dankend die Hand schütteln mochten, sagt nun auch, was er uns vorerlebt hat. Es ist das Priestertum im Künstler, das ein Bekenntnis will, ein Bekenntnis, das den anderen erleichtern soll, mitzukommen, um die Quellen der Seligkeit zu erreichen, die jeder wahrhaftige Glaube erschließt.

Ein großes Erleben in Naturseligkeit und Naturerkenntnis füllt den ersten Satz, eine Erkenntnis, die nicht Wissen ist, sondern auf tiefster Vertrautheit beruht, so wie Faust es von sich sagen kann:

„Gibst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönne mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.“

Und in diese Freundesbrust schüttet man sein eigenes Erleben aus.

Der zweite, mit dem ersten zur Einheit geschlossene langsame Satz ist ein erschütterndes Bekenntnis von schwerem Lebenskampfe, von mannhaftem Ringen um das Höchste, um jenen Gipfel, an den ein jeder in seiner Lebensbahn glauben muß, soll er nicht verzweifeln oder einer noch armseligern Selbstzufriedenheit verfallen. Dort hinauf! Das ist der Ruf in unserm Innern, ist unser Beruf. Und ich habe mit den Mitteln der Kunst diese wunderbare Vereinigung von körperlicher Mühe und Lust und überwältigender symbolischer Bedeutung, die im letzten Erkämpfen eines steilen Berggipfels liegt, noch niemals so packend und beglückend ausdrücken hören, wie wenn hier im Schluß des zweiten Satzes eine harte Quintenfolge in starren Rhythmen sich durchkämpft bis ans Ziel. Es steigert nur den ergreifenden Ernst und die großartige Lebensweihe, daß dieser Rhythmus den Charakter eines Trauermarsches hat, und daß hoch oben auf dem Gipfel nicht der Jubel einsetzt eines jauchzenden Sieges, sondern die wehmütige Erkenntnis, daß das Beharren auf den Gipfeln uns nicht beschieden ist: „Grenzen der Menschheit“:

„Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.“

Das ist die Stunde, in der der Glaube geboren wird. In „unserm Innern ist ein Universum auch“, der „extramundane“ Gott ist nicht möglich:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

Indem wir mit der Natur eins werden, werden wir es mit Gott.

Man wird dem Komponisten rückhaltlos zustimmen müssen, daß diese Erkenntnis niemals auf nur geistigem Wege, sondern nur als Erlebnis zu gewinnen ist, und daß er sich darum mit Recht dagegen verwahrt, philosophische Musik geschrieben zu haben. Mir selbst ist mit dem jedesmaligen Hören Hauseggers „Natur-sinfonie“ restlos aufgegangen. Es ist aber Vermessenheit, wenn man ein solches Lebensbekenntnis gleich im ersten Anstich voll erfassen zu können beansprucht. Die Tragik, die für den heutigen Künstler, so er wirklich als ganzer Mensch im Leben steht, in der Belastung mit einem aufgehäuften und ererbten Besitz an Wissen und

ringendem Denken liegt, lastet auch auf dem Hörer und muß von diesem ebenso überwunden werden, wie von jenem. Die beste Hilfe dazu ist das wiederholte willige Versenken in ein Kunstwerk.

Hausegger dirigierte sein Werk selbst. Das bedeutete eine starke Unterstützung. Bei keinem zweiten Dirigenten unserer Zeit kommt man so zur Einsicht, daß der Dirigent der Nachschöpfer des Kunstwerkes und das riesige Orchester lediglich sein Instrument ist, wie bei Hausegger, dessen prachtvolle Sachlichkeit jede Bewegung durchleuchtet. Solch eine Stunde sorgt dafür, daß eine Woche, die oftmals nur saure Kunstarbeit schien, doch schließlich zum Feste wurde.

Es ist ganz natürlich, daß derartige Werke vereinzelt stehen müssen. Ich vermeide geflissentlich das Wort „genial“, weil gerade dieses Werturteil nach meinem Gefühl dem Kritiker nicht ansteht, insofern die wesentlichste Eigenschaft des Genialen sich ja gerade in der Dauerwirkung eines Werkes offenbart und diese nur durch die Zeit bewiesen werden kann, andererseits weil ich auch das Gefühl habe, daß die beglückende Kraft von Hauseggers Natursinfonie mehr vom Menschentum ihres Schöpfers als von ihren rein musikalischen Elementen — mag man sie gleich mir auch noch so hoch bewerten — ausgeht. Es war, als ob die Zuhörererschaft das fühlte, denn der schier leidenschaftliche Beifall, der dem Komponisten gespendet wurde, sprach von weit mehr, als was in der ersten Stunde beim einmaligen Hören dieses in jeder Beziehung schwierigen Werkes erfaßt werden kann, und war entschieden mehr die begeisterte Huldigung an eine zwingende Persönlichkeit.

Diese stehen außerhalb der allgemeinen Entwicklungslinie und tragen ihre Mitteilungsgesetze in sich selbst. Darum wirkte diese „Natursinfonie“ Hauseggers, obwohl sie in ihrem inneren Wesen der sinfonischen Dichtung Liszts (etwa „Ce qu'on entend sur la montagne“) am nächsten stand, im guten Sinne am modernsten von allen aufgeführten Werken, weil eben ganz und gar nicht bestimmt von äußeren Erwägungen. Dann ist es lehterdinge gleichgültig, wo die Urquelle der Empfängnis liegt, ob die Idee (das Dichterische) die zeugende Kraft ist oder die Musik. Das Kind ist jedenfalls ein echtes Kunstwerk. Wohin die allgemeine Entwicklung zielt, läßt sich immer viel besser aus jenen Werken erkennen, die die Zeit für die Zeit schafft. Sie sind im Haushalt der Kunst unentbehrlich und gerade für ihre Verbreitung ist eine solche Gelegenheit, wie sie das Tonkünstlerfest darstellt, von außerordentlicher Bedeutung, da hier eine große Zahl von Dirigenten zugegen ist, die sich dann sofort über die eigene Aufführung des neuen Werkes schlüssig werden können.

Diese Gesamtlinie zeigt nun fast aufdringlich das Abrücken von der sinfonischen Dichtung. Wir würden besser sagen von der Programmmusik, denn als solche ist jene von der immer etwas äußerlich gearteten Masse der Schaffenden sowohl wie der Empfangenden mißdeutet worden. Für diese Einstimmung charakteristisch ist die programmatische Erläuterung, die Alexander Zemnik seiner Orgelsonate beigibt (Festnummer der „Allgemeinen Musikzeitung“): „In drei Sätzen. Im zweiten tritt die Gesangstimme zur Orgel und versprachlicht die Grundstimmung des ganzen Werkes. Die beiden Sätze sind deshalb aber keineswegs programmatisch zu deuten, sie sind aus derselben Stimmung heraus entstanden und beziehen

sich nur so weit aufeinander, wie die Sätze einer nur-instrumentalen Sonate untereinander verwandt sind.“

Ja, wenn nun nur diesen Komponisten ein musikalisches Material einfiel, mit dem sich etwas machen läßt! Der Empfangende ist sonst noch viel schlimmer dran, als der schaffende Musiker, denn wie soll er hinter eine rein musikalische Entwicklung kommen, wenn eben das wirkliche Musikmaterial fehlt, die Thematik an sich nichts bietet, andererseits aber auch kein bereits typische Geltung besitzendes Formgebilde zur Hilfe kommt?! Nur dort kann eine neue Form aus sich selbst entwickelt werden, wo ein Gehalt von solcher Stärke vorhanden ist, daß er die neue Form gebietet. In allen anderen Fällen ist die bereits gegebene Form das Hilfsmittel, um weiterzukommen. Entschieden offenbart sich der Grundmangel unserer ganzen heutigen Musik in dieser Schwäche des thematischen Materials. Ich bin der festen Überzeugung, daß seit 1600 die Musik in der Hinsicht noch niemals so arm war; vor 1600 aber haben die Komponisten ihr thematisches Material beim Choral und Volkslied entliehen. Es ist schwierig, hier Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, aber jedenfalls hat die außermusikalisch empfangene Idee nur deshalb seit etwa einem halben Jahrhundert in so überragendem Maße auf die Formgestaltung eines Musikwerkes Einfluß gewinnen können, weil die musikalischen Elemente so schwach waren.

Ich habe oben bei Rottenberg erwähnt, daß hier das bewußte Streben nach einem rein musikalischen Gestalten vorhanden ist, aber es scheint mir doch sehr bezeichnend, daß auch dieser Komponist nun von der Verbindung mit Dichtungen ausgeht und doch auch wirklich nicht ein einziges Thema geprägt hat, das einen packte. Wie zwiespältig es da in unsern Komponisten aussieht, zeigte die an sich recht begabt wirkende Overtüre für großes Orchester „Komödianten“ von Julius Ropsch. Der Komponist sagt dazu: „Lodender Schimmer, launige Reizheit, daneben in kräftem Wechsel herbe Enttäuschung und schaler Ekel — das ist das Komödiantentum. Aus diesem allgemeinen Bilde entwickelt sich im Verlaufe der Overtüre ein eigenes Erleben, das aus bunter Zerfahrenheit und Liebeständeleien nach mannigfach unterbrochenem Vorwärtstreben zu einem leidenschaftlichen, heroischen Aufschwung führt Auf dem Höhepunkte völliger Zusammenbruch. Als Abschluß eine groteske Apotheose.“ Es ist ganz ausgeschlossen, ein solches Programm rein musikalisch überzeugend darzustellen, wogegen es wohl möglich sein müßte, bei charakteristischen Themen aus einem Gegeneinander pathetischer und ironischer Elemente ein nicht nur musikalisch, sondern auch seelisch feines Spiel zu entwickeln, bei dessen Hören man ja nicht ausgerechnet an den Schauspielberuf denken würde, wohl aber an die so unendlich häufige Gattung von Menschen, denen es nicht gelingt, diese Elemente zu einer wertvollen Einheit zusammenzuschmelzen.

Auch das „Phantastische Tonbild“ von Theodor Huber-Andernach hat seine Phantastik nicht im Musikalischen, sondern in der übrigens von Berlioz empfangenen Idee in der Art mittlernächtigen Geisterspuks, und darum steht man beim Hören ohne programmatische Erläuterung dem Ganzen recht ratlos gegenüber. Auch ein Klavierstück mit Orchester von Emile R. Blanchet wirkt wegen dieses Mangels an innerer musikalischer Entwicklung nur durch geistvolle Einzelheiten.

Schöne Talente kündigt sich in Hermann Ungers „Crotikon“ für Orchester und Walter Schultheß' „Variationen für Klavier“ an. Diesen Versprechungen darf man dann auch Emil Mattiesen anreihen, trotzdem er als Ballade für Violon und Klavier Bürgers „Lenore“ vertont hat, ein im Grunde unverzeihlicher Mißgriff — daß er bereits von einer ganzen Reihe von Komponisten begangen ist, ändert nichts daran —, weil Bürger, was an musikalischen Elementen notwendig ist, seiner Ballade bereits in Worten beigelegt hat. — Eine Ballade mit Orchester „Die Handwerksburschen“ von Otto Naumann zeigt die sehr geschickte Hand dieses bekannten Komponisten und wäre ein dankbar zu begrüßendes Vortragsstück, wenn sich der Komponist entschließen könnte, in einer Neubearbeitung einige deklamatorische Mißgriffe zu beseitigen, unter denen der schlimmste ist, daß eine trocken ironisch gemeinte Verszeile („Die mageren Suppen der Frau Meisterin“) in der Komposition eine breitgeschwungene Kantilene erhalten hat.

So weit das Ergebnis dieser Musikwoche. Erstaunlich ist, wie gut heute an vielen deutschen Orten musiziert wird. Das Orchester zeigte sich den zum Teil außerordentlich schwierigen Aufgaben voll gewachsen und entwickelte vor allem in Hauseggers „Naturinfonie“ eine herrliche Klangfülle. Auch die Chöre verdienen volle Anerkennung. An der Spitze des Essener Musiklebens steht in dem jungen Dirigenten Hermann Abendroth eine kraftvolle Persönlichkeit, der die Pflege des zeitgenössischen Schaffens offenbar Herzensbedürfnis ist.

Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Musikvereins erledigten außer den Konzerten noch mancherlei andere Arbeit. Der Deutsche Musikkritiker-Verband benutzte die Gelegenheit, in stundenlanger Arbeit sein Einigungs- und Säuberungswerk fortzusetzen. Man ist sich in dieser Vereinigung bewußt, daß die soziale Stärkung dieses Standes erst die Folge einer moralischen sein kann. Entschieden hat der Musikkritiker heute die schwerste Stellung innerhalb der ganzen Kunstkritik, zumal in den großen Städten, wo er eigentlich täglich zur Beurteilung künstlerischer Veranstaltungen aufgerufen wird. Dann aber leidet gerade der Musikkritiker mehr als seine Kollegen von der bildenden Kunst oder dem Theater unter den sozialen Übelständen im gesamten Musikbetriebe einerseits und der Verständnislosigkeit der meisten Redaktionen für die Wichtigkeit seiner Aufgabe. Der Musikkritiker ist der berufene Vorkämpfer für eine ernsthafte kulturelle Ausnutzung unseres Musiklebens. Darum hat diese Berufsvereinigung eine große Bedeutung für die Gesamtheit.

Auch die Generalversammlung zeitigte dank den aus der Mitgliederversammlung heraus gegebenen Anregungen zwei wichtige Beschlüsse. Man ist endlich zur Einsicht gekommen, daß die nun seit Jahren angeregte Einigung der verschiedenen Musikerorganisationen zu einer „Musikerkammer“ nicht aus der gemeinsamen Vorbereitungsarbeit dieser vielfach ganz gegensätzliche Ziele verfolgenden Einzelorganisationen heraus entstehen kann, sondern von einer gewissermaßen unparteiischen Seite her geschaffen werden muß. Dazu ist der Allgemeine Deutsche Musikverein in der Tat berufen; von ihm aus muß das Statut ausgearbeitet werden, auf dessen Punkte sich die verschiedenen Organisationen verpflichten. Denn der draußen Stehende kann zuallererst erkennen, wo die gemeinsamen Punkte liegen, die von allen vertreten werden könnten.

Für die Allgemeinheit besonders segensvoll werden kann der Beschluß, die auch bereits vor einem Jahre angeregte „Wagnerstiftung“ so zu fördern, daß sie im nächsten Jahre offiziell begründet werden kann. Diese Wagnerstiftung wird sich die Förderung der dramatischen Musik zum Ziele setzen. Sie ist die wichtigste musikalische Aufgabe, die es zurzeit gibt, so daß ich für sie in unserem Leserkreise mit besonderen Ausführungen werden möchte. Praktisch wurde übrigens bereits beim Essener Musikfeste in ihrem Sinne gearbeitet, indem dank dem Entgegenkommen der Stadttheater von Essen und Duisburg zwei neue musildramatische Werke ihre Uraufführung erlebten. Aus dem wertvolleren, der komischen Oper „Herr Dandolo“ von Rudolf Siegel, bringt unsere heutige Musikbeilage ein schönes Stück, und ich gehe in den Begleitworten näher auf das Werk ein.

Im Duisburger Stadttheater, einem ausgezeichnet eingerichteten Bau, wurde von der Düsseldorfer Theatertruppe des Schweizers Volkmar Andreae Musikdrama „Ratcliff“ aufgeführt. Es ist eine wortgetreue Vertonung der Dichtung Heinrich Heines, an der sich ja auch schon andere Komponisten versucht und — vertan haben, zuletzt Mascagni. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein so geistvoller Mann wie Andreae sich von dieser unglücklichen, innerlich rohen Schauerdichtung verlocken lassen könnte. Die Erklärung dafür liegt vielleicht darin, daß Andreae gar nicht Dramatiker, sondern durchaus Sinfoniker ist und letzterdings durch den balladenhaften Charakter der Heineschen Dichtung gewonnen wurde. Übel ist dann freilich, daß dieses Balladeste bei Heine gewaltsam hineingetragen ist und eigentlich so äußerlich gewaltsam bleibt, wie die Verbindung der Edward-Ballade (Wein Schwert, wie ist's von Blut so rot) mit dem Inhalt des Stückes. Wir haben ja gerade im Musikdrama das glänzendste Beispiel für dieses Herausherauswachsen einer Tragödie aus einem Balladenstoffe in Wagners „Fliegendem Holländer“. Hier konnte dann auch der Musiker ein einzigartiges Verwachsen der beiden Elemente darstellen, indem die von Senta vorgetragene Ballade das musikalische Themenmaterial des ganzen Dramas enthält. Andreae ist trotz der sinfonischen Entwicklung seines ganzen Werkes, der zuliebe er auf jede Akteinteilung verzichtet, dieses innere Verwachsen auch musikalisch nicht geglückt. Die musikalische Patenschaft an seinem Werke gebührt Richard Straußens „Salome“. Wie hier ist das Orchester ganz sinfonisch, die Singstimme dagegen rein deklamatorisch behandelt worden, so daß auch der lyrische Ausdruck einseitig dem Orchester zugeteilt ist. Leider geht Andreae die wirklich schöpferische Kraft ganz ab, aber er ist ein außerordentlicher technischer Könnner, und für die Folge wertvoll kann die Art werden, wie es ihm gelingt, der Singstimme gegen das riesige Orchester zur Geltung zu verhelfen. Auch diese Aufführung hinterließ in den Leistungen der Sänger und des Orchesters einen ausgezeichneten Eindruck und wurde sehr beifällig aufgenommen.



Herr Dandolo

Zur Notenbeilage

Auf der Gewinnseite des Kontinentalerfestes in Essen ist die Uraufführung der heiteren Oper „Herr Dandolo“ von Rudolf Siegel zu buchen. Selbst wenn der durchschlagende Erfolg, der dem Werke bei der Festversammlung zuteil wurde, nicht überall Stich halten sollte, ist es doch unbestreitbar, daß hier nicht nur ein wertvolles Werk vorliegt, sondern vor allem ein wahrhaft Berufener in einer Weise zur Kenntnis einflußreicher Musikerkreise gelangt ist, wie es unter gewöhnlichen Umständen ganz unmöglich ist.

Nun wird es ja kaum eine kritischere Zuhörerschaft geben, als sie bei diesen Kontinentalerfesten vereinigt ist, andererseits sind die hier Versammelten sicher auch befähigter und williger, Werte zu entdecken, als ein Durchschnittstheaterpublikum, dem es vielleicht nicht überall gelingen wird, über die Schwächen des Wertes in gleichem Maße hinwegzukommen, wie es bei der Uraufführung in Essen der Fall war. Diese Schwächen liegen für das Publikum im Textbuch, obgleich die Dichtung von Will Vesper an sich literarisch wertvoller ist, als wir es im allgemeinen von Textbüchern gewöhnt sind. Sie hat sogar eher den Fehler, zu „literarisch“ zu sein, ist sich zu wenig bewußt, daß die Musik einerseits unterstreicht und verdeutlicht, andererseits doch aber auch sehr viel verwischt, daß also die Grundbedingung des Operntextes ein möglichst einfacher und elementarer Aufbau ist. Das Textbuch ist zu geschwäßig, und diesem Uebelstande hat auch die starke Kürzung durch den Komponisten noch nicht genügend abgeholfen.

Die Oper schließt sich ziemlich eng an eine Komödie des von Napoleon I. sehr begünstigten italienischen Conte Giraud an, dem Verfasser des einst auch in Deutschland viel aufgeführten Lustspiels „Der Haushofmeister in tausend Angsten“. Der Titel des Originalstückes „Desiderio disperato per eccesso di buon ouore“ hat in seiner Umständlichkeit vor dem deutschen den Vorzug, daß er den Zuschauer gleich auf den Angelpunkt des Stückes einstellt. „Dandolo“ — aus rhythmischen Gründen hat der Name Desiderio weichen müssen — „aus Übermaß an gutem Herzen zur Verzweiflung getrieben“, sagt uns sofort, daß es sich im Grunde um eine Charakterkomödie handelt, nicht aber um ein Intrigenstück, wie man jetzt wohl bis in die Mitte des zweiten Aktes vermuten könnte. An sich ist dieser Charakter unterhaltsam und sympathisch genug, um einen Theaterabend lang die Aufmerksamkeit und auch das Mitgefühl wachzuhalten. Aber nur, wenn so die Teilnahme auf diese eine Person eingestellt ist, reicht die dargestellte Handlung aus, die sonst für drei Akte zu dürftig wird. Es mußte darum die Sorge des Textdichters sein, ähnlich wie es Boito in seiner Falstaffdichtung für Verdi getan hat, den Charakter so in den Vordergrund und von vornherein so deutlich ins Licht zu stellen, daß der Zuschauer in allen Einzelheiten nur seine verschiedenen Abspiegelungen erkennt. Dadurch wäre auch der Komponist vor dem Fehler bewahrt geblieben, alle Szenen gleich wichtig zu nehmen.

Dandolo ist der treue Freund Ricardos und Placidas, eines seit Jahren getrennt lebenden Ehepaares. Wie oft mag er schon versucht haben, die beiden, die sich im Grunde immer gut geblieben sind, zu versöhnen, und gerade durch seinen Abreifer das unmöglich gemacht haben. Jetzt kommt er zu der in armen Verhältnissen lebenden Placida, um ihr den Tod Ricardos mitzuteilen, gleichzeitig die gute Botschaft zu bringen, daß des Verstorbenen Testament doch ihr das ganze Vermögen zuwende. Im Abreifer wird dieses Testament zu früh eröffnet, so daß nun nach einer Klausel Dandolo Erbe ist. Natürlich erscheint das als ein gemeiner Streich, aber alle seine Versuche, das Versehen wiedergutmachen, vermehren nur das Unheil, das auf den Gipfel gesteigert erscheint, als Ricardo, der Totgeglaubte, auftritt. Glücklicherweise kennt er seinen Dandolo gut genug, um ein gutes Ende herbeizuführen.

Der Witz der Komödie beruht darin, daß Dandolo auch in zahlreichen Nebenrollen als echter Hans Huckebein erscheint und mit seinen guten Absichten immer das Gegenteil erreicht. Das Original, ohne gerade ein literarisches Meisterwerk zu sein, ist doch psychologisch

fein genug, um auch die Ursache dieser üblen Wirkung von Dandolos Freundschaftsbemühen in seiner tattlosen Aufdringlichkeit erkennen zu lassen.

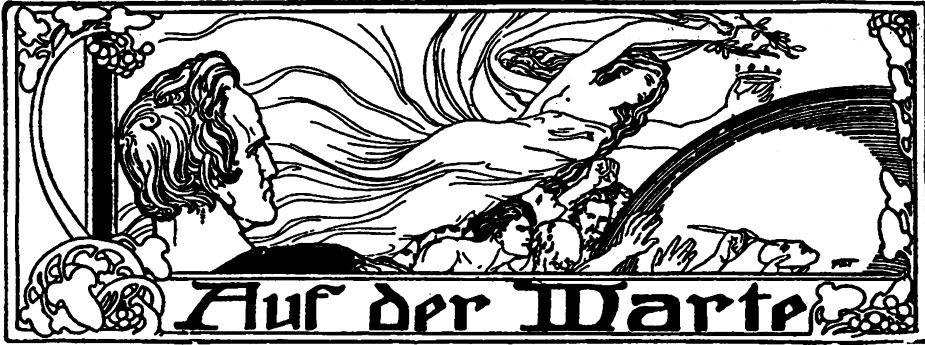
Ich halte Rudolf Siegel für selbstkritisch genug, diese Schwächen zu erkennen, und für künstlerisch so gewissenhaft und so ernst strebend, daß er sich trotz des lauten Essener Erfolges die Mühe einer Umarbeitung in diesem Sinne nicht verdrießen lassen wird. Dann wird dieser „Herr Dandolo“ eine Repertoireoper werden und auf lange hinaus bleiben können. Denn er trägt außerordentlich starke Lebenskräfte in sich. Unter den zahllosen Bemühungen um eine neue komische Oper ist hier entschieden das stärkste Talent am Werke gewesen. Viel stärker auch als Ermanno Wolff-Ferrari, an den man schon wegen der verwandten literarischen Quelle zunächst denken mag. Denn die Schuld, daß auch jetzt die Episode so stark hervortritt, daß sie die dramatische Gesamtlinie vor allem eben für den maßgebenden Charakter Dandolos verdeckt, trägt nicht Siegel, sondern der Textdichter. Bei Siegel zeigt sich hier der Fehler seiner Jugend. Er hat scharf erkannt, daß das musikalische Lustspiel in viel höherem Maße auf der Einzelszene steht, als die Musiktragödie, und hat deshalb aus jeder einzelnen Szene ein möglichst geschlossenes Bild geschaffen. Das ist sehr fein musikalisch durchgeführt und begnügt sich nicht mit der geschlossenen Stimmung, sondern geht darüber hinaus zur Einheit der Tonart und der gesamten musikalischen Färbung. Aus diesem Grunde ist auch auf das Leitmotiv verzichtet, bis auf den Namen Dandolo und die „Testaments-Altorde“.

In diesem Bemühen um das Einzelbild ist denn allerdings Siegel in den Fehler verfallen, daß ihm jedes gleich wichtig wurde. Die Meister der musikalischen Komödie, ob Italiener, Franzosen oder Deutsche, zeigen uns dagegen übereinstimmend, daß hier nicht scharf genug geschieden werden kann. Hier liegt auch der schwerwiegendste Mangel bei Ermanno Wolff-Ferrari und sogar bei Verdi. Nicht umsonst hat die komische Oper Italiens das *Seccorecitativo*, die Frankreichs und das deutsche Singspiel den Dialog ausgebildet. Es ist ein Lebenselement der komischen Oper, daß sie die mehr auf Witz und auf rein dramatischem Intrigenspiel beruhenden Teile musikalisch leicht behandeln kann, damit diese Teile nicht zu wichtig und gewichtig werden. Es ist klar, daß wir heute alle eine Angst vor dem Dialog haben, aber es muß sich ein Mittel finden lassen, auch für die deutsche Sprache etwas dem italienischen *Seccorecitativo* Verwandtes zu finden. Ich muß da doch immer daran denken, für wie bedeutsam und zukunftsreich der junge Mozart in seiner genialen Intuition das Melodrama erkannte. Jetzt ist es auch bei Siegel so, daß von Anfang bis zu Ende alles Musikalische gleich wichtig erscheint, dadurch natürlich alles etwas umständlich und doch auch etwas gleichförmig wird.

Das alles wird hier natürlich nur aus der Freude am Wert und seinem Schöpfer, und nicht aus kritischer Nörgelsucht gesagt. Daß Siegel über den Ausdruck musikalischer Lyrik gebietet, beweist das schöne Duett, das wir unseren Lesern aus dem noch unveröffentlichten Klavierauszug darbieten können. Außerordentlich fein ist des Komponisten rhythmisches Empfinden. Ich halte es für äußerlich, wenn man hier von einer rhythmischen Willtür spricht. Freilich darf man nicht gleich vor jedem Fünftel- oder Siebenteltakt kopfschütteln werden. Diese Taktarten sind hier durchaus natürlich gewachsen und sind auch nicht so schwierig für den Sänger, wenn er sich erst in die Deklamation des Wortes recht hineingelebt hat. Das Orchester ist durchsichtig (Posaunen fehlen ganz), farbig und von sprühender Laune. Als Ganzes ist das Wert nicht leicht, aber wenn ein rhythmisch feinfühliges Dirigent an der Spitze steht, nicht so schwierig, wie es bei der ersten Durchsicht erscheint. Das Essener Stadttheater hat unter Abendroths lösslicher Leitung in einem nur wenige Wochen umfassenden Studium eine ganz vorzügliche Aufführung herausgebracht. Es ist die Pflicht jedes künstlerisch strebenden Theaters, seinem Publikum ein so durch und durch künstlerisch und vornehm empfundenes heiteres Wert darzubieten.

St.





Von der deutschen Beliebtheit im Ausland

Man liest folgende Mitteilung, die nicht recht nach einer privaten Berichterstattung-Leistung aussieht:

„Zu dem vom 16. bis 18. Juni stattfindenden Jahrhundertjubiläum des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments in Berlin, dessen Chef der jeweilige russische Kaiser ist, ist, wie im Regiment bekanntgegeben wurde, der Besuch Kaiser Nikolaus' von Rußland zu erwarten. An hofamtlicher Stelle liegt eine Ansage des Zarenbesuches bis jetzt nicht vor; jedoch sind, wie amtlich bestätigt wird, eine Einladung Kaiser Wilhelms und eine Einladung des Regiments an den Zaren abgegangen.“

Kann wohl etwas taktloser sein als die Vorausankündigung der Annahme einer Einladung, wenn diese noch gar nicht beantwortet ist? Gleichviel ob inzwischen, bis dies gedruckt wird, der russische Kaiser gekommen oder ausgeblieben ist.

Seit einem Viertelhundert hantiert man in Deutschland mit einer Salonpistole, die man von Zeit zu Zeit den fremden Monarchen oder Regierungen meuchlings auf die Brust setzt. In der Regel geben die Abergelassenen dann nach, wovon man ja sagt, daß es das Zeichen des Klügeren ist. Waldersee ward Weltmarschall usw. Aber Wirkliches ausgerichtet haben wir in der langen gleichen Zeit auch gar nichts, selbst im Dreieck kraft's, und dazu ist nun noch die ganze pidos de résistances unserer fünfundsanzigjährigen diplomatischen Erfolge zerronnen, die

Freundschaft mit den Türken! Seit Jahrzehnten hat die Anatolische Bahn die Rolle als Fata Morgana nationaler Erreichungen gespielt, und — bei der, weil sie deutsch ist, wird französisch gesprochen. —d—

Französelei in Deutschland

Noch immer treibt sie sonderbare Blüten, obwohl sie oft genug gekennzeichnet worden ist. Im Kurhause von Kreuznach beging man feierlich das französische Nationalfest mit einem Konzert und brachte darin ausschließlich französische Vertonungen zu Gehör, an erster Stelle die Marseillaise. Ist es denkbar, daß in einem französischen Kurort die Kurdirektion an einem deutschen Gedentage die Nacht am Rhein spielen ließe, ohne daß die Kurgäste empört auf die Mitglieder der Kapelle losstürzten?

In dem Schreibhefte meines Jungen fand ich kürzlich zu meiner Verwunderung folgenden französischen Vers:

„La France est belle,
Ses destins sont bénis.
Vivons pour elle,
Vivons unis.“

Erstaunt ließ ich mir das Buch geben, aus dem der Junge diesen Vers hatte abschreiben müssen. Es war ein „Elementarbuch der französischen Sprache“ von Dubislaw und Boed, Realschuldirektoren in Groß-Berlin (8. Aufl., Berlin 1913 bei Weidmann). Eingeleitet wurde der Vers mit den Sätzen: „Frankreich ist ein schönes Land. Die Franzosen lieben ihr Vaterland“ usw. Es ist sehr zu bezweifeln,

ob in einem französischen Lehrbuch der deutschen Sprache ein ähnlicher Vers in bezug auf Deutschland Raum finden würde. Die Franzosen haben ganz recht, die Verherrlichung eines fremden Landes, seiner Schönheit, seiner Einheit und seiner patriotischen Bevölkerung zu unterlassen. Nur in Deutschland gibt es weltfremde, wenn nicht gar weltbürgerliche Lehrer, die es für nötig halten, in den deutschen Lehrbüchern nicht das deutsche Vaterland, sondern fremde Länder zu preisen. Wann werden diese verstaubten Perücken einmal ausgedient haben? D.

*

Die Pantgrafen

Mitten in dieser von krachenden Panten und schwankenden Kanada-Aktien in ihren höchsten Lebensgütern bedrohten Zeit lebt noch im braven Berlin, wohin alles zuletzt kommt (dann freilich nicht zu knapp), jener selbstvergnügli- behäbige Stammeshumor, der etwa um 1880 die Krone seines Geistes in einer wunderlichen Schnörkelsprache zu finden begann, die man für altdeutsch hielt. Zu diesen Lebenskreisen gehören die frummen Pantgrafen von Berlin beim Wedding. Und zur Zeit des schönen Maien stehen diese tüchtigen und zahlungsfähigen Bürger auf, Geibelsche Wanderlyrik in der Brust, goliardische Frühlingsdürste in den Rehlen, zur Eisenbahndirektion telephoniert der ehfame Sädelmeister, daß sie den Extrazug herrichten soll. Und irgendwo da drauhen rüftet sich im beglückenden Zeichen der „Hebung der Fremdenindustrie“ das jeweils auserkorene Städtchen, welches die gewichtigen Fehde-Anfager wunschgemäß festlich empfahen soll. Bürgermeister an der Bahnstation, alias am „ehrenfesten Stadt- tor“, Jungfrauen im Kränzlein und weißer Kleidungs, Musik und Fahnen im Sonnenschein und krachende Böller von den Wallpromenaden. Mit ihrem offiziellen Schlachtruf: Mgrhuh! Mgrhuh! entsteigen die Berliner Gewalthaufen aus der Bahn, aber sie sind, wie es ihre Leibchronisten rühmen, großmütige Sieger, die nur von den Wirtschaften

geziemenden Loslauf erheben, und wenn sie an einem besseren Hotel-Menu in altdeutscher Sprache nebst den nötigen Trünken sich gütlich getan, lassen sie sich auch lebende Bilder oder, wenn's sein muß, ein Festspiel aus der Geschichte der Stadt, das man ja meist auf Lager hat, gefallen.

Das alles ist schön und recht, und geradezu erfreulich, daß es in dieser kaltschnauzigen, auf steife, leere Förmlichkeiten frisierten Zeit noch solche selbstfrohen Harmlosigkeiten gibt. Nur eines ist fürchterlich — und sonst wär' nicht weiter davon zu reden. Es kommt der Moment, wo die Berliner der von ihnen heimgesuchten Stadt eine gegoffene Relieftafel überreichen, die zum dauernden Gedächtnis ihres pantgräflichen Besuches das städtische Rathaus zieren soll. Und dies ist kein Scherz, ist eherne Buchstäblichkeit. Man stelle sich eine Stadt wie Rothenburg ob der Tauber vor, die geradezu wie durch ein Wunder allen den neuesten Geschmäckern bisher entgangen ist, und hier nun, wo noch in ihrer unverwüsteten alten Reinheit uns eine feine und ernsthafte Bürgerkultur umgibt, stoßen wir jählings zurückfahrend auf die Gedentafel des Berliner Alt- und Pant-Feldzuges!

Drum eine — gänzlich unbeauftragte — Bitte im Namen aller schönen deutschen Städte. Werte Pantgrafen, Frumbe, Liebe, Ehrenveste! Großgünstige Hautleute, Herolbe und Hellebardiere! Laßt Eure Plakette in Berlin! Nagelt sie ins Vereinslokal! Tragt Euch auf Eurer schönen Fahrt, alle, Mann für Mann, lieber noch in die Ratschronik ein! Stiftet für das Geld, für das Ihr Euch die Tafel schenken könnt, den Armen ein Gedächtnis, oder übergebt's dem Bürgermeister für irgendeinen Zweck der ruhigen Erhaltung dessen, was echt und was schön ist, wofür ja stets Verwendung ist! Zieht friedlich und schonend von hinnen, notzüchtig nicht also matronenfeine alte Städte, drängt nicht ehrwürdigen Mauern wohlmeinende Merkmale heutiger Kunstzeit auf! Segnen im stillen Herzen wird Euch der Magistrat und Bürgermeister, fröhlich und unbefchwert werden die Bürger, die Jungfräulein, die minniglichen holden Frauen Eures fidelen Besuches

gedenken, verschönende Erinnerung wird Eure unsichtbare Spur geleiten, und alles wird sich freuen, daß Ihr einmal künftig wiederkommen möget!

Ed. S.

*

Industrie und Rasse

Ein treuer Edart des Germanentums, sieht Peter Rosegger im „Heimgarten“ nun auch schon in Norwegen und Schweden eine Germanendämmerung hereinbrechen: „Norwegen und Schweden galten bisher als die reinsten Germanenländer. Man trieb hauptsächlich Landwirtschaft und Fischfang. Nun tut's das nicht mehr, wie man hört. Die Scandinavier brauchen Geld, sie führen in ihren Ländern die Industrie ein. Sie eröffnen neue Bergwerke und bauen Fabriken. Aber nun haben sie zu wenig Leute. Es wohnt sich zwar viel behaglicher, ruhiger und schöner, wenn das Land nicht zu dicht bevölkert ist... Aber jetzt soll die Industrie mit den Proletariern kommen. Von aller Herren Länder sucht man Arbeiter herbeizuziehen, die sich in ihrer Art festsetzen und aus dem alten Jöyll ein modernes Infernal machen. Es wird Reichtum geben, wenn sie ihr reines Germanenblut für Geld verkaufen. — Und Ursache dieser Wandlung soll Rußland sein, das ewige Schreckgespenst Europas. Rußland schickt sich immer an, seine Pfoten nach Scandinavien auszureden, da braucht die alte Germaneninsel Geld, Waffen, Krieger. Deshalb Industrie, so viel Industrie wie möglich. Gut, ein Volk soll sich seine Rasse beschützen, wie es kann. Aber, was gibt's denn da zu beschützen, wenn es einmal kein Volk, kein reinrassiges Volk mehr ist, wenn es durchsezt, verdorben ist von den Arbeiterschaften aus aller Herren Ländern? Dann wird es kaum der Mühe wert sein, sich abzuschließen von dem slavischen Koloß!

Und endlich —: ist es denn ausgemacht, daß Industrie die Wehrmacht eines Landes stärkt? Hatte 1870 Frankreich nicht eine größere Industrie als Deutschland? War nicht halb Europa beunruhigt von den industrieloßen Balkanvölkern? Der reine

natürliche Menschenschlag tut im Kriege mehr, als eine durch Überkultur, Blutmischung oder Korruption halbzersezte Armee.“

Werden uns solche Betrachtungen nicht erst recht durch die Rassenentwicklung im Deutschen Reiche aufgedrängt? Die Scandinavier schiden sich erst an, diesen Weg zu beschreiten, wir aber sind schon ein gut Stück auf ihm fortgeschritten, und nichts deutet darauf hin, daß wir ihn nicht weiter gehen werden — bis zum Ende... Germanendämmerung!

*

Nein

Ein altes Sprichwort sagt: „Ein Nein zu rechter Zeit erspart viel Widerwärtigkeit.“ Mancher Minister ist schon gestürzt, weil er nicht nein sagen konnte. In Nordamerika und auch in England sind die Männer oft übel dran, weil es für unhöflich gilt, Damen gegenüber das abweisende Wort zu gebrauchen. Der Türke kennt es nicht. Statt nein pflegt er „morgen“ oder „später“ zu sagen. Die Japaner gelten als falsch und hinterhältig, weil sie nicht nein sagen dürfen. Ein Japaner suchte einmal die Höflichkeitsgesetze seiner Heimat zu erklären und führte als Beispiel an: „Wenn jemand uns fragt, ob wir uns mit ihm treffen wollen, so antworten wir: Ja, ich kann aber nicht kommen.“ Nein sagen ist uns zu schwer und gilt als unhöflich.“

Trat an Bismarck eine befreundete Regierung mit einem Vorschlage heran, den er zurückzuweisen gedachte, so erklärte er, ihn „im Prinzip“ annehmen zu wollen. Das war sein Nein!

Aus der Fähigkeit oder Unfähigkeit der verschiedenen Völker, nein zu sagen, lassen sich nicht Schlüsse auf ihre Sattrkraft, wohl aber auf ihren Charakter ziehen. P. D.

*

Aus Neu-China

Die Dienstracht der Schwestern vom Roten Kreuz für die Kolonien ist vom Kaiser genehmigt worden, die Zeitungen teilen die Allerhöchsten Anordnungen betreffend Rock, Bluse, Beinkleider usw. in aller Genauigkeit mit.

Man sollte doch nicht so unnötig dem Simplizissimus die Mühlen speisen. Verlangt es irgendein Verfassungspatagraph, daß der Monarch sich um diese Anzugsfragen kümmern muß — was wir vorläufig bezweifeln —, so kann das auch in der Stille abgemacht werden. Aber eben jegliches heute, bis auf die ehemals Unausprechlichen, schmachtet nach einem Strahl von oben.

Ihren Ursprung in Regionen, wo man sich amtlich fühlt, verrät jene Zeitungsnotiz auch durch ihren strotzenden Mangel an natürlichem, d. i. an rhythmischem Sprachgefühl. „Roch und Bluse aus ungebleichtem Nesseltstoffe, aus Batist oder aus Panamastoffe.“ Welcher gesunde Mensch sagt da nicht Panamastoff! Weshalb aber schreibt die amtliche Konsequenz denn nicht auch Batiste? — Die Sache geht nun so zu. Duden, der die rhythmischen Satzakte wohl beachtet, aber sie, weil sie an Amtsstelle nicht bekannt sind, nur kläglich umschrieben durchblicken lassen darf, sagt, daß das Dativ-e bei einsilbigen Wörtern „in der Regel“ gesetzt werde, von den mehrsilbigen deutet er an, daß es da besser wegbleibt, weil in der Tat die längeren Wörter dadurch zu wabbelig werden. Die Amtlichkeit hält sich nun ganz mechanisch hieran. Batist ist mehrsilbig, also kein e. Stoff ist aber einsilbig, und selbstverständlich befolgt man aus amtlicher Korrektheit dasjenige, was nach Duden „in der Regel“ geschieht. Also „Stoffe“. Daß „Panamastoffe“ für das Gefühl ein mehrsilbiges Wort ist, fiel nicht in den Kreis dieser „Erwägungen“, die sicherlich ein längeres Kopfzerbrechen verursacht haben.

Sind Kleinigkeiten. Aber sie sind typisch. Und in ihrer millionenfachen Summierung können die „Erwägungen“ eine ganze schöne Volkskultur zugrunde richten. Ed. J.

Zurück zu Wodan!

Im Harz versammelten sich in den Pfingsttagen eine ganze Reihe von deutsch-völkischen Setten. Ihre Dogmen weichen merkwürdigerweise wieder von den Dogmen des doch auch gut germanischen Deutschbundes ab. Und untereinander sonderbündeln

sie wiederum. Da ist die „Germanische Glaubensgemeinschaft“ (Fahrentrog), die „Germanische Gemeinschaft“ (Niehus), die „Wodan-Gesellschaft“ (Kroll), die „Germanen-Logen und Notnen-Logen“ (Hartig), der „Deutsche Schafferbund“ (Weißleder) — und das sind noch lange nicht alle neugermanischen Setten!

„Im deutschen Geiste“ laden sie „deutsche Männer und Frauen, Jungmänner und Jungfrauen“ herzlich ein in „deutsche Natur“, „Germanen-Religion“, „arische Kunst“ und so weiter — kurz, „zu einer Pfingstfahrt und Pfingstfeier germanisch-deutscher Glaubensgemeinschaften und deutsch-völkischer Bünde“.

Das sind gewiß tüchtige Idealisten. Gar keine Frage. Aber einem undogmatischen Deutschen flimmern die Augen vor so dick unterstrichenem und zugleich so zersplittertem Deutschtum. Dabei wohnen den meisten dieser neugermanischen Setten kirchenseindliche Bestrebungen inne. Das Christentum überhaupt — diesen Bazillus hat ihnen Niehsche eingimpft! — ist ihnen als „semitisch“ verdächtig. So springen sie denn über zweitausendjährige Eindeutschung und Luthers Wert einfach hinweg — und lehren frisch-froh zurück zu Wodan. 3.

*

Gelehrsamkeit und Fremdwörterei

Zu den „Maximo brésiliennes“ überschriebenen Ausführungen im Aprilheft des Türmers drückt ein norddeutscher Buchhändler brieflich seine lebhafteste Zustimmung aus und erzählt dabei: „Sagte J. B. vor zwei Jahren ein hiesiger Lehrer in leitender Stellung, dem wir seine vielen Fremdwörter vorwarfen: ‚Mein Vater hat zu mir gesagt: Zunge, brüde dich wissenschaftlich aus!‘“

Unzweifelhaft wird hier die Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt, der, wenn er nicht der Kerngrund des Übels ist, an diesem doch einen erheblichen Anteil hat. Die Beflissenheit, womit die Fachausdrücke der meisten unserer Wissenschaften das Deutsche mit wahrer Angst, als ob es sie beeinträchtige, um-

gehen und neben den toten Sprachen nur allenfalls noch die ausländischen gelten lassen — soweit sich der Wortbildungen aus diesen die stets besonders hochverehrten fremden Fachgenossen bedienen —, muß notwendig jener Halb- oder auch noch Dreiviertelsbildung den kräftigsten Halt verleihen, die aus der Fremdwörterei sich ihr eigentlichstes Ranggefühl entnimmt. Darauf, ob sie dann mehr in angelesenen Bücherausdrücken oder im untersten Rauberwelsch der Schaufenster, Anschlagssäulen, Modeläden, Sportberichte usw. ihre Genugtuung findet, kommt es ja nicht so an. Die Herkunft kann sie meist doch nicht unterscheiden, und darum sagt sie ja auch „Telefong“. Wenn's nur irgendwie nach Fremdwort klingt! Deshalb auch „Busolin“, für Damen, die ihre Büste gläubig zu erweitern wünschen, und für die ländliche Aufzucht, schon durch den Namen Vertrauen erweckend, das „Fertotalbil“! Ed. S.

*

Auch ein Abendgebet

In einem Gespräch, das Alexander von Gleichen-Rußwurm im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht, kommt folgender Abschnitt vor:

„Sie: Sie sind heute entsetzlich. Sie wollen uns das Beste nehmen. Da, wo man gern ein lyrisches Gedicht hören würde, geben Sie ein Rechenexempel.“

Er: Aber ein richtiges. Das Leben ist ein Rechenexempel und kein Gedicht. Da möchte ich Ihnen etwas aus meiner Jugend erzählen. In der Schule hatte ich einen Mathematikprofessor, der eine gewisse Zuneigung zu mir faßte. Als ich die Schule verließ, schenkte er mir ein Buch mit arithmetischen Aufgaben und riet mir, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine der Aufgaben zu lösen. Das gäbe Seelenruhe und gesunde Überlegung, meinte der Mann. Das symbolische Rechenexempel bereitet uns auf das wirkliche vor.

Sie: Und Sie haben's getan?

Er: Bis heute. Dies kleine Rechenexempel nimmt mir jede Unruhe des Tages, es reinigt mein Gemüt und stimmt alle Ge-

danken auf etwas derart Abstraktes, daß mich die konkreten Unannehmlichkeiten und Annehmlichkeiten vollkommen gleichgültig lassen. Das ist vorm Einschlafen sehr gut.“

Ausgezeichnet! Vielleicht die einfachste Lösung in diesen verwirrenden Bestrebungen um neue Religion oder Religions-Ersatz?! . . .

*

8.

Das ist des Deutschen Vaterland!

Von Bord des Dampfers Vaterland, der so ziemlich sämtliche neudeutsche Ideale und Ansichten über Geschmack in sich vereinigt, ward auf der ersten Fahrt telegraphiert, das Schiff gehe wunderbar leicht, die Schlingerbewegungen seien derart gering, daß nicht einmal der Champagner Schaum in den Sektelchen des an Bord befindlichen Ritz-Restaurants in Bewegung versetzt werde.

Man braucht kein großer Sekttrinker auf Kosten der Spagatktionäre zu sein, deren unfreiwillige Munifizenz vom dankbaren Schmod beständig mit der des Herrn Ballin verwechselt wird, um zu wissen, daß eine vernünftige Fleischsuppe oder auch ein Wannensbad, das manchem gut täte, eher hin und her schwabbeln als Champagner Schaum. Aber die ganze Erias zeitgenössischer Selbstcharakteristik liegt in diesem einen Sektfaße ausgebrütet: der dickste Prosz, die dümmste Gedanktenlosigkeit, das Stammen des waderen Patriotismus, der sein Hurra dazu schreien darf.

Und an den gleichen Stellen, wo wir diese — wohl redationell nicht gut abzulehnenden — Ballinaden als tägliches Lesefutter aufgetischt bekommen, heißt es dann immer: die oberste Aufgabe der Gegenwart sei die Bekämpfung der Sozialdemokratie. Wahrhaftig, wenn die Sozialdemokratie nicht in ihren Gehässigkeiten gegen das wenige noch gut Deutsche herumblieferte, wenn sie einmal die Dinge, so wie sie für eine klare Gesellschaftskritik turmhoch bereit liegen, männlich wohlmeinend und sichtlich objektiv anpacken würde, so wäre sie längst die bürgerliche große Partei der Gebildeten geworden.

Vielleicht aber schafft sie so mit ihrem sinnlosen und sie nur vom eigenen Ziel ablenkenden Haß gegen die Monarchie und das gesunde Volkstum — die beiden noch anti-kapitalistischen Mächte — die Frist, daß endlich doch einmal, statt dieses patriotischen Weiterbusels, die große Partei der uns die schöneren Volksgüter mannhaft erhaltenden Kritik entsteht. Denn nur durch solche, und zwar durch ganz gründliche, rücksichtslose Selbstbefinnung, können wir zum Wiederaufbau kommen. Ed. H.

Gebildet

Im „Rauch-Belziger Kreisblatt“ verkündet Herr Otto Thielke, daß er sich in Belgiz als Rechtsanwalt niedergelassen hat:

„Otto Thielke docteur en droit avocat international Conférence et correspondance française, italienne. Heures de consultation. 8—12 A. M. 2—6 P. M. Samedi: 8—3: 58 Brandenburgerstr. au rez-de-chaussée Belzig.“

Wir wünschen Herrn Thielke in Belgiz eine zahlreiche — französische und italienische Rundtschaft. *

Sein zehnjähriges Jubiläum

als Chef des Marine-Sanitätstorsps feierte Herr Generalstabsarzt Dr. S. und wurde abgebildet.

Dem frisch und jung aussehenden Jubilar die schönsten Segenswünsche. Aber unter die zehnjährigen Jubiläen, bis zu den fünf- und einjährigen, sollte man nun wirklich nicht mehr heruntergehen! S.

Auf die Erklärung des Dürerbundes im Juniheft des Lärners sendet uns Herr Heinrich Driesmans folgende Erwiderung, die wir, da sie nach Redaktionschluß eintraf, erst im vorliegenden Heft zum Abdruck bringen konnten:

Auf die Erwiderung „In Sachen der Dürerbund-Mittelstelle“ vom Vorstand des Dürerbundes im Juniheft des „Lärners“, mit der Behauptung, daß ich nur durch „Zufall“ niemals um Rat gefragt worden sei, und „Einsendungen eines Gesamtvorstandsmitglieds vom Arbeitsauschuß stets besonders beachtet“ würden, dergleichen aber nicht von mir geschehen sei, erkläre ich wiederholt lechteres als eine Unwahrheit; da ich bereits vor einem Jahrzehnt nach meinem Eintritt, als ich zum ersten Male meine gegenteilige Meinung zu einer Vorstandsmaßnahme geltend machte, keinerlei Beachtung fand, vielmehr mir daraufhin (wie bereits im Januarheft des Lärners bemerkt) der „Austritt“ nahegelegt wurde, wenn mir die Organisation des Bundes und die Vorstandsmaßnahmen nicht paßten. So blieben auch alle meine folgenden Proteste durch die Tücke des „Zufalls“, unter dem der Vorstand mir gegenüber leidet, unberücksichtigt. Auf diesen zwingenden Vorhalt bleibt man immer wieder die Antwort schuldig, bzw. dreht und wendet sich darum herum.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich doch noch den Wortlaut des an mich ergangenen Einladungsschreibens vom Juni 1902 bekanntgeben, in welchem die hier gesperrt folgenden Sätze sich sprechen und jede weitere Bemerkung erübrigen:

„Hierdurch richten wir an Sie die ergebene Bitte, Ihre Wahl in den Gesamtvorstand des Dürerbundes annehmen zu wollen. Sie erlauben uns damit, Sie bei wichtigen Anlässen um Ihre Meinung zu befragen, ohne sich für den einzelnen Fall zur Beantwortung oder zu irgendeiner anderen Teilnahme an den Bundesarbeiten Ihrerseits zu verpflichten. Sie gewinnen nur die Berechtigung zu einem Eingreifen in unsere Verhandlungen als Vorstandsmitglied mit voller Stimme. Für den Dürerbund jedoch ist es von höchster Wichtigkeit, seine Arbeit von denjenigen Männern beachtet und überwacht zu wissen, die er für die maßgebenden Sachverständigen in den behandelten Fragen hält.“ Heinrich Driesmans

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Rael Stord.
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Lärners, Bessendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.!



Umgebung von Dordrecht



C. Jacquet



XVI. Jahrg.

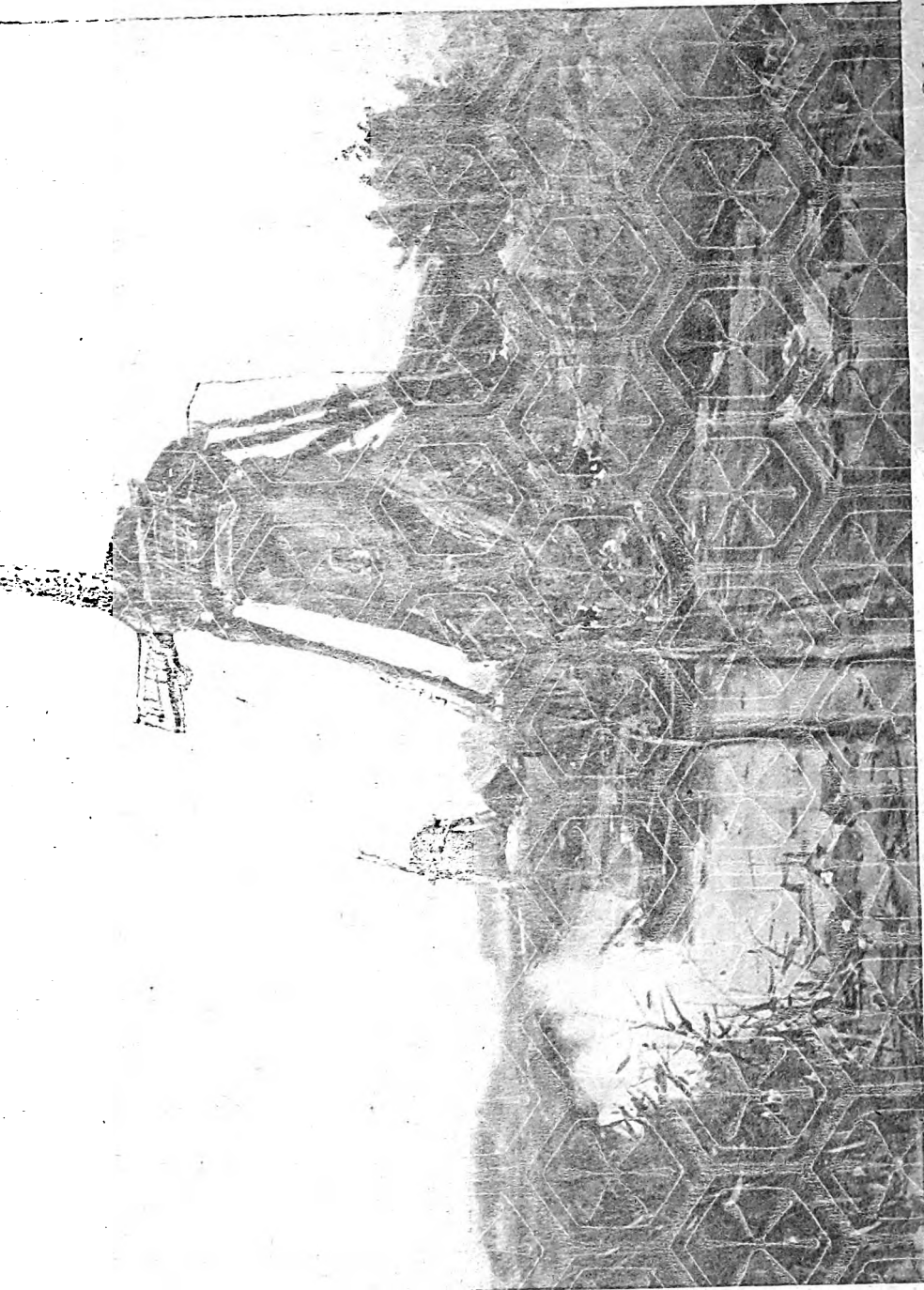
August 1911

Heft II

Materialistische Entwicklung oder Geistesenthüllung?

Von Professor Ed. König

Die Frage nach dem Verhältnis von „Entwicklung“ und Enthüllung eines geistigen Weltuntergrundes steht freilich schon lange auf der Tagesordnung. Diese Frage mußte ja im Zeitalter des Darwinismus von selbst auftauchen. Brennend aber ist diese Frage erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts geworden. Der Anlaß dazu ist nicht unbekannt, er lag in dem Erscheinen zweier literarischer Publicationen. Die eine ist das Buch von Ernst Haeckel, das von „Welt und Weltentstehung“ trägt und zur Begründung des Monistenbundes geführt hat, der sich um den Verfasser dieses Buches scharte. Die zweite von diesen Publicationen ist der zweite von Friedrich Schlegels Vorreden über „Vabel und Babel“. Demnach ist die Behauptung zum Ausdruck gebracht worden, daß sich die menschliche Sprache samt ihrem Gehaltgehalte nur aus Entwicklung der menschlichen Sprache, die in der Natur vorhanden gewesen seien. Infolgedessen ist es zu dem von Haeckel ausgesprochenen, der die „Entwicklung oder Entstehung der Welt“ und „Welterstehung“ der Welt der menschlichen Zeitgenossen auf die geistige Entwicklung der menschlichen Sprache in der ganzen Kulturwelt distinkt machte. Infolgedessen ist es zu dem noch nicht von allen Seiten her betrachtet worden.



C. Jacquet



Umgebung von Dordrecht



XVI. Jahrg.

August 1914

Heft 11

Materialistische Entwicklung oder Geistesenthüllung?

Von Professor Ed. König

Die Frage nach dem Verhältnis von „Entwicklung“ und Enthüllung eines geistigen Weltuntergrundes steht freilich schon lange auf der Tagesordnung. Diese Frage mußte ja im Zeitalter des Darwinismus von selbst auftauchen. Brennend aber ist diese Frage erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts geworden. Der Anlaß dazu ist nicht unbekannt. Er lag in dem Erscheinen zweier literarischer Publikationen. Die eine ist das Buch von Ernst Haedel, das den Titel „Die Welträtsel“ trägt und zur Begründung des Monistenbundes geführt hat, der sich um den Verfasser dieses Buches scharte. Die zweite von diesen Publikationen ist der zweite von Friedrich Delikschs Vorträgen über „Babel und Bibel“. Denn darin ist die Behauptung zum Ausdruck gebracht worden, daß auch die altisraelitische Kultur samt ihrem Gottesglauben nur aus Entwicklung von Anfängen stamme, die in Babylonien vorhanden gewesen seien. Infolgedessen ist es in den letzten Jahren geschehen, daß das Thema „Entwicklung oder Auswirkung eines Welt- und Geschichtsplanes?“ die Geister unserer Zeitgenossen auf das lebhafteste beschäftigte und, man kann sagen, in der ganzen Kulturwelt diskutiert wurde. Es scheint mir aber, daß dieses Problem noch nicht von allen Seiten her betrachtet worden ist.

I.

Das erwähnte Buch von Ernst Haeckel vertritt die Anschauung, daß das ganze Weltall vom fernsten Stern bis zum Erdball und vom Steingeröll bis zum Menschen aus materialistischer „Entwicklung“ stamme. Sein Verfasser sieht erstens die Bewegung der Weltkörper als einen selbstverständlichen Vorgang an (S. 279). Er läßt zweitens aus dem Reiche der unorganischen Stoffe von selbst die Pflanzen und Tiere und Menschen hervorgewachsen sein. Die Anpassung der je und je entstandenen Entwicklungsprodukte an ihre Umgebung, der Sieg des stärkeren Produktes über das schwächere und die Vererbung von Eigenschaften, die sich durch solche Anpassung und solche Siege ausgebildet haben, — dies sind die Hebel, die von der Materie angefaßt worden sein sollen, um die Entwicklung von unten nach oben zu treiben.

Hat eine derartige Entwicklung etwas mit Geistesenthüllung zu tun? Im Gegenteil. Das Buch von Haeckel klingt in das Triumphgeschrei aus, daß es die Materie endlich auf den Weltenthron gesetzt und dem Glauben an die Offenbarung den Todesstoß versetzt habe.

Unter Entwicklung müßte also auch etwas anderes verstanden werden können, als was bei den Haeckelianern mit diesem Ausdruck gemeint wird, wenn Entwicklung ein positives Verhältnis zu Geistesenthüllung soll haben können.

Kann man nun unter Entwicklung auch eine andere Art der Weltentstehung begreifen?

Das erste, was einleuchtend zu sein scheint, ist dies, daß der Weltbestand so, wie Haeckel und seine Gefinnungsgenossen es darstellen, nicht erklärbar ist.

Dies gilt zunächst schon für die Bewegung der Weltkörper. Haeckel allerdings sagt, daß „die Bewegung eine immanente und ursprüngliche Eigenschaft der Substanz sei“ (S. 279), und faßt in dem, was er „das Substanzgesetz“ nennt (S. 243), „zwei höchst allgemeine Gesetze“ zusammen: „das ältere chemische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und das jüngere physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft“. Nun, die Erhaltung des Stoffes kann bei der Ableitung der Weltbewegung nicht in Betracht kommen, und was hat diese mit der „Erhaltung der Kraft“ zu tun? Diese „Erhaltung“ sieht man ja bekanntlich z. B. in der Erscheinung, daß Druck sich in Wärme umsetzt und — um ein drastisches Beispiel zu wählen — feuchte Heumassen in Brand setzen kann. Aber die Wirkung der Kraft, welche in der positiven Wahlverwandtschaft zweier Uratome lag, wurde durch deren Vereinigung latent gemacht. Nachdem die Aktion des einen positiv verwandten Atoms und die Reaktion des anderen positiv verwandten Atoms geschehen war, war die Wirkung dieser positiven Wahlverwandtschaft abgeschlossen. Daraus nun aber noch die Entstehung eines Atomenballes und die Bewegung dieses Balles um sich selbst und dann weiter die Bewegung der Planeten je um ihre Sonne und das Kreifen der Sonnen um eine Zentralsonne abzuleiten, — dies ist eine unbegründete Aufstellung. Da wird wohl Aristoteles recht behalten, der in seiner Schrift „Über die Welt“ (Kap. 2) sich die Bewegung des Universums nicht anders erklären konnte, als daß er „ein erstes Bewegendes“ — den Geist mit gigantischer Expansivkraft — annahm, und der große Physiolog Dubois-Reymond (in Berlin) wird in seinen

berühmten Reden, die er „Über die Grenzen des Naturerkennens“ (1872) und „Über die sieben Welträtsel“ hielt (1882), mit gutem Grunde gesagt haben, daß „der Ursprung der Bewegung“ eines von den „schlechthin unlöslichen“ Weltgeheimnissen sei.

Aber auch der Übergang vom Steinreich zum Pflanzen- und Tierreich läßt sich nicht aus der Entwicklung der Materie ableiten. Aller Fortschritt der Chemie und Physiologie hat es nicht ermöglicht, aus unorganischen Stoffen eine Zelle, diese Grundlage aller organischen Gebilde, herzustellen, und wie könnte die Urzelle etwa durch die Entwicklungsfaktoren zuwege gebracht worden sein, die der Darwinismus sonst zur Verfügung zu haben meint? Als erst noch lauter unorganische Stoffe existierten, wie hätte da die „Anpassung“ wirken können? Da könnte man leichter sagen, daß die erste Lokomotive durch Anpassung sich gebildet habe. Deshalb zählte Dubois-Reymond unter den von ihm zugegebenen Weltgeheimnissen auch „die erste Entstehung des Lebens“ auf. Wenn aber Haedel auch den Übergang vom Unorganischen zum Organischen einfach annimmt, so ist dies ein Gewaltakt. Denn gegeben ist nur das Nebeneinanderstehen der beiden erwähnten Naturabteilungen. Der Übergang von der niederen zur höheren ist eben das Fragliche. Ihn fordern heißt Gewalt, und zwar widernatürliche Gewalt anwenden. Denn bei dieser einfachen Voraussetzung des erwähnten Überganges schreibt man der Materie nicht Wirkungen zu, die ihrer Natur entsprächen, sondern dem geistlosen Stoffe soll das zugeschrieben werden, was nach der erforschten Wirklichkeit bloß von der Intelligenz geleistet wird. Bei solcher Art des Verfahrens soll Haedel nur nicht behaupten wollen, daß er diesen Übergang „erklärt“ habe.

Ebenso steht es mit Haedels Behauptung, daß die Materie durch Entwicklung aus sich selbst heraus zur Entstehung der Pflanzen- und Tierarten bis zum Menschen herauf geführt habe. Denn wenn ich auch nicht weitläufig werden will, so meine ich doch in aller Kürze auf folgende gültige Gegeninstanzen hinweisen zu können.

Durch Veränderung des Standortes von Pflanzen oder durch die Veränderung des Aufenthaltsortes von Tieren sind zwar oft schon Spielarten oder Varietäten hervorgerufen worden, aber der modifizierende Einfluß einer Veränderung der Lebensbedingungen von Gewächsen und Tieren ist weder ganz durchgreifend noch andauernd.

Was das erste anlangt, so ist jedenfalls noch nicht beobachtet worden, daß z. B. Steinobst sich in Kernobst umgewandelt habe, aus einem Rirschkern ein Birnbaum hervorgewachsen sei, und wer will es für möglich halten, daß die männlichen Elefanten infolge ihres Strebens, ihre Gattinnen besser verteidigen zu können, die langen Stoßzähne bekommen hätten? Oder, um auf Höheres hinzuweisen: das jeden Organismus nach Form, Größe, Nahrungswahl und Lebensdauer beherrschende Gesetz, oder die Unterscheidung der Geschlechter und noch dazu mit ihren konstanten Verhältniszahlen, das sind zwei Proben von der immanten Gesetzlichkeit des Naturlebens, die aus der Materie nicht abgeleitet werden kann. Ferner haben angesehene Naturforscher, wie Weismann, Wallace und Joh. Reinke — der letztgenannte in seinem Werke „Die Welt als Tat“ (S. 355) — nachgewiesen, daß Eigenschaften, die durch den Wechsel der Lebensbedingungen

von Pflanzen und Tieren erworben worden sind, sich nicht verderben, wie nach Reinke z. B. „die unter sich so abweichenden Varietäten, wie der Blumenkohl, Rosenkohl, Kopfkohl, Winterkohl usw., im Laufe einiger Generationen wieder in die wilde Stammform zurückzuführen“, und Karl Ernst von Baer schreibt in seinen berühmten „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften“ (S. 429): „Wir kennen keine Neubildung nach dem Auftreten des Menschen, welche sich selbständig fortsetzte. Man verschanze sich nicht hinter die Kürze der Beobachtungszeit! Die große Zahl der entwickelungsfähigen Stämme müßte den Zeitraum ersehen. Aber alle Pflanzen und Tiere, die man aus ihren Verhältnissen gerissen und in andere versetzt hat, verlieren eher die Fortpflanzungsfähigkeit, als daß sie in der Nachkommenschaft wesentlich neue Formen erzeugen.“ Insbesondere hat auch keiner von den sogenannten „Menschen-Affen“, von denen Haedel so oft spricht — weil er die selbstverständlichen Ähnlichkeiten betont und die unterscheidenden Merkmale in den Hintergrund treten läßt —, also von diesen Affen hat seit Menschengedenken sich keiner einmal „angepaßt“ und die aufrechte Gangart oder das Sprechen seiner Wärter in den zoologischen Gärten nachgeahmt.

Auch der Appell an die sogenannten Rudimentärorgane ist keineswegs sicher begründet. Denn die Organe, wie die Muskeln, welche denen entsprechen, mit denen gewisse Tiere ihre Ohren willkürlich bewegen, können auch als Parallelbildungen am menschlichen Organismus nach dessen eigenem Werbegesetz aufgetreten sein, nur daß der Mensch auf den Gebrauch des auch ihm möglichen Gebärdenspiels zu verzichten sich gewöhnte. Und wie steht es mit der Sicherheit der Theorie vom Parallelismus der Ontogenese und Phylogenese, der namentlich von Haedel so sehr betont wird? Nun, das von ihm behauptete Parallelgehen von Gestaltungen des menschlichen Embryo und des Embryo von Fischen, Schildkröten, Huhn, Schwein, Rind oder Kaninchen ist gar nicht vorhanden. Schon der Umstand, daß in der weiteren Ausbildung dieser Embryonen verschiedene Wesen entstehen, beweist dies. Denn wenn z. B. die Gestalten der entstehenden Schildkröte und des entstehenden Menschen an einem Punkte ihres Werdens wirklich ganz gleich wären, dann müßten sie sich auch zu gleichen Wesen ausgestalten. Wären sie wirklich in einem Stadium ihrer Entstehung ganz gleich und bildeten sich trotzdem zu verschiedenen Wesen aus, so läge ja hier ein „Welt-rätsel“ vor. Folglich müssen neben den beobachteten Gleichheiten solcher Embryos auch Verschiedenheiten vorhanden sein. Diese Abweichungen brauchen äußerlich nicht wahrnehmbar zu sein. Sie machen aber das aus, was das eigenartige Werbegesetz und der unleugbare Typus jedes Organismus ist. Man vergleiche nur z. B. den Wipfel einer Tanne und den einer daneben stehenden Linde!

Speziell dem Menschen muß aber trotz aller Ähnlichkeit mit andern Lebewesen doch ein eigenes Werbegesetz innewohnen und ein besonderer Typus zugrunde liegen. Denn abgesehen von der schon erwähnten Tatsache, daß irgendein Affe trotz alles menschlichen Umgangs doch nicht das aufrechte Gehen der Menschen nachgeahmt hat, und daß auch die „Affensprache“, die Dr. Garner vor einigen Jahren bei den Kapuzineraffen beobachtet haben wollte, sich als ein simples Hervorbringen einer Reihe unartikulierter Laute darstellt, bleiben immer noch z. B.

die Differenzen des Menschenwesens bestehen, die auch F. A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus, 4. Aufl., Bd. 2 mit ebenso wahren wie schönen Worten hervorgehoben hat, indem er schreibt: „Das Bewußtsein läßt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären“ (S. 357); „die Art, wie der äußerliche Naturvorgang zugleich ein Inneres ist für das denkende Subjekt: das ist eben der Punkt, welcher die Grenzen des Naturerkennens überhaupt überschreitet“ (S. 679); „die Erscheinungen des Geisteslebens bleiben trotz aller anscheinenden Abhängigkeit von der Materie ihrem Wesen nach ein Fremdes und ein anderes“ (S. 497). Freilich Haedel will auch an diesem Punkte das Problem mit einem Schwertstreich lösen. Er behauptet eben einfach: Bewegung und Denken sind identisch (Die Welträtsel, S. 259), und verkündigt in seinem Werke „Die Lebenswunder“ (1904) S. 168 mit Sperrdruck, daß der Korallenstock, also ein Teil des Steinreichs, aus „Personen“ zusammengesetzt sei.

Aber ist das Denken wirklich auch nur eine Bewegung, wie z. B. der Stoß des Kolbens in der Dampfmaschine? Nein, in dieser monistischen Behauptung ist das Besondere (das bewußte Denken) und das Allgemeine (jede Kraftäußerung) verwechselt. Man meint, das geistige Prinzip verbannt zu haben, und hat doch nur der Logik einen Fußtritt versetzt. Besonders zutreffend aber scheint mir das zu sein, was Professor Erich Abides in seinem Buche „Rant contra Haedel“ (1901, jetzt schon in 2. Aufl.) gegen jene Identifizierung von Bewegung und Denken bemerkt hat. Er sagt z. B.: „Wenn mechanische Energie verloren ginge, so müßte auch umgedreht mechanische Energie neu entstehen, wenn ein Gedanke oder Entschluß den Körper in Bewegung setzt. Die Materie wäre dann um eine ursprüngliche Kraft, nämlich die seelische Kraft, bereichert worden. Damit hat aber der Materialismus selbst sich prinzipiell aufgehoben.“ So ist es auch mein Urteil, daß auch an dem Versuch, das Bewußtsein des menschlichen Ichs — diese eigenartige Konzentriertheit und Helligkeit, die über dem Denken des Menschen schwebt — abzuleiten, die materialistische Weltanschauung scheitert, und daß „das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins“ mit Recht von Dubois-Reymond als das fünfte der von ihm anerkannten Welträtsel bezeichnet worden ist.

Wenn, nebenbei bemerkt, so oft von der Überhebung des Menschen gegenüber andern Lebewesen in Haedels Büchern gesprochen wird, so soll ihm das Recht zu einem möglichst hohen Grad von Bescheidenheit nicht abgesprochen werden. Aber trotzdem bleibt es bestehen, daß der Mensch nach der Wirklichkeit der Dinge zu seinem besondern Bewußtsein vollen Grund besitzt, und daß ihm diese Wirklichkeit auch die Pflicht auferlegt, seine besondere Stellung innerhalb der Wesensreihe zu bewahren. Ja, der mit Ich-Bewußtsein, mit der Fähigkeit des Denkens bis zur höchsten Abstraktion und zur Ideenbildung hinauf, auch mit körperlich-geistig bedingter Sprechfähigkeit und mit Freiheitsbewußtsein ausgestattete Mensch ist ein Wesen von hoher Stufe und hoher Aufgabe. Wer es — ohne zweifellose Gründe und trotz so vieler Gegeninstanzen — auf das tierische Niveau herunterzudrücken versucht, hat eine starke Bedrohung der Kultur zu verantworten.

Noch die Hauptsache ist diese. Der tatsächliche Weltbestand — mit seiner überaus komplizierten und gleichbleibenden Bewegung, mit den unüberschreitbaren Grenzen seiner Hauptabteilungen, mit den Lebensgesetzen der Organismen und mit seiner Gipfelung im Menschengenosse — läßt sich, wie schon dieser rasche Überblick gelehrt hat, aus der Entwicklung einer Nebelmasse nicht erklären.

Erklären ließe sich durch die Annahme einer Entwicklung der tatsächliche Weltbestand nur dann, wenn man den Begriff „Entwicklung“ in einem anderen, aber ganz möglichen Sinne auffaßte. Sie müßte ein Prozeß sein, in dessen Anfangspunkt alles das sozusagen eingewickelt gewesen wäre, was sich nachher entfaltet hätte. Eine solche uranfängliche Vorausgestaltung oder Veranlagung der Weltentwicklung annehmen, das heißt aber eben einen Weltplan und einen alles überragenden Intellekt voraussetzen, und dieser kann nicht ohne Subjekt gedacht werden, und so würden wir auf diesem Wege zu dem Geiste als dem Ausgangspunkte des Weltprozesses zurückgeführt und eine wahrhaft ideale Weltanschauung aufgebaut.

Will man also von der Entwicklung der Welt sprechen, so ist auf Grund der beispielsweise angeführten Tatsachen unter dieser Weltentwicklung die Entfaltung des vom Weltgeiste gehegten Weltplanes zu verstehen, und eine solche Weltentwicklung besitzt allerdings ein positives Verhältnis zur „Offenbarung“. Eine solche Weltentwicklung ist das Spiegelbild der Weltidee, der Faltenwurf vom Flammenmantel des Weltgeistes.

II.

Noch ist dies nur der erste Gang in der geheimnisvollen Region gewesen, in die uns das Thema „Entwicklung und Offenbarung“ versetzt. Noch bleibt uns die Aufgabe, den zweiten und, wie wohl jeder Betrachter schon von ferne sieht, weniger scharf umrissenen und weniger gebahnten Teil dieser Region zu durchschreiten. Dieser Teil beginnt aber, wo die geschichtliche Entwicklung anfängt.

In bezug auf sie gibt es in unseren Tagen ebenfalls eine weit verbreitete Anschauung, die in der Geschichte nur eine oberste Bühne der materialistisch gefaßten Naturentwicklung findet.

Die Anhänger dieser Anschauung sehen im geschichtlichen Leben nur ein Spiel der physischen und psychologischen Kräfte der Personen, die direkt an dem betreffenden Geschichtsakte beteiligt sind. Ihnen ist der Geschichtsprozeß bloß ein Ringen der Bestrebungen von Individuen, Gesellschaftsklassen, Interessengemeinschaften oder Nationen. Streben nach einem möglichst großen Maße von äußerlichem Besitze, nach Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens, nach Herrschaft über die Natur oder andere Menschen, nach glänzender oder schöner Ausschmückung der Umgebung, Streben nach Erkundung etwaiger geheimnisvoller Mächte und nach Abwehr ihres unheilvollen Einflusses, oder — auf höherer Stufe — Streben nach Erforschung und Dienstbarmachung der Gesetze des Naturgeschehens und nach Ausbildung von Talenten, — dies sind nach dieser Geschichtsbetrachtung die einzigen Faktoren der geschichtlichen Bewegung. Der Gang des Geschichtsverlaufs aber besitzt nach dieser Anschauung, außer der Wucht der miteinander ringenden Kräfte, nur noch folgenden Regulator. Elemente der Kultur, die von

einer Menschenschicht oder einer Periode errungen worden sind, werden von einer andern aufgenommen und bei ihnen zu Stufen weiteren Emporklimmens.

Diese Geschichtsanschauung ist nicht schon deshalb eine ungenügende Erfassung der geschichtlichen Wirklichkeit, weil die Geschichte des Menschengeschlechts nicht in einem fortwährenden Aufsteigen sich bewegt. Die niedrigeren Steigermarken, die zwischen den Retordstangen kühner Pioniere der Kultur sich beobachten lassen, erklären sich ja naturgemäß so, daß neue Völkerschichten in die Kulturbewegung eintreten und erst sich üben müssen, ehe sie die Höhenmarke ihrer Vorläufer erreichen oder gar hinter sich zurücklassen können. So zeigen ja z. B. die ältesten Kunstdenkmäler, die auf dem Boden Babyloniens oder als Beutestücke der elamitischen Eroberer in deren Hauptstadt Susa (heut: Schustär) ausgegraben worden sind, eine überraschende Naturtreue der „vielgliederigen Komposition“ und Feinheit der Ausführung, wie z. B. an einem aus legiertem Kupfer gefertigten Gazellenkopf zu beobachten ist, und die Semiten, welche in die Kultur der ältesten bekannten Bevölkerungsschicht Babyloniens — der Sumerer — eintraten, haben besonders „in der plastischen Steinkunst“ die künstlerische Höhe jenes alten Volkes nicht wieder erreicht (Carl Bezold, Ninive und Babylon, 1903, S. 132). Diese Semiten mußten sich nicht nur erst üben, sondern sie hatten eben überhaupt nicht dieselbe Begabung zunächst für die Plastik, wie jenes alte Volk der Sumerer. Also die Wellentäler, die zwischen den leuchtenden Wellenbergen der Kulturentwicklung sich dunkel niedersenkten, lassen sich auch bei der oben skizzierten monistischen Betrachtung der geistigen Menschheitsentwicklung verstehen.

Aber jene oben gegebene Charakteristik der Faktoren des Verlaufs der Menschheitsgeschichte ist doch aus mehr als einem a n d e r n Grunde keine ausreichende Beschreibung des vollen Tatbestandes.

1. Zunächst wird schon die Wahrheit des Satzes „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ über die materialistisch orientierte Betrachtung des Geschichtsverlaufs hinausführen. Denn wenn wir sehen, wie so oftmals, wo das Erlöschen des nationalen Sinnes und die Ertrankung der sozialen Verhältnisse und der Verfall der Sitten einen Tiefpunkt erreicht haben, auch e i n e M a c h t b e r e i t s e h t, um als Hüterin unveräußerlicher Güter und als Rächerin unentweihbarer Ideale des Menschengeschlechts einzugreifen — wer denkt nicht z. B. an Ninive und die Meder, oder an Babylon und die Perser, oder an Rom und die Germanen? —, wenn wir dieses Walten der Nemesis so oft in der Geschichte beobachten, dann drängt es sich doch dem betrachtenden Geiste wie eine Ahnung auf, daß das Gesetz der Vergeltung über dem Gange der Geschichte schwebt und eine höhere Ordnung der Dinge dafür sorgt, daß es nicht an einem Vollstrecker ihrer Gerichtsentenzen fehle.

2. Dazu kommt, daß der Gang der Menschheitsgeschichte gewisse R n o t e n p u n k t e aufweist, die nicht als solche hingestellt werden können, die durch menschliche Berechnung geschürzt worden wären. Ich weise aber in dieser Beziehung zunächst auf folgende geschichtliche Situationen hin.

Zunächst betrachte man doch nur wieder einmal, wie die historische Situation beschaffen war, als das Christentum den Wanderstab ergriff, um seine Mission zu erfüllen! Waren denn damals nicht wirklich durch das römische Reich viele

Grenzpfeile der früheren nationalen Abgeschlossenheit herausgerissen? War denn damals ferner nicht wirklich in dem Gemeindialekt der hellenistischen Sprache ein weitreichendes Mittel des Gedankenaustausches bereitgestellt? War denn damals außerdem nicht wirklich die antike Religion und Philosophie in ein Stadium eingetreten, wo die Geister zur Annahme eines neuen Lebensprinzips geneigt sein mußten? Um diese Fragen zu bejahen, dazu bedarf es keiner Voreingenommenheit. Ein sehr auffallendes Zusammentreffen einer Reihe von Zeitumständen, die dem raschen Vorwärtsschreiten und der verhältnismäßig willigen Annahme einer neuen religiös-sittlichen Wahrheit günstig waren, ist eine objektive Geschichtstatsache, — und doch ist das Christentum nicht etwa im Hinblick auf sie gestiftet worden!

Ferner stehe ich aber auch nicht an, eine ähnlich auffallende Fügung der geschichtlichen Umstände z. B. für das Jahr 1812 oder das Jahr 1870 anzuerkennen. Denn wie im erstgenannten Jahre auf denkwürdige Weise Feuersglut und Winterkälte und gefährliche Flußübergänge zusammenwirkten, um jenen Satz des Hiobgedichts „Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!“ wieder einmal wahr zu machen, so wird es auch in bezug auf das Jahr 1870 immer staunenswert bleiben, wie einerseits das Aufflammen des nationalen Bewußtseins alle Deutschen einig machte, den Feind abzuwehren, und wie andererseits eine fast geheimnisvolle Macht alle andern Staaten einig d a r i n machte, dem sich aufrollenden kriegerischen Schauspiel gegenüber Neutralität zu beobachten. Wir, die wir den Sommer 1870 mit vollem Bewußtsein durchlebt haben, wir fühlen noch heute in der Erinnerung den beklemmenden Druck der Sorge, daß jemand uns in den Arm fallen könne, und deshalb ist jenes Wort des großen Kaisers „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ so sehr wie selten eines die das Wesen der Sache treffende Signatur einer historischen Situation gewesen.

3. Endlich ragen aus dem Zuge der dahinwallenden Geschichtsrepräsentanten gewisse Gestalten hervor, die weder nach ihrem eigenen Bewußtsein, noch nach unserer geschärften literarischen und psychologischen Kritik das Produkt der Faktoren ihrer Zeit gewesen sind.

Zu diesen wollte allerdings Hammurabi, jener altbabylonische Herrscher, dessen Gesetzesinschrift ja ein großes Interesse besitzt, nicht gehören. Nach manchen Anzeichen schien ja ein Anlaß zu sein, diesen Gesetzgeber als einen Offenbarungsträger hinzustellen, wie es auch in dem zweiten der bekannten Vorträge über Babel und Bibel (S. 23 u. 26) geschehen ist. Ein Basrelief über der 1902 gefundenen Gesetzesinschrift könnte ihn nämlich als einen Jünger des Sonnengottes charakterisieren. Diese Frage, die ein allgemeines kulturgeschichtliches Interesse besitzt und deshalb auch hier einigermaßen besprochen werden darf, ist mit großer Energie namentlich von Professor Hub. Grimme in seiner Schrift „Unbewiesenes im Babel-Bibel-Streit“ (1903) S. 57 f. verneint worden. Er meint nämlich, Hammurabi stehe auf jenem Basrelief nur als ein Beter da, die eine Hand erhebend, und warum habe Hammurabi sich hier gerade als den Anbeter des Gottes Schamasch (= Sonne) darstellen lassen? Die Antwort des genannten Gelehrten lautet: „Weil das uns vorliegende Exemplar der Gesetzesinschrift gerade dem Tempel E-barra in Sippar angehörte (vgl. Verso XXXIII, 76 f.); das für Babylon be-

stimmte Exemplar, von dem in Verso XXIV, 67 die Rede ist, wird vermutlich mit dem Bilde des Gottes Marduk geschmückt gewesen sein.“ Dies ist unsicher, aber richtig bleibt, was schon vorher von mir beobachtet worden ist, daß jene plastische Darstellung im Vorwort zu der Gesetzgebung als ein bloßes Veranschaulichungsmittel gedeutet ist. Denn in den darunter stehenden Anfangszeilen der Einleitung zu den Gesetzesparagraphen sagt Hammurabi von sich, er sei von den Göttern zum Herrscher eingesetzt, damit er „wie Schamasch (Sonne und Sonnengott) das Land erleuchte“, und weiterhin nennt er sich dort „die Sonne von Babylon“, bezeichnet auch in den einleitenden und abschließenden Bemerkungen die vortragenen Gesetze als seine Vorschriften, oder sagt: „Meine Worte sind wohlüberlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen.“

Wer aber kann das Bewußtsein eines ganzen Volkes, daß Abraham der Anfänger einer neuen Wendung der Religionsgeschichte war, oder wer kann das in so viel Leid bewährte Bewußtsein eines Jeremia, mit einer nicht aus ihm stammenden Mission betraut zu sein, oder wer kann das mittagklare und mit gelassenster Ruhe ausgesprochene Bewußtsein Jesu, die Reihe der Bloß-Weißgeborenen zu überragen, — wer kann und darf alle diese Momente, die an sich selbst Höhepunkte des geschichtlichen Lebens bezeichneten und ganze Reihen von Generationen zu den Höhen des Lebens hinarleiteten, auf das Durchschnittsniveau des geschichtlichen Lebens niederdrücken? Will es jemand etwa Mohammeds wegen? Dann wolle er doch z. B. das nicht überhören, was ein Kenner wie E. P. Hughes über Jesus und Mohammed geschrieben hat: „Wir folgen dem selbstgeschaffenen Propheten von der Höhle zu Hira bis zu der Schlussszene, wo er inmitten der Klagerufe seines Harems stirbt. Da ist es, wo der heilige Charakter Jesu vor unseren Blicken sich erhebt und der forschende Geist krank wird, wenn er daran denkt, daß der liebevolle, reine, demütige Jesus dem ehrgeizigen, sinnlichen, den Zeitverhältnissen dienenden Helden Arabiens so oftmals den Platz räumen muß.“

Ich meine aber auch, daß man ebensogut die Organismen aus dem Reiche des Unorganischen ableiten könne — was nach dem Obigen ja allen Ergebnissen der Wissenschaft absolut widerspricht —, wie man die geistesgeschichtliche Gesamtstellung Altisraels innerhalb der antiken Menschheit aus den entsprechenden zeitgeschichtlichen Faktoren ableiten kann. Ja, sieh, wie in Israel allein der Monotheismus zur Volksreligion geworden ist: seine Märtyrer hauchen mit dem Bekenntnis zur Gottheit ihre Seele aus. Sieh ferner, wie Israel allein inmitten aller umwohnenden Völker die Gottesbilder verwarf: auf die leider trügerische Kunde vom Tode Herodes des Ersten kletterten zwei Jünglinge zu Jerusalem am Tempel empor und hieben den römischen Adler herab, der dort hatte angebracht werden müssen. Sieh dann weiter hin, wie dort am persischen Hofe sich alle niederwarfen, wenn der Günstling Haman zum königlichen Palaſte hinschritt, aber der Jude Mordechai allein stand aufrecht und verweigerte die Menschenanbetung. Ja, alle Schärfe der vergleichenden Betrachtung hat doch die kulturgeschichtliche Eigenart Israels nicht auflösen können, und alle historischen oder psychologischen Ableitungsversuche müssen einen geheimnisvollen Rest zurücklassen, denn Israels religiöser Eigenbesitz kann ja auch nicht als das Produkt seines eigenen Volksgenius

aufgefaßt werden, da Israels Geistesgeschichte auch die merkwürdige Erscheinung aufweist, daß dieses Volk in einem ganz auffallenden Maße von der Religion, die seine besten Männer vertraten, weg strebte.

Den Versuch aber, Jesu Persönlichkeit und Leistung aus Materialien, die von seiner zeitgeschichtlichen Umgebung geliefert worden wären, zusammenzusetzen, möchte ich gern andern überlassen. Denn nimm selbst die Frömmigkeit der Stillen im Lande als den untersten Baustein seiner emporsteigenden Gestalt: gleich den ersten Grundzug ihres Messiasideals, nämlich daß er Israel von allen seinen Feinden erretten werde, hat er unverwirklicht gelassen. Setze ferner auch die Leistung Johannes des Täufers, den man besonders neuerdings neben Jesus zu stellen sucht, auf die Wage der vergleichenden Gerechtigkeit: schönes Zeugnis ihrer Harmonie, daß Johannes an Jesu Wirksamkeit — und zwar nicht etwa bloß an ihrem Tempo, sondern an ihrem Inhalt — Anstoß nahm und ihn fragen ließ, ob er es sei, der da kommen solle! Es ist eben ein Geheimnis der Geistesgeschichte, wie Jesus auch dem gegenüber, den er selbst den Größten in der Prophetenreihe genannt hat, sich als den souveränen Vollender der durch die Jahrhunderte schreitenden Zukunftsperspektive hat wissen können.

Nun ist zwar auch neuerdings wieder vielfach die geschichtsphilosophische Anschauung vertreten worden, die den Geschichtsverlauf auf die Formel einer Folge von Satz und Gegensatz und Auflösung der Gegensätze und Entstehung neuer Gegensätze bringen will. Aber nach dieser Formel die unbekanntenen Größen in der Gleichung der Geschichte ausrechnen zu wollen, das ist der Tod der echten Geschichtswissenschaft. Denn wer sich auf diesen — im Grunde auf Hegel zurückgehenden — Standpunkt stellen will, der braucht gar nicht mehr die einzelnen Quellenaussagen mit Sprachkenntnis und nach den wissenschaftlichen Auslegungsregeln festzustellen, der braucht auch nicht mehr die einzelnen Gestalten des geschichtlichen Lebens nach ihrer Eigenart zu studieren und die Bedeutung der einzelnen gegeneinander abzuwägen. Ein solcher Betrachter der Geschichte kennt ja die Wendungen ihres Verlaufs schon vorher nach Anweisung jener Hegelschen Formel, und nach ebenderselben Formel kann er den Verkörperungen der einzelnen Gegensätze auch nur teilweise einen Ideengehalt zuschreiben. Er wird deshalb zugleich ein Vertreter des sogenannten „historischen Relativismus“ und legt allen Geschichtserscheinungen nur eine *v e r h ä l t n i s m ä ß i g e* Größe bei. So wird die Geschichtswissenschaft zu einem überaus exakt fungierenden Prokrustesbett. Doch sind treffliche Worte über die Neigung mancher Modernen, den Gang der Weltgeschichte nach Theorien zu kommandieren, auch von dem bekannten großen Forscher Professor Ed. Meyer (in Berlin) in seiner Schrift „Zur Theorie und Methode der Geschichte“ (1902, jetzt auch in 2. Aufl.) S. 9, 26 usw. ausgesprochen worden.

Eine Geschichtswissenschaft aber, die von solchen philosophischen Voraussetzungen sich frei erhält, die grüßt die eigenartige Größe, wo immer sie eine solche findet. Die hält es auch für möglich, daß schon vor dem Ende des Geschichtsprozesses die höchsten Prinzipien ausgesprochen worden sein können. Staunend beim Anblick so vieler Genies und Talente, denen sie *a u c h n i c h t* die Bedingungen ihres Ursprungs im einzelnen *n a c h r e c h n e n* kann, erklärt sie es auch nicht für

unmöglich, daß noch eine ganz andere Verkörperung des Ideals in den Geschichtsverlauf eingetreten sein kann. Wer bist du, Mensch — so fragt sie —, daß du den Wellenberg des Geschichtsprozesses ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zurufen dürftest? Nach d e i n e n Rezepten hätte aus der Bergmannsfamilie zu Eisleben auch kein Luther geboren werden dürfen. D e i n e r Schablone entspricht auch ein Bismarck nicht. Also, bitte, bescheide dich und bestimme das Maß der geschichtlichen Größe nicht nach der Theorie, sondern nach den Tatsachen!

Schon nach den Ausführungen, die hier vorgelegt worden sind, kann aber das Schlussurteil nur dieses sein: die Geschichte ist weder ein materialistisches Konglomerat noch ein nach dem Dogma vom „historischen Relativismus“ regulierter Strom. Unverkennbare Akte einer vergeltenden Gerechtigkeit, auch unwegleugbare Fälle einer alle menschliche Kombination überragenden Knotenschürzung und endlich auch Einzelercheinungen, die nach allen Gesichtspunkten das Maß der sonstigen Geschichtsprodukte absolut übersteigen, kennzeichnen den Gang der Geschichte als ein Gewebe, zu dem ein alles überragender Intellekt die Zeichnung entworfen hat, und über dessen Ausführung sein Besitzer das allwachende Auge offen hält.

Dieser Tatsachengang der Geschichte wird allerdings nicht wieder eine solche „Entwicklung“ genannt werden können, wie sie beim Naturgeschehen oben als die richtige Möglichkeit angenommen worden ist. Denn bei der Geschichte ist das Freiheitsbewußtsein des Menschen als Faktor des Geschichtsverlaufs zu beachten. Die wahre Geschichtsbetrachtung wird deshalb die sein, daß nur die oberste Regulation am Webstuhl der Zeit wo anders als beim Menschengeschehen wohnt. Der Teppich des an diesem erhabenen Webstuhle entstehenden Gewebes ist daher doch ein leuchtender Reflex eines die Ewigkeit umspannenden Planes, und jeder Moment finnender Betrachtung dieses Reflexes die Geburtsstunde einer wahrhaft idealistischen Weltanschauung.



Nach der Ernte · Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Nun ruht das letzte Erntefuder
Hoch hinter sicherer Scheunenwand;
Ein stilles Träumen müder Tage
Liegt auf verglühtem Ackerland.

In dürrer Stoppeln nur die Spenden
Verlor'ner Ähren, halmer-schlafft,
Die, kümmerlich, mit harten Händen
Gebückte Armut sorgsam rafft.





Eine Dämmerstunde

Psychologische Studie von Alwine von Keller

Eines Abends, als die Dämmerung schwer und stillend über den schweigenden, weißschimmernden Wald ins Zimmer hineindrang, sah sie seinen Kopf in einer Stellung und Beleuchtung, die ihn verwandelt und knabenhaft erscheinen ließ. Da verlor sie die Scheu, die sie, die Zurückhaltende, trotz der Innigkeit ihres Austausch auch ihm gegenüber band, und reichte ihm impulsiv beide Hände. „Und deine Mutter?“ fragte sie mit hervorbrechender Innigkeit und Dringlichkeit. Sie hatte ihn selten nach zu Hause und nach Vergangenenem gefragt, und er, der Gegenwart hingegeben, war larg im Erzählen.

Nun sah er sie veronnen an. „Meine Mutter? — Zuweilen, wie eben jetzt, ähnelst du ihr, Marianne.“

Sie war zart wie du. — Ja, wie du. Denn wie bei dir, so fühlte man bei ihr immer die lezt hin doch unantastbare Kraft und Sicherheit ihres Wesens. Von ihr erzählen? Marianne! Marianne —“. Sie erschrak vor dem plötzlichen Ausbruch und wehrte ab.

Aber er hatte den Kopf in die Hände gestützt und sah mit tiefer, lastender Veronnenheit in den Wald hinaus, der leise glitzerte und atmete, wenn der Abendwind über ihn hinstrich. Eine Schar Krähen kam von Osten, dem Zuge der eilenden Wolken entgegen, über ihn hingezogen. Sie flogen in schweren Kreisen an den Fenstern vorbei nach Westen, lehrten um, kamen wieder, umflogen das Haus, schwirrten auf und ab, daß ihre gespannten Flügel sich wie dunkle Flecken vom Schneehimmel abhoben, und sie Asche glichen, die der Wind aus verglimmenden Feuern aufwirbelt.

Dann nahm er ihre Hand und begann zu erzählen, schwer und langsam wie einer, der aus tiefem Schweigen Wort auf Wort herausheben muß.

„Sie war ja nicht eigentlich meine Mutter, und ich wurde nicht auf dem Wentenhof geboren.“

Es war ein Tag wie dieser, als ich zuerst hinkam. Ich war fast sechs Jahre alt. Endlos waren wir über den Schnee gefahren. Erst machte mir das Glodenspiel des Schlittens eine flüchtige Freude, dann wurde ich müde. An den Mann, der mich nach Wentenhof brachte, einen alten Diener meiner Großmutter, mochte ich mich nicht lehnen, auch war sein Überzieher vom Schnee kalt und naß.

Ich war unruhig, denn es hatte uns am Bahnhof kein Schlitten vom Wentenhof erwartet, und aus dem Gespräch meines Begleiters mit dem Kutscher dieses zufälligen Gefährtes entnahm ich, daß wahrscheinlich durch ein Versehen irgend welcher Art die Wentenhofers unsere Ankunft am heutigen Tage und mit diesem Zuge nicht erwarteten.

Dies ängstete mich, klein wie ich war. Vielleicht wollen sie mich nicht haben, und deswegen schicken sie nicht, dachte ich. Was, wenn ich nun dennoch komme? Ich wagte aber nicht, den Diener zu bitten, mit mir umzukehren.

Der Abschied von der Großmutter lag mir auch schwer auf dem Herzen. Ich war seit meines Vaters Tod ein halbes Jahr bei ihr gewesen, und ich begriff nicht, warum sie mich nicht bei sich behielt, denn ich fühlte, daß sie mir sehr gut war. „Ich brauche dich, aber die da brauchen dich noch viel mehr“, hatte sie auf meinen leidenschaftlichen Protest gegen mein Fortgehen beim Abschied geflüstert.

Und nun erwarteten uns die Wentenhofers nicht am Bahnhof?

Ich muß wohl trotz meiner Sorgen im Schlitten eingeschlafen sein, denn es war dunkel, als mich mein Begleiter beim Namen rief; er schüttelte mich am Arm und zeigte mir den Wentenhof, der hellerleuchtet vor uns lag. Unzählige Fenster schienen es mir, die in die Nacht hinausflamten, durch die wir mit Schlittengeläut im Schneetreiben vorfuhren. Im nächsten Augenblick wurde ich aufgehoben und eingehüllt wie ich war in die Diele getragen.

Du wirst sie sehen, Marianne. Es ist dieselbe Diele heute wie damals. Weit, reich in ihrer dunklen Tafelung mit den mächtigen alten Messingblättern, die ihren Schein von hinter den Ketzen her auf alte Bilder werfen, auf Waffen, Möbel und Gerät.

Mir hingen die Schneeflocken an den Wimpern, und mein Mützchen tropfte, so daß ich blinzeln mußte, um schauen zu können. Vor mir kniete eine Frau und nestelte an meinen Hüllen. Ihre Hände zitterten. Sie schien mir ganz unwirklich. Ich glaubte, ich träume, und blinzelte heftiger, um klarer zu sehen. Ich hatte noch nie eine Frau in Gesellschaftstollette gesehen; meiner eignen verstorbenen Mutter erinnerte ich mich nur als krank und zu Bett liegend, und auch meiner Großmutter glich diese nicht, die vor mir kniete und in deren Haaren eine kleine Krone von Diamanten lag. Erst als sie mir den Mantel abnahm, begriff ich, daß sie wirklich sei.

Der kleine Mantel war mein Stolz. Er hatte nicht nur Seitentaschen, sondern auch innen eine im Futter, die ich zärtlich schätzte. Die kniende Frau reichte ihn dem Diener, aber in seinen Händen sah er plötzlich seltsam schäbig und unscheinbar aus, und als er ihn davontragen wollte, wurde mir um ihn bang.

„Das ist mein Mantel“, rief ich ihm daher laut nach, und ich fügte zur Frau gewandt hinzu: „Er hat Taschen!“ Da kamen zu meinem Erstaunen der Frau die Tränen in die Augen, und sie rief laut hinter dem Diener her: „Tragen Sie den Mantel des jungen Herrn sorgfältig in sein Zimmer.“

Das begründete unsere Freundschaft. Sie zog mir nun Schuh und Strümpfe aus und wärmte mir mit den Händen die Füße; dann hob sie mich in einen der großen Lederessel mit den hohen Lehnen, setzte sich zu mir und schnitt mir die Speisen zurecht, die der Diener für mich brachte.

Es war laut im Hause. Aus den anschließenden Zimmern tönten Männerstimmen, bald wie im Streit, bald lachend. Wenn die Thür einmal hinter einem der Diener halb offen blieb, sah ich einen Tisch und eine Schar Herren, zum Teil in Uniform, beim Wein; sie sprachen lebhaft, tranken einander zu und lachten. Wir zwei flüsternten draußen, als spielten wir Versteck. Allmählich wurde es auch in den großen Zimmern still. In einem sah ich die Herren sich an kleinen Tischen gegenüber sitzen. Sie hielten helle Karten in den Händen, von Zeit zu Zeit klirrte Geld.

„Was tun sie?“ fragte ich die Frau. Sie antwortete nicht, sondern nahm mich in die Arme und preßte mich an sich. Da schmiegte ich mich in ihren Schoß, legte den Kopf auf ihren weichen bloßen Arm, starrte noch eine Weile schweigsam um mich, sah das Blinken ihres Krönleins in ihrem rotbraunen Haar, und dann schlief ich ein. Als ich aufwachte, lag ich in einem weißen Gitterbettchen. Ihr Gesicht sah ich tränennäß über mich gebeugt. Sie lächelte mir in die erstaunten Augen. „Mutter“ sagte ich und schlief weiter.

Ich nannte sie nun immer Mutter. Es kam mir selbstverständlich. Nicht so natürlich war es mir, den Vater zu nennen, der dessen Stelle mir gegenüber einnehmen sollte, und so sagte ich denn auch eine geraume Weile erst Onkel-Vater zu ihm, ehe ich mich auf Mutters Wunsch an das vertrautere Wort gewöhnte. Er war der Bruder meines Vaters, durch dessen Tod ich heimatlos geworden war.

Ich sah ihn erst am nächsten Mittag, nachdem durch langes frohes Spielen mit Mutter unsere Freundschaft noch gewachsen war, und wir wie alte Kameraden miteinander umgingen. Sie spielte so gut! Wie ein Kamerad, dem gerade dasselbe Freude machte wie mir. Ich war als einziges Kind einer kranken Mutter bisher beim Spielen immer allein gewesen, es war mir dieses gemeinsame Spiel neu, und das Zimmer hallte von unserem Lachen und Jubeln. Vater schien darüber erstaunt, als er von seinem Ritt nach Hause kam. Er blieb auf der Schwelle stehen und sah uns schweigend an.

Mutter, die neben mir auf der Erde kniete, hielt im Spielen inne und errötete langsam und tief. Sie stand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich zu ihm. Er war ein großer, starker Mann mit einem etwas geröteten, cholertischen Gesicht von starkem, klarem Schnitt.

„Man hat kaum Zeit, guten Tag zu sagen“, sagte er, als wir vor ihm standen. Ich hielt ihm schnell die Hand hin, zog sie aber gleich wieder erschrocken zurück, denn ich sah, daß er gar nicht zu mir, sondern zu Mutter gesprochen hatte. Er sah bloß sie an. Mir schien, als habe ich nie zwei so blaue Augen gesehen wie die seinen; er lachte, aber es war in ihnen etwas Sprühendes und Drohendes. Mutter legte ihre Hände in die seine und sagte zugleich, und ihre Stimme zitterte: „Gert, das ist nun unser kleiner Sohn!“

Ob sie ihn hiermit an mich erinnert hatte oder an irgend ein Abkommen zwischen ihnen beiden, weiß ich nicht. Jedenfalls aber nickte er ihr in die Augen und hob mich nach einem Augenblick des schweigenden Anschauens in die Arme, nannte mich einen Prachtbuben, küßte mich, setzte mich auf seine Schulter und trabte mit mir ins Eckzimmer.

Bei Tisch saß ich ihm nun gegenüber, links von mir Mutter, rechts ihr Bruder, Graf Ranik, den ich, wie Vater es tat, später immer nur Ranik nannte, was ihm von mir kleinem Kerl offenbar Spaß machte. Hin und wieder warf mir Vater ein Wort zu. Ich antwortete ernsthaft, wie es bei uns zu Hause Sitte gewesen war. Darüber lachte er unbändig; mich wunderte es, denn ich verstand nicht worüber. Ich versuchte mitzulachen, doch meine Unsicherheit wuchs, als ich sah, daß er mitten im Lachen abbrach und ernsthaft, als habe er mich gar nicht angerebet, mit Ranik weitersprach. Ich mag ihn dann wohl zu lang oder zu ernst und prüfend angeschaut haben in dem Bemühen, seine Erscheinung und sein Wesen zu fassen, denn plötzlich rief er mir zu: „Donnerwetter, Junge, is!“ Obgleich er hierbei lachte, wagte ich nun nicht mehr aufzuschauen.

Nach dem Mittagessen zeichnete ich ihn, auf einem Kappen sitzend, mit einem geschwungenen Krummsäbel in der rechten Hand, in der linken eine Rose. Mutter sah sich das Bildchen erstaunt und nachdenklich an, am Bartschnitt erkannte sie wohl die angestrebte Ähnlichkeit. Sie nahm das lose Blatt und schloß es in ihren Schreibtisch. Mir streichelte sie sinnend den Kopf und fragte mich nach meinem Zeichnen. Ich erzählte ihr von meinen Bildern, und daß Großmutter gesagt habe, ich würde ein Maler.

Nun ließ sie mir ein niedriges Tischchen in ihr Zimmer stellen und schenkte mir Bleistift und viel Papier, und ich durfte dort bei ihr stundenlang sitzen, fleißig und unausprechlich beglückt. Besonders festlich war es mir, wenn sie im Zimmer war und ich, so oft ich vom Blatt ausblickte, sie sehen und oft ihrem Blick begegnen konnte; dann nickten wir einander zu. Ich trampelte dann zuweilen mit den Füßen, nur um meinem unendlichen Wohlbehagen Ausdruck zu geben. Vielleicht aus demselben Grunde fragte Mutter manchmal: „Ja, wer sitzt denn da?“ Und ich antwortete im tiefsten Brummbaß: „Jürgen von Werten!“ Wenn dann Mutter ganz erstaunt tat, wußte ich nicht aus noch ein vor Vergnügen, und ihr Lachen klang hell durchs Zimmer. Mir schien es, als läche sie nur mit mir so.

Abrigens, „Onkel Vater“ und ich kamen gut miteinander aus. Ich durfte ihn oft begleiten, wenn er durch die Höfe und Ställe ging, durfte mit ihm ausfahren, später auch reiten, turnen, segeln, schwimmen. Wie gern tat ich es! Mir schien er in seiner Kraft und Gewandtheit ein großer deutscher Held, ein Siegfried, ein König Hagen, von denen Mutter mir herrlich erzählte. Ich fühlte mich als Knappe, Page oder Kronprinz, je nach den Abenteuern, die wir erlebten, und war jedesmal stolz darauf.

Daß der große Held sehr wechselnd in der Stimmung war, bald übermütig und zärtlich mit mir und freundlich zu allen Untergebenen, bald wütend wie ein wahrer Berserker, unwirsch oder gar jähzornig beim kleinsten Versehen, das war zuweilen sehr empfindlich, aber es gehörte zum Abenteuer, und ich nahm es wie ein Naturereignis hin, das man mit Gleichmut hinnehmen müsse. Ein Aufwallen meinerseits war diesem Sturm gegenüber ausgeschlossen, was ich nach ein paar Versuchen einsah.

Später, als ich etwas älter war und mein Ehrgefühl empfindsamer wurde, und er mich doch zuweilen aus dem Gleichgewicht brachte, erklärte mir Mutter,

Vater sei ‚so‘, weil er Sorgen habe, darum müsse man immer fein schweigen und ihm zu Willen sein.

Was ‚Sorgen‘ seien, wußte ich nicht, ich glaube, ich stellte sie mir als eine schwere Krankheit vor, denn mir waren gelegentliche Bornesausbrüche und Ungebührlichkeiten der Laune nur bei Masern und Scharlach von Mutter und der Kinderfrau durchgesehen worden. Jedenfalls lernte ich mich ihm gegenüber zusammenzunehmen, wenn es auch in meinem Köpfchen kochte, und stille zu bleiben. Mutter war es ja auch.

Zu Hause mied ich instinktiv sein Zimmer, ja oft auch seine Gesellschaft. Hier erschien er mir bald nicht solch ein Held wie draußen auf dem Felde oder auf dem See; oder liebte ich ihn hier nur weniger? Seine Redereien verstand ich meist nicht, und ein Paff aus seiner Zigarre, zu dem er mich zuweilen zwang, machte mich zwar zuerst sehr stolz, war mir aber später zuwider. Dazu kam ein Sonderbares, das mir auch nur im Hause fühlbar war: Ich hatte nämlich in den kommenden Jahren oft die Empfindung, als meine er gar nicht mich, wenn er zu mir sprach, sondern irgend einen ganz andern Jungen. Dieses Gefühl war so stark, daß ich mich manchmal hätte umsehen mögen, um zu schauen, zu wem er spräche, und er mich zuweilen anschreien mußte: „Wird’s bald, Junge!“ ehe ich ihm die Antwort gab, — in solchen Fällen oft das Variieren auf irgend eine Rederei oder Scherzfrage.

Das Seltsamere aber war, daß es mir zuweilen auch schien, als könne es nicht Mutter sein, die er meine, wenn er mit ihr sprach, sondern irgend eine andere, völlig andere Frau.

Dies waren halb unbewußte Empfindungen, die ich nicht analysierte und natürlich nicht in Worte hätte fassen können, aber sie waren da und ließen mich eine Fremdheit zwischen Vater und mir fühlen und mich immer dichter an Mutter anschließen, von der ich mich in meinem wirklichen Sein angerebet, ergriffen und geliebt fühlte. Mir war, als seien wir zwei eins und Vater ein Draußenstehender.

War Vater aus, zeichnete und spielte ich wie gesagt bei Mutter im Zimmer, oft auch mit ihr, und wir gerieten beim Spiel beide in Feuereifer, denn auch ihr machte es Freude. Am liebsten aber zeigte und erläuterte ich ihr meine „Malungen“. Ich erklärte sie ihr ausführlich. Sie lobte sie selten, kaum je einmal. Aber sie sah sie lang und aufmerksam an. Manchmal hob sie meinen Kopf, sah mir in die Augen und sagte: ‚Du wirst noch viel lernen!‘ Dann jauchzte ich, stellte mich vor Freude auf den Kopf, schoß Kobolz oder fiel ihr in die Arme.

Vater dagegen lobte die Zeichnungen, ohne sie genauer anzusehen, und schlug sich vor Vergnügen aufs Knie, wenn eine ihm gut gelungen schien, das heißt, wenn ihre ungewollte Komit ihn ansprach. Er zeigte sie seinen Gästen und nannte mich einen Mordsterl. Oft verstand ich sein Vergnügen daran gar nicht, denn die ungeschickten Bilder waren ernsthaft gemeint und gedacht, und es verwirrte mich, daß sie Lachen auslösten.

So hatte ich einst, ich war vielleicht acht oder neun, ‚den Mann ohne Herz‘ aus dem Märchen gezeichnet. Ich hatte ihm einen Hund an der Leine zur Seite

gestellt. Da mir dann nachträglich aber schien, als könne ein Mann ohne Herz keinen Hund besitzen, da man den doch lieben müsse, hatte ich das Tier austradiert. Ich benutzte dazu zum erstenmal, seitdem ich überhaupt zeichnete, den Radiergummi, sonst ließ ich immer einfach das Bild liegen, an dem mir etwas nicht gefiel, und begann ein neues. Mein Vater sah die schwachen Umrisse des Hundes, die der spitze Bleistift im Papier zurückgelassen hatte, und ließ sich von mir erklären, warum ich versucht hatte, ihn zu entfernen. Darüber lachte er schallend und lang. Hinfort zeigte ich ihm unaufgefordert nie wieder etwas Gezeichnetes.

Ja, die guten Stunden in Mutters stillem Zimmer! — Und davor die Linden, so dicht, daß ihr Rauschen im Herbst, das Summen der Bienen im Sommer zu uns herein klang. Kam Vater nach Hause, hörten wir im Hof seine Stimme, dann eilte Mutter gewöhnlich auf den Flur oder auf die Rampe hinaus, ihn zu begrüßen. Mir schien es, als freute und fürchtete sie sich immer, wenn er kam. Ich begleitete sie zuerst immer, später ging ich wenn er kam ins Kinderzimmer, bis ich gerufen wurde, denn ich fühlte, daß er beim Nachhausekommen am liebsten mit ihr allein war. Überhaupt hatte ich zuweilen das Gefühl, ihm im Wege zu sein. Ich erklärte mir auch das aus seinen „Sorgen“. Mutter schob alles auf diese Sorgen.

Ich glaube, sie wuchsen im Laufe der Jahre. Vaters wechselnde Stimmungen erschwerten immer mehr eine sich gleichbleibend innige Gemütsbeziehung zu ihm. Bald war er voller Pläne für Verwaltung und Gut, für neue Anlagen, Anschaffungen und Kulturen und sah hundert Wege, sich die dazu nötigen Gelder zu verschaffen, und war von früh bis abends spät damit beschäftigt, sich bis ins einzelne diese Reformen und ihre glänzenden Ergebnisse auszumalen. Bald wieder schien es mir, als kümmerere er sich um nichts, wie nur um die großen Zeitungen, die morgens und abends kamen und die er hastig durchblätterte; die Seiten rauschten links und rechts auf die Erde und lagen weit verstreut in der Diele umher, während er regelmäßig hinter einem großen Blatt verschwand, das mehr mit Zahlen als mit Buchstaben bedeckt war.

Einmal stöhnte er dabei laut auf, so daß Mutter, die eben ins Zimmer trat, impulsiv und geängstet fragte: „Wie stehen die Papiere?“ Ich wollte ihr eben sagen, daß sie nicht ständen, sondern auf der Erde lägen, da warf Vater das Zeitungsblatt weg und antwortete hastig und scharf: „Willst du dich nun auch noch hierin mischen?“

Er verließ das Zimmer. Mutter setzte sich auf einen niedrigen Schemel mitten unter die Zeitungen. Sie hob aber kein Blatt auf, sie stützte den Kopf in die Hand und saß lange so reglos, daß ich nicht zu sprechen wagte und nur sacht ihr Kleid streichelte.

Nachmittags kam der Jude Morgenrot, von Vater telephonisch gerufen, und am übernächsten Tage war unser Haus voller Gäste und Vater als Wirt zeigte all seine Lebenswürdigkeit.

Nur Mutter war blaß und still. Das war sie oft. Je älter ich wurde, desto zarter und durchsichtiger sah sie aus, und als ich dann in meinem dreizehnten Jahr aufs Gymnasium mußte und nur in den Ferien nach dem Wentenhof kam, dauerte es oft mehrere Tage, bis sie auch in meiner Gegenwart zu der aufblühte, die wie ein Kamerad mit mir spielte und lachte.

Ich glaube, ich habe das bewußt nicht beachtet, in diesen Jahren denkt man nicht viel über andere nach; ich fühlte nur immer ihre Röstlichkeit, und es war mir ein Bedürfnis, sie froh zu sehen, das war alles.

Ihr Leben empfand ich, soweit es sich vor mir abspielte und mit mir verband, was sie sonst in ihren anderen Beziehungen lebte, das zu fassen hatte ich noch kein Organ. Allmählich fühlte ich, daß es viel Leid sein müsse, und daß das irgendwie mit Vater zusammenhing; wie, wußte ich nicht.

Auch bemerkte ich, daß ihr Leben nicht wie meines von frohen, drängenden Tätigkeiten ausgefüllt sei. Das schien aber unabänderlich, denn Vater bedurfte ihrer immer und ließ sie democh, oder gerade dadurch, zu nichts Rechtem kommen. Saß sie am Klavier und sang, was sie mit leidenschaftlicher Freude tat — ihre Stimme war groß, von seltener Kraft und Süße —, studierte sie etwas Neues ein, was ihr ein Lebensbedürfnis war, denn ihr war die Musik mehr als eine Kurzweil, sie war ihr eine Notwendigkeit, eine Heimat, so dauerte es sicherlich nicht lang, und Vater kam mit irgend einem kleinen Anliegen, um sie zu unterbrechen, oder er setzte sich zu ihr und erzählte ihr etwas — und er forderte immer ungeteilte Aufmerksamkeit für sich!

Auch wenn sie im Hause tätig war, beanspruchte er ihre Gesellschaft, sei es, daß er sie von ihrer Arbeit abrief, damit sie mit ihm ausfahre, sei es, daß er sie brauchte, um ihm etwas zu schreiben, oder auch nur, um ihm etwas zu suchen. Kurz, war er im Hause, hatte sie keine ungestörte Stunde.

Rief er, sprang Mutter immer sofort auf und lief, als weine ein kleines Kind, zu ihm. Ein einziges Mal erinnere ich mich, daß sie seinen Ruf unbeachtet ließ, ich glaube, sie hatte ihn überhört. Sie saß am Klavier und probierte ein neues Lied, das ihr Ranik tags zuvor geschickt hatte. Bald spielte sie, bald sang sie ein paar Takte, ihre Wangen glühten. Ich saß schularbeitend im Nebenzimmer. Gerade als ich ihr zurief: ‚Mutter, Vater ruft zum zweitenmal!‘ kam er hereingestürmt.

‚Wo ist meine Frau?‘ herrschte er mich an. Er nannte sie nie Mutter, wenn er zu mir sprach.

Er ging eilig durch mein Zimmer und zu ihr hinein. Die Portiere schlug aber nicht hinter ihm zu, wie sein heftiger Rud es beabsichtigt hatte. Ich sah ihn vor Mutter stehen, sein Gesicht sah so verändert aus, daß ich in plötzlicher Angst um sie aufsprang.

Sie schaute von ihren Noten auf, sah ihn an und legte rasch ihre Hände auf seinen Arm. ‚Aber Gert, Gert —‘ sagte sie bloß. Er riß sich von ihr los: ‚Wieder! Wieder! Die verfluchten Noten — entweder — oder —‘

Mutter ergriff wieder seine Hände. Es schien mir, als wolle er sie von sich stoßen, ich sprang in die Lüre, um ihr beizustehen. Sie legte aber beide Arme ihm um den Hals und hielt ihn an sich gepreßt. ‚Gert — Gert!‘ sagte sie nur immer wieder ‚Gert!‘ —

Ihre Stimme klang mir neu, als hätte ich sie nie gehört, so viel Leid und Leidenschaft und Liebe war darin.

Da schlich ich mich an meine Schularbeiten zurück und saß mit klopfendem Herzen da und wagte nicht aufzublicken.

Vaters Stimme sprach ein paar abgerissene Worte, und dann war ein langes, tiefes Schweigen im Nebenzimmer, das mich ängstete, so daß ich sehr froh war, als Mutters warme Stimme endlich sagte:

„Und was wolltest du von mir, Bert? War's so wichtig? Ich hörte aus ihrer Stimme, daß sie lächelte. ‚Dich! — Dich!‘ sagte Vater heftig, und dann war es wieder lange still. —

Ich glaube, so war es immer.“

Der Erzähler schwieg und lehnte sich tiefer in das Dunkel zurück. Dann sprach er aufatmend weiter.

„Diese Jahre, Marianne! Ich kann schlecht erzählen. Denn ich ging einher wie in einem Traum, und nur zuweilen bligten die Dinge der Außenwelt mit in ihren persönlichen Beziehungen in die Seele hinein.

Ich sah, daß Vater immer reizbarer wurde; daß Mutters Bruder uns nicht mehr besuchte, und daß Mutter die Tränen lamen, als ich sie einmal darum befragte; daß der Jude Morgenrot Vater nicht mehr Erwünschtes brachte, sondern daß sein Kommen ihn jedesmal reizte und tief verstimmte. Ich hätte ihn am liebsten herausgeschmissen, aber Mutter schüttelte nur traurig den Kopf zu diesem Wunsch und Plan. ‚Nicht einmischen, Jürgen!‘ sagte sie zu mir wie Vater es zu ihr sagte.

‚Wenn Jürgen einundzwanzig ist, wird alles geordnet, und wir beginnen die Bewirtschaftung auf einer neuen Basis‘, hörte ich Vater einmal zu Morgenrot sagen, und fortan grüßte der mich in halb unterwürfiger, halb höhrender Ehrerbietung.

Ich kümmerte mich nicht weiter in meinen Gedanken um dies alles, denn mein Zeichnen, mein Malen begann mich immer inbrünstiger zu beherrschen und lag wie eine Wolke zwischen mir und der Außenwelt. Jede Stunde, die mir die Schule frei ließ, verbrachte ich bei meiner Arbeit, die mich erfrischte wie keine Kurzweil es hätte tun können. Ein paar Stunden vor der Leinwand mit der Palette, und meine Sehnsucht nach Freiheit für mein Tun war zwar gewachsen, aber ich war wie neu erquickt nach dem elenden Paulen.

Die Ferien wären mir eine lange köstliche Arbeitszeit gewesen draußen im Freien mit dem Skizzenbuch oder dem Malkasten, aber das verhinderte Vater. Seitdem ich etwa in der Sekunda war, suchte er in allen Ferien das Landwirtschaftliche in den Vordergrund meines Interesses zu stellen, und so begann ein heimlicher und erbitterter Kampf zwischen uns, oder vielmehr in mir gegen ihn.

Ich liebte das Land, unsere große, fruchtbare Ebene, und alle Beschäftigung im Freien war mir eine Lust. Ich hätte gern tagelang mit der Sense bei den Schnittern zugebracht, oder auf unsern braunen Ädern gepflügt. Die Bücher aber, die mir Vater zum Lesen gab, widerstrebten mir, Verwaltungsfragen interessierten mich nicht, und für alles Rechnerische war ich nicht zu gebrauchen. Die ganze moderne Technik des landwirtschaftlichen Betriebes war mir zuwider, ich empfand, daß sie versuche, Industrielle aus uns zu machen und uns dem unmittelbaren kindlichen Dienst am Boden zu entziehen; ich sah ihre Notwendigkeit ein, natürlich, aber ich fühlte mich zu keiner Teilnahme daran angeregt. Kurz und gut, ich hätte mich mit meinem starken Körper vielleicht zum Tagelöhner auf einem kleinen Stück Land geeignet, aber nicht für den Betrieb eines ostelbischen Gutes.

Vater wollte das Interesse erzwingen; ich witterte irgend eine Absicht, die das Zentralste meines Lebens, mein Zeichnen, gefährdete, mißtraute ihr und wandte mich mit um so leidenschaftlicherer Einseitigkeit meinem eigentlichen Beruf zu als einem selbstverständlichen Lebensrecht.

Ich war in der Prima, als mir mein Vater zum ersten Male von meinem zukünftigen Beruf als Landwirt mit solcher Bestimmtheit sprach, daß ich seinen gefaßten Vorschlag erkennen und darauf erwidern konnte. Bisher war mein Plan, Maler zu werden, immer von ihm als ein Scherz mit einer witzelnden Bemerkung so aufgenommen worden, daß mir stets die Empfindung blieb, einen Schlag ins Wasser getan zu haben und im übrigen ein dummer Junge zu sein.

Es war in der Diele. Er saß in dem Stuhl, in dem am ersten Abend, den ich im Wentenhof gewesen war, Mutter mich auf dem Schoß gehalten hatte, bis ich einschlief. Er las, halbversteckt hinter den großen Bogen der Neuen Preussischen. Mutter schrieb am Tisch Noten, ich zeichnete an einer Kohlezeichnung von ihr. Es war eine für uns ungewöhnliche Situation häuslicher Gemütlichkeit.

Von Zeit zu Zeit machte er zu dem Gelesenen eine ausführlich kommentierende Bemerkung; so war es, daß er vom Blatt aufschauend zu mir sagte:

„Im ersten Semester mußt du besonders Chemie belegen. Gleich damit anfangen, verstehst du?“

„Ich? Chemie? Wozu?“

„Wozu? Wie kann man so fragen, Mensch! Nichts braucht der Landwirt heutzutage so sehr wie das — außer Geld!“ Er lachte. „Wenn ich's gelernt hätte, stände es anders! Na warte, wir holen Versäumtes nach, wenn du erst hier mit-wirtschaftest!“

„Das werde ich nie tun“, sagte ich.

„Wieso nicht?“ entgegnete er und legte die Zeitung lächelnd beiseite.

Ich sah ihn fest an, schob ihm meine Zeichnung hin und sagte: „Vater, das ist mein Beruf. Anstatt auf die Universität und landwirtschaftliche Schule mußt ich auf die Kunstakademie.“

Er nahm das Brett, zweckte das Blatt langsam und sorgfältig vom Brett ab und zerriß es. „Firsefanz!“ sagte er dabei, nachlässig und ruhig tuend. „Das versteht sich von selbst, daß du Landwirt wirst.“

Ich stand auf. Ich wußte, jetzt mußte ich meinen Willen durchsetzen. Ich freute mich, ihm endlich meine Zukunftspläne sagen zu dürfen. Ich tat es mit wenigen Worten. Da stand auch er schwer auf. Eine Ader stand ihm auf der Stirn. „Gewäsch“, sagte er nur, „du wirst Landwirt.“

Ich fühlte es schwarz vor meinen Augen werden. Eine Wut, wie ich sie nie gefühlt, kam über mich. Ich trat dicht an ihn heran. „Jetzt höre mich bitte an —“

Da lag Mutters Hand auf meiner Schulter. Sie stand neben mir, blaß bis an die Lippen. Dann klang ihre leise, klare Stimme:

„Gert, — Jürgen muß Ostern auf die Kunstschule.“

Sie blickte nur ihn an. Ich sah nie einen so festen, stillen Blick. Es war keine Bitte darin, es war eine sanfte, aber absolute Forderung auf ihrem schmalen schönen Gesicht.

Mein Vater ließ das Lexikon, das er auf der Hand balanzierte, fallen. Wir starrten sie beide erstaut an.

„Was sagtest du?“ brüllte Vater schließlich.

Mutter antwortete nicht. Sie wandte ihr stilles Gesicht mir zu. „Es ist gut!“ sagte sie und machte eine kleine Bewegung mit der Hand.

Vater hob den Arm und wies auf die Türe. „Geh!“ sagte er heiser.

Es war völlig still auf der Diele. Mein Schritt hallte. Mutters Hund erhob sich und schritt an meiner Seite durch den Raum. Als ich die Schiebetür hinter mir schloß, sah ich, daß Mutter mit demselben Blick unbewegbarer Entschlossenheit zu ihm aufschaute, der schwer auf dem Tisch vor ihr lehnte.

„Weißt du, was das heißt?“ sagte er. Jedes Wort fiel drohend und schwer. —

Am Abend kam sie in meine Stube. Ich sah sie nie so zart aussehend, so zerbrechlich. Ihre Hände, die ich küßte, zitterten.

„Geh morgen in die Stadt zurück“, sagte sie und hielt mich lange umfassen. Ich fühlte ihr Herz flattern wie einen gefangenen Vogel.

Da schwoll alle Pein des Tages in mir und löste sich in ein trodenes Schluchzen. Sie streichelte mit den allzu zarten, bebenden Händen mir leise den gebeugten Kopf. Es war, als ginge eine Kraft von ihnen aus. Mir wurde ganz still.

In der nächsten Frühe fuhr ich in die Stadt, ohne Vater wiedergesehen zu haben.

Nun harrete ich auf Nachricht von ihm, aber es kam keine. Ich hatte mich auf scharfe Auseinandersetzungen mit ihm, auf einen Kampf bereit gemacht. Er und Ranitz waren meine Vormünder, ohne ihre Einwilligung in meine Pläne hatte ich bis zu meinem einundzwanzigsten Jahr kein Verfügungsrecht über mein Vermögen und war also schon dadurch eigentlich gezwungen, wenn Vater darauf bestand, bis dann auf die landwirtschaftliche Schule zu gehen.

Die Sehnsucht nach der Palette bedrängte mich. Drei Jahre schienen mir eine unerträglich lange Zeit. Ich war wie ein Pfeil, der auf dem Bogen gespannt ist und nur der letzten Freiheit bedarf, um aufs Ziel zu schnellen. Drei Jahre Warten schien mir ein Zerbrechen am innersten Kern meines Wesens. Es stand als ein lobernder Befehl in meiner Seele, keinen Tag der Arbeit zu entziehen, die mich unablässig für sich forderte.

Da entschloß ich mich, wenn es sein müsse, auch ohne Geld meiner Wege zu gehen, sicher, daß sie sich mir ebnen würden, da sie die mir gebotenen waren.

Dazu kam es nicht. Der gefürchtete väterliche Befehl blieb aus, und anstatt seiner kam kurz vor dem Abitur Ranitz selbst und brachte mir die Erlaubnis zu meinem Kunststudium. Liebreich und ausführlich beriet er alle meine Pläne mit mir. Das war seit seinem Zerwürfnis mit Vater das erste Mal, daß ich ihn wieder sah, und es war ein gutes Finden und ein neues Kennenlernen.

Nach Hause durfte ich Ostern nicht. Es wurde mir schwer. Meine Briefe an Vater blieben unbeantwortet, in denen ich versucht hatte, ihn für meine Notwendigkeiten zu gewinnen. Die Macht, die in der Entscheidungsstunde meine Mutter auf ihn ausgeübt hatte mit ihrem stillen Bestimmen meiner Laufbahn, hieß ihn mich ziehen lassen, das war aber auch alles.

Was dies für ihn bedeutete hatte, erkannte ich erst später, als ich erfuhr, er habe meinen Namen nie wieder ausgesprochen, und sein Verhältnis Mutter gegenüber sei von Stund an ein anderes gewesen. Er verlor seine herrische Selbstsicherheit ihr gegenüber, das nie vorher befragte Recht, ihr Leben und ihren Willen mit eiferfüchtiger Enge sich unterzuordnen. Und ob sie sich jetzt inniger wie je unter diesen Willen band, um ihn vergessen zu lassen, daß sie sich einmal von ihm emanzipiert und dadurch offenbart hatte, daß ihr Dienen ein freiwilliges sei, es blieb als eine Niederlage in seinem Bewußtsein.

Dazu kam der Kampf ums Gut, zu dessen Erhaltung er auf meine jungen Kräfte und mehr als das natürlich auf mein Vermögen gerechnet hatte.

Es waren schwere Zeiten für ihn und für Mutter. Was sich in ihm vorbereitete, erkannte niemand in seiner zunehmenden Maglosigkeit und Schrofheit. Man glaubte, es seien Sorgen und die Enttäuschung, die ich ihm bereitet hatte. Es war aber ein anderes, denn anderthalb Jahre nach meinem Weggehen brach bei ihm eine Paralyse aus.

Ich wollte nach Hause. Mutter verwehrte es mir um feinetwillen, den es zu sehr erregt hätte, — er erkannte noch jeden, obgleich ihm das Wortgedächtnis mit dem ersten Schlaganfall entschwunden war.

Ich arbeitete in der Fremde. Erst in Deutschland, dann in Paris. Jahre des Ringens und Lernens. Ich lebte eingeschränkt, um von meinen Zinsen so viel wie möglich nach dem Wentenhof zu schicken; Ranik war nicht zu bewegen, mein Geld in das Gut zu stecken.

Mutter schrieb mir oft, aber es waren immer nur kurze Zettelchen — ihr fehlte es an Zeit zum Schreiben, außerdem lag ihr das nicht —, ich schrieb lang und ausführlich. Es war immer die Mutter meiner Kindertage, zu der ich sprach, die oft so still und blaß war, wenn ich zu ihr kam, und die aufblühte, wenn mein Leben sich dem ihren kindhaft rückhaltlos in allem mitteilte, was es bewegte, und mein heißes Lebensentzücken sie umwarb. Ich stellte sie mir immer vor, wie ich sie am letzten Abend im Wentenhof gesehen hatte, mit den bebenden Händen, dem sehnsuchtsvollen, zuwartenden und doch so lebensabgeschiedenen Ausdruck ihres Gesichtes.

Ich lernte viele Frauen ihres Alters kennen — sie war nur achtzehn Jahre älter als ich, also Ende dreißig damals —, das waren glänzende Frauen der Gesellschaft, noch jung in Erscheinung, Temperament und Anspruch, jede ein Mittelpunkt ihres Kreises. Mit keiner verglich ich Mutter. Sie stand abseits und unvergleichlich, wie der Wentenhof abseits der großen Heerstraße liegt. Mutter schien mir älter als diese Frauen und jünger! Zuweilen verglich ich junge Mädchen mit ihr, zu deren Nachteil. Ich fing zwar nicht selten Feuer, — aber ich wußte doch immer, daß all diese jungen Mädchen und Frauen, die ich kennen lernte, mich nichts angingen im Grunde, so hold sie auch waren. Und ich frohlockte eigentlich darüber, denn etwas in mir sparte sich, sparte mich mit bewußtem Entzücken für die auf, auf die ich wartete, für mein Weib, die würdig war, zu meiner Mutter nach dem Wentenhof zu kommen. Von der träumte ich mit heißen und reinen Sinnen.“ —

Die Stimme des erzählenden Mannes schwieg. Die Dunkelheit lag verbindend zwischen den beiden Menschen. Dann fuhr der Sprechende, von innen und von dem Warten seiner Gefährtin gedrängt, im Erzählen fort:

„Ich bekam das Stipendium zu einer dreijährigen Reise nach Ostasien. Als ich in Tokio ankam, erwartete mich ein Brief meiner Mutter mit der Nachricht vom Tode meines Vaters.

Wie immer waren es nur wenige Seiten: Schmerz und doch Freude über seine Befreiung. Nur daraus konnte ich sehen, wie schwer dieses Sterben gewesen war. Sonst enthielt der Brief nur die Bitte, ja die Forderung, meine Reise und Arbeit nicht zu unterbrechen, sie nicht aufzugeben. Mutter schrieb, Ranik besorge vorläufig alles Geschäftliche, und sie selbst brauche jetzt auf lange, lange Zeit das Alleinsein. Mehr noch als das aber brauche sie das Wissen, daß ich vorwärts käme in dem, was meine Lebensaufgabe sei, sie brauche es jetzt zu wissen, daß ich ein Stück gelungenen Lebens, ein Glück darstelle.

Wieder fühlte ich, wieviel Qual sie durchlebt haben müsse, um so meines Glückes als einer Rechtfertigung des schweren Lebens zu bedürfen.

All dieses Leid wurde mir zur Forderung. Es war, als läge es als eine schwere Last in einer Schale meiner Lebenswage, und in die andere müsse ich Früchte legen, bis durch ihr Gewicht die Schale des Leides sich hob.

Ich hätte am liebsten Tag und Nacht gearbeitet. Oft in Verzweiflung, oft im Rausch — allmählich aber mit Maß und Strenge auch gegen den eigenen blinden Eifer. Ich bekam meine ersten Aufträge, Porträts in Indien, und malte meine ersten Fresken. Alles wurde mir zum künstlerischen Problem, in das ich mich hineinbiß. Um Menschen kümmerte ich mich damals kaum, ich hatte für niemanden Zeit. Ich hatte meine Arbeit dort vom französischen Einfluß emanzipiert, nun waren diese Jahre voll vom Ringen um künstlerische Ausdrucksmittel. Das wundererfüllte Land, das meine Schau immer von neuem beseligte, wurde mir Kamerad und Geliebte. Ich lernte ungeheuer viel, indem mein Auge diese Länder des Ostens lieben lernte, und meine malende Hand um sie warb, — und mehr noch als ich lernte, erfaßte ich vorwegnehmend, so daß es mir damals schien, als würde ich mein Leben lang damit zu tun haben, die Anregungen jener Zeit auszugestalten.

So ausgefüllt, verging mir die Zeit fast unvermerkt. Mehrere Jahre war ich dort gewesen, länger als mein Stipendium es mir erlaubte, und dachte eigentlich noch nicht ernsthaft an die Rückkehr, als mich das Heimweh eines Tages wie eine Kinderkrankheit befiel, und ich, anstatt kurze Ferien nach einer anstrengenden Arbeit zu machen, wie ich es geplant hatte, alles, was ich besaß, zusammenraffte, meine paar Habseligkeiten, Bilder, Skizzen, Kuriositäten, und mich auf dem nächsten Dampfer nach Deutschland einschiffte.

Ich bereute den schnellen Entschluß auch nicht, als wir auf See waren und ich die langen, warmen Tage träumend auf Deck lag. Ich fühlte, daß ich ohne zu überlegen dort einen Abschnitt gemacht hatte, wo er innerlich zu Recht bestand, und ich streckte mich nun hoffend dem Neuen entgegen. Meine offizielle Lernzeit war zu Ende!

Ich machte viele Pläne. Mutter war von allen der Mittelpunkt. Ein alter Traum von mir war es, sie sollte den Wentenhof bis zur Mündigkeit meines Veters Kurt verpachten und mit mir hinausziehen. Ihre kurzen Zettel und Briefchen hatten in den letzten Jahren einen frohen Ton gehabt, einen warmen, leuchtenden Klang, aber da sie nur von wirtschaftlicher Arbeit sprach, sah ich sie doch im Geist immer dienend und sich Fremdem aufopfernd vor mir, und ich ersehnte es, ihr nun Bedingungen zu schaffen, in denen sie sich und ihrer Musik leben könnte und nach den entfangungsreichen Jahren von Vaters Krankheit und ihrer Vereinsamung neu aufblühen würde. Ich wußte, daß sie ihr ganzes Vermögen im Wentenhof angelegt hatte, von meinem hatte ich auch hineingesteckt, so viel es mir gelang, Ranik aufzudrängen, der Rest genügte, von Verdiensten abgesehen, uns beiden eine freie Existenz zu gestalten, wo immer wir wollten.

Von Träumen, Arbeits- und Lebensplänen erfüllt, fuhr ich heim. Bergen, meinen alten guten Studiengenossen, den du ja kennst, nahm ich mit; er war übel dran nach einem schweren Fieber, das er sich beim Malen in den Sümpfen geholt hatte, und ich wußte, daß nichts so heilend sei wie das Leben auf dem Wentenhof.

(Schluß folgt)



Englische Landschaft · Von Gilmar Et

Mir ist, als könnt' ich in der Heiligkeit der Stille
Die Unrast, die uns ewig treibt, vergessen,
Als ließe mich ein urgrundmächtiger Wille
Die ganze Weltunendlichkeit ermessen.

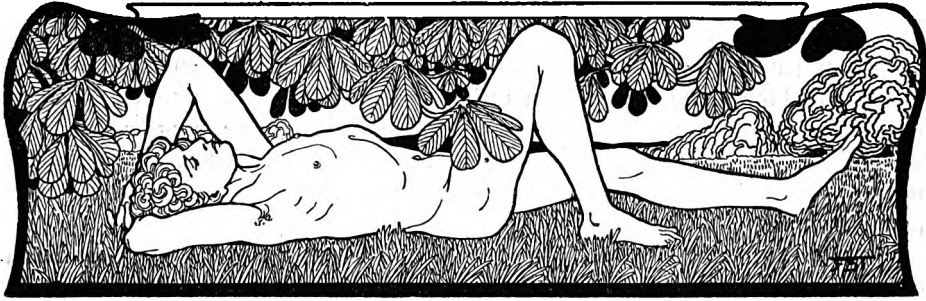
Bin ich es, der hier steht? Im blauen Dämmer
Seh' ich mich selbst als fremdes Gottgebilde,
Das zeitlos ist. Und Wolken ziehn wie Lämmer
Hin über apollinische Gefilde.

Hier schreitet frei von jeglichem Begehren
Das Leben sinnend hin auf weiten Wegen,
Wo schlanke, hochgekrönte Föhren
Mit kahlen Stämmen sich im Wind bewegen.

Und reife Felder stehn und solche, die noch werden,
Und dunkle Gruppen von verstreuten Buchen.
Auf breiten Wiesen wandeln stille Herden
Von Schafen, die sich grüne Nahrung suchen.

Und hier und dort ruhn friedliche Gewässer,
Die leise zitternd durch den Abend blinken,
Und manchmal hinter Bäumen alte Schilffler,
Von deren Zinnen Shakespeares Geister winten.





Naturempfindung einst und jetzt

Von Dr. Wilhelm R. Richter

Im Jahre 1896 veröffentlichte Friedrich Ratzel in der Deutschen Rundschau einen Aufsatz: „Die deutsche Landschaft“, der so anregend ist, wie alles, was der große Geograph und Naturfreund schrieb. Da heißt es einmal bei Besprechung des norddeutschen Tieflandes: „Für den landschaftlichen Sinn des modern Gebildeten liegt allerdings in diesen kleinen Dimensionen wenig Reiz. Die Schönheiten, zu denen man hinabsteigen muß, dafür glaubt man keine Zeit mehr übrig zu haben... Sein Urgroßvater war besser daran, den zwar nicht die Alpen oder das Riesengebirge lockten, die er ohnehin nicht leicht erreichte, der aber in diesen wohlangebauten Flächen mit ihren Wäldern und in alten Bäumen begrabenen Dörfern sein Ideal landschaftlicher Schönheit sah. Er war zufrieden mit seiner Heimat und würde seinen Ur-entel bedauern haben, der so wenig daraus zu machen weiß. Und sein bescheidenes Ideal war das eines Ewald v. Kleist, Matthias Claudius, Voß.“

Diese Äußerung wurde vor achtzehn Jahren geschrieben, und sie mutet uns ganz sonderbar altmodisch an. Wir haben in der Zwischenzeit völlig umgelernt in der Betrachtung von Naturdingen. Es erscheint uns heutzutage keineswegs als Zeichen feingebildeten Geschmades, vielmehr als Zeichen mangelnder Feinfühligkeit, wenn einer ein Gebirge nur deshalb dem Tieflande vorziehen will, weil es höher und in die Augen fallender, sozusagen breitspuriger ist. Es gibt Leute genug, die das Gebirge — Mittelgebirge und Alpen — wohl kennen, und die doch Norddeutschland vorziehen, weil es feinere Reize bietet. Das ist ein großer Umschwung. Aber mit unserer Wertschätzung des „reizlosen“ Tieflandes entfernen wir uns noch weiter als von dem Geschmad der vorhergehenden Generation von dem der Urgroßväter. Wenn wir Heide, Moor, Ebene und gar Marsch und Strand so gern haben, so geschieht es aus gänzlich anderen Motiven, als jene Vorfahren mit dem Ideal eines Kleist, Claudius Voß hatten. Wir lehrten nicht zu ihrer Liebe zurück, sondern, wo wir denselben Gegenstand lieben, da tun wir es auf außerordentlich bereicherte und — wir dürfen es uns eingestehen — verfeinerte Weise.

Was war das nun für ein Ideal, von dem Ratzel spricht? Wir kennen Voß aus der Literaturgeschichte u. a. als Angehörigen des Göttinger Hainbundes, als

einen von jenem Kreis junger Leute, die in „empfindsamer“ Weise Natur und Leben andichteten und für Regeneration — wie wir sagen würden — mehr schwärmten als wirkten, nebenbei bemerkt auch nur, als sie jung waren. Wir kennen Vossens „Luise“, und wir wissen, daß auch bei Matthias Claudius und in Ewald v. Kleists „Frühling“ das Lob des Landlebens „am Busen der Natur“ gesungen wird.

Aber wenn wir uns jene Zeit in ihrem Naturempfinden vergegenwärtigen wollen, dann tun wir gut, nicht nur die Lyrik zu berücksichtigen. Wie weit die Allgemeinheit des „sentimentalischen Geschmades“ ging, das erfahren wir aus allen Lebensäußerungen der Zeit. Derartige „Moden“ im Kulturleben können sich eben nur dann halten, wenn sie einem seelischen Bedürfnis der Zeit entgegenkommen, etwa so wie in unseren Tagen die Mode der geometrischen Gartenanlagen. Die Künstler pflegen für das Bedürfnis, das im Volke nur halb empfunden, halb unbewußt liegt, den geeigneten Ausdruck erst zu finden. Daß nicht alle Zeitgenossen die Allgemeinheit jener Empfindungsweise anerkennen werden, ist klar, denn nur wenige Leute sind sich ihrer seelischen Regungen auch völlig bewußt. Dazu kommt, daß die Führer immer der Zeit voraus sind. Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erschienen 1862 bis 1882, lange vor dem Auftreten der modernen Wanderbewegung, die die Mark für das große Publikum entdeckte. Die empfindsame Literatur zeigt uns — und in diesem Sinne verweist auch Rahel auf sie —, was man damals für ein Ideal hatte, welche Art von Empfindung man anstrebte. Eine Aeußerung bei Ludwig Tieck läßt dies klar erkennen: irgend einer erzählt dort, er habe sich nach dem Lesen von Goethes Werther „vier Wochen lang in Tränen gebadet, aus Beknirschung des Herzens, im demütigenden Bewußtsein, daß er nicht so dachte: wer fähig sei, die Welt zu erkennen, wie sie wirklich ist, müsse so denken und so sein.“

Wir wollen hier keine Charakteristik der empfindsamen Naturlyrik des achtzehnten Jahrhunderts geben; jede Literaturgeschichte bietet hierüber genug Stoff. Sehen wir zu, wie diese tränenreichen Menschen im Leben vor der Natur standen. Voss schreibt in einem Briefe: „Wir neigten uns und gingen in den Garten, setzten uns da in eine Laube, die ganz aus Apfelbaum und Holunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, indes ich in einer nachlässigen Lage eine Pfeife Toback rauchte. Rund um uns war alles Frühling, die Nachtigall sang, die Tauben gurrten, die Hühner lockten, von ferne ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüten regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Würmer, die in dem fetten Graße umherschwärmten. Hierauf bedankten wir uns gegen das Etwas mit dem Kopfzeuge (gemeint ist ein kleines Mädchen mit einem Kopftuch), aßen ein Butterbrot in der Schenke und gingen im Wehen der Abendkühle wieder nach Göttingen.“

Das Bild des Dichters, der die Apfelblüten vom Buche fortbläst, um inmitten des Frühlings von dem Frühlinge — zu lesen, ist außerordentlich bezeichnend für die zweifellos unreife Art der damaligen Schwärmerei. Sie erinnert an Werther,

der mit Sonnenaufgang seine Zudererbsen selbst pflückt, sich hinsetzt, sie abfähnet und dazwischen in seinem Homer liest. Wohlverstanden: uns kommt die Art unreif vor, auch dann, wenn wir ganz genau wissen, daß sie als Übergangsstufe in der Geschichte der menschlichen Gesittung nötig war. Und den Leuten damals war es ganz gewiß heiliger Ernst damit.

Es waren die kleinen „idyllischen“ Züge der Natur, auf die die Betrachtungsweise damals ausging. Für den murmelnden Bach, die grüne und blühende Wiese, den „feyerlich-melancholischen“ Mond war man begeistert, und um all dies zu genießen, verließ man im Sommer den — damals schon lästigen — Lärm der Stadt. Man legte ganz besonderes Gewicht auf das Liebliche. Das Gewitter ist meistens nur deshalb beliebt, weil es das Auftreten des sanften Regenbogens vorbereitet. Das Hochgebirge und das Meer werden gar nicht in Betracht gezogen, und von den Jahreszeiten kommen (mit ganz wenigen Ausnahmen) nur Frühling und Sommer in Betracht. Es ist überaus bezeichnend, daß Voß aus Münden, wo er sehr schöne Stunden verlebte, am 17. Februar 1774 schreibt: „Die Gegend ist selbst im Herbst und Winter herrlich.“

Daß eine Zeit mit diesem Geschmack dem Elbstrom nicht allzuviel Verständnis entgegenbringen konnte, ist klar. Ernestine Voß schreibt später einmal: „Eine solche Elbfahrt ist bei günstigem Wetter gar unterhaltend. Es wimmelt von großen und kleinen Schiffen, die Lebensbedürfnisse nach Hamburg bringen. Wenn zwei sich nahe kommen, begrüßt man sich mit Hurrarufen und Hutschwenken. Die fernen Ufer zu beiden Seiten geben immer neue Abwechslung, je näher Hamburg, je schöner, denn schon mehrere Stunden vor Altona fangen die Hamburger Luftbesühungen an, die zum Teil großen Umfang haben.“ Das ist weder tief noch empfindsam.

Doch diese liebliche Landschaft ist nicht unbelebt, die Bauern — nein: die Landleute, spielen eine große Rolle darin. Es ist aber ein wunderlicher Schlag Landvölk, den man damals schätzte und der in der Wirklichkeit gar nicht existiert. Von der Würdigung der Bauernarbeit ist keine Rede. Die ganze Betrachtungsweise ist die des großstädtischen Sommerfrischlers, der auf dem Lande sich ausruht und nun meint, die Bauern täten daselbe, hätten es so idyllisch und gut und „ruhten am Busen der Natur“. Sie singen Lieder, tanzen fröhlich, füttern gelegentlich einmal die Hühner oder das Taubenvolk. Die Art und Weise, wie ihre schlichten Gewohnheiten denen der verweichlichten Städter gegenübergestellt werden, verblüfft uns öfter. So sagt Miller einmal, die Überkultur anklagend: „Dem Brandtwein weiß man jetzt wenig mehr; dafür trinkt der Holzhacker und die Wäscherin des Tages zwei- oder dreimal den weit gesünderen Coffee, und der Vornehmere die stärkende Chocolate . . ., dafür sind wir auch gesegnet von den häßlichen Krankheiten, dem marasmo senili und Entkräftungen.“ Der Landmann aber ist nicht entkräftet, er lebt in enger Fühlung mit der Natur, ist daher gut und edel, genügsam und nicht habgierig. Und vor allen Dingen: er befindet sich in patriarchalischen, urwüchsigen Zuständen, die von keiner Kultur beleckt sind.

Also das Naturempfinden von damals war nur auf eine Art von Landschaft eingestellt: etwa das deutsche Mittelgebirge. Aus dem lieblichen Charakter

der Gegend wird ein idyllisches Bauernleben konstruiert. Davon, daß der Bauer auch in einem festgefügtten Kulturkreise lebt, ist noch nichts erkannt; ebensowenig die Tatsache, daß die ange schwärmte Natur eben keine Natur-, sondern eine ausgesprochene Kulturlandschaft ist. Erst mehr als sechzig Jahre später kommt diese Erkenntnis in Immermanns Oberhof zum Ausdruck.

Man muß die Empfindsamkeit von damals als unreif bezeichnen. Sie war ein guter Anfang, aber nicht mehr; sie regte zu tieferem Eindringen erst an. Und wenn man sich den „zum Bauern gewordenen Städter“ am Busen der Natur, mit einem Werke irgend eines großen Dichters in der Hand vorstellte, so versuchte man auf ganz unbefangene Weise von vornherein ein Problem zu lösen oder darüber hinwegzuspringen, das erst späteren Zeiten in seiner ganzen Schwierigkeit aufging. Denn die große Frage bei der ganzen Zurück-zur-Natur-Bewegung ist die: Wie läßt es sich machen, daß bei diesem Zurück die großen Leistungen des Kulturlebens, Dichtung, Philosophie, Musik, Malerei, Bildhauerkunst, dem einzelnen nicht verloren gehen? Alles das, was heutzutage dem Streben nach jenem von Raquel erwähnten Ideal ähnelt, faßt diese Frage ernsthaft ins Auge, im Gegensatz zu damals.

Ein Zug in Immermanns eben angeführtem Oberhof, der uns auch sehr modern anmutet, ist der, daß dem Jäger sein Speffartmärchen gar nicht mehr gefällt, sobald er es in der freien Landschaft erzählt. Und Walt Whitman, der große und so vielfach verschieden beurteilte amerikanische Dichter, berichtet einmal (zitiert in der deutschen Ausgabe seiner „Grashalme“ von Wilhelm Schölermann), er habe sich zu einem Zeitpunkt seines Lebens in eine Höhle an der See zurückgezogen und habe dort eine Reihe der größten Meisterwerke der Weltliteratur gelesen. Er hätte aber sicher noch mehr davon gehabt, wenn er sie nicht im Freien in sich aufgenommen hätte. Das ist ein sehr bezeichnender Ausdruck modernen Naturempfindens. Unsere Eindrücke von der Landschaft sind so stark, daß wir ein Buch dabei nicht genießen können. Die Natur allein sagt uns genug.

Aber was sagt sie uns? Zunächst wissen wir ganz genau, daß das Wort Natur sehr viel Verschiedenes bedeuten kann. Sie ist in erster Linie das Gegenstück zu der Stadt mit ihrer Kultur oder Überkultur: das freie, d. h. nicht städtisch bebaute Land. Aber ist dies alles ohne weiteres Natur? Nein, denn in dieser Zusammenfassung liegen Dörfer, Kulturland und Ödland. Das Ödland ist ein überaus beliebtes Revier des modernen Naturfreundes, und die immer weiter gehende innere Kolonisation macht ihm schweren Kummer. Bleibt die Kulturlandschaft in der „Natur“: Felder, Wiesen, Wälder und Dörfer. Und die Dörfer und Einzelhöfe sind von den Bauern bewohnt, die zweifellos auch ein Stück des Landes sind, aber auch — das ist uns heutzutage geläufig — ihre eigene Kultur haben, die mit der städtischen nicht übereinstimmt. Das weiß jeder, der in der Stadt in einem Steingutladen Sella mit nachgemachten „Bauerndekors“ kaufte. Das weiß auch der volkstundliche Forscher, der — diesmal nicht als Naturfreund, sondern als wissenschaftlicher Sammler — das Land durchwandert, um alte Gebräuche, Volkstänze oder Volkslieder aufzuzeichnen. Aber von einer bebauten Landschaft ohne Einschränkung zuzugestehen, daß sie ein Kulturprodukt ist, dagegen sträubt sich

etwas in uns. Wir wissen: zur Anlage dieses Dorfes mit seiner Flur wurde in dem und dem Jahrhundert der Wald gerodet, jene Marsch mit den Obsthainen wurde dann und dann eingedeicht. Ja wir können ein Getreidefeld als „Kulturprodukt“ so genau kennen, daß wir wissen, für wieviel dies Korn bereits auf den Salmen verkauft ist — und wir können trotzdem, wenn es im Winde hin und her schwankt, beim Betrachten seines Wogens eine Empfindung von sonst nicht gespürten Zusammenhängen haben. Wenn wir dafür einen Ausdruck suchen, wird uns etwa „das Leben“ oder „das Wirken der Natur“ auf die Zunge kommen. Wir erkennen, daß Natur hier etwas anderes bedeutet, als vorhin. Wir werden also von der Natur, die wir beim Wandern empfinden, in zwiefach verschiedenem Sinne sprechen müssen, wir werden das „Landschaftsempfinden“ von dem Naturempfinden im engeren Sinne unterscheiden.

Reine Zeit hat Landschaftsempfinden in dem Maße befehen, wie die unsrige. Der Landschaftsmalerei verdankt es seine Ausbildung zum großen Teil, jener Kunstgattung, die die empfindsame Zeit noch nicht kannte, die erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert aufstieg und später mehr und mehr wagte, Gegenden ohne Menschen darin abzuschildern. Mit dem Auge des Landschaftsmalers sieht auch der Naturfreund. Er sucht die Motive aus, empfindet sie wie ein fertiges Gemälde, verzichtet aber darauf, sie wiederzugeben, wie das die Tätigkeit des Künstlers ist.

Ob der Maler nur ein getreues Abbild von dem liefern soll, was er mit leiblichem Auge sieht, oder ob er in seinem Werke auch davon eine Vorstellung geben darf, was er beim Sehen empfand, das ist eine schwierige Frage, die gegenwärtig strittiger ist, als vor fünf bis zehn Jahren. Dem Wanderer ist die Erscheinung einer Landschaft gleichzeitig mit der Stimmung, die darin liegt, gegeben — die graue Theorie kümmert ihn nicht. Ein Stück Sturzader sieht bei hellem Sonnenschein anders aus, als bei Nebel. Aber in beiden Fällen hat das Bild einen ganz bestimmten Charakter, im ersten einen anderen als im zweiten; und daher wissen wir uns in beiden Fällen daran zu erfreuen. Eine Talleandschaft gegen Abend, wenn alle Tannenwälder der Berghänge in bläulichen Dunst gehüllt sind und wenn in den Wolken oben die bunten Lichter des Sonnenuntergangs spielen, ist etwas ganz anderes als genau dasselbe Stück Tal in Nachmittagsbeleuchtung, wenn die Sonne scharf brennt, wenn die Schatten so kurz sind, daß sie fast verschwinden und daß der ganze Berghang ganz seltsam untörperlich aussieht. Das sind zwei Landschaften an derselben Stelle. Wir wissen beide zu schätzen. Die empfindsame Zeit hätte auf all das kaum geachtet und hätte nur von dem kleinen Bach unten im Tal, der so hübsch friedlich bei ein paar Hütten vorbei plätschert, viel zu erzählen gehabt.

Ein Stück Ostseeufer in hellem Mittagsglanz, bei Ostwind, der die blauen Wellen sich mit lustigen Schaumköpfen krönen und die grünen Buchenwälder auf dem gelben Kliff sich so plastisch von dem tiefblauen Himmel abheben läßt — und dasselbe Stück Ostseeufer an einem Sommerabend bei Windstille, wenn ein silbergrauer Schleier sich über alles hinüberlegt, und die Gestalten der Menschen am Strande sich aufzulösen scheinen, — kann man überhaupt unterscheiden, welches

dieser beiden Bilder oder welche dieser Stimmungen schöner ist? Es ist in beiden Fällen etwas ganz Verschiedenes; und fast erscheint es uns als Annäherung, zu behaupten: jetzt müßte eigentlich heller Himmel sein, dann wäre es noch schöner.

An das Nordseegeflüde zur Ebbe- und zur Flutzeit braucht nur erinnert zu werden. Wer aus dem Binnenlande, sozusagen mit geographischem Forscherfuchsen, an die Nordsee herantritt, um das Meer zu spüren, der wird enttäuscht sein, wenn es gerade Ebbe ist. Aber für wen dies nicht gilt, der weiß, daß das trockenliegende Watt einen ganz eigenen Zauber hat, der völlig von dem des flutenden Meeres verschieden, aber nicht minder schön ist.

Es sind also gewisse Ausschnitte aus der Landschaft, die das Auge sucht und findet. In dem „Suchen“ liegt ja schon, daß es sich um eine Tätigkeit, nicht um eine Passivität handelt. Diese Freude an den gesehenen Bildern hat eine große Aufnahmefähigkeit zur Voraussetzung. Sie klammert sich gar nicht an bedeutende Erscheinungen, sondern kann ebensoviel Schönes an ganz schlichten Stellen einer „anspruchlosen“ Gegend entdecken. Die berühmte Partie des Rheintales schön finden, das kann jeder unreife Bäckfisch. Den Feldsee mit seinen steilen Wänden anschauenwert zu finden, das ist noch kein Zeichen besonderer Landschaftsempfindung, — es ist einfach selbstverständlich, wenn nicht einer gänzlich unempfindlich ist. Aber da Schönes zu finden, wo der Bäckfisch nur Einöde und Langeweile sieht, das ist ein Zeichen dafür. Wir halten es gar nicht für unter unserer Würde — wie Rachel noch 1896 meinte — zu diesen kleinen Dimensionen hinabzusteigen. Im Gegenteil, wir entdecken gerade an ihnen sehr viel Feines, an dem der große Haufe vorbeiläuft. Es kommt uns gar nicht in den Sinn, das Moor tot zu finden, weil sein Charakter auf weite Strecken der gleiche bleibt. Was man an der Marschlandschaft sehen kann, das hat Richard Linde in seinem prachtvollen Buch „Die Niederelbe“ geschildert.

Es ist keine Freude an dem bewußten bescheidenen Ideal, das uns das norddeutsche Flachland — ebenso die süddeutschen „reizlosen“ Hochflächen — lieben läßt. Das Ideal kommt gar nicht in Frage. Es steht auf einem ganz anderen Blatt. Vielmehr schätzen wir jene Gegenden deshalb, weil sie in ihrer Unausdringlichkeit etwas besonders Feines und Schönes sind.

Etwas, das „hinter der Erscheinung“ der Landschaft liegt, empfinden wir nur, wenn wir auf die Natur in dem oben angeedeuteten zweiten Sinne achten. Damit kommen wir in ein Gebiet, das wir am besten das religiöse nennen. Nicht bei Betrachtung einer ganzen Landschaft, sondern bei einer Einzelheit, einem Kornfeld, einem Stück Waldboden oder noch kleinerer Teile, einem blühenden Apfelbaum etwa, pflegt dies Empfinden einer großen, mehr geahnten als klar durchschauten „schlechthinniger Abhängigkeit“ aufzutreten. Dabei lassen wir die Frage: „Abhängigkeit von wem?“ gänzlich beiseite. Das ist durchaus nichts spezifisch Modernes. Es tritt auch zu anderen Zeiten auf, und die Zeit des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts ist voll davon.

In dem Landschaftsempfinden aber können wir etwas völlig Neuzeitliches sehen. Daß es samt und sonders jeden Menschen von heute beseelt, das behaupten wir damit noch nicht. Es gibt genug Leute, die nur deshalb „ins Freie“ gehen.

um sich körperlich auszutoben, und das ist zweifellos auch sehr wertvoll; diese werden sich dagegen sträuben, das oben Geschilderte als allgemeingültig zu bezeichnen. Aber die Kulturentwicklung geht dahin. Als König Ludwig I. in seiner Residenzstadt Bauten in antikem Stil aufzuführen ließ, da schimpften die Münchener. Und heutzutage erkennen wir gerade jene Bauten als deutlichen Ausdruck des klassizistischen Empfindens der damaligen deutschen Kulturwelt. So mag es heute mit jenem Empfinden gehen.

Auch heute werden manche Leute noch empfindsam vor der Natur stehen; sie werden zum Teil die Entwicklung des Naturempfindens im neunzehnten Jahrhundert noch im kleinen durchmachen und wiederholen. Auch Leute, die für das religiöse Moment keinen Sinn haben, gibt es genug. Und ebenso gibt es andere, die bewußt nur als Sportsleute und nicht als Naturfreunde aus der Stadt hinauswandern, um nicht Landschaft, sondern Gelände zu suchen. Als das einzig Richtige stellt dies z. B. Karl Scheffler in einem Essay „Naturdilettantismus“ hin. Er sagt dort: „Um das Leben in der freien Natur auszuhalten, gibt es nur eines: man muß versuchen, sich zu ihrem Herrn zu machen und immer wieder zu ihrem Herrn, so oft man auch unterliegt.“ Und man muß dies tun, um „einer leeren, unfrei und unruhig machenden Empfinderei“ zu entgehen.

Hieran ist eines richtig. Die Empfindsamkeit ist ein unreifer Zustand — wir haben es oft genug betont. Aber es ist fraglich, ob man deshalb das gänzliche Gegenteil als das einzig Reife betonen und den Aufenthalt der Mehrzahl der Städter im Freien, „die elf Monate im Jahre angestrengt arbeiten und die dann einen Monat untätig mit der Natur leben“, als Naturdilettantismus bezeichnen muß. Das Landschaftsempfinden bedingt keine Untätigkeit, es erfordert Mitarbeit, die nach Scheffler der Mensch „auch dann schon leistet, wenn er scharf und sachlich die Natur nur beobachtet, wenn er die Stimmungen des Morgens, Mittags, Abends und der Nacht, des Berglandes, des Meeres und der Feldeinsamkeiten gewaltsam auf sich wirken läßt, um daraus Baumaterial für seine Weltanschauung, für seine Arbeit, für seine Entwicklung zu gewinnen.“ Freilich: Die Städter, die einen Monat lang in die Sommerfrische gehen, sind überanstrengte und angespannte Menschen, die in der Natur nur Erholung suchen. Sie sind nicht frisch und gesund; wer aber der Natur nicht nur einen „kalt staunenden Besuch“ abstatten will — und es ist klar, daß nur derjenige tiefer eindringt, der häufig wandert — der muß rüstig sein. Daher ist es doch wohl einseitig, mit dem Blick auf die erholungsbedürftigen Sommerfrischler, von dem gesamten Naturempfinden unserer Zeit zu behaupten: „Darum ist die Art des Naturlebens, wie die Städter es eingeführt haben, unnatürlich, ist innerlich mehr schwächend als stärkend und im tiefsten Grunde kulturwidrig.“ Es kommt darauf an, welche Elemente der Bevölkerung man im Auge hat.

Das Erholungsbedürfnis der Großstädter kommt in diesem Zusammenhang nicht in Frage und daher auch nicht die Gefühlskomplexe, die mit diesem Bedürfnis in Zusammenhang stehen; denn es sollte hier nur vom Naturempfinden die Rede sein, das die Natur nicht als Kurmittel gebraucht. Die ganze Frage der heutigen Zurück-zur-Natur-Bewegung steht insolge dessen hier auch nicht zur Erörterung. Ob einer auf dem Lande in einem Eigenheim oder in der Großstadt

auf einer Etage wohnt, ist in diesem Zusammenhang belanglos. Der Städter von heute braucht nicht, wie Hölty und Vok dort bei Göttingen, ein Buch, wenn er in die Landschaft sieht. Und der Siedler auf dem Lande, der vor der städtischen Überkultur wach, braucht den guten Kulturerrungenschaften der Stadt, zu denen auch die Zeitschriften gehören, die er bezieht, um auf dem Laufenden zu bleiben, nicht feindlich gegenüberzustehen. Daß er sich die Natur (hier wird das Wort in einer dritten, noch nicht hervorgehobenen Bedeutung gebraucht) auch dienstbar macht, indem er sie zu wirtschaftlichen Zwecken benützt, ist wiederum eine Sache, die mit dem Naturempfinden nichts hindernd zu tun zu haben braucht; denn sein Interesse braucht nicht in Landbaufragen aufzugehen. Es ist eine ähnliche Lage, wie die des Naturwissenschaftlers, der zu Studienzwecken in die Landschaft zieht, und der dabei auch ein Naturfreund sein kann, so wie es Friedrich Rahel war. Ob er es immer ist, oder ob er es in der Regel ist, das bleibt fraglich. Wir sprechen in diesem Zusammenhang nicht von dem Naturforscher als solchem, sondern von ihm — sagen wir etwa — in seinen Freistunden. Und daselbe kann von den Sportsleuten gelten. Sie werden das betretene Gebiet für ihre Zwecke in erster Linie als Gelände werten. Eine Wertung daneben nach landschaftlichen Grundsätzen ist — sagen wir wiederum etwa — in ihren Freistunden durchaus möglich. Ob sie aber die Regel ist, das ist die Frage.

Zu betonen ist immer wieder, daß das Besondere an dem modernen Naturempfinden das Landschaftsempfinden ist. Es ist eine große Kraft in unserem Leben geworden. Denn es verhalf dazu, über die an und für sich natürlich auch wertvolle rein hygienische Schätzung des Landes im Gegensatz zur Stadt hinwegzutommen, diese Gegenüberstellung zu vertiefen und zu bereichern. Daß es verkehrt ist, Landschaften des Tieflandes zwar für ganz hübsch, aber doch nicht für ganz wirklich schön zu halten, daß es zu Hause genau so schön sein kann, wie in Italien oder sonst einer Gegend, die im Baedeker viele Sterne hat, wenn man nur zu sehen versteht, — diese für unser Leben so bedeutsame Erkenntnis verdanken wir der geschilderten Betrachtungsweise der Natur, die sich im neunzehnten Jahrhundert allmählich herausbildete.





Der Schönheitsfucher

Von L. M. Schultheis

Es war einmal ein Mann, der heiratete eine sehr häßliche Frau, worüber alle seine Freunde sehr erstaunt waren, denn er hatte ihnen oft seine Theorien entwickelt über die Schönheit im allgemeinen und ihre Notwendigkeit beim Weib im besonderen.

Wenn sie unter sich waren, wunderten sie sich, daß er so mit Blindheit geschlagen war, und machten witzige Bemerkungen über den Liebesgott mit der Binde vor den Augen.

Mit dem Mann und seiner Heirat hatte es aber folgende Bewandtnis. Er hatte immer gewußt, daß die Frau häßlich war, so gut wie seine Freunde — eines Tages aber, während er mit ihr sprach, erschien sie ihm plötzlich von einer eigenen, seltsamen Schönheit. Vielleicht war es die Beleuchtung, oder ein momentaner Wechsel ihres Ausdrucks, oder selbst eine Änderung in seiner eigenen Art zu sehen. Er war wie gebannt — hatte innegehalten in dem, was er gerade sagen wollte, und hatte sie lange und sinnend angeschaut.

Von dem Augenblick an hatte er keine Ruhe mehr; wo er ging, stand ihm die Erinnerung der Schönheit vor Augen, die diese Frau so plötzlich angezogen hatte, wie man ein Festgewand anlegt. Es beirrte ihn nicht, daß sie nicht schön schien, als er sie wieder sah; es genügte ihm, daß er einmal unversehens ihre Schönheit überrascht hatte, und er harrete nun, daß sie sich eines Tages durch eine ebenso zufällige Verkettung der Umstände wieder offenbaren würde. Sein Dichten und Trachten war fortan darauf gerichtet, diesen Augenblick zu erhaschen. Er hatte nun einen Zweck im Leben, den er beharrlich verfolgte, und als er sie bereit fand, seine Frau zu werden, schätzte er sich glücklich. Denn er sagte sich, daß ihm nun der ersehnte Moment nicht entgehen könne.

Er fand in seiner Ehe nicht, was er suchte. Das Mysterium ihrer Schönheit enthüllte sich ihm nicht wieder. Wenn seine Freunde von ihm sprachen, endeten sie stets mit einem bedauernden Achselzucken, daß es sein Schicksal gewesen, eine so häßliche Frau zu haben. „Aber“, setzten sie hinzu, „er hat es ja so gewollt, und außerdem scheinen sie ja nicht sehr unglücklich zu leben.“

Es ist wahr, sie waren glücklich, die beiden. Das kam daher, daß der Mann einer jener halsstarrigen Menschen war, die eine einmal gefasste Idee nicht mehr

aufgeben. Anstatt einzusehen, daß er eine hoffnungslos häßliche Frau hatte, salbte er seine Seele mit dem Öl der Erkenntnis, die ihm ein einziges Mal zuteil geworden war, in jenem fliehenden Augenblick, als er sie für schön erkannte. Deshalb behandelte er sie als sein höchstes Gut; hätte er sie mit den Augen seiner Freunde gesehen, würde er sie vielleicht geprügelt haben.

Bald nach seiner Heirat kam ihm der Gedanke, die Erinnerung an seine Vision festzuhalten, bis der Tag erschiene, an dem er sie wieder leibhaftig erfassen würde. Deshalb fing er an, seine Frau zu malen.

Seine Bilder hatten alle einen nicht leicht zu beschreibenden Reiz; es war die häßliche Frau mit irgendeinem seltsamen Charme der Geste, des Blicks, der Stellung. Sie und da, stückweise, in diesem Bild oder in jenem gelang es ihm, ein winziges Endchen seiner Vision zu realisieren, aber niemals das Ganze; und er haßte sie alle, wenn sie vollendet waren.

Seine Freunde sahen sich die Sachen an; „seine Frau, aber stark idealisiert“, sagten sie und wunderten sich, daß man überhaupt so etwas malen mochte.

Er begann zu dichten. In seinen Dichtungen hatte seine suchende Seele einen weiteren Raum. Er sang von der Schönheit, die sich keinem anderen Menschen offenbart hatte, er sang von seinem Hoffen und Harten und von der Apotheose der Erfüllung.

Seine Freunde lasen die Gedichte. „Aha,“ sagten sie, „ein Idealist nach der Art Dante Alighieris“, und hätten für ihr Leben gern erfahren, wer seine Beatrice sei.

Die häßliche Frau war aber unaussprechlich glücklich.

So verging die Zeit.

Eines Tages wurde der Mann krank, legte sich auf sein Lager und stand nicht mehr auf.

Seine Frau saß bei ihm. Sie durfte keinen Augenblick fern von ihm sein. Ihr Gesicht war von heimlichem Weinen verzwollen, aber sie hoffte, daß er es nicht bemerken würde.

Sein forschender Blick, der Blick der Matrosen, der Landschaftler, all derer, die ferne Horizonte suchen, hing an ihr. Er suchte bis zuletzt.

Aber seine Vision kam nicht wieder. Es war nur ein armes, müdes, häßliches Weib mit verweinten Augen, das sich über ihn beugte. Wenn sie ganz nahe kam, hörte er ihr Herz klopfen.

So starb er.

Sie weinte.

Da sie nie geahnt hatte, was er suchte, wußte sie auch nicht, daß sie ihn gewissermaßen enttäuscht und betrogen hatte, so lange sie mit ihm lebte.

Fortan widmete sie ihre Kräfte seinem gesegneten Andenken; sie ließ eine herrliche Ausgabe seiner Dichtungen besorgen und eine Gedächtnisausstellung seiner Bilder veranstalten. Alle Kritiker sagten einstimmig, daß er ein Schönheitsjücker gewesen auf den verschlungenen und dornigen Pfaden der Kunst, und daß er die Welt durch seine Suche reicher zurückgelassen habe, als er sie gefunden.

Da war die häßliche Frau wieder unaussprechlich glücklich.

*

Als sie eine gebrechliche, neunzigjährige Greisin war, kam eines Tages einer, der ein epochemachendes Buch über ihren Gatten geschrieben und die Seele des Mannes sezirt hatte. Er bewies mit haarscharfen Argumenten, daß der Tote ein mit Genie begabter Egoist gewesen, der rücksichtslos über die andern hinschritt, auf sein Ziel zu. Und er deutete an, daß sie die am meisten Enttäuschte und Betrogene gewesen.

Aber sie lächelte und glaubte ihm nicht.



Manchmal

Von Rudolf Leonhard

Und manchmal ist's in schlummerstillen Nächten,
Wenn heißes Wachen mir im Auge brennt,
Als ob die toten Dinge um mich dächten,
Tiefdunklen Blutes voll, das niemand kennt.

Dann leben an der Wand die dunklen Silber,
Am Brett manch rückengoldgeschmückter Band,
Indes das Lampenlicht bald grell, bald milder
Um alles seine feinen Netze spannt.

Und alles, Tisch, Gitarre, Schrank und Stühle,
Ist seltsam anders als am fernen Tag,
Wo lebelachend helle Sonnenschwüle
Lichtfesselnd, laut um alle Dinge lag.

Jetzt wollen sie sich wie im Atem heben —
Es ängstet fast, wie fremd vertraut das ist;
Ich aber weiß, wie sehr die Nacht voll Leben,
Wie sehr das Leben voller Rätsel ist.





Der letzte Paden

Von Dr. Karl Noegel

In einer der belebtesten Münchener Straßen, unweit von einem der großen Konfektionshäuser, fiel mir unlängst eine ärmlich gekleidete Frau auf, die mit sichtlicher Anstrengung einen großen Paden schleppte. Sie machte nicht nur den Eindruck von chronischer Unterernährtheit, es schien mir, daß sie von schwerer Krankheit befallen war. Ich folgte ihr in eine der Seitenstraßen, wo sie den Paden auf ein dort stehendes Wägelchen legte. Dabei murmelte sie etwas vor sich hin. Ich trat an sie heran, sie blickte auf und sagte mit einem eigentümlichen Lachen, in dem keinerlei Verbitterung lag:

„Das wird wohl mein letzter Paden sein.“

„Wieso denn?“

„Mit mir geht es zu Ende, das sehen Sie wohl.“

„Was haben Sie denn in dem Paden?“

„Konfektionsware.“

„Weshalb schleppen Sie sich denn damit ab?“

„Auf die Trambahn läßt man mich nicht mit diesem Paden, für einen Wagen langt es nicht.“

Sie zog ihr Wägelchen, ich ging nebenher.

„Sie verdienen wohl wenig?“

Sie schwieg.

„Nun, wieviel kommt es auf den Tag?“

„Wenn ich vierzehn bis sechzehn Stunden arbeite, etwa eine Mark.“

„Weshalb gehen Sie da nicht lieber in die Privathäuser näher?“

„Ich getraue mich nicht mehr.“

„Wieso denn?“

„Ja, sehen Sie, einmal habe ich schon Pech gehabt: eine Dame hat mich nicht bezahlt. Da blieb ich denn für die Zutaten im Laden schuldig. Hier bei der Konfektionsarbeit habe ich wenigstens keine Auslagen.“

Sie blieb stehen.

„Woran leiden Sie?“

„Am Unterleib; das kommt vom ewigen Maschinentreten!“

Ich nahm ihr das Wägelchen ab, sie ließ es geschehen. Wir kamen durch endlose Gassen in das Armenviertel. Ich brachte ihr den Paden in ihre Mansarde. Geld konnte ich ihr wohl nicht geben, ohne sie zu beleidigen; so legte ich ihr noch einmal dringend ans Herz, doch ja ein Krankenhaus aufzusuchen. Sie versprach es. Dann verließ ich sie.

Nach einiger Zeit führte mich mein Weg in die Nähe. Ich stieg die Treppen herauf und fragte nach ihr.

„Die ist gestorben!“

„Wo denn?“

„Im Krankenhaus links der Zsar.“

„Hat man sie operiert?“

„Es scheint, man hat es versucht; es war aber zu spät. Sie starb gleich am nächsten Tage.“

Das alles ward mir mitgeteilt, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches handelte. Mir kam eine Frage auf die Lippen. Ich wußte, daß sie seltsam erscheinen mußte.

„Und der Paden, den sie damals nach Hause brachte?“

„Sie sind wohl vom Magazin?“

„Nein, das nicht; ich frage nur so . . .“

„Der Paden ist abgeholt worden, das war ihre letzte Sorge, wie mir die Schwester sagte, die sie gepflegt hat.“

„Sie war ihn also los, den letzten Paden.“

Ich nicht!

Und dabei war ich doch abgehärtet: Lange Jahre habe ich in Rußland gelebt, der hohen Schule allen sozialen Elends.

Weshalb war mir nun dieser Fall hier wie ein ganz neues Ereignis? Wie eine plötzliche Haltestation! Wie die Notwendigkeit, mein ganzes Tun zu kontrollieren, ob sich da nicht irgendwo ein großer Rechenfehler eingeschlichen habe . . .

In Rußland verbirgt sich das Elend nicht. Man erwartet es überall, man ist erstaunt, es irgendwo nicht zu finden. Man hat sich so oder so abgefunden mit ihm. Es liegt wie ein grauer Schleier über allem Tun und Lassen dort. Das merkt man erst, wenn man wieder über die Grenze kommt: Da fühlt man sich auf einmal so leicht und gehoben und weiß nicht warum.

Hier, im gesegneten Süddeutschland, sieht man wenig Elend. Aber man weiß, daß es da ist. Man geht ihm auch nicht gerade aus dem Wege. Aber weil es nicht mit Händen zu fassen ist, deshalb ist es uns fern. Und auf einmal ist es da! Und in herzzerreißender Gestalt. Und alles ringsum erscheint einem wie Lüge! Es kommt eben doch bloß an auf das Anschauen mit eigenen Augen.

Ich kannte dabei ganz genau das Elend der Heimarbeit. Ich wußte, daß hier alle Angriffspunkte fehlen zur Abhilfe: keine Möglichkeit zur Organisation! Keine Möglichkeit der häuslichen Kontrolle! Dazu noch die unintelligente Konkurrenz der Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande, die nun einmal durchaus nicht begreifen wollen, daß das, was ihnen Taschengeld verdienen ist, ihren armen Schwestern Lebensunterhalt bedeutet.

Und dann die Schwierigkeit, überhaupt zu erfahren, welche Preise tatsächlich von dem Konfektionär gezahlt werden! Er selbst wird sie natürlich nicht verraten, und die für ihn arbeiten, schämen sich, ihren Verdienst einzugestehen, und haben auch wohl Furcht, die Arbeit zu verlieren.

Einzelnes ist freilich in die Öffentlichkeit gedrungen. In Berlin auf jener Heimarbeit-Ausstellung vor einigen Jahren haben wir von Stundenlöhnen zu 5 und zu 2 Pfennig erfahren!

Vieles läßt sich auch wohl ohne große Anstrengung erraten: Wenn z. B. Siez oder Wertheim Knabenanzüge zu Mk. 2.50 verkaufen, so kann man sich leicht vorstellen, was dabei nach Abzug von Warenhausumkosten, Warenhausgewinn, Stoff und Zutaten für die Schneiderin bleibt!

Daß in München für das Nähen eines modernen Damenmantels ganze Mk. 2.50 gezahlt wird, erfuhr ich nur so nebenbei.

Wenn wir aber so billige Kleider nicht mehr kaufen werden, so wird der Konfektionär einfach teurer verkaufen, der Arbeitslohn wird derselbe bleiben. Zu groß ist ja die Verlockung durch das ungeheure Angebot von unten her, durch das Angebot aller derer, die zu schwach sind zu irgendeiner anderen Arbeit, und die zu froh sind, wenn sie arbeiten dürfen, statt stehlen zu müssen, oder gezwungen zu sein, sich zu verkaufen, die zu froh sind auch über diese Arbeit, als daß sie danach fragen würden, ob sie bei den gezahlten Preisen auch leben können. Und wenn sie auch von vornherein wüßten — was nun einmal Tatsache ist —, daß ein Arbeiten zu solchen Preisen, wie sie in der Heimindustrie bei uns gezahlt werden, nur einen etwas verzögerten Selbstmord bedeutet, sie würden diesen verzögerten Selbstmord doch vorziehen dem Verachtet-werden und der Schande! Einige freilich ziehen den raschen Selbstmord vor. Wo ist ihr Richter?

Das alles ist tausendmal gesagt worden.

Ich wiederhole es vielleicht nur deshalb, um mich selber zu beruhigen.

Ich habe natürlich kein soziales Allheilmittel in Händen. Ich würde mich belügen, wenn ich mir verbergen würde, daß das Elend der Heimindustrie so unendlich tief verschlungen ist in die tiefsten Wurzeln unseres ganzen Wirtschaftslebens und unseres gesamten Kulturlebens, daß hier keine Aussicht bleibt, durch Gesetzesmaßregeln allein Abhilfe zu schaffen.

(Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß wir aufhören sollen, gesetzliche Regelung der Heimarbeit zu erstreben: Nur sollen wir nicht glauben, daß damit die ganze Arbeit getan ist!)

Und schließlich müssen wir doch weiterleben auch mit der Schmach der Heimarbeitelöhne auf unserem gesellschaftlichen Gewissen!

Während ich in diesen Gedanken daherschritt, begegnete mir zufällig die Demonstrationswagenfahrt der Frauenrechtlerinnen. Das Frauenstimmrecht! Es schien mir so unendlich unwichtig! Und wenn ich auf die Damen hinblidte, die sich hier in seinem Namen spazieren fahren ließen, so überkam mich eine gewisse Rührung mit so viel heiliger Einfalt.

„Hier gehört ihr gar nicht hin!“ so wollte ich ihnen zurufen. „Geht in die Theatinerstraße und wartet an den Hintertüren der großen Konfektionshäuser,

bis eure elenden Schwestern unter schweren Paden herausleuchten, mit ihren verhungerten Gesichtern, in denen nichts mehr zu lesen ist als die Sorge um die Arbeit! (Und vielleicht noch ein bißchen Stolz darüber, einem zwar sicheren und gar nicht langsamen, aber doch immerhin ehrlichen Selbstmord entgegenzugehen!)“

Zu Tausenden sind sie sicherem Siechtum verfallen, eure demütigen Schwestern! Zu Tausenden werden sie vor der Zeit sterben, einsam und unbeachtet werden sie sich stauend fragen in ihrer Todesstunde: Warum sie eigentlich lebten.

Und ihr werdet ruhig weiterdemonstrieren, wohl gesättigt und im erhabenen Gefühl, den stummen Schwestern zu dienen.

Ihr meint, über der Wohltätigkeit zu stehen. Wohltätigkeit ist freilich ein dummes Wort, und das, was wir darunter verstehen, sollte geübt werden in dem Bewußtsein einer verschwindend kleinen Abzahlung unserer überwältigenden, nie zu begleichenden Schuld! Da wir aber vorderhand nun einmal noch nicht in der Lage sind, das Übel an der Wurzel zu fassen, an dem gerade jetzt und hier vor unseren Augen Tausende unserer Schwestern zugrunde gehen, so sollten wir doch nicht darauf warten, bis uns das gelingen wird!

Lassen wir doch endlich einmal die Anmaßung fallen, als müßte gleich auch allen zu helfen sein, wenn wir bereit sind zur Hilfe!

Schließlich kommt es doch bei einer jeden Reform auf die Menschen an, und das heißt immer nur auf den Menschen.

Ihr Frauenrechtlerinnen! Wirkt meinerwegen weiter für euer Frauenstimmrecht, aber vergeßt darüber nicht, die allergeringsten eurer Schwestern aufzusuchen, durch demütige, sich selber schuldig fühlende, nicht durch „beschützende“ Teilnahme ihr Vertrauen zu gewinnen, ihre Not zu lindern und sie dazu zu veranlassen, euch in voller Aufrichtigkeit und auch auf die Gefahr hin, ihre Arbeit zu verlieren, die Hungerlöhne einzugestehen, zu denen sie zu arbeiten gezwungen sind.

(Es handelt sich hier um unmittelbare Abzahlung von sozialen Schulden, und um eine praktische Wertschätzung des Menschen, jedes Menschen, handelt es sich hier, die über aller Kritik steht, weil sie keinen Lohn beansprucht.)

Vor einiger Zeit bin ich mit einem Vorschlag an die Öffentlichkeit getreten. Ich schlug die Organisation sozialer Freischaren vor, fliegender Künstlertruppen, die in Vorstädten, Armenquartieren, Kranken-, Siechen- und Irrenhäusern Träume von Schönheit und Glück säen sollten. Jetzt nach diesem Ereignis scheint mir der Vorschlag kindlich, zum mindesten verfrüht. Wohl erblicke ich aber auch jetzt noch in der Organisation fliegender sozialer Hilfskolonnen durchaus ein Bedürfnis unserer Zeit, sobald wir einmal begriffen haben, daß wir einem sozialen Übel gegenüber nicht aller persönlichen Pflichten entbunden sind, wenn wir seine prinzipielle Beseitigung unterstützen, sobald wir einmal begriffen haben, daß immer und überall der Mensch es ist, der leidende Mensch, auf den es ankommt, und den wir nicht warten lassen dürfen, bis wir die letzte Ursache seines Leidens ergründet haben. Aus diesem Grunde scheinen mir fliegende soziale Hilfskolonnen durchaus unentbehrlich. Und vor allem gegenüber dem Elend der Hausindustrie, ganz abgesehen davon, daß sie zu keiner eingehenderen Erkenntnis unendlich viel bei-

tragen müßten. Man komme mir nicht damit, daß hiermit doch unendlich wenig ausgerichtet werden könne bei der ungeheuren Ausdehnung des Heimarbeitelends. Ich dächte vielmehr, man sollte da nicht mit der Elle messen, wo es sich um Menschenleben und um Menschenglück handelt. Wir sollten doch nicht gar zu kommunistisch denken da, wo uns das der persönlichen Verpflichtung enthebt! Wenn nicht die soziale Reform ein Fetisch sein soll, ein Popanz, ein Ziel neben dem Menschen, so kann es für den, der sie will, immer nur auf den Menschen ankommen.

Darum heran denn, ihr Frauenrechtlerinnen, an die Eingänge der Konfektionshäuser. Könnt ihr euren Schwestern nicht anders helfen, so helft ihnen einstweilen die Arbeit verrichten. Ihr selber werdet einen unschätzbaren Gewinn davontragen. Ihr werdet erleben, wie der Enterbte lebt, und das ist mehr, als ihr in Hörsälen und Bibliotheken lernen könnt. Befreit euch nur von dem Wahn, ihr jungen Mädchen, die ihr einen Beruf anstrebt, als müsse eure Arbeit bezahlt sein, damit ihr sie achten könnt. Die unbezahlte Arbeit ist aber gerade die, die am meisten verpflichtet.

Kommt mir auch nicht volkswirtschaftlich: Der Konfektionär werde sich ins Fäustchen lachen, wenn er auch noch unbezahlte Mitarbeiterinnen fände. Nein! Das wird der ganz gewiß nicht tun. Denn der weiß sehr wohl, daß seine Saat nur dort gedeiht, wo seine Helferinnen sich im Dunkel verbergen, und er sich selber die Augen zuhält vor ihnen. Der Konfektionär wird deshalb bald seine Arbeiterinnen an einen anderen Ort bestellen, wenn er euch an seiner Pforte weiß. Ihr aber werdet auch dahin kommen, weil ihr das Vertrauen der Heimarbeitlerinnen besitzet werdet. Und schließlich wird man vor euch kapitulieren. Denn ihr werdet niemals dulden, daß man eure schutzlosen Schwestern beleidigt. Und dazu wird größerer Mut nötig sein, als um wehrlose Fensterscheiben einzuwerfen.

Und während im langen Wagenzuge die Frauenrechtlerinnen an mir vorüberfuhren, sah ich sie im Geiste an den Türen der Konfektionshäuser lauend. Ein Traum vielleicht! Aber wir alle leben ja von Träumen, wenn wir anfangen zu denken. Weshalb aber sollte eigentlich die freiwillige soziale Hilfe der sozialen Freischaren ein Traum sein? Weshalb sollte eine Menschenliebe, die keine Rücksicht zu nehmen hat auf irgendwelche Organisation, die zugreifen darf, wo sie will, wenn sie will, die niemanden Rechenschaft abzulegen braucht, weil sie keinen Dank beansprucht von irgendwem, und die Vertrauen findet, weil sie sich schuldig weiß vor dem, dem sie helfen will, weshalb sollte eine solche Menschenliebe nur ein Traum sein?


Weshalb sollte es nicht erlaubt sein, einen Guerillakrieg zu führen gegen die sozialen Übel neben dem organisierten Kampf der Gesellschafts- und Staatshilfe?

Ist es nicht genug, daß wir mehr und mehr gezwungen werden, unsere Persönlichkeit aufzugeben in der Wahrung unserer politischen und wirtschaftlichen Interessen? Sollten wir auch da noch unsere Persönlichkeit zum Opfer bringen, wo wir mit dem Elend unserer Mitbürger kämpfen! Verspricht nicht gerade hier, wenn irgendwo, rücksichtsloser Individualismus die einzige Rettung?





Salvarsan


 eit Monaten bildet das von Geheimrat Ehrlich erfundene Salvarsan den Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Von dem Frankfurter Fall ausgehend hat dieser Kampf eine ungeahnte Ausdehnung angenommen, und es sind in dessen Verlauf Dinge ans Licht gekommen, die das Ansehen unserer medizinischen Wissenschaft aufs schwerste belasten. Es hat sich ergeben, daß die geschäftliche Spekulation bei der Einführung eines neuen, durch autoritativen Namen gedeckten Heilmittels eine höchst bedenkliche Rolle spielt, und daß bei der Erprobung und Anwendung eines solchen Mittels Methoden gelten, die im Interesse der leidenden Menschheit — und doch nur um deretwillen allein ist die medizinische Wissenschaft da — von jedem Einsichtigen aufs tiefste beklagt werden müssen. Die den Salvarsan-Interessenten ergebene Presse ist gegenwärtig an der Arbeit, die für sie wenig erfreulichen Ergebnisse der Salvarsan-Museinansehung zu verdunkeln und zu verdrehen. Den Anlaß dazu gibt ihr der Ausgang des sogenannten Salvarsan-Prozesses in Frankfurt a. M. Man sollte es nicht für möglich halten, wie dieser Prozeß in marktstreiterischer Weise erneut zur Reklame für das Salvarsan und zur Glorifizierung Ehrlichs benützt wird. Muß es nicht auch seltsam berühren, daß ausgerechnet die sozialdemokratische Presse, in erster Linie der „Vorwärts“, den Prozeß, der doch durch die Feststellung der Zwangsbehandlung mit Salvarsan, durch die Ablehnung aller von der Verteidigung gestellten Beweisangebote so reichlichen Stoff zu Angriffen bot, fast mit Schweigen übergibt? Eine rühmliche Ausnahme macht in dieser Hinsicht nur die „Frankfurter Volksstimme“, die sich schon seinerzeit über das sozialdemokratische Pressebureau entrüstete, weil es die Rundgebung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ für Salvarsan kritiklos nachgedruckt habe. „Man ist doch sonst offiziösen Auslassungen gegenüber vorsichtig und kritisch. Warum in diesem Falle nicht?“ fragt das genannte Blatt. Auch wir möchten diese Frage stellen und die eine Frage hinzufügen: Was ist der geheimnisvolle Grund für ein solches Verhalten?

Gegenüber allen Versuchen, mit dem Frankfurter Urteil treiben zu gehen, muß aufs nachdrücklichste betont werden, daß diesem Prozeß für die Salvarsan-Sache selbst nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt. Die Beweiserhebung ist an den für die Salvarsanfrage wesentlichsten Punkten derart eingeschränkt worden, daß von einer Klärung des Sachverhalts nicht die Rede sein kann. Das Wenige aber, was geklärt worden ist, hat ein so trübes Bild entrollt, daß die Salvarsananhänger wahrhaftig keinen Grund haben, die Mär von einer Rehabilitation des Salvarsans in die Welt zu posaunen.

Es ist dem Türrer nicht der Vorwurf erspart geblieben, daß er seine Finger besser von dieser Sache weggelassen hätte. So konnten nur Leute urteilen, die entweder einseitig an der

Sache Ehrlichs interessiert waren oder aber eine beleidigend geringschätzige Meinung von der Aufgabe der Publizistik haben. Freilich gehörte ein gewisser Opfermut dazu, sich in diesen Kampf, der nicht immer mit einwandfreien Waffen ausgetragen worden ist, in die vorderste Reihe zu stellen. Wir verzichteten, auf die zahlreichen, gegen uns gerichteten persönlichen Angriffe näher einzugehen, da es sich für uns um die Sache und nur um diese handelt. Uns galt es zuerst, das Augenmerk der maßgebenden staatlichen Stelle, im vorliegenden Falle vor allem also der preussischen Medizinalbehörde, auf die Salvarsangefahr zu lenken. Als diese Behörde nicht nur versagte, sondern in einseitigster Weise über Ehrlichs Sache den Schild hielt, blieb nichts anderes übrig, als für die Aufklärung der Öffentlichkeit zu sorgen. Das ist allen Gegenminen der Salvarsan-Interessenten zum Trost geschehen.

Symptomatisch für die Haltung der Regierung war die Dienstenklaffung des Polizeiarztes Dr. Dreuw. An und für sich ist die Entlassung eines Arztes, der vom Polizeipräsidium mit sechswochentlicher Kündigung angestellt ist, gewiß nichts Besonderes. Aber Dreuw hatte, wie selbst von amtlicher Stelle zugegeben werden mußte, als Polizeiarzt seine Meriten. Von einer Veröffentlichung sekretes Materials, die man Dreuw zum Vorwurf gemacht hat, kann gar keine Rede sein, denn die von ihm veröffentlichte Statistik über die schlechten Erfolge der Salvarsanbehandlung bei den Berliner Prostituierten kann doch nicht als sekretes Material angesehen werden. Mit Recht bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, daß die Veröffentlichung dieser Statistik eine Pflicht des Polizeipräsidioms gewesen wäre. Dort aber ist die Statistik offenbar so sekret behandelt worden, daß sie nicht einmal zur Kenntnis des ihm übergeordneten Ministeriums des Innern gelangt ist. Denn sie wäre vollständig unvereinbar mit den Erklärungen, die Herr Ministerialdirektor Kirchner im preussischen Herrenhause abgegeben hat. Oder war dieses Material doch Herrn Kirchner bekannt und ist er geflissentlich mit Stillschweigen darüber hinweggegangen? Jedenfalls zog er es vor, an Stelle einer sachmännisch wissenschaftlichen, Nutzen und Schaden sorgfältig abwägenden Beurteilung des Salvarsans Angriffe persönlichster Art gegen Dr. Dreuw zu richten und dessen Entlassung mit Gründen zu rechtfertigen, für die er jedweden Beweis schuldig blieb. Ist das die Aufgabe des Leiters der preussischen Medizinalabteilung, an deren Spitze man, dem Drängen der deutschen Ärzteschaft nachgebend, jetzt einen Fachmann gestellt hat? Die Angriffe Kirchners gegen Dr. Dreuw im Herrenhause haben zur Folge gehabt, daß dieser dem Herrn Ministerialdirektor in öffentlichen Blättern in bezug auf acht Punkte „Unwahrheiten“ nachweist. Das dürfte einem Regierungsvertreter nicht passieren!

Herr Ministerialdirektor Kirchner hat sich darüber beklagt, daß die Person Ehrlichs, des still für sich arbeitenden Gelehrten, in den Kampf hineingezogen worden sei. Obwohl Herrn Ehrlich als den Erfinder des Salvarsans auch die volle Verantwortung für dessen Wirkung trifft, ist er doch nur insoweit zum Gegenstand der Kritik gemacht worden, als es galt, einer maßlosen Verhimmelung seiner Persönlichkeit entgegenzutreten. Mit der besonders oft und besonders laut wiederholten Bezeichnung eines „uneigennütigen Wohltäters der Menschheit“ wird man wohl etwas vorsichtiger umgehen müssen, nachdem Ehrlich sich zu der Erklärung entschlossen hat, daß er und seine Mitarbeiter vertragsmäßig Anteil an dem aus dem Salvarsan und anderen Entdeckungen resultierenden Gewinn haben. Zu dieser Erklärung Ehrlichs wird uns von sachverständiger Seite geschrieben:

Am 24 Juni erschien in der „Frankfurter Zeitung“ und fast gleichzeitig in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ ein Artikel: „Die Preisgestaltung des Salvarsans.“ Die beiden Artikel stimmten nach Wort und Inhalt nicht vollständig überein. Vor allem ließ der Artikel der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ die Angabe vermissen, daß Ehrlich und seine Mitarbeiter Anteil an dem aus dem Salvarsan erzielten Gewinn hätten. Beide Artikel betonten aber, daß ihr Inhalt sich auf die direkte Information Ehrlichs stützt, so daß über die Tatsache der Gewinnbeteiligung kein Zweifel bestehen kann. In der Veröffentlichung

dieser Tatsache können wir wohl das wichtigste Ereignis für die Beurteilung der Salvarsanfrage aus der letzten Zeit erblicken.

Vielen hat diese Rundgebung in den beiden Herrn Ehrlich sehr nahestehenden Blättern eine große Überraschung bereitet. Man fragt sich: Was hat Herrn Ehrlich gerade im jetzigen Augenblick hierzu veranlaßt? Wir dürften wohl der Wahrheit mit folgender Erklärung nahe kommen. Nachdem im Frankfurter sog. Salvarsanprozeß alle bezüglich der geschäftlichen Seite des Mittels von der Verteidigung gestellten Beweisanträge a limino abgewiesen worden, gewann in der Öffentlichkeit die Ansicht immer mehr Boden, daß alles dasjenige, was über die geschäftliche Ausbeutung des Salvarsans von den verschiedensten Seiten behauptet worden war, in vollem Maße zutreffe. Eine solche Beurteilung seitens der Öffentlichkeit konnte einem Unternehmen wie den Höchster Farbwerken nicht gleichgültig sein. Wollten diese aber aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herausreten, dann mußten sie sowohl nach der technischen wie nach der finanziellen Seite hin eine sehr weitgehende Aufklärung geben. Das konnte ihnen nach der ganzen Sachlage nur eine höchst peinliche Aufgabe sein. Herr Ehrlich dagegen konnte sich nach beiden Richtungen eine weise Beschränkung auferlegen, denn er ist weder technischer Chemiker noch Kaufmann; er steht als wissenschaftlicher Forscher sowohl der technischen Herstellung des Salvarsans als auch der Kalkulation vollständig fern. Deshalb übernahm Herr Ehrlich die Aufklärung der Öffentlichkeit. Allzuviel hat er ihr allerdings nicht verraten. Wir erfahren nichts darüber, wie hoch eigentlich die Selbstkosten der Herstellung des Salvarsans sind. Es wird im allgemeinen gesagt, daß die Herstellung des Mittels doch nicht in einem einfachen Zusammenmischen von Benzol und arseniger Säure bestehe, sondern sich entschieden komplizierter gestalte, daß zur Herstellung des fertigen Produktes eine ganze Reihe von chemischen Einwirkungen und Umsetzungen erforderlich seien. Daran hat bis jetzt niemand, vor allem kein Fachmann, gezweifelt. Herr Ehrlich wird aber doch nicht glauben, daß diese verschiedenen Umsetzungen, der Herstellungsprozeß unter Luftabschluß, die Notwendigkeit einer schnellen Herstellung in nicht zu großer Menge, die biologische Untersuchung auf Toxizität Schwierigkeiten darstellten, welche den tatsächlichen Preis des Salvarsans rechtfertigten. Auch die Apparatur aus Silber (dieses Wort in dem Artikel der „Frankf. Ztg.“ durch den Druck hervorgehoben) stellt bei den heutigen Silberpreisen keine Belastung der Produktionskosten dar, welche bei der Kalkulation erheblich in die Waagschale fallen kann. Dasselbe gilt von der Einschmelzung in Ampullen unter Kohlenäureatmosphäre. Alle diese Dinge sind nicht imstande, die Herstellungskosten des Salvarsans, wie sie Professor Bourget-Lausanne berechnet hat, um 100 % zu erhöhen. Was spielt das aber für eine Rolle bei einem Gegenstand, der mit einem Gewinn von 50000 bis 60000 % auf den pharmazeutischen Markt kommt. Sowenig aber der exorbitante Preis des Salvarsans durch seine Herstellungskosten berechtigt ist, ebensowenig ist er es durch seine Wirksamkeit. Hätte sich das Salvarsan als ein souveränes und ungefährliches Syphilisheilmittel bewährt, dann war bei gutem Willen wenigstens die Möglichkeit gegeben, sich mit seinem ungeheuren Preis abfinden zu können. Nachdem aber heute die begeistertsten Anhänger des Mittels zugeben, daß es im wesentlichen nur im Primärstadium eine schnelle und günstige Wirkung ausübe, und hier auch nur in der Kombination mit Quecksilber, ist es unerhödet, einen solchen Preis noch aufrechtzuerhalten und Jahr auf Jahr diesen ungeheuren Gewinn einzustreichen. Wie konnte Herr Ehrlich, der sich andauernd als den „Wohltäter der Menschheit“ feiern ließ, dies dulden?

Daß Herr Ehrlich und seine Mitarbeiter nun auch vertragsmäßig Anteil an diesem Gewinn haben, ist die wichtigste Feststellung, die wir dem Artikel der „Frankf. Ztg.“ entnehmen können. Etwas befremdlich ist die Mitteilung, daß die vertragsmäßig zustehenden Anteile den beteiligten Kontrahenten nicht direkt von den Höchster Farbwerken gezahlt werden, sondern daß sie diese ihnen zustehenden Beträge durch das Speier-Haus erhalten. Wozu dieser Umweg? Will man die wirkliche Tatsache in anderem Lichte erscheinen lassen, indem man auf

die Verdienste der Höchster Farbwerke um das Speier-Haus und damit um die deutsche Wissenschaft hinweist? Uns deucht, daß ein solcher Versuch heute nicht mehr verfähgt. Das scheint der Verfasser des Artikels auch selbst bis zu einem gewissen Grade empfunden zu haben, denn ehe er die Tatsache der Gewinnbeteiligung Ehrlichs und seiner Mitarbeiter mitteilt, fühlt er sich veranlaßt festzustellen, daß doch der Erfinder und Hersteller eines Mittels zur Betämpfung einer Volksseuche ein Anrecht auf einen dauernden und entsprechenden Gewinn habe, da wir noch nicht so weit seien, daß der Staat ein Rezept ankaufe, die Herstellung monopolisiere und das Mittel zum Selbstkostenpreis abgebe. Wir geben gern das Anrecht auf einen entsprechenden Gewinn zu. Wir glauben aber, daß der aus dem Salvarjan erzielte Gewinn eine andere Bezeichnung als „entsprechend“ verdient. Nach den bei dem Salvarjan gemachten Erfahrungen würden wir es auch kaum für erwünscht erachten, wenn der Staat Rezepte ankaufe und in eigenem Monopol herstellte. Wir fürchten, um es noch einmal zu wiederholen, nach den bei dem Salvarjan gemachten Erfahrungen, daß sich auch heute noch bei uns Dinge ereignen könnten, die man nicht für möglich halten sollte, die sich aber tatsächlich in England im Anfange des 18. Jahrhunderts ereignet haben. Madame Stephens aus Berkshire hatte 1720 unter ihren Familienrezepten zufälligerweise ein Mittel gegen den Stein gefunden; es bestand aus gebrannten Eierschalen, denen man etwas Kräuterafche und alikantische Seife zusetzte. Sie soll mit diesem Mittel nun große Erfolge gehabt haben. 1735 bediente sich desselben auch Ed. Carterer mit glücklichem Erfolg, wodurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Mittel gelenkt wurde. 1735 bot man ihr 5000 Pfund Sterling, wenn sie das Geheimnis offenbaren wollte; aber die Sache zerßlug sich damals. Erst 1739 wurde der Ankauf des Rezeptes durch einen Parlamentsbeschluß in beiden Häusern herbeigeführt. Vorher war das Mittel durch eine Kommission von Staatsmännern, Ärzten, Wundärzten und Naturforschern untersucht worden. Diese empfahl dringend den Ankauf des Mittels. Trotzdem erwies es sich später als wirkungslos und ist völlig aus dem Arzneischatz verschwunden.

Ubrigens verrät uns Herr Ehrlich nicht, wie hoch sich die Zuwendung der Höchster Farbwerke an das Speier-Haus beläuft. Auch wäre von großem Interesse gewesen zu erfahren, wer bei dem Salvarjan als Mitarbeiter Ehrlichs an dem Gewinn teilgenommen hat.

* * *

Den von der Verteidigung geladenen Sachverständigen im Frankfurter sog. Salvarjan-prozeß sind in der fünfzehnstündigen Gerichtsitzung nur wenige Minuten zur Abstattung ihres Gutachtens eingeräumt worden. Wir halten es deshalb für angebracht, einem dieser Gutachter, Herrn Dr. med. Erwin Silber in Frankfurt a. M., an dieser Stelle Gelegenheit zur Wiedergabe seiner Ansichten zu geben. Herr Dr. Silber schreibt u. a.:

Darf ein Mittel von der nie sicher vermeidbaren schlimmen Gefährlichkeit des Salvarjans bei der Zwangsbehandlung benutzt werden, die nach dem Seuchengesetz bei Prostituierten zulässig ist?

Nach den polizeilich-rechtlichen Bestimmungen wird die Prostituierte von Zeit zu Zeit auf ihren Gesundheitszustand zwangsweise kontrolliert. Wird sie krank befunden, wird sie dem Krankenhaus überwiesen. Die Behandlung wird gelegentlich der Weigerung einer Kranken eine Zwangsbehandlung werden. Das ist gewiß brutal, aber dafür ist allein die Reglementierung verantwortlich zu machen, nicht der Arzt, der selbst in eine höchst peinliche und häßliche Lage kommt: er, der nur milder Helfer sein sollte, läßt eine von dem Gedanken an eine ihr drohende Gefahr zu Tode geängstigte Kranke gewaltsam niederhalten! Sie bittet, wehrt sich, schreit, schimpft. An einer Kranken in diesem furchtbaren Aufregungszustand zu arbeiten, sollte keinem Arzt zugemutet werden. Hier hört das *divinum humanitatis ministerium* des Arztes auf. Doch mag auch auf Grund der heutigen Regelung der Prostitutionsverhältnisse an der förmlichen Berechtigung zur Zwangsbehandlung nicht zu zweifeln sein, ein Mittel von der Gefährlichkeit des Salvarjans dürfte hierbei auch der niedrigsten Prostituierten nicht

verabfolgt werden. Die Bedenken und Gefühle selbst so eines unglückseligen Mitmenschen hätten mit einem gewissen Wohlwollen berücksichtigt werden können. Die Mädchen hatten sich ja vor der Salvarfanzeit nicht gegen die ihnen widerfahrne Quecksilberbehandlung gewehrt. Sie hatten sich gewiß zuerst freiwillig, in dem allgemeinen Begeisterungstau mel vielleicht sogar begeistert mit Salvarfan behandeln lassen! Erst als das Gerücht über schwere Unglücksfälle, zumal unter den eigenen Berufsgenossinnen, zu ihnen gedrungen war, bekamen sie berechtigte Angst. Warum ist man bei solchen Prostituierten, deren Nothe man unschwer verstehen mußte, nicht auf die als hochwirksam geltende frühere Behandlung zurückgekommen? Die Beweisaufnahme hat ergeben, daß in einem Falle eine Prostituierte, die sich gegen die Salvarfanbehandlung wehrte, zum Zwecke der Einspritzung von 3 Schutzleuten (!) gehalten worden ist! Dieses Mädchen kam später als geisteskrank in die Irrenanstalt und wurde weiter mit Salvarfan behandelt! Eine Prostituierte hat beschworen, daß sie aus derselben Veranlassung von 3 Schwestern niedergehalten, daß auch eine andere Prostituierte gewaltsam zur Salvarfaneinspritzung geschleppt worden sei. Wer in diesen Fällen von Gewaltbehandlung reden will, dem kann man das Recht dazu nicht bestreiten. Eine „Isolierzelle“ für „renitente“ Prostituierte auf „höchstens 3 Tage“ und „Kostentziehung“ — aber nicht bei Salvarfanverweigerung — wurde von der vernommenen Krankenschwester zugegeben. Den Ärzten ist kein Vorwurf aus der ihnen ja aufgenötigten Zwangsbehandlung zu machen, sie sind höchstens zu bedauern. Aber der Zwangsbehandlung sollten sie jede irgend vermeidbare Härte nehmen. Mißbraucht die Gesellschaft schon Mitmenschen, so darf sie sie wenigstens nicht noch beschimpfen und treten. Zum Himmel schreiend waren die Klagen, die einige der vernommenen Prostituierten gegen Ärzte der Hautkrankenabteilung über Rohheit, Herzlosigkeit und häßliche Schimpfworte vortrachten. Man hat eingewendet, Prostituierte seien entartet, in ihrem Charakter verdorben, ihrem Urteilsvermögen geschwächt, ihre Aussagen nicht voll zu nehmen. Das mag vielfach so sein, auch ist es gewiß nicht immer leicht, diese Unglücksmenschen zu lenken und zu anständigem Benehmen zu leiten. Wenn aber ihre Klagen auch nur einigermassen berechtigt sein sollten, dann müßten die unnötiger Härte gegen hilflose und zertretene Mitmenschen Beschuldigten auf das erhabene Vorbild des Gottes gegen die Bajadere hingewiesen werden, Menschen menschlich zu sehen und durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Dies die menschlich-unnenschliche Seite der Zwangsbehandlung! Daß die Bedenken der Prostituierten gegen die Salvarfanbehandlung nicht ungerechtfertigt waren, zeigten die Schädigungen, die die wenigen vernommenen Mädchen von sich berichteten: allgemeine Gesundheitsstörungen, schwere Abszesse, die operiert werden mußten und dauernde Bewegungshemmungen und Schmerzen hinterließen, Gesichts-, Gehörbeeinträchtigungen, Lähmungserscheinungen, Erkrankungen, die z. T. von den Sachverständigen bestätigt wurden. Der Antrag des Verteidigers auf Ladung von fünf weiteren Prostituierten zum Beweise dafür, daß zahlreiche Kranke zwangsweise mit Salvarfan behandelt worden wären und schwere Schädigungen, bis zu Sehstörungen und Lähmungen, davongetragen hätten, wurde abgelehnt. Ebenso der Antrag auf Vorlegung der Krankenblätter und Sektionsniederschriften zum Beweise dafür, daß Todesfälle durch Salvarfan im Krankenhaus vorgekommen wären. Von dem gutachtenden pathologischen Anatom, der die Kranken doch wohl nur auf dem Sektionstisch sah, wurde jeder Zusammenhang der auf der Prostituiertenabteilung vorgekommenen vier Todesfälle mit der Salvarfanbehandlung bestritten. Ein Fall scheidet natürlich aus, da hier kein Salvarfan gegeben worden war. Die zweite Kranke sei an akuter gelber Leberatrophie gestorben. Sie war vor der Behandlung nicht auf den Zustand der Leber untersucht worden. Wenn diese Krankheit auch bei nichtsalvarfanbehandelten Luetikern auftritt, so kann ein so differentes Mittel bei so schwer Kranken wohl unmöglich gut tun. Die dritte Prostituierte sei an einer Blutvergiftung gestorben, neun Monate nach der Salvarfanbehandlung. Sektion hat nicht stattgefunden. Die vierte sei acht Wochen nach Salvarfan-

Quecksilberbehandlung an schwerer Blutarmut infolge Blutungen gestorben, als deren Ursache bei der Sektion Reste einer Fehlgeburt gefunden wurden. Hier liegt mindestens der Verdacht vor, daß Salvarsan geschadet habe. Wie kann man eine ausgeblutete und noch blutende Kranke einer solch eingreifenden Kur unterwerfen! Hätte man nicht bei genauer Untersuchung die Ursache der Blutungen feststellen können? Bei keiner der Gestorbenen ist der Körper auf Arsengehalt untersucht worden. Wäre nicht die Feststellung der Arsenmenge die ganz sichere Beantwortung der Frage, ob Arsentod vorliegt?

Sehr wichtig war die Ausführung des Verteidigers, daß nach dem Seuchengesetz Zwangsbehandlung wohl zulässig wäre, nicht aber mit Salvarsaninfusionen, da diese einen operativen Eingriff darstellten, der ohne Einwilligung des Kranken oder seines Vertreters nicht erfolgen dürfte. Das Gericht entschied: Infusionen sind keine Operationen. Das ist sehr streitig. Jeder Eingriff, der mit einer Verletzung des Körpers verbunden ist, ist zweifellos eine Operation. Bei der Infusion handelt es sich sogar um die Eröffnung eines Blutgefäßes, einen Eingriff, der nicht immer harmlos abläuft, bei dem oft schon schwere Schädigungen, selbst Todesfälle durch Thrombose und Embolie, vorgekommen sind. Und auch Injektionen von Salvarsan sind mindestens nichts Gleichgültiges. Das beweisen die vielen ausgebreiteten Eiterungen, die durch das Gewebe brandig zerstörende Salvarsan bei der intramuskulären Einspritzung entstehen.

Der Angeklagte hatte behauptet, die Prostituierten wären als Versuchskaninchen für das noch nicht genügend erprobte Salvarsan benutzt worden. Die Verhandlung hat ergeben, daß Salvarsan an ihnen seit Mai 1910 angewendet wurde. Das Gericht hat angenommen, daß es damals schon über die Stufe des Vorversuchs hinaus gewesen wäre, demnach kein Experimentieren mehr vorgelegen hätte. Im Urteil heißt es: „Es ist nachgewiesen, daß 2000 Fälle der Salvarsanbehandlung vorlagen, ehe im Krankenhaus mit Salvarsan behandelt wurde. Es kann also von einer Benutzung der Prostituierten zu Versuchszwecken, die gar nicht mehr nötig waren, nicht die Rede sein.“ Nun hat Ehrlich selbst im Herbst 1910 erklärt: „Bevor ich das Mittel in die Praxis geben wollte, hielt ich es für nötig, daß an 10000—20000 Fällen Beobachtungen vorlagen, damit man genau wissen konnte, wie groß die Gefahrenchancen sind.“ Nach dem Gutachten Benarios war Salvarsan aber erst an 70 Kliniken in 2000 Fällen versucht, als es auf der Prostituiertenabteilung eingeführt wurde. Entweder hat Ehrlich recht mit seiner Behauptung, das Mittel wäre erst freigegeben worden, nachdem in 10000—20000 Fällen Beobachtungen vorgelegen hätten. Dann ist es bei den Prostituierten doch schon auf der Stufe eines sehr frühen Versuches angewendet worden, dann sind diese in der Tat zu Versuchszwecken benutzt worden, wenn es bereits nach 2000 Beobachtungen verabsolgt wurde. Oder Salvarsan ist wirklich schon der Praxis übergeben worden, ehe 10000—20000 Beobachtungen vorlagen, und dann war es nach dem ursprünglichen Plan Ehrlichs noch nicht genügend erprobt als es bei den Prostituierten angewendet wurde. Ehrlich selbst bestritt vor Gericht die ihm vorgehaltene Zusage an Professor Schiff-Wien, das Mittel erst freizugeben, wenn ein Material von 10000—20000 Kranken vorläge. In seinen „Gesammelten Abhandlungen über Salvarsan“ 1911, S. 377, sagt er aber im Widerspruch dazu: „Ich habe meine Zusage, daß Salvarsan erst dann freigegeben werden solle, wenn es an einer großen Zahl von Fällen (20 000—30 000) erprobt sein würde, gehalten. Die Wirkung des Mittels, die Indikationen und Kontraindikationen, die Dosen und die Gefahren sind festgestellt, so daß ich jetzt meine Vorarbeit als abgeschlossen betrachten kann.“ Und in der Einleitung zu dieser Schrift vom Dezember 1910 heißt es: „... ich möchte glauben, daß wir die erste Phase der Vorerprobung von 606 insoweit als abgeschlossen betrachten können, als über die Applikationsweise . . . eine große Reihe von Erfahrungen vorliegt.“ Also erst Ende 1910 wird die „Vorarbeit“ und die „erste Phase der Vorerprobung“ als abgeschlossen bezeichnet! Mai 1910 wird aber das Mittel bereits auf der Prostituiertenabteilung angewendet!! Gehörte das nicht mehr zur „Vorarbeit“ und zur „ersten Phase der Vorerprobung“? War die Anwendung des Salvarsans an Prostituierten

während des Jahres 1910 kein Vorversuch oder Versuch, sondern bereits Behandlung mit einem anderweitig genügend erprobten Mittel???

Noch nehmen wir einmal an, an den Prostituierten sei das Mittel erst nach gehöriger Erprobung angewendet worden! Ja, wo ist es denn vorher ausgeprobt worden? Hält man das Leben der Prostituierten für so wertvoll, daß man sich scheut, an ihnen unbekannte Stoffe zu erproben, nun, wessen Leben und Gesundheit hat man für so wertlos gehalten, daß man an ihnen experimentieren zu dürfen geglaubt hat? Wer waren vor den Prostituierten die Versuchskaninchen? In der Verhandlung wurde ausgesagt, Salvarsan sei in 70 Kliniken an 2000 Fällen erprobt worden, ehe es bei den Prostituierten angewendet worden wäre. Ehrlich hebt im Dezember 1910 mit besonderem Stolz hervor, es sei wie noch nie ein Mittel in ausgedehntestem Maße erprobt worden durch Abgabe von 60000 Ampullen. 60000 Ampullen eines Arsenpräparates zu Versuchszwecken am Menschen im vollen Bewußtsein der Gefährlichkeit! Denn Ehrlich sagt ausdrücklich im Herbst 1910: „Ich habe immer und immer alle Arsenitalien als gefährliche Mittel angesehen und habe mir gesagt, daß es nötig sein müßte, ein solches gefährliches Mittel erst auszuprobieren (!) in ausgedehntestem Maße (!). Man hat eine Erprobung vorzunehmen. Diese Erprobung hat ihre besonderen Schwierigkeiten, als jeder, der solche unbekannte Mittel probiert, in die Lage versetzt werden kann, Patienten zu finden, die eine angeborene Überempfindlichkeit haben und daher durch die Anwendung des Mittels zu Tode kommen können und den Arzt großen Unannehmlichkeiten aussetzen (!). Ich habe nun das Glück gehabt (!), in Deutschland Professor Alt und in St. Petersburg Professor Iwersen zu finden, die mich aufs beste unterstützt (!) haben. Alt hat vorwiegend an Paralytischen und später mit Hoppe und Schreiber an frischen Syphilitikern gearbeitet (!).“ Ist das ein Massensexperimentieren mit ausgesprochen gefährlichen Stoffen an Menschen oder nicht? Waren die Insassen jener Kliniken Menschen oder Kaninchen? Salvarsan wurde also „geprüft“ wie seine Vorgänger und Verwandten, das Atorjyl Hhlehuths, das Arfazetin und Arsenophenylglyzin Ehrlichs: im Tierversuch zuerst angeblich geradegu glänzende Erfolge, vernichtender Einfluß auf die Parasiten ohne gleichzeitige Schädigung lebenswichtiger Organe, also nur parasitotrop, gar nicht organotrop. Bei der Anwendung am Menschen aber sehr bald eine Reihe schwerster Schädigungen, eine Menge Erblindungen und Ertaubungen bei Atorjyl und Arfazetin, bei Arsenophenylglyzin sogar Todesfälle. So war es auch wieder mit dem „noch weiter entgifteten“ Salvarsan: nachdem der Tierversuch angeblich Ungiftigkeit und glänzende Heilungen ergeben hatte, wurde es Alt, dem Leiter der Landesheilanstalt Uchtspringe, zur Erprobung am Menschen übergeben. Der experimentierte nun vorwiegend an Geisteskranken, Idioten und Epileptikern. Sind das keine Menschen? Doch wohl sogar besonderen Schutzes bedürftige! Es ist niemand berechtigt, an armen, ihrer Selbstbestimmung beraubten Kranken unbekannte Gifte zu erproben. Oder hat man vorher die Angehörigen oder Vormünder gefragt, sie über die Gefahren der Versuche unterrichtet? Daß es sich um Kranke handele mit weit vorgeschrittenen Leiden des Zentralnervensystems, die doch früher oder später verloren seien, ist keine ausreichende Rechtfertigung. Dazu wird kein Kranter in die Anstalt gegeben, daß man ihm das Leben bei Experimenten mit unbekanntem Giften gefährde oder verkürze! Die Menschheit hat ein zwingendes Interesse daran, dagegen anzulämpfen. Es kann jeder in die Lage kommen, Angehörige unter solchen Unglücklichen zu haben, und wem ist denn gewährleistet, daß er nicht einmal selbst des Schutzes vor Experimentatoren bedürfen wird? Wehe der Menschheit, wenn der Arzt das Recht beläme, an Kranken ohne ihr Wissen und ihren Willen unbekannte Stoffe zu versuchen! Das mag er an Leuten tun, die sich ihm trotz voller Aufklärung über die zu erwartenden Gefahren freiwillig zur Verfügung stellen, oder noch besser an sich selbst! Das haben aber nur zwei junge Ärzte der Alt'schen Anstalt getan, die sich Salvarsan einspritzen ließen, wenn auch in der verhältnismäßig vorsichtigen und einmaligen Dosis von 0,1, die ihnen tagelange heftige Schmerzen und Schwellungen eintrug. Es

ist zu bedauern, daß nicht alle Salvarsanerprober erst an sich experimentierten, sie hätten gewiß die Menschheit und die Wissenschaft vor der traurigen Salvarsanära bewahrt!

Das Urteil in dem „Salvarsanprozeß“ sollte, wie es selbst sagt, kein Urteil über den Wert des Salvarsans sein. Es hat auch nie ein Urteilsfähiger je angenommen, eine wissenschaftliche Frage könne durch Richterspruch entschieden werden. Den eigentlichen Salvarsanprozeß kann nur die Wissenschaft entscheiden. Daß das Urteil einst gegen das Salvarsan ausfallen wird, steht heute schon fest.



Siegfried und Isolde

Sarden schreibt in der „Zukunft“: Wagner hat in dem Sehnsuchtslied, das Goethe auf Klärchens Lippe legte, die Verse „Glücklich allein ist die Seele, die liebt“, (weil's „offenbar besser klingt“) in den Satz verbürgerlicht: „Glücklich allein ist, wer Redlichkeit übt.“ Er preist Bülow als den eigennutzlosen Freund, heißt ihn seinen Hans, rühmt den Menschen mit nicht geringerer Inbrunst als den Künstler. Der soll, nur er kann aus Menschenteufeln, aus Holz, Darm, Blech das Gewand hervorzaubern, in das Tristans Rüfien, Isoldens Weinen gekleidet sein muß. Und Bülow gibt sich völlig, so ganz, wie selbst Mathilde [Wesendonck] nie tat, in den Dienst des Gedichtes, des Dichters. Fältelt den Behang seines Lebens, damit er sich dem Wunsch, jedem Bedürfnis Wagners einpasse. Nagelt sich ans Kreuz der Einsamkeit und schiebt seine Frau in die Schweiz, daß ihr Lächeln von der Stirn des Freundes die Runzeln wegbade. Lauft das Töchterchen, das er sein glauben muß, auf den Namen, den Wagner aus alter Sage seinem liebsten Hirnkind erwählt hat: Isoldens. Und während er sich hingab, die Güter männlicher Liebe zum Mann, frommer Helbendevorung häufte und den Hort seiner Vasallentreue für solchen Heros noch allzu klein fand, hat der Freund, der Held, der Halbgott ihm, den siech auf dem Berliner Endeplatz, auf den Starnberger See Blickenden, die Frau aus der Ehepflicht in den Entschluß zur Vermählung der Leiber gelockt? Glücklich allein ist, wer Redlichkeit übt! Und Richard will, daß sein Hans die vom Sommer 1864 bis in den Herbst 1868 vom Freund gezeugten Kinder für seines Samens halte, als seine pflege, hüte und betreue? Dann dürfte Hans zu Richard sprechen, wie zu Tristan König Marke:

Sieh ihn dort,
den Treuesten aller Treuen;
blick auf ihn,
den Freundlichsten der Freunde:
seiner Treue
freiste Tat
traf mein Herz
mit feindlichstem Verrat.
Wohin ist Tugend
nun entflohn,
da meinen Freund sie flieht?
Da Tristan mich verriet?

Noch vor dem Blick dessen, der an den Rechten der Leidenschaft nicht, phllistrisch, herumknabbert und knidert, steht, nach Cosimas Bekenntnis, Wagner als ein kleiner, schmählich in Feigheit geduckter Mensch. Rauben durfte er, nicht stehlen; ein Leben in Scherben schlagen, um damit von seines Genieparties Mauer die Gaffer zu scheuchen; ein Lusttrum lang lügen, in der Larve des gütig erhabenen, gnädig dankbaren Freundes den Willen, die Kraft, das Weib des ihm kindhaft Ergebenen nützen, dem Treuesten eine dreitöpfige Brut antrügen: Nein. Da

ist auch genialischer Menschheit die unverrückbare Grenze gesetzt. Wagner mußte vor Bülow hintreten und sprechen: „Sie hat mich lieben gelernt und ist, weil sie nicht anders konnte, mein geworden. Du vermöchtest nicht, sie zu halten; und vor deinem Antlitz, von deinem Willen, der so viel für mich tat, daß ihm fast dieses Eine nur zu tun übrig blieb, erbitte ich jetzt das mir Unentbehrliche: ihre Freiheit.“ Daß er nicht so handelte, läßt Wagners Gestalt, die nur im Schmiedefeuere der Wertstatt schön, nur am Amboß groß scheinen konnte, ins Unwürdige schrumpfen. Das hat seine kluge Witwe gewußt. Doch stärker als Klugheit war in ihr stets der Drang auf die Firnen des Selbstgefühles. Immer hat den Rat kühler Vernunft in ihr des Dämons Stimme überbrüllt. Was sie nicht ans Licht lassen wollte, durfte niemals aus dem Dunkel des Archingewahrhams. Minna und Mathilde, Liszt und Bülow: nach Cosimas Willen sollten sie, alle, auf ihres Richards Pfad nur flüchtiges Erlebnis sein, das, seit sie neben ihm schritt, beinahe spurlos verschwand. Daß sie jenseits von der Ehe geboren wurde, geboren habe, mochte jeder wissen. Doch unerträglich dünkte sie, erniedernde Schmach, der Glaube, sie habe, seit sie, in Zürich zuerst, dann in Berlin, sich im Geist dem Meister Richard gab, je ferner noch Hansens Umarmung, Hansens Mannheit auf ihrem Leib geduldet. Das durfte nicht sein. Bruch der Ehelette, den man, um den zärtlichen Gefährten zu schonen, eine Weile verheimlicht: damit kann die Legende fortleben. Zwei Männchen, zwei Sprosser, heute in Richards, morgen wieder in Hansens heißes Fell verkrallt, im Hintergrund zwinkernden Bewußtseins die Vorstellung einer generatio aequivoca: unsauber und tomisch; vaudeville, nicht mehr sonate pathétique. Deshalb: „Du nanntest den Namen deines Vaters, Wagners.“ Deshalb: „Du weißt doch, daß Isolde Wagners Kind ist?“ War in solcher Rede nicht Glaubensstiftung, Zusicherung, die über alle Urkunden und Paragraphen, in eherner Hoheit, dauern mußte? War's nicht unsähnbarer Frevel, des Ansehens, der Selbstgeltung wegen, dem Kind, der Jungfrau, dem Weib, der Mutter mit der Lippe einen Vater zu geben, wenn er, des Goldes wegen, ihr wieder genommen werden sollte und konnte? Jahrzehntlang ein (von anderen nicht nachprüfbares) Erlebnis anzudeuten und es dann, mit vergilbten Urkunden in welcher Hand, zu bestreiken? Und hat Hybris je grausamer gewütet als im Hirn dieser furiosen Frau, die sich selbst zwingt, vor den Kindern sich des Truges zu zeihen und vor schmunzelnder Neugier einer Welt, ohne Zwang von fremder Gewalt, zu bekennen, was sie schamhaft, stolzer als schamhaft, stets bergen wollte: daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war?

Daß ein Menschenkind, dem die Behörden, auf Amtspapier, die eheliche Geburt bescheinigt haben, selbst sich aus der Umfriedung solchen Zeugnisses scheiden und als die Frucht ehebrecherischer Vereinigung anerkannt sein will: die Annalen der Rechtsgeschichte haben diesen Vorgang gewiß nicht oft wohl verzeichnet. In Wahnfrieds Dünsten mußte er Ereignis werden. Wer fragte in Eribschen, in Bayreuth nach gestempeltem Papier? Isolde, meinte da jeder, ist, trotz der Taufurkunde, Wagners Kind. Großvater Liszt nannte sie so. Die Mutter bestätigt den Glauben. Richard selbst schreibt auf die Skizze zu einer Partitur: „Am Tag der Geburt meiner Tochter Isolde vollendet.“ Fragt das junge Mädchen, ob es wisse, daß es sein Kind, nicht Bülows sei, und neckt sie mit der Nachfrage: „Du wärest wohl lieber adelig?“ Am 10. April 1880 tritt er, immer zu „Ul!“ bereit, ihr die Verschen:

Vor fünfzehn Jahren wurdest du geboren!
 Da spitzte alle Welt die Ohren.
 Man wollte „Eristan und Isolde“;
 Doch was ich einzig wünscht' und wollte,
 Das war: ein Töchterchen, Isolde!
 Nun mag sie tausend Jahre leben
 Und „Eristan und Isolde“ auch daneben!
 Vivat hoch!

Daß Isolde sich selbst sein Kind glaube, von Nahen und Fernen als sein Kind betrachtet, geachtet werde: dahin strebte „der Wille des Meisters“. Der sollte stärker sein als sterblicher Menschen Vertrag und Sägung. Dem sollte, unter allen Himmeln, auf Höhen, in Tiefen der Menschenwelt alles in Demut sich beugen; auch das nach langwieriger Unterhandlung vereinbarte, beschworene, besiegelte Gesetz. Die Grundmauer, die den Bau des Staates, das Zellengehäus der Gesellschaft trägt, sollte sich wie eines Schmiedeltäzchens beweglicher Räden krümmen, wenn aus dem Sarg es der Ringschmied, der große Tonzauberer, der Ringsor aller Theaterkünste ihr gebot. Vergahet ihr Schreiber und Leser schon, daß Wahnfried gewagt hat, diese Forderung dem Deutschen Reich zuzumuten? Das Jahr 1914 gab jedem in selbständigen Theaterbetrieb Zugelassenen das Recht, ohne Zinspflicht Wagners Werke aufzuführen. Sollte auch die Darstellung des Grallspielles jedem Bretterbeherrscher gestatten? Nimmermehr, dröhnte vom Roten Main her die Posaune, darf solches geschehen. Nur unseren Frankenhügel, nicht das Holzrund irgendeiner anderen Bühne, darf der Erlöserfuß Parsifals beschreiten. Das Urheberrecht, ein Teil deutschen Reichsgesetzes, muß für das „Bühnenweihfestspiel“, nur für dieses eine, entkräftet, von Bundesrat und Reichstag aus der Geltung gehoben werden. Also sprach Wahnfried (Cosima & Co.): und hundert Tempeldiener, tausend geistig Unfreie nahmen das dreiste Verlangen wie Evangelium auf ihre Lippe. Des Gebotes, Verbotes Grund? Unsere Alltagsbühne sei des erhabenen, erhabensten Wertes unwürdig. (Nicht unwürdig aber, Faust und Don Juan, Macbeth und Fidelio, den Homburger Prinzen und den Griechen Gyges, Tasso und Figaro, Wallenstein und Götz zu herbergen.) Und sei darüber immerhin noch Meinungsstreit möglich, so müsse er doch auf der Bewußtseinscholle enden, wo das Gedächtnis mahnt: „Der Meister hat gewollt, daß Parsifal nur in Bayreuth diene und throne.“ Gesagt hat er's oft (wie, zuvor, von dem „Ring des Nibelungen“, er dürfe vom Hügel nicht in den Rehrich des Alltags theaters gleiten, auf dessen muffigsten Ballettbrettern er dann, mit dem Segen und vor dem Auge des Meisters, zur Schau gestellt wurde.) Doch Wagner ist sechs Monate nach der ersten Aufführung des Weihfestspielles gestorben. Daß er schon schwankte und dem Entschluß nah war, dem Hoftheater seines Mäcenas Ludwig das Aufführungsrecht zu gewähren, ist bezeugt. Und war nicht alle die Kosten übersteigende Eintunft aus diesem letzten Werk einst der Münchener Hofkasse, als Ersatz beträchtlichen Aufwandes, verpfändet worden, dem Bayreuther Hort Münzbares also fürs erste von der Freigabe nicht zu erwarten? Das Recht, die Orchesterpartitur in den Handel zu bringen, hat Wagner verkauft: und er war zu geschäftsfönnig, um nicht zu bedenken, daß er mit diesem Recht auch schon das zur Aufführung (für die Zeit nach der Schutzfrist) hingab. War der Monopolplan ihm Herzenssache, dann konnte er ihn dadurch sichern, daß er der Kauflust die Orchesterpartitur weigerte und für immer so die Einstudierung hinderte. Einerlei. Wie auf den Schallplatten der Deutschen Grammophon-Gesellschaft die vier Wörter „Die Stimme des Herrn“ die Herkunft markieren, so dräuten von allen Klafen Wahnfrieds vier ähnliche: „Der Wille des Meisters“. Auch das Martenbild konnte das selbe sein: eines Hundes, dem andächtiger Gehorsam die Ohren spißt. Wird denn dem Willen des Meisters, wo ihn kein Paragraphengitter einschränkt, in Bayreuth etwa immer Reverenz erwiesen? Wagner wand sich (öfentlich) in Qual unter dem Zwang, „an die Neugier des Publikums allgemein hin sich zu wenden, indem Eintrittsarten zum Verkauf ausgedoten werden müssen“. Das wäre schon lange nicht mehr nötig; geschieht aber in jedem Festspieljahr. Wagner wollte „eine größere Anzahl von Freipläzen an Unbemittelte, namentlich Jüngere, Strebsame und Bildungslustige zugewiesen sehen“. In den Jahrzehnten ungeahnt fetter Ernten hat man von solcher Zuweisung allzu selten gehört. Wagners Plan verließ: „Unter der Anleitung eines spezifischen Gesangslehrers sollen von Sängern und Sängerinnen alle guten dramatischen Werke, vorzüglich deutscher Meister, nach meinen besonderen Angaben hierfür eingeübt und zum Vortrag gebracht werden.“ Wer vernahm noch davon? Bayreuth ist das Wagnertheater der reichen Leute geworden, geliebt. Hat nie

nach dem Ruhm gelangt, die Werke anderer deutscher Meister in vorbildlicher Darstellung zu zeigen. Hat mit seinen Millionen, seinen Propagandamitteln für die Förderung deutscher Kunst nichts getan; weder einem neuen Tonkünstler, Brahms, Wolf, Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger, Weingartner, vorwärts geholfen, noch je eine Nachbarprovinz im Reich der Künste gebüht. Reinen Musikerhort gestiftet, keinen Nothafen für den heimlosen Sängerschwarm geschaffen, keine Freivorstellung, in dreißig Jahren nicht eine, gespendet. (In ihrem schönen Buch „Mein Weg“, aus dem manche Strecke der Erinnerung unverlierbar ist, erzählt Frau Lilli Lehmann, wie sie für den Sommer 1896 den Bayreuthern sich als Brünnhilde verpflichtete. „Frau Wagner sah nicht gern, daß ich Geld nahm; sie hätte mir, wie sie umschreibend sich ausdrückte, mehr Idealismus für Bayreuth zugetraut. Wenn's ‚Wagner‘ gewesen wäre, würde es bei mir nicht daran gefehlt haben; so aber schien mir allzu großer Idealismus, hier, wo man ihn oft so wenig empfand, nicht am Platz. Frau Cosima bemerkte noch, wie sehr man sich über die Bayreuther Einnahmen täusche, die bis jetzt kaum die Kosten deckten; dieser Umstand habe sie sogar gehindert, Wagners heißem Wunsch nachzukommen und armen Studierenden und Künstlern Freibillets zur Verfügung zu stellen. Nach meiner Rückkehr aus Bayreuth erfragte ich die Bedingungen eines Freibettes im Augustahospital, legte auf mein Bayreuther Honorar noch zehntausend Mark und telegraphierte an Frau Cosima: ‚Liebe Frau Wagner, da Ihnen bisher unmöglich war, dem Wunsch des Meisters zu entsprechen, habe ich heute mit Ihrer Hilfe ein Freibett für arme kranke Musiker gestiftet, das vielen zum Segen gereichen möge. In herzlicher Verehrung Ihre Lilli.‘ „Hojotoho! Ihr müßt das ganze Kapitel nachlesen, das, ohne Groll und Unbill, Wichtiges über Cosima, ihre Wahrhaftigkeit, ihr Heisßen „slawischer Unterwerfung“ sagt.) Aus dem Werk, zu dem sie nicht im geringsten mitwirken konnten, hatten die Erben Einkünfte, wie niemals und nirgends sie eines Künstlers Lebensleistung erbrachte. Töricht ist's, ihnen nachzurechnen, was sie auch an den Bayreuther Festspielen (sechzehnhundert Plätze, deren jeder fünfundzwanzig Mark kostet: also Abendeinnahmen von vierzigtausend Mark) verdient haben könnten oder müßten. Tabet nicht, richtet nicht; freut euch des ansehnlichen Familienunternehmens und seiner sauberen Theaterkunstarbeit. Lasset endlich aber von dem Versuch, es in das Zion, die Hochburg, das himmelan ragende Heiligthum deutscher Volktheit umzufälschen, von dessen Sinne der Wille des Meisters spricht.

Wer verstiege sich noch auf den Grat solchen Glaubens, seit öffentlich erwiesen ward, daß nicht einmal in der engsten Zelle, in des Herdfriedens Bannkreis der Wille des Meisters geachtet, in Rechtskraft gefördert wird? . . . „Was ich einzig wünsch' und wollte, Das war: ein Töchterchen, Isolde“: so hatte des Meisters Wille gesprochen. Nun wird der Erwünschten barsch zugerufen: „Spreizest dich in die Vorstellung, Richards, des Großen, Tochter zu sein? Friedloser Wahn! Bist Hansens drittes Kind, durch Vaters und Großmutter's Blut dem Adel Europas zugehörig, und bleibst bis in deines Lebens letzte Nacht die Geborene von Bülow.“

Denn

Die Mutter sagt es
und uns befaht sie,
klug zu hüten
den klaren Hort,
daß kein Falscher der Flut ihn entführe:
Drum schweig, ihr schwägendes Heer!

Das aber will nicht schweigen; noch immer nicht. Traulich und treu (so tönt der Schwaig weiter) „ist's nur in der Tiefe; falsch und feig ist, was dort oben sich freut!“ Warum, fragt der Rechtskundige, nahm Wagner nicht, wie er als Fünfziger durfte, als Cosimas Gatte erschnen mußte, das Apriltkind unter den Schirm geselliger Vaterschaft? Weil er (denke ich) verharrende Wunden nicht aufreißen, den armen Hans, sein zweites „Ich“, nicht noch einmal kränken, nicht aus freiem Willen das Liebste in häßliches Gerede liefern wollte. Durch Antrag und Gerichts-

beschluß an die Tatsachen erinnern, daß Isolde 1865, Eva zwei, Siegfried vier Jahre später geboren, Cosimas Scheidung von Bülow im September 1870 rechtskräftig, ihre Ehe mit Richard zwanzig Tage zuvor geschlossen wurde? Rein Behutsamer konnte dazu raten. Und warum, fragt schlichte Menschlichkeit, hat die Mutter, der Bruder nicht, trotz dem Zwist mit Herrn Seidler, mütterlich, brüderlich zu Frau Isolde gesprochen? Ihr zulängliche Rente und vollen Erbteil gesichert und bündig zugesagt, daß Cosimas Testament den Knaben Wilhelm Seidler als echten Entel Wagners anerkennen, endlich also den Willen des Meisters vollstreden werde? Weil, wie Isolde uns in die Zeitung setzen ließ, Wahnsfried Öffentliche Meinung verachtet hat? So ruchlose Tollkühnheit ist Leuten nicht zuzutrauen, die Duzende amüslicher Schmöde und Holzböde durch intime Huld auszeichnen und an sich tödern; deren Auge sich feuchtet, wenn eine Rede über „die unvergleichliche Weihe der Bayreuther Tradition“ Wonne aufs Holzpapier geprunzt hat. Wahrscheinlich ist, daß gerade der Junior-Partner von Wahnsfried ungemein wachsam auf Öffentliche Meinung lauschte. Doch er war wohl gewiß, daß er in Cosimas Lebzeit, als der Arm ihres Wollens, durch die Prästigen ihrer einschüchternden Persönlichkeit gefeit sein werde. Dynastienwahn. „Wir bestimmen aus eigenem Souveränrecht, wer zu Uns gehört, wen Wir, wie faulendes Gezwerg, vom Stamm Unserer Hausmacht lösen. Gottähnlich sind Wir; ohne Schranke frei zu Strafe, zu Lohn. Noch an Urenteln rächt Unser Gorn des Ahnen Ehrfurchtverletzung . . .“ Seid ihr nicht, alle, mitschuldig an der Ausbrütung, Ausdünstung dieses Wahnes? Tatet ihr nicht, als sei Bayreuth eine öffentliche Institution und deren Wahrung Germaniens wichtigste Kunstpflicht? Krochet ihr nicht vor Cosima und Cosimas Sohn, als hätten sie Ungeheures gewirkt, nicht nur im engsten den ererbten Hort emsig, durch säuberliche Mitarbeit zum Ganzen zu mehren getrachtet?

Den Goldhort, von dem aller Hader und alles Unheil kommt; nach dem alles Streben drängt. „Die Mittel, Herrschaft zu gewinnen und sich ihrer zu versichern, schloß dieser Hort in sich. Der Gottheld, der ihn zuerst gewann, hinterließ seinem Geschlecht als Erbteil den auf seine Tat begründeten Anspruch auf den Hort. Ihn sich zu erhalten: dieser Orang machte die Seele des ganzen Geschlechtes aus.“ So steht's in einer Vorarbeit Richards zum Ringdrama. So steht's in der neuen Historie von dem Geschlecht Richards; der vom Blickpunkt solchen Erlebnisses aus fast ein Gottheld (ein Leipziger) scheint. Seines Sohnes Wehgetreiß fordert uns freilich in den Glauben, der Familienstreit hänge nicht, mit keinem Fäserchen, an Gold und von Gold ertauftbarem Erdengut. Wie gering er das werte, erweise der Entschluß, das Festspielhaus samt seinem Hügelgrund, die Villa Wahnsfried mit ihrem Handschriftenschatz und der Fülle ihrer Gedentzeichen, sogar den Festspielfonds dem deutschen Volk zu vermachen. „Und die Versteigerung würde uns doch viel einbringen.“ Sicherlich. War sie aber jemals nur denkbar? Könnten Menschen, die, ohne die winzigste Regung schöpferischer Kraft, Millionen geschafft haben, die Schmach der Nachrede auf sich laden, daß sie die Trophäen und die Geisteswindeln des Großen, aus dessen Hirnschale sie dreißig Jahre lang und länger noch Edelwein und Lobhudlerbowle schlürften, an die Meistbietenden verschachert haben? Urväter Hausrat gegen blanke Münze zu verdröbeln, schämt sich der Kleinbürger, den nicht Not in so schmerzliches Geschäft drängt. Und dieser Künstler, Kunstindustrielle, Millionenstapler fordert von der Nation Dant dafür, daß er die Manuskripte und Bilder, die Briefsammlung und Ehrendenkmale des Vaters nicht versteigern läßt, die Bleibsel des Theaterbetriebkapitals (das Wort „Festspielfonds“ bauscht sich breiter) nicht in die Tasche steckt? In anderer Tasche: achtet auch darauf! Solange er lebt, bleibt alles ja sein. Er schenkt aus der Habe derer, die ihm ins Besitzrecht folgen könnten. . . .

Fortsetzung der Festspiele? Deren Ertrag soll ja, als die Ring- und Goralbramen noch mit dem Reiz der Neuheit wirkten und die mächtigsten Talente der Opernbühne ganz oder fast umsonst den Willen des Meisters bedienten, nach Cosimas Betundung kaum die Kosten gedeckt haben. Die Spiele wären gefährdet, wenn Herr Siegfried Wagner, der auch nicht wünschen

kann, dem Auge allzu sichtbar zu sein, verwaist in Wahnsried säße; noch der Schatten der vom Genius umfangenen und erfüllten Frau bedeutet dem Unternehmen viel mehr als der umsichtige Fleiß des wunderlichen Mannes, der Siegfried heißt, der Sohn des Meisterfingers, des Tristanerschöpfers, des Besinners von „Oper und Drama“ ist und, dennoch, ohne zu erröten, einem „Herzog Wildfang“ die Bühnenpforte aufstet. Der Dichter und Komponist solchen Landes könnte sich in den Hochämtern des Walvaters und Welterlösers nicht halten. Was, also, verliert er durch die Stiftung, von deren Preiswert sein Mund vor stenographierendem Zeitungsvoll überläuft? Frau Elisabeth Förster-Niehsche, die niemals über Millionen gebot (und stets liebevoll über Wagners Witwe sprach) hat, scheint mir, auf Beträchtlicheres, um dem Bruder die Gemeinde zu weiten, verzichtet. Und warum kündet Herr Wagner den Beschluß, die Vorarbeit für die Stiftungsurkunde ruhen zu lassen, bis in der Sache Beidler wider Wagner die höchste Gerichtsinstanz gesprochen habe? Dieser Spruch könnte des Planes Ausführung nicht hemmen noch in Einwandsmöglichkeit engen. Daß nur Cosima und Siegfried über den Besitz der Wagners zu verfügen haben, hat schon vor einunddreißig Jahren das Nachlaßgericht entschieden. (Erst das Nachlaßgericht; der „Wille des Meisters“ hätte Isolde und Eva nicht aus dem Erbrecht gestoßen.) Nicht auf Gerichtsentscheidung, sondern auf den guten Willen und die rebliche Treue der Wissenden hatten Beidlers ihre Lebensrechnung gestellt. Glaubt ein nicht Irerer, irgendein Richter könne sich von der Furcht stimmen lassen, Isolde's Sieg werde dem deutschen Volk das ihm zuge dachte Gut entziehen? Wozu, wenn dieser Glaube nicht aufkam, das Haubern, das Plaudern von Zusammenhang des Zivilrechtsstreites mit dem Vermächtnis? Das ist, bei Wotan, nicht rühmender Rede wert. Könnte höchstens Herrn Wilhelm Beidler, dessen Kind oder Kindeskind schädigen, wenn sie verarmten und wünschen müßten, aus dem Nachlaß Richards des Großen die Mittel zu notdürftigem Leben zu erlangen. Dieses Vermächtnis erweise auch nicht, wie der Wildfang glaubt, daß Wahnsrieds Sonne nicht unter dem Fluch des Hortes erblich:

Rein Froher soll
feiner sich freun;
wer ihn besitzt,
den sehre Sorge,
und wer ihn nicht hat,
nage der Neid!
Jeder giere nach seinem Gut,
doch keiner genieße
mit Nutzen sein!

Nur schnöder Zank um einen Teil von güldener Beute? Wer nicht anderes noch darin wittert, bleibe der Fährte des Allzumenschlichen fern. Hier war, ist und wird Tragödie. Trozdem nicht getnallt, gemeuchelt, vergiftet wurde. Hier war, ist, wird grimmigster Kampf, in dem der Mächtige den in Macht Vordrängenden zurüdrücken, mit spitzer Eisendorfkette an seines Triumphwagens Radspeiche schnüren, durch Kollache und Schandpfluß schleifen will; und auf beiden Schanzen die Hoffnung, *de saignor à blano*. Hier tönen alle Saiten, schmettern alle Tuben aus dem Wollen und Wähnen kultivierter und unter dem Fieris doch wild geliebener, im Innersten nicht dem Höhlentrieb entfremdeter Menschheit. Und in jeder Sechzehntelpause spuckt etwas durch den Gehörgang, nie Vernommenes: als sei in der kalten Brust eines Toten, längst Tonlosen ein Achzen erwacht; als stöhne, weit hinten, irgendwo eine Leiche. Des Mannes, der all diesen Unfruchtbaren, schon zum Erwerb der Lebensnotdurft Untauglichen Nahrung, dem Leib, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit Sättigung und schäumenden Überfluß schuf; von dessen Genierente sie lebten, prangten, strohten; dessen Name, wie eines Atlatengottes auf dem Angststeg der Gläubigen, alltäglich im Speichel ihres Mundes hin und her glitschte; und dessen Ansehen unter all diesen Nächsten, Treuesten, im Lippendienst Dankbarsten nicht

einen doch ernstern Opfers wert dünkte. Wagner wollte nicht, daß von dem unholden Bild seiner Geschlechtswirnis die letzte Hülle sinke. Wagner hoffte auf stille Verständigung im fest, mit Lebensbäumchen von gleicher Höhe, umhögten Kreis gütiger, ihm, übers Grab hinaus, mit jeder Willenstnospe, jeder Vorstellungsfaser ergebener Menschen. Standesamtszettel und Taufschein? Er kennt seine Brut; und wer sein ist, bleibt, was auch geschehe, in der Wärme des Daumennestes wohlgeborgen. Siegfriedchen, den Spätling, den Knaben, aus dem (wer sieht „zullenden Kindern“ ins Hirn?) seiner Künstlerinbrunst ein Erbe reifen mochte, den Sohn eines Wälsenbundes, durfte er nicht seinem zweiten Ich anhängen. Hätte es nicht gelonnt. Und lachte der Frida, der auch dieser aus freier Lust Geborene grassen Frevels frevler Träger schien. Wozu auch noch sich in Unwahrhaftigkeit verstecken, da schon die Scheidung von Bülow verlangt ist und das Luzerner Amt freundlich die Knüpfung des neuen Ehebundes beschleunigt? Am zehnten Tag nach der Hochzeit läßt Cosima von der Pfarrbehörde betunden, daß Siegfrieds Mutter Herrn Richard Wagner als Siegfrieds Vater genannt habe. Doch erst nach Richards Tod darf sie wagen, von Bülow die Anerkennung zu erlangen, daß er nicht Siegfrieds Vater sei. Die älteren Mädchen? Wer dürfte die dünnen Schleier raffen? Die Frau tut's. Die Greisin. Im achtundsiebenzigsten Lebensjahr die Witwe, der überlebende Wille des Meisters. . . Weil Zwergenzorn ihr in die Krone griff. Weil der Sohn ihr Abgott, weil, wer ihn kränkt, nach ihrem Glauben aus dem Kraterrachen der Hölle gespien ist. Weil nur Siegfried die Macht und das Reich und die Herrlichkeit, alle, die er begehrt, haben soll. Und weil die mit allen Kronen des Welttruhmes Getränkte, deren Leib, deren Seele doch nie Starkes, heilsam Fortzeugendes gebär, sich auf der Höhe der Götter empfindet, die „halten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie ihnen gefällt“. Cosima beugt sich, noch jetzt, nicht unter der Wucht der Drohung. Schickt sich, fast schon verliebt, in die Menschenmeinung, daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war. Denn nur diese Meinung kann erklären, daß beide Männer, Bülow und Wagner, in der Gewißheit ihrer Vaterschaft wie unter Dornkuppeln wohnten. Richard und Cosima: entgottet, jüngerlich zarten Seelen beinahe entmenscht. Cosimas Werk. Eines Weibes, das, der Medici, von denen ihr der Rufname kam, in der Bäumkraft des vor keiner Fährnis schwindelnden Willens nicht unwürdig, noch im Verlöschen, wie Urbrunst aus den Schlünden der Aischylos und Shakespeare, die grauen Dämmerungen kleiner, in Rücksicht, in Vorschau zager Menschheit überlodert. War, ist, wird hier nicht Tragödie, aus unverspritztem Blut Schicksal? Trotzdem nicht geknallt, gemeuchelt, vergiftet, nur, für kurz-sichtige Augen, um Standesamtsregister, Kirchenbücher, Erbrechte gestritten wurde.



Arbeiterferien

Es genügt nicht, die immer lauter erhobene Arbeiterforderung einer jährlichen angemessenen Ferienzeit als eine allein in äußeren Gründen wurzelnde Forderung zu erklären. An dieser Forderung hat die Arbeiterseele viel mehr Anteil, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Man muß nur einmal die Zahlen betrachten, in denen die Arbeitszeit der in der deutschen Grobisenindustrie beschäftigten Arbeiter zum Ausdruck kommt, um zu begreifen, wie unaufhaltsam die Sehnsucht der Arbeiter nach Gewinnung einer jährlichen Wochenfreiheit auf die möglichst gründliche Lösung der Ferienfrage hindrängt. Nach dem Gewerbeaufsichtsbericht für 1912 ergibt beispielsweise die Belastung der in der Grobisenindustrie des Regierungsbezirks Düsseldorf tätigen Arbeiter ganz ungeheuerliche Zahlen. Die Arbeitszeiten erstrecken sich in 19 583 Fällen (bei einer Gesamtzahl von 72 208 Arbeitern) auf 14—15 Stunden am Tage; hinzu tritt noch eine 2—3stündige sonntägliche

Aberstundenarbeit. In zahlreichen Fällen wird dies Übermaß an Arbeit 6—8 Monate das Jahr hindurch geleistet. Daß in Betrieben, in denen die Arbeiterzahl von einem zum andern Jahre um $8\frac{1}{2}$ Prozent, die Zahl der Aberstunden jedoch um nahezu 19 Prozent wächst, besondere Maßnahmen zur Wiederherstellung schwindender Arbeiterkraft dringend geboten sind, wird kein objektiv urteilender Sozialhygieniker bestreiten. Der Gewerbeaufsichtsbericht für den Regierungsbezirk Düsseldorf aus dem Jahre 1912 schließt denn auch mit den Worten: „Die angestellten Erhebungen haben aufs neue bestätigt, daß in den Betrieben der Großeisenindustrie die Arbeitszeit einer erheblichen Anzahl von Arbeitern infolge ausgedehnter Aberarbeit häufig so lange dauert, daß darin eine Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter erblickt werden muß.“

Schon auf Grund dieser Feststellungen wird man von einer Notwendigkeit der Gewährung von Arbeiterferien sprechen dürfen, mehr aber noch, sobald man die Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Lage untersucht. Das Bremische Statistische Amt hat unter Zugrundelegung der standesamtlichen Aufzeichnungen aus den Jahren 1901 bis 1910 die Sterblichkeit nach sozialen Klassen untersucht und in der Altersklasse zwischen 30 und 60 Jahren auf je zehntausend Lebende bei den Wohlhabenden 62, beim Mittelstand 86 und bei den ärmeren Schichten 136 Todesfälle ermittelt. Diese Statistik spricht Bände, ebenso eine englische, nach der in den Jahren 1890 bis 1892 die Standardsterblichkeit im Alter von 25 bis 65 Jahren bei den Geistlichen 53, Lehrern 60, Ladeninhabern 86, Kontorpersonal 91, in der Eisen- und Stahlindustrie aber 130, Feilen-, Nadel- und Scherenfabrikation 141 und in der Glasindustrie sogar 149 beträgt. Wenn man die Lebenshaltung des Durchschnittsarbeiters mit der des Mittelständlers vergleicht, läßt sich auf selten des Arbeiters keine so hohe Unterbilanz herausrechnen, daß die überaus hohe Sterblichkeitsziffer gerechtfertigt wäre. Es müssen also noch andere Gründe ausschlaggebend sein, und sie liegen ebensowohl in der Schädlichkeit der Arbeitsart, als auch in der destruktiven Wirkung der Ausdehnung der Arbeitszeit. Den sichersten Beweis für die Richtigkeit dieser Folgerung liefert die Tatsache, daß ebenfalls nach den Ermittlungen des Statistischen Amtes in Bremen die Zahl der der Lungentuberkulose Erlegenen in den ärmeren Schichten elfeinhalbmal so groß wie im Mittelstande und siebenmal so groß wie bei den Wohlhabenden war. Überarbeit, Unterernährung und schlechte Wohnung begünstigen die Ausbreitung der Tuberkulose wesentlich. Wer nicht unter schlechter Wohnung und Unterernährung zu leiden hat, wird sich so leicht nicht mit Aberstundenarbeit plagen. Überall da also, wo Aberstundenarbeit geleistet wird, darf man folgern, daß die notwendigen Daseinsbedingungen nicht hinreichend erfüllt sind. Sie zu bessern müßte nicht nur wie bisher in weitgehendem Maße Sache der Arbeiter bleiben, sondern auch von dem Gros der Arbeitgeber unternommen werden. Eine der vornehmsten Aufgaben der nächsten sozialpolitischen Zukunft wird die Befeehlung des Arbeitsprozesses sein; die ständig zunehmende Diskussion über das System der amerikanischen Ingenieure Taylor und Gilbreth weist in diese Richtung. Man begreift, daß bisher bei Umgestaltung des Produktionsprozesses zu wenig Wert gelegt wurde auf die menschliche Maschine. Auch sie wird am zweckmäßigsten funktionieren, wenn man ihre verborgenen Neigungen für den Produktionsprozeß ausnußt, aber nicht mit ihren Kräften Raubbau treibt. Wo die natürliche Widerstandskraft des Arbeiters zu schnell und zu intensiv verbraucht wird, wird ebenfalls Raubbau getrieben, der in seinen Folgen ein Maß von Unrentabilität des Betriebes mit sich bringen muß. Es gilt also, um sie zu beseitigen, die natürliche Widerstandskraft des Arbeiters aus der sinkenden Kurve in die steigende zu leiten, und zwar auf dem Wege der Prophylaxe.

Daß die Arbeiterschaft diese Notwendigkeit erkannt hat, weite Kreise des Unternehmertums aber immer noch glauben, mit den unzureichenden Mitteln einer überlebten Sozialpolitik auskommen zu können, zeigt eine kürzlich vom Vorstande des Deutschen Metallarbeiterverbandes herausgegebene fleißige Darstellung „Arbeiterferien“, in der die Verhältnisse in

der Metallindustrie besondere Berücksichtigung gefunden haben. Die Erhebungen sind im Laufe des Jahres 1912 angestellt und erstrecken sich auf 389 Betriebe, in denen 233 927 Arbeiter beschäftigt sind. Von 233 029 Arbeitern, die Ferien erhalten konnten, erhielten Ferien: 27 454 im Jahre 1911 und 34 257 im Jahre 1912. Abgesehen von der minimalen Steigerung im Jahre 1912 zeigen diese Zahlen, daß die Lösung der Arbeiterferienfrage noch in den allerbescheidensten Anfängen steckt und die bisher errungenen Erfolge der Arbeiter gewiß nicht Anlaß zu besonders hellen Perspektiven liefern. Da weist die Statistik der Landesversicherungsanstalten und Krankentassen andere Zahlenhöhen auf! „Im Jahre 1910 waren 13 619 048 Personen gegen Krankheit versichert. Von je hundert Versicherten waren im Laufe des Jahres 1910 42 Personen zusammen 845 Tage erwerbsunfähig krank. Die im Interesse der Erkrankten gemachten Aufwendungen betrugen insgesamt im Jahre 1910 für 5 772 388 Erkrankte 357 468 396 Mark oder für den Versicherten 26,25 Mark. Auf Grund des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes wurden im Jahre 1910 an 1 152 985 Personen 187 004 000 Mark Entschädigungen (einschließlich der Kosten von Heilverfahren) bezahlt.“ Liegt es nicht offen zutage, daß ein wesentlicher Teil dieser Summen in prophylaktischem Sinne verwandt werden sollte? Die Hilfe, die den Arbeitern heute auf Grund staatlicher Versicherung oder Krankentasseneinrichtungen zuteil wird, ist sehr fragwürdig, nirgendwo bietet sie Gewähr, die schädlichen Wirkungen der Produktionsmethoden im Kern zu paralysieren. „Wenn den Arbeitern in Wahrheit Hilfe gebracht werden soll, dann müssen Zustände und Verhältnisse geschaffen werden, die eine Erkrankung überhaupt verhindern, soweit dies nach Lage der Sache möglich ist.“ Eine Beseitigung der Krankheiten in vollem Umfange wird Utopie bleiben. Aber eine Verhinderung der Berufskrankheiten ist möglich, „wenn von allen Seiten, sowohl von den Arbeitern wie von den Unternehmern, der Gesetzgebung und der Wissenschaft, der gute Wille in den Dienst dieser Sache gestellt wird.“

Es sind ja auch bereits Anfänge zur Besserung vorhanden. Die Erfolge der Gewerkschaften in bezug auf Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung gehören hierher, ebenso die Wirkung der den modernen Betriebszuständen angepaßten Vorschriften der Gewerbeordnung gegen die schrankenlose Ausnützung der Kinder und Jugendlichen, der Frauen und der Arbeiter im allgemeinen, die Vorschriften über die Beschaffenheit der Betriebe, die Verordnungen von Bundesrat und einzelstaatlichen wie kommunalen Behörden, die den Schutz der Arbeiter bezwecken. Aber die sozialpolitische Sprödigkeit des Unternehmertums hindert den „Elan von unten herauf“. Überall muß den Unternehmern abgerungen werden, was sie klugerweise von sich aus zu geben hätten. Namen wie Reiß, Freese, Bosch u. a. bestätigen nur die Regel. Die Gründe, die von seiten der Arbeitgeber für ihre ablehnende Stellung gegenüber der Ferienfrage ins Feld geführt werden, treten besonders prägnant hervor in den Antworten auf eine Rundfrage, die der Zentralverband Deutscher Industrieller Ende 1910 veranstaltet hat. In dem Septemberheft der „Mitteilungen des Zentralverbandes Deutscher Industrieller“ vom Jahre 1911 wird unter der Stichmarke „Erholungsurlaub für Arbeiter“ über die Umfrage u. a. berichtet:

„Zu den Segnern regelmäßiger Urlaubsgewährung gehören eine Anzahl Textilindustrieller, verschiedene Schiffswerften, Berg- und Hüttengesellschaften, einige Zuderfabrikanten und Industrieverbände. Sie machen im wesentlichen geltend, daß die obligatorische Einführung einer jährlichen Urlaubsbewilligung mit den Betriebsverhältnissen nicht in Einklang zu bringen und mit Rücksicht auf die hohe sozialpolitische Belastung ihrer Betriebe nicht zuzugestehen sei. Sie verweigern vornehmlich ihre Zustimmung dazu, dem Arbeiter ein Recht auf den Urlaub einzuräumen, aus dem er eventuell klagbar werden könnte. Eine Fortzahlung des Lohnes würde einer allgemeinen Lohnheraufsetzung gleichkommen, die bei den ohnehin trotz schlechter Konjunktur hohen Löhnen gegenwärtig undurchführbar sei. Auch sei es unmöglich, für die fragliche Urlaubszeit jeweils die geeigneten Ersatzleute herbeizuschaffen, denen man, ohne

einen erheblichen Produktionsrückgang befürchten zu müssen, die Bedienung der komplizierten Maschinen anvertrauen könne.“

Bei dieser grundsätzlichen Stellungnahme gegen die Ferienforderung der Arbeiter darf es nicht wundernehmen, daß diejenigen Betriebe, die sich zur Urlaubsgewährung aufgeschwungen haben, die Ferienerlangung von oft schwer zu erfüllenden Bedingungen abhängig machen. Entweder wird die Wartezeit bis zur Feriengewährung ungebührlich heraufgesetzt (bis zu 15 Jahren!), oder den Ferienempfängern wird das Koalitionsrecht beschnitten, oder aber man stellt die Gehaltszahlung während der Ferienzeit ein, so daß nur wenige Arbeiter sich den „Luxus“ des Feriengenusses gestatten können. Nach der vom Metallarbeiterverband aufgestellten Statistik regelt sich in fast allen Betrieben die Feriengewährung nach der Dauer der Beschäftigung, kein Betrieb aber gibt ohne Einschränkung Ferien an alle Arbeiter.

Alle Einwände, die gegen die Möglichkeit einer umfangreichen Arbeiterferiengewährung vorgebracht werden, sind mehr oder weniger gesucht. Auch der Zentralverband Deutscher Industrieller stellt als Grund für die ablehnende Haltung eines Teils seiner Mitglieder die aus der Feriengewährung entstehenden hohen Ankosten voran. „Wiederholt“, heißt es darauf in der Denkschrift des Metallarbeiterverbandes, „ist selbst von einzelnen Unternehmern zugestanden worden, daß die Ankosten, die für den Unternehmer durch die sozialen Gesetze entstehen, immer als Geschäftsunkosten in den Warenpreisen zum Ausdruck kommen. Nicht die Unternehmer zahlen die Beiträge für Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, sondern, soweit diese Beiträge nicht durch zu geringe Arbeitslöhne paralytisiert sind, muß stets der Warenkonsument dem Unternehmer die für die Arbeiterversicherung verausgabten Mittel im Warenkaufpreise ersetzen. Das wird u. a. auch bewiesen durch die Rentabilität der industriellen Betriebe.“

Es wird dann die Anregung gegeben, daß beispielsweise gut rentierende Werftbetriebe wie Blohm & Voß in Hamburg, Reihersflieg in Hamburg, Vulkan in Stettin und Hamburg und Oderwerke in Stettin, die heute noch sämtlich zu den Ferienverweigerern zählen, einmal durch Abschreibung ein Prozent vom erreichten Reingewinn (1910/11: 11 Prozent) opfern sollten, um 17 000 Arbeitern Ferien zu gewähren.

Wenn nicht vorbildlich, so doch nachahmenswert verfahren die Staatsbetriebe, in denen die Arbeiter durchweg auf Feriengewährung rechnen dürfen. Bis es dahin in den Privatbetrieben kommt, werden die Arbeiter ihre Forderung auf Gewährung einer jährlichen Ferienzeit noch weit mehr als bisher in den Vordergrund ihres Programms stellen müssen, wie dies heute schon von Seiten der Metallarbeiter geschieht, die eine jährliche Mindestferienwoche, die Beseitigung aller besonderen Bedingungen für die Ferienerlangung sowie eine ausreichende Entschädigung für den durch die Ferienzeit entstehenden Verdienstaufschlag verlangen. Die sicherste Unterstützung entsteht den Arbeitern aus der wachsenden Verwirklichung jener Theorien, die in dem neugeprägten Begriffe „Menschenökonomie“ ein Sammelbeden gefunden haben, aus dem man die Umkehr von der Organisation der Technik zur Technik des Organischen erwarten darf. An der Erfüllung dieser Aufgabe mitzuwirken, besitzt die Arbeiterschaft in den Tarifverträgen ein hervorragend geeignetes Mittel. Schon heute hat die Ferienfrage in den Tarifverträgen Eingang gefunden. Es liegt an den Arbeitern, das ganze Gewicht ihres festen Willens auf dies Gebiet zu werfen, „dann wird es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelingen, auch die Ferien durch ihre vertragliche Festlegung zu einem bleibenden Rechtsgut der Arbeiter zu machen“.

Albert Falkenberg



Berta von Suttner

Wie die Melodie eines Engellieds, so war der Akkord, der das Leben der Baronin von Suttner durchrauschte. Das „Friede auf Erden“ war ihr zwar schwerlich an der Wiege gesungen worden, ist sie doch als die Tochter eines österreichischen Generals, des Grafen Kmshy, und als Urenkelin des Freiheitshelden Theodor Körner in einem Haus voll kriegerischer Traditionen aufgewachsen. Sie hat ihrem eigenen Geständnis nach eine Reihe von Kriegen erlebt, ohne ein wesentlich anderes Gefühl dabei gehabt zu haben, als dasjenige, das uns beschleicht, wenn wir von großen Naturkatastrophen vernehmen, von Schiffbrüchen, von Erdbeben und Feuersbrünsten. Erst im Alter von 47 Jahren hat sie in einem der Pariser Salons, in dem sie, als damals schon gefeierte Schriftstellerin, verkehrte, erfahren, daß es in England und anderwärts etwas wie eine Friedensbewegung gibt. Damit war der zündende Funke in ihren Geist gefallen, und die Richtlinie ihres künftigen Lebens war gegeben. Nicht als ob sie eine Art von Belehrung nötig gehabt hätte; ihr Leben und Wirken hat sich schon vorher unter der Ägide der Menschenliebe und unter dem Banner der Humanitätsidee vollzogen.

Ihren Weltruf hat sie sich mit dem Roman „Die Waffen nieder“ (1890) geschaffen. Es ist möglich, daß ihre übrigen Schriften samt und sonders vergessen werden, die Parole „Die Waffen nieder“ wird der kampfeslustigen Menschheit so lange in den Ohren hallen, bis sie es verlernt, ihre Streitigkeiten mit roher Gewalt auszutragen, und wenn einst die vom Fluch des Brudermords befreiten Völker dankbar zu der Statue dieser Jeanne d'Arc des Friedens emporschauen werden, so werden sie das Standbild stehen sehen auf zerbrochenen Waffen und auf zerrissenen Fahnen. Man hat den Roman „Die Waffen nieder“ den Protest des Weibes gegen den Krieg genannt, und der künstlerische Aufbau zeigt ja tatsächlich, welche schreienden Dissonanzen gerade in das Liebesleben der Frau durch die Schrecken des Krieges gebracht werden. Die Form des Ich-Romans ist äußerst glücklich durchgeführt. In weiten Kreisen glaubte man daher lange Zeit, eine Selbstbiographie der Baronin darin sehen zu sollen. Aber der Roman ist nicht nur der Protest der weiblichen Seele, er ist zugleich der Ausdruck flammender Entrüstung, wie sie die Kultur Menschheit des 19. Jahrhunderts ergreifen mußte, die den klaffenden Widerspruch zwischen der erklimmenen Kulturhöhe und der alles in Frage stellenden Barbarei des Krieges tiefer als die vorangehenden Generationen empfinden mußte. Berta von Suttner hat damit nur dem Gefühl klassischen Ausdruck verliehen, das Millionen unserer Zeit befeelen muß. Daher auch der Riesenerfolg des Romans, der in 200000 Exemplaren in den deutschsprechenden Ländern verbreitet und in 17 Kultursprachen übersezt wurde. Der Roman ist nicht nur zur magna charta der Friedensbewegung, er ist zum Zukunftsprogramm der aufwärtsstrebenden Menschheit geworden.

Der Riesenerfolg ihres Romans hat selbstverständlich mit dazu beigetragen, ihren Lebensweg in die Richtung des Pazifismus hineinzutreiben. Ihre später folgenden Schriften „Martha Kinder“ (eine direkte Fortsetzung von „Die Waffen nieder“), „Schach der Qual“, „Der Menschheit Hochgedanken“, „Briefe an einen Toten“, sind nichts anderes als die Fortsetzung ihres Hauptbestrebens, die Menschheit von dem auf ihr lastenden Fluch zu befreien. Die „Briefe an einen Toten“ sind außerdem ein rührendes Zeugnis von der innigen Seelengemeinschaft, durch die sie mit ihrem Gatten bis über dessen Tod hinaus verbunden blieb.

Ein Werk von bedeutender Tragweite sind ihre „Memoiren“. In diesem ungemein flüssig geschriebenen Buch spiegelt sich nicht nur eine große Seele, sondern auch ein großes Leben.

Bei aller Bescheidenheit, welche die edle Frau auszeichnete, hat sie doch die Andeutung nicht unterdrücken können, daß sie geschichtsbildend zu wirken versuchte. Tatsächlich hat sie in die neuere Geschichte wirksamer eingegriffen, als es die Zeitgenossen sich im allgemeinen zum Bewußtsein brachten. Mit den bedeutendsten Männern und Frauen der Zeitgeschichte ist sie in Fühlung gestanden, selbst auf die Herrscher hat sie einen nicht unerheblichen Einfluß

ausgeübt. Sie hat ihr Friedesevangelium ebenso vor dem Thron des österreichischen Kaisers wie im Weißen Haus zu Washington gegenüber dem Präsidenten Roosevelt vertreten. Ihr Roman „Die Waffen nieder“ soll den Zaren inspiriert haben, als er seinen weltgeschichtlichen Erlass an die Höfe Europas versandte, durch welche die erste Haager Friedenskonferenz in die Wege geleitet wurde. Während dieser Konferenz war sie selbst im Haag anwesend, und das vielverspottete Seebrötchen der Frau von Suttner hat das Seinige dazu beigetragen, die Konferenz zu einer Etappe auf dem Weg der Friedenssicherung zu gestalten.

Es ist durchaus falsch, Berta von Suttner nur als Vertreterin eines sentimentalisierten Pazifismus zu bezeichnen, sie als eine Frau zu betrachten, die nur Tränen des Mitleids für die Opfer der Kriegswut gehabt habe. Sie war nicht nur Inspiratorin, sie war auch Organisatorin der Friedensbewegung. Auf allen Weltfriedenskongressen hat sie ihre gewichtige Stimme in die Waagschale geworfen; sie hat die österreichische Friedensgesellschaft ins Leben gerufen und jahrelang präsiidiert, sie hat die Gründung der deutschen Friedensgesellschaft angeregt, sie hat ein Jahrzehnt lang die Revue „Die Waffen nieder“ herausgegeben und nachher die geistvollen „Randglossen zur Zeitgeschichte“ in der „Friedenswarte“ geschrieben. Sie hat sich mit einzelnen Problemen der Friedenstechnik eingehend beschäftigt, wie ihre Broschüren „Krieg und Frieden“, „Rüstung und Abrüstung“, „Barbarisierung der Luft“ beweisen.

Berta von Suttner hatte die Kraft, unempfindlich gegen die Pfeile des Spottes und die Keulenschläge der Wut zu sein, mit denen sie von allen Seiten bedacht wurde. Sie wußte, daß derartige zum Begrüßungszeremoniell gehört, mit dem die Neuerscheinungen in der Welt aufgenommen werden. Als sie ihre Novelle schrieb „Es müssen doch schöne Erinnerungen sein“, und darin das Ende eines französischen Priesters schilderte, der wegen angeblicher Begünstigung der Umtriebe von Franktireurs gehängt wurde, ging eine ganze Sintflut von Schmähbriefen über sie nieder. Sie legte sie ruhig ad acta und arbeitete fröhlich weiter. Eine Märtyrerin ihrer Überzeugung ist auch sie geworden.

Der Grundgedanke ihres Wirkens blieb immer wieder der humanitäre. „Wir müssen“, so schrieb sie an die auf dem Kaiserlauterner Friedenskongress versammelten Frauen, „den Krieg nicht nur deshalb bekämpfen, weil er in neuerer Zeit kein rentables Geschäft mehr ist, sondern auch deshalb, weil er grausam ist.“ Die Zukunft wird ihr recht geben.

Das Ende der Baronin hat etwas Tragisches an sich. Mitten in den Vorbereitungen auf den 21. Weltfriedenskongress, der im September d. J. in Wien gehalten werden soll, wurde sie hinweggerafft. Nun wird ihr Bild im Nimbus der Verklärung auf die Kongressisten niederstrahlen. Der Tod, der alle Schatten schwinden macht, hatte an ihrem Bilde nicht viel Dunkelheiten zu beseitigen. „Dem Lichte zu“, war ihre Losung; es ist zugleich ein Testament, das wir vollstrecken helfen sollen.

O. Umfried



Die Serben

Nund 9 Millionen Serbokroaten wohnen in Südosteuropa, davon 3 Millionen in Serbien und Montenegro, eine halbe Million in Mazedonien und 5½ Millionen in Österreich-Ungarn mit Bosnien.

Serben und Kroaten sind, wie Paul Wehn im „Reichsboten“ feststellt, desselben Stammes und sprechen dieselbe Sprache. Die Serben bedienen sich kyrillischer, die Kroaten lateinischer Buchstaben. Die Serben (5 Millionen) gehören dem griechisch-orthodoxen, die Kroaten (3½ Millionen) dem katholischen Bekenntnis an. Dazu eine halbe Million mohammedanische Serben.

Serben und Kroaten wohnen räumlich fast geschlossen zusammen, sind aber politisch voneinander vielfach getrennt. Selbständig stehen die Serben in Serbien und Montenegro da. Die Serbokroaten Österreich-Ungarns bewohnen einige Kronländer, wie Dalmatien, die zu

Österreich gehören, ferner die Nebenländer Ungarns, Kroatien und Slawonien, zum Teil Südbungarn, endlich Bosnien und die Herzegowina.

Nach der Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn Ende 1908 verlangte Serbien Kompensationen, zunächst den Sandschat und eine Verbindung mit der Adria. Rußland unterstützte dieses Verlangen. Österreich-Ungarn verhielt sich dagegen ablehnend. Deutschland stellte sich auf die Seite Österreich-Ungarns, stützte es im Spiel der Mächte und verhinderte den Krieg. Serbien blieb unbefriedigt.

Nach den Siegen vom Herbst 1912 erhielt Serbien zwar den Sandschat und ansehnliche Teile Mazedoniens, nicht aber, was es nachdrücklich verlangt hatte, einen eigenen Hafen, sondern nur zur Benutzung einen freien neutralen Hafen an der Adria mit einer internationalen Bahnverbindung.

Serbien wollte größer werden. Groß-Serbien bis zur Adria! Bosnien und die Herzegowina waren ihm entgangen. Es suchte Ersatz dafür im Süden und Westen, stieß aber hier auf den Widerstand Österreich-Ungarns, das im Interesse seines Bestandes das Aufkommen eines Groß-Serbiens verhindern mußte.

Österreich-Ungarns Lage gegenüber den beiden neuen vergrößerten Serbenstaaten ist schwierig und wird mit der Zeit noch schwieriger werden. Läßt man in Wien ein Groß-Serbien aufkommen, dann wird es ganz von selbst zum Mittelpunkt einer großserbischen Agitation, zum Kristallisationspunkt für ein großes serbokroatisches Reich.

Dem ein solches Reich ist das Ziel aller serbokroatischen Politiker, wenn sie auch gegeneinander arbeiten, wenn auch, wie jetzt nach dem Attentat von Serajewo, die Gegensätze zwischen den Stammesgenossen wieder schärfer hervorgetreten sind. Die Serben erstreben die Verwirklichung ihres südslawischen Staatsideals unter serbischer, die Kroaten dagegen unter kroatischer Führung. Zugunsten der Serben spricht die staatliche Selbständigkeit, die sie bereits teilweise erlangt haben, zugunsten der Kroaten eine wenn auch nur sehr relative kulturelle Überlegenheit.

Die politische Trennung der Serbokroaten kann in einer Zeit staatlicher Zusammenfassung auf nationaler Grundlage nicht als endgültiger Zustand angesehen werden. Hier zeigt sich der schwierigste Punkt des südosteuropäischen Völkerproblems, eine ständige Gefahr für den europäischen Frieden.



Todesahnungen und Todessehnsucht

Es wird erzählt, daß Erzherzog Franz Ferdinand kurz vor seinem Tode bestimmten Todesahnungen Ausdruck gegeben habe, die dann zur fürchterlichen Wirklichkeit geworden sind. Im Hause Habsburg, so liest man in der „Berl. Volksztg.“, sind derartige Erscheinungen mehrfach beobachtet worden. Auch der Vater des Erzherzogs, der Erzherzog Karl Ludwig, hat eine derartige Todesahnung geäußert, als er von der Reise nach Palästina zurückkehrte. Sie erfüllte sich bald darauf. Ferner soll auch der Vater des jetzigen Thronfolgers, Erzherzog Otto, in der Zeit, in der seine Lebenslust ihm keinerlei Schranken auferlegte, eine bestimmte Vorstellung von seinem Tode gehabt haben, die sich später verwirklichte. Es war ihm ein qualvolles Ende beschieden.

Interessant ist in diesem Zusammenhange, daß bei den spanischen Habsburgern „Thanatophilie“ (Todessehnsucht oder ein bis zur Lust gesteigertes Interesse für den Tod) stark vertreten gewesen ist, wie Dr. Mersey in einem „Beitrag zur historischen Pathologie“ nachweist. Philipp II. ließ, als sein Sohn Carlos als Jüngling von sechzehn Jahren sich eine Schädelverletzung zuzog und operiert wurde, die Leiche eines hundert Jahre vorher im Geruch der Heiligkeit gestorbenen Mönches ausgraben und in das Bett des kranken Prinzen legen, so daß Don Carlos neben der Leiche schlafen mußte. Als der Prinz dann wieder gesund wurde, schrieb

der König die Heilung nicht der Operation, sondern dem von ihm erfundenen merkwürdigen „Heilmittel“ zu! Das größte Vergnügen Philipps II. war ein schönes Begräbnis; er fehlte bei keiner Leichenfeier. Dem Tode errichtete er einen ganzen Tempel: den Estorial. Dieses gigantische Grabmal sollte nach dem Willen des Königs seiner Gestalt nach an ein Marterinstrument erinnern. An diesem düsteren Orte saß Philipp ganze Tage lang in Gedanken versunken. „Aufheitern“ konnte man ihn nur, wenn man mit ihm von seinem Tode sprach oder ihm vom Tode eines seiner Freunde erzählte.

Chanatophil war auch „Johanna die Wahnsinnige“, die Tochter der katholischen Isabella und Ferdinands von Aragonien, eine bedauernswerte „Närrin der Liebe“, die, mit 26 Jahren Witwe geworden, sich nicht entschließen konnte, sich von dem Leichnam ihres Gatten, „Philipps des Schönen“, zu trennen. Sie behielt die Leiche in ihrem Zimmer, legte sie auf ein Paradebett, bewachte sie eifersüchtig und duldete es nicht, daß sich dem Toten irgend eine Frau näherte. Der Leichnam begleitete sie auf allen ihren Reisen.

Karl V. lebte von 1555 an ständig in einem schwarz ausgeschlagenen und von sieben Sterbekerkern erhellten Zimmer. Er soll sein eigenes Begräbnis gefeiert haben. Vor allen seinen Dienern, die bittere Tränen weinten, umgeben, wohnte er seiner Beisehung bei und betete zu Gott für die Ruhe und das Heil seiner Seele; in Trauerkleidern, eine Kerze in der Hand, sah er „sich begraben“. Nach dem Begräbnis aber erfassten ihn Fieberschauer; er mußte sich ins Bett legen und stand nie wieder auf, so daß er bald ernstlich begraben werden konnte. Margarete von Österreich stützte und nähte tagelang für Tote, interessierte sich nur für das, was in irgend einer Beziehung zum Sterben stand und sprach von dem Tode mit solchem Eifer, daß sie sich in Ohnmachten hineinredete. Ihr Sohn Philipp IV. pflegte sich in seinen Sarg zu legen und ein Begräbnis erster Klasse zu organisieren. Großes Vergnügen hatte er, wenn er in den Gräften des Estorials in den Särgen seiner Ahnen herumwirtschaften konnte. Er ordnete seine „Väter“ ein, wie etwa ein Bibliophile auf dem Büchergestell die Bücher ordnet . . .



Die Hofjagd in Springe

Es ist wohl allgemein bekannt, daß der ermordete österreichische Thronfolger in den letzten Jahren seines Lebens in sehr enger Fühlung mit den Leitern der deutschen Politik gestanden hat. Jetzt, nach seinem Tode, glaubt das „Kleine Journal“ mehr darüber sagen zu dürfen: „Auch die historische Wahrheit über eine historische Episode in den Beziehungen zwischen Franz Ferdinand und Wilhelm II., eine Episode, deren Ausgang entscheidend war für die Frage, ob vor anderthalb Jahren der große ‚Weltkrieg‘ ausbrechen sollte. Er ist nicht ausgebrochen — wider den Willen Franz Ferdinands, dank der Besonnenheit des deutschen Kaisers, die in jenen wichtigen Stunden beinahe eine Gefährdung des Freundschaftsverhältnisses zu Franz Ferdinand von Österreich wagte . . .“

Man wird sich entfallen, mit welcher politischen Hochspannung die Novembertage von 1912 die Erde überzogen. Der erste Balkankrieg, der schon den Anfang vom Ende der türkischen Armee gebracht hatte, schleppte sich seinem Ende entgegen, als der Streit um Stutari einzufehen begann und sich den beginnenden österreichisch-serbischen Zwistigkeiten die Verschärfung der österreichisch-russischen Gegensätze an die Seite stellte. Sie waren eine Neuauflage der von Rußland unterstützten diplomatischen Attaden Serbiens gegen Österreich vom Jahre 1909, wo Serbien von Österreich ‚Kompensationen‘ für die Annexion Bosniens und der Herzegowina forderte, die die Serben einst ihrem erträumten ‚Großserbien‘ hatten einverleiben wollen. Österreich hatte es damals gewagt, die serbischen Zumutungen zurückzuweisen. Das zog ihm den Zorn von Petersburg zu, und schon im Jahre 1909 drohte eine ge-

fährliche Explosion, die nur dadurch abgewendet wurde, daß der deutsche Botschafter in Petersburg Herrn von Iswolsty energisch klarmachte, daß Rußland im Falle eines österreichisch-serbischen Krieges auf die bewaffnete Gegnerschaft Deutschlands zu rechnen hätte. Diese österreichisch-russisch-serbische Krisis kam neu zum Ausbruch, als nach den ersten Erfolgen der Balkanstaaten im Balkanrieg Serbien anmaßend einen eigenen Hafen an der Adria und ein breites Stück Nordalbaniens forderte, dabei unterstützt von Rußland, das sich über Serbien hinweg auch einen Zugang zur Adria sichern wollte. Österreich sah hier seine Lebensinteressen gefährdet, und da Serbien und Rußland keine Neigung zeigten, nachzugeben, stand die österreichische Politik vor dem Zwange harter Notwendigkeit.

Wie ernst die Situation war, erfuhr die Welt, als ein Herr in Zivil, der in Berlin im Hotel Bristol unter bürgerlichem Namen Logis genommen hatte, plötzlich als der — österreichische Generalstabschef Schemua erkannt wurde, der heimlich nach Berlin zu einer Konferenz mit dem Chef des deutschen Generalstabs, dem Grafen Moltke, gekommen war. Gleichzeitig wurde bekannt, daß Erzherzog Franz Ferdinand sich telegraphisch zu einer Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser auf deutschem Boden angesagt hatte. Um dieser Zusammenkunft nach außen hin wenigstens einen Teil des politischen Anstrichs zu nehmen, wurde schleunigst eine Hofsagd in Springe angesagt, an der Wilhelm II. und Franz Ferdinand teilnahmen. Daß aber Jagdzwecke nicht den Hauptbestandteil dieser ‚Jagd‘ bildeten, ging daraus hervor, daß auch der deutsche Reichskanzler nach Springe befohlen wurde. Am 23. November fand diese Zusammenkunft statt — am Abend vorher war von Wien aus der Befehl zur Einberufung von drei Reservejahrgängen der österreichischen Truppen ergangen.

Man kann es heute aussprechen, daß der plötzliche Besuch Franz Ferdinands bezweckte den deutschen Kaiser zu gewinnen, gemeinsam mit ihm die militärische Offensive gegen Rußland zu ergreifen. Es haben damals sehr lange, sehr ernsthafte Besprechungen stattgefunden, es herrschte an den leitenden Stellen der internationalen Diplomatie eine unbeschreibliche Erregung. Wie die Besprechungen ausgegangen sind, weiß man ja: es ist damals nicht zum Krieg gekommen. Die deutschen Politiker lehnten das österreichische Ansinnen ab, und selber vor der Öffentlichkeit ließ sich damals kaum noch verhehlen, daß Franz Ferdinand schwer verstimmt nach Wien zurückreiste. In den dem Thronfolger nahestehenden Blättern fehlte es in den folgenden Tagen nicht an anspielungsvollen Fragen, ob denn die ‚Nibelungentreue‘ noch bestehe . . .

Hatte damals Wilhelm II., wie man ihm in Österreich vorwarf (allerdings nicht laut vorwarf — denn damals durfte über diese Dinge nur im Flüsterton geredet werden, da ein offenes Eingeständnis des eigentlichen Zweckes der Deutschland-Fahrt Franz Ferdinands ja Rußland unbedingt hätte provozieren müssen, seinerseits den ‚entscheidenden Schritt‘ zu tun), den Bundesgenossen im Stich gelassen? Damals war Herr von Riederlen der ‚Kopf‘ der deutschen Politik. Und Riederlens politisches Prinzip war es, nicht an ‚Gefahr‘ zu glauben. ‚Wenn wir nicht zum Schwert greifen, kommt uns Rußland zuvor!‘ war damals der Glaube der österreichischen Diplomaten. Aber Riederlen hielt die Drohungen und Probemobilisationen für Bluffs, er wußte wohl auch zu genau, daß Frankreich und England damals entschiedene Gegner eines aktiven Eingreifens ihres russischen Bundesgenossen waren, und er verbürgte sich damals dafür, daß Deutschland imstande sein werde, gerade gestützt auf England und Frankreich, mit denen Deutschland damals in allen Balkanfragen sehr d'acord war, Österreich auf friedlichem Wege vor der gefährdeten Preisgabe seiner Adria-Interessen zu behüten. Und tatsächlich gelang das ja auch den deutschen Politikern.

Schon wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Wien hat sich denn auch Franz Ferdinand von der Richtigkeit der deutschen Ratschläge überzeugt — er vertrat nun in der Folgezeit sogar eine energische Friedenspolitik gegen die ‚Kriegspartei‘ im eigenen Lager, die weiter zur Politik der Offensive hegte. Das Resultat davon war, daß Franz Ferdinand vierzehn Tage nach der Rückkehr von Springe den Kriegsminister von Aussenberg und den Generalstabschef

Schemua zum Rücktritt zwang, der am 9. Dezember erfolgte. Zwei Tage vorher tat eine andere offiziöse Rundgebung der Welt zu wissen, daß keine Meinungsverschiedenheit mehr zwischen Deutschland und Osterreich bestand — man wählte dazu die am 7. Dezember erfolgte Mitteilung, daß der Dreibund erneuert sei.

Fünf Wochen aber nach den Tagen von Springe forderten die Anstrengungen und Aufregungen dieser hochgespannten Zeit auch in Deutschland ein schweres Opfer: am 30. Dezember verschied in Stuttgart der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen an einem Herzleiden, das die Überarbeitung in den vorhergehenden Wochen zur Katastrophe geführt hatte."



Urteile über das deutsche Volk

Urteile, die einem wirklich das Herz erwärmen können, versendet in herzlichster Liebe zu unserer Nation ein — Engländer. Herr Edward Percy Collins lebt in Osterreich (Wien XIII, Habitzgasse 34) und setzt über das Flugschriftchen, das er ausgibt, ein Wort seines Landsmannes H. St. Chamberlain: ein Wort von der Wichtigkeit des Rassebewußtseins. Dann meint er selbst: „Das Weltbürgertum, dem ein großer Teil der Deutschen huldigt, birgt vielleicht den Kern allgemeiner Verbrüderung der Menschheit für die Zukunft in sich, doch fürs erste hat das mehr als bescheidene Zurücksetzen des eigenen Volkstums eine sehr erniedrigende und schädigende Wirkung.“ Zur Stärkung unseres nationalen Selbstbewußtseins stellt dann der Verfasser — „selbst kein Deutscher, doch ein warmer Freund dieses edlen Volkstammes“ — im Selbstverlag die oben genannten Blätter zusammen, mit der gleichzeitigen Absicht, „auch im Auslande freundliche Gefinnungen für das deutsche Volk zu fördern“.

Da sind naturgemäß die gehässigen Stimmen nicht mitgeteilt. Aber auf 16 Seiten spricht die Statistik und sprechen Zitate, was Deutschland Tüchtiges leistet. Diese Zitate wären übrigens wertvoller, wenn der Verfasser immer ganz genau die Quellen angegeben hätte, so daß der Forschende nachprüfen könnte.

Ein begeistertes Loblied auf den deutschen Wohlstand singt der amerikanische Kanzelredner Salmage; über drei Milliarden Mark an deutsche Arbeiter sind von 1885 bis 1901, dank der gesetzlichen Arbeiterversicherung, an Entschädigungen für Krankheit, Unfälle, Invalidität und Alter gezahlt worden; der Franzose Henry Lagrand nennt die deutsche Sprache „die reichste, biegsamste und brauchbarste der Welt“; Maeterlinck spricht von Deutschland als dem „moralischen Gewissen der Welt“; Chamberlain prägt das Wort: „Man kann in gewissem Sinne die geistige und moralische Geschichte Europas von dem Zeitpunkte des Eintritts der Germanen bis auf den heutigen Tag als einen Kampf zwischen germanischer Gefinnung und antigermanischer Sinnesart betrachten“; Frau Dr. Shaw, Präsidentin der Amerikanischen Frauen-Assoziation, äußert nach ihrer Rückkehr aus Deutschland: „Man bildet sich bei uns ein, deutsche Frauen richteten den Blick nicht über die vier R's hinaus: Kleider, Kinder, Kirche und Küche, wie der Kaiser sagt. Es ist wahr, daß sie diese fundamentalen Interessen weiblichen Lebens nie aus den Augen verlieren, aber sie widmen sich daneben in höchst wirkungsvoller Weise der sozialen Hilfstätigkeit; und was sie da tun, ist ausgezeichnet getan“; der englische Schriftsteller Jerome schreibt: „Die deutsche Nation ist noch jung, und ihre Reise ist von großer Bedeutung für die Welt; sie sind ein gutes Volk, das viel dazu beitragen sollte, die Welt besser zu machen“ usw.

Aus diesen und andren Stellen leuchtet etwas wie das Empfinden einer europäischen Mission oder Weltmission der Deutschen hindurch. Wenn wir daneben statistisch erfahren, wie das Deutschtum, z. B. in Böhmen und in der Schweiz, zurückgedrängt wird, so kann uns die Flugschrift höchst nachdentlich stimmen.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden
Einfendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ist das Schächten eine religiöse Handlung?

In einem früheren Hefte des Fürmiers wurde in einem Aufsatz darauf hingewiesen, daß „trotz allen Sachverständigen-Gutachten, die das Schächten als eine grausame Tierquälerei verurteilen, dieses jüdische Schlachtverfahren behördlich gestattet wird, weil das Schlachten zu den rituellen Handlungen der jüdischen Religion gehöre“. Es wurde dann ein rabbinisches Gutachten angeführt, das das Schlachten als eine jüdisch-religiöse Handlung nicht anerkennt.

Damit die werten Leser und Leserinnen dieser geschätzten Blätter sich über das jüdische Schlachtverfahren, das heute wie ehemals von mehreren Millionen Juden für eine heilige Institution gehalten wird, ein unparteiisches und korrektes Urteil bilden können, sei uns im folgenden zu den obigen Äußerungen ein paar Glossen zu machen gestattet. Daß viele Sachverständige das rituelle Schlachten als Tierquälerei bezeichnen, ist richtig. Ebenso entspricht es aber den Tatsachen, daß sehr viele Rorvphären der Wissenschaft, Männer von Weltruf, die rituelle Tötungsart als die humanste oder wenigstens den anderen Tötungsarten in keiner Weise zurückstehende betrachten. Bis zum heutigen Tage bilden die wissenschaftlichen Verteidiger der Schechita unter den Sachverständigen die Majorität. Gerade diese Majorität, und nicht die Rücksichtnahme auf das religiöse Empfinden der Juden, ist es, die die rituelle Schlachtung in Deutschland ermöglicht. Denn weder Sachsen noch die Schweiz, wo das jüdische Schlachten lange Jahre verboten war, hat irgendwelche Rücksicht auf die Anhänger dieser Institution genommen. Als Sachsen das Schlachtverbot vor Jahresfrist aufhob, ließ es sich ebenfalls nur von wissenschaftlichen Gutachten leiten.

Nun hat aber ein Rabbiner das Schlachten als eine nicht jüdisch-religiöse Institution bezeichnet. Als wir diese Zeilen lasen, erinnerten wir uns unwillkürlich an den Beilis-Prozess. Auch hierbei bildete ein Gutachten eines angeblichen Rabbiners die Hauptstütze für die Anklage auf Ritualmord. Aber bei derartigen Zeugnissen muß man sich doch immer fragen: Was nützt denn die Ansicht eines einzelnen gegenüber von unzähligen talmudischen Kapazitäten? Würde man denn bei Beurteilung einer kirchlichen Einrichtung die Meinung eines Individuums als maßgebend hinstellen, auch wenn sonst alle christlichen Größen dagegen wären? Es muß doch immer untersucht werden, welche Motive derartige Herren zu ihrem exklusiven Urteil bewogen haben. Haben wir es nicht mit einer böswilligen Verleumdung zu tun? Im Kiewer Ritualmord-Gutachten war dies Moment klipp und klar erkennbar.

Und wie steht es denn mit dem rabbinischen Gutachten gegen das rituelle Schlachten? Bei näherem Zusehen ist auch bei diesem Vorgehen ein ähnlicher Grundzug bemerkbar. Das

rituelle Schlachten gilt noch heute mehreren Millionen Juden als eine heilige Vorschrift. Nun geht ein Rabbiner her und erklärt öffentlich: die Schlachtbestimmung sei eine das Leben bedrückende und erschwerende Bestimmung. Sie soll sogar den Juden von innigem gefelligem Zusammenleben mit den Nichtjuden ausschließen. Als ob ein rituell lebender Jude ein freundschaftliches Verhältnis mit seinen christlichen Kameraden nicht pflegen könnte! Vermag denn nur das Fleisch, nur das Essen und Trinken, das Band der Nächstenliebe zu knüpfen? Darf man aber einem Gutachten, dessen Verfasser seine eigenen Glaubensgenossen öffentlich verleumdet, daß sie auf Grund ihrer Gesetze unfähig sind, mit ihren christlichen Kameraden ein inniges gefelliges Leben zu führen, irgendwelche Beachtung schenken? Jeder Kenner der Geschichte dieses Mannes weiß, daß Dr. Stein zu den radikalsten Verneinern des Judentums gehörte; darf daher seine Ansicht als maßgebend für andre betrachtet und anerkannt werden?

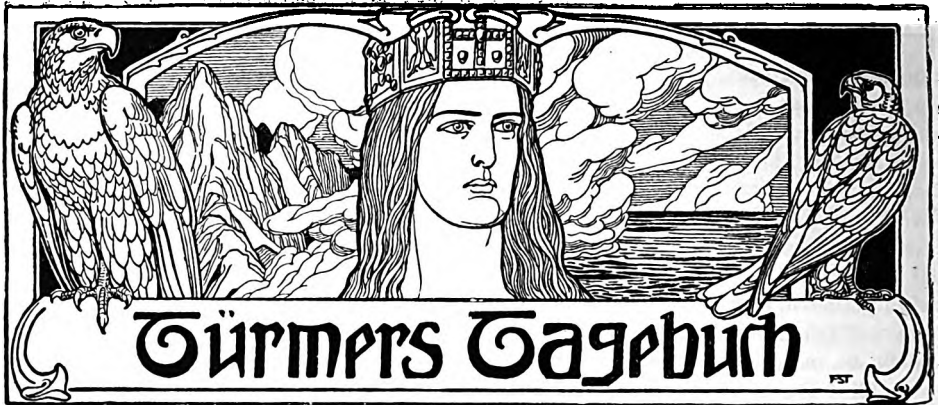
Aber Dr. Stein hat ja wissenschaftliche Beweise für seine Behauptung; die Stimme der Wissenschaft muß doch gehört werden. Betrachtet man diese Beweisführung etwas näher, so löst sie sich in nichts auf. Zuerst soll das rituelle Schlachten im mosaischen Gesetz nicht erwähnt sein. Jeder, der das Judentum auch nur oberflächlich kennt, weiß, daß da unzählige Gesetze für heilig und religiös geboten gehalten werden, auch wenn sie im Pentateuch nicht vorkommen. Auch die Institutionen der Kirche gehören ja einer Zeit an, wo die Evangelien bereits längst verfaßt waren; sollte man demgemäß alle kirchlichen Einrichtungen für unreligiös erklären, weil sie in den Evangelien nicht enthalten sind? Seit wann bildet das „Es steht geschrieben“ die einzige Quelle für die Religion? Für die moderne Zeit gilt dies gewiß nicht.

Nun soll aber nach Ansicht des Rabbiners das Mosaische Gesetz das rituelle Schlachten bei profanen Tieren dadurch ausschließen, daß es betreffs der Opfertiere den Ausdruck „Sohachath“ gebraucht, wogegen es die Tötung von gewöhnlichen Tieren mit „Sabach“ bezeichnet, welches letztere aber „nur die Handlung des Schlachtens überhaupt bedeutet, ohne nähere Bezeichnung der Tötungsweise“. Wir fragen nun, kommt denn der Ausdruck „Sabacha“ nicht auch unzähligemal bei Opfertieren, die doch selbst nach der Ansicht des Herrn Stein geschlachtet werden müssen, vor? Wir verweisen nur auf: Ex. 20, 24; Deut. 12, 21; 16, 2; 27, 6; I Sam. 2, 13; Psal. 50, 23 u. v. a. Stellen. An all diesen Stellen wird der Ausdruck „Sabacha“ auf Opfertiere, die doch gewiß geschlachtet werden müssen, angewandt. Demnach muß dieses Wort auch die rituelle Schlachtung bezeichnen. Warum soll nun dasselbe Wort, wenn es bei profanen Tieren vorkommt, nicht ebenfalls das rituelle Schlachten bedeuten? Wenn somit „Sabacha“ vom Mosaischen Gesetz auch für das profane Tier vorgeschrieben, warum sollte dies nicht das religiöse Schlachten bezeichnen?

Abgesehen von allem muß doch folgender Umstand genau beachtet werden. Bei den Opfertieren war die rituelle Schlachtung, selbst nach Ansicht des Herrn St., nur wegen der Entleerung des Blutes notwendig; das Blut wurde zur Sprengung auf den Altar verwendet. Nun wird an den Stellen, wo die Tötung des profanen Tieres im Mosaischen Gesetz erwähnt wird (Deut. 12, 15 vgl. V. 16; 12, 21 vgl. V. 24) gerade die Entleerung des Blutes besonders betont: „Auf die Erde“, heißt es da (im Gegensatz zu den Opfertieren, wo das Blut aufgefangen werden mußte), „sollst du das Blut fließen lassen“. Darf nun gesagt werden, daß im Pentateuch für gewöhnliche Tiere die rituelle Schlachtung nicht geboten ist? Es wäre geradezu unbegreiflich, wie ein Rabbiner ein solches oberflächliches Urteil abgeben konnte, wenn der religiöse Nihilismus dieses Mannes für jeden Kundigen nicht allzu bekannt wäre. Aber als maßgebende Persönlichkeit darf dieser Mann gewiß nicht hingestellt werden.

Rabbiner Dr. A. Neuwirth





Österreichische Wirtschaft · Die Gefnechteten · Der
 Fürstenmord als Staatsraison · Franz Ferdinand ·
 Die Schicksalsfrage · R. R. ausgepeitschte Deutsche ·
 Armer Schiller!

Ich bin kein gewöhnlicher Mörder! Ich bin ein serbischer Nationalheiliger!“ — das waren die ersten Worte des serbischen Mordbuben nach seiner Verhaftung. Sagen wir „Nationalheld“, dann kommt die Erklärung des Blutbürschens der Wahrheit sehr nahe. Auf serbischer Seite gibt man sich kaum noch die Mühe, sittliche Verurteilung der Schurkentalat auch nur zu heucheln. Der Zwang wäre ja auf die Dauer auch gar zu lästig! Handelt es sich doch um eine planmäßig und unter wohlwollender Duldung und Förderung sehr einflußreicher Kreise durchgeführte großserbische patriotische Staatsaktion, der auch in diesem Sinne offiziöser Charakter nicht abzusprechen ist. Sie bewegt sich ja nur in gerader Linie auf der Bahn durch Alter und Übung geheiligter serbischer Überlieferung.

Es muß heute von der unwiderleglich festgestellten Tatsache ausgegangen werden, daß der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin Sophie von Hohenberg, einem Komplott zum Opfer gefallen sind, dessen Fäden in Belgrad, und zwar an sehr sichtbaren Stellen, zusammenlaufen. Belgrad ist der Sitz der „Narodna Ochrana“ (Nationale Wehr), jenes Geheimbundes, der unbekanntem Oberrn bedingungslosen Gehorsam schwört und in seinen Händen die gesamte großserbische Propaganda vereiniget. Deren Endziel aber ist nichts Geringeres als die Zertrümmerung der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Angliederung Südungarns, Kroatiens, Slavoniens, Dalmatiens, Bosniens und der Herzegowina an ein bis zur Adria sich erstreckendes Großserbien. Die „Narodna Ochrana“, deren engste Verbindung mit den amtlichen Belgrader Kreisen außer Frage steht, und wenn sie hundertmal von Belgrad abgeleugnet werden sollte, ist aber, wie der „Tägl. Rundschau“ aus Wien geschrieben wird, die Nachfolgerin der älteren Organisation, des „Slovanski Jug“ (Der slawische Süden“), und es ist charakteristisch, daß einer

ihrer Hauptorganisatoren der gegenwärtige serbische Gesandte in Wien, Jovan Jovanowitsch, gewesen ist. Der jetzt den serbischen Muechel-mördern zum Opfer gefallene Erzherzog-Thronfolger, der nie ein Freund politischer Heuchelei gewesen ist und die Vergangenheit des Herrn Jovanowitsch sehr wohl gekannt hat, hat denn auch diesem Gesandten des Königs Peter trotz wiederholten dringlichen Ansuchens die Bewilligung einer Antrittsaudienz kategorisch verweigert. Die Belgrader „Narodna Ochrana“ erstreckte, mit großen Mitteln arbeitend, ihr Netz über die gesamte serbisch-orthodoxe Bevölkerung der habsburgischen Monarchie. Religion und Politik gingen auch hier, ebenso wie in der russisch-panslawistischen Bewegung des famosen Grafen Bobrinski, Hand in Hand.

Mit besonderer Inbrunst stürzte sich die Agitation auf die Jugend, wobei sie selbst vor der politischen Verfeuchung der Schuljugend nicht zurückschreckte. Diese südslawische Schüler- und Studentenbewegung fand einen konkreten Ausdruck in dem kürzlich in Prag erschienenen ersten Heft der neuen Zeitschrift „Jugoslavija“, die von südslawischen und Belgrader Studenten geleitet ist und aus dunklen Geldquellen gespeist wird. Es wird darin das Programm der Bewegung phrasenhaft umschrieben; es wird geredet von einer großen südslawischen Kulturgemeinschaft, doch unter den harmlosen Deckworten blüht plötzlich die Wendung auf, daß das Ziel dieser Bestrebungen „durch Evolution oder durch Revolution, durch Güte oder Gewalt“ (evolucijom ili revolucijom, milom ili silom) erreicht werden müsse. Gleichzeitig organisierte man die mit einem gewissenlosen Fanatismus durchseuchte Jugend, wobei man die schlimmsten Instinkte undisziplinierter, verdorbener Burschen zu entfesseln suchte, und gab dieser Organisation den Titel „Südslawische nationale Omladina“ (Jungmannschaft). Diese „Omladina“ erklärte sich „in religiöser Beziehung radikal-antiklerikal“, politisch als Vertreterin der „radikalsten Demokratie“. Die Mittelschulen im ganzen Süden der habsburgischen Monarchie wurden so im Laufe der letzten Zeit zu einem Herde politischer und nationaler Agitation, wobei das Lehrelement vielfach die Rolle fanatischer und gewissenloser Agitatoren übernahm und die unbegreifliche Sorglosigkeit und Nachsicht der politischen Behörden ihnen vielfach den Boden noch geradezu ebnete. Ihren publizistischen Mittelpunkt fand diese radikal-serbische Verschwörergilde in dem in Sarajewo erscheinenden serbischen Heftblatt „Narod“; nach ihm wurde diese ganze Partei auch die „Narodgruppe“ genannt. Der „Narod“ hatte die Stirn, am Tage des Eintreffens des Thronfolgerpaares in Sarajewo einen von der serbischen Eritolore umrahmten maßlosen Heftartikel gegen den Thronfolger und die habsburgische Dynastie zu veröffentlichen, und es ist kennzeichnend, daß diese Nummer des „Narod“ in der Tasche des Bombenwerfers Cabrinovic gefunden wurde.

Ein Gipfel war es, wenn die gesamte Belgrader Presse so tat, als wenn das Betreten Sarajewos durch ein Mitglied der habsburgischen Dynastie eine Herausforderung des serbischen Nationalgefühls gewesen sei! Wenn die Ermordung des Thronfolgerpaares die Rache dafür sein sollte, so ruft das sofort die Erinnerung daran wach, daß auch bei dem Kaiserbesuch in Sarajewo im Jahre 1910 ein Attentat gegen den Monarchen geplant war, das zwar aus unbekanntem Gründen unterblieb, wofür aber wenige Wochen später die Kugeln des serbischen

Juristen Bogdan Zerajic den von der feierlichen Eröffnung des neuen bosnischen Landtages zurückkehrenden Landeschef General Varesanin verwundeten. Wird diese verbrecherische Politik des Großserbentums, das den Meuchelmord zum System erhoben hat, wird das gen Himmel rauchende Blut des Thronfolgers und seiner Gemahlin nun endlich dieser Monarchie die Augen darüber öffnen, daß es mit diesem Großserbentum kein Paktieren gibt, daß es vielmehr gilt, sich auf den Entscheidungskampf vorzubereiten?

Welche geradezu unglaublichen Zustände haben aber auch in Bosnien und der Herzegowina selbst geherrscht! Schon seit geraumer Zeit kamen aus Bosnien Meldungen über großserbische Ausschreitungen, die, wie in der „Dtsch. Volksw. Korresp.“ berichtet wird, von der Landesregierung mit erstaunlicher Liebeshwürdigkeit behandelt wurden. Als Mitte Mai eine deutsche Theatergesellschaft aus Teschen ihre Vorstellungen in Mostar eröffnete, waren zahlreiche serbische Gymnasiasten erschienen, die durch Zehlen und Pfeifen ihre Deutscheindlichkeit bekundeten und von der Galerie aus die Offiziere im Parkett mit unsauberen Dingen bewarfen. Da die Landespolizei versagte, mußten die Ruhestörer mit Hilfe von Soldaten entfernt werden. Am anderen Tage gab es in Mostar großserbische Straßenkundgebungen. Die beteiligten Gymnasiasten wurden von der Schule ausgeschlossen, aber auf Einschreiten von Abgeordneten durch Verfügung der Landesregierung wieder aufgenommen!! Im bosnischen Landtage verlangten die Großserben eine Untersuchung gegen die Offiziere wegen Beleidigung des Volkes, also der Gymnasiasten, und etliche Studenten von der Universität Agram forderten sogar Genugthuung!

Nun, das wird doch wohl auch der k. k. österreichischen „Gemütlichkeit“ über die Hutchnur gegangen sein? O nein! In der „Bosnischen Post“ war darüber folgendes zu lesen:

„Wie seinerzeit berichtet, ließ die Zagreber (Agramer) akademische Jugend das Mostarer Offizierskorps wegen angeblicher Beleidigung der Mostarer Schuljugend gelegentlich der Demonstrationen der Mittelschüler gegen das Teschner Theater durch den früheren Landtagspräsidenten Vojislav Sola und den Apotheker Blazevic fordern. Die Affäre erscheint nun durch die vom Mostarer Divisionär F. M. L. Trollmann Herrn Sola gegebene Erklärung, daß keiner der Offiziere die Schuljugend beleidigt habe, beigelegt. Die Kartellträger haben das der akademischen Jugend in einem Briefe mitgeteilt.“

„So weit also sind wir bereits gekommen,“ bemerkt „Danzers Armeeztg.“ hiezu, „daß Offiziere Schuljungen beleidigen können! Da wird sich wohl in nicht allzu ferner Zeit der Divisionär mit einem Dreitäsehoch duellieren müssen!“

Die bosnische Landesregierung hat schon wiederholt ihre Deutscheindlichkeit insbesondere gegen die deutschen Schulen und gegen den deutschen Sprachunterricht betätigt und ist dabei von dem Landtage eifrig unterstützt worden. Aber selbst in deutschen Kreisen Wiens war man erstaunt darüber, daß die Dresdener Bank kein Bedenken trug, im Mai eine bosnische Anleihe von 60 Millionen Kronen auf den deutschen Markt zu bringen. Noch am 18. Juni klagte „Danzers Armeezeitung“ in Wien über das anmaßende Auftreten der Gymnasiasten in Serajewo und Mostar:

„Man braucht nur einmal zur Vorsozeit den Appellai in Sarajewo entlang zu gehen, da kann man seine helle Freude an dem strolchartigen Benehmen der heranwachsenden Jugend erleben. Kann es einen dann wundernehmen, daß Realschüler und Präparandistinnen einen Klub der ‚freien Liebe‘ gründen, daß Mittelschüler in finsterner Nacht deutsche Firmenschilder besudeln? Neulich hatten zwei dieser nächtlichen Hüter der ‚Nationallehre‘ das Pech, in flagranti ertappt zu werden. Sie mußten auch sogar diese eine Nacht im Loch brummen, da der allmächtige Beschützer der demonstrierenden Jünglinge in Bosnien, der Abgeordnete Džamonja, erst am nächsten Morgen bei der Polizei erschien, worauf seine Schützlinge natürlich sofort aus dem Arrest entlassen wurden. Das Regime der ‚milden Hand‘ dürfte in Bosnien vielleicht doch nicht so ganz am Platze sein. Baltansitten lassen sich nicht mit Glacéhandschuhen ausrotten.“

Dabei haben Bosnien und Herzegowina alle Kulturfortschritte, die sie seit der Besitzergreifung durch Österreich-Ungarn gemacht, deutscher Verwaltung und deutschen Beamten zu danken! Aber die wurden, sobald man nur glauben durfte, daß der Mohr seine Schuldigkeit getan hätte, abgedankt und die slawischen Schoßkinder an ihre Stelle gesetzt. Mit der Folge, der die Welt jetzt starren Entsetzens voll gegenübersteht: Die Sicherheitsmaßnahmen waren mehr als ungenügend, es waren im wesentlichen überhaupt keine getroffen. Der Führer des dritten Automobils, ein Offizier, erzählt, daß es ihm schon in Mostar, bei der zweistündigen Fahrt durch die Hauptstadt der Herzegowina, nicht recht geheuer vorgekommen sei. Vom 25. bis 27. Juni als Motorführer für das Automobil der Herzogin von Hohenberg kommandiert, habe er auf den Fahrten, die er mit ihr durch Sarajewo unternommen, von irgendeiner patriotischen Begeisterung nicht die Spur bemerken können. Einige Ziviorufe wurden nur von den Kindern des Waisenhauses ausgebracht, wozu sie von den Schwestern angehalten wurden. In den Serbenvierteln wurden nicht einmal die Mühen gezogen. Er schildert dann die Fahrt über den Appellai, wo das erste Attentat geschah. Während aber Graf Harrach mit aufgehobenen Händen den Thronfolger bat, die Fahrt doch nicht fortzusetzen, habe der Bürgermeister, ein Serbe, beruhigende Erklärungen abgegeben, desgleichen eine hochgestellte Persönlichkeit.

Bei dem zweiten, tödlichen Attentat sprang der Offizier sofort aus dem Automobil und versetzte dem Mörder Princip mit dem Säbel einen Hieb über das Gesicht und einen zweiten über den Arm. Der Schurke hielt den Revolver zwischen den Knien eingeklemmt, ein zweiter Offizier sprang seinem Kameraden zu Hilfe, um den Mordbuben zu verhaften, erhielt aber in diesem Augenblick zwei Schläge über den Helm von einem Mitschuldigen, der leider entwischte. Bei dem bosnischen Landesmuseum, das das Thronfolgerpaar auf seiner Todesfahrt besuchen wollte, habe man zwei Kisten mit 60 Bomben gefunden, woraus zu schließen sei, daß ein ganzer Hagel von Bomben gegen das Automobil geschleudert werden sollte, wenn die vorher geplanten Attentate mißglückt wären.

Als der Offizier mit einem Kameraden zu dem Untersuchungsrichter gebeten wurde, um seine Aussagen zu machen, grinste der als Schriftführer fungierende Beamte, ein Serbe, den beiden Offizieren so höhnisch ins Gesicht, daß ihn der

andere Offizier anschrie: „Er werde ihm mit dem Säbel über den Kopf hauen, wenn er nicht zu grinsen aufhöre!“ Bei dem Sturme auf das serbische Kloster in Serajewo, wo der Pape auf die wütende Menge geschossen hatte, aber gleich nach seiner Verhaftung wieder freigelassen wurde, weil er ja „aus Notwehr gehandelt“ habe, fand man in der Wohnung des Popen das Bild des Königs Peter von Serbien im Glorienscheine, das diesen Monarchen darstellt, wie er an der Spitze seiner siegreichen Armee in Wien einzieht! Die Beamten, die Polizei, die Popen, die Gemeindevertretung von Serajewo —: alle machten auf den Offizier den Eindruck, als wären sie miteinander im Einverständnisse gewesen! Ein städtischer Polizist, der von dem Dienstkämmerer Baron Morfey aufgefordert wurde, gegen die Mörder einzuschreiten, benahm sich derart und zeigte ein solches Einverständnis mit dem Verbrechen, daß er von einem Offizier sofort niedergeschlagen wurde. Überhaupt mußten sich die Offiziere des Gefolges erst mit Säbelhieben Bahn schaffen, weil ihnen eine ganze Rotte, die um die Mörder versammelt war, in den Arm fiel.

Schon vor zwei Jahren, so wird dem „Grazer Volksblatt“ aus Serajewo gemeldet, sagte ein dortiger Lehrer anlässlich der so urplötzlich aufgeflamnten, aber von langer Hand vorbereiteten Schülerdemonstrationen: Ja, auch wir sitzen auf einem Vulkan. Wenn hier durchgefallene, nicht einwandfreie Schüler in Serbien weiter lernen, dort die Reifeprüfung ablegen und dann wieder nach Serajewo zurückkehren dürfen, sind Disziplinlosigkeiten und sogar tätliche Angriffe auf die Lehrer verständlich. So machten es auch der Bombenwerfer und Mörder des Erzherzogspaares. Sabrilowitsch, der als verdächtig bereits ausgewiesen worden war, wurde auf Intervention des tschechisch-radikalen Abgeordneten Nemeč die Erlaubnis zur Rückkehr nach Serajewo erteilt. Princip ist ein Bursche, der sich schon vor zwei Jahren anlässlich der Schülerdemonstrationen hervorgetan hatte und relegiert worden war, dann in Serbien noch zwei Jahre lang das Gymnasium besuchte und dort die Reifeprüfung ablegte, und hierauf ebenfalls nach Serajewo zurückkehren durfte.

Bei solcher Lotterwirtschaft oder — um gut österreichisch zu kommen — „Schlamperei“ ist freilich kein Ding mehr unmöglich! „Österreichische Wirtschaft“ wäre heute vielleicht schon ein bezeichnenderes Wort als „Polnische Wirtschaft“.

* * *

Nun versucht aber die serbische Presse (und selbstverständlich muß die ihr wahlverwandte sozialdemokratische, allen voran der „Vorwärts“, feste mitmachen), das maßlos schurkenhafte Subenstück dadurch zu beschönigen und zu rechtfertigen, daß die Phrase von einer „schmachvollen Knechtung und Entrechtung“ des Slawentums in Bosnien und der Herzegowina geschwungen wird. Nie hat sich eine Lüge frecher und schamloser als Wahrheit hingepflanzt! Umgekehrt wird ein Schuh draus! Die Regierung hat die Serben im Gegenteil bis zur Schwäche, bis zur Selbstentmannung begünstigt —: was Wunder, daß solche mitleiderregende Waschlappigkeit zum Schaden nun noch den Hohn ernten muß! Denn ein beißenderer Hohn als die Phrase von der „Knechtung“ der armen, unschuldigen Serbentindlein

durch die eiserne Faust einer k. k. österreichischen Staatsregierung kann nicht leicht erfunden werden.

Schon die Verfassung für Bosnien und die Herzegowina macht eine Unterdrückung des Serbentums ganz unmöglich, weil jede der drei nationalen Gruppen: Serben, Muselmanen und Katholiken, sich eine dem Maße ihrer Volkszahl entsprechende Anzahl von Abgeordneten wählt. Und zwar wählen die Serben (858 158 Köpfe) die meisten Vertreter, nämlich 31. Dann folgen die Moslims (626 649 Köpfe) mit 24 und schließlich die Kroaten (römische Katholiken, 451 685 Köpfe) mit 16 Abgeordneten. Danach könnten ziffernmäßig Moslims und Kroaten die Serben niedersimmen. Das ist aber nie vorgekommen. Niemals, heißt es in einem Aufsatz der „Voss. Ztg.“, haben, wie begreiflich, sämtliche moslemischen und kroatischen Abgeordneten der Koalition, die sich gleich anfangs bildete, angehört; sondern von Anfang an hat auch die Regierung daran festgehalten, daß sie nur auf die Wünsche einer parlamentarischen Mehrheit, die alle drei Nationen umfaßt, eingehen könne. Seit im Februar 1912 Herr von Bilinski zum gemeinsamen Finanzminister und höchsten Chef der bosnisch-herzegowinischen Regierung ernannt wurde, hat dieser Grundsatz als unverbrüchlich gegolten. Mehr Rücksicht konnte den Serben schwerlich erwiesen werden. Aber sie wollten nun einmal unter keinen Umständen zufrieden sein und wenn ihnen noch so viel nachgegeben wäre, weil ihre Absicht die Losreißung von Österreich-Ungarn war.

Weiter wird in dem bemerkenswerten Aufsatz der „Voss. Ztg.“ sehr anschaulich die nachgiebige Schwäche der Regierung gegenüber den Serben und die vertuschende Schönfärberei von Bilinskis über die Stimmung des Landes geschildert. Wie wenig der Landesminister aber selbst dem Frieden traute, beweist der Umstand, daß er beim Ausbruch des Balkankrieges, obgleich das Land von Truppen geradezu wimmelte, den Ausnahmezustand verhängte und die serbischen Vereine auflöste: „Die Wahrheit ist: man muß staunen, daß die Verhängung des Ausnahmezustandes in dem mit Truppen vollgepfropften Lande auch nur für einen Tag nötig war. Wie schlapp muß sich die staatliche Autorität gezeigt haben, daß nicht schon die Anwesenheit der Truppen die serbische Bewegung hemmte! Aber die Aufhebung der Ausnahmeverfügungen, durch erregte Proteste vorzeitig veranlaßt, war abermals eine Schlappheit, die den ‚gemäßigten‘ Serben nicht etwa zugute kam, sondern ihnen vielmehr allen Mut gegenüber dem Radikalismus nahm. Nach dem Ende des Krieges setzte Herr von Bilinski alles daran, die maßvollere serbische Gruppe, nämlich die, deren Blatt die ‚Srpska Rjetšč‘ ist, zum Anschluß an die Regierungsmehrheit zu bewegen. Er verhandelt mit den Führern Sola, Dr. Sirskitsch und Zestanowitsch. Das Programm des Dr. Sirskitsch wird angenommen. Die Gemäßigten schleppen die Verhandlungen hin. Schließlich müssen sie sich entscheiden, und Zestanowitsch erklärt plötzlich, es sei unmöglich, der Mehrheit beizutreten. Tags darauf beschließen sie, zwölf Mann hoch, ihre Mandate niederzulegen; unter Vorwürfen gegen die Regierung, die durch den Ausnahmezustand das serbische Volk beleidigt habe und ihm Genugtuung dafür verweigere; und mit der resignierten Bemerkung, daß das Verhalten der radikalsten Gruppe des Blattes ‚Narod‘ den Gemäßigteren

jegliche Wirksamkeit unmöglich mache. Unverhohlen gesteht man ein: Wir können nicht mit der Regierung und anderen Parteien, welche die Regierung unterstützen, gehen; unter keinen Umständen mit einer österreichisch-ungarischen Regierung.“

Das, stellt der „Reichsbote“ fest, geschah Ende September 1913. Herr von Bilinski ließ danach von dem Rechtsanwalt Dinowitsch in Serajewo, der dann zum serbischen Vizepräsidenten des Landtages ernannt wurde, ein Programm ausarbeiten, das, wie er selbst wörtlich sagte, „den Wünschen des serbischen Volkes in Bosnien und der Herzegowina unter Voraussetzung von dessen Loyalität zur Dynastie und zur Monarchie durch gemeinsame Arbeit mit den beiden anderen Konfessionen Erfüllung verhieß.“ Es gelang dann, von den erledigten 12 serbischen Mandaten 9 für die gemäßigte Richtung zu retten, worauf diese 9 der „Koalition“ beitraten. Die übrigen serbischen Abgeordneten der Radikalen gingen nun aber zur Obstruktion und zur offenen Absage an die Monarchie über.

Alles das beweist (wenn's noch nötig wäre!), wie wenig von einer brutalen Unterdrückung der Serben die Rede sein konnte. Das gerade Gegenteil war der Fall. Auch hier wäre eine feste Hand gegenüber unersättlichen und maßlos übermütigen Staatsfeinden mehr am Platze gewesen, als ein schwächliches, doch völlig zweckloses Entgegenkommen mit immer neuen Zugeständnissen.

* * *

Kann es aber groß imponieren, wenn die österreichische Presse sich in leidenschaftlichen Angriffen gegen das kleine Serbien erschöpft, an dem herausfordernden Gebaren des großen Rußland aber sich schüchtern vorbeidrückt? In diesem Sinne nennt es die „Tägl. Rundschau“ mit Recht töricht, nun auch das ganze blutige Bad restlos auf Serbien auszuschütten. Denn die, wie die Tatsachen bewiesen haben, vor nichts mehr zurückschreckende großserbische Propaganda könnte nicht bestehen, wenn sie nicht von Rußland aus genährt würde. „Auf dem Grunde einer schwächlichen, von der Hand in den Mund lebenden österreichischen Politik ist sie aufgeblüht und unter der nicht nur Worte, sondern auch Gold spendenden Gnadensonne des Petersburger Panlawismus. Sie wurde gefährlich, seit die steigende Feindseligkeit Rußlands gegen Österreich-Ungarn und das ihm verbündete Deutsche Reich, seit die ungeheuren Kriegsrüstungen des Zarenreiches die Südslawen das Nahen einer Katastrophe und damit die Erfüllung ihrer Machtpläne hoffen ließen. Wenn man eine Volksbewegung, wenn man ein ganzes Land für die Bluttat von Serajewo verantwortlich machen will, so soll man den Mut haben, das Rind beim rechten Namen zu nennen und nicht Serbien allein beschuldigen, sondern dem Panlawismus, der Kriegspartei in Petersburg, den ihr gebührenden Anteil an dem grauenvollen politischen Mord zuerkennen. Rußland ist heute der Störenfried Europas und um so gefährlicher, als sein Wollen heute ganz von nationalen Leidenschaften und persönlichen Treibereien bestimmt zu sein scheint und vernünftigen Erwägungen kaum mehr Raum gestattet.“

Nicht einmal der monarchische Gedanke vermag dieser Hybris der „russischen Volksseele“ Einhalt zu gebieten. Ein Petersburger Brief der „Deut. Tagesztg.“ erinnert daran, daß die am Hofe gelesene deutsche „St. Petersburger

Zeitung“ vor einiger Zeit bereits warnend ihre Stimme erhoben habe, man solle die Verunglimpfung des Fürsten von Albanien nicht zu weit treiben, man solle an das Ende des Kaisers Maximilian von Mexiko denken und darüber nachdenken, ob das Leben eines Herrschers wirklich eine derartige quantité négligeable sei, wie die Fürstenmörder auf dem Balkan es behaupten? „Der Artikel war nach einem Gespräche mit einem Hofwürdenträger geschrieben, und er deutete auf die Adresse der schamlos gewordenen russischen national-demokratischen Presse hin, der trotz ihres Byzantinismus die Achtung vor dem monarchischen Prinzip so fremd ist, daß die große revolutionäre Welt Rußlands aus ihr ebensoviel Begeisterung schöpfen kann, wie aus der sogenannten ‚unterirdischen Literatur‘. Als die nationalistischen Demonstranten vor bald anderthalb Jahren durch die Straßen Petersburgs zogen, warnte die konservative deutsche Presse Petersburgs und Rigas vor diesen zugleich gegen den Zaren als den unverantwortlichen Leiter der russischen Außenpolitik gerichteten Straßenaufmärschen, und ein paar Tage darauf wiesen durch die Straßen ziehende sozialdemokratische Massen auf jene erlaubten ‚patriotischen‘ Demonstrationen als auf einen Präzedenzfall hin . . . Die Nachricht vom Attentat auf den Zarenzug, der die kaiserliche Familie nach dem rumänischen Besuche und der bessarabischen Rundgebung nach Petersburg brachte, war eine glatte Erfindung. Aber wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Wo kommt der Gedanke her, der all den immer wieder durch die ausländische Presse gehenden Nachrichten von Attentaten auf den Zaren oder Mitglieder der zarischen Familie zugrunde liegt? Ist da nicht der Wunsch der Vater des Gedankens? Und hat man bisher etwas von derartigen Attentatsnachrichten aus Österreich vernommen? Nein. Wer seine Russen kennt, der weiß, was das für eine Sorte von Byzantinern ist. Raum ist der begeisterte Gesang der Kaiserhymne bei einer festlichen Gelegenheit verflohen, so sieht man die Leute sich scheu nach Spitzeln umschauen und dann die neuesten ‚Hofgeschichten‘ vortragen, die natürlich von Anfang bis zum Ende erfunden sind, aber, es sei gesagt, unseren Mitoschewizen nicht nachstehen. Der Russe hat keinen Sinn für den monarchischen Gedanken, für das Prinzip der Monarchie, er hat nur Sinn für das . . . dum metuant (wenn sie nur fürchten). Die Mordtat in Serajewo hat daher am Hofe sehr zu denken gegeben. Als die Nachricht von der Tat eintraf, hatte in der ‚Nowoje Wremja‘ der ‚galizische Russe‘ Vergun seinen üblichen österreichfeindlichen Montagsartikel bereits geschrieben. Darin wird dem Habsburger Hause vorgeworfen, es unterdrücke das österreichische Slawentum, es verfolge die Veranstalter der slawischen Spokoltage, es kämpfe gegen den Gedanken des Allslawentums an, und der trialistische Gedanke des Erzherzog-Thronfolgers sei nur ein Versuch, alle Südslawen unter das Habsburger Joch zu bringen. Von diesem hätten sich 1799—1815 die Illyrier befreit und hätten unter dem Regime der Franzosen sich wohlgeföhlt . . . 1799—1815!

Wir sehen, wo die großserbischen Gedanken großgezogen werden, um mit den Gedanken Herrn v. Hartwigs in Belgrad ausgetauscht zu werden, wir sehen, wo die Begeisterung des Herrn Princip — oder, wie der hiesige serbische

Gesandte Spalaitovic den Interviewern gegenüber feststellt, und er muß es ja besser wissen, Principalo — herkommt. Nun, wir sind diese Propagandaartikel der ‚Nowoje Wremja‘ gewöhnt und würden uns auch über diesen nicht weiter aufhalten, wenn er ein paar Tage später erschienen wäre, aber die Redaktion des Blattes ist so schamlos, daß es diesen Artikel nicht zurückzieht, als die schreckliche Nachricht aus Serajewo eintrifft, sondern ihn gleichsam als Erklärung der Mordtat an die erste Stelle setzt und darunter eine Notiz mit dem Bemerkten, daß der ermordete Erzherzog zwar ein Feind Rußlands gewesen sei, immerhin (!) aber die Mordtat zu verurteilen sei. Und in der Abendausgabe des Blattes heißt es in einem Interview des Herrn Spalaitovic etwa, der Erzherzog sei selber schuld an dem Ereignis: — die serbische Regierung sei vom Kommenden unterrichtet gewesen und habe die Wiener Regierung gewarnt (was in aller Form als Erfindung leicht erkenntlich an Herkunft und Absicht festgestellt worden ist). Der Erzherzog sei in Bosnien als der Urheber der Unterdrückung der Serben verhaßt gewesen, er habe das ganze ‚nationalistische Bosnien‘ zum Feinde gehabt, und doch habe er geglaubt, es würde ihm nichts geschehen.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß am Hofe andere Anschauungen über einen Fürstenmord herrschen als in den nationalistischen Kreisen. Es hat auch in Petersburg lange gedauert, bis König Peter von Serbien nach den blutigen Ereignissen im Belgrader Konak in Petersburg empfangen wurde, es hat viel Überwindung gekostet, bis die dynastischen Beziehungen enger wurden, und es herrscht jetzt gar kein Zweifel darüber, daß die serbische Militärpartei, die im Konak die Säbelklingen in den Leib der Königin Draga gestoßen hat, auch bei der Ermordung des Fürstenpaares in Serajewo die Hand im Spiele gehabt hat, zum größeren Ruhme Großserbiens.“

„Selbst in Österreich“, schreibt Friß Bley in den „Zeitfragen“, „erhob sich, ehe noch die Artstetter Gruft sich geschlossen hatte, die Frage, ob die verbrecherische Tat nun endlich die staatsstreuen Kreise aufgerüttelt haben werde, die bis dahin in der unseligen Ergebnisheit in ein schier unabwendbar scheinendes Geschick dahinvegetiert hatten. Man erkennt doch jetzt überall in Österreich wie in Ungarn die Notwendigkeit, aus eigener Erhebung vorzugehen, wenn die Regierung versagt. Der Panflawismus im Norden und die serbische Frechheit im Süden tragen das Jhrige dazu bei, um den Völkern Habsburgs die alte politische Wahrheit in Fleisch und Blut vor Augen zu führen: Wenn Österreich nicht bestünde, müßte es erfunden werden, um wie einst gegen das Janitscharentum, so jetzt gegen Balkaniergreuel die gesittete Welt zu schirmen. Denn sonst stürbe und verdürbe die bedrohte Kultur Europas am Selbstbetrug der Versöhnungsministerien und des diplomatischen Schlendrians. Von den Höhen der Bergzüge am rechten Ufer des Pruth sieht Österreich die Rosafertheit, jenseits Serajewo das serbische Banditentum, in den galizischen Prozessen den russischen Panflawismus, jenseits der bosnischen Grenzpfähle den Nihilismus des serbischen Mörderstaates vor Augen. Und beide verschwiftern sich in der Politik, die in der Bluttat vom 28. Juni nur einen Schritt zur Verwirklichung der Zerstörung Österreich-Ungarns erblickt . . .

Der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin waren tatsächlich seit dem Augenblicke verloren, in dem sie den Boden von Serajewo betreten hatten. Es ist festgestellt, daß auch auf dem Wege nach Bištrik, wohin der Thronfolger einen Ausflug plante, in einer Baumkrone eine Bombe gefunden wurde. Große Empörung rief die nachträglich bekannt gewordene Tatsache hervor, daß kaum einige Minuten nach dem Attentat auf dem Hause des Serbenführers Jestašević die Trauerflagge gehißt wurde, und daß vom Turme der serbischen Kirche bereits eine halbe Stunde vor dem Attentat die Trauerfahne wehte. Erzbischof Stadler erklärte einem Journalisten: „Es ist kein Zufall, daß das Attentat am Jahrestage der Schlacht auf dem Amselfeld geschehen ist. Wenn das Thronfolgerpaar nicht an der Stelle, wo der Anschlag verübt wurde, erschossen worden wäre, hätten die Attentäter an demselben Tage eine andere Gelegenheit gesucht und gefunden, ihren furchtbaren Plan auszuführen.“ Serajewo war voll von Verschwörern, die bereit waren, das Thronfolgerpaar aus dem Wege zu räumen. Ganz Serajewo war eine einzige Falle. Unter der für das Frühstück des Erzherzogs gedeckten Tafel fanden sich zwei Bomben mit Uhrwerk, und im Rauchfange desselben Speisezimmers eine Bombe mit Uhrwerk. In Ilidže wurden bei einer Frau sieben Bomben gefunden. Und alle diese erwiesen sich als serbische Militärbomben aus dem Depot von Arnyujevah, vom serbischen Major Milan Pribižewitsch, dem Vertreter des serbischen Generalstabschefs, durch den Bandenführer Čiganowitsch geliefert!

Beachtenswert bleibt auch, daß in Serajewo der Chauffeur des dem Bürgermeister gehörigen Autos, ein Serbe, verhaftet worden ist unter dem Verdacht, im Komplott mit Princip gestanden zu haben. Er soll absichtlich das Auto des Bürgermeisters bei der Rückfahrt vom Rathaus so durch die Straßen geführt haben, daß der Zug ins Stocken kommen mußte und der Attentäter einen vortrefflichen Stand zum Schießen erhielt.

Daß angesichts dieser Tatsachen die serbische Regierung krampfhaft bestrebt ist, die Verbrecher von ihren Rockschößen abzuschütteln, ist erklärlich genug, aber ein gänzlich vergebliches Bemühen. Denn der Zusammenhang der Serajewoer Attentate ist längst viel zu unzweifelhaft festgestellt: durch die von serbischer Seite verübten politischen Morde, die alle auf Belgrader Einflüsse zurückzuführen sind. Auch das Verbrechen von Cerajics im Jahre 1910 gegen den General Verešani und das Attentat gegen den königlichen Kommissar von Cuvay wurden von Belgrader Sendlings verübt, nachdem ein damals gegen Kaiser Franz Joseph geplanter Anschlag mißlungen war. Auch Luktajulic hatte eine Bombe und gestand, diese von einem serbischen Major durch einen Bandenführer in Belgrad erhalten zu haben. Es ist unvergessen, wie die Presse in der Königsmörderstadt diese Schurken Cerajics und Luktajulic als opfermutige nationale Helden verherrlicht hat. Allen voran das Blatt des serbischen Offiziersvereins „Piemont“, das die südslawische Jugend in Österreich-Ungarn aufforderte, den großen Märtyrern Cerajics und Luktajulic nachzueifern. Darüber hinaus hat diese serbische Presse fortgesetzt und grundsätz-

lich den politischen Mord als bestes Mittel zur Verbreitung der serbischen Bewegung in Österreich-Ungarn gepriesen. Und ganz ausdrücklich und wiederholt ist in diesen Ermahnungen der groß-serbischen Jugend der Erzherzog Franz Ferdinand als der größte Gegner der groß-serbischen Bewegung „proskribiert“ worden. Der Erzherzog war darüber so vollständig unterrichtet, daß er seit zwei Jahren den serbischen Gesandten Johanowics trotz wiederholten und wiederholten Bittens nicht mehr empfangen hat, weil er ihn als die Seele der Organisation ‚Narodna Ochrana‘ in Belgrad kannte, die in allen südslawischen Ländern der habsburgischen Monarchie revolutionär arbeitet. Die Vorgänge an den südslawischen Gymnasien und die dort im großserbischen Sinne arbeitenden Geheimbünde hat der Erzherzog-Thronfolger unzweideutig als Frucht der ‚Narodna Ochrana‘ erkannt. Und ebenso ist ihm bekannt gewesen, daß serbische Offiziers- und Regierungskreise, erstere direkt, letztere indirekt und mit der nötigen Vorsicht, aber um so größerer Entschiedenheit, mit der Ochrana in Verbindung stehen...

Nun entsinnt man sich auch in Wien, daß der Geschichtschreiber Friedjung schon vor Jahren auf Grund amtlichen Materials den Nachweis einer großserbischen Verschwörung zu erbringen versucht hat. Und man lacht heute nicht mehr über den inzwischen freilich zum Ruckuck gejagten serbischen Kronprinzen Georg, der zur Zeit der Annexion Bosniens offen den Krieg gegen Österreich predigte, um den Traum des großserbischen Königstumes zu verwirklichen. Denn in dem bundesstaatlichen Zusammenschlusse von Montenegro und Serbien, dem die österreichische Politik mit der Preisgabe des Sandschat Novibazar vorgearbeitet hat, ist die wesentliche Grundlage dieses Zukunftsstaates ja gegeben. Und die Frage konnte längst nur noch die sein, ob die gesamte habsburgische Monarchie gezwungen sein solle, diesem frechen Treiben von drei Millionen Serben müßig zuzuschauen, denen ja in den südlichen Kronländern Österreich-Ungarns fünf Millionen Serben und Serbo-Kroaten gegenüberstehen. Das Verbrechen von Serajewo hat alle diese bange Fragen mit Schicksalsgewalt emporgehoben zu der klaren Erkenntnis, daß es mit diesem Großserbentume kein Paktieren geben kann und darf, und daß in der südslawischen Frage das Schicksal Österreich-Ungarns beschlossen liegt...

Allgemein hat man nun in Österreich-Ungarn begriffen, daß man nichts als den Mord der Kultur von einem Volke erwarten darf, dessen ganze Geschichte von Anfang an eine einzige Kette von Mord und Verrat gewesen ist. Der Ahnherr des Königs Peter war ja jener Schwarze Georg, der auf der Flucht den eigenen ihm lästig gewordenen Vater erschöß. Und er fiel durch den Verrat eben jenes Milosch Obren, der Ahnherr des Bruder Lustig Milan und seines Söhnchens Alexander ward. Die Geschichte beider Geschlechter dampft von Blut und Verrat. Peter Karageorgiewitsch ist der Frucht jener Bluttat, die den armseligen Alexander und seine Draga aus dem Wege räumte, wenig froh geworden. Sein Sohn Georg hat sich, nachdem er wegen seiner Morde des Anrechtes auf den Thron verlustig erklärt war, nicht gescheut, gegen den Vater eine Verschwörung anzuzetteln und die Sprache, die er in seiner ‚Prawda‘ gegen den eigenen Vater führte, war durch und durch echt serbisch.

„Eines Tages gelangte dieser Mensch nach einem furchtbaren Morde zur Macht. Das serbische Volk, über seine Persönlichkeit und seine Fähigkeiten betrogen, erhob ihn auf jenen Platz, auf dem er für Bosnien viel tun konnte. Er tat es nicht, und, trotzdem er zwei serbische Armeen zur Verfügung hatte, ließ er es zu, daß zwei schöne Serbenländer untergehen, indem er sogar im Namen des serbischen Volkes allen Rechten auf diese Länder entsagte. Deshalb, ihr Bosnier und Herzegowzen, voran! Nehmt dem Angellagten das Ritterschwert ab, zerbrecht es, werft es ihm vor die Füße, tretet ihn selbst zu Füßen! Nehmt ihm den Titel eines Wojwoden, denn ein Verräter darf diesen Titel nicht tragen! Dann übergibt ihn dem serbischen Königreiche, denn bald wird die Zeit kommen, wo auch er für das am 11. Juni 1903 vergossene Märtyrerblut wird Rechenschaft ablegen müssen!“

Und der Ministerpräsident Pasitsch, den die Ermordung der Brüder Nowakowitsch in den Augen aller Serben noch heute ziert, hat seine Treue an das Haus Karageorgiewitsch 1909 auch dadurch löstlich bekundet, daß er Volk und Skupstina in dem Sinne bearbeitete, an Stelle des Königs Peter einen englischen Prinzen zu setzen.

Für die treibenden Kräfte, die in Serbien am Werke sind, dürfte nichts so bezeichnend sein, als die Beantwortung der Frage, was König Peter bewogen hat, am 24. Juni d. J. den Kronprinzen Alexander mit der Regentschaft zu betrauen. Der Tag war der Jahrestag seiner 1903 erfolgten Thronbesteigung, und es drängt sich auf den ersten Blick die Vermutung auf, daß König Peter der Verantwortung für das geplante Verbrechen am Erzherzoge Franz Ferdinand habe ausweichen und durch seinen Verzicht sich gewissermaßen ein Alibi habe schaffen wollen. Aber in Kreisen des Dreiverbandes wird mit einer gewissen Ungezwungenheit eine ganz andere Lesart erörtert, die offensichtlich in einem gewissen Zusammenhange mit der bundesstaatlichen Vereinigung Montenegros und Serbiens steht. Wenn man sich erinnert, daß zwei Töchter des Königs von Montenegro an russische Großfürsten verheiratet sind, so zwingt sich von vornherein die Notwendigkeit auf, daß Rußland an schonender Behandlung beider Staaten gelegen sein muß und daß die Beseitigung der einen oder anderen Dynastie mittels der sonst so beliebten Bomben, Dolche, Gifte, Brownings oder altehrwürdigen und reich geschmückten Handschars diesmal ausnahmsweise nicht gestattet erscheint. Beachtenswert erscheint deshalb, daß bereits seit der Schneeschmelze Quellen recht verschiedener Art von einer bevorstehenden Verlobung des serbischen Kronprinzen mit einer russischen Prinzessin zu melden wußten. Einerseits wurde die Herzogin Marie Antonie zu Mecklenburg, eine Nichte der Großfürstin Maria Pawlowa genannt, andererseits aber von dem serbischen Blatte ‚Balkan‘ mitgeteilt, daß demnächst eine verfassungsmäßige Regelung der Thronfolgefrage vorgenommen werden solle und daß zu diesem Zwecke die Abdankung des Königs Peter in Aussicht genommen sei, um dem Kronprinzen Alexander zu ermöglichen, eine der Töchter des Kaisers von Rußland als Königin heimzuführen. Wir haben Grund zu der Annahme, daß einer dieser beiden oder beide Pläne tatsächlich in Petersburg erwogen sind und daß der nunmehr erfolgte

Rücktritt des Königs Peter bereits früher geplant sein mag, als der Anschlag auf den Erzherzog Franz Ferdinand . . .“

* * *

Was war, was wollte Franz Ferdinand? Was hätte seine Regierung den Völkern der Donaumonarchie, — der Welt gebracht? „Ohne Zweifel eine Persönlichkeit,“ antwortet das „Leipziger Tageblatt“: „unter den vielen spielerisch und wurzellos gewordenen Abkömmlingen des alten Erzhauses, ein ganzer Mann von ernsthafter Tüchtigkeit. Aber — ein Deutscher war er nicht, und wenn er es war, so höchstens für seinen Privatgebrauch. Man soll, wo es sich um schwere weltgeschichtliche Entscheidungen und Schicksalsfragen der Völker handelt, auch an der offenen Bahre keine Lügen murmeln. Es war unter den bewußten Vorkämpfern in Österreich und dem kleinen Häuflein im Reich, das diese wahrhaft nationalen Sorgen mit Sorgend auf dem Herzen trägt, kein Geheimnis, daß alles, was in den letzten Jahren und, unter der Herrschaft des § 14, ganz besonders auch in den letzten Monaten in Böhmen an Begünstigung des Tschechentums, in Krain und Steiermark an Förderung der Winden, und im Küstenland an Bevorzugung des südslawischen Elements zum Nachteil des dort längst mit den Deutschen verbundenen Italienertums geschah, nicht geschehen ist ohne das stille Einverständnis mit dem zukünftigen Träger der Krone, der allgemach, wie man in diesen Tagen ganz richtig gesagt hat, in die Stellung eines Vizetäufers emporgerückt war. Das war die tragische Schuld in diesem sonst höchst achtbaren und tüchtigen Leben, und darum ist Franz Ferdinand gestorben wie der echte Held der Tragödie: hingemordet von denselben Schichten, auf die er das Zukunftsglück der gar nicht mehr glücklichen Austria zu gründen gedachte. Auch daß sein Geschick sich just in Bosnien erfüllte, ist gar nicht wunderbar. Schon als man die Okkupationsländer dauernd einverleibte, die alte österreichische Bureaucratie, die sozusagen in ihrer Scheidestunde noch hier Vortreffliches geleistet hatte, aus dem Lande zog, und es dafür mit Landtag und Verfassung segnete, war unter den wirklichen Kennern der Verhältnisse kein Zweifel, daß Bosnien und Herzegowina fortan zu dem eigentlichen Herentkessel und der Brutstätte des machtlüsternden Südslawentums werden würden . . .“

Der gleichen Zurückhaltung vom deutschnationalen Standpunkte aus begegnet man in der „Tägl. Rundschau“: „Was Erzherzog Franz Ferdinand glaubte und wollte, das wußte Österreich und wußte die Welt, aber nicht, wie er seine Ziele durchzusetzen versuchen würde, wenn er erst zur Regierung gelangt wäre. Er wollte ein starkes Österreich und daher eine starke Regierung, die die Nationalitäten mit fester Hand in den Dienst des Staatsganzen zwingen sollte. Welche der Nationalitäten aber dabei am meisten unter die Räder kommen sollte, das wußte man nicht. Seine Gemahlin, die großen Einfluß auf ihn hatte, war eine Tschechin, und er selbst zeigte sich bei verschiedenen Gelegenheiten außerordentlich slawenfreundlich, träumte wohl auch von einer Umbildung Österreichs in einen Bundesstaat mit slawischem Übergewichte, mußte sich aber doch von den radikalsten Tschechen im böhmischen Landtage sagen lassen, daß die Tschechen von den Habsburgern nichts erwarteten und nie etwas erhalten hätten. Die Madjaren sahen

in ihm ihren Gegner, den sie durch die Anerkennung seiner Gemahlin als ungarische Königin zu gewinnen hofften. Zweifellos war Franz Ferdinand im Gegensatz zum Kaiser Franz Josef nicht blind für die Gefahren, die das herrschende Madjarentum, das insbesondere auch die auswärtige österreichische Politik fast ganz beherrscht, für die Monarchie heraufbeschwört, und er wäre auch Mann genug gewesen, dem madjarischen Übermut einen Dämpfer aufzusetzen und die Rechte der anderen Völkerschaften zu wahren. Eine Auseinandersetzung mit den ungarischen Machthabern hätte mit vieler Wahrscheinlichkeit zu den ersten Regierungstaten Franz Ferdinands gehört, der bei diesem Unternehmen die ganze andere Reichshälfte und einen großen Teil der ungarischen hinter sich gehabt hätte. Die Deutschen Österreichs standen dem Thronfolger zweifelnd gegenüber. Viele hofften auf ihn, da er einsehen mußte, daß er sich bei seiner Großmachtpolitik nur auf die Deutschen stützen könne und er sich auch in diesem Sinne wiederholt geäußert haben soll. Die Deutschen meinten: „Sobald bei uns in Österreich nur überhaupt erst wieder einmal regiert und mit festen Zielen gearbeitet wird, kann man uns nicht entbehren, kommt man ganz von selbst auf uns zurück; unser Ruin ist das Fortwursteln von Tag zu Tag mit allerhand Tagesgefalligkeiten, die merkwürdigerweise immer den Tschechen zufallen, da diese rabiat und wir staatsstreu sind und die Regierung der Meinung ist, daß unser breiter Rücken noch mehr tragen kann.“ So dachte die Mehrheit; der kleinere Teil aber meinte, daß auch Franz Ferdinand in erster Linie habsburgische Hauspolitik im Sinne hätte, der er, wenn nötig, seine Deutschen opfern würde, zumal die tschechischen Familieneinflüsse und seine klerikalen Ratgeber für ihn bestimmend seien. Und damit deuteten sie auf den Grundzug seines Wesens, seine kirchliche Gesinnung, seine unbedingte Ergebenheit und Abhängigkeit von Rom und seinen Leuten, die dem lehrerischen Deutschtum nie sonderlich günstig gesinnt waren. Wenn Franz Ferdinand von der Wiedererrichtung Österreichs zur Weltmacht träumte, so meinte er das alte katholische Österreich, die Vormacht des Papsttums, weswegen ihn auch der Papst wiederholt seinen liebsten Sohn genannt hatte. Österreich sollte steigen mit Roms Hilfe und durch Roms Macht, es sollte der Mittelpunkt des Katholizismus werden. Daher die Einberufung des eucharistischen Kongresses nach Wien im September 1912, der Kaiser Franz Josef und seinen Mitregenten Franz Ferdinand als die katholischen Fürsten der Welt zeigte, die in der Glaskutsche in anbetender Huldigung hinter dem Allerheiligsten herfuhrten und sich als der Kirche getreueste Söhne dem Volk erwiesen, dem Volke, auf dessen Glaubenskraft sich der künftige Herrscher stützen wollte, mit dessen Gläubigkeit und Österreichertum eine starke Regentenhand die Nationalitätenwünsche daniederhalten und beseitigen wollte.

Ob bei diesem kirchlichen Regimente das Deutschtum nicht dem brauchbareren Slaventum untergeordnet worden wäre, ob selbst die Treue am Dreibunde nicht hätte Schaden leiden müssen — wer kann es heute wissen?“ . . .

Auch ein Wiener Brieffschreiber des „Vorwärts“ legt den Nachdruck auf die „kirchliche Gesinnung“ Franz Ferdinands. Er will aber nicht einmal „von irgend einer echten Teilnahme, von dem Gefühl, einen Verlust erlitten zu haben“, in der Wiener Bevölkerung etwas gespürt haben und bekennt zum Überfluß noch, daß er

dabei nicht etwa die proletarischen Massen im Sinn habe, sondern gerade das „so leicht bewegliche, schwarzgelbe, für alles Dynastische ungemein empfängliche Wienervolk“. Das habe vor allem in der Persönlichkeit des Toten seinen Grund: „Eigentlich müßte der hochgradige Klerikalismus des Thronfolgers, da Wien in der überwiegenden Mehrheit seiner bürgerlichen Schichten im Lager der Christlich-sozialen steht, bei den Wiener Schwarzen und Schwarzgelben die stärkste Sympathie finden und der Mord die größte Bestürzung und die tiefste Trauer auslösen. Aber dem scheint nur so. In Wahrheit ist Erzherzog Franz Ferdinand den Volksempfindungen sein ganzes Leben durch ein Fremder geblieben. Ihm fehlte alles, was in unserer Zeit einen Monarchen auch nur in dem beschränkten Maße der bürgerlichen Ideologie vollstümlich oder beliebt machen könnte, das, womit der Sinn der patriotischen Menge am ehesten gefangen genommen wird; das Liebenswürdige und Freundliche hatte in seinem Charakterbilde keinen Platz gefunden. Mit Ausnahme der politischen Spekulanten, die sich von seiner Wesensart politische Vorteile erhofften, also zumeist der klerikalen Scharfmacher, war das Gefühl, das man seinem Regieren entgegenbrachte, das der Furcht — der Beklommenheit, was dieser unberechenbare, autoritäre Wille, dieses ausschweifende Selbstbewußtsein dem Staate an Schwierigkeiten, den Völkern an Leid und Unbill bescheren könnte.

Mit welchen Empfindungen und Befürchtungen man der Ferdinandeischen Ära entgegensah, zeigt sich ja am deutlichsten in der Hartnäckigkeit, mit der man sich an den greisen Kaiser klammert, trotzdem der kühle Beurteiler die Gebrechen dieses Altersregimes an allen Ecken und Enden feststellen muß . . .

Es liegt eine merkwürdige, schmerzhaft tragik in dem Geschehe Franz Ferdinands, der durch den Kronprinzen Rudolf unvermutet in den Vordergrund gerückt wurde, so zähe und ungeduldig nach der vollen Macht gierte, dem aber das lange Leben des regierenden Kaisers zum enttäuschten Ausharren zwang, und der nun durch die Kugel eines halbwüchsigen Burschen um Leben und Macht gekommen ist. Was den nun ermordeten Mann aus der Reihe des Durchschnittes der kaiserlichen Prinzen emporhebt, ist keineswegs eine tiefere Einsicht, ein schärferer Blick, eine zusammenfassende Kraft. Ihm war nur eines eigentümlich: ein starker Wille, der ohne Rücksicht und Schonung seine Laufbahn nimmt, der auf einem gesteigerten Selbstbewußtsein ruht und sich selbstherrlich seine Durchsetzung sucht; aber wohin dieser harte Wille uns getrieben hätte, ist nicht auszudenken. Ganz gewiß hätte es auch so kommen können, daß Franz Ferdinand gelernt hätte, sich den unerbittlichen Notwendigkeiten der Dinge, die alles Imperatorenhafte überwinden, zu fügen, aber daß der Weg zu seiner ‚Läuterung‘ für die Völker Österreichs ein mühseliger und dorniger gewesen wäre, muß nach allem, was man von seiner Wesensart erfahren, angenommen werden. Man erschöpft diese Art nicht damit, daß man Franz Ferdinand einen Klerikalen nennt. Wohl war seine Frömmigkeit und Kirchlichkeit und auch die seiner Frau, deren Einfluß infolge der Liebesheirat auf den Thronfolger nicht unterschätzt werden darf, in einem wahrhaft beängstigenden Maße entwickelt, und derlei Aufgehen in den Ansprüchen der katholischen Kirche erscheint unserer Zeit schon als völlige Verirrung. Aber

die Frömmigkeit war hier, weiß Gott, keine ‚Privatsache‘, die wir in Sachen der Religion auch Fürsten zubilligen möchten, sondern in ihm war der streitbare Klerikalismus, der scharfmacherische verkörpert, der Geist, in dem sich die Dreiheit von Religion, Absolutismus und Besitzendeninteresse zu einer Einheit bildet, die man Autorität nennt; und was die in schwarzgelber Aufmachung bedeuten kann, weiß man schon von den Zeiten des früheren Ferdinands her . . .“

Nun ist er aus heimtückischem Hinterhalt entmenschten Mordbuben zum Opfer gefallen, noch bevor er in freier Selbstverantwortung durch Taten vor der Welt sein Wesen und Wollen erhärten durfte. Mit ihm die in den Tod getreue Gefährtin. Und an ihrer Bahre starren entgeistert, vernichtet die so jählings, so grauenhaft aus allen Himmeln ihres Kindheitsparadieses gerissenen, der zärtlich fürsorgenden Liebe von Vater und Mutter ruchlos beraubten unmündigen Waisenkindlein! Der ehrwürdige, einsame Greis auf dem Throne, dem kein Weh erspart geblieben, und der nun auch noch diese Reige vom Grunde seines Leidenstokches leeren mußte!

Und da bedarf es noch der Worte? Da wird in den Ämtern und öffentlichen Organen von angeblichen Kulturstaaten noch des langen und breiten gefeilscht, ob und wie man Hand an den Herd solch grenzenloser Verworfenheit legen soll! Gibt es denn da überhaupt noch eine andere Lösung, als einmütig solche Brutnester sittlicher Pestilenz zertreten und in den Boden stampfen, daß kein Grasalm mehr darauf wächst!

* * *

. . . Aber unseres Herzens Regungen lassen den Pendel der Zeitenuhr nicht stille stehen. Unbekümmert schlägt sie die unerbittlichen Forderungen des Tages aus. Und wer von uns Reichsdeutschen es bisher vielleicht nicht wahrhaben wollte, dem werden doch wohl die Mördereschüsse in Serajewo grell ins Bewußtsein geblickt haben, daß die österreichische Frage auch unsere Schicksalsfrage ist. Aber — in unserem Sinne! Man hat in Österreich, schreibt Hermann Rienzl im „Hamburger Fremdenblatt“, „die latente Revolution aller gegen alle von oben her ins Leben gerufen, als man — nach Österreichs Ausschluß aus dem Deutschen Bunde — die geschichtliche deutsche Grundlage des Reiches preisgab und unter dem Titel der ‚Versöhnungspolitik‘ die schlummernden Instinkte der slawischen Nationen und Nationchen aufweckte, ihre staatsrechtlichen Hintergespinnste großzüchtete, ihre Eroberungsgier förderte. Denn nicht sie, die sich listig und schmiegsam mit dem Klerikalismus abfanden, sondern das freiheitliche deutsche Bürgertum schien den Machthabern gefährlich; das Deutschtum, das durch die Gemeinschaft von Blut und Kultur mit dem nationalen Reiche im Norden eng verwandt ist. Diesen Deutschen, die Österreich geschaffen und groß gemacht und erhalten haben, denen auch die österreichischen Slawen das Um und Auf ihrer geistigen Lebensschätze und ihrer Mittel im wirtschaftlichen Wettbewerb verdanken, mußte man zu, sich als bloßer Kulturbünger verwenden zu lassen — für halbbarbarische Völkerschaften, von denen sie aus Recht und Besitz gedrängt werden sollten, ja, die mit sarmatischem Haß nach ihrem Blute lechzten.“

Die Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse im Deutschen Reiche ist so allgemein, daß man, vom 'österreichischen Nationalitätentampfe' sprechend, nicht zu unterscheiden pflegt zwischen den Raubzügen der slawischen Völker und der Abwehr der Deutschen, die einst die Mark im Osten errichtet haben, um Deutschland gegen die Hunnen und Avaren zu schützen. Man vergißt, daß diese zwölf Millionen Deutschen nicht bloß einen sehr beträchtlichen und wertvollen Teil der deutschen Nation darstellen, und daß sie von den Zeiten des Nibelungenliedes und Walters von der Vogelweide her bis zu Mozarts, Schuberts und Grillparzers, ja bis zu Billroths, Machs und Roseggers Tagen Mehrere unseres geistigen Reiches sind; man begreift auch durchaus nicht überall, daß ihr treuer Kampf heute wie im Mittelalter für das ganze Deutschland geführt wird, dieser Kampf, der deutsche Erde wahren und ein bündnisfähiges, verlässliches Österreich erhalten will. Sie, die mit Undank belohnten, in ihrem Eigentum geschmälerten Deutschösterreicher, sind die einzigen Stützen des österreichischen Staates.

Warum etwa sonst wurden im Jahre 1912, als Österreich gegen die Serben mobilisierte, hauptsächlich die deutschen Regimenter in die Grenzländer geschickt? Man hatte bedenkliche Erfahrungen gemacht. Ein tschechisches Regiment meuterte, verweigerte den Waffendienst gegen die 'slawischen Brüder' und mußte in Haft genommen werden. Österreichische Offiziere slawischer Herkunft traten, durchaus nicht vereinzelt, in serbische und montenegrinische Kriegsdienste. Im Grenzlande Dalmatien sangen auf öffentlichen Plätzen südslawische Volksscharen die serbische Hymne: Der Prozeß von Ugram führte in geheime Minengänge der Konspiration. Und jetzt hat die Mordtat von Serajewo auch denen die Augen geöffnet, die da meinten, der Slawismus ließe sich gut zureden und würde, wenn man nur fleißig seinen Hunger mit deutschem Fleisch fütterte, österreichisch bis in die Knochen werden...

Der Ausbau des föderativen Systems ist es nicht im Prinzip, was die Deutschen in Österreich, was alle Freunde der österreichischen Kulturmission, was die Verbündeten der Habsburger Monarchie schrecken könnte. Nicht im Prinzip. Denn als der deutsche Zentralismus Josephs II. im Jahre 1866 endgültig zerschlagen und 1867 durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich begraben worden war, dachten auch die Deutschen in Österreich an die Sicherung ihres eigenen Hauses. Der vor einigen Wochen in Leipzig verstorbene große Rechtsgelehrte Dr. Emil Strohmal stellte als junger österreichischer Politiker zu Beginn der siebziger Jahre das neue deutsche Programm auf, dessen Grundforderung lautet: 'Autonome Sonderstellung von Galizien, Dalmatien und der Bukowina'. Im Norden sollte der polnische Staat im Staate, im Süden ein serbo-kroatisches Land von den im österreichischen (Wiener) Reichsrat vertretenen Ländern getrennt und — ähnlich wie in Ungarn — nur durch die Obliegenheiten, die die Gesamtmonarchie auferlegt, mit dem eigentlichen Österreich verbunden werden. Kristallisiert würde der selbständige Organismus der ehemaligen deutschen Bundesländer, und in diesem gereinigten Staate wären die Deutschen, unbeschadet der tschechischen und slovenischen Mitbewohner, Herren im eigenen Hause.

Vertreten im Wiener Reichsrat blieben also: Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Istrien, das Küstenland, Görz, Gradiska und Triest. Was die Slawen als trialistische Monarchie aufrichten wollten, war ein Gebilde ganz anderer Art. Die Grenze ihres südslawischen Staates sollte mitten durch deutsches Land gehen, wie der Wahn eroberungsgieriger Pervaken es fordert; es sollte Krain und das Küstenland und der Süden von Steiermark und Kärnten für ewig dem deutschen Volke verloren gehen; und damit im Torso der alten Bundesländer der Deutsche an die Wand gedrückt bleibe, wurden in diesem Plane Galizien und die Bukowina aus dem engeren Österreich nicht ausgeschieden. Der Bund der Polen und der Tschechen, der Feudalen und der Klerikalen hätte in dem Österreich Franz Ferdinands Deutschtum und Freiheit getnebelt.

Die entsetzliche Mordtat von Serajewo hat diesen Zukunftsbau erschüttert. So gewiß das Attentat nicht das Werk eines einzelnen war, vielmehr hervorging aus dem Chauvinismus des slawischen Barbarentums, so gewiß verkündete der Knall der Schüsse: „Wir Südslawen wollen nichts von Österreich wissen, auch wenn es uns Macht und Beute gewährt! Wir wollen unser großserbisches Reich haben und es im Kampfe gegen Österreich ertingen!“ — Welche Sprache immer jetzt die Furcht sprechen mag, über die wahre Meinung der nationalen österreichischen Slawen (keineswegs bloß der in Bosnien und in der Herzegowina) wird sie nicht täuschen.

Österreich-Ungarn steht an einem Scheidewege. Daß man zunächst den gefährlichen Erscheinungen im Süden mit hartem Gegendruck begegnen wird, liegt außer Zweifel. Doch mit kleinen Mitteln, mit einer Politik der bloß augenblicklichen Repressalien, wäre nichts getan. Ließen sich doch die slawischen Fanatiker nicht einmal von großen Versprechungen kirren! Helfen kann nur eines: die, wenn auch späte, so doch endliche Rückkehr zu der verlassenen geschichtlichen Mission des Reiches, das eine deutsche Ostmark sein — oder überhaupt nicht sein wird.“

* * *

Mittlerweile hat es aber durchaus nicht den Anschein, daß man an den maßgebenden Stellen in Österreich eine solche „Rückkehr“ auch nur ernstlich ins Auge faßt. Mittlerweile darf sich ein durch die k. k. österreichische „Veröhnungspolitik“ seinen tollsten Instinkten schrankenlos freigegebenes Slawentum unter den Augen einer hohen k. k. Obrigkeit jede Gemeinheit und Niedertracht gegen Deutsche erlauben, und nicht etwa nur gegen die ihnen aufgeopferten deutschen Mitbürger, sondern auch gegen Angehörige des Deutschen Reiches. Und das ist gerade der Trumpf! Die polnischen Mißhandlungen reichsdeutscher Touristen in Galizien spotten (nach polnischem Zeugnis!) „jeder Beschreibung“. Und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wird in polnischen Blättern mit wollüstigem Behagen des breiten berichtet, geschildert und ausgepinselt, wie ausgiebig die Deutschen von den Polen mit Steinen beworfen, verprügelt und bei nacktem Leibe ausgepeitscht worden sind! Lies, Deutscher, die Schlachtberichte des „Dziennick Cieszyński“ (Teschener Tagblatt) und — gedenke mit

reichsdeutschem Hochgefühl, daß du ein Deutscher bist und doch noch keine slawischen Prügel bekommen hast:

„Das polnische Volk beginnt an den Preußen ein Selbstgericht auszuüben. Dies kam schon vorigen Montag nach dem blutigen Sonntag in Bielitz zum Vorschein. Es kam zu Massenüberwältigungen preußischer Touristen. Die Szenen, die sich abends in den Straßen von Saybusch, in der Gemeinde Zablocie und auf der Station Saybusch abspielten, sind gar nicht zu beschreiben. An diesem Tage wurde auch das Saybuscher Amt nicht verschont, sondern alle Fenster eingeschlagen. Den Ausflug der Preußen begrüßte die Menge mit einem Steinhagel; mit Johlen und Pfeifen wurde sie zum Bahnhofe begleitet. Die Volksmenge stürmte auf den Perron, wo mancher Deutsche tüchtige Schläge bekam. Die Restauration der zweiten Klasse, in der sich die preußischen Touristen versteckt hatten, wäre beinahe zerstört worden. Die Deutschen gelangten durch Hintertüren zum Zuge. Dieser wurde angehalten und mit Steinen beworfen. Es wurde auch ein allgemeiner Boykott der deutschen Geschäfte verhängt.

Am 29. Juni sammelte sich in Syster (bei Biala) eine große Volksmenge und begab sich zur Station Wilkosice-Bysstra. Als der Zug aus Bielitz mit deutschen Touristen und Burschen ankam, nahm die Menge eine feindliche Haltung an und gestattete keinem einzigen Galatisten, aus dem Zuge auszu steigen. Alle lehrten zurück. Die Menge ging nun nach Bysstra. Wo hier nur ein Deutscher ihr in die Hand fiel, bekam er Schläge. Der örtliche Galatist, der Restaurateur Paulus, bekam auch Schläge. Auf dem Berge Klintschel in dem deutschen Schuhhause wurden die Deutschen durchgeprügelt. Die Bauern kamen aus den umliegenden Dörfern mit Dreschflegeln, um mit den Bielitzer Galatisten abzurechnen. Auf der ‚Magorta‘ wurde das deutsche Schuhhaus zerstört. Einige Deutsche, die sich dort unterhielten, wurden durchgeprügelt. In Nilowka wurden die preußischen Galatisten mit einem Steinhagel begrüßt. Im Zigeunerwäldchen (bei Bielitz) versammelten sich Hunderte von Leuten, um mit den Deutschen, die dort eine Kolonie bilden, abzurechnen. Die Volksmenge kam in dem Augenblicke, als die Deutschen ein Bad genossen. Die Badenden wurden mit Steinen beworfen. Als die Deutschen die Gefahr erblickten, flüchteten sie im Adamskostüm in den nahen Wald, von Unmündigen getrieben und gepeitscht.“

Wahrlich, eine tiefsinnige k. k. Duplizität der Ereignisse: das von Slawen wie Freiwillig umstellte, gehezte und gemeuchelte Thronfolgerpaar — und die unter den Augen einer hohen k. k. Behörde von Unmündigen nackt ausgepeitschten Deutschen, die ja zum Kanonenfutter für die k. k. österreichische „Hauspolitik“ und sonst zum Herausreißen des festgefahrenen k. k. Regierungslarrens immer noch gut genug sind!

* * *

Nun stelle man einmal solcher Bewertung und Behandlung des Deutschtums gegenüber, was das amtliche Österreich von Deutschland und den Deutschen alles erwartet und verlangt. Es ist das vom k. k. Kriegsministerium herausgegebene Wiener Tagblatt, die „Militärische Rundschau“, die darüber zu berichten weiß:

„Die Wiener Methode des letzten Jahres war, Deutschland immer zuzumuten, daß es auf Wegen, die Österreich-Ungarn zum Schutze seiner Lebensinteressen zu betreten hat, vorangehen soll, weil es die ‚größeren Stiefel‘ an habe. Man wollte am Wiener Ballplatz bei jedem irgendwie bedeutungsvollen Schritt jedesmal eine neue feierliche Erklärung Deutschlands provozieren, daß es seiner Bundespflicht im Ernstfalle rückhaltlos nachkommen werde. Das war ein mutloses Mißtrauen, das draußen verstimmen mußte. Kein deutscher Staatsmann kann selbstverständlich vor der deutschen Öffentlichkeit die Verantwortung dafür übernehmen, daß eine Aktion der verbündeten Monarchie, die in ihrem Interesse lag, aber die Kriegsgefahr heraufbeschwor und den Bündnisfall bringen konnte, gewissermaßen von Deutschland inauguriert wurde, und man hat hier gewünscht, daß Deutschland unsere Konflikte vom Zaune breche. Das war unsinnig. Man hat verlangt, daß die deutschen Staatsmänner die Nerven beistellen, die den unsern fehlen. Dabei konnte nichts anderes herauskommen wie jener Sackakturs, jenes verderbliche Schwanken zwischen bramarbasierender Entschlossenheit und schlotterigstem Einlenken. Unsere Politik während des Balkankrieges charakterisiert eine ‚Siegesallee‘ versäumter Gelegenheiten.“

Die „Neue Freie Presse“ stellte kürzlich wieder einmal fest, daß das ganze deutsche Volk hinter dem schwergeprüften Verbündeten stehe. Stimmt, bemerkt die „Kreuzzeitung“: „Nur — und das wollen wir bei diesem Anlaß doch einmal recht nachdrücklich betonen — muß die ‚Gegenseitigkeit‘, von der das Wiener Blatt so emphatisch spricht, auch von Österreich aus in vollem Umfange gewahrt werden! Wir sind 1908/09 in ‚schimmernder Wehr‘ und zum Äußersten entschlossen hinter die verbündete Donaumonarchie getreten, und wir würden in der verflochtenen Balkankrise genau in dem gleichen Maße zur Unterstützung bereit gewesen sein, falls man in Wien den Willen zur Tat gefunden haben würde. Diese Opferfreudigkeit des deutschen Volkes jedoch bedingt in Wien eine Gegenseitigkeit! Wir wollen an dieser Stelle nicht abermals an die bitteren Erfahrungen der Agadirkrise rühren und wollen auch auf die Behandlung des deutschen Volkselements in Österreich-Ungarn, als auf eine innere Angelegenheit des Nachbarreiches, nicht näher eingehen; letzten Endes wird man in Wien ohnehin ganz von selbst einmal einsehen, welchen Fehler man begangen hat, als man die Deutschen Österreichs und Ungarns, die festesten Stützen der Monarchie, den Slawen und Madjaren gegenüber für vogelfrei erklärte. Befremden muß es uns jedoch, wenn reichsdeutsche Touristen, wie eben jüngst in Galizien, unter den Augen der Polizei vom slawischen Pöbel überfallen und aufs gröblichste beleidigt und mißhandelt werden können. Selbstverständlich ist für solche Vorkommnisse nicht die Wiener Zentralregierung verantwortlich zu machen. [? Wer sonst hat denn diese Zustände verschuldet? D. E.] Immerhin würden derartige Zwischenfälle von vornherein zur Unmöglichkeit werden, wenn man in Wien dafür Sorge tragen würde, daß das deutsche Element diejenige Achtung in der Donaumonarchie genießt, die ihm als Träger der Kultur und des Staatsgedankens zukommt.“

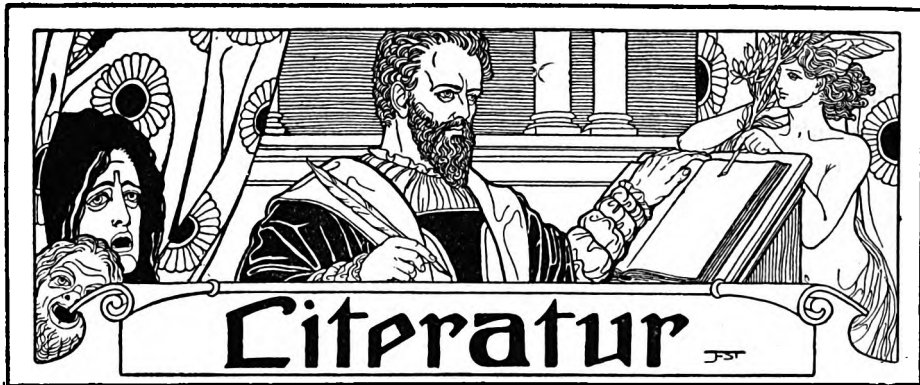
Ganz brav von der „Kreuzzeitung“, nur hat sich solche milde Mahnung in

allewege noch als fehl am Ort bei unserem österreichischen Bundesbruder erwiesen. Ich hätte auch gerne die stolzerne Phrase von der „Einnischung in die inneren Angelegenheiten des Nachbarreiches“ vermifst: denn — ich stehe hier ganz auf dem Standpunkt, den Leo Littmann in der „München-Augsburger Abendzeitung“ einnimmt —: „Wie sehr auch der Grundsatz der Nichteinnischung in die innere Politik von Staat zu Staat hochgehalten zu werden verdient, so ändert das nichts an der Tatsache, daß Freundschaft und Bündnis unmöglich werden, wenn nächst den äußeren Voraussetzungen des Zusammengehens nicht auch die seelischen Bedingungen eines solchen erfüllt erscheinen. Die Deutschen, welche als Gesamtnation ein Weltvolk von allererstem Range sind, schulden es ihrer nationalen Würde, überall auf der Erde grundsätzlich für die Sproffen ihres Geblüts (von deren stattlichen Zuständigkeitsverhältnissen auch ganz abgesehen) vorkommendenfalls ein Mindestmaß von Achtung zu heifchen und ihnen durch moralischen und praktischen Beistand Unbill tunlichst fernhalten zu helfen! Das gilt sogar für fremde Kontinente, wenn die Umstände es einmal erfordern und unausweichlich gestalten. Um so mehr aber hat es Geltung für europäische Nachbarn und Verbündete; was man in Österreich und nicht minder auch in Ungarn nicht übersehen noch vergessen sollte.

Deutschland kann nicht leben ohne Ansehen und Achtung anderer Nationen, denen Stolz und Selbstachtung allem vorangehen und sogar, wie bei Franzosen und Briten, den eigentlichen Grundstock nationaler Stärke bedeuten! Viel eher könnte der große Heimatsstaat deutscher Nation materiell schwere Rückwirkungen etwa der wirtschaftspolitischen Art von Rußland her ertragen, als sich moralisch des nationalen und höchsten Berufs nicht würdig zu erweisen und durch Preisgabe von Brüdern eigener Volksart aus bloßer Schwäche und Selbstsucht auch jeden erworbenen Ruhmes und aller Selbstachtung verluftig zu gehen.“

Sollte wirklich in unseren Tagen das alte, vielgeplagte Schillerwort erst wieder zu Gehör gebracht werden müssen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ —?! Armer vielgelobter Schiller!





Genie und Rasse

Eine literatur-psychologische Untersuchung über Petöfi

Von Prof. Abel von Barabás

Was Genie ist nur Zufall. Es gibt keine Gesetze seiner Entstehung. Die Wissenschaft hat schon die verborgensten Gesetze der Natur ergründet; aber dieses Geheimnis steht noch immer wie ein Rätsel da. Jenseits der Gesetze der Vererbung muß irgendein verborgenes Gesetz existieren, das sich ebensowenig entschleiern läßt, wie das Geheimnis unseres Seins nach dem Tode.

Solch ein Rätsel ist in der ungarischen Literatur Petöfi. Er tappt bis zum zwanzigsten Lebensjahre im Dunkel und kopiert Muster. Er verrät nicht seine künftige Größe. Aber plötzlich entdeckt er, daß das Volk es ist, welches den ungarischen Geist in unverfälschter Reinheit bewahrt. In einem Augenblicke wird ihm offenbar, daß die Volkspoesie eine Kraft in sich schließt, die fähig ist, eine ganze Literatur umzugestalten. Hat er das bewußt gesehen? Nein. Mit dem an Wahnsinn grenzenden Scharfsinn des Genies, das in einem Augenblicke alle Winkel der Seele durchwandert und mit einem Schlage enthüllt, was kluge, denkende Köpfe vergebens suchten. Er belehrte uns nicht einmal, er hüllte sich nur in das Gewand dieses Geistes und sprach alles in seinen Gedichten aus. Er konnte es tun, denn er barg in sich alle jene Bausteine, die die ungarische Seele formen. In seiner Seele war alles da, was die Seele der Nation in zwanzig Menschenaltern in sich aufgespeichert. Er war ein Instrument, welches man bloß der äußeren Welt brauchte spielen zu lassen. Die Beobachtung des Volkes hatte in ihm alle jene Saiten zum Erklingen gebracht, die dessen Gefühlswelt betonen. Und wie wunderbar! Er arbeitete nur sieben Jahre. Diese sieben Jahre genügten, um die Welt der ungarischen Dichtung aus ihren Angeln zu heben und der Poesie ein total anderes Gepräge zu geben. Tief denkende Menschen können ihrer Zeit Ideen geben und sind fähig zu großen Ahnungen und großen Taten. Aber nur das Genie besitzt die Gabe, eine Literatur umzugestalten, den Geist zu ändern, dessen Richtung bereits seit Jahrzehnten bestimmt zu sein schien.

Er war also ein Genie. Das Geschick hatte nur dafür zu sorgen, daß er in günstige Umstände hineingeboren wurde. Worin bestehen diese günstigen Bedingungen? Der Begriff der günstigen Verhältnisse ist nicht bei allen schöpferischen Geistern der gleiche. Ganz andere Umstände sind einem Musiktalent günstig, als zum Beispiel einer mathematischen Begabung oder einem Dichter. Bei Petöfi sind der Geburtsort und die Lebensverhältnisse des Dichters die ersten Umstände, die wir als günstig bezeichnen müssen. Wäre Petöfi in der Hauptstadt geboren, dann fehlte ihm die bereite und unverfälschte Sprache. Wäre er reich geboren, dann mangelte ihm die Schule des Lebens, die seine Seelenkraft stärkte. Wäre er in den Bergen geboren, dann würde seine Phantasie sich anders gestaltet haben. Anderes Material hätte den Seeleninhalt gebildet, und seine Phantasie hätte ihre typisch ungarischen Qualitäten eingebüßt. Wäre er als kräftiger, schöner Mensch geboren und hätte mit einem in die Augen fallenden Äußeren seine Umgebung gefesselt, dann wären ihm größere Liebesenttäuschungen erspart geblieben, die sein Gemüt verinnerlichten. Wären seine Eltern bis zum Ende in guten Verhältnissen geblieben, dann hätte er jedenfalls nicht jene unstillen Wanderjahre durchgemacht, welche die Erfahrungen und Eindrücke eines langen Lebens ersetzen.

Petöfi wurde in ein Land verschlagen mit tausendjähriger Kultur, jedoch in solche Umgebung und derartige Verhältnisse, daß er alle Kulturstufen von unten herauf selbst durchleben mußte. Stephan Petrovics, sein Vater, der mit seiner Fleischerei in der Risiköröser Fleischbant Ochsen schlachtet, war ein Mensch von nicht komplizierterer Seele, als derjenige Ungar, der eintaufend Jahre vorher das Pferd zur Opferzeremonie niederschlägt. Es steckt in dem Vater etwas von den Elementen des Wandertriebes, der Tätigkeit, der Entschlossenheit und ein Stück von den Segnungen der Kultur. Marie Hruz, ehedem eine Köchin, verfügte neben ihrem sittlichen Selbstbewußtsein und ihrem guten Gemüt über nicht mehr Bildung als der Vater. Der Umstand, daß des Vaters kräftige, feste Charakterzüge durch keine Theorien verdunkelt wurden und nach des Dichters Worten „nicht viele von seinen Haaren für die Wissenschaft ausfielen“, ist ebenso glücklich wie der, daß der Mutter gesunde Gefühlswelt durch die widerwärtig süßlichen und krankhaft empfindsamen Produkte der damaligen Literatur nicht verfälscht wurde. Die Halbwisserei eines Vaters und die ungesunde Gefühlswelt einer Mutter konnten gefährliche Spuren in der Seele eines aufwachsenden Genies hinterlassen. Petöfi kam also gesund unter den Händen der Eltern hervor. Er war nicht überfeinert. Die Ausbrüche der Kraft hatten nichts eingebüßt. Es blieb in seiner Seele die göttliche Naivität.

Aus dieser Urkultur mußte sich Petöfi heraustämpfen. Auch das scheint ihm dabei an die Hand zu gehen. In seiner Kindheit führten seine Eltern trotz ihrer bescheidenen Verhältnisse ein ziemlich sorgenfreies Leben. Sie konnten ihn so ernähren, daß die seinem Blutkreislaufe zugefügte gesunde und geordnete Nahrung seine physische Entwicklung in normalen Bahnen verlaufen ließ. Später verarmen sie, gleichsam als sollte der Dichter seine leidensvollen Wanderjahre haben, um die Schule des Elends durchzukosten. Auch sein Vater wandert. Er hatte nie an einem Orte Ruhe. Der Sohn wandert jedoch zehnmal so viel. Sein

Elend dauert an. Aber er verliert nicht die Fähigkeit seiner Seele. Die Blutmischung, welche ehemals durch die Verschmelzung mit Slawen entstand und den Charakter der Nation mitbestimmt, wiederholt sich in Petöfis slawischer Abkunft und erzeugt ein günstiges Resultat. Das Unterland ist des Ungarn erstes Siedlungsgebiet. Auch Petöfi verlebte hier seine Kinderjahre. Die tausendjährigen Kämpfe, welche die Nation stählten, spielen auch in seines Lebens stürmischen Wechselfällen eine ähnliche Rolle. Er trug also in sich die eintausend Jahre alten Charakterzüge und kam als Genie mit ihnen auf die Welt. Infolge seiner Geburtsumstände muß er alles durchmachen, was die Nation durchkostete.

Neben den allgemeinen Zügen der Lebensumstände zeigen auch die allgemeinen Charakterzüge eine parallele Entwicklung. Die Heftigkeit des Ungarn, der Stolz, das Selbstbewußtsein, die Überlegenheit, gepaart mit slawischer Ausdauer und Fähigkeit, geben der Nation sowohl als auch dem Dichter den Charakter. Sein Selbstbewußtsein entwickelt sich rasch. Wie die Nation keinen Augenblick daran zweifelt, daß sie zu großen Taten berufen ist und sich in den Stürmen des Jahrhunderts durchsetzen wird, so fühlt auch Petöfi, daß ihn das Schicksal berufen, und daß er seinen Beruf erfüllen wird. Wie die in den Staub getretene Nation doch ihre Überlegenheit über die umwohnenden kleineren Volksstämme fühlt, so fühlt auch Petöfi gegenüber den Zeitgenossen seine Überlegenheit, so sehr er auch zerlumpt und verhungert ist. Wie die Nation auch ohne Kultur ihren Stolz wahrte, so sieht auch Petöfi, obwohl ohne Stelle, ohne Quellen für den Lebensunterhalt, doch mit stolzem Selbstbewußtsein auf die Mächtigen herab. Wie die Nation immer fühlt, daß sie im Osten Europas eine welthistorische Bedeutung als Beschützer der westlichen Kultur hat, so fühlt auch Petöfi, daß er eine große Rolle zu spielen hat, wenn die Sache der Freiheitsidee ausgefochten wird. Wie die Nation unter allen Umständen entschlossen erscheint, so schreckt auch Petöfi vor nichts zurück, und ohne Bedenken, ohne Furcht wirft er sich dem Feuer der Kanonen entgegen.

Dies allgemeine Bild zeigt, welcher Art die Lebensumstände bei der Geburt auf das Individuum einwirken; sie zeigt aber auch, wie das durch die Geburt bedingte Individuum seine Lebensverhältnisse meistert. Beide stehen in Wechselwirkung. Das Leben und das Individuum kann man sich als zwei Fechter vorstellen, die beständig miteinander im Kampfe liegen. Der Durchschnittsmensch ist immer der Besiegte dem Leben gegenüber. Der etwas über dem Durchschnitt stehende Mensch ist bald der Besiegte, bald der Sieger, aber beide halten sich das Gleichgewicht. Der den Durchschnitt hoch überragende Mensch ist immer der Sieger, aber öfter um den Preis größeren Leidens, als die anderen.

Ein solches Leben gibt Petöfi, dessen Leben mit dem Leben der ungarischen Literatur zusammenhängt. Aber wie? Er wurde im Jahre 1823 geboren. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden noch drei andere bedeutende Schriftsteller geboren: Johann Arany, Maurus Jókai und Gereben Vas. Aber was wäre aus ihnen geworden, wenn Petöfi ihnen das Land der Verheißung nicht gewiesen? Arany, obwohl fünf Jahre früher geboren, sah ohne ihn die Provinz nicht, die er später in Besitz nahm. Alle waren große Geister, aber nur Petöfi hatte in seinem

Auge des genialen Entdeckers Scharffinn und Kühnheit, die neue Bahnen zu brechen fähig machen, auf welchen die neuen Generationen weiter wandeln. Es mußte einmal Amerika von Kolumbus entdeckt werden, damit später Cortez Mexiko erobern, Pizarro Peru ausbeuten und Amerigo Americas großen Kontinent auffinden konnte, wo eine neue Zivilisation emporblühte. So ist es auch mit den Entdeckungen einer neuen Literatur. Petöfi mußte die neue Richtung weisen, daß Arany die ungarische Epik zu finden vermochte, Jókai die märchenerzählende Kraft auszubeuten imstande war, und daß Vas eine Menge der aussterbenden ungarischen Typen vom Untergange retten konnte, um so eine ganze Generation¹¹ von Schriftstellern auf einen beschrittenen Pfad zu führen.

Es gibt ausgezeichnete große Dichter, die ganz allein stehen, und deren Nichtexistenz nur die Lücke ihrer eigenen Werke bedeuten würde. Aber Petöfi war in dieser neuen Epoche der erste in die Zukunft sehende Prophet, ohne welchen auch die talentvollsten Zeitgenossen nur im Dunklen hin und her getappt wären, und welche, in seine Spuren tretend, in ihrer Gesamtheit die neue ungarische Literatur schufen; er war der erste, der nicht stotternd, sondern in herrlich tönender, wunderbarer Sprache der Welt offenbarte, was die ungarische Poesie eigentlich ist.



Neue Romane

Nie war es einst bequem, sich in der Romanliteratur zurechtzufinden! Damals, als die Erzähler noch im Lande Fabula hausten und ihre Bücher um so „wunder schöner“ waren, je mehr sie phantastische Begebenheiten, schreckliche und rührende Zufälle, übermenschliche Heldentaten und Gefahren ausheckten. Was der Wirklichkeit gar nicht glich, das war eben ein Roman. Von den eigentlichen Wundern der Natur, den geheimnisvollen der Menschenseele, wußten die alten Romanschreiber wenig. Das Leben aber ist unendlich komplizierter, als sich bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts (und wieviele Nachzügler gab es später noch!) die Fabulierer träumen ließen. Die Banditen und Räuber und Ritter und die anderen Ungetüme, die geraubten Jungfrauen, die Abenteurer und Könige und tapferen Krieger unterschieden sich ästhetisch voneinander so wenig, daß man, soweit jene gesamte Romanliteratur in Betracht kommt, von der buntgemengten Gesellschaft wie von einer Einheit sprechen kann.

Dann kam Goethe. Vor ihm und mit ihm schufen auch andere den Roman als Lebensbuch. Es schrieb Wieland die „Abderiten“, Nikolai den „Sebalbus Nothanker“, der geniale Wilhelm Heine den feuersprühenden Kunstroman „Ardinghello“, Klinger die „Geschichte Raphaels de Aquilas“ und Johann Jakob Engel, ein Vorgänger auf engem Gebiet, den ersten deutschen Kaufmannsroman, den braven „Herr Lorenz Stark“. Neue Welten gingen auf mit „Werthers Leiden“, den „Wahlverwandtschaften“ und dem „Wilhelm Meister“. Der „Werther“, die tief angebohrte Quelle der unglücklichen Liebe, die nie wieder in der Literatur ganz versiegen sollte, rief nicht nur das Wertherfieber bei Deutschlands Jugend hervor, er verursachte auch die Wertherseuche ganzer Generationen von Schriftstellern, einen Paroxysmus der Empfindsamkeit, eine Bettelsuppe von Tränen, auf der Millers jämmerlicher und einst vielgeliebter „Siegwart“ schon als Fettagge schwamm. Die „Wahlverwandtschaften“ waren der erste psychologische Roman im eigentlichen Sinne, und mit dem „Wilhelm Meister“, dem ersten

Entwicklungsroman, wurde das Tor der Zukunft weit geöffnet: von da aus laufen die Wege zur ganzen Menschheit, zu allen Teilen der Gesellschaft, zu allen Mikrokosmen der Persönlichkeit, zu allen Problemen der Zeiten.

Es ist nicht möglich, hier flüchtig auch nur die wichtigsten Linien zu ziehen, die Goethe mit dem tausendspaltigen Roman der Gegenwart verbinden. Gewiß ist, daß wir, welche Entwicklung immer wir zurückverfolgen, bei dem Ausgang Goethe endigen. Das kommt daher, weil Goethe das Wahhaft-Menschliche in die Rechte der Dichtung eingesetzt hat. Wir sind nun erzogen, in jedem Buch eines Dichters zuerst und zuletzt nach dem „Ebenbilde Gottes“, nach dem Menschen zu suchen — gleichviel, in welchem Stand und Schicksal, in welchem Land, Alter und Geschlecht, mit welchen Leidenschaften, Tugenden oder Lastern er uns begegnet, ob er in der Masse einer von vielen, ob er ein Einzelner und Einsamer ist, ob er als ein rohes Kind der Natur einhertritt oder unter den Hüllen der Zivilisation sein Wesen verbirgt, ob er der Herr oder Knecht sozialer Gesetze ist, ob er Weltgeschichte macht oder in einem Elendswinkel verfault.

In diesem weitesten Sinne kann von einer gewissen Einheit des modernen Romans gesprochen werden. Denn, wie schroff auch die stofflichen und die künstlerischen Gegensätze sind, zu welchen Sonderästen und Ästchen des Lebensstromes sich auch die zahllosen Eigenbrödlere verlieren: unser Gefühl, unser Urteil fragt vor allem nach der inneren Wahrheit der Dichtung. Was erfonnen ist, ohne daß das Herz des Dichters es erlebt hat, und ein Gewebe noch so spannender Lügen, gilt uns als Unwert. Es zieht ein unüberbrückbarer Kubiton zwischen der Literatur und der großen Masse von Bücherware, die keine andere Bestimmung hat, als die Zeit der Leser totzuschlagen.

Die Entwicklung der Romanliteratur stellt sich nur der befangene Parteigeist als beständige Überwindung, als ein immerwährendes Begräbnis der Lebendigen von gestern vor. Gewiß, die meisten müssen sich begnügen, ihrer Zeit genug getan zu haben, sie tauchen ins Nirwana. Doch die Fruchtkeime gehen nicht unter. Sie mögen eine Weile verschüttet scheinen, dann spricht es wieder aus ihnen auf: Gebilde in neuen Formen und Farben, unter einer neuen Sonne. Nichts war der starken sozialen Literatur, die unter den mächtigen Einschlägen Zolas, Dostojewskis und Tolstois entstand, entfremdeter, als Jean Pauls idyllische Selbstbescheidung, sein Zeithaben für den breitausladenden Humor der Romantik. Doch mitten unter den Lauten sammeln sich auch heute wieder die Lauscher einer stilleren Welt. Wie Adalbert Stifter, Wilhelm Raabe und Peter Rosegger, sind Enting, Trentini, Gustav Wied, Reyslering vom Jean Paulschen Geschlechte; natürlich nicht etwa seine Schüler und direkten Nachkommen — denn mancher von ihnen ist selbst eine Art Stammvater; aber artverwandtes Blut haben sie. Und galt jungen Bilderstürmern Gustav Freytag schon als ein verstaubter Philister, so hat auch er Erben seiner Krone und seines Temperaments: unter ihnen wäre Thomas Mann zu nennen, und zwar nicht bloß deshalb, weil „Die Buddenbrooks“ und „Soll und Haben“ Kaufmannsromane sind.

Im Stil immerzu Neuerer, zuweilen auch Erneuerer, sind die modernen Romandichter Neulandmenschen besonders darin, daß sie auf die Entdeckung jungfräulicher Stoffgebiete ausgehen. Freilich, wenn einer sich erst aufs Suchen verlegt, ist es mit dem Gottesbefehl in der Brust nicht weit her! In der Tat danken wir dem Bestreben, Dagewesenes um jeden Preis zu vermeiden, die bizarrsten Entartungen der Erotomanie und nicht minder ein üppiges Dilletieren in Schilderungen von Millieus, die den Verfassern selbst — fremd sind. Indessen: die Vielheit unserer Lebensformen und der Andrang unserer Zeitprobleme mußten einen reichen ehrlichen Niederschlag in der Literatur finden. Die Fülle ist zu groß, als daß sie in umfassenden Zeitpanoramen nur einigermaßen bewältigt werden könnte. Es entwickelte sich, wie in der Wissenschaft und im Leben, auch im Roman das Spezialistentum.

So völlig sich die Romanwelt in hundert Jahren verwandelt hat, nach wie vor ist die

Geschlechtsliebe der Hauptgegenstand der ungeheuren Mehrzahl der Romane. Das kann auch nicht anders sein, solange der mächtigste Trieb des Menschen sich in Wirklichkeit die Welt unterwirft: die individuelle und die gesellschaftliche Welt. Doch nicht mehr darauf allein, ob der Hans die Grete kriegt, kommt es unseren nachdenklicheren Dichtern an; vielmehr behandeln ihre erotischen Romane in unzählbaren Variationen das ganze Universum der Sexualität, von den feinsten geistigen Regungen der Liebe bis zu den größten Erzessen des Menschentieres — die rätselhaftesten und delikatesten Widersprüche der Frauenseele bis zu den elementaren Ausbrüchen der Leidenschaft — und die unendliche Masse der Erziehungs-, der Ehe- und der anderen von Eros abhängigen sozialen Probleme. Freie Liebe, Frauenfrage und Virnumentum sind wesentliche Kapitel des allgemeinen Liebesromans unserer Literatur.

Im übrigen ist die Kärnerarbeit der Schriftgelehrten, die hinter den Bauenden ihre Systeme aufrichten, von bedingtem Wert. Daß wir realistische und naturalistische und symbolistische und mythische und satirische und phantastische Romane haben, ist aller Welt ebenso geläufig, wie die Unterscheidung nach der stofflichen Art. Greift man nur hinein in die Anzeigen des Buchhändlerbörseblatts, so faßt man ein ganzes Register auf: Historische Romane, Kulturromane, Entwicklungsromane, Künstlerromane, Frauentromane, Familienromane (zu unterscheiden von „Familienblattromanen“, die meist nicht zur Literatur gehören!), Ständesromane, Hof-, Gesellschafts-, Handwerker-, Bauern- und Arbeiterromane, Studenten-, Schauspieler- und Kriminalromane, — kurzum: Romane aus Palast und Hütte und von jedem Fleckchen Erde! Man hört zuweilen über Zersplitterung seufzen und zur Sammlung mahnen. Das Schlagwort von dem unserer Literatur mangelnden gemeinsamen Kulturideal will nicht verstummen. Ob man sich aber das Ziel einer größeren Eintracht wirklich wünschen sollte? Mit der Teilung der Kräfte, auf der Verschiedenheit der Temperamente und der Arbeitsgebiete ist die Gewähr gegeben dafür, daß unsere Literatur immer fähiger wird, dem unendlich vielartigen und bunten Leben nachzufolgen; in der Weise nachzufolgen, daß sie von der Oberfläche der Erscheinungen zu deren tiefem Grunde dringt. Dort, wo alle Wurzeln endigen, finden sich auch die wahren Dichter aller Sekten: im Schoße der Natur.

* * *

 Von den jüngsten Romanen mit ausgesprochener gesellschaftskritischer Tendenz sei ein zuletzt vielgenannter hervorgehoben: „Ich bin das Schwert“, von Annemarie von Nathusius. (Verlag Karl Reißner, Dresden.) Die Verfasserin erregte schon damals Aufsehen, gewann sich eine Partei von Myrmidonen und eine feindliche Phalanx, als sie ihren Roman „Der stolze Lumpenkrum“ gegen jene Gesellschaftslaste schleuderte, der sie selbst entstammt. Zweierlei muß an dem älteren wie an dem jungen Werke unbedingt anerkannt werden: eine aus persönlichem Erleben geschöpfte Absicht, die Wahrheit zu sagen; und die Tapferkeit, diese Absicht rückhaltlos, soweit die Kräfte reichen, durchzuführen. Das sind Grundelemente, ohne die kein gutes Buch werden kann; womit aber nicht gesagt ist, daß sie allein schon ein gutes Buch verbürgen. Wäre Annemarie von Nathusius eine ebenso ehrliche, d. h. fähige, Gestalterin, wie sie ein ehrlicher Mensch ist: ihr Anlageroman würde als neudeutscher Junkerpiegel so brennende Strahlen zurückwerfen, daß er wahrhaftig beitragen könnte, das Übel auf Erden zu verringern. Indessen: nicht nur für das Kunsturteil, sogar auch für den praktischen Wert einer literarischen Tendenz ist am Ende nur der künstlerische Charakter der Dichtung maßgebend.

Der Roman der Nathusius — mit einer Ausnahme — kennt nur zwei Gattungen von Menschen: weiße und schwarze. Die Edelsinnigen sind mit unnäherlicher weiblicher Phantastik ausgeschmückt, die anderen sind Klischees eines gewissen brutalen Aristokratentypus: Kulturlos und selbstfüchtig, überhebend und geldgierig, niederträchtig und verräterisch gegen arme Mädchen. Doch schlimmer als diese allzu primitive Deutlichkeit ist die Unklarheit, in die die Verfasserin mit ihrer Heldin gerät. An der „höheren Natur“ der sich aus dem Geist ihrer Rasse in schweren Lebenskämpfen befreienden jungen Dame soll das Junkertum gemessen

und gerichtet werden. Und sie selbst? Bügellos und egoistisch folgt sie jedem raschen Impuls, überlegene Rechte betonend, bevor sie sie verdient hat. Damit, daß man die anderen schmäh, hegt man sich nicht entscheidend von ihnen ab, und auch das bißchen Verfemachen und Zarathustralesen verleiht noch nicht den echten Adelsbrief. Ein Mensch besserer Art nimmt die Folgen seiner Handlungen auf sich. Und gerade das tut Renate von Falkenstein nicht.

Renate — ihr Vater ist feudal und sonst nichts, ihre Brüder stehen in adligen Regimentern, — hat von der Natur eine bittere Mitgift erhalten: kritischen Sinn. Zur Weltkame erzogen, kann sie sich unter die „von Gott gewollten Abhängigkeiten“ nicht beugen, die erfunden sind, um den Bevorzugten ein angenehmes Leben auf Kosten der Unterdrückten zu sichern. Außerdem sehnt sie sich, wie alle in Torheit erzogenen jungen Mädchen, nach dem Märchenprinzen. Der Coup de foudre tritt ein. Sie wird, nach heißer Brauttschaft, die Gattin des Gutsnachbarn, des Barons von Werblih. Er ist wie die anderen. Das Sonntagskleid der Illusion fällt ab, der Baron brutalisiert und betrügt seine Frau. Das, was Renate ihre eigene Liebe nannte, reicht merkwürdigerweise nicht aus zum Schmerz, — bloß zur Wut. Sie führt über das Erlebnis ihrer Ehe Buch mit folgenden Lapidarsätzen: „In den drei kurzen Jahren, die mich lehrten, Augen und Ohren zu öffnen, hatte ich erfahren, daß Anstand, Ritterlichkeit und strenge Ehrbegriffe in meinen Kreisen selten zu Hause waren. Vielmehr herrschten Willkür, Rohheit, traffe Ungebildetheit, der Hang, nach außen zu glänzen, Verlogenheit und Feigheit — das alles verbunden mit einer geradezu irr sinnigen Hoffartigkeit.“

Renate nimmt einen Herrn aus ihren Kreisen, einen Grafen, zum Geliebten. „Mein Blut hatte ihn gerufen, von dem mein Herz keine Ahnung hat —“ Sie verabschiedet ihn jedoch sofort, als sie „genug“ von ihm hat und findet nun einen zweiten, einen dritten, einen vierten. Der Gemahl duldet alles, ja nach einiger Zeit gehört auch er zu den Liebhabern seiner Frau. Er wünscht sich ein Kind von dieser unschwärmten, pikanten Dame. Zu ihrer Demütigung und Schande erreicht er seinen Zweck — als sie eben zum erstenmal glaubt, wahrhaft zu lieben und geliebt zu werden. Ein Herzog ist es, und ihm wirft sie ihre Schmach, daß sie ein Kind des ungeliebten Mannes erwartet, ins Gesicht, als er gerade ihr Zimmer mit Rosen geschmückt hat. Da verläßt er sie wortlos, und sie bricht wie tot zusammen . . . Stark romanhaft ist das!

Renate kommt erst nach Monaten zum Bewußtsein zurück. Nur eins ist in ihr lebendig geblieben: die Leidenschaft für den Herzog. Ihm will sie sich weihen. Sie ruft ihn zu sich, während ihr Gatte anderen Sternen folgt. Wunderbare Liebesträume berücken in Venedig Renates Sinne, in des Herzogs Arm wird ihr die Erfüllung aller Sehnsucht.

Der Tod einer geliebten Verwandten ruft sie nach Berlin — und das Alltägliche geschieht: der Herzog folgt ihr nicht. Lange noch wartet sie „wie Nora“, auf das Wunderbare; er soll mit seinem Schild sie decken. Obgleich immer noch verheiratet, will Renate nun, auf ihr dichterisches Talent bauend, sich in Berlin eine Existenz schaffen . . . Ihr Gatte versucht, sie zur Heimkehr zu bewegen, um den Skandal zu vermeiden — sie lehnt sein Angebot höhrend ab. Darauf will er sie in ein Irrenhaus bringen. Schon hat er sie ins Auto gelockt. Eine tolle Fahrt beginnt, deren Zweck ihr sofort klar ist. Sie schreit: „Du Teufel, du Glender, der nie einen Funken von Ehre und Ritterlichkeit in sich hatte, der nur für seinen Bauch lebte, du willst über mich zu Gericht sitzen? Was vernichte ich denn, was ihr nicht selbst längst vernichtet habt? Solange ich lebe, will ich euch verfluchen und den Krieg erklären auf Schritt und Tritt. Wer hat mich denn dahin gebracht, wo ich jetzt stehe? Wer hat dafür gesorgt, daß ich Heimat, Familie, alles, was anderen Menschen teuer ist, verachten muß, daß ich heimatlos geworden bin?“

Beinahe wäre Renate ins Irrenhaus gesperrt worden. Doch ein treuer Anbeter überholt das Auto des Gatten, befreit die Frau mit vorgehaltener Pistole . . . Nachdem Renate noch eine Weile vergebens auf den Mann gewartet hat, der alles für sein Gefühl hinwerfen werde . . . (aber war sie selbst je zu einem Opfer bereit?!), beschließt sie, ihren Weg selbständig zu gehen. Nun erfährt sie das Schicksal der alleinstehenden Frau. „Nichts anderes sehen diese

Herren der Schöpfung in ihr als eine Priesterin der Venus.“ Kenatens Schriftstellertalent schafft ihr nicht Brot. Schritt für Schritt sinkt sie zum Elend der Masse hinab. Schließlich verläßt sie die grausame Weltstadt und siedelt mit einem literarischen Kameraden nach München. Dort bricht die Not erst recht über sie herein. Arm und krank, wandert sie ins Hospital. Ihre Sehnsucht schreit nach einem Mägen . . . und siehe da: das Wunder (des Romans) geschieht! Er kommt. Es ist ein Fürst — nicht bloß einer nach weltlichem Rang, nein, auch ein Fürst des Geistes und des Herzens. (Warum sticht ihm Annemarie von Nathusius die Fürstenthrone in die Leibwäsche? Glaubte sie damit das Buch gegen den Vorwurf der Einseitigkeit zu schützen?) Der Fürst bereitet Kenaten ein Heim in der alten märkischen Heimat. Dort beschließt sie ihre glücklichen, doch nur mehr spärlichen Tage.

Neben der Kampflösung: „In nobiles“ hat der Roman noch eine zweite Tendenz: Er streitet für die Befreiung der Frau aus altvererbter Knechtschaft. Mit glühender Seele kämpft Annemarie von Nathusius, und manches Wort von Erzlang schmettert sie hin. Doch die einzige Waffe, die ein Dichter hat, für seine Wahrheit zu siegen: die überzeugende Gestaltungskraft, die ist ihr nicht gegeben. Die unverstandene Kenate kann nur für ein Produkt ihrer Rasse, nicht für einen höheren Menschen genommen werden.

Auch in der Zone des Erbadels spielt der Roman „Im Hause des alten Freiherrn“, von Theophile von Bodisco. (S. Fischer Verlag, Berlin.) So viel feiner, mit dem Buch der Nathusius verglichen, die Feder des estländischen Dichters ist, so viel mehr Kultur, verglichen mit dem preußischen Juntertum, hat der baltische Adel. Diese Leute, wie sie im Roman Bodiscos gesehen und geschildert werden, besitzen internationale Bildung, deutsches Gemüt, deutsche Lebensauffassung. Zartes Lieben, sanftes Sterben zieht durch das Buch. Nichts Lautes, nichts Erregendes. Im großen russischen Reich herrschen die stärksten Gegensätze. Wer sich dort nicht um Politik kümmert, fernab auf eigenem Boden lebt, dem bietet sich Raum zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit. Es gibt in Rußland viele Menschen — wir kennen sie durch Turgenieff und die spätere reiche Literatur —, die sich die Kultur aller Länder angeeignet haben und die höchste Stufe menschlicher Gesittung anstreben. Diese Gesittung, wenn sie sie auch ausstrahlen und mit ihr auf die nächste Umgebung segensreich wirken, entbehrt jedoch der Energie. Große Wirkungen auf die Allgemeinheit erzielt sie nicht. Es genügt einem jeden, sich selbst zu vervollkommen. Hier, im Hause des alten Freiherrn, ist ein Kreis von Menschen, die, jeder materiellen Sorge enthoben, sich seelisch verfeinern und die Regungen des inneren Lebens studieren. Satt in größerer Freiheit und Beweglichkeit als im steifen Deutschland, gewandte gesellige Formen und Freude an der Kunst verschönern das Leben in schöner Umgebung. Diese Glücklichen leben in endlosen Plaudereien, versenken sich mit ihrer dilettantischen Begabung in geistige Interessen und bilden die Kunst des Lebens und Sterbens zu seltener Feinheit aus. Ist's ein Zukunftsideal — oder ein Überbleibsel aus vergangener Zeit?

Auch E. von Keyserling ist einer von den Feinnervigen und Zartseelischen, ist ein blasser, überaus lebenswerter Altivist uralter Kultur. Und steht freien Geistes auf der Höhe der Gegenwart. Mit allen Werten seiner Eigenheit und seiner sicheren Meisterschaft beglückt uns sein neuer Roman „Abendliche Häuser“ (S. Fischer Verlag, Berlin). Süßer Duft der Poesie schwebt über den verlöschenden Geschlechtern und ihren Wohnstätten in Keyserlings nordischer Heimat. Stark individuelle und in ihrer Abgegrenztheit doch auch typische Menschen führen, wie zurückgeblieben aus vergangenen Jahrhunderten, auf Schloß Panduren und den Nachbargütern ein geregeltes, ziemlich freudloses Dasein. Welche Wichtigkeiten hat der Hauslich der Familie! In wie straffe Zucht sind die Tagesstunden genommen! Weit ist der Horizont über der unabsehbaren Ebene, über die die Herrenleute reiten und jagen; doch eng der Kreis ihrer Gedanken und Gefühle. Was man so Herz und Kopf nennt, das ist ausgefüllt mit

den Interessen des Standes und der Verwandtschaft. Keine Sorge um eine Lebens- und Weltanschauung beunruhigt sie. Wozu denn? Das ist Sache der Geistlichkeit.

„...“ Schloß Panduren, dessen Herr seit dem Tode seines einzigen Sohnes gelähmt ist, dessen Herrin längst verchied, birgt einen Schatz: das junge Edelfräulein Fastrade. Sie ist aus einem Holz — und aus feingefasertem. Noch einmal faßte Mutter Natur in dem letzten Sproß des alten Geschlechts alle Vorzüge der Ahnen zusammen. In diesem Mädchen ist nur Klarheit und Wahrheit und Güte. Fastrade hatte den Hauslehrer ihres Bruders geliebt. Da der Vater der Heirat entgegen war, beschied sie sich. Aber sie ging ins Krankenhaus zu Hamburg, erlernte dort die Krankenpflege, dem Geliebten, für den sie nicht hatte leben dürfen, das Sterben zu erleichtern. Nach Jahren kehrt sie heim, um ihre Tochterpflichten zu erfüllen. Die Liebe fordert sie von neuem. Diesmal ist es der leichtsinnige Gutsnachbar, ein Mann aus Stahl, der Schwere- nörter der Gegend, ein Mann mit weitem Herzen und hinreißenden Allüren, unwiderstehlich, aber ein Spieler und Vergeuder seines ererbten Gutes. Fastrade war für ihn geschaffen, an ihrer Seite hätte er ein großer Mensch werden können. Eine alte Liebchaft des Unwiderstehlichen mit der Frau eines Freundes führt zum Verderben. Fastrade verzichtet aus weiblichem Solidaritätsgefühl auf ihn. Und er muß den Freund im Duell erschießen. Er fühlt sich von der Braut im Stich gelassen und geht selber in den Tod.

Wundervoll der schlichte Abschied vom Leben in der Auerhahnhütte: Wie ein alter Ritter erschießt er erst sein treues Leibroß, ehe er sich aufs Blätterlager legt, um den letzten Schlaf zu tun. „Man streckt sich ein wenig — und dann ist's aus.“ Die arme Fastrade! Nach heißer Verzweiflung lebt sie in einsamer Hingebung an den Toten. „Sie hatte Angst um ihren Schmerz . . . Würde er in dem windstillen Winkel stille werden, schläfrig werden, untergehen?“ — O nein, die „Abendlichen Häuser“ hüten treu das Leid.

* * *

Auch ein Buch der Entfugung hat Hans von Rahlenberg mit dem Roman „Die süßen Frauen von Ilmenau“ (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg) geschrieben. Milieu: Offiziersadel in einer deutschen Kleinstadt, in der gleichsam eine geistige Vergangenheit sich gegen die Banalität der Lage wehrt. Um den Zufall, daß ein feineres Element in den Bannkreis von Rommich und Krähwinkelum geriet, ein wenig zu begründen, wurde der Anhang an Goethes Ilmenau gewählt. Eine triftigere Ursache ist nicht zu finden. Dem heraufbeschworenen Geiste gleichen auch die hellen Menschen in dem großen bunten Schwarm der Romanfiguren wenig. Höchstens kann an das Symbolum „Charlotte von Stein“ gedacht werden, weil auch die schöne, liebesfähige Helene von Sterned, die Gattin des korrekten und ältlichen Oberstleutnants, in der Schicksalsstunde ihres Lebens den Weg ins Freie nicht findet und dann in langen, ehrenfesten aber trüben Jahren dem endgültig versäumten Glück nachblickt. Mit Goethes junger Göttlichkeit ist der junge Graf Bild, der aufleuchtende und verlöschende Komet, um so weniger verwandt. Denn dieser Dilettant der Kunst und des Lebens, den gedankenlose Familienüberlieferung in den bunten Rock zwang, ist eine durchaus problematische Natur, blasiert und zugleich zaghaft, zynisch und zugleich voll hoher Leidenschaft, tätig und fast zugleich passiv. Mit ihrem erfahrenen Feingefühl führt die Dichterin die Seelen auf reizvollen Umwegen einander zu. Der Roman bietet ergreifende Augenblicke. Sie sind freilich verstreut auf einer weiten Flur gesellschaftlicher Schilderungen. Aber gerade in solchen bunten Skizzen des äußeren Lebens leistet Hans von Rahlenberg ihr Eigentümliches und Bestes. Sie ist eine scharfäugige, spitzzüngige, grundgescheite Kritikerin der Frau Welt, und bewährte es auch diesmal.

* * *

Als böte das seit Jahrtausenden von der Kunst ausgeschöpfte Europa ihnen nicht frische Säfte genug mehr, schweifen viele unserer Dichter in ferne Erdteile. Nicht, wie die Poeten

vor hundert und mehr Jahren reisten: auf dem gefattelten Hippogryphen, sondern mit Schiff und Eisenbahn. Neue Wirklichkeiten holen sie.

Willy Seidel brachte aus Ägypten den Roman: „Der Sang der Satijs“ (Inselverlag, Leipzig). Vielleicht in keinem anderen Lande sind Orient und Okzident so dicht zusammen gedrängt. Haben auch viele Ägypter europäische Lebensgewohnheit angenommen, ihre Rassen-eigentümlichkeiten lassen sich nicht unterdrücken. Die Engländer verschärfen mit Bewußtsein die Gegensätze. Sie, die Herren des Landes, schließen sich hochmütig von den Eingeborenen ab.

„Der Sang der Satijs“ erzählt von einem Fellachen, der es verstanden hat, sich durch gute und schlechte Mittel aus niedrigstem Stande emporzuarbeiten und ein reicher Mann zu werden. Doch sein höchster Wunsch: geachtet zu werden wie ein Engländer, — erfüllt sich nicht. Fremdländische Romantik schimmert um die Knabentage Daubs, des Fellachen, als er an einem der sonderbar tönenden Wasserschöpfbrunnen (Satijs), wie sie zahlreich im Lande stehen, beschäftigt ist. Er lernt in einer orientalischen Schule den Koran, er wird Eseltreiber, verkehrt mit den Fremden, spricht Französisch und Englisch, wird Diener im Hause eines vornehmen Engländer. Vom Sohne der Familie, dem jungen Albridge, getränkt und verhöhnt, stiehlt und entflieht er und treibt sich als Taugenichts im verrufenen Viertel Rairos herum, bis eines Tages ein Bankdirektor des Jungen Talent entdeckt. Daub wird Bankbeamter. Binnen kurzem ist er äußerlich ein Europäer. Mit Hilfe raffinierter Schliche und Kniffe sammelt er sich ein Vermögen, er wird Bey und hat eine soziale Stellung. Doch: „Er spürt sich als hilflosen Zwitter, hin und her schwankend zwischen dem Liebäugeln mit der europäischen Seele, die nur unbedingte Herrschaft über ihre Umgebung kennt, und den Instinkten seiner Rasse, die sich immer noch durch die Löcher, die der Firnis freiläßt, aufzubäumen trachtet.“

Mit seinem Todfeind, dem jungen Albridge, gerät Daub noch einmal in ernstem Kampf. Da lernt er die Ohnmacht des Fellachen kennen: ihn, den Bey, mißhandelt man, wirft man zum Hotel hinaus. Nach Rache lodern, zeigt Daub dem Rhediven an, Albridge, der Kontrolleur, habe sich Bestechungen zuschulden kommen lassen. Der Rhedive ist taub; gegen einen englischen Beamten wagt er nichts! Daub wendet sich an den englischen Agenten; der weist ihm die Tür. Daub überläßt sich der Wut und dem Trunke. . . . Selbst will er sich Recht schaffen in der schnöden, ungerechten Welt. In des er seinen Racheplan spinnt, ereilt ihn der Tod draußen auf dem Felde, in der Nähe einer Satijs, deren sanftes Singen ihn einschläfert.

Symbolisch ist der Titel des Romans. Die Satijs, der Brunnen, ist das, was bleibt, was nicht zu ändern, was unerschöpflich ist. „Und was sie singt, ist die Zeit, die uns alle frißt.“ Seltsam schmiegt sich das Deutsch Willy Seidels dem Tonfall und dem Rhythmus der Orientalen an. Und überhaupt: hier breitet sich der glutgefüllte Süden aus. Land und Leute sind plastisch und lebendig. Seidel erfährt die Dinge mit allen fünf Sinnen. Seine Dichtung ist „naiv“ im Schillerschen Sinne. Man findet keine moralischen und philosophischen Grübeleien in diesem Buche. Doch spricht die Luft, spricht das Leben.

* * *

Der Rassenkampf auf deutscher Erde hat seit Lessings „Nathan“ Buch für Buch gezeugt. Wie der Krieg die Friedensidee hervorbringt. Wieder liegen einige Bekenntnisromane zur Judenfrage vor. Sie schildern das Martyrium von Hatzverfolgten, sie wenden sich gegen die Brutalität der Verfolger. Wesentliche Beiträge zur Rassenfrage kann ich in den Romanen von Loewenberg und Höffner nicht erblicken. Die Judenfrage ist mit dem Hinweis auf die unansehbare Herzens- und Geistesgröße vieler Juden, und auf die Dummheit und Brutalität vieler Judenfeinde nicht zu lösen. Sie hat mit den Argumenten des Pöbels nichts zu tun, sie kann ebensowenig von jüdischen Verdiensten gelöst werden. Ihr ruhig und ohne Gehässigkeit ins Auge sehen, heißt einen guten Willen zur Wahrheit bekunden.

Damit ist durchaus nicht der Meinung widersprochen, die Jakob Loewenberg schon im Titel seines Romans ausspricht: „Aus zwei Quellen“ (Verlag Egon Fleischel & Co.,

Berlin); gemeint sind die Quellen des Deutschtums und des Judentums, die beide im Sinn und Herzen des Dichters und seiner Gestalt lebendig sind. Nur scheint mir das Mögliche ebensowenig für alle Wirklichkeiten gelten zu dürfen, als es etwa erlaubt wäre, alle Menschen, die der jüdischen Überlieferung nicht teilhaftig sind, auf eine Stufe zu stellen mit den Herzlosen und Niederträchtigen, die in dem Roman das arme Opfer bis zum Tode heizen. Das ist es eben: Was Loewenberg ideell beweist, das brauchte wohl nicht mehr bewiesen zu werden; daß es nämlich schändlich und albern ist, den einzelnen Menschen nach anderen Gesichtspunkten, als nach seinen individuellen Werten oder Unwerten einzuschätzen.

Von diesen theoretischen Erwägungen abgelöst, bleibt das von einem einfühlsamen Dichter ergreifend erzählte Schicksal des Moses Lennhausen als schlichte Tragödie zurück. Moses wächst auf in einem kleinen Dorf Westfalens, wo die Juden mit den deutschen Bauern in Eintracht leben. Er ist der Sohn eines herumziehenden armen Krämers. Loewenbergs innige Kleinmalerei schildert das Wesen der westfälischen Bauern, die Gebräuche der Juden und die Harmonie im Dorfe. In diesem ersten Teil des „Entwicklungsromans“ glänzen idyllische Schönheiten. Man kann sich bei dem Tode der kleinen Gespielin Theresie der Rührung nicht erwehren, und erhaben in großer Einfachheit ist die Stunde, als das Schicksal an das Haus des armen Krämers pocht. Mann, Frau und Kind waren zum Beten versammelt, da kommt ein kurzer Brief: der älteste Sohn ist bei Mars-la-Tour gefallen. Der Vater verstummt; er stirbt daran . . .

Dem kleinen Moses geht es notvoll. Er wird Lehrer in einem Bergdorf. Mühsam und hungernd strebt er höher hinauf und studiert an einer kleinen Universität Mitteldeutschlands. Hier tritt ihm zum erstenmal der Judenhaß entgegen, unter dem später sein Schicksal zerbricht. Wir erleben, wie sich ihm die Türen verschließen, wie er trotz bestandenen Examens eine Stellung am Gymnasium nicht finden kann, es wäre denn, daß er sich taufen ließe. Von der Braut muß er sich trennen, und die treue Mutter stirbt. Schon ist er in Hamburg, um Deutschland für immer zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Da bricht die Cholera aus. Moses, den nichts mehr hält, den kein Undank der Menschen mehr schreckt, wird Krankenpfleger. Die Seuche rafft ihn hin. Er stirbt auf der Straße und wird von einem früheren Dorfkameraden aufgefunden, der Friedhofsfuhrmann ist.

Es gibt solche Menschen, die nicht zu retten sind, weil das Schicksal sie von der Kette des Leides nie lösen wird. Man würde, gestimmt zu unbedenklichem Mitleid, die Lasten des armen Moses Lennhausen auf den eigenen Schultern fühlen, wenn der Gedanke nicht heranschliche: hier seien mit Bedacht Belastungsproben vom Dichter gesammelt und gehäuft worden, um eine bestimmte Tendenz wirksamer zu machen. Trotzdem strömt das Buch des herzlich begabten Verfassers viel echte Wärme aus.

* * *

In die gleiche Kerbe haut, aber tiefer im Werte steht „Gideon der Arzt“ von Johannes Höffner (Wismar, Hinrichs'sche Verlagsbuchhandlung). Der Roman weckt die Erinnerung an den schon lange toten „Göz Krafft“ von Stilgebauer, der vor zehn Jahren das Buch der Saison gewesen. Hier wie dort hat ein hoffnungsvoller jüdischer Student die Sympathien des Autors und des Lesers. In einer kleinen mecklenburgischen Stadt lebt ein menschenfreundlicher, vortrefflicher Arzt. Obwohl ein Mann von durchaus freier Lebensauffassung, leidet er unter den Vorurteilen seiner ihm Dank schuldigen Mitbürger. Er ist Jude. Ärger als er hat sein stolzer und empfindlicher Sohn die nicht begangene Schuld zu büßen. Schon am Gymnasium. Dann in der Liebe. Schließlich wird der geistig Hochstehende von einem frechen, verkommenen Junker, der schon einmal einen Feind meuchlings tötete, im Quell erschossen. Licht und Dunkel, Dunkel und Licht, aber — kein Hellbunkel. Eine gewisse Wirkksamkeit ist dem gutgeschriebenen Roman nicht abzuspüren.

* * *

„Österreich“, Ein Roman aus dem Jahr 1866 (Verlag L. Staatmann, Leipzig), ist der Erstlingsroman des jugendlichen Robert Hohlbaum, von dem wir ein reizendes Buch mit historischen Studenten-Novellen („Der ewige Lenzkampf“) haben. Auch der Roman ist ein Studentenbuch. Nicht bloß deshalb, weil in der Erzählung, die während des deutschen Bruderkriegs in einem österreichisch-schleisischen Grenzstädtchen spielt, ein Student, ein Wiener Burschenschaftler, den inneren Kampf zwischen seiner deutschen Einheitsbegeisterung und dem Gemeingefühl mit den engeren Landsleuten und seinem Elternhaus auszutämpfen hat; auch nicht die technischen Unvollkommenheiten in Komposition und Aufbau rechtfertigen den kritischen Titel, denn keine Alma mater lehrt die Kunst, die dieser Begabte sich selbst abringen wird; aber der Geist ist es, der über den Blättern des Buches weht, ein von Lebenserfahrung noch wenig beschwerter jugendlicher Geist, der das Cerevis trägt. Wird Hohlbaum um einige Lebensjahre älter sein, so rückt er sich, ich zweifle nicht daran, selbst die Frage vor, ob denn sein Heinz Helm, der geradgewachsene Bursch mit seiner unbärtigen Gesinnungsdogmatik, mit seiner ebenso sympathischen als uninteressanten Simplizität der Seele, wirklich wagen durfte, ernste Leser ein dices Buch lang zu beschäftigen? Eine gute Ahnung vom historischen Roman, wie wir ihn heute noch mögen, leitete den Verfasser, als er mit einem Griff ein Stück Weltgeschichte und zugleich ein noch nicht gelöstes politisches Problem anfaßte; auch hat er wirklich getan, was dem Dichter mit der Chronik zu tun obliegt: er ließ die große Welt mit ihren historischen Begebenheiten sich in einem Wassertropfen, in dem Auge eines Menschen spiegeln. Nur daß die Farben, die die Ausendunge von diesem persönlichen Spiegel erhielten, dem Bilde keine wesentliche Neuheit, keine großen dichterischen Werte verliehen, das muß der Leser gestehen, der psychologische Tiefe in einer Dichtung sucht. Es geht allerdings nebenher der Nutzen, daß aus diesem Buche reichsdeutsche Leser eindringlich über die opferwillige Gesinnung der Deutschösterreicher, über ihr Verhältnis zur nationalen und zur Staatsidee unterrichtet werden. Wenn das aber ein positiver Gewinn ist, so ist er weniger der Originalität Robert Hohlbaums, als der unwissenden Unbekümmertheit der Deutschen im Norden, in Bezug auf das Schicksal ihrer Volksgenossen in Österreich, zuzuschreiben. Bei alledem und obwohl Hohlbaum den Meisterpreis erst mit einem neuen Gesellenstück erwerben wird, darf ein Prüfender aufrichtige persönliche Freude über die „Österreicher“ äußern; Freude an der Persönlichkeit des jungen Dichters nämlich, der als Scholar den künftigen Magister vertritt, und dem man, vieler warm und schön dargestellter Episoden des Romans gedenkend, herzlich zustimmen darf, wenn er ausruft: Anch' io sono pittore!

* * *

Ob Selbsterlebtes? Ob Dichtung? Es spricht schon für den guten Realismus von M. Sontard-Schud, daß man diese Frage aufwerfen kann vor ihrem Buch: „Seelenverkäufer. Das Schicksal einer Deutsch-Amerikanerin.“ (Verlag Fontane & Co., Berlin.) In ihr Tagebuch schreibt der Unglückseligsten eine die furchtbaren Schicksale eines verschleppten Mädchens. Neu ist der Gegenstand auch in der Erzählliteratur nicht. Das Frauenlos im Keller eines verrufenen Hauses hat Else Jerusalem im „Heiligen Starabäus“ in allen erschreckenden Einzelheiten geschildert. Doch immer neue Anklage, von tausendfältigem Jammer erpreßt, soll gegen die Bestie Mensch erhoben werden, solange Staat und Gesellschaft den Verkauf der Menschenware dulden.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dem Streben nach Wirklichkeitstreue steht der „romanhafte“ Einfall der Verfasserin, das arme Opfer zum unehelichen Kinde eines Herzogs zu machen. Unwahrscheinlichkeiten taugen nicht als Argumente der Anklage. Schönheit und Jugend werden der armen Kleinen zum Verderben — und die Torheit unserer Mädchen-erziehung, die für Blindeninstitute erfunden ist! Hier wäre eine der Wurzeln des Übels anzugreifen. Das ist wohl auch schon geschehen; so z. B. in dem Roman „Ist das — das Leben?“

von Mite Kremniz. Die grausame Wirklichkeit der Gontard-Schuld liegt zwischen einem Roman des Anfangs und einem Roman des Endes. Dem Mädchen gelingt es — einer einzigen unter vielen dem Unglück dauernd Verfallenen —, dem Bordell in Neuyork zu entfliehen. Sie wird unermesslich reich, wird glücklich als Gattin und Mutter und verwendet ihren Überfluß zur Rettung der armen Geschöpfe, die gleich ihr in die Hölle gelockt wurden. Die gern verführten Leser werden für diese Wendung dankbar sein. Eine feinere Psychologie hat man in diesem Buche nicht zu suchen. Entsetzliche Begebenheiten, Katastrophen, die jeder Menschliche als Vernichtung empfindet, heben naturgemäß die zarteren individuellen Unterschiede auf.

* * *

Rein Tendenz-, kein „pädagogisches“ Buch, aber eine reiche, ernste Dichtung aus der Seele eines Knaben hat Egmont Seyerlen geschrieben: „Die schmerzliche Scham.“ (G. Fischer Verlag, Berlin.) Ein Kunstwerk, — von dem einzigen Willen getragen, der Natur die heiligen Schleier — mit geweihten Händen — abzunehmen; rein-auszusprechen (und in Schönheit), was Dichters Wissen ist. Dichters Wissen: das reicht tiefer hinab und höher hinauf, als Wissenschaft. Den verwegensten Wirrungen und Irrungen des erwachenden Blutes geht Seyerlen mit Bekennermut nach; doch wie er die Dinge sagt, mit welchem künstlerischen Gewissen, mit welcher metellofen Liebe, das könnte nur die verlogene Feigheit zur Entrüstung stimmen. Es ist nicht die Pubertätsgeschichte eines Knaben, wie alle sind, ist die eines Wunderkinds, die der Dichter beichtet; doch dem ohne Scheu Nachdenkenden enthüllen sich Gesetze, denen alle unterworfen sind. Und ob hier gleich die Absicht eines Künstlers nur auf das Seelengemälde eines einzelnen gerichtet ist: alle wahrhaftige Dichtung belehrt ohne Satel und Lineal.

Dieser Knabe ist von früh dämmernder Erotik beunruhigt. Unbewußt drängt er sich ans Seidenhaar der Schwestern, er spürt den Duft der Weiblichkeit, er ahnt, daß ein Geheimnis seiner wartet. Mit bewußter Verehrung und Hingebung hängt er an dem Vater, mit blinder Leidenschaft jedoch zieht es ihn zur Mutter. Später, als er wissend geworden und die Qualen seiner Kindheit überwunden sind, trauert er um das Glück der frühen Tage, um die arglose Entwicklung, die man ihm gerade damit raubte, daß man ihn der Natur blind und willenlos überließ. Vielleicht trug nur das äußere Schicksal die Schuld; elfjährig verliert der bisher klug Geführte den Vater. Die sympathische Mutter schlägt besten Willens die verderblichsten Pfade ein. Der Tod der Mutter ist für dieses Kind mehr als ein aufwühlendes Erlebnis, ist das Ende seiner Jugend. Dichterisch wird dieser Augenblick zu einer Schönheit gehoben, die nur mit dem Sterben der Mutter Nase in „Peer Gynt“ verglichen werden mag.

Die schmerzhaftige Scham: das ist Shakespeares tardiness of nature. Cordelia hat sie, diese verpönte Jugend, die von den Seichten Empfindungslosigkeit gescholten wird. Wie der kleine Held in Seyerlens Roman an den Särgen seines Vaters und seiner Mutter steht, wird er zu Cordeliens Bruder. Eine bunte Krawatte legt er an, als er von der Einäscherung der Mutter, der geliebtesten Frau seines heißen Knabenherzens, zurückkommt! Keiner soll ahnen, was in ihm vorgeht. Siehe da: der werdende! Reife Menschen denken in den Augenblicken des großen Schmerzes überhaupt nicht an andere. Die feinfühligsten unter den Jungen sind es, die gefühllos scheinen wollen. Scheinen-wollen, Spielen-müssen, das sind Reichblätter, die sich von selbst lösen und abfallen. Wer weiß davon? Gerade so viele oder so wenige, als für dieses Knabenbuch eines Dichters ein volles Verstehen haben können.

Hermann Rienzl



„Unser bedeutendster lebender“ . . .

In einem Leitartikel des „Kunstwart“ war einmal von dem Breslauer Hauptmann-Spiel behauptet, es sei das beste Festspiel, das je in deutscher Sprache gedichtet worden; wer ein besseres wisse, solle es nennen. Keiner von den verblüfften Zuhörern hob den Finger und meldete ein besseres. Also war der Beweis geliefert.

Jetzt erklärt — ausgerechnet in der konservativ-nationalen „Kreuzzeitung“ — der Literaturforscher Adolf Bartels: Richard Dehmel ist „mit Hauptmann unser bedeutendster lebender Dichter“. Er sagt schlechthin Dichter; nicht etwa Lyriker oder so was Einschränkendes. Zwar seine Natur sei „wesentlich slawisch“; auch sei in seiner Poesie „viel, was abstößt“. Aber der Hauptsatz lautet doch wörtlich: „Man kann aus der zu starken Abhängigkeit von den Zeiteinflüssen ohne weiteres schließen, daß der Dichter R. D. zu den wirklich Großen nicht gehört, soll aber darum nicht meinen, daß man ihn deshalb einfach übersehen (!) dürfe. Nein, mit Hauptmann ist er unser bedeutendster lebender Dichter.“ Punktum.

Man fragt sich zwar: Wer mag denn wohl schon „gemeint“ haben, daß man den vielgenannten Dehmel „einfach übersehen“ dürfe? Man fragt sich: Ist es geschmackvoll, unter der Menge lebender Dichter einfach zu bestimmen: „unser bedeutendster lebender Dichter“? — Man könnte daran erinnern, wie sehr mit solchen Rang-Erteilungen durch Zeitgenossen Vorsicht geboten sei, da man sich doch seinerzeit bei Raabe, Mörike, Kleist und manchem andren gründlich blamiert hat. Und könnte hinzufügen, daß Dehmels dumpfes und triebhaftes lyrisches Ringen in der naturalistischen Richtung allerdings stark hervorsteht, daß man freilich auch Talente wie Stefan George, Rilke, Ricarda Huch usw. nicht „einfach übersehen“ dürfe. Und endlich: ist der Literaturhistoriker für seine Zeitgenossen zum Plätze-Anweisen da — oder vielmehr zum Charakterisieren?? — Das wären so einige von den prinzipiellen Einwänden gegen das Ausgeben von Stichworten wie „unser bedeutendster“ . . .

Aber immerhin! Man bedenke doch andererseits die Bequemlichkeit! Auf dem Parnas-Gymnasium Plätze anzuweisen — was für ein naheliegender Gedanke! Und da sind Schattierungen möglich. Wedekind: unser bedeutendster lebender Gynö-Dramatiker; Lauff: unser bedeutendster lebender Hohenzollerndichter; Otto Ernst: unser bedeutendster lebender Nietzsche-töter; Artur Dinter: unser bedeutendster lebender Mikalestörner usw. Den Balladendichter Münchhausen, den Erzähler Zahn, den Volkspoeten Rosegger — — man könnte leicht und liebenswürdig ihnen und vielen anderen die Etikette „unser bedeutendster lebender“ mit einem passenden Schlußwort antleben.

Und wo etwa Unsicherheit herrschte: — du lieber Himmel, wozu haben wir denn unsre bedeutendsten lebenden — Prüfungsausschüsse?!



Reisegefährten

Mit Kursbuch und Schedebuch“ kommt Hans von Rahlenberg an und entrollt ihre „Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers“. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 2 M., geb. 3 M.) Die Verfasserin hat schon in manchem Buch ihre scharfsichtige Beobachtungsgabe bewährt. Sie hätte entschieden die Anlage zur Satire großen Stils, wenn sie ihre Kräfte zusammennehmen und aufs höchste anspannen wollte. Ich glaube, sie weiß das auch, verzichtet aber mit weltmännischer Ironie auf den immergrünen Kranz der Stechpalme und zieht es vor, „mehr gelesen als bewundert“ zu werden. Sie wägt ihre Bosheiten in kleinen Dosen zu und packt sie so liebenswürdig ein, daß die meisten

sie herunterschlucken, ohne recht gewahr zu werden, daß es eigentlich eine bittere Arznei war. Ich möchte mich gern der Hoffnung hingeben, daß trotzdem die Wirkung nicht ausbleibt. Hans von Rahlenberg vertritt einen sehr gesunden Standpunkt, und im Grunde ihres Herzens blüht die schönste Blume echter Weiblichkeit: die Nächstenliebe. Vielleicht liegt es sogar an dieser, daß sie auch den mitreisenden Mitteleuropäern die Wahrheit mehr ironisch, als herb deutlich beibringt. Wie fein geißelt sie die Selbstsucht aller Reisenden, die an nichts denken, als an ihr eigenes Vergnügen, in dem Abschnitt „Heuchelei“: „Schon der große Flaubert, ein Mann von unbittlicher Wahrheitsliebe, bekennet: Auf Reisen würde man ein Regiment opfern, um sich einen Schnupfen zu ersparen. Er trifft mit diesem Pfeil ins Schwarze. Ich hörte Leute die Gesamtürkei verfluchen, weil durch den Italienisch-Türkischen Krieg ihre Palermo-reise ins Wasser fiel. Sie fluchten der Türkei — nicht Italien! Das ist die Feinheit dabei. Reisende denunzierten den Sozialismus, stellten den ganzen Arbeiterstand vor die Mitrailleuse, weil durch den Eisenbahnstreik ihr Zug vierzig Minuten Verspätung hatte; natürlich kam dabei die nachlässige, energielose, blödsinnig unfähige Regierung des betreffenden Staates nicht gerade glänzend weg. Andere liebevolle Seelen bedauerten herzlich, daß Autodafés für die Fremden jetzt nicht mehr veranstaltet werden, und befürworteten Stiergefechte auch im Winter. Schon fast Lämmer sind die Menschenfreunde, die ganze Gegenden verdursten, versengen und veröden ließen, damit sie schönes Wetter behalten; es kommt vor, daß solche aber zu Haus, im heimischen Landtag, wirklich packende Worte für Not und Bedürfnis des Ackerbaus finden. Wir sehen auch immer wieder Empörung, daß Lebendige zu leben wagen, wo wir Kirchhoffstimmung, wo wir Mondschein und zerbrochene Kreuze suchten . . . Toledo und das Kolosseum sind da, um uns in vornehmen Gedanken über Vergänglichkeit, über Wandel der Zeiten und altersgraue Schandtaten zu wiegen; wir mißbilligen, strammste Fortschrittler daheim, die Vertreibung der Trappisten aus ästhetischen Gründen, sogar der Schmutz von Santa Lucia war ästhetisch. Sanierung, Ranalisation und elektrische Beleuchtung sind Barbarei.“

Daß in Wirklichkeit oft ein ausgesprochen lyrisches Empfinden hinter der weltmännischen Ironie steckt, zeigt das Kapitel über den „Rucksackmann“. Der kriegt ja vorher auch seinen Spott mit ab, da er niemals mehr als zwei Hemden hat, ein nasses, das er an hat, und ein trockenes im alten Rucksack; aber dann heißt es doch von ihm wahr und schön: „Er genießt. Für ihn, des Morgens, zerteilt die Sonne den Nebel, erneuert sich das Schöpfungswunder, wenn im weiten Kessel die weißgrauen Wollendämpfe schwelen und überwallen; jeder Grashalm steht aus fehllosem Stahl gezogen, ein ganz schüchtern flötendes Anfragen kleiner Vogelstimmen klingt hinein. Aber ihm hängt die dräuend schwarze, naßkalte Wand. Es ist die Chaoslandschaft an einem Urweltmorgen, ohne Erinnerung, ohne Fruchtbarkeit, ohne Hoffnung. Das Licht kommt, der königliche Gott des Tages! Und mit ihm wird Klarheit, wird Farbe und Form, die Blumen blühen und die Baumkönige jubilierten. Ihm, nur ihm, bietet der Mittag seine Ruhe in reifschweren Feldern. Er sah das Korn blühen, das der Vorüberfahrende oder der Landstraßenwanderer fast nie sieht, feine, fadenfeine Dreschflegel, Stänglein und Kolben aus Seide und Duffstaub. Geheimnisreich und flüchtig ist diese Blüte wie das größte Welt rätsel, das in das Samenkorn Nährkraft und Fülle des Lebens bannte. Er roch die Rebe — er allein! — deren Duft noch zarter als der des Grafes ist, der Saumel und Rühle enthält. Einmal noch im Jahr, viel später, blüht der Efeu wieder, und am ernststen, dunkelblättrigen Stod gibt's dann tausendfältiges Leben der Bienen, die letzte Süße trinken aus gold- und maigrünen Sternchen wie dereinst von sommerfeligen Linden. Er, der getreue und unermüdliche Wanderer, entdeckt den Raubvogel, der in prachtvoll durch den Himmel geschwungenem Doppelbogen seine Schleifen zieht, und sein jauchzendes Herz steigt mit ihm auf, ein freies, unbezwungenes, ein schwimmendes und getragenes Ding auf der großen Wellung! Die Nacht spannt über ihn, nur über ihn, ihr Sternenzelt, wenn die langen Reihen der erleuchteten Hotel-

fenster funkeln, wenn sie drin tanzen oder klatschen oder jeuen. Er sieht die Sterne unter waltend stillem Wollen Zeichen und Zahlen formen, die er nicht kennt, die immer wechseln und in ihrer Sprache zu ihm reden möchten, zu ihm, der blind, ganz klein und eng eingefangen ist.“

Und so stammt das ganze Büchlein von einem Reisegenossen, auf den der Titel der ersten Skizze zutrifft: „Idealist und Realist“, nur daß im Verfasser die beiden Kräfte sich nicht feindlich gegenüberstehen. Er ist Realist als scharfer Beobachter, Idealist als Genießer und in Stunden glücklicher Mischung ein echter Humorist.

Auf den ersten Seiten des von ihnen handelnden Buches könnte man meinen, Frau Zulchen Schunte nebst ihrem Gatten, dem Herrn Rentner und Weißbierbrauereibesitzer a. D. Bruno Schunte aus Rixdorf, seien aus Hans von Rahlenbergs Reisegalerie entlaufen. Carolus Adolphus zeigt uns dieses „Zulchen im Lande der Freiheit“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 2 M., geb. 3 M.), wohin sie die zur silbernen Hochzeit nachgeholte große Reise mit ihrem Gatten führt. Man macht sich gefaßt auf eine neue „Familie Buchholz“, die sich nicht mehr mit der Reise nach der Schweiz oder Italien begnügt, sondern über den großen Reich „jondelt“. Man hat um so eher ein Anrecht auf diese Hoffnung, als das ganze Buch im Berliner Dialekt geschrieben ist. Daß Frau Zulchen trotz ihrer Mundartschreiberei eine ganz gewedte, scharf beobachtende Frau ist, würde ja den Plan nur gefördert haben, leider aber ist der Verfasser dieses Buches kein Dichter. Ich möchte eher glauben, daß sich ein politischer Berliner Redakteur hinter dem Namen verbirgt, der sich doch täuscht, wenn er glaubt, daß die Übersetzung einiger Reisefeuilletons ins Berlinische bereits humoristisch wirke. Jetzt erscheint das Gute im Buche als unvereinbar mit den dargestellten Charakteren. Dieses Gute liegt im — Politischen. Hier hat der Verfasser manches recht Wertvolle zu sagen, zumal über internationale politische Dinge. Zulchen führt eine recht scharfe Zunge: „Wo am Horizont von de internationale Politik überhaupt nur zwee Stühle zu sehen waren, gleich haben wer uns da mit det jroßte Zielbewußtsein zwischen jesezt.“

Wie gründlich wir das im Spanisch-Amerikanischen Kriege 1898 getan haben, und wie wir dort bei dem Dazwischensitzen beinahe in ein brennendes Pulverfaß hineingeraten wären, dazu teilt der Verfasser aus offenbar ganz zuverlässiger Quelle recht Eigentümliches mit. Aber für alles das braucht man doch schließlich nicht Frau Zulchen Schunte aus Rixdorf nach Amerika zu bemühen und auch den Leser nicht andauernd mit einem etwas unwahrscheinlichen Berlinerisch hinzuhalten.

Dagegen müßte ein ganz köstliches Wandern sein mit Heinrich Federer. Vor allem in den italienischen Nestern wäre ich gern dabei gewesen, wo er die „umbrischen Reisegeschichten“ zusammengelesen hat, die unter dem Titel „Das letzte Stündlein des Papstes“ in der hübschen Taschenbücherei deutscher Dichter erschienen ist, die der Verlag Eugen Salzer in Heilbronn herausgibt (geb. 1 M.). „Die Häuschen von Prigni liegen frech wie ein Habichtsnest in den oberen Hängen der Montagna Buroglia auf einer grauen Felsströmung, drei scharfe, steile Wegstunden vom letzten Zipfel einer Straße entfernt. Es sind eigentlich eher Hütten als Häuser und bilden mehr ein Ziegen- als ein Menschendorflein. Auf fünf bis sechs Horntiere trifft es erst einen vernünftigen Zweibeiner. Gerade darum ist es so wunderbar hier oben. Man hat alles, was man zum Leben braucht, und keiner steht dem andern auf die Füße.“ Da droben erzählt der Hausierer Marcote den Analphabeten von den Menschen drunten, die sich durchs viele Lesen und Schreiben verdorben haben. Welch köstliche Schelmerei steckt in diesem Schweizer Erzähler, der mit übergeschlagenem Wein harmlos zu plaudern scheint, dabei mit zwei Strichen Mensch an Mensch reiht, zum Greifen klar und — umgekehrt als die meisten seiner Kollegen — große Gedanken in einfachen Worten ausspricht. Seine köstlichste Gabe ist der Humor, der aus einer überlegenen inneren Heiterkeit herausblüht, vor der alle große Geste nichtig ist. Er liebt den heiligen Franz von Assisi und hat aus ihm heraus gelernt, daß

der größte Menschenbesitz Einfachheit in Liebe und Güte ist. Das ist das einzige, was standhält, alles andere, mag es noch so groß erscheinen, „menschelt“. Es ist ganz kostbar, wie Federer mit verständnisinnigem Schmuzeln und mit verstehender Güte dieses Menscheln zeigt. Dabei bewahrt er sich naturgemäß das sicher sehende Auge für alles wirklich Große, mag das auch im schmutzigsten Hirtentittel stecken. — Es kommt einem ganz natürlich vor, daß dieser Schriftsteller die Analphabeten glücklich preist. Er hat kaum einen Kollegen, dessen Geschichten so gar nicht geschrieben sind, sondern so ganz mit lebendigen Worten erzählt. Ich sitze ihm immer gegenüber, wenn ich ein Buch von ihm lese, und das ist eine köstliche Bekanntschaft.

R. St.



Vom Jahrmart der modernen Bildung

Allelei ironische und andere Wahrheiten spricht im „Zwiebelfisch“ der Verleger Hans v. Weber aus, die auch noch ihre Wiederholung gut vertragen.

„Der Verleger macht einen Vertrag mit dem Autor, der das Buch geschrieben hat. Meist hat es“ — das geht auf die heute so blühende lurriöse Neudruck-Industrie — „ein anderer geschrieben, der schon mehr als dreißig Jahre tot ist. Dann nennt man den Autor einen Herausgeber. In diesem Falle sind von ihm nur die Druckfehler oder die falsche Übersetzung. Dieser Herausgeber hat meist so viel Vorschuß“ (an Honorar), „daß der Verleger immer mehr Bücher machen muß, damit der Vorschuß herausgearbeitet wird. . .“

„Um die Bücher“ — namentlich die durchschnittwertigen Nicht-Neudrucke — „zu verkaufen, macht der Verleger Kellame, durch Inserate in den Buchhändlerblättern, Zirkulare an die Buchhändler, Prospekte für das Publikum und Inserate. In den ersten zwei steht, daß das Buch reihenweise ins Schaufenster gelegt werden muß, damit das Publikum darauf reinfällt, und in den letzteren zwei steht, wieso jeder ein Trottel ist, der das Buch nicht kauft.“

Es gibt noch immer unter den Ladenbuchhändlern wirkliche Idealisten und Gebildete, und „wenn einmal ausnahmsweise ein wertvolles Werk einen Erfolg gehabt hat, dann verdankt es dies nicht zum kleinsten Teil diesen tapferen Pionieren, die sich nur allzu oft wirklich selbstlos dafür ins Zeug legen statt für Minderwertiges, das mehr einbringt und leichter Käufer findet.“ —

Die größte Satire aber auf unsre von Kulturbeteuerungen überfließende Zeit ist doch immer das glänzende Geschäft mit den präziösen Neudrucken. Auf der einen Seite die sich auf alles, wenn's nur „sein teuer“ ist, stürzende Zahlungsfähigkeit, auf der andern die Goethe und Hölderlin und Eichendorff, Dante und Homer und Nibelungen, von denen dieselbe emporgelommene Zahlungsfähigkeit anscheinend niemals zuvor, weder im Elternhaus, noch in einer Literaturstunde noch etwa durch Reclams Universalbibliothek vernommen. In diese herrliche Lücke des Nichtvorhandenen stürzt sich der bibliophile Verleger mit seinen Luxusausgaben, bis herunter zu dem für einige hundert Märklein zu erstehenden snobistophilen Druck des „Lederstrumpf“. Ob sie auch angeguckt oder gar gelesen werden, ist ein Ding für sich. Unbedingt bejahend gilt dies von den Dekamerone, Casanova und sonstigen Eroticis, die daher einen Hauptzweig des Geschäfts — wenn sich darauf auch nicht jeder dieser Ausstattungs-Verleger einläßt — repräsentieren. Die langweiligen dagegen, Dante usw., legt man auf den Tisch, da man aus dem hochnoblen Anschaffungspreise, im Verein mit dem geschickt orientierenden Verlegerprospekt die Sicherheit gewinnt, sich durch den zeitgemäßen Ankauf dieser neuesten Prachtdruck-Erscheinungen weder unter seinesgleichen, noch unter den minder gut situirten Haus- und Dinergästen, die möglicherweise den ollen Dichter ernsthaft nehmen, zu blamieren.

S.





Die Silhouette

Von Karl Storck

Die Sonne, für uns der Urquell des Lichtes, ist auch Schöpferin des Schattens. Sie, die Spenderin der Farbe, schafft am lichten Tage auch die Farblosigkeit. Ja, wo Licht ist, muß auch Schatten sein, und der ist ein so unvermeidlicher Begleiter alles Lebendigen, daß nur der dem Teufel Verführte als Zeichen seines ewigen Verlorenseins des Schattens verlustig geht.

Der sinnierenden Überlegung möchte eigentlich der Schatten als ursprüngliche Anregung, ja als deutlichste Anweisung zur Kunst des Zeichnens erscheinen. Auch der einfältigste Mensch — wir erleben es heute noch täglich an den kaum ins Lebensbewußtsein getretenen Kindern — konnte sich der Erfahrung nicht verschließen, daß die Natur selbst von allen in ihr lebenden Wesen ein Abbild zeichne, das immateriell den Schein jeder Erscheinung aus der dreidimensionalen Form in die Fläche bannet. Wer einen solchen Schatten am Boden, auf der Wand mit einem Stode oder irgendeinem farbegebenden Stifte umriß, der behielt ein Abbild dessen, zu dem dieser Schatten gehörte.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß nicht allerorten und jederzeit der eine oder andere auf den Gedanken gekommen sein sollte, auf diese Weise einen Schattenriß zu geben. Für Griechenland führt Plinius die Entstehung der Malerei auf dieses so naheliegende Spiel zurück und erzählt: Als sich Korinthia, die Tochter des Tölpfers Dibutades, von ihrem in die Fremde reisenden Geliebten trennen mußte, gewahrte sie in der Abschiedsstunde unter dem Schein der Lampe an der Wand des Geliebten Schatten. Um wenigstens dieses large Erinnerungszeichen an den Fernen sich zu wahren, umriß sie schnell den Schatten. Auf sechshundert Jahre vor Christus verlegt Plinius diese Tat.

Andere berichten strenger wissenschaftlich von orientalischen Künstlern, die im Ausschneiden von Schriftzügen, Blumen und anderen Dingen Bewundernswertes leisteten. Auch da werden selbst die ältesten Daten nur sehr verspätete Berichte einer tausendfältig ohne jeden höheren Anspruch geübten Tätigkeit geben. Gibt es einen, der nicht schon zur Unterhaltung für Kinder oder in schier unbewuß-

ter eigener Spielerei mit Messer oder Schere aus Papier allerlei Figuren geschnitten hätte? Zumal wenn er dieses Papier faltet, ist der Schneidende über das Ergebnis gewöhnlich nicht weniger überrascht, als die zuschauende Jugend.

Freilich ist von alledem immer noch ein sehr weiter Weg zu einer bewußten künstlerischen Tätigkeit. Aber ich meine, gerade ein derartiges Ausschneiden liege auch dem einfachsten ganz ungeübten Kunstsinne sehr nahe. Wie das Kind aus Lehm Figuren knetet, so drängt es die müßige Hand des Erwachsenen zum Gestalten in irgendeiner naheliegenden Masse. Es sitzt nicht leicht einer einsam auf einer hölzernen Bank, ohne daß es ihn reizte, mit seinem Taschenmesser zu schnitzeln. Und früh schon haben wir von Dilettanten, wunderlichen Leuten, Arbeiten gerade der Schnitzerei und Ausschneiderei, in denen sie in jahrelangem Mühen aus Holz oder noch härterem Material irgendein Gebilde herausgeschnitzelt haben, besonders gern in erstaunlicher Kleinheit, etwa eine ganze Kreuzigungsgruppe in einer Nuß und dergleichen. Wer hätte noch nicht solche Seltsamkeiten gesehen und beobachtet, daß gerade der ästhetisch ungeschulte Sinn dazu neigt, in derartigen Leistungen einer geduldigen Geschicklichkeit eine große Kunst zu sehen.

So nahe, wie das Holz, lag auch das Papier. Freilich verfällt es viel leichter der Zerstörung. Aber daß uns keine älteren Silhouetten erhalten sind, als eine vom Jahre 1631 aus Tübingen, beweist gar nichts dagegen, daß auch schon zuvor in dieser Art aus Papier ausgeschnitzelt worden ist, und daß sogar einmal einer, überrascht über das Schöne, was ihm gelungen war, diese billigen Gebilde einer spielerigen Stunde auf einen Hintergrund aufgeklebt hat, von dem sie sich deutlicher abhoben. Gerade daß nach noch einmal hundert Jahren, aus denen uns nun schon öfter derartige Gebilde erhalten sind, die Silhouette auf einmal da ist, nicht vereinzelt hier und dort, sondern überall in Unmassen, ohne daß man sagen könnte, wer sie nun wieder eingeführt oder gar erfunden hätte, zeigt, wie tief in der menschlichen Natur diese Tätigkeit begründet ist. Wie es im Frühling, wenn alles im Saft steht, nur einer einzigen günstigen Nacht mit warmem Regen braucht, um am nächsten Morgen Tausende aufgebrochener Knospen, ja schon leuchtender Blüten am zuvor kahlen Geäst zu zeigen, so bedürfen auch im menschlichen Dasein derartige in der Natur ruhende Kräfte nur der günstigen Stunde, um dann wie eine Naturnotwendigkeit in Erscheinung zu treten.

Auch die Geschichte des menschlichen Geisteslebens vollzieht sich wie ein Wechsel der Jahreszeiten, indem mit winterlicher Kälte verachtet wird, was zuvor ein sommerliches Glühen des Entzündens und der Begeisterung geweckt hatte. Vom zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ab zeigt sich ein wachsender Verdruß am Kokoto. Man wurde der verspielten Form eines spielerigen Lebens um so leichter müde, als nur wenige mitspielen durften, die anderen höchstens als Zuschauer geduldet waren, ja oft schwer dafür leiden mußten, daß die wenigen spielen durften. Der Zorn getretener Menschenrechte einte sich der ethischen Empörung und der philosophischen Geringschätzung zu dem schließlich als Erlösungswort gefundenen Rufe nach der Natur.

Zu diesem geistig-seelischen Leben zeigt das Kunststempfinden die Parallele. Hatte man durch Jahrhunderte das verschüttete Pompeji nur als eine bequeme

Beutestätte für Marmorblöcke angesehen, sich um das tiefer vergrabene Herkulanum gar nicht gekümmert, so begannen jetzt von 1720 ab systematische Ausgrabungen, natürlich auch nicht willkürlich, sondern aus einem erneut erwachenden Drang zur Antike heraus. Darum sah man jetzt auch alles, was sich den erstaunten Blicken darbot, mit ganz anderen Augen an. Wissenschaftliche Veröffentlichungen über die antiken Bauten, Marmorwerke, Vasenbilder, Kameen wie „Hamiltons Vasenbilder“ und des Grafen Caylus „Maltechnik der Alten“, bekamen jetzt Bedeutung für das Leben. Die Einfachheit und Sachlichkeit der Antike erschien als „Natur“ gegenüber der Willkür des Rokoko. Der Zopfstil versuchte, freilich für unseren Geschmack oft genug auf gewundenen Wegen, dieser antiken Natur nachzueifern. Die schwarzen Vasenbilder, die scharf geschnittenen Steine, die Schlankheit aller Formen und Glieder, die sich dunkel doppelt scharf vom hartfarbigen Hintergrunde abhoben, entzückte die durch die wulstigen Reifröcke verbildeten Augen wie eine Offenbarung der Natur. Man eiferte, diese Erkenntnisse in Kunst und Leben zu betätigen. Die immer in wohlparfümiertes Gift getauchte Feder des Barons Melchior Grimm berichtet in seiner „Correspondance littéraire“ vom 1. Mai 1763: „Seit einigen Jahren beginnt man wieder antike Formen und Ornamente aufzusuchen; der Geschmack hat dabei viel gewonnen, und die Vorliebe für sie ist so allgemein, daß jetzt à la Grecque gemalt wird. Die innere und äußere Dekoration der Häuser, die Möbel, die Kleiderstoffe, die Goldschmiedearbeiten sind jetzt sämtlich nach griechischer Art. Von den Architekten wandert die Mode in die Puzläden. Unsere Damen sind à la Grecque frisirt, und unsere feinen Herren würden sich für verirrt halten, wenn sie nicht eine Dose à la Grecque in den Händen hielten.“

Das war nicht nur in Frankreich so. In England bereitete sich ein erneuter Aufschwung des Steinzeuges vor, in dem Josiah Wedgwood seine löstlichen reliefartig mit schwarzen Figuren geschmückten Vasen herausbrachte, für die ihm die Figuren schon Flaxmann, der später als klassizistischer Bildhauer und Umrißzeichner antiker Sagen so berühmt wurde, geliefert hatte.

Auf den Dosen „à la Grecque“, die der Baron Grimm in den Händen aller eleganten Herren sah, dürften sich schon recht viele — Silhouetten gefunden haben.

Kurz nach 1750 tauchten in den Pariser Salons kleine Bildchen auf, die aus schwarzem Papier ausgeschnitten und auf weißes Papier aufgelebt waren. Sie zeigten die scharfe Profilansicht bekannter Persönlichkeiten. Die äußere Ähnlichkeit ihrer Gesamterscheinung mit den griechischen Vasenbildern verschaffte diesen kleinen Blättchen die Aufmerksamkeit und den Beifall dieser modischen Gesellschaft, die sich in ihrer luxuriösen Gefinnung höchstens noch an der Billigkeit stieß. Da verbreitet sich in diesen Kreisen, daß der um seiner Knauerigkeit und der strengen Besteuerung luxuriöser Gegenstände willen bestgehaßte Finanzminister Ludwigs XV., Etienne de Silhouette (1709—1767) diese neuen Schnitte sehr liebe, sich sogar sein ganzes Schloßchen in Brie sur Marne mit solchen Bildchen geschmückt habe, und schon ist der stets gewedte Spott dieser Pariser Gesellschaft bei der Hand, für alle diese Armligkeiten, die jetzt von den Griechenschwärmern dem üppigen Rokoko entgegengestellt werden, den Namen „Silhouetterie“ zu prägen. „Seit-

her erschien alles à la Silhouette“, schreibt Mercier in seinem Journal de Paris. „Die Moden erhielten in ihren Mustern das Gepräge der Magerkeit und Armlichkeit, die Tabatsdosen waren aus rohem Holz, die Porträts schwarze Profilbilder nach dem Schatten, den eine Kerze auf weißes Papier wirft.“ An diesen Bildchen blieb der Name hängen, und was zuerst als Schimpf gedacht war, war nach kurzer Zeit höchste Ehre. Denn es ist wohl in der ganzen Kunstgeschichte kein zweites Beispiel für eine so rasche Verbreitung und derartig allgemeine Beliebtheit einer Kunstübung zu finden, wie sie im Verlaufe weniger Jahre der Silhouette zuteil wurde.

Das war nur möglich, weil diese neue Kunst nicht nur den oben geschilderten geistigen Bedürfnissen entgegenkam, sie erfüllte auch das Verlangen nach Naturtreue in weit höherem Maße, als die ganz willkürlichen Bildnisse der Rotokomaler und die erst recht um jede Naturtreue unbekümmerten üblichen Stiche, die der Buchhandel zu billigen Preisen verbreitete. Aber fast noch wichtiger für diese Verbreitung wurde, daß jeder diese Kunst ohne weitere Vorbereitung auszuüben vermochte, daß sie dadurch zu einem angenehmen gesellschaftlichen Spiele und Familienzeitvertreib wurde, daß endlich auf diese Weise auch für die einfachen Verhältnisse die Möglichkeit geschaffen war, sich ein Bild, nein sogar gleich mehrere, für ganz geringes Geld zu verschaffen. Man muß bedenken, daß bis dahin diese Möglichkeit, seinen Angehörigen ein Bild zu hinterlassen, einen Freund mit einem solchen zu erfreuen, nur den Reichen gegeben war. Auch die kleinsten Miniaturen kosteten schon viel Geld.

Ja das Aushilfsmittel der verliebten Korinthia aus dem alten Griechenland war zum Gesellschaftsspiel geworden. Das wäre nun freilich kaum angegangen, wenn man die Schattenrisse an die Wände hätte zeichnen müssen. Zunächst brauchte man ja bloß ein Blatt Papier an die betreffende Wandstelle zu heften. Da man aber die Erfahrung machte, daß der Schattenriß um so schärfer wurde, je näher er dem Kopfe des Abgebildeten stand, erfand man einen einfachen Apparat, bei dem ein geöltes dünnes Papier hinter eine auf einem Ständer befestigte Glasplatte gespannt wurde, die verschiebbar war und unmittelbar an den Kopf der abzubildenden Person gerückt werden konnte. Der Zeichner fuhr dann einfach rückwärts der Glasplatte den Schattenlinien nach. Es gibt ein bekanntes Familienbild des Fürsten Karl Dietrichstein, auf dem wir den Fürsten das Bild seiner Gattin auf das an die Wand geheftete Papier zeichnen sehen, während zwei seiner Kinder das gleiche mit dem Hündchen versuchen, ein drittes mit den Händen das bekannte Schattenpiel des Häschens erzielt. So verherrlicht hier die Malerei ihre so bescheidene Schwesterkunst.

Nun waren diese den Schatten in natürlicher Größe wiedergebenden Bilder unbequem groß und weniger wirksam. Auch hier kam die Technik dem Zeitverlangen zu Hilfe. Der schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erkundene Storchschnabel gab jedem die Möglichkeit, ohne alle Kunst jeden Schattenriß nach Belieben zu verkleinern. Damit war nun auch eine beliebige Vermehrung und so die industrielle Ausbeutung der Silhouettierkunst möglich.

Indes, erwachsene Menschen geben ja nicht gern zu, daß sie „spielen“. So war es für die Verbreitung der Silhouette entscheidend, daß ihr eine Art Weihe

zuteil wurde durch die Physiognomik. Schon Christian Wolf, der die Philosophie des großen Leibniz ins Populäre ummünzte, hatte dieser Physiognomik das Lob geredet, „weil nichts in der Seele vorgehen könne, dem nicht eine Veränderung im Leibe entspreche. Da die Lineamente des Angesichts hauptsächlich zu den Mienen dienen, die Mienen aber eine Anzeige der natürlichen Neigungen geben, wenn sie ungezwungen sind, so dienen auch die Lineamente zur Erkenntnis der natürlichen Neigungen, wenn man sie in ihrer rechten Lage betrachtet.“

Nun gab ja gerade die Silhouette ausgesprochen das Lineament. Kam hinzu das große Aufsehen, das die Schädellehre Galls erregte, wo nun auch wieder gerade die Silhouette die Schädelform deutlich hervortreten ließ. Entscheidend aber waren die seit 1774 erscheinenden „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ des Züricher Pastors Lavater. Hierbei tritt auch Goethe in unseren Gesichtskreis, der sich leidenschaftlich für Lavaters Studien ereifert hatte und zu Beginn eifrig an dieser Physiognomik mitarbeitete. Lavater hatte ja ein ganzes System der Menschenkenntnis aus und an diesen Bildern entwickelt, und es ist begreiflich, wenn der junge Dichter sagt: „Wie belehrend und anregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war, mich zum Menschenmaler zu qualifizieren.“ Hat doch Goethe auch die für seine Entwicklung bedeutendste Frau zuerst im Schattenriß kennen gelernt. Der hannoversche Leibarzt Zimmermann, der zu den eifrigsten Parteigängern Lavaters gehörte, hatte 1775 dem jungen Dichter in Straßburg eine Silhouette der Frau von Stein gezeigt. „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.“ Und an Lavater berichtet Goethe über dieselbe Silhouette: „Festigkeit, Gefälligkeit, unveränderliches Wollen des Gegenstandes, Behagen in sich selbst, liebevolle Gefälligkeit, Naivität und Güte, selbstfließende Rede, nachgebende Festigkeit, Wohlwollen, Treubleiben siegt mit Nehen.“ Man sieht, Goethe hat sich bereits in die Silhouette verliebt und jedenfalls nicht übel gedeutet.

Trotz des Spottes, den einzelne — am glänzendsten der verkrüppelte Lichtenberg — über diese Physiognomik ausgossen, verbreitete sich ihre Pflege durch alle Schichten der Bevölkerung, und damit wurde nun das Herstellen und Betrachten von Silhouetten zu einem wissenschaftlichen Sport, ja für Eltern und Erzieher geradezu zu einer Verpflichtung. Damals wuchs die Vorliebe für Silhouetten zu der außerordentlichen Höhe, die Goethe noch 1792 in der „Rampagne in Frankreich“ mit den Worten erwähnt: „Jedermann war im Silhouettieren geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte; die Storchschnäbel durften nicht rasten.“ Übrigens berichtet schon im Jahre 1782 Eichenstein in seiner „Schilderung der Silhouettenfabrik“ in Wien: „Fast in jedem (Wiener) Hause von Distinktion sieht man zwar nur schwarze Bilder, aber sie sind dennoch mit so vieler Genauigkeit gezeichnet, daß einer nur ein erlavaterisches und äußerst blödsinniges physiognomisches Gesicht haben müßte, wenn er daraus nicht wenigstens die Hauptspuren der charakteristischen Beschaffenheit zu entnehmen Anlage genug hätte.“

1779 erscheint dann die erste „Anweisung zum Silhouettenzeichnen und zur Kunst, sie zu verjüngen, nebst einer Einleitung von ihrem physiognomischen Nutzen“ (Wörmhild zu Leipzig). Und im Jahre darauf erscheint eine „Ausführliche Abhandlung über die Silhouette und deren Zeichnung, Verjüngung, Verzierung und Vervielfältigung“ (Frankfurt und Leipzig, bei Phil. Heinrich Perrenon). Um diese Zeit gab es auch schon an den verschiedenen Orten berühmte Silhouetteure und, wie schon aus dem Titel der oben erwähnten Wiener Schrift zu entnehmen, richtige Silhouettenfabriken. Von einer solchen — der des Wieners Hieronymus Löschentohl — wird berichtet, daß er seine „geliebte Silhouette“ von bekannten Männern der Kunst und des öffentlichen Lebens so rasch herzustellen wußte, daß sie zuweilen schon verkauft wurden, bevor die Betreffenden überhaupt nur auf der Bildfläche erschienen waren. Man sieht, die Silhouette war unter Umständen also sogar der heutigen Photographie noch an Schnelligkeit über.

Wir müssen hier noch kurz auf die Technik der Silhouette eingehen. Wir haben bis jetzt eigentlich nur vom Schattenriß gesprochen. Dieses Bild wurde gewonnen, indem der durch das Licht auf eine weiße Fläche geworfene Schatten umzeichnet wurde. Nachher konnte man ihn nach Belieben verkleinern oder auch vergrößern und färbte den Raum innerhalb der Linien schwarz. Man konnte es natürlich auch umgekehrt machen, indem man den Raum außerhalb der Linien schwarz färbte, wodurch sich dann das Profil als weißer Kopf heraus hob. Doch widerspricht diese letztere Art dem Begriff des Schattenbildes, denn gerade der Schatten ist dunkel. Auch dem ungeübten Dilettanten war es ein leichtes, einen solchen Kopf nun auszuschnneiden und auf eine andere Unterlage aufzukleben. Die besondere künstlerische Begabung jedoch setzte in dem Augenblick ein, wo man nicht mehr die maschinell gefertigte Zeichnung ausschneitt, sondern von vornherein mit der freien Hand aus dem Papier heraus das Bild schnitt. Hatte diese Art beim Porträtieren zwar die künstlerische Freiheit für sich, die objektive Treue aber gegen sich, so war dieser freie Ausschneitt geboten, wenn man andere Dinge als Köpfe oder Gegenstände, die sich leicht auf das Papier abschatteten, im Bilde festhalten wollte. Freilich ist es ja auch hier möglich und wird vielfach bis heute so geübt, die Umrißlinien zu zeichnen und nachher schwarz auszufüllen. Es hat sich aber unser Empfinden dahin entwickelt, daß wir eigentlich nur die wirkliche Scherentkunst als echte Silhouette empfinden.

Zunächst verbreitete sich das Betätigungsfeld und die Betätigungsart in der Silhouette immer mehr. Neben Schattenriß und Schattenschnitt trat der Stich. Lavater bringt in der Buchausgabe seiner physiognomischen Fragmente die Silhouetten in Kupferstich. Das war überhaupt für die Vervielfältigung im Buchdruck notwendig. Vor allem suchte man aber nun das Schattenbild selber zu bereichern und Mannigfaltigkeit in die etwas gleichförmigen Ergebnisse hineinzubringen. Das einfachste Mittel dazu war das Arbeiten mit verschiedenen Farben. Die Umkehrung des Verhältnisses von Weiß auf Schwarz haben wir bereits erwähnt. Man konnte statt des schwarzen Papiers aber auch irgendein farbiges wählen, was ja natürlich alles immer dem eigentlichen Begriffe des Schattenbildes widerspricht. Vielfach setzte man diese schwarzen Köpfe auf im übrigen

farbige Figuren. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich die Silhouetten auf Glas, vor allem so, daß man den vom Silhouettenbild freigelassenen Teil des Glases mit Gold oder auch Stanniol auslegte. Man bekam auf diese Weise etwas der Hinter-Glas-Malerei (Eglomisé) Ähnliches. Gerade diese Bildchen wurden für vornehme Porträtzwecke sehr beliebt. Größter Beliebtheit erfreute sich auch die Silhouette als Buchschmuck. Und hier gab sich ganz natürlich die stoffliche Erweiterung.

Man kann nun sagen, daß die Silhouette in gleichem Maße, wie sie von den Dilettanten als gesellschaftliche Unterhaltung aufgegeben wurde, sich einerseits zum Industriezweig entwickelte, wo dann diese Silhouetteure die Stellung unserer heutigen Photographen einnahmen, andererseits aber zur künstlerischen Betätigungsform dafür besonders veranlagter Menschen erhoben wurde.

Dieses Schwinden der Silhouette als Gesellschaftsspiel setzt etwa mit der Jahrhundertwende ein. Die Physiognomik war in ihren Ausartungen der Lächerlichkeit verfallen und hatte ihren Zauber verloren. Entscheidender wurde, daß sich allmählich Ersatz für die Silhouette als billiges Bildnis einstellte, und zwar besonders durch die rasch zu hoher Entwicklung gelangende Lithographie, die 1796 von Senefelder erfunden worden war. Im übrigen hatten gerade die gesteigerten Ansprüche an die Farbigeit der Silhouette, wie sie wohl ganz besonders von den Studenten, die durchaus ihre farbigen Mützen, Bierzipfel und Bänder getreu wiedergegeben haben wollten, beeinflusst wurde, sehr stark dazu beigetragen, den Betrieb in die Hände der Berufsilhouetteure hinüberzuspielen. Als dann gegen die Mitte des Jahrhunderts über die Daguerreotypie die Photographie entwickelt wurde, war es mit der Popularität der Silhouette endgültig vorbei.

Was seither nach dieser Richtung hin in der Silhouette geschehen ist, ist mehr Spielerei. Ganz ausgestorben sind ja jene Silhouetteure nie, die in den Kneipen herumzogen und einen angeregten Gast ausschnitten. Die neue Biedermeiermode hat es nun dahin gebracht, daß man sogar in Silhouettenart photographierte, was natürlich ein grober Unfug ist. Wohl aber ist mit dieser erneuten Liebe für das Biedermeier der Sinn geweckt worden für die künstlerische Silhouette.

Bevor wir diese Kunst in der Silhouette in kurzem Überblick betrachten, haben wir noch nach ihrer allgemeinen Bedeutung während des geschilderten Zeitraums zu fragen. Da ist zunächst festzustellen, daß entsprechend dem hohen geistigen Stande der Gesellschaft unserer klassischen Periode die Silhouette eine sehr feine, mannigfache geistige Anregung bietende Unterhaltung war. So viel Spielerei in der Physiognomik mit unterließ, sie war trotz allem eine Geist und Gemüt stark erregende Beschäftigung, und man kann sich leicht vorstellen, wie von diesen kleinen schwarzen Bildchen aus das Gespräch tiefere Wendungen nahm. Aber auch Hand und Auge schulten sich in dieser Tätigkeit. Allerdings einseitig auf das Lineare. Der innere Zusammenhang der Silhouette mit der Kunst der Flaxmann, Carstens, Genelli, des ganzen Klassizismus bis hinunter zu Cornelius ist nicht zu verkennen. So hat sie die Ablösung des Rokoko befördert. Ganz außerordentlich ist die kulturgeschichtliche Bedeutung der Silhouette, mit der für die Menschheit die Periode beginnt, in der sie zahlreiche Bildnisse

hinterlassen kann. Damit auch die Tracht, das ganze Gehaben des Menschen, zumal genrehafte Darstellungen sich von Anfang an einstellten.

Zur Kunst hat die Silhouette von Anfang an Gelegenheit gegeben; zumal im freihändigen Auschnitt eines Kopfes konnte sich nicht nur Schärfe, sondern auch Sinn für Charakteristik bewähren. Es sind dann auch eine ganze Reihe von Silhouetteuren berühmt geworden. Wir haben oben schon einige genannt, die es wegen des Umfangs ihres Betriebes waren. Dem 1751 verstorbenen Frankfurter Franz Schütz gelang es zuerst, weithin bekannt zu werden. Im Kreise der „Empfindsamen“ zu Darmstadt — Herder holte sich hier seine Gattin Karoline — wurde das Silhouettieren besonders eifrig gepflegt. Merck war auch darin, wie in allem, von scharf geprägter Eigenart, Joh. Wilh. Wendt leistete Besonderes in der ganzen Figur. Charakteristisch ist die Tätigkeit des 1753 in Gotha geborenen J. Fr. Anthing, von dem jüngst die Gesellschaft der Bibliophilen eine Sammlung von 100 Silhouetten fürstlicher Persönlichkeiten herausgegeben hat. Seit 1783 bereifte er durch ein Vierteljahrhundert Europa — Rußland, Dänemark, England und die deutschen Staaten — und übte überall seine vielbewunderte Tätigkeit. Man wird auch heute diesen schwarzen Bildchen die Bewunderung und auch die Liebe nicht versagen. Vor allem die Frauenköpfe sind oft köstlich in ihrer toletten Zierlichkeit und stehen überraschend fein in den stets wechselnden Umrahmungen.

Ein hervorragender Silhouettentünstler, gleich dem eben Genannten auch von Goethe besonders gewürdigt, war der Hamburger Phil. Otto Runge (1777 bis 1810), dessen künstlerische Tätigkeit ein so merkwürdiges Nebeneinander von kernhafter Erdhaftigkeit und versponnener und spielerig-schweifender Phantasie zeigt. Sein Wort: „Die Schere ist mir nachgerade weiter nichts, als eine Verlängerung der Finger geworden“, möchte man fast wörtlich verstehen, wenn man hört, daß Luise Duttendorf (1776—1828) und Konewka unter dem Tisch Silhouetten zu schneiden vermochten. Da war es also ganz der Tastsinn.

Mit dem Namen des Grafen Poggi (1807—1876) taucht die Erinnerung an das Schattenspiel auf, dieses Seitenstück zur Silhouette, das von ihr manche geleistete Anregung wiedervergolten erhielt.

Aber die Silhouette als Kunst konnte sich erst dann voll entwickeln, wenn sie unabhängig von Mode und mehr kunsthandwerklichem Gebrauch einem Künstler als das seiner Art entsprechende Darstellungsmittel erschien. Dieses Gefühl hat man bei den wunderbar zarten, oft die feinsten japanischen Flächenwirkungen erreichenden kleinen Landschaften des Düsseldorfers Wilhelm Müller oder des Berliners Karl Fröhlich. Eine ganz eigenartige Erscheinung ist Johann Edert aus Runersdorf, von dem man nur wenig weiß. Er mag wohl ein Bauer gewesen sein, der in Mußestunden seine schweren, wuchtigen, aber ungemein lebenswahren Stücke schnitt. Der berühmteste, durch die Neudrucke des „Kunstwarts“ wieder allgemein bekannt gewordene Künstler der Silhouette war Paul Konewka (1840—1871), der die Form des Frieses für seine eine Folge von Charakterfiguren in formalen und geistigen Zusammenhang bringenden Bilder zu „Faust“, „Falstaff“ u. a. fruchtbar machte.

Konewka war vergessen, ein Meister wie Diefenbach fand für seine einzig-

artigen Rinderfriese, die allerdings nicht geschnitten, sondern in Silhouettenart gezeichnet sind, auch nicht die geringste Beachtung. Da brachte die allmächtige Mode auch hier einen Umschwung. In die Biedermeier-Räume gehörte die Silhouette, für deren besondere Reize wir wieder Augen bekommen.

Vielleicht war es gerade das einseitige Streben nach Farbigkeit in den neueren Malrichtungen, die uns die besondern Fähigkeiten dieser strengsten Schwarz-weiß-Zeichnung wieder voll zum Bewußtsein brachte. Jedenfalls haben wir etwa seit der Jahrhundertwende eine neue Silhouettenkunst, eigenartiger als sie je zuvor war, weil sie diese Technik ganz als Ausdrucksmittel verwendet, als angemessene Sprache eines nur so oder doch so ganz besonders eindrucksvoll zu vermittelnden Inhalts. Aus der Reihe der Künstler, die sich hier besonders betätigten, nenne ich nur Heinrich Wolff, Hans Deiters, Johanna Beckmann und Carlos Lips. Wie schon früher von J. Beckmann bringen wir heute von C. Lips eine Reihe charakteristischer Proben.

Die Silhouette begegnet heute manchen verwandten Bestrebungen. Die Flächenbehandlung des Plakatstils ist ihr vielfach verwandt, die große farbige Lithographie und mehr noch der Holzschnitt begegnen ihren künstlerischen Absichten, die die Intarsie in anderem Material verwirklicht. Die kleinen aus geschnittenen farbigen Papierchen zusammengesetzten Bildchen Alice Hauptners zeigen hier die Verbindung auf, die um so fruchtbarer werden wird, je mehr sie sich ihrer elementaren Vorbedingung bewußt bleibt: eine Kunst der Schere zu sein. Diese Schere muß sich nach Ph. O. Runges Wort zu einer Verlängerung der Finger steigern und so den fruchtbaren Bund des verfeinerten Tastsinns mit der Schärfe des Auges für die Kunst nutzbar machen.



Vom Bilderehend auf dem Lande

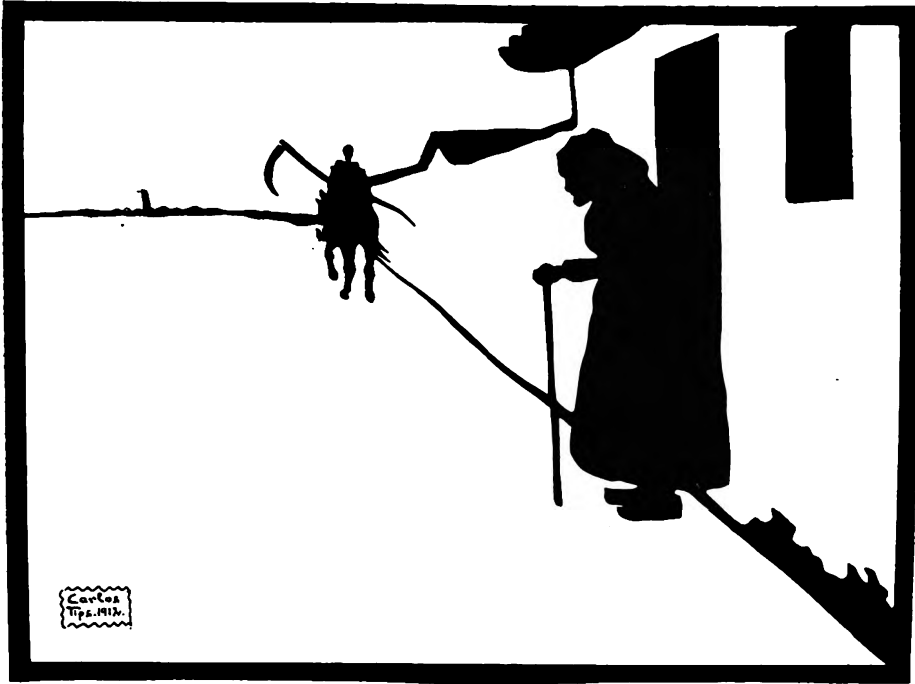
Berientage und mannigfache Beobachtungen haben wieder meinen Eindruck vom Bilderehend auf dem Lande vertieft. Bauernhaus und Arbeiterheim sind zum größten Teile unberührt geblieben von der Bestrebung, Wohnlichkeit und Daseinsfreude zu erhöhen durch künstlerischen Wandschmuck. Kahle, geweihte oder mit geschmacklosen Tapeten bellebte Wände gibt es noch in erschrecklicher Zahl. Die wenigen Bilder, die man sieht, könnten fast ausnahmslos beseitigt werden, ohne daß mit ihr Bildungs- und Genußwerte verschwänden. Grellfarbige Öldrucke sind von Hausierern massenhaft in unsere Dörfer getragen worden. In ihren gepreßten Goldrahmen nehmen sich diese Fabrikartikel prächtig und lächerlich aus. Waldstücke, Gebirgszonen mit Sturzbächen, Dorfschmieden, alte Schenten und verzeichnete Kaiserbilder gehören zu den häufigsten Darstellungen. Sehr beliebt sind auch See- und Jagdbilder. Kriegezeiten und Erinnerungsjahre haben Schlachtenbilder, Holzschnitte der Heerführer und steife Wiedergaben von „Einzügen“ und „Begegnungen“ gebracht. Gedruckte und gestickte Haussegens und Wandprüche nehmen sich noch geschmackvoll und vornehm aus neben dem Brunkstück aus dem Warenhaus. Der Reservist ist stolz auf sein Reserverbild und hängt es über den eingerahmten Brautkranz der Mutter. Die Vorliebe für das Bunte und Grelle hat es verschuldet, wenn der Landbewohner neben die Photographie die Beilage zum Kalender nagelt oder die Reklame der Geschäftsleute aus der Nachbarstadt. Die bunten Papprüden der Abreißkalender werden nicht entfernt, sondern versichern jahraus,



Carlos Tips

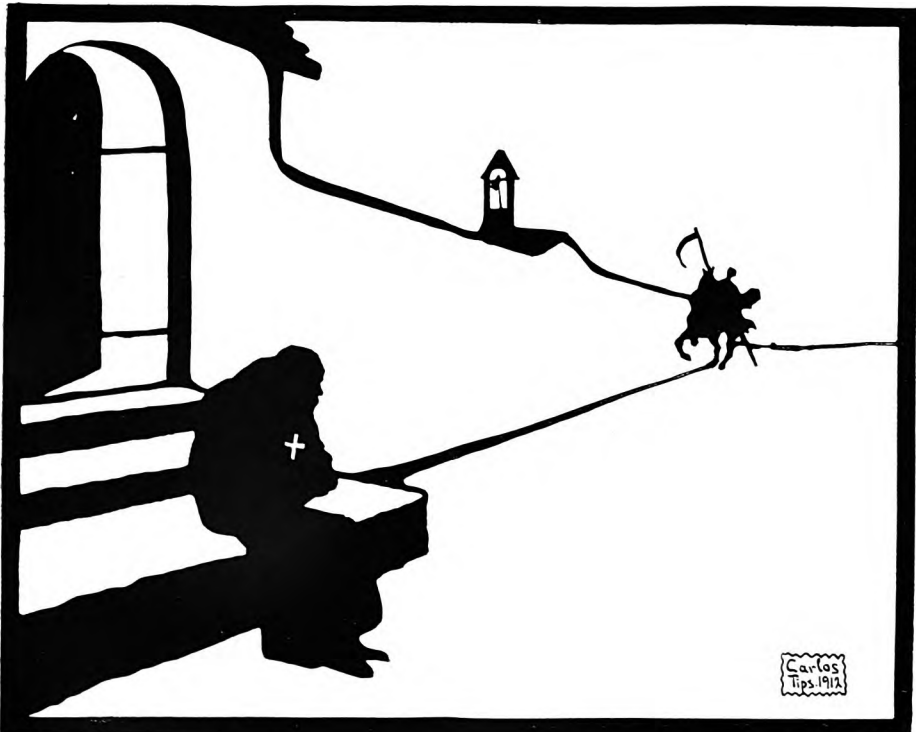


Pan



Vergessen —

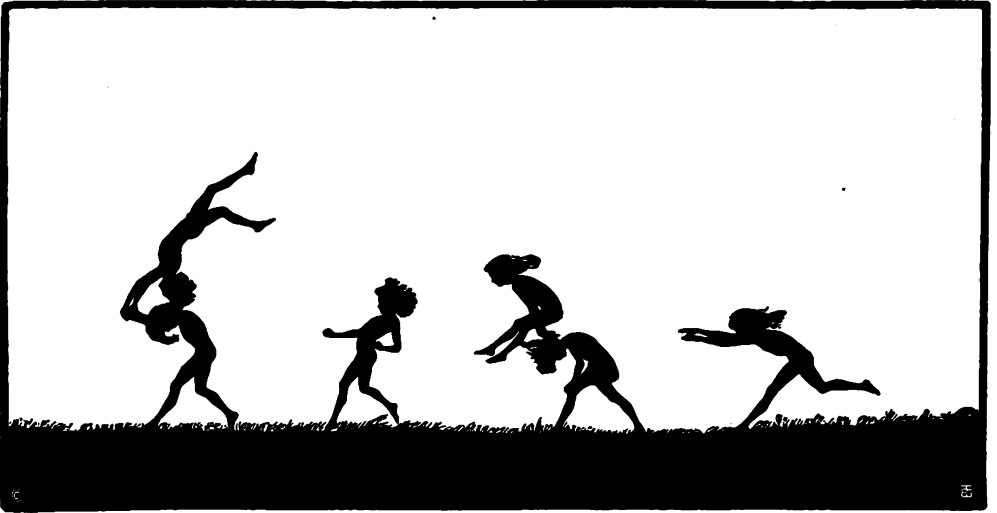
Carlos Tips



Er kommt —



Carlos Tips



K. W. Diefenbach: Teilbild aus dem Schattenfries „Per aspera ad astra“



K. W. Diefenbach: Teilbild aus „Göttliche Jugend“



jahrein, daß man bei Schulz u. Sohn die billigsten Hüte und Mägen kauft, und Müllers Hätelgarn am haltbarsten ist. Die Notwendigkeit einer künstlerischen Reklame wird durch das Land nicht minder dokumentiert als durch die Großstadt; sie ist geboten durch die anhaltende Wirkungskraft. Die Wohnungen des Geistlichen und des Lehrers machen gewöhnlich eine Ausnahme in der wahllosen Verwendung zweifelhaften Wandschmudes. Sie sind auch die Stätten, von denen am ehesten eine Änderung in dem bedauerlichen Zustande zu erwarten ist. Hin und wieder findet man auch in Bauernhäusern gute Bilder; sie sind dann aber nicht auf Veranlassung des Besitzers angeschafft worden, sondern meistens von auswärtigen, in den größeren Städten wohnenden Verwandten und Bekannten geschenkt worden. Der Durchschnittsbauer fragt herzlich wenig nach gutem Wandschmud und läßt sich in seinem Geschmack leiten von eigenem Nachahmungstrieb und der Überredungskunst anderer. Es stört ihn nicht im geringsten, wenn in seinem größten Zimmer, das er bei fröhlichen Familienfesten benützt, Böcklins Toteninsel oder eine Kreuzigungszone in Schwarzdruck hängt. Wenn der Händler zu reden versteht, dann hat er bald dem Bauern ein paar seiner schrecklichen Ölbrude aufgeschwaht und kann sie an der bisher schmudlosen Wand belassen, an die er sie klüglich probeweise befestigte. Bequem will es der Landmann haben, und er ist viel leichter geneigt, fertig gerahmte als lose Bilder zu erstehen, weil er nicht die Mühe mit dem Stadtglafer vor sich sieht.

Von der aufklärenden Tätigkeit des Pfarrers und Lehrers hängt zum allergrößten Teile die Besserung auf diesem Gebiete ab; denn ihre Stellung zu den Gemeindegliedern ist so auf Vertrauen und Kenntnis örtlicher Anschauungen gegründet, wie sie einem auswärtigen Geschäftsmanne, der sich die Hebung des Bildereleb zum Ziele nähme, gar nicht zu erringen möglich wäre. Und ist diese Kulturarbeit nicht auch Seelsorge und Volksbildung? Der Prediger weiß, welchen tiefen Eindruck es ausübt, wenn er im Gotteshause Bezug nimmt auf die persönlichen Angelegenheiten seiner Hörer. Ihm wäre es leicht, das dem Landmanne besorgte Bild gleichsam zu einem dauernden Erlebnis, zu einer ständigen Quelle edler, erhabener Gedanken zu machen. Dabei ist nicht etwa notwendig, daß dem Kunstblatt geistlicher, biblischer Charakter eigen sei. Ein paar Worte gelegentlich seines Hausbesuches über das Bild, ein Lob, eine aufmerksame Betrachtung oder Erwähnung werden dem Besitzer den Wandschmud doppelt lieb und wertvoll machen. Die langen Winterabende bieten dem Lehrer Gelegenheit, in Vorträgen auf die Bedeutung eines schönen Wandschmudes für Auge und Herz hinzuweisen und zur Beschaffung guter Bilder anzuregen. Dadurch, daß jetzt schon viele Dörfer durch Überlandzentralen mit elektrischer Kraft und elektrischem Licht versorgt werden, verursacht es geringe Bemühungen, durch das Lichtbild zu wirken. Größere Bilderverstärker und die Verleger von künstlerischen Steinzeichnungen stellen unentgeltlich oder gegen Erstattung der Portokosten Diapositive zur Verfügung. Es ist dringend zu raten, für denselben Abend die im Lichtbild vorgeführten Kunstblätter zu beschaffen und im Saal auszulegen, vielleicht auch mehrere fertig zum Anhängen da zu haben. Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist.

Leider gibt es noch eine ganze Menge Schulen, die tahl und schmudlos sind. Von einer dauernden Gewöhnung der Kinder an guten Zimmerschmud ist doch auch etwas zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß die Schule von heut da Bild als Belehrungs- und Bildungsmittel überhaupt nicht mehr entbehren kann. Im allgemeinen sind die Verleger sehr entgegenkommend, wenn der Lehrer an sie herantritt mit dem Wunsche, ihn bei einer Ausstellung von Büchern und Bildern zu unterstützen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Zeit vor Weihnachten dazu am geeignetsten ist. Man beginne aber mit den Vorbereitungen für die Ausstellung nicht zu spät, weil bekanntlich die Firmen schon wochenlang vor dem Feste alle Hände voll zu tun haben. Kann man selbst nichts zustande bringen, so veranlasse man die Gemeindeglieder, derartige Veranstaltungen in der Nachbarschaft zu besuchen oder einmal eine Reise in die nächste größere Stadt, die ein Bildermuseum, eine Gemäldegalerie be-

fißt, zu unternehmen. Im Winter hat die Landbevölkerung die meiste Zeit und wird nicht abgeneigt sein, wenn sie zu dem Anreger Vertrauen besitzt. Um nicht infolge von Veränderungen und Neuanschaffungen bei der Führung und Erklärung in Verlegenheit zu kommen, besuche der Führer kurz vorher selbst die Ausstellung und bereite sich gewissenhaft vor. Eine passende Gelegenheit, für die Beseitigung des Silberelends zu wirken, sind auch die ländlichen Feste. Es ist vielfach Sitte, daß mit den Bällen des Kriegervereins und mit den landwirtschaftlichen Vergnügungen eine Verlosung verbunden ist. Die Gegenstände, die ich bei solchen Veranstaltungen auf den Geschenktischen sah, waren fast durchweg billige, wertlose Ramschwaren, ohne nennenswerte Bedeutung; die sogenannten Scherzachen zeugten von keinem guten Humor und Geschmack und konnten in ihrer derben Aufbringlichkeit eher verletzend als erfreuend wirken. Hier kann ein besonnenes Vorgehen des Lehrers und Geistlichen Wunder wirken; denn das Geld ist da, und es gibt heute schon für wenige Groschen vorzügliche Kunstblätter, wenn man nicht gleich an den Antauf größerer gerahmter Silber denken kann. Zeitschriften und Zeitungen versuchen auch durch die Tat, dem guten Silbe zum Heimatrechte im deutschen Hause zu verhelfen, indem sie einwandfreie Farbendrucke als Prämien oder zu ermäßigten Preisen abgeben. Auch dieser Weg sei bestens empfohlen.

Zuletzt möchte noch auf die Gaststube im Dorftruge hingewiesen werden. Riesige Prosopette der Bierbrauereien und Fahrradhandlungen zieren die Wände; Fabriken landwirtschaftlicher Geräte, Dünger- und Sämereigeschäfte preisen auf sehr lebhaften, farbenfrohen Plakaten ihre Waren an. Mancher Gastwirt hängt ohne Bedenken jede derartige Reklame in die Stube, so daß es oft recht bunt und wirr in solchem Raume aussieht. Hier ist zu tun. Wenn man auch nicht gleich die Beseitigung aller Pappen erreichen wird, so werden doch fortgesetzte Hinweise und Bitten den Besitzer veranlassen, wenigstens die alten zu entfernen, die beständig schief hängenden zu rücken und überhaupt für eine Auswahl, Beschränkung und bessere Anordnung zu sorgen. Für plötzliche Ubergänge und Veränderungen ist der Landbewohner im allgemeinen nicht zu haben. Man wird deshalb stets gut tun, langsam vorzugehen und nicht durch Unduldsamkeit gleich alles zu verderben.


Oft werden die Bemühungen um das Silberelend an der leidigen Selbstfrage scheitern. Selbst ganz ausreichend begüterte Landbewohner können sich nicht entschließen, für eine Reproduktion ein paar Taler auszugeben, weil sie einerseits den Wert des Wandschmuds überhaupt nicht anerkennen oder gar erkennen, andererseits jeder ihnen überflüssig erscheinenden Neuerung ablehnend gegenüberbleiben. Hier könnte der Anfang gemacht werden mit den Kunstblättern, die als Beilagen den Familienzeitschriften eingefügt sind. Im letzten Jahrzehnt hat die Technik der Vervielfältigung so große Fortschritte gemacht, daß diese Beilagen mit verschwindenden Ausnahmen den bescheidenen Anfangsansprüchen vollauf genügen können. Dem Lehrer ist zu raten, sich nach und nach eine Sammlung davon anzulegen. Ohne Nebenkosten kommt er dadurch in die Lage, im Klassenzimmer Bilder zu haben, die dem Gange des Unterrichts und der Jahreszeit entsprechen. Der aufgefärbte und mit Druckfedern versehene Rahmen eines austrangierten Bildes ergibt einen brauchbaren Wechselrahmen. Freude und Fortschritt der Kinder und ihre Nachahmung werden des Lehrers Dank sein. Es brauchte heute wahrhaftig keine ungeschmückte Schulzimmerwand mehr zu geben. Der Ubersicht wegen werden die Bilder in Umschlägen oder Mappen nach den Lehrfächern, Zeiten oder Festen geordnet; die Schüler helfen beim Sammeln fleißig mit.

Schließlich müßte in ähnlicher Weise, wie wir es schon für das gute Schrifttum haben, eine Maler-Gedächtnis-Stiftung entstehen, die gegen einen geringen, der breitesten Wirkung nicht hinderlichen Jahresbeitrag dem Silberelend in Stadt und Land tatkräftig entgegenträte. Was bei dem Suche erreicht wurde, sollte für das Bild nicht möglich sein? Vielleicht tragen diese Zeilen zur Verwirklichung der Anregung bei.

Karl Neye



Zu unsern Bildern

arlos Lips, von dessen kraftvollen Silhouetten unser heutiges Heft eine kleine Folge vorführt, ist ein noch sehr junger Künstler. Am 28. August 1891 ist er in San Antonio im Staate Texas geboren. Seine Eltern kehrten schon vier Jahre später in die deutsche Heimat zurück. Der zuerst eingeschlagenen Offizierslaufbahn blieb er nicht lange treu und fesselte zur Kunst über. In Berlin und später auf der anhaltischen Bauerschule in Zerbst hat er sich vielseitig geschult und schon recht schöne Erfolge errungen.

Vor allem haben seine Silhouetten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gefunden. „Das kleine und zierliche Wesen der früheren Silhouette“, heißt es in einem Briefe des Künstlers, „liegt mir ganz und gar nicht. Flächig, kraftvoll, ornamental und wuchtig müssen ihre Massen wirken. Dabei wende ich, um nicht ‚kallig‘ zu wirken, fast stets einen matten, farbigen Hintergrund an, schneide dagegen grundsätzlich nicht farbige Silhouetten aus Glanzpapier, die mich stets an die Kleinkinderschule erinnern. Und ‚sagen‘ sollen meine Silhouetten jedem Beschauer etwas ohne Zuhilfenahme eines Titels.“

Ich glaube, diese Selbstcharakteristik gibt genug. Das Auffallende in Lips Silhouetten ist die Größe; fast möchte man bei den kleineren Blättern von Monumentalität sprechen. Oder ist die wunderbar weiche Linie des Pantherrückens auf unserem Dionysosbilde nicht gleichzeitig so groß dekorativ empfunden, daß man das Bild ohne weiteres an einer großen Wand annähme? Und die Totentanzbilder sind von der wuchtigen Strenge harter Holzschnitte.

Zahlreiche Blätter von Carlos Lips haben solchen ernsten Inhalt. Der Künstler hat entscheidende Knabenjahre in der wildromantischen Gebirgswelt der spanischen Ebrolandschaft verlebt, und die damalige Einsamkeit hat ihre melancholische Wirkung nicht verfehlt. Glücklicherweise ist es, wie man aus der bisherigen Lebensarbeit des jungen Künstlers sieht, keine Melancholie der Schwäche geworden, sondern Vertiefung eines ernsten Empfindens.





Musik und Sprache in R. Wagners Musikdramen · Von August Salm

Loge berichtet von seiner Fahrt auf die Erde: „Des Rheines klare Kinder klagten mir ihre Not“; im Orchester ertönt dazu das Rheingoldlied. Sein Anfang ist harmonisch getrübt, sein Fortgang konnte unverändert bleiben, da er in tieferer Lage durch den Vortrag allein leicht ins Wehmütige umzustimmen ist. Loge fährt fort: „Der Nibelung, Nachtalberich, buhlte vergebens um der Badenden Gunst.“ Dieses Imperfektum ist poetisch, uneigentlich, Erfaß des richtigeren unpoetischen Sempus; „Der Nibelung hatte nämlich vergebens gebuhlt“, müßte es heißen. Das Orchester bringt jetzt die unveränderte Weia-waga-Weise. Jenen klagenden Gesang hatte Loge eben vorher gehört, und er spricht nun davon; diese Weise aber, die ungetrübt, wohlige, kann er gerade nicht gehört haben; das war früher und ist jetzt nicht mehr. Somit fühlen wir hier zwei verschiedene Zeiten, eine Distanz von Zeit, die von den Worten Loges ignoriert wird. Dem zeitlichen Sinn der Worte wird durch die begleitende Musik sein Recht.

Das ist ein Spezialfall; das Wesentliche daran, das bessere Eingehen der Musik auf den Sinn im Vergleich mit dem Wort, hat auf dem Gebiet der syntaktischen Spannung des Satzbaus nicht selten statt. Die Riesen, ungefügt von Gestalt und Geist, bilden ungefügte Sätze, sprechen im lapidaren, zyklopischen Stil. „Sanft schloß Schlaf dein Aug“ — das ist als Vorderfaß gemeint, aber als Hauptfaß gebildet. „Während sanfter Schlaf dein Auge schloß“, so lautete die urbanere Rede. Die Musik läßt uns, einen Schluß hier vermeidend, das Vorderfaßliche empfinden; den wirklichen Hauptfaß dagegen: „Wir beide bauten Schlummers bar die Burg“ läßt Wagner auch musikalisch schließen, und zwar unterscheidet er überdies von diesem Schluß den letzten des Satzkomplexes: „deckt und schließt im schlanken Schloß den Saal“; endlich noch den der ganzen Rede: „uns zahl den Lohn“, als wo er den bestenergischen Abschluß gestaltet. Die Musik ist hier

der Geist, welcher „der Schwachheit aufhilft“. Ganz ähnlich geschieht es später, wo der Riese aus kurzen Sätzen eine Mauer auftürmt, die Musik aber, architektonisch, dem Sinne nach gliedert, zusammenfaßt und trennt, einen größeren Bogen wölbt und den Schlüsselstein einfügt; ich meine die Worte am Schluß der zweiten Szene: „bis Abend, achtet's wohl, pflegen wir sie als Pfand“ usw.

An der vorhin erwähnten Stelle möge noch der schönen Spannung gedacht werden, die das Verhältnis zweier einzelner Sätze belebt. „Schimmernd hell bescheint's der Tag: zieh nun ein.“ Solcher „Doppelpunkte“ hat Wagner eine ganze Reihe komponiert.

Ferner gelingt es ihm, die Parenthese darzustellen. „Leicht wird dir's, mit listiger Gewalt — was im Neidspiel nie uns gelang — den Aiblingen fest zu fahn.“ Wir spüren mit aller Deutlichkeit, wo der Satz unterbrochen, wo er wieder aufgenommen und weitergeführt wird.

Noch besser geraten ist in diesem Betracht der Satz: „Holde, die Freie — vertragen ist's —, sie tragen wir heim.“ Der eingeschobene Satzteil retardiert den harmonischen Gang, er steht unter einem Nebendreiklang (G-Moll in der Tonart A-Dur, die Kadenz verzögernd); unmittelbar vor ihm läßt ein bescheidenes, aber wichtiges Modullieren die erforderliche Spannung entstehen. Das ungestörte, gereinigte A-Dur (Tonika, Dominant, Tonika) gibt dem Schlußwort: „sie tragen wir heim“ den Charakter des Beschlossenen, Unausweichlichen und Unumstößlichen.

Hebt oder verbessert in solchen Fällen die Musik den Text, so identifiziert sie sich in andern mit ihm, wo er eben selbst schon distinguiert genug ist. So bei Fridas Rede: „Um des Gatten Treue besorgt, mußt' traurig ich wohl sinnen“ usw., deren Komposition den Rang eines Musterbeispiels hat. Daß hierbei mehr das Wollen als das Leisten auszeichnet und von Kraft zeugt, schmälert den Wert nicht; zu „machen“ war der Quartfaktord bei „be s o r g t“ gewiß ebenso leicht, wie es der Stammfaktord gewesen wäre; der Fehler Schuberts, einen vollkommenen Schlußfall auf die Worte: „weit hinaus“ (in dem Lied: „Das Meer erglänzte“) zu setzen, bedeutet rein harmonisch musikalisch, d. h. nach der Grammatik der Harmonie betrachtet, keine kleinere künstlerische Arbeit, als sie die richtige, dem Spannungsgehalt des Satzes, der eben hier nicht zu Ende ist, entsprechende Komposition erfordert hätte, d. h. vielmehr: beidemal wäre von Arbeit nicht zu reden. Der Unterschied zwischen der grammatischen Formenlehre und der Syntax der Harmonie kann daran klar gesehen werden, daß Wagner die Pflicht der Kongruenz von Sprache und Musik hinsichtlich der Syntax so gut gefühlt und anerkannt hat, das vor allem macht ihn zu dem großen Meister der Deklamation. Die schreiende Inkongruenz, wie man sie früher ertragen konnte, zeigt sein historisches Verdienst in hellem Licht. Ein Schumann lehre uns, wie weit man in der Mißachtung dieses Gebots gehen kann, durch sein Lied: „Die Nonne.“ Der eine Satz: „Dort drüben in dem Saale ertönt vom Hochzeitsmahle das Tanzen und das Singen“ ist dort in drei musikalische Sätze zertrennt, zwischen denen dide Punkte, nicht nur Kommata zu stehen scheinen; die Häsur unterstreicht der Komponist sogar recht geflissentlich. Das Lied wird heute noch gesungen (also ertragen) und auch im Gesangsunterricht gelehrt (also geschätzt).

Wie stellt man sich damit zu Wagners Verdienst? Ich weiß, man müßte viele uns vertraut und lieb gewordene Lieder streichen, wollte man da rigoros sein. Aber Fehler des Komponisten, die durch intelligenten Vortrag noch repariert werden können, sollten wir von den irreparablen unterscheiden. Zu den ersteren gehört der harmonische Fall: „Das Meer erglänzte weit hinaus im letzten Abendseine.“ Reinesfalls ist Stumpfheit solchem gegenüber erlaubt, und lieber noch Rigorosität als eine Gleichgültigkeit, welche das Bessere zu erkennen und zu schätzen verhindert. Was Wagner hierin an Werten geschaffen hat, kann nun freilich kaum anders als durch das Studium der Klavierauszüge erschlossen werden; eine Stunde ruhigen Vergleichens und Beobachtens trägt da mehr Frucht als viele Stunden Zuhörens bei einer Aufführung.

„Mich dünkt, soll passen Ton und Wort“, sagt Hans Sachs in den Meistersingern, freilich nicht ganz präzise, da er seine Korrektur eines Fehlers begründen will, den Bedmesser gegen das Gebot des Einvernehmens des musikalischen mit dem sprachlichen Satzbau gemacht hat, welcher letzteren der Pseudomeister freilich schon durch die poetische Metrik und den Reim lädiert hatte. Genau gesehen hatte hier die Musik, wenn sie sich überhaupt mit diesem Text einlassen wollte, zwischen zwei kollidierenden Ansprüchen zu wählen; wie es, in wesentlich höherer Region, Beethoven gegenüber dem Gedicht: „Freude, schöner Götterfunken“ geschehen ließ, worüber ja Richard Wagner selbst einmal gehandelt hat.

Das Passen des Tons zum Wort bezöge sich, genauer genommen, nicht sowohl auf die im bisherigen besprochenen Fragen, als vielmehr auf das, was man im gröberen Verstand das Deklamieren nennen dürfte, und was häufig vorwiegend darunter verstanden wird; auf den „Sprechgesang“ als die musikalische Imitation des Sprechens mit seinem sinngemäßen Steigen- und Sinkenlassen der Stimme, auf den sozusagen linearen Stil. Gröber ist das zu nennen, weil es nur bei oberflächlichem Betrachten seine Richtigkeit damit hat, nämlich schon weil da das Sprechen selbst sich festen Regeln nicht fügen will. Palleste berichtet von der charaktervollen Wirkung, die ein Darsteller des Geßler im „Tell“ erreichte, da er die Frage: „Hast du der Kinder mehr?“ mit sinkendem Ton schloß. Ferner aber und hauptsächlich ist Singen etwas anderes als Sprechen, was Wagner sehr gut gewußt und auch beherzigt hat. Jener Sprechgesang, wie er der naiven Auffassung entspricht, ist zum mindesten eine Seltenheit bei ihm; und das eigentliche „Parlando“ hält er vollends von seinem Werke fern. Die Frage des Riesen: „Höhnst du uns?“ komponiert er, der linearen Richtung nach, nicht anders als den nachfolgenden Ausruf: „Ha, wie unrecht!“ Den Vorderatz der fortgesetzten Rede: „die ihr durch Schönheit herrscht“ läßt er mit sich hebendem Ton schließen der zu Ende der Apposition: „schimmernd hehres Geschlecht“ auf die eben erreichte Höhe (die er einstweilen überschritten hatte) wieder zurückkommt — die Apposition ist in einem dem Doppelschlag ähnlichen Sich-schwingen der Linie um diesen Höhenpunkt als das Mittel komponiert — auch hier sehen wir also Lineares ähnlich wie oben Harmonisches durch die Spannung des Satzgefüges vorzüglich bestimmt. Wohl hat die Frage Hundings: „Du labtest ihn?“ und Siegmunds:

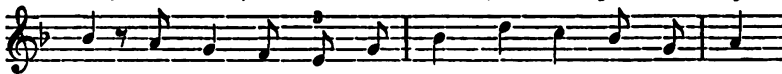
„Willst du dein Weib drum schelten?“ den üblichen Fragesatz; nicht minder aber hat ihn zum Schluß der Bedingungsatz des Fasner: „Und bereit liegt nicht als Lösung das Rheingold licht und rot“. —

Die Musik vereinfacht. Die Frage spannt auf die Antwort, wie der Vorderatz auf den Nachsatz spannt. Sie ist ein ideeller Vorderatz, dessen Nachsatz einem andern übertragen wird. Insofern ist es sogar korrekt, daß Fasolts rhetorische Frage, die keine Antwort will („Höhnst du uns“) gegenteilig gefaßt ist als die wirkliche normalerweise lautete.

Anders gedeutet ist freilich das Passen von Ton und Wort die Regel bei Wagner, von der er nur in Ausnahmefällen abgeht: nämlich wenn darunter das Übereinstimmen von „Ton“ (d. h. Betonung) und „Wort“, (d. h. Wortgewicht) gemeint ist; so aufgefaßt ist der Lehrsatz, den Hans Sachs dem Bedmeßer schenkt, auch richtig und präzise, nur eben einseitig formuliert. Bei solchen Selbstverständlichkeiten interessieren wohl nur die scheinbaren und wirklichen Ausnahmen.

„Bereit liegt die Lösung“, singt Wotan, mit dem Hauptton auf dem Wort „liegt“. Der Satz, als Aussagesatz für sich bestehend gedacht, forderte eine andere Deklamation; die Worte „bereit“ und „Lösung“ beanspruchten dann den Vorrang oder stritten sich um ihn. Das feine Empfinden des Zusammenhangs bekundend, betont Wagner das Indikativum „liegt“ gegenüber der vorhergehenden hypothetischen Form, die der Riese gebraucht hatte: „Erlegt uns Brüdern die Lösung ihr.“

Dieser somit scheinbaren Ausnahme von der Regel sei eine wirkliche gegenübergestellt: die Komposition der Antwort der Sieglinde auf Hundings stumme Frage. „Müß am Herd fand ich den Mann; Not führt ihn ins Haus.“ Dort verfuhr Wagner gemäß dem klaren Sinn des Satzes als einer Antwort, indem er den erst in Frage gestellten, jetzt als real konstatierten Begriff hervorhob. Hier aber widerspricht die Deklamation, die er durch die Musik vorschreibt, dem Wortgewicht, wie es der Sinn des Satzes festlegt. Zwei koordinierte Satzteile birgt die Antwort; der zweite: „Not führt ihn ins Haus“ beginnt mit dem grammatisch herrschenden Hauptwort, das zugleich inhaltlich das wichtigste ist. Das musikalische Metrum unterdrückt nun sowohl die Äsür zwischen den beiden koordinierten Sätzen als auch den Wert des Subjekts des zweiten Satzes:



Müß am Herd fand ich den Mann; Not führt' ihn ins Haus

Sieglinde, verschüchtert, unsicher, spricht hastig. Den psychischen Zustand, nicht den ruhig die Begriffe ordnenden und das Inhaltliche darlegenden Verstand läßt Wagner hier sprechen. Und zwar nur durch die Deklamation, also nicht durch die Musik selbst, sondern durch das Metrum, das der Musik und Sprache Gemeinsame; es ist das keineswegs musikalisch geschildert, im Sinn von Tonmalerei. Auch ohne Musik hat solches statt; die musikalische Notierung läßt nur eben die deutlichere Vorschrift zu.

Hiermit befinden wir uns im Gebiet des charakterisierenden Deklamierens; verweilen wir uns hier noch etwas, und zwar indem wir uns auf der Grenze der

Musik halten. Denn auch das *Tempo* des Sprechens liegt, wie das *Metrum*, auf der Grenzscheide. In Sieglinde's Antwort war das *Tempo* unfreiwillig; es störte das natürliche *Metrum* und war selbst eine Erscheinung der Unsicherheit, im Verhältnis zum Gesprochenen unnatürlich. Ein anderes ist's um das zwar auch spontane, aber nicht gezwungene *Tempo*, welches als Ausdruck einer psychischen Dynamik wirkt. Fasolt, der seinen Bruder ungeduldig unterbricht, um den Nachsatz zu übernehmen, dessen Inhalt er so gern verwirklicht sehen möchte — „zu End' ist die Frist dann, Freia verfallen; für immer folgt sie uns dann“ —, steigert durch das *Tempo* seiner Rede die dramatische Energie.

Ähnlich Frida, die sich in Zorn hineinredet (übrigens ein Prachtstück von zorniger Rede, völlig frei von allem Reifen!), nachdem sie in gemessener Melodik, eher ein wenig traurig als leidenschaftlich, begonnen hatte. Sie beklagt sich erst, dann klagt sie an: „Doch du bei dem Wohnbau samst auf Wehr und Wall allein“ — und dabei befreit sich der Stil ihres Vortrags vom Gebundenen ins Rezitativische; endlich wird sie gierig, unerfättlich im Tadeln. „Nur raslosern Sturm zu erregen, erstand dir die ragende Burg“: das singt sie nicht als den krönenden Schlußsatz, sondern in demselben Atem noch fügt sie's an das: „Herrschaft und Macht sollt' er dir mehren“ an, zugleich belebt sich gerade im Schlußsatz die Diktion.

Viele sagen, die Musik, zwar unfähig, das Begriffliche darzustellen, gebe doch den Stimmungsgehalt der Worte wieder; und manche sehen darin ihre eigentliche Aufgabe bei der Vertonung von Texten. Das letztere nun freilich ist offenbar nicht die Regel bei Wagner, dem größten Meister des Vertonens; ja gerade weil er andere Probleme gesehen und gelöst hat, weil er das Verhältnis der Worte zur Musik gelodert, manchmal gelöst hat, konnte er ohne Bangen auch so unmusikalische Worte wie Wohnung, Hausrat singen lassen. Daß er eine gute Gelegenheit, einen dem Stimmungsgehalt einzelner Worte entsprechenden musikalischen Eindruck zu schaffen, hie und da willkommen hieß, will ich nicht bestreiten; sein Prinzip ist es aber durchaus nicht; ja meistens versagt es sein Wille zum großen Zug, solche Gelegenheiten zu benützen, vollends sie aufzusuchen. In dem erwähnten Passus ist z. B. das Wort „traurig“ in keiner Weise herausgehoben; wogegen die Musik hier einmal einen Vorgang empfinden läßt, der für den Vorstellungs- (also gerade nicht den Stimmungs-) Gehalt eines Begriffs von Sichbewegen eine Parallele bedeutet. Das kann sie, weil das Modulieren einem Raumburchmessen gleicht. Bei den Worten: „Zieht's in die Fremde ihn fort“ scheint die Harmonie ins Weite zu gehen oder zu blicken und zu verlangen, und das Zurückholen in den Bereich der Haupttonart, ja in den anfänglichen Dominantakkord, wirkt geradezu plastisch. „Herrliche Wohnung, wonniger Hausrat sollten dich binden zu säumender Rast“: nichts von alledem ist „komponiert“, dem Begriff des Festhaltens und der Rast ist in keiner Weise Rechnung getragen: nur die Vorstellung des Schweifenden und des Zurückrufens, Zurückzauberns macht die Musik mit.

Das Wort „Ring“ pflegt durch ein *Sforzato* des Orchesters unterstrichen zu sein; es ist, als ob ein elektrischer Schlag durchjuckte, die es nennen und hören.

Wiederum nicht Komposition des Worts; allein seine Eigenschaft als magisches Wort ist gekennzeichnet.

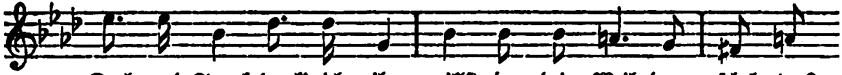
Das Moll bei Floßhildens Warnung: „Des Goldes Schlaf hütet ihr schlecht“ gemahnt zwar an einen Schatten, der auf das fröhliche Treiben der Geschwister fällt. Von den Worten gab hier aber kein einziges den Stimmungsgehalt, und der ganze Satz eigentlich auch nicht: es ist mehr die Gesinnung, in der er gesprochen wird, charakterisiert. Noch besser nehmen wir diesen Unterschied wahr, wenn Floßhilde bei den Worten: „Besser bewacht des Schlummernden Bett, sonst büßt ihr beide das Spiel“ das Air der Gouvernante preisgibt und fast einen Jauchzer auf das Wort „beide“ singend sich selbst dem unbedachten Spiel gefällt. Es war ihr wohl nicht groß Ernst, und jedenfalls verabschiedet sie den Ernst, während ihre Worte noch weiter und zu Ende drohen.

„Nicht bringst du Unheil dahin, wo Unheil im Hause wohnt“, ruft Sieglinde. Der betonten Silbe des wiederholten Worts gibt Wagner beidemale die selbe Tonhöhe, so wie er es auch bei Siegmunds Spruch tut: „Ein Wölfling kündet dir das, den als Wölfling mancher wohl kennt.“ Das Wort „Unheil“ musikalisch zu schildern kommt ihm nicht in den Sinn. Das erstemal führt dessen Tonfall von f als der Vorhaltsnote nach e als der Quint von A-Moll, genauer gesagt: als der Oktav des A-Moll-Quartsextakkords; das zweitemal im ungestörten D-Moll-Akkord von f als dessen Terz nach d als dessen Oktav. Was hier ergreifend komponiert ist, dürfte die Erhellung der Wirklichkeit genannt werden; das wiederholte Wort „Unheil“ steht, als harmonisch gefestigt, in padender, ja, wenn wir nur mit Siegmund zu fühlen vermögen, in erschütternder Realität vor uns. Zuerst nämlich verhüllt es sich gleichsam noch durch die Art, wie es in den verneinenden Vorderatz aufgenommen ist. So geht für Siegmund der Weg von der Angst zur Gewißheit, zur erblickten Existenz des Gefürchteten, und der teilnehmende Zuhörer empfindet etwas Ähnliches wie bei dem bekannten Traumvorgang: man bangt, ein Wort zu hören, das drohend in der Luft liegt; man zittert vor ihm: bis es wirklich ertönt und läutet und mit seinem Klang einen Schauer von Weh in die Seele des Träumenden gießt: der doch das Wort selbst schon gedacht hatte.

Zum Beschluß bitte ich um die Freiheit, die Grenzen dieser Studie etwas zu überschreiten, freilich einen Weg verfolgend, den ich oben schon zu betreten einlud, da ich von der Deklamation der Worte Sieglindes sprach, welche die innere Verfassung der Sprechenden verrät. Und auch eine andere, bereits von uns eingeschlagene Richtung des Betrachtens scheint mit jenem Weg zusammenzustößen, wenn wir ihr über die von uns gesteckte Grenze dieses Aufsatzes hinaus nachschauen. So gelangen wir an eine Stelle, wo wir die Harmonik nicht mehr als eine Parallele zu dem inneren, syntaktisch-dynamischen Vorgang der Satzperiode schaffend, sondern als das psychische Verhältnis zwischen den Sprechenden in Hinsicht auf ihre Abhängigkeit oder Freiheit voneinander ausdeutend auffassen. Sundings Frage und Sieglindens Antwort:

Du lab=stest ihn? Den Gau=men leht' ich ihm; gast=lich sorgt' ich sein

zeigt nicht nur das natürliche Abhängigkeitsverhältnis der Antwort von der Frage, sondern auch die Abhängigkeit der Befragten von dem Frager; in der Art, wie Sieglinde die Harmonie der Frage aufnimmt und anerkennt, wie dann ihre Antwort, des Halts einer im Orchester erklingenden Harmonie entbehrend, fast jaghaft die Tonika auf die Dominant bringt, wirkt als ein Zug von rührend hilfloser Unterwürfigkeit und Gedrücktheit. Wie anders, wie aufrecht Siegmunds Antwort, die sich kraftbewußt mit der Frage mißt:



Daß und Trank dank' ich ihr; willst du dein Weib drum schelten?


Die Harmonie, deutlich auf die der Hundingsfrage bezogen, aber durch das Orchester gestützt, ist gefättigt, aufgehellert im Vergleich zu der Harmonie, auf welcher die Frage gestanden hatte. Es ist die Antwort des Freien, Unersehnten, was wir jetzt hören. Freiwillig wirkt es schon, wie nach dem F-Moll — das ja auch noch in mittelbarer Abhängigkeit von der Harmonie Hundings steht — die Dominant von As-Dur erscheint, und ganze Selbständigkeit fühlen wir in der weiterführenden Modulation, mit der Siegmund nun seinerseits eine Frage entgegenstellt. Ein Sichentgegenstellen kündigt ferner die thematische Umkehrung der Frage Hundings in Siegmunds Antwort an, die auch im Rhythmus jener ähnlich, aber elastischer ist.

Solches gehört nicht mehr ins Gebiet der Deklamation, sondern in das der Diktion, des persönlich wirkenden Stils als des Mittels, den Charakter und die Situation zu kennzeichnen. Das hauptsächlich Wirksame dabei, die Harmonie, ist als musikalische Tatsache respektiert, wie es auch dort geschieht, wo ihre Qualitäten mit denen der Sätze in Parallele gestellt sind.

Einen gleichen Fall von freilich sehr verschiedenem Eindruck beobachten wir in der zweiten Szene des Rheingold. Wotan nimmt sich den Loge beiseit: „Als einst die Bauer der Burg zum Dank Freia bedangen — du weißt, nicht anders willigt' ich ein“ usw. Loge läßt ihn zunächst nur bis zum Ende des Vorderatzes kommen, dann unterbricht er ihn; nicht mit Worten, sondern indem er ihm ein Stücklein vorhüpft und von ihm wegtanz, wobei sein roter Mantel eine höhnische Lohe schlägt. Die Chromatik des Zwischenspiels entführt die Harmonie von ihrem Stand — von dem Stand, den ihr der Höchste, Wotan selbst, angewiesen hat!! — Und, o Wunder: Wotan, der Mächtigste, gibt nach, läuft ihr (d. h. dem flüchtigen Loge) nach; er läßt sich die Harmonie von dem Unsteten diktieren! Es erheitert geradezu, wie der oberste der Götter, seiner Würde vergessend, nur seiner Not gedenkend, den falschen Retter mit dem „Du weißt“ am Zipfel des Mantels wieder zu erhaschen scheint: recht wie zum Symbol der tatsächlichen Herrschaft wenn auch des Schlechtesten, so doch des an Verstand Tüchtigsten der ganzen Göttersippe.



Gluck und die Gegenwart

er zweite Juli ist eine schlechte Theaterzeit, und trotzdem in diesem Jahre vielen deutschen Theaterdirektoren ein lieber Tag. Denn sie kommen dadurch um eine jener „Ehrenpflichten“ herum, denen sie sich immer noch nicht zu entziehen vermögen, sei es aus einem letzten Anstandsgefühl für die Aufgabe der Bühne als Bildungsstätte und Tempel der Kunst, sei es auch nur, weil die städtische Unterstützung unter derartigen lästigen Bedingungen fürs Künstlerische gewährt wird. Aber nun Christoph Willibald Gluck ausgerechnet im Hochsommer geboren ist, hatte man es doch nicht nötig, am Schluß der abgelaufenen Spielzeit seiner zu gedenken, und man darf im geheimen die Hoffnung hegen, daß im kommenden Oktober die Verpflichtung schon wieder vergessen ist. Aber freilich, wenn Büsten im Vestibül des Theaters stehen oder Künstlerstatuen hoch oben auf dem Dach angebracht sind, als sollte ihr Standort bereits andeuten, daß sie drinnen nicht viel zu suchen haben, fehlt Gluck nicht darunter. Jedes kleine Handbuch zählt ihn unter die Großmeister der deutschen Opernbühne.

Wir wollen nicht ungerecht sein, es ist ein schwieriger Fall um Gluck. Auch in der Kunst ist das Bessere der Feind des Guten, wobei nur eins zu bedenken ist, daß in allen künstlerischen Fragen die Antwort erst aus dem Gegen- und Zueinander zweier Faktoren erfolgt: des Kunstwerks nämlich und desjenigen, der es genießen soll. Die vielberufene „Unlebensdigkeit“ eines Kunstwertes braucht nicht an diesem zu liegen, sondern kann in der Unfähigkeit des Empfangenden, sich in dieses Kunstwerk hineinzuleben, begründet sein. Ich glaube, das ist in hohem Maße bei Gluck der Fall, und darauf gründet sich die Hoffnung aller jener, die Glucks Stellung in unserem Opernspielplan erneuert und stark vergrößert sehen möchten.

Richard Wagners Musikdrama ist, wie die Erfahrung sehr schnell zeigte, keinen Augenblick lang jenen Gattungen der Oper gefährlich geworden, die wirklich durchaus Oper und nicht Drama waren. Die italienische Gesangs- und Virtuosenoper hat sich so weit behauptet, wie sie überhaupt lebensfähig war, denn die Mehrzahl auch erfolgreicher Opernwerke hat noch nie ein Menschenalter zu überdauern vermocht. Aber nicht nur Rossinis „Barbier“ lebt in ungeminderter Kraft, man hat auch mit Erfolg die eine oder andere spätere Buffo-Oper neu erweckt. Der Verdi der älteren Zeit bewährt, wo er gut aufgeführt wird, eine hinreichende Lebenskraft, die französische Spieloper nicht minder; der gute Lorzing ist erst unter der Herrschaft Richard Wagners zu einem bedeutenden Bühnenherrscher aufgerückt; Mozarts unvergleichliche Schönheit wird heute freudiger anerkannt als je zuvor. Dagegen gelingt es trotz häufiger Versuche nicht, von Weber noch andere Werke als seinen ganz anderswo gewachsenen „Freischütz“ auf der Bühne zu halten, auch Marschner verschwindet immer mehr, von geringeren, aber doch sehr tüchtigen Werken dieser Richtung ganz zu schweigen.

Auf dieser musildramatischen Linie aber, auf der rein operngeschichtlich genommen auch Richard Wagner steht, steht am gegenüberliegenden Ende Gluck. Richard Wagner, der als Historiker oder genauer Theoretiker des Problems „Oper und Drama“ dem Irrtum, in Gluck seinen Vorgänger zu sehen, nicht verfiel, hat als Theaterpraktiker ihm Vorstoß geleistet, indem er selbst für die „Iphigenie in Aulis“ einen neuen Schluß schuf, der dieses Werk uns dramatisch annehmbarer machen sollte. Man wird die prachtvolle Zurückhaltung und das vollendete Stilgefühl, das Richard Wagner bei seiner Bearbeitung bewiesen hat, aufs höchste anerkennen können und doch bei jeder Aufführung dieser Bearbeitung gestehen müssen, daß auf diese Weise nichts zu machen ist, daß hier etwas Zwitterhaftes entstanden ist, das von der Mehrzahl der Zuhörer sicher nicht erkannt, von jedem Empfänglichen aber gefühlt wird. Was von der Bearbeitung Richard Wagners gesagt ist, gilt in weit höherem Maße von der, die Richard Strauß der „Iphigenie in Tauris“ hat angebeihen lassen, ganz zu schweigen von der üblichen Art, mit der die „Armida“ für Wiesbaden von Hülsen und Schlaar zu Ausstattungs-

zwecken bearbeitet oder „Orpheus und Eurydice“ von den gleichen für die Berliner Ausführung zerdehnt worden ist, um eine Wandelboration anbringen zu können.

Diese eine Erkenntnis dürfte schon jetzt die wenigen Festaufführungen, die bislang stattgefunden, — vor allem die Lauchstädter Aufführung des Orpheus — gebracht haben, daß der Wiedergewinn Glucks nur möglich ist, wenn man seine Werke in idealer Reinheit aufführt, so wie er sie geschaffen hat. Dem Geiste der neuen Zeit dürfen höchstens durch Kürzungen Zugeständnisse gemacht werden, da diese neue Zeit einerseits aufgeregter und weniger geduldig ist, als die ältere, andererseits sich aber auch an ein viel angespannteres Musikhören gewöhnt hat und deshalb Wiederholungen leicht peinlich empfindet. Und gerade weil unser Verhältnis zu Richard Wagner ruhiger und sachlicher geworden ist, weil wir uns daran gewöhnt haben, sein Kunstwerk so einzigartig zu finden wie seine künstlerische Persönlichkeit, weil dadurch für uns folgt, daß dieses Kunstwerk nicht die einzige Form der Gattung sein kann, sondern gleich der Oper Mozarts vor allem zu betrachten ist als persönliche Kunstoffenbarung, sind wir heute fähiger und williger als die vor zwanzig, vierzig und sechzig Jahren, auch das durchaus persönliche Kunstwerk eines anderen Künstlers wieder aufzunehmen. Vorausgesetzt, daß es als reiner Ausdruck dieser Persönlichkeit vor uns tritt. Die auch auf musikalischem Gebiete heute sehr gesteigerte Fähigkeit, Kunststil zu genießen, kommt da zu Hilfe. Eine Zeit, der nicht nur Bach und Händel lebendige Werte darstellen, sondern die auch für die davor liegende intime Instrumentalmusik, ja auch für das Madrigal Verständnis und Liebe beweist, wird sich auch zum Stil Glucks hinfinden können, wenn dieser in seiner ganzen Schönheit enthüllt wird, wenn andererseits die künstlerischen Kräfte Glucks stark genug sind, um den Menschen von heute noch etwas zu geben. Dieses letztere glaube ich zuversichtlich.

Die Musikgeschichte hat bei Gluck noch viel zu tun. Sein Werdegang ist wenig geklärt, und darum ist auch manches im Schaffen seiner späteren besser bekannten Zeit schwer im Gesamtbild seiner Persönlichkeit unterzubringen. Am 2. Juli 1714 als Sohn eines Förstlers in Weidenwang nahe der böhmischen Grenze geboren, hat er doch wohl eine bessere Schulbildung genossen, als sie sonst den Kindern unbegüterter Leute in jener Zeit zuteil wurde. Jedenfalls besuchte er vom zwölften bis achtzehnten Jahre die Jesuitenschule in Komotau. An diesen Anstalten hat schon zur Verherrlichung des Gottesdienstes, aber auch für die von den Jesuiten in ihren Schulen sehr gehegten geselligen Unterhaltungen, jede musikalische Veranlagung eifrige Pflege gefunden. Und so war Gluck imstande, als er 1732 nach Prag kam, sich selber als Musiktant durchzuschlagen. Da er hier noch Unterricht bei dem großartigen Theoretiker Czernohorsty erhielt, kurz darauf in Wien im Hause des Fürsten Lobkowitz, in dessen Dienst sein Vater, seitdem er nach Eisenberg übergesiedelt war, stand, auch die zeitgenössische weltliche Musik ausgiebig kennen lernte, rundete sich seine musikalische Erziehung zwanglos ab. Man kann wohl sagen, daß er aus den besten Quellen des Musiklebens genährt worden war. Das deutsche Volkslied, der böhmische Tanz, die altklassische Kirchenmusik, das neuzeitliche Instrumentalspiel, und doch wohl auch die Wiener Oper, die neben der reinen italienischen Gesangsoper auch ihre besondere Abart der Choroper pflegte, waren ihm aus praktischem, musikalischem Erleben heraus vertraut geworden. Er war also sehr gut ausgerüstet und sicher innerlich auch schon weit gereift, als ihn der italienische Fürst Melzi mit nach Mailand nahm und dort zur letzten Ausbildung bei Battista Sammartini unterbrachte.

Wie reif und stark sein künstlerischer Wille damals schon war, zeigt sich darin, daß der junge Deutsche, obgleich sein Lehrer durchaus der Instrumentalmusik zugewandt war, gleich mit seinem ersten Werke sich der Opernbühne zuwandte. Das war im Jahre 1781 mit der auf Metastasio's Textbuch komponierten „Artaserse“. Durch den Erfolg dieses Werkes wurde Gluck ein begehrter Komponist der italienischen Bühne, für die er bis 1745 acht Werke im Auftrage schuf. In diesem Jahre wurde er ans Haymarket-Theater in London berufen, um der dort in den letzten Tagen liegenden italienischen Oper aufzuhelfen, was ihm nicht ge-

lang. Die nächsten Jahre sehen wir ihn dann bei den damaligen Opernkomponisten häufige Wanderleben führen, das ihn über Hamburg, Dresden, Kopenhagen, verschiedene deutsche Städte auch wieder nach Italien führte, bis er 1750 in Wien festen Fuß faßte. Durch Heirat mit der längst geliebten Marianne Pergin wurde er ein wohlhabender Mann; 1754 erhielt er auch die angesehenere Stellung als Hofkapellmeister der Kaiserin.

Von den Frühwerken Glucks scheinen die meisten verloren zu sein, so daß unsere genaue Kenntnis seiner Art eigentlich erst mit dem „Telemacco“ (1750) einsetzt. Hier aber wissen wir nicht, ob die vorliegende Fassung die ursprüngliche in diesem Jahre entstandene Form oder eine spätere Neubearbeitung aus dem Jahre 1765 ist. Das letztere ist wahrscheinlich, sonst müßte man diesem Werke bereits den Ruhm der ersten „Reform“-Oper zuerkennen, der jetzt dem 1762 in Wien aufgeführten „Orpheus“ zukommt. Denn in diesem „Telemacco“ finden sich Stellen von so überwältigender dramatischer Kraft und so ausgesprochen dramatischer Wahrheit, daß Gluck sie später ohne wesentliche Änderungen in seine Reformwerke übernehmen konnte. Gluck ist bewußt als Reformator aufgetreten; er hat seine Absichten theoretisch in Vorreden auseinandergesetzt und war ein eifriger Polemiker.

Worin besteht nun Glucks Reformtat? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Die gründlichere Erforschung der Operngeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat gezeigt, daß diese sich keineswegs in so einfacher Linie vollzog, wie man früher wohl annahm. Die italienische Oper ist viel mannigfaltiger gewesen, als die Musikgeschichte es noch bis vor kurzem darstellte. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten hat das gefügige Mittel, das diese nur lose gestaltete Form ihnen in die Hand gab, zu selbständigen und charakteristischen Äußerungen benutzt; allerlei örtliche Einflüsse kamen hinzu. So ist die italienische Opera seria nicht so ausschließlich Gesangsoper gewesen, wie man gemeinhin annahm, sondern einzelne Komponisten — ich nenne nur den hauptsächlich in Deutschland tätigen Jomelli — haben das dramatische Element sehr stark herausgearbeitet. Auch die Beteiligung des Chores war nicht überall zu der schablonenhaften Bedeutungslosigkeit erstarrt, wie sie die italienische Modeoper zeigte, sondern fand z. B. in Wien ganz hervorragende Pflege auch nach der dramatischen Seite hin, indem man naturgemäß die stärkere musikalische Beteiligung in einer höheren Wichtigkeit für die Handlung zu begründen strebte. Dazu kam nun die völlig eigenartige Entwicklung der französischen Oper, die ganz aus dem Drama erwachsen war und dauernd den Nachdruck auf eine möglichst deutliche Deklamation des Wortes legte, das Gesangliche einschränkte, dafür die musikalische Bedeutung des Orchesters hob, dem die charakterisierende Ausmalung des Wortes und der Situation zufiel, die andererseits allerdings auch ein dramatisch sehr gefährliches Moment im Ballett mitschleppte.

Man sieht schon aus dieser raschen Aufzählung, daß ein scharfer Künstlergeist allenthalben wertvolle musikedramatische Elemente entdecken konnte. Hierzu kam noch Händels großartige Entwicklung des Chorgesanges und der erhabene Ausdruck einer monumentalen Einfachheit in seinen Oratorien. Gluck selbst, dessen Art falsche Bescheidenheit nicht war, hat das Hauptverdienst an seiner ersten Reformoper „Orfeo ed Euridice“ dem Dichter derselben, Raniero Calzabigi, zugesprochen. Dieser war 1761 nach Wien gekommen und hat offenbar Gluck in seinem Reformgedanken bestärkt. Er hat sich dichterisch dem berühmtesten Textdichter der Zeit, Metastasio, grundsätzlich entgegengestellt. Dieser liebte die episodische Bereicherung der Handlung, seine Gestalten waren in ihrer Charakteristik ganz roh und mehr typisch umrissen und standen auch von Anfang an in ihrer Art fest. Der Dichter benutzte die verschiedenen Geschehnisse und Situationen, in die sie im Verlauf der Handlung gerieten, nur dazu, sie sich in einem lyrischen Gefühlserguß aussprechen zu lassen. Metastasio war so der berufene Dichter für die echten italienischen Komponisten, deren Stärke immer in einem Gefühl schwebende Melodien und der leidenschaftliche Affekt angelegentlich irgendeines Geschehnisses waren.

Gluck dagegen war vor allem Charakteristiker. Es trifft auf ihn jene Selbstcharakteristik des ihm in mancher Beziehung verwandten Lessing zu: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen reinen Strahlen aufsteigt; ich muß alles durch Druckwert und Röhren aus mir herauspressen.“ Gluck war eben auch ein scharfgeistiger Künstler, der durchaus erkannte, worauf es ankam, der natürlich auch gleich Lessing mit künstlerischer Schöpferkraft begnadet war, denn sonst hätte weder dieser noch jener wirkliche Kunstwerke schaffen können. Aber in gewissen Zeiten erreicht der verstandeschärfere Künstler eher das Ziel, als der an sich künstlerisch Begabtere. So ist Lessing als Dramatiker gelungen, was weder Klopstock noch Wieland erreichten, ebenso wie Gluck die dramatischen Meisterwerke schuf, zu denen es der viel genialere Händel nicht brachte.

Calzabigi-Gluck erkannten als die Hauptaufgabe auch des Musikdramas die Wahrheit. Wahrheit des Geschehens, Wahrheit der Charakteristik, und dann natürlich auch Wahrheit des musikalischen Ausdrucks. Sie erkannten ferner, daß das mit Musik verbundene Drama andere Forderungen stellte, als das reine Wortdrama, da die musikalische Einleitung des Wortes doch nicht nur Steigerungen, sondern auch Abschwächungen bringt. Vor allem leidet unter jeder musikalischen Fassung am ehesten die Deutlichkeit sowohl des einzelnen Wortes, wie auch, infolge der Dehnung, des ganzen Zusammenhangs. Es galt darum höchste Vereinfachung der Handlung. Alles nur Epische mußte fallen. Dafür mußte die Dichtung der höchsten Stärke der Musik entgegenkommen, die im Ausdruck der Gefühle liegt: also ausgiebige Darlegung der seelischen Zustände. Der Schwerpunkt des Dramas mußte aus dem Geschehen, ja auch aus dem Geistigen ins Seelische verlegt werden. Jene Darlegung seelischer Empfindungen, die im Wortdrama leicht als Hemmung stört, war das gegebene Sondergebiet des Musikdramas. Glucks Opern setzten sich eigentlich aus lauter Monologen zusammen; sie sind rein lyrisch und selbst die höchsten dramatischen Szenen, die den schärferen Aufeinanderprall, etwa im Dialog, herbeiführen — man denke an das Gegeneinander von Agamemnon und Achill in „Iphigenia in Aulis“ — entstehen dadurch, daß zwei ganz verschiedene seelische Empfindungsweisen gleichzeitig zum Ausdruck gelangen.

Aus diesem Grundbestreben nach höchster seelischer Wahrheit gewann Gluck den obersten Gesetzgeber für alle musikalische Formgebung. Es konnte ihm nicht darauf ankommen, auf Arien loszustreben, die selbständige Musikstücke waren und die zwischen diesen Arien liegende Entwicklung in einem musikalisch gleichgültigen Deklamationston herfagen zu lassen. Vielmehr gewann jetzt jedes Wort als Ausdruck einer seelischen Empfindung Bedeutung. So steigerte sich für Gluck vor allem das Rezitativ in einer bis dahin ungeahnten Weise. Dieses Rezitativ ist eigentlich der unmittelbare Vorgänger von Richard Wagners Sprachgesang, denn es ist die höchst erreichbare musikalische Deklamation der Dichtung. Ist diese seelische Entwicklung zu einem Punkte hingeführt, auf dem sie naturgemäß länger verweilt, insofern aus der Entwicklung ein Zustand geworden ist, so tritt die Arie ein als der musikalisch reichere lyrische Erguß. Für diese Arie erkennt aber Gluck keine gegebene Form an, sondern gestaltet sie nach der jeweiligen Lage. Es liegt durchaus auf der Linie dieses Strebens nach charakteristischer Wahrheit, daß Gluck versucht, für jeden Menschen eine ihm eigene Sprachform zu schaffen, eine ihm charakteristische Ausdrucksweise zu finden. Er ist darin nicht so weit gelangt wie Mozart, bei dessen Opern man eigentlich aus irgendeinem Melodiestück immer sagen kann, wer es singen muß. Aber es ist doch sehr bezeichnend, wie er in „Paris und Helena“ die zwei verschiedenen Völkertypen der Spartaner und Kleinasiaten musikalisch ganz scharf auseinanderhält.

Da es Glucks höchster Grundsatz war, alles so einfach wie möglich auszudrücken, da er also auch in den orchestralen Mitteln in der instrumentalen Untermalung vor allem seiner rezitativen Gesänge sehr einfach blieb, wäre seine Oper leicht musikalischer Verarmung ver-

fallen, wenn er nicht zwei Mittel aufgegriffen hätte, die eine reiche musikalische Entwicklung zuließen: den Chor und das Ballett. Der Chor war aus der Oper nie verschwunden, war aber vor allem in der italienischen Gesangsoper schon aus äußeren Gründen allmählich geistiger und musikalischer Bedeutungslosigkeit verfallen. Gluck hat hier die verschiedenen Elemente, die auf eine lebendigere Ausnutzung des Chores hinarbeiteten, stark erfasst und hat in der Oper als erster den Chor im großen Stil als Faktor der Handlung miteingeführt. Der Chorsatz entwickelt sich geradezu als Gegensatz zum Monolog, und gerade Glucks erste Reform-Oper „Orpheus und Eurydice“ bietet dafür die wunderbarsten Beispiele. So gleich im ersten Akt, wo des Orpheus' Totenklage sich in Form eines Opfers vollzieht und ganz naturgemäß seine Gefährten und die Tempeldienerinnen seine Klage unterstützen und auch als Widerhall seines Empfindens dienen. Völl elementarer Dramatik ist dann die Chorverwendung im zweiten Akt, wenn Orpheus zur Hölle niedersteigt, weil hier der einzelne den Kampf gegen die Masse aufnimmt.

In der gleichen dramatischen Weise wußte Gluck den Tanz auszunutzen, der in der französischen Oper sich allmählich zum tyrannischen Herrscher entwickelt hatte, so daß auch die bedeutendsten Vertreter der französischen Oper sich dem Hertommen fügten, daß jede Oper einfach so und so viele Entrées des Balletts haben mußte. Gluck schränkte einerseits das Ballett ein, indem er es bloß dort zuließ, wo die Handlung es erheischte, steigerte aber auf der anderen Seite außerordentlich seine dramatischen Aufgaben, indem auch hier an Stelle einer überlieferten geschlossenen Form der jeweils aus dem Inhalt heraus neugefaltete Ausdruck eines Empfindens wurde. Der Mimet sind niemals höhere Aufgaben gestellt worden, als in den Werken Glucks. Und wer die Aufführungen des „Orpheus“ in der Rhythmischen Bildungsanstalt in Hellerau gesehen hat, konnte sich davon überzeugen, daß hier Schönheitsmöglichkeiten eingeschlossen sind, die unserer zeitgenössischen Kunst ganz verloren gegangen waren. —

Der äußere Verlauf der Tätigkeit Glucks ist bekannt. Nachdem er in Wien seinem 1762 aufgeführten „Orpheus“ noch die vom gleichen Calzabigi gedichteten „Alceste“ und „Paris und Helena“ hatte folgen lassen, sah er ein, daß sein Opernreformwerk in Deutschland nicht durchzuführen war. Wie hätte das auch möglich sein sollen? Man braucht bloß daran zu denken, daß diese Opern in italienischer Sprache komponiert und gesungen wurden, das Volk also keinerlei Anteil daran nehmen konnte. Davon abgesehen hatte dieses Volk überhaupt noch kein Drama. Von Österreich, das vorerst dem neuen Literaturleben noch auf Jahrzehnte verschlossen blieb, ganz abgesehen, stand auch der deutsche Norden erst in den Vorbereitungsstadien für ein deutsches Theater. Lessings Hamburgische Dramaturgie, die den erstarrten Boden aufzuwählen strebte, wurde von 1767 ab geschrieben, also erst fünf Jahre später, nachdem der „Orpheus“ erschienen war. „Minna von Barnhelm“, das erste wirklich lebensfähige deutsche Lustspiel, erschien in diesem Jahre. Die erste deutsche Tragödie „Emilia Galotti“ kommt 1772. Es sei nur im Vorbeigehen darauf hingewiesen, daß also auch auf dramatischem Gebiet uns Deutschen die Musik die Befreiung gebracht hat, daß auch hier ein deutscher Geist früher in Musik Vollendetes zu schaffen vermag, als in der Dichtung, genau so wie die ungeheuren Lebenswerke Joh. Seb. Bachs und Georg Friedr. Händels vor den ersten Anfängen Klopstocks vollendet sind.

Mag bei den ersten Reformtaten dem Dichter Calzabigi ein noch so großes Verdienst zukommen, die Durchführung des Werkes gebührt Gluck. Als Sechzigjähriger begab er sich auf den Kampfplatz nach Paris. Für die hier ausschlaggebenden Werke „Iphigenie in Aulis“ (1774) und die den Sieg entscheidende „Iphigenia auf Tauris“ (1779) hat er sich auch in du Rouillet und Guillard die geeigneten Dichter selbst gesucht. Diese Pariser Jahre Glucks brachten den Höhepunkt in dem bereits seit zwanzig Jahren tobenden Kampf zwischen der italienischen und der französischen Oper. Dieser literarische Opernkrieg steht an Heftigkeit

hinter dem um Richard Wagners Musikdrama geführten nicht zurück; er übertrifft ihn weit-
aus an Geist. Den Sieg trug hier wie dort das wirklich schöpferische Kunstwerk davon.

Am 15. November 1787 ist Gluck gestorben. Die im Kopf bereits fertige Komposition
von Klopstocks „Hermannschlacht“ hat er unaufgeschrieben mit ins Grab genommen. Es
ist immer dafür gesorgt worden, daß es uns Deutschen nicht zu gut ging; wir hätten sonst die
erste deutsche Musiktragödie ein Menschenalter früher erhalten. Nicht einmal der viel jüngere
Mozart hat sich nach dieser Richtung hin ausleben können; auch ihn ließ das Äußerer
deutschen Lebens nicht dazu gelangen. Gerade hier, wo das Gefühl viel mehr beteiligt ist,
als der kritische Verstand, wo es also auf einen klaren Volksinstinkt ankam, mußte sich Lessings
bitterböse Erkenntnis (am Ende der Hamburgischen Dramaturgie) erst recht bestätigen. Es
war eben nicht mehr, als ein „gutherziger Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu ver-
schaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Ver-
fassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen
eigenen haben zu wollen“.

Deutschland hat denn auch den geringsten Nutzen von Glucks Lebensarbeit gehabt.
Auf Frankreich hat er so stark gewirkt, daß von da ab die ganze tragische Oper der Franzosen
im Zeichen Glucks steht. Sogar Spontini hat noch trotz des unnötig gesteigerten Prunkes
das starke Streben nach dramatisch wahren Ausdruck, und erst der „großen Oper“ Meyer-
beers war es vorbehalten, alle Innenwerte in äußeren Schein zu verkehren. Bei uns Deutschen
aber ist Mozart die Gelegenheit nicht geboten worden, die in „Idomeneus“ so großartig auf-
leuchtende Begabung fürs Tragische betätigen zu dürfen. Die praktische Pflege Glucks auf
der deutschen Bühne war so verschwunden, daß weder Beethoven in „Fidelio“ noch Weber
für seine Dramatik davon lebendige Anregung erhalten konnten. Nach dem nationalen Auf-
schwung von 1813 wurde das Berliner Opernhaus eine vornehme Pflegestätte der Kunst
Glucks, bis auch hier Meyerbeer das Echte durch den glänzenden Schein verdrängen durfte.

Seither ist es um unser Verhältnis zu Gluck merkwürdig bestellt. Die Großtat Richard
Wagners weckte verständnisvolle Einsicht für das Verdienst Glucks. Damit ist aber für das
willige Hören und vor allen Dingen für die künstlerische Aufnahme der Werke selbst nur wenig
geschehen. Nur der „Orpheus“ kehrt mit einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn auch selten,
im Spielplan unserer Opernhäuser wieder. Vielleicht auch das mehr, weil die Titelfigur eine
der herrlichsten Aufgaben für eine gute Altistin ist. Hoffentlich bringt dieses Jubiläum doch darin
einen Wandel. Ich glaube, die Befremdung über die ganz andere Art wird sich verhältnis-
mäßig leicht überwinden lassen, wenn man vor allem darauf ausgeht, im Stil keinerlei Zu-
geständnisse zu machen, wohl aber durch vorsichtige Kürzungen die Darstellung der seelischen
Entwicklung etwas zu beschleunigen. Es wäre ein Segen, wenn wir wenigstens die vier Werke:
„Orpheus“, „Alceste“ und die beiden „Iphigenien“ in unseren Spielplan bekämen, als ruhige,
einfache, große Tempelkunst, die eine wertvolle Ergänzung wäre zu der selbst im „Parsifal“
inbrünstig und brünstig leidenschaftlichen Dramatik Richard Wagners. **Rarl Stord**

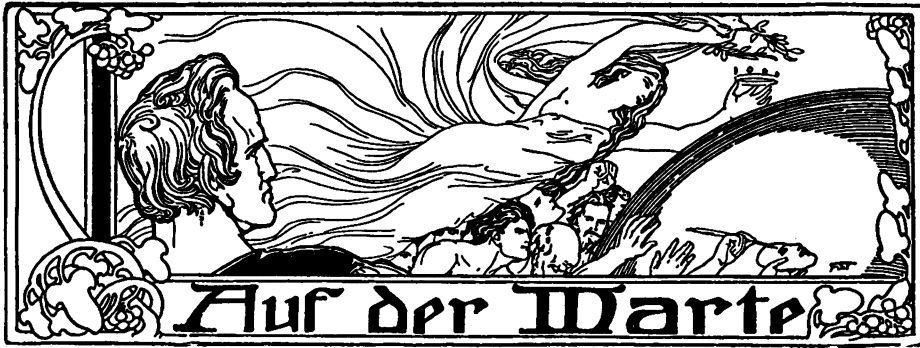




Chr. W. Gluck



J. H. Houdon



Eile mit Welle

Bei der Wiener Leichenfeier für den ermordeten Thronfolger hat man sich die angekündigten deutschen Offiziersdeputationen verboten, ohne dafür die Gründe mitzuteilen. Mein patriotischer Freund ist außer sich, findet dies Wiener Benehmen empörend undankbar und vollkommen rätselhaft.

Wir stritten, und ich suchte ihm durch eine Anwendung des Beispiels ins Bürgerlich-Menschliche zu Leibe zu rücken. „So, wie wir hier bei Kaffee und Zeitung sitzen, ist es natürlich, in der fortwährenden Entfremdung von solchen Regiments-Deputationen nur das Ehrende und Wohlgemeinte zu empfinden. Und das gleiche gilt vollends von dem beständigen Antrieb, in Selbsteigener Person voll herzlichsten Anteils zugereist zu kommen. — Aber die Kraft der Disposition dafür kann einmal auf der Gegenseite ihre Grenzen finden. Nimm einmal an, etwas Vergleichbares solle dich betreffen. Ich brauche da noch gar nicht von schweren, zermalmenden Schicksalsschlägen zu reden, es kann selbst der Anlaß des Frohen schon dafür genügen. Du hättest also im Norden einen dir sonst sehr lieben, werten Freund in verdächtigter Stellung und mit einer ehrlich-naiven Uberschwenglichkeit im Eifrigen und im Dekorativen. Nun willst du etwa mit deiner verehrten Frau eure silberne Hochzeit begehen: so, wie ihr's vorhabt, einfach und recht in ungeheurer, einfuhrvoller Stille. Da unersehens kommt ein Telegramm von deinem Freund, der alle Kalender studiert: sie werden es selbstverständlich nicht nehmen lassen, bei eurem Feste per-

Der Fürmer XVI, 11

sönlich und als die Allerersten mit anwesend zu sein, sie kommen mit eigenen Autos und bringen nur die Kinder und Tante Henriette nebst dem Hauslehrer und der Sonne und einer Jofe, zwei Dienern und drei Chauffeuern und 14 Koffer und 21 Hutschachteln mit. Umstände wollen sie natürlich in keiner Weise machen, es drängt sie nur aus ganzem Herzen, nicht an eurem Ehrentage aus der Zahl der Gäste fernzubleiben und von neuem das Zeugnis der durch die Jahrzehnte bewährten engen Freundschaft abzulegen ... Wann also abe, du stille, herzensbewegte Familienfeier! Ist es nicht wahrhaftig so?“

Wahrlich, es gibt auch im Fürstenleben Augenblicke, wo sich anderes vor die Seele drängt, als wie man fremde Offiziersdeputationen, zehn bis zwölf Mann hoch, von den Obersten bis zu den Leutnants, gebührend abholen lassen, unterbringen, zur persönlichen Meldung empfangen, fetieren und mit den zukommenden Orden dekorieren soll. Es gibt Augenblicke, wo der, dessen Schultern unermeßlich schwer bepackt von Leid, von Sorge, Kummer und dringlichsten Entscheidungen sind, nicht zuerst an die höflich ablehnenden „Gründe“ denkt oder am Ende meint, der andre könne sie auch einmal von selbst verstehen.

Nicht alle Getrönten fühlen gleich, — was wohl nur nie zur rechten Erkenntnis kommen will. Der eine hat oftmals so gar keine Neigung zu den Symbolen, die dem andern psychologisch selbstverständlich sind und ihn ewig in Bewegung setzen. Erst im vorigen Heft des Fürmers sprachen wir davon, daß der in Berlin so ohne weiteres im voraus

47

angenommene Besuch des Zaren zum Regimentsfest noch längst bewegen nicht auch gleich wahrscheinlich sei; und trotz der verfrühten Verkündigung im Regiment ist der Zar denn auch richtig nicht gekommen und der Rest war tiefes Schweigen. Es sind seit einem Vierteljahrhundert unzählig mehr europäische Schnupfen aus den stürmischen Besuchsideen und Begrüßungswünschen, als aus unserer (nicht vorhandenen) willensklaren Politik entstanden, und schon die zwei Jahre, da Bismarck noch warnend im Amt war, hätten Gelegenheit gegeben, sich darüber — wenn man nur anders empfinden könnte, als man nun einmal ist — besinnliche Rechenschaft zu geben. —d—

(Es sind inzwischen weitere Aufschlüsse erfolgt, das Wesentliche des hier Gesagten bleibt aber nach wie vor bestehen.)

*

Das Recht auf Morden

Einem urcht slavischen Sittengesetz ist nach Max Th. S. Behrmann, dem Petersburger Berichterstatter der Täglichen Rundschau, der Mörder des österreichischen Thronfolgerpaares gefolgt: „Es hilft da keine Beschönigung: die Selbsthilfe, die auch vor dem Allerletzten nicht zurückschreckt, ist unter den slavischen Völkern mächtig zum geltenden Moralgesetz geworden. Nicht in der Politik allein. Der geniale Ostojewski ist vielleicht nie und in keinem seiner Werke so urrussisch, so urslawisch gewesen wie dort, wo er seinen Rastolnitow aus Gründen der Sittlichkeit die alte Wucherin töten ließ. Und wer Gelegenheit gehabt hat, bei der russischen Rechtsprechung häufiger zugegen zu sein, wird wissen, daß die russischen Rastolnitows sich von Tag zu Tag mehren: das Recht auf Morden klingt oft genug in russischen Strafkammern, und dieses Recht nimmt sowohl der philosophisch klügelnde Städter als der intuitiv handelnde Bauer für sich und sein blutiges Tun in Anspruch. Wie häufig habe ich in den sibirischen Zuchthäusern verurteilte Mörder gesprochen, die — ich möchte fast sagen: in kindlicher Treuherzigkeit — mit seelischer Genugtuung von ihrer ‚Sache‘ mit mir sprachen, ohne übrigens den wider

sie ergangenen Rechtspruch irgendwie anzugreifen. Sie durften eben töten, da sie just in jenem Augenblick die Macht und das Recht in ihrer Hand gehabt; aber eben so viel Macht und Recht hatte später der Richter, der sie dann nach Alexandrowak oder Neischinsk geschickt. Der Sittentöter eines Menschenfressers, der nach Fug und Recht einen Mitmenschen verpeißt, diesen aber keineswegs für einen ‚Verbrecher‘ hält, wenn er ihn selbst verzehrt.

Und die für sein persönliches Leben gültigen Regeln glaubt der Slawe im rein politischen Leben erst recht durchführen zu dürfen: in der Politik ist für ihn jede ‚Aberzeugung‘ etwas hemmungslos Berechtigtes, auch die blutigste Tat restlos Erklärendes. Deshalb ist in slavischen Ländern der politische Mord nachgerade zum Tagesereignis geworden, zu einer höchst einfachen politischen oder auch parteipolitischen ‚Maßregel‘, über die man sich nicht sonderlich aufregt, und mit der dort jeder im öffentlichen Leben Stehende immer rechnet. Beileibe keine politischen ‚Sentiments‘, keinerlei ‚Affekte‘ eines uferlos Erregten. Rein Karl Sand, kein Schill, kein Palm, ja nicht einmal ein Orsini, dem heißes Blut durch die Adern rollte, als er einem fremden Kronenträger ans Leben ging. Ruhig, bedachtam, ohne ein Fünkchen von Empfindsamkeit werden in Slawenländern politisch Andersgläubige beseitigt: das Töten wird zum politischen oder auch nur parteipolitischen ‚Manöver‘, gegen die man sich später vielleicht in ruhigen Zeitungsartikeln schämig wehrt. Der britische Karl, der französische Ludwig, ja selbst der mexikanische Maximilian büßten ihr Leben unter äußerlicher Wahrung eines ‚Rechtspruches‘ ein; der Pariser Konvent schickte seinen Kobespierer mit einem sorgsam geschriebenen Urteil auf die Guillotine. In Slawenländern waren es aber stets die einzelnen, die über Tod und Leben des Widersachers bestimmten, ohne erst zu Bürgerkrieg und Bürgerpruch zu greifen. Aus dynastischen Erwägungen hat man in Rußland um die Wende des 19. Jahrhunderts Kronenträger beseitigt und ein Jahrhundert

darauf den serbischen Alexander in den Tod geschickt. Einzelne Gruppen und Grüppchen haben slawische Minister — von Stambuloff bis Stolypin — als sie störende Elemente weggeschafft, ja unbequeme Parteipolitiker — man denke nur an Herzenstein oder Raulow — unschädlich gemacht. Nicht umsonst war es ein Slave, Batunin, der zuerst die „Propaganda der Tat“ zum politischen Überredungsmittel erhoben hat.

Auch der Handelschüler von Serajewo, ich bin dessen sicher, wird keinerlei Gewissensbisse ob seiner Grauentat empfinden. Er hat ja nicht einmal aus ‚Prinzip‘ töten wollen — wie die Anarchisten dies so oft behaupten —, sondern eine ganz bestimmte Einzelperson, die ihm oder aber seinen Gesinnungsgenossen politisch unbequem ward oder werden konnte. Und dies macht den Serajewoer Mord zu einer noch viel schrecklicheren Untat. Es war dies kein Werk eines düsteren Fanatikers, keine Tat eines Heißblütigen, kein Opfer eines Irregeleiteten — der Browning am Appellai sprach eine nüchterne Sprache des nüchternen Sittengesetzes der slawischen Politiker von heutzutage. Und ihre Moral ist von der unsrigen so himmelweit entfernt, steht so sehr jenseits von Recht und Unrecht, daß es einem um die Zukunft des südöstlichen und östlichen Europa wahrlich bange werden kann.“

*

Anerkennung vaterländischer Tätigkeit

ist einem amt- und redaktionslosen Schriftsteller zuteil geworden! Dem Professor Dr. J. W. Otto Richter. Zu seinem 75. Geburtstag haben ihm das Reichsmarineamt und der Staatssekretär v. Tirpitz den Dank für seine „auf Verbreitung der Kenntnis deutscher Taten und Größe gerichtete Arbeit“ mit herzlichen Worten und Wünschen ausgesprochen.

Ist's auch kein Orden von vierter Güte, so ist es schon etwas mehr. Da es doch auf der ganzen Erde nichts so kläglich Dankloses gibt, als im deutschen großen Vaterland ein freiwillig, unabhängig deutschführender Schriftsteller — nicht etwa ein an der Subaltern-

Krippe irgend welcher amtlicher oder groß-industrieller Dispositionsfonds es sich wohl sein lassen der Besoldungsliterat — zu sein. „Vaterländischer Schriftsteller“ — wie das mitleidig klingt! — Was wird ihm für alles, woran er seinen Lebensinhalt setzt, entgolten? Bei den Herren im Amt eine kalte Verachtung, bei den Deutschen, die sich die national Bewußten nennen, geringschätzend stumpfe Gleichgültigkeit. Armut und kämpfende Lebensenge, unbeachtete Erfolglosigkeit, und so oft noch verlenkende Erniedrigung obendrein.

Drum sei desto erfreuter darauf hingewiesen, wenn einmal solche Ausnahmen als Zeichen und Wunder sich begeben! Und vielleicht sogar, wenn ein Diogenes sich mit seiner Laterne aufmachen würde, brächte er ein bescheidenes Hundert von vaterlandsfreudigen Deutschen zusammen, die eine Ahnung davon haben, wer dieser treue, greise J. W. Otto Richter ist.

Ed. S.

*

Die Jubelfeier in Waiblingen

In Waiblingen feierte der Sozialdemokratische Verein sein 25jähriges Jubiläum, — ein großer Teil der Bürgerschaft feierte mit. Lannen und Birken aus dem Gemeindevald, Gewinde und Fahnen prangten überall, an den Häusern und an öffentlichen Masten, schwarz-weiß-rote, schwarz-rote und rote. „Auch die Brauerei Leicht“, berichtet der „Schwäbische Merkur“, hatte Festgewand angelegt, und selbst vom Rathaus flatterte eine Freudenfahne! Um ½3 Uhr setzte sich dann der Festzug in Bewegung. Nach der Musik kam die Freiwillige Feuerwehr, bald der Männergesangsverein und der nichtsozialdemokratische Turnverein. Man konnte sich darüber verwundert sein, bei den das Bürgertum bekämpfenden Sozialdemokraten diese doch zumeist aus dem bürgerlichen Lager sich rekrutierenden Vereine zu finden. Das Erstaunen sollte aber noch größer werden, als man eine Tafel mit der Aufschrift: „Gewerbeverein Waiblingen“ lesen konnte. Die Stellung und die Bestrebungen eines Gewerbevereins zu erklären, ist wohl überflüssig; sie laufen auf das Gegenteil der

Bestrebungen der Sozialdemokratie hinaus. Welche Gründe die Handwerksmeister bestimmt haben, in dieser Weise zugunsten der „Lobfeinde des Mittelstandes“ einzutreten, ist unbekannt. Verlegene Gesichter sah man bei ihnen nicht, wohl aber bei einigen Mitgliedern des Männergesangsvereins, die sich wohl trotz Leichtfüßchen Festwagens und offiziellen Auftrages offensichtlich deslazierte vorkamen. Ihnen kam offenbar die Geschmacklosigkeit eines Teiles des Waiblinger Bürgertums zum Bewußtsein. Und ihnen hat es vielleicht gedämmert, daß man auf diese Weise bei der Sozialdemokratie am allerehesten jegliche Achtung verliert.“

Erglimmt wettet der „Reichsbote“: „Man kann ein derartig würdeloses Benehmen deutscher Bürger nur als eine Gefinnungsschlapmerei übelster Art bezeichnen. Jedes Bewußtsein, was man der eigenen Würde schuldig ist, scheint den Waiblingern, soweit sie sich zur Verherrlichung der revolutionären Umsturzpartei hergaben, deren Ideale die französischen Schreckensmänner und die Petroleusen der Kommune sind, verloren gegangen zu sein . . .“

Nun, nun, so grauig ist es ja wohl nicht, und wir werden ja wohl auch noch diesen Schmerz überstehen. Aber — lächerlich ist es, zum Schreien komisch!

Vom Mirafel-Spektakel

Es muß ihnen der Neid lassen: auf die Reklame verstehen sie sich. Die „Frankfurter Zeitung“ berichtet: „Wie man weiß, hatte der Direktor der Vertriebsstelle des Verbandes der deutschen Bühnenschriftsteller, Dr. Artur Winter, behauptet, sein Protest gegen die ‚Mirafel‘-Aufführungen im Zirkus Busch in Berlin sei aus der Empörung entsprungen, die ihm die ‚Profanation‘ von Einrichtungen der katholischen Kirche in dem Legendenspiel verursacht habe. Nun tritt der Autor des Werks, Dr. Karl Vollmöller selbst auf den Plan. Er erhebt den Anspruch, als mindestens ebenso guter und gläubiger Katholik zu gelten wie Dr. Winter, . . . und er will feststellen, ob Dr. Winter Ver-

anlassung hatte, päpstlicher zu sein als der Papst. Zu diesem Zwecke soll die Entscheidung Pius' VII. darüber angerufen werden, ob im ‚Mirafel‘ irgend etwas enthalten sei, was mit Bezug auf die katholische Kirche Anstoß erregen könnte. Es wird ein eigens für den Vatikan bestimmter Film angefertigt, der die Berliner Aufführung naturgetreu reproduziert und vor dem Papst und den höchsten kirchlichen Würdenträgern zur Vorführung gelangen soll. Vollmöller zweifelt nicht an einer für ihn günstigen Entscheidung.“

Ist er nicht köstlich, dieser Streik, wer der bessere und gläubigere Katholik ist? Wie wäre es, wenn Herr Reinhardt sich noch rasch katholisch taufen ließe? Er wäre dann, so tauftrisch, sicher jeder Konkurrenz über. St.

Erziehung zum Haß!

Eine neueste Schrift über die Notwendigkeit der Kriegsbereitschaft von Medizinalrat Dr. W. Fuchs (Berlin, Schwetfcke) schließt mit folgenden Sätzen:

„Und deshalb ist die deutsche Forderung des Tages: Propädeutik der Volksseele! Die Familie an die Front! Der Staat muß folgen, zunächst in der Schule, dann in der äußeren Politik. Erziehung zum Haß! Erziehung zur Hochachtung des Hasses! Erziehung zur Liebe zum Haß! Organisation des Hasses! Fort mit der unreifen Scheu, mit der falschen Scham vor Brutalität und Fanatismus! Auch politisch gelte das Wort Marinettis: ‚Mehr Backpfeifen, weniger Küsse!‘ Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verkündigen: ‚Uns sind gegeben Glaube, Hoffnung und Haß! Aber der Haß ist der größte unter ihnen.‘ (!)“

Diese unglaublichen Sätze sprechen durch sich selbst. Da ist jedes Wort der Entrüstung überflüssig. 8.

Das reiche Preußen

Von 40,8 Millionen Menschen, die für die Steuereinschätzung überhaupt in Frage kommen, waren in Preußen, wie die „Berl. Volksztg.“ feststellt, 15,5 Millionen,

also 38,1 Prozent der Bevölkerung, von jeder Steuerabgabe befreit, weil sie nicht einmal ein Jahreseinkommen von 900 *M* besaßen. Zu diesen 15,5 Millionen schon durch die Steuerveranlagung befreiten Personen gesellen sich noch 3,4 Millionen Menschen, die wohl über 900 *M* Jahreseinkommen haben, aber durch zu großen Kindersegen, plötzliche Krankheitsfälle usw. von der Steuerabgabe dispensiert sind.

Wenn aber diese beiden Gruppen von zusammen 18,9 Millionen oder 46,6 Prozent nicht in der Lage sind, Steuern zu zahlen, so heißt das, daß sie, beinahe die Hälfte des preußischen Volkes, auch für andere Dinge recht wenig Geld „übrig“ haben werden. Ihr Einkommen reicht wahrscheinlich gerade für das sogenannte „nackte Leben“.

Von den restlichen 21,9 Millionen Steuerpflichtiger versteuern dann 19,1 Millionen ein Einkommen bis zu 3000 *M*. Das ist der „kleine Mittelstand“. Sein Lebensstempel ist etwas leichter als der der untersten Schichten — aber Rosen streut auch ein Einkommen von 3000 *M*, zumal wenn eine ganze Familie davon leben soll, noch nicht auf den Lebensweg. Rechnet man diese 19,1 Millionen zu den beiden ersten Gruppen hinzu, dann ergibt sich, daß 93,5 Prozent der preußischen Steuerzahler dem Kampf ums Dasein unter sehr schwierigen Bedingungen bestehen müssen.

Es bleiben dann nur 6,5 Prozent der Steuerzahler übrig, die die Grenze des 3000-Mark-Einkommens überschreiten!

*

Der Mut der Intellektuellen

In dem Wiener Tageblatt „Die Zeit“ verkündete kürzlich eine Frau Klara Mauthner folgende neue Auffassung über den Mut:

„... Meistens hat man ihn nicht, denn augenblicklich ist Mut unmodern ... Der moderne Jüngling ist viel zu ästhetisch, viel zu feinfühlig, zart und empfänglich, um mutig sein zu können. Zur Courage gehört immer eine Portion Brutalität ... Darum kommt der Mut in der guten Gesellschaft bei der heranwachsenden Jugend immer mehr in

Mißkredit ... Es ist nicht mehr ganz standesgemäß, mutig zu sein ... Es ist die Beschränktheit, ja, gerade heraus, der Mangel an Intelligenz, die der Mannesmut erfordert ... Schon im Ausdruck „unnütze“ Gefahren liegt der Standpunkt des Intellektuellen ... Logisch und moralisch läßt sich das Fersengeld rechtfertigen ... Es gehört nach den guten und gesunden Traditionen unserer Gesellschaft mehr Mut dazu, vor der Kugel des Segners davonzulaufen, als ihr standzuhalten ... In allen Schilderungen von Schlachten ... liest man immer wieder, daß eine angstbebende, zitternde Herde mit List und Gewalt ... Die meisten Männer werden sehr tapfer, wenn sie unmöglich davonlaufen können ... Ich bin eigentlich kein Sachverständiger auf diesem Gebiet ... Ich kann mit Stolz sagen, daß es nichts gibt, wovor ich mich nicht fürchte ...“

Es gehört ein gewisser Mut dazu, derartige Sätze zu veröffentlichen und die Feigheit auf Kosten des Mutes zu preisen. Man wird dabei an Kant erinnert, der einmal sagte, daß „die faule, sich selbst gänzlich mißtrauende und auf äußere Hilfe harrende Kleinmütige Dentungsart alle Kräfte des Menschen abspannt, dagegen ihn dieser Hilfe selbst unwürdig macht“.

*

Schema F oder — Roheit?

In Nr. 228 der „Münchener Neuesten Nachrichten“ steht folgende Notiz:

„Die am Samstag von dem Schwurgericht Amberg zum Tod verurteilte 26jährige Maria Meßner aus Regensburg, die ihr eigenes Kind zu Tod gemartert hat, hat in der dem Urteil folgenden Nacht einem Knaben das Leben geschenkt. Viele finden es nun unverständlich, daß man gegen die Verurteilte in ihrem Zustand verhandelt hat.“

Vermutlich ist der „Fall“ im Gesetz nicht vorgesehen. Und da kommt man nicht auf den Ausweg, der unjuristischen Stimme im Menschen Gehör zu geben. — Ja, wenn es die Geschworenen mit jungen Damen zu tun haben, die ihre Geliebten niederknallten!

*

Et.

Hofbericht

Blättermelbung: „Am zweiten Pfingstfeiertage wurde im Bezirksgefängnis zu Köslin die eheliche Verbindung des Bankbeamten [folgt der volle Name] aus Lauenburg i. Pomm. (M. veruntreute an der Lauenburger Filiale der Danziger Privat-Aktienbank größere Summen, wofür er eine mehrjährige Gefängnisstrafe zu verbüßen hat) mit der Schneiderin [voller Name] aus Odra vollzogen. Die standesamtliche Trauung erfolgte vormittags ½9 Uhr im Amtszimmer des Oberinspektors [voller Name], der auch gleichzeitig Trauzeuge war. Zweiter Trauzeuge war der Gefängnisorganist, Lehrer [voller Name]. Die kirchliche Trauung erfolgte unmittelbar nach dem Gefängnisgottesdienst. Der Bräutigam trug einen dunklen Rodanzug, die Braut ein schwarzes Kleid. Die Braut war tiefergriffen und weinte viel. Mit dem Nachmittagszuge reiste die junge Frau nach Lauenburg zurück.“

Auch die Toiletten sind beschrieben. Fehlt nichts am Hofbericht. Jetzt tut's auch schon ein Gefängnis. Wo wird der nächste „Hofbericht“ spielen? L. S.

Frömmigkeit und Mode

Darf sich die fromme Weiblichkeit nach der neuesten Mode kleiden? Das Problem, liest man im „Vorwärts“, wird immer ernster. Die Kirche hat sich in den letzten Jahren wiederholt über die leichtfertigen Tendenzen der heutigen Mode entristet und Warnungen erlassen. In der Barnabitenkirche in Brüssel, die ausschließlich die elegante Frömmigkeit zur Klientel hat, erschien kürzlich ein Anschlag auf der Kirchentür, der die Damen und jungen Mädchen dringend ersucht, „aus Achtung vor dem Gotteshaus in geschlossenen, hohen Kleidern“ zu erscheinen. Keinesfalls könne gestattet werden, daß „Damen im Decolleté“ sich dem Altar nähern... Es scheint danach, daß die Sonntagsmesse in der Barnabitenkirche bisher eher an einen Ballabend am preußischen Hofe gemahnte als an ein Gotteshaus. Immerhin: die

elegante Frömmigkeit ist in einem bösen Dilemma: Frömmigkeit oder Mode? Wem geborchen: dem Schneider oder dem Weichtvater? Das ist hier die Frage. Den Barnabiten aber kann man so unrecht nicht geben. Schon Angelus Silesius schrieb:

Die Tugend nackt und bloß
Kann nicht vor Gott bestehen...
Und die heutige Mode...

Zur Psychologie des Rinos

Bei einer in Neuyork veranstalteten Untersuchung, wie Arbeiter ihre freie Zeit zubringen, wurde neben manchem andern beobachtet, daß der Besuch der Theater in dem Maße zunimmt, als die Zahl der Arbeitsstunden abnimmt, dagegen der der Rinos entsprechend der Zunahme der Arbeitsstunden zunimmt.

Der elementare Unterschied zwischen Genuß und Betäubung wird um so klarer, als auch festgestellt wurde, daß die am längsten beschäftigten Arbeiter am meisten ihre freie Zeit in Rneipen verbringen. Die Anstachelung ist eben auch nur eine Rehrseite der Betäubung. St.

Ein Roman auf militär-amtliche Bestellung

Das österreichische Kriegsministerium fühlt sich bewogen, dem Roman „Quo vadis, Austria?“ einen Gegenroman aus amtlicher Regie entgegenzustellen. Es handelt sich, wie dem flüchtigsten Kenner der l. l. Verhältnisse nicht erst zu sagen nötig ist, um die Stellung des Offiziers zur „Gesellschaft“, d. h. zu der jüdischen. Ein schon vorher unter den Decknamen „Jeremias“ und „Esau“ schriftstellern der Infanteriehauptmann wurde zur Anfertigung kommandiert. Nach entsprechender Weile wurde der Hauptmann zur dienstlichen Anber-Vorlegung der fertiggestellten Kapitel befohlen. Er erklärte, er habe bisher noch nichts Schriftliches und den Plan erst im Kopf durchdacht, worauf er mit dem Bescheid entlassen wurde, das erste Kapitel in spätestens vierzehn Tagen einzureichen.

Daraufhin ist in Abständen von vierzehn Tagen die Ablieferung je eines Kapitels erfolgt, die jedes in Maschinenschrift 30 Quartseiten zu umfassen haben. Die „fertigen“ Kapitel werden einzeln vom Chef des Präsidialbüreaus im Kriegsministerium, von zwei Generalsstabsobersten, vom Vorstand des Kriegsarchivs und einem sachverständigen Reservehauptmann im Manuskript gelesen, und die Herren haben jetzt schon mehrfach ihre Änderungen vorgenommen. Die in Österreich maßgebenden Zeitungen erhalten zur Beschwichtigung fortlaufende Berichte zugestellt, nebst der erneuten Zusicherung, daß pünktlich zum „präliminierten Termin“ die Dichtung erscheinen wird. *

Deutschlands Stolz!

Den vielen „Nörglern“ im Lande, die gar nicht wissen, auf wie viele Dinge wir stolz sein können, sage das folgende Anzeige im „Oranienburger Tageblatt“:

Schützenhaus Oranienburg.

Während des Volksfestes:

Zum ersten Male auf dem Kontinent!

Neu! Deutschlands Stolz. Neu!

Das Wunder des Erdballs.

Erna, das hübsche Kolossal mädchen arbeitet trotz ihrer Körperfülle mit Zentnergewichten und balanciert auf ihrem kolossalen Busen jede lebende Person aus dem Publikum. Die Direktion.

Das Blatt, dem die Anzeige entnommen ist, hat die Ehre, das „amtliche Publikationsorgan für königliche und städtische Behörden“ zu sein. Wie uns geschrieben wird, war die „schöne Erna“ im Vorzeigen ihrer Reize noch viel freigeibiger, als die Anzeige vermuten läßt. — Die Polizei ist sonst so eifrig; ist ihr an dieser Anzeige ihres „Publikationsorgans“ nichts aufgefallen?! *

Eine „bedauerliche Vorliebe“

Die bedauerliche Vorliebe deutscher Frauen für Ausländer hat dem Angeklagten seine Straftaten ziemlich leicht gemacht — so bemerkte kürzlich der Vorsitzende der vierten Strafkammer des Land-

gerichts II bei der Urteilsverkündung in einem umfangreichen Heiratschwindelprozeß.

Es ist gewiß beschämend, ein solches Wort an solcher Stelle vernehmen zu müssen, aber es läßt sich leider nicht leugnen, daß etwas Wahres daran ist. Es ist noch nicht lange her, daß Liebesbriefe deutscher Mädchen an Hottentottenjünglinge die Kunde durch die Presse machten. Bis zu einer solchen Entartung des Rassegefühls gibt es Zwischenstufen, und eine solche ist die oben gebrandmarkte Vorliebe für Ausländer. Der Angeklagte, auf den die angeführten Worte gemünzt waren, war ein Rumäne, in dessen Gesicht sich, wie der Gerichtsbericht hervorhebt, alle möglichen bösen Leidenschaften und Laster ausprägten. Trotzdem gingen ihm die Mädchen scharenweise ins Garn. L. H.

Ja, Bauer, . . .!

Vor dem Schöneberger Gericht stand Anfang Juni der Verleger Löwingsohn unter der Anklage, in einer Sammlung unter dem Titel „Frohe Lieder“ zu je 10 N. das Heft 15 unzüchtige Nummern verbreitet zu haben. Als der Verteidiger geltend machte, daß ein Kabarettist mehrere dieser Nummern in einer Sondervorstellung im Kgl. Schloß getragen hatte, wurden diese Nummern ausgehoben. Das Urteil lautete auf Einziehung der übrigen 5 Nummern, weil sie geeignet seien, das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen.

Und die anderen 10? Waren die nicht auch als „unzüchtig“ unter Anklage gestellt?

Ja, Bauer, . . .!

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“

In München ist von der Zensur eine Komödie „Der Schweinepriester“ von Hermann Essig verboten worden. Das „Berliner Tageblatt“ bemerkt dazu:

„Dies Verbot erklärt sich vielleicht durch den Titel, der nicht sehr geschmackvoll ist. Hermann Essig ist aber, was die Münchener Zensur vielleicht nicht weiß, ein begabter Schrift-

steller, der auf Rücksicht und Verständnis Anspruch hat.“

Wir meinen, vor allem hat die Öffentlichkeit das Recht, von einem Dichter, der doch ein gesitteter Mensch sein soll, „Rücksicht und Verständnis“ zu verlangen. St.

*

Sind die Dichterinnen vogelfrei?

Man sollte es meinen, wenn man zuweilen liest, wie man sie durch den Mund der Leute schleift. Da ist ein schwindfüchtiger Privatgelehrter gestorben, dessen früh abgetürztes Leben hingebungsvollste und enttäuschungsreiche Arbeit war. Und auch das eine noch, was dieses schicksalbitteren Hinwelkens darüber hinleuchtenden Glanz gebildet hat, ist eine unerfüllbare Traumliebe gewesen, zu einem schönen, stolzen Mädchen, das seine Augen niemals gesehen haben, einer wunderbar begabten poetischen — nicht schriftstellernden — Dichterin. Nun ist des Toten Vermächtnis erschienen (seine Übertragung der inhaltsdeutschen Dichtungen des lateinischen Mittelalters in ein schönes und freies Deutsch), und die Einleitung, die der eine treue Freund geschrieben, erzählt von ihm und auch von jener Liebe. War es da nötig, auch die persönlich völlig Unbeteiligte so breit zu nennen, daß ihr voll ausgeschriebener ferner Name da nun gleichsam wie unter einer posthumen, zugegebenermaßen zwar schulblösen Anklage erscheint? Konnte das alles durch die Freundespietät nicht viel schöner, viel taktvoller zum Eindruck gebracht werden, indem man diese, ganz unnötig hineinzerrende Namensangabe vermied? Was gibt denn gegenüber ihr, der Lebenden, das plumpe Recht dazu? was gibt die Vollmacht, das letzte feine Schweigen, das auch dem Toten gegenüber über diesen Dingen ruhen sollte, zu verletzen? Sollte er's gebuldet und gewollt? — Und wenn: auch dann nicht, dann wahrlich erst recht nicht!

Wenn's nun aber einmal in dem Buche stand, so hätte man's damit wenigstens be-

wenden lassen müssen. Ein Buch hat noch immer seine Geschlossenheit und seine Exklusivität. Aber nun kommen die Rezensenten, die Feuilletonisten — und einer nach dem andern wiederholt mit fastig ausdrucksvoller Nennung wie eine Beute den betannten Namen. Wo er bei so resümierender Kürze vollends nicht angetastet werden dürfte.

Das gehört zu den wesentlichen Zeichen dieser Zeit, daß sie nicht mehr unterscheidet, wo mit dem teilnehmenden Gefühl sich feiner und unentwehrt das schonende Schweigen verbindet. Als die entsetzliche Kunde von dem Mord in Serajewo durch die Welt flog, da dachte wohl jeder auch an die armen Kinder. Aber nicht eher ruhte der Reportergeist, als bis er sämtliche neugierigen Einzelheiten, wie sie es erfahren hätten und wie sie in Weinkrämpfe ausgebrochen seien, hinausenden konnte. Und durch Lungen ums Telegraphenamt soviel vom Dienstgeheimnis herausgequetscht: das letzte Telegramm der Kinder habe 34 Worte enthalten. —d—

*

Ein Stadtrat für Musik

Ein Mr. Hubert Bath ist zum „Stadtrat für Musik“ in London ernannt worden. Ihm fällt die Überwachung jener Konzerte zu, die in den verschiedenen Stadtteilen öffentlich veranstaltet werden; er hat somit Einfluß auf rund 50 Orchester und wird darüber wachen, daß fortan nur Musikstücke gespielt werden, die geeignet sind, auf das Musikempfinden der Masse günstig einzuwirken.

London gibt da den andern Städten ein treffliches Beispiel praktischer Kunstpolitik. Das ist die beste Bekämpfung der Schundmusik. — Wir ahmen sonst so gern englisches Leben nach. Wie wäre es mit diesem Fall, der ja nicht auf Musik beschränkt zu bleiben brauchte? Schon das Eingeständnis ist wertvoll, daß man auch als Stadtrat nicht alles zu verstehen braucht, und deshalb einen Sachverständigen für die Leitung der verschiedenen Aufgaben beruft. St.



XVI. Jahrg.

September 1914

Heft 12

Mit Gott!

Wer hätte, als wir „1813“ feierten, — wer hätte da gedacht, daß wir schon heute den Worten die Tat, frohen Festen eisernen Ernst folgen lassen müßten?

Wer hätte geglaubt, daß dieser Geist, der Geist von 1813, auch in uns mächtig werden könne?

Wir hatten uns selbst zu gering geschätzt, — das ist besser, als wenn wir uns zu hoch geschätzt hätten.

Wir glaubten nicht mehr, wir Kleingläubigen, daß Gott noch in uns mächtig sei. Diese Tage der Erhebung haben uns gezeigt, daß er noch mächtiger in uns werden will.

Staunend stehen wir heute vor dem Wunder.

Vor dem erzgegossenen Bilde unserer in eins geschmolzenen Kraft, wie es, ein gewappneter Riese, über Länder und Meere ragt, bräuernd das Roland-schwert in die Wolken reckt —:

„Deutschland über euch!“

Und fühlen es doch heiß in uns aufquellen von einer Liebe, die nicht nach dem Ihren trachtet, die alles, alles hingeben will für andere, für höheres Gut, für die Brüder und Schwestern, für die, die nach uns kommen, für Ehre, Freiheit, Vaterland, — Recht und Gerechtigkeit.

Und beugen in Demut mit unserem kaiserlichen Haupte die Kniee, einmütig den Herrn der Heerscharen anzuflehen, daß er unsere Waffen segne für die gerechte, die geschändete Sache; Gott zu danken, daß er so Großes unsere Augen schauen ließ: die brüderliche Einheit, die strahlende Wiedergeburt unseres Volkes!

Eisen härtet sich, Gold wird klar im Feuer. Klirrendes Eisen an der Seite, lauterer Gold in den Herzen, — so ziehen unsere Brüder, die Treuen, in den heiligen Krieg:

Diesen Krieg, den nicht wir gewollt haben, dessen fürchterliche Schrecken unser ritterlicher Fürst und Führer in unsäglicher Langmut, bis zur Entäußerung seines und seiner Nation berechtigten Stolzes, von den betrogenen Völkern abwenden wollte.

Mordgesellen haben sie ins Verderben gepetischt.

Frevler Übermut paarte sich mit geiler Niedertracht. Feige Verbrecherhände haben der Heiligkeit des Burgfriedens lügnertisch abgelüftet, die Brandfadel in unser schimmerndes Haus zu schleudern, — Diebe in der Nacht, eine Welt in Flammen zu setzen.

Und wagen es mit diesem Rainszeichen auf der eisernen Lügenstirn, ihre schwärende Schande auf uns zu flecken! — — —

Der deutsche Adler ist über ihnen!

Raum hat er seine Schwingen entfaltet, da schatten sie schon über die Grenzen des eigenen Horstes hinaus, da schlagen seine Fänge zischend in Feindes Lande und Meere. — —

Wohl wissen wir, daß es kein Weh, kein Opfer, kein menschliches Elend gibt, daß uns nicht anfallen könnte. Mit eisiger Klarheit sehen wir dem ins Gesicht. Und doch ist keine Stimme unter uns, die sich von all diesen Opfern um den Preis der Ehre und Würde, der Freiheit und Größe des Volkes, des Vaterlandes loskaufen möchte.

Wir kämpfen um alles. Wir kämpfen um das Letzte.

Aber auch um das Höchste.

Wir kämpfen als „die Begeisterten des göttlichen Weltplans“, uns „blickt die Geisterwelt mit hohen klaren Augen an“. Uns beschwören Stimmen aus grauer Vergangenheit und fernher dämmernder Zukunft. Uns ruft die Stimme des treuen Eckart, des großen Redners an die deutsche Nation, noch aus dem Grabe:

„Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf.

Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen

Vervollkommnung am entschiedensten liegt und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechtes auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde.

Es ist daher kein Ausweg: — wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit. Ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“

Nein, es ist kein Ausweg. Es soll kein Ausweg sein. Im göttlichen Weltplan gibt es keine Auswege, nur — Wenden.

Wir kämpfen mit reinen Händen, wir kämpfen mit Gott! Nur in reine Hände legt Gott das Schwert so ungeheuerlicher Entscheidung. Nur ein adelig Volk ist würdig der Größe so heiliger Hingabe und Verantwortung. Und darum sollen wir siegen und werden wir siegen.

Vorwärts!

Mit Gott!

J. G. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Lürmerlied · Von Emanuel Geibel

Wachet auf! Ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand!

Habt Wacht am Heimatsherd
In treuer Hand das Schwert
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!

Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist;
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenenlange
Vergiften euch den frommen Geist.

Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge.
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht

Und weht die Schwerter für die Schlacht!

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor dem Herrn könnt treten
Wenn er um euer Wert euch fragt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!

Das Kreuz sei euer Bier,
Euer Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,

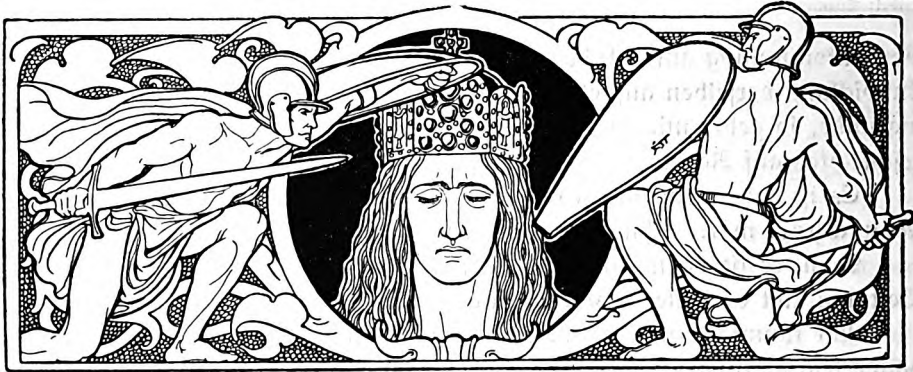
Der hat allein sich wohlgestellt.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke
Und lehr' uns stark sein Hand in Hand!

Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch —
Halleluja!
Denn dein ist heut'
Und alle Zeit

Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.





Der deutsche Krieg

Von Dr. Richard Bahr

Deutschland atmete auf in sommerlicher Rast nach einem Jahr der Mühe und Arbeit. Da kam der Krieg zu uns ins Land. Ein frevelhafter, von langer Hand vorbereiteter Krieg, von dem, die ihn hervorriefen, wünschten, daß er die Früchte und Erfolge dieser Mühen und Arbeiten — nicht bloß des letzten Jahres, sondern der ganzen vierundvierzig Jahre, die unser neues Reich nun besteht — zunichte mache. Wer die Sinnesart und die Sitten unseres östlichen Nachbarn kennt — ich selber habe hier mehrfach darüber geschrieben —, sah diesen Kampf seit langem heraufziehen. Aber die Stimmen der Warnenden verhallten. Weil wir seit den Zeiten des großen Friedrich mit Rußland nicht mehr die Waffen gekreuzt hatten, meinte man, das müßte immer so bleiben. Und weil die meisten von uns Rußland nur vom Hörensagen oder bloß dem äußeren Firnis nach kannten, glaubten sie, das wäre ein Staat wie jeder andere. Ein bißchen rauher vielleicht, ein wenig ursprünglicher in den Lebensformen seiner Bewohner, die aus der Finsternis langer Jahrhunderte erst allmählich zur Kultur erwachten, aber im Grunde doch auch ein Mitglied der europäischen Staatengemeinschaft. Das jüngste, aber gerade darum das hoffnungreichste, das sich eben anschickte, mit Ernst und Eifer aus seinem noch jungfräulichen Boden unermeßliche Reichtümer zu stampfen und so, wenn auch nicht von heute zu morgen, seiner vielhundertstämmigen Untertanenschaft das Glück zu bereiten, dessen sie bisher hatte entraten müssen. Aus diesen Träumen, die sich durch eine ganze in den letzten Jahren üppig ins Kraut geschossene Literatur zogen und auf die man noch im vergangenen Herbst eine wunderliche Studiengesellschaft, Studien- und Wirtschaftsgesellschaft zugleich, gegründet hatte, sind wir nun jach emporgescheucht worden. Jetzt fielen die Binden von den Augen, und die bislang nicht sehen wollten, beginnen zu erkennen, wie fürchterlich sie in die Irre gingen. Mongolenblut hatte den das Sarenreich beherrschenden großrussischen Stamm im Mittelalter, dem dort wirklich dunklen, vergiftet. Was dann noch zu verderben war, besorgte ein bis ins Mark verfaultes Regime, jener „durch Meuchelmord

gemilderte Despotismus“, bei dem der jeweilige Zar nur ein schwacher und schon um deswillen von Natur treulosser Figurant ist in der Hand ehrgeiziger und räuberischer Cliquen. Rußland hat seine Existenz nur zu bewahren vermocht, indem es seine besten und feurigsten Söhne knechtete und schändete, die Indifferenten durch materielle Vorteile und einen Freipaß für jedes böse Gelüsten an sich kettete und die breite Masse für Hunger und Druck, für alle Lüge und Niedertracht einer verkommenen Bureautratie dadurch zu entschädigen versuchte, daß es die Seelen der dumpf Dahindämmernenden mit der Vorstellung von einer unermesslichen, sieghaft über den Erdball vordringenden Macht nährte. Inmitten dieser sarmatischen Vorstellungswelt erschien der Deutsche mit seiner strengen Rechtlichkeit, seinem Pflichtgefühl, seinem unausrottbaren Ordnungssinn wie ein ernster, unbequemer Mahner. Der Deutsche schlechtthin, nicht bloß der im Reich und Österreich organisierte: auch die zwei Millionen unter demzepter des weißen Zaren siedelnden Volksgenossen. So wuchs aus Neid, Verdruß und dem Pöbelhaß wider den besser vorwärtskommenden „Fremdländischen“ jene eiskalte Feindseligkeit auf, die nur noch das eine Ziel kannte: in unserem neuen Reich das deutsche Wesen überhaupt zu treffen und zu solchem Ende sich seit Jahren Weggefährten und Bundesgenossen warb. Sie zu finden war nicht schwer. Die Welt ist eine ungeheuer konservative Institution. Zu lange hatte sie sich gewöhnt, in den Deutschen arme Teufel zu sehen, die, indes sie mit erstaunlichem Erfolg über die letzten und tiefsten Dinge nachdachten, zum Ergötzen des „Umstandes“ einander zerfleischten, als daß sie den Anblick der auf eine ebenso erstaunliche Art in allem Irdischen heimisch gewordenen, machtvoll aufstrebenden einigen Nation nun wie etwas Unabänderliches hätte hinnehmen mögen. Dennoch: das Rentnervolk der Franzosen, die ein halbes Jahrhundert auf ihre Revanche gewartet hatten, hätte wohl auch noch länger gewartet, und auch mit England wäre, trotz der habituellen Treulosigkeit seiner Staatsmänner, mit der Zeit ein Arrangement zu finden gewesen. Nur Rußland, das allein in der angenehmen Lage war, nichts verlieren zu können — nicht Geld und nicht Ehre, und die Millionen, die es zur Schlacht treibt, haben drüben keinen Kurzwert —, konnte und mochte nicht länger warten. Darum werden wir, wenn die Friedensglocken erst wieder ins Land läuten, wohl mit den Westmächten so oder so in ein neues nachbarliches Verhältnis kommen. Mit Rußland nie wieder. Die (nebenbei nie erwiderte) Freundschaft mit Rußland ist „zerbrochen“, hat unser Kaiser in seiner prächtigen Thronrede gesagt. Wie er, empfinden von nun ab alle Deutschen. . . .

* * *

Das ist das eine, was wir diesem furchtbar ernststen Kriege verdanken; es ist nicht das Einzige, bei aller Bedeutsamkeit längst nicht das Wesentlichste. Da ich dies schreibe — am fünften Mobilmachungstag — stehen wir erst in den Anfängen des Völkerringens. Unser Aufmarsch ist noch nicht vollzogen; erst unsere Vorhut traf an ein paar Stellen auf den Feind. Trotzdem haben wir schon einen stolzen Sieg errungen, den größten vielleicht: den Sieg über uns selbst. Ob draußen im Felde, wie wir hoffen und beten, unsere Waffen gesegnet sein werden, steht in Gottes Hand. Dies eine bargen wir schon als köstliches Gut: die Erneuerung

der Nation an Haupt und Gliedern. Wer die letzten Julitage und die erste Augustwoche mit erlebt hat, der wird, auch wenn ihm das Geschick das Glück verweigerte, mit hinausziehen zu dürfen mit den Brüdern, die Erinnerung daran bewahren als an sein schönstes Erleben. Wie aus tausend verschütteten und verschlossenen Brunnen begann es plötzlich um uns zu rauschen, und was daraus emporquoll, war lauter und klar, wie das Quellwasser des Gebirges. Das war ja nicht das Größte an diesen Tagen, daß den Menschen in der wirren Vielheit auf sie einstürmender Eindrücke ihre Wände zu eng wurden und sie mit den anderen hinausstürmten auf die Straßen und Plätze, in Gesängen und Reden dem Ausdruck geben, was schier zum Zerspringen die Brust ihnen erfüllte.

Das alles war erhebend zu seinem Teil, riß die Gemüter empor und goß auch denen, die sich rüsteten, ihr Liebstes herzugeben, Feuerglut in die Adern. Das Schönste aber blieb doch das heimliche Wesen, das darunter und daneben sich aufstat. Wir alle miteinander waren in Gefahr geraten, ein wenig oberflächlich zu werden; an Hoffart, Sand und derbe Diesseitigkeit unser Herz zu hängen. Nun fiel wie mit einem Schlage das von uns ab, und mit Staunen sahen wir altmodischen Leute, denen ein Leben ohne religiöse Bindung und Hoffnung immer eine trostlose Armlichkeit gegolten hatte, wie alle diese Klugen, Selbstsicheren, mit sich und der Welt scheinbar Fertigen den Weg zur Kirche zurückfanden; wie es sie trieb, vor dem bislang ihnen unbekanntem Gotte das Knie zu beugen. Inmitten des lauten Straßentreibens waren (was in Wahrheit ja auch keinen Widerspruch bedeutet) wir alle zusammen recht still geworden. Tag für Tag wurden wir Zeugen neuen Heldentums. Wir sahen unsere Freunde in Parlament, Bureau und Behörde, obschon ihnen im Gedanken an Weib und Kinder heimlich das Herz beben mochte, noch am letzten Tag vor der Einberufung in gelassener, hier und da nur ein wenig wehmütig gefärbter Heiterkeit ihrem Berufe nachgehen. Wir stießen auf dasselbe strenge Pflichtgefühl, das das Schwerste wie eine Selbstverständlichkeit übt, bei unseren handarbeitenden Brüdern; wir erlebten, wie Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung in ihre kaum mannbaren Söhne drangen, das junge frische Leben dem Vaterland zu weihen. Das ließ uns still werden; still und ehrfürchtig vor den geheimnisvollen Mächten, die so in der Seele der Nation sich offenbarten. Und mit einem Male waren wir wirklich ein Volk von Brüdern geworden. Was dreißig Jahre Sozialpolitik nicht vermocht hatten — der russische Treubruch hatte es uns in einer Nacht gelehrt: die Unbefangenheit des Verkehrs zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen, und es war rührend zu beobachten, wie leise, schonend und betulich wir selbst im Gebiet norddeutscher Schneidigkeit einander nun begegneten. Bescheiden waren wir geworden, ganz demütig und bescheiden; fortgeweht wie Spreu vor dem Winde alle Überheblichkeit, geblieben einzig und allein das Bestreben, das Leben, von dem man jetzt weniger denn früher wußte, wie lange es noch währen möchte, einander zu erleichtern.

An dieser Reformation des deutschen Geistes trägt unser Kaiser nicht geringen Teil. Er hatte den Grund gelegt zu dem allgemeinen deutschen Burgfrieden, dessen balsamischen Märchenduft wir nun atmen; er hat zuerst seinen Gegnern die Hand entgegengestreckt, da er den Tausenden und aber Tausenden, die sein

Schloß umdrängten, zurief: „Ich kenne von jetzt ab nur noch Deutsche.“ Kaiser Wilhelm und sein Volk haben einander oft nicht verstanden, und mancher von uns — ich selber bekenne es reumütig — ist ihm bisweilen mit übellautiger Kritik genäht. Vorüber, gottlob vorüber! In der Alexandrowsker Dependance von Peterhof schließt der zweite Nikolaus, nachdem er in der Angst vor dem ihn umdrohenden Meuchelmord eine Welt in Brand gesteckt hat, sich fröstelnd ein. Aber unser Kaiser bestellt, wie ein rechter christlicher Hausvater, bevor es an das Ringen um Ehre und Existenz geht, sein Haus. Vermählt in soldatischer Nottrauung dem einen Sohne die aus der Sphäre der Nichtebenuit ertorene Braut, verlobt und vermählt ein paar Tage später darauf auch den anderen. Nimmt mit ihnen allen, mit Frau, Tochter, Schwiegertöchtern und Eidam das Heilige Abendmahl und sendet die Söhne dann einen nach dem andern ins Feld. Und zwar nicht in bevorzugte Posten, wo sie — Weretschagins aufrührerischer Pinsel (das Bild hängt in der Moskauer Galerie Tretjakow) hat einen ähnlichen Vorgang aus dem Russisch-Türkischen Kriege festgehalten — aus sicherem Port dem Massentod behaglich zuschauen könnten, sondern als schlichte preußische Offiziere in Reih und Glied mit den anderen. So ist in diesen Tagen ein neuer Bund zwischen Kaiser und Volk geschlossen worden. Der Gefühlstoyalismus, der schier ausgestorben schien, hat wieder Boden in unserem Volk.

In diesem wunderbar tröstlichen Bild eines in Not und Gefahr neuerstandenen Deutschland hat aber auch die Sozialdemokratie ihren Ehrenplatz zu beanspruchen. Wer im Reichstag mit ansah, wie die 111 sozialdemokratischen Abgeordneten bei der Rede des Kanzlers spontan in die Höhe schnellten und an dem begeistertesten Händeklatschen des Hauses sich beteiligten; wer dann Haases Gelöbnis mit anhörte: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr unser Vaterland nicht im Stich“, dem feuchteten, im Angesicht des einen Ungerechten, der Buße tat, unwillkürlich sich die Augen. Von der „vaterlandslosen Sozialdemokratie“ wird man nie wieder sprechen dürfen. Auch das ist ein Segen dieses furchtbar ernstesten Krieges. Wir streben auf verschiedenen Wegen der Wohlfahrt des deutschen Volkes zu. Aber seine Wohlfahrt, die Ehre und Größe des deutschen Namens wollen wir alle, alle . . .

* * *

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, werden schon manche Schlachten gekämpft sein und manche Wunden geschlagen. Wir werden leider mehr deutsche Männer und Frauen in Trauer sehen als sonst und manchen beklagen, der, ein fröhliches Scherzwort auf den Lippen und ein verräterisches Zucken im Auge, vor ein paar Tagen erst von uns Abschied nahm. Und doch, glaube ich, gibt es keinen unter uns, der wünschen möchte, diese wahrhaft große Zeit nationaler Wiedergeburt nicht miterlebt zu haben. Wir haben an dem tiefsten Quell des Menschentums geseffen und Offenbarungen sind uns geworden, die unser ganzes bisheriges Gedankengebäude umstießen. Weiß Gott, das Leben ist der Güter höchstes nicht! Das lehren uns unsere Jünglinge, die aus den Hörsälen der Universitäten und den Schulen zu den Aushebungsstätten eilen und flehen, über vorhandene kleine körperliche Mängel hinwegzusehen und sie ja einzugliedern in die Reihen der Streiter. Und das empfinden wir Älteren und so oder so Dienst-

untauglichen täglich aufs neue, da wir ein gewisses Gefühl der Scham nicht los werden, nicht mit dabei sein zu dürfen. Was wir sonst wohl in hochgemuten Stimmungen gelegentlich niederschrieben, ohne viel darüber nachzusinnen, begreifen wir jetzt als erschütternde Wahrheit: daß das Einzelindividuum eine bescheidene Zufälligkeit ist und nur im Zusammenhang der Generationen Menschentum und Nation Wirklichkeit werden. Für diese große Idee machten wir, ein Volk von Idealisten, das alle Eigensucht abtat, uns marschfähig, zu siegen oder unterzugehen. Ein Drittes — wir wissen es alle — gibt es nicht. Nur in einem siegreichen Kriege kann das deutsche Wesen sich behaupten . . .



Des deutschen Reiters Abschiedslied

Nach einem fliegenden Druck des Jahres 1612

Die Sonne scheint auf den harten Frost,
Ins deutsche Land kam neue Post,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, man hört die Trommeln schlan,
Es geht an allen Orten an
Zu Wasser und zu Land.

Wie wird aber geschehen mir,
Mein edler Schatz und schönste Bier?
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, und stell' dein Weinen ein,
Es kann und mag nicht anders sein.
Mein Schatz, ich scheid' von dir.

Anstatt deiner schönen Gestalt
Mein apfelgrawes Roß ich halt,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, und geh' es in den Tod,
Oder aus bitt'rer Kriegesnot,
Die Bügel spann ich an.

Für deinen süßen roten Mund
Rüß ich die bleiernn Rüglein rund,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Anstatt dein zarte Fingerlein,
Halt ich jetzt in den Händen mein
Den Degen und Pistol.

Die Klarheit, Schatz, der Augen dein,
Ist mir ein glänzend-heller Schein,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, der leucht' mir überall,
Wohl über Berg und tiefe Tal,
Bis mitten in den Feind.

Noch dieser Trunk zu guter Nacht,
Sei dir, mein lieber Schatz, gebracht.
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, bei diesem Ringelein,
Wollst du dieweil gedanken mein,
Bis ich komm wieder zu dir.

Nun mag es gehen, wie Gott will,
Mein Leben steht in Gottes Ziel,
Frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Frisch auf, und ist die Welt im Brand,
Für mein Herzlieb und Vaterland
Seh' ich mein Leben dran!





Eine Dämmerstunde

Psychologische Studie von Alwine von Keller

(Schluß)

Es war Sommer. Wie damals, als ich als kleiner Bursche zuerst nach Wentenhof kam, fuhren wir am Abend vom fernen Bahnhof hinaus. Die Gerste leuchtete zartgrün, die Kiefernränder glühten, in Streifen lag der Sonnenglanz zwischen den roten Stämmen, und über uns war das unaufhörliche Jubeln der Lerchen am weiten, lichten Himmel. Der Duft der Heimat umfing uns und die schwermütige, zaubervolle Einförmigkeit der deutschen Ebene. Die Abendsonne lag auf den vielen Fenstern des Westflügels, als wir einfuhren, und sie schlug wie Flammen aus den Räumen heraus, daß es blendete.

■ Auf der Diele stand wie damals eine weißgekleidete Frau, sie streckte die Arme mir entgegen und hielt mich wortlos eine lange, stille Minute. Dann schauten mich die Augen meiner Mutter an, blickten nur in die meinen hinein, tief, still, strahlend in selbstvergessenem Vereinen unseres Lebens, durch alles Fremdgewordene hindurch schauend bis auf den Grund meiner Seele. Und in mir war ein Jauchzen wie als Kind! Mutter und die Heimat! — Ich hatte vergessen, daß das so köstlich war.

Etwas später, nachdem ich mich zum See zurecht gemacht hatte, ging ich sehr langsam durch den oberen Flur und langsam die Treppe hinab, denn jede Lüre und jedes Bild, jeder schräge Streifen des Dämmerlichtes sprach zu mir, und ich nahm von allem wieder Besitz.

Die Diele schien mir ein wenig verändert, lichter als früher. Eine Fülle der Blumen, die ich am meisten liebte, stand auf dem Eßtisch, eine dunkle Rosenart, die nur an der Südterrasse wuchs. Die Türen zu den Zimmern standen alle offen, ich sah durch sie und wieder durch ihre offenen Fenster und Glastüren auf Terrasse und Garten und auf die alten Bäume, in denen die Bienen summten. Überall waren Blumen, all meine Lieblinge, die Nelken von meinem alten Beet, meine Margaretenblumen, Rosen. Ein Festliches lag über dem Hause.

Meine Mutter stand am Klavier ihres Wohnzimmers und sprach mit Ranik, den ich bereits begrüßt hatte. Sie unterbrach sich nicht, als ich kam, sie wandte

mir nur den Kopf zu, lächelte und streckte mir die Hand entgegen. Da stand ich denn an ihrer Seite, den Arm um ihre Taille gelegt, und fühlte, wie froh sie war, daß ich da neben ihr war, und daß ihre Seele ganz wie meine von der Freude des Zusammenseins erregt und erfüllt sei. Sie erzählte gut, stark und dramatisch, mit Bildern von feiner und kräftiger Anschaulichkeit; sie sah die Dinge, die sie erzählte; ich lauschte aber nur ihrer Stimme, in der mir ein Neues zu klingen schien. Und ich schaute sie an; dabei wurde mir klar, daß mein Auge nicht treu gewesen war. Sie sah anders aus, als ich sie gedacht hatte. Immer hatte ich sie so vor Augen gehabt, wie ich sie am Abend vor meiner Abreise gesehen hatte.

Meine Augen schweiften über die alten Räume, aber ein Neues, das ich überall empfand, ohne sagen zu können, worin es lag, nahm meiner Begrüßung die stürmische Vertraulichkeit.

Alles schien unverändert. Es war derselbe alte Teerisch, das alte Leinen, der silberne Teekessel, unter dem das blaue Flämmchen sich in Zuckerdose und Tablett spiegelte, dasselbe alte schöne Kristall, der Duft meiner Rosen, und der alte Mäurer, der servierte.

Die Unterhaltung war anders als die, die wir früher hier führten. Wir sprachen lebhaft und meist von China, da Ranik ein feiner Kenner und Sammler chinesischer Kunst war. Vaters Platz war leer. Seine geräuschvolle Stimme unterbrach kein Gespräch. War das das Veränderte in diesen Zimmern, das ich empfand und das mich verwirrte? Mutter saß anstatt seiner an der Spitze des Tisches und leitete die Unterhaltung. Immer wieder wurden meine Augen auf ihr Antlitz gezogen. Es war mit so neu.

Denn sie schien wie wieder jung geworden. Etwas Elastisches war in ihrem Gang, etwas Lebensvolles und Straffes in all ihren Bewegungen. Ihre Stimme klang so jung und frisch, und von ihr ging eine Freiheit aus, die mich befreudete.

Ja, befreudete. So war's. Befreudete und in mich selbst zurücktrieb, denn ich war nicht heimlich in ihr, da ich sie so anders fand, als ich sie erwartet hatte, anders als sie in meinen Vorstellungen gelebt hatte. So kam es, daß ich an ihrem Tische mich wie ein Gast mit ihr unterhielt.

Nach dem Abendbrot ließen wir Bergen bei Ranik, ich zog ihren Arm durch den meinen und ging mit ihr auf die Terrasse. Dort gingen wir in der milden Sommernacht auf und ab wie früher, wenn Vater abends lange mit Gästen beim Wein und bei der Zigarre am Tisch blieb. In mir war ein drängendes Bedürfnis, von jenem Damals zu sprechen, gleichsam als könnte ich die volle Vertraulichkeit mit ihr darin wiederfinden.

'Weißt du noch?' fragte ich sie einmal ums andere, ich, der immer in der Gegenwart lebte oder vorwärts gerichtet, ich war hungrig nach der Vergangenheit. Von Vater wagte ich aber nicht zu sprechen. Seine Abwesenheit und die letzten Erinnerungen waren mir zu unmittelbar bewußt, und mein Herz war zu erschüttert von der Heimkehr, von Freude und Unruhe, um die Kunde von den letzten Jahren seines Lebens mit allem, was sie in mir auslösen würde, zu wünschen.

Mutter ging mit ihren großen, eleganten Schritten neben mir. Wenn das Licht aus dem Wohnzimmer auf sie fiel, sah ich, daß ihr Gesicht kindhaft froh war.

Es schimmerte wie eine Blume in der Sommernacht. Sie antwortete heiter und zärtlich auf meine Reminiscenzen und schien meine Ratlosigkeit nicht zu bemerken. Als ich ihr aber gute Nacht sagte, legte sie mir die Hände einen Augenblick auf die Schulter und sah mir in die Augen, und ich fühlte, wie sehr sie mich liebte.

Sie sah mich voll so lächelnden Zuwartens an, als sei ich noch ein Kind, und ihre Augen baten: ‚Komm doch nach Hause!‘ Aber ich wurde der Verwirrung nicht Herr. Vergangenes und Gegenwärtiges stürmten in mir.

In der Nacht träumte mir, ich hielte zwei sehr verschiedene Bilder in den Händen. Sie waren mir bekannt und doch fremd, ich beugte mich darüber, um sie zu erkennen. Da sagte Mutter, die neben mir stand: ‚Schau, das beides bist doch du!‘ Ich sah angestrengt auf die Bilder und erkannte, daß es zwei Frauengesichter seien, ein altes, müdes, harmvolles Weib, mit den kleinen Strichen und Schatten der Resignation und Trauer, und ein strahlendes, blühendes Frauenantlitz. Ich prüfte und verglich sie, da trübten sich unter meinen Augen beide, und ein drittes Antlitz schaute daraus hervor, zu dem ich im Traume sprach: ‚Das bist du, Marie-Luise von Wenten, Schloßfrau vom Wentenhof!‘ Da zerrannen die Bilder völlig. Ich stand am Strand der See. Zu meinen Füßen erhob sich eine Welle, schäumte auf und strömte hinaus, kam mit der Flut wieder hinein, flutete und ebhte, ebhte und flutete ins helle Weite und sang leise: ‚Dies bin ich, Marie-Luise von Wenten, Schloßfrau vom Wentenhof.‘

Es war spät, als ich am nächsten Morgen erwachte. Von unten klang Mutters Stimme zu mir herauf. Sie sang. Berger begleitete sie. Zwischen den Liedern hörte ich sie lachen und plaudern. Ihre Stimme beim Sprechen wie beim Singen war voll Kraft und Wärme, eine Stimme, die selbst ein Lied schon schien, so vibrierte persönlicher Rhythmus in ihren reinen Klängen. Sie war an diesem Morgen voll Jubel, mühelos und frisch klang sie in den Park hinaus.

Ich sprang aus dem Bett und zog mich eilends an, ärgerlich, zu spät zu sein. Ganz vertieft in die Musik, hörten sie aber beide nicht meine nahenden Schritte. Ein Lied folgte dem anderen, jetzt Schubert, jetzt Brahms. Schließlich verließ ich die Veranda, wo ich gelauscht hatte, und ging in den Garten, weiß der Himmel ein wenig eifersüchtig und schmollend auf Klavier, Stimme und Bergen, da ich ihre wegen vergessen wurde. So mag ich wohl eine halbe Stunde auf und ab gewandert sein, als ich Mutters Stimme meinen Namen laut rufen hörte. Sie stand auf der Veranda, beschattete ihre Augen vor der blendenden Sonne und rief zu meinen offenen Zimmerfenstern hinauf: ‚Kommst du nicht endlich, Jürgen? Jürgen! Jürgen! Nun hast du lange genug geschlafen!‘ Da sprang ich geräuschlos in meinen Tennisschuhen über die Brüstung und umfing sie von hinten und fühlte ihr lachendes Erschrecken, ihre Freude und ihren Gutenmorgengruß als ein neues Geschenk.

Nach dem Frühstück gingen wir über den Hof und durch die Ställe, fuhren über die Felber und auf Umwegen durchs Dorf zurück. Das war eine Überraschung!

Ich verstand genug, um zu sehen, wie viel in den Jahren meiner Abwesenheit geschafft worden war. Nun erfuhr ich auch, daß es nicht gewesen war wie ich angenommen hatte, daß Ranik und dem neuen Inspektor alles überlassen gewesen wäre, sondern Mutter hatte überall die Initiative in ihren eigenen Händen be-

halten, und wo Verwahrlosung gewesen war, selbst mit ganzer Kraft ihren Willen zur That gestattet.

Es waren nirgends sehr augenfällige Veränderungen, aber von dem neuen Maschinengebäude an bis zu den schmutzen kleinen Gärtchen vor den zum Teil neuen Arbeiterhäusern sprach alles von ihrer Tätigkeit und von ihrem anordnenden Geschmaç. Ihre Arbeit war dem Bestehenden eingegliedert und angegliedert, als Resultat wirkte das Ganze neu. Ranik hatte es ihr durch die Hypothek, die er seinerzeit meinem Vater verweigert hatte, und durch eine größere Summe ermöglicht, ihre gemeinsamen Pläne durchzuführen; der Staat, der die alten Güter gern im alten Besiß erhalten sehen mochte, hatte ihr durch eine hohe Subvention weitere Mittel in die Hände gegeben, um die Arbeit durchzuführen und die drängendsten Schulden abzutragen.

Ich staunte. Sah ich in meine Kinderzeit zurück, konnte ich es nicht begreifen, daß es meine Mutter sein sollte, die dies angegriffen und hinausgeführt haben sollte; sah ich aber die Frau an meiner Seite, so verstand ich's, denn ich fühlte ihre klare, maßvolle Kraft und ihre gesammelte Energie.

Sie begann mir zu erzählen, wie sie dazu gekommen war. Vaters langes Kranksein hatte ihr manchen Einblick in seine Arbeit gegeben, und was sie vorher nur gefürchtet hatte, ihr zur Gewißheit gemacht. Die Mißstände aber, die ihr zu Augen kamen, hatte sie eben so wenig wie er abschaffen können; hatte ihm Kraft und Können dazu gefehlt, so mangelte es ihr nicht nur an Freiheit, sondern ihr war der Gedanke, eigenmächtig einzugreifen, während seines Lebens überhaupt gar nicht gekommen, und abgesehen davon fehlten ihr ja völlig die Mittel.

Nach seinem Tode, nach der schweren Pflege brach sie zusammen. Es müssen Monate großer Qual gewesen sein. Sie sprach nur knapp davon. Aber ich begriff, daß sie ihr Leben, auch soweit sie es in ihm gelebt hatte, plötzlich als fruchtlos empfand, als ein Dienen des Todes. Ohne Ziel in sich selber stand sie vor einer großen Leere.

Das einzige, was sie damals hielt, war das Wissen, daß sie mir den Weg gebahnt hatte. Mein Glück gab ihr in dieser Zeit, in der sie ihr Dasein, rückwärts gesehen und vorwärts geahnt, als nutzlos empfand, eine Art Lebensrechtfertigung. So saß sie ganz im Finsternen, bis sich langsam ihr Pflichtgefühl der Betäubung entriß und sie zum Ordnen der Verhältnisse trieb, aus denen sie sich lösen wollte.

Aber das Ordnen war schwerer, als sie es sich gedacht hatte. Es zog immer weitere Gebiete in ihren Blick. Sie fing an zu kämpfen gegen die Widrigkeiten, die sie umringten. Sie sah neben erfolgloser Redlichkeit sich umgeben von Unehrlichkeit, Vernachlässigung, Unlauterkeit. Forderungen mannigfacher Art traten an sie heran, sie mußte ihnen zu genügen suchen, und ehe ein Jahr verging, war sie mitten in einer Tätigkeit, die alle Kräfte ihres Geistes und Körpers beanspruchte.

Dabei lebte sie auf. Neue Fähigkeiten erwachten und mit ihnen eine Erbitterung gegen alles, was sie unterjochen wollte. Der Gedanke, Wentenhof zu verpachten, trat in den Hintergrund; sie wollte ihn erst wieder ins Auge fassen, wenn es ihr gelungen war, sich völlig zu orientieren und eine vorläufige Ordnung herzustellen. Täglich drang sie tiefer und freudiger in die neuen Aufgaben ein.

So aus Pflichtgefühl und mit Troß schritt die Arbeit fort, die nicht nur eine äußere Reorganisation schaffte, sondern auch die ihres ganzen inneren Wesens.

Sie war knapp im Erzählen von sich, aber ich fühlte, wie sie unter diesem selbständigen und rückhaltlosen Tun erblüht war, wie alles Gebundene in ihr sich gelöst hatte zu einer neuen Freiheit, und ihr Verzagen an sich selbst in restlosem Erfüllen der neuen Lebensansprüche in eine neue und hohe Sicherheit sich verwandelte, so daß ein Tag kam, an dem sie ihre Vergangenheit und Gegenwart als eine Einheit begriff und ihres Lebens in seiner geborgenen und verborgenen Entwicklung jung und freudvoll inne wurde.

So war meiner Mutter Leben in den Jahren, in denen ich sie passiv lebend geglaubt hatte.

Fern davon war ich, das alles damals schon klar zu begreifen. Ich sah nur ein Neues umher und ein Neues in ihr, an dem ich keinen Anteil gehabt hatte. Ich fühlte, daß sie mir nicht mehr so gehörte wie früher, daß sie nicht mehr ein Teil von mir war und ich von ihr, sondern jeder ein auf sich gestellter Einzelner. Wie sie bald nur auf etwas hinweisend und es kurz erläuternd, bald lebhaft erzählend neben mir her schritt, empfand ich, wie froh und stolz sie war, mir die getane Arbeit zu zeigen, und ich nahm teil daran, so gut ich konnte, aber doch wie an etwas Fremdem. Ich sah ihre gebräunten schlanken Hände, sie hatten das leise Beben von früher verloren. Ihren Kopf trug sie nicht mehr gesenkt, aufgerichtet, mit leichten freien Schritten ging sie an meiner Seite.

Und mich übermannte neben ihr ein mir unerträgliches Gefühl der Vereinsamung, wie ich es nicht in der Fremde gekannt hatte. Ja, es wurde mir schwer, dann so ruhig mit ihr durch den blühenden Park zu gehen und nicht wegzulaufen, um im Hause die stille, blasse Frau zu suchen, die Mutter meiner Kindheit, die auf mich wartete.

Der Zwiespalt dauerte in meinem Inneren nun tagelang fort, gleichgültig, ob wir draußen oder drinnen, ob ich allein oder im Austausch mit anderen war. Er verfolgte mich bis in meine Träume. Schließlich am Nachmittag des dritten oder vierten Tages nach meiner Heimkehr wurden mir Haus und Garten für meine Unruhe zu eng, ich nahm ein Pferd und ritt aufs Geratewohl meilenweit über Land. Mittags lehrte ich, um das Pferd rasten zu lassen, in einem entfernten Dorfgasthof ein und ritt erst wieder nach Hause, als die untergehende Sonne den Rand der Wälder und das reife Feldgetreide erglühn ließ.

Ich hatte den ganzen Tag mit mir selber gerechnet und gehabert wegen des unverständlichen Brennens in meinem Herzen, und versucht mir klar zu werden, warum mein innerstes Wesen sich aufbäume gegen das Neue, da ich doch überall und immer zu jedem Gegenwärtigen bereit gewesen war wie zu einem Fest. Ich konnte mir's nicht ergübeln. Mir war, als nähme ich Abschied von etwas Feuerstem, anstatt daß ich ihm neu begegnet war. Keine Gründe und kein Schelten nahmen mir das imponderabile Gefühl der Schwermut und der Schwere, ja einer bisher ungelaknten Heimatlosigkeit. Ich schalt mich einen Egoisten, dem es Bedürfnis sei, sich Mittelpunkt und unentbehrlich zu wissen, aber ich wußte im Grunde, daß es eine Enttäuschung dieser Art nicht sei, die auf mir lastete. So ließ ich denn

schließlich das Simmen und ritt in der sehnfüchtigen Hoffnung beim, daß es Mutters Nähe doch wieder gelingen müsse, mir meine kindhafte Zugehörigkeit wiederzugeben.

Es war schon ziemlich spät. Mäurer, der mir Hut und Peitsche abnahm, meldete, es seien Gäste zum Tee gekommen, der im Garten eingenommen würde. Noch wäre man draußen. Kurz danach stand ich unter der großen Eiche, wo meine Mutter inmitten eines kleinen, lebhaft plaudernden Kreises von Menschen saß. Sie begrüßte mich, als habe sie mich vermißt, dann wurde ich vorgestellt, und im nächsten Augenblick war ich mitten in einer Unterhaltung mit Raniß, neben den ich mich setzte. Zur Rechten saß mir die junge Gräfin Rittberg, ihr Mann uns schräg gegenüber, ihr zur Seite Bergen, dann kam meine Mutter, mit der sich ein schlanker, blonder Mann angelegentlich unterhielt. Aus der Unterhaltung merkte ich, daß er Pole sei; er sprach von slawischer Dichtung, und zwar mit jener echten Kenntnis und zugleich Hingerissenheit, die den Worten Nüchternheit und Präzision gibt, ohne ihnen ihr Feuer zu rauben. Er sprach gut, und meine Mutter verstand sich auf ein Zuhören und Fragen, das feine und erlesene Antworten hervorlockte.

Ich folgte den Worten und auch der Plauderei meiner Nachbarin nur flüchtig, denn ich sah das sprechende Paar mir gegenüber im Abendlicht und im grüngoldenen Abendschatten so reizvoll in Farbe, Form und Geste, daß ich nur schauen mochte. Der Hintergrund des Rasens, der tonige Halbschatten, das zage Violett von Mutters Kleid, das Flimmern braunen Lichts auf ihren schweren Böpfen gab eine Stala feiner Farbentöne, und ihr erhelltes Gesicht wirkte darin wie eine Vision. Im Geiste wählte und mischte ich Farben, als stände ich vor der Palette, oder als müsse ich nachher alle Schattierungen auf die Leinwand bannen. Ich sah ihr Gesicht, als sähe ich es zum ersten Male, und freute mich dessen. Meine Mutter war schön, eine leise beredsame Schönheit, die von innen heraus die reinen, zarten Linien ihres Gesichtes verklärte, entzündete und ihr einen Zauber gab, den wenige Frauen haben und der stark wirkt, gerade weil er sich in Worte nicht fassen läßt. In meiner Kindheit hatte ich sie oft als Blume gezeichnet, in diesem neuen Sehen begriff ich das lächelnd.

Darüber mochten Minuten oder Viertelstunden vergangen sein, ich wußte es nicht, ich antwortete wie im Traum meiner Nachbarin, hörte ihr Lachen und Plaudern wie das Zwitschern eines Vogels und war schließlich erstaunt, als wir auf der Rampe standen und den Gästen zuwinkten, die uns über den Wagenschlag ein letztes ‚Auf Wiedersehen!‘ zuriefen.

‚Alter Träumer!‘ sagte Mutter zärtlich und fuhr mir mit der Hand übers Gesicht. Da ergriff ich ihre beiden Hände, schaute ihr beglückt in die lieben Augen und sagte übermütig: ‚Morgen beginn‘ ich dich zu malen, Marie-Luise von Wenten! Dreiviertel Größe, Öl, in diesem Kleid!‘

Nun begann ein Neues. Mich lockte das Porträt, und darum lockte mich das Neue. Oder war es umgekehrt? Jedenfalls war mir wie vor einem Eroberungszug in ein unbekanntes Land: meine Muskeln strafften sich, — ich dachte nicht mehr an mich, nur noch an die Arbeit. Kam in einer heißen, trozigen Aufwallung wie

ein Kindesleid das Heimweh nach Früherem noch über mich, so vertiefte ich mich in ihren Anblick, und der zog meine Gedanken von mir fort zu ihr hin. —

Lange Stunden waren wir zusammen, lange, köstliche Stunden. Sie konnte auch den Schweigsamsten auslösen. Wie sie es tat? Sie begann irgend etwas zu erzählen, oft irgend ein Geringfügiges und Alltägliches, dem ihr Humor, ihre eindringende Liebe, das Mitschwingen ihrer Seele ein Charakteristisches abgewann, so daß die kleinen Geschichten von Pächter Martin, vom Hund des Schäfers, von der schüchternen Ruhmagd ebenso wie das politische Drama, das sich hier im früheren Polen vor unseren Augen abspielte, mit der Frische und Kraft des Lebens vor mir gestaltet wurden. Und das löste auch mein schweigsames Sein und ich begann mich ihr nun mitzuteilen, wie noch nie vorher einem Menschen; denn Dinge, die in mir nicht Bewußtsein und Klarheit gewonnen hatten, lebten gegenständlich auf, sobald ich mit ihr plauderte. Alles Erlebte, Gedachte, Geschaute wollte vor ihr Wort werden, gleichgültig ob es etwas Wesentliches oder Unwesentliches war. Aus den verstecktesten Winkeln meiner Erinnerung, aus den verborgenen Regungen meines Wesens drängte sich Bild und Empfindung hervor und zu ihr hin.

Neues Leben war in mir erwacht, und aller bisherige Besitz wurde mir dadurch als ein Reichthum neu und strahlender zu eigen, und brausend und flutend strömte es alles zu ihr.

Ich konnte nicht stille sein. Ein Gespräch waren alle Tage mit ihr, und verließ ich sie des Abends in der Diele, so freute ich mich schon auf den nächsten Tag. War ich oben in meinem Zimmer, und atmete rings das schlafende Haus, kamen mir oft Verse, weiß Gott woher, denn ich hatte nie vorher gedichtet. Arbeitete ich in meinem Nordzimmer, während sie in der Wirtschaft und im Hause tätig war, so war ich dennoch ganz bei ihr: ich malte und zeichnete, ich pfiß, sang, brummte für sie und nur für sie. Mein Herz war voll Überschwang, den ich nicht wie sonst in der Arbeit binden konnte, sondern der darüber hinaus brandete wie ein Strom, der für sein Bett zu stark geworden ist. Oft bedrängte mich auch, wenn ich längere Zeit allein war, die Unruhe und Herzenserregung bis zur Qual: meine Arbeit dieser vergangenen Jahre erschien mir bald nur Dürftigkeit und mühevoll, irrendes Laufen, bald wieder ein Stück kristallisierten Schauens und von einer Vollendung, deren ich jetzt nicht mehr fähig war. Kam aber Mutter und stand vor meiner Leinwand, so klärte sich mein Blick, nüchtern sah ich Fehler und Vorzüge der Arbeit, bloß weil ihr Auge darauf ruhte.

So regte mich ihre Gegenwart an und stillte mein Herz zugleich, daß ich wie von Dampfsheit befreit darin aufatmete. Sanft und doch so lebenspendend nährte mich ihr bloßes Gegenwartigsein.

Zuweilen sah ich die süße Mutter meiner Kindheit in ihr, dann wieder die Schlossfrau von Wentenhof, und wieder zu andern Malen fühlte ich nur die köstliche Frau, die mir gegenüber saß, und zwischen uns spann sich heimlich und verschwiegen eine Zusammengehörigkeit, die kein Begriff ausdrücken konnte und die mir ein Neues war. Es war unter allem Austausch ein wortloses Neigen von Leben zu Leben.

Ich gab mich dem rückhaltlos hin. Doch sehr bald fühlte ich, daß dieses Glück,

das mir jetzt das Leben ausfüllte, ja das mein Leben jetzt selbst war, ihr ein ganz anderes bedeutete und in ihrem Dasein eine andere Stelle einnahm als in meinem. Für mich war das Zusammensein mit ihr eine elementare Notwendigkeit, und für sie schien es nur ein Plus zu sein. Ich ward dessen damals noch nur zuweilen und wie durch Schleier hindurch gewahr, wenn ihr Auge mit einer Zärtlichkeit auf mir ruhte, die ich nicht verstand, gegen die ich mich aber unwillkürlich auflehnte; denn es war ein Blick, wie ihn eine Mutter vom Ufer aus einem Rinde nachsendet, das sie ins hohe Meer schiffen sieht. In solchen Augenblicken empfand ich ihr gegenüber meine Jugend und fühlte, daß sie dort im abgesehenen Wertenhof vom Leben etwas wußte, das mir vorenthalten war, was, wußte ich kaum. Es schien mir, als müsse es wohl das Leid sein, was sie mit so überlegen machte, und ich warb dann um ihre Freude und war glücklich, wenn sie wieder über meine Kapriolen lachte. Sie lachte wie ein Kind aus innerstem Herzensfrohsinn, und dieses ihr Lachen war über alles liebenswert.

Schnell vergingen die Sommertage mit ihr — und die Sommerabende, an denen wir zu viert auf der Terrasse plauderten. Ranik kam jeden Abend zum See herüber, und Bergen war noch immer unser Gast. Aus dem Garten kamen Düfte der Blumen und Bäume und der warmen, reifen, sommerlichen Erde zu uns herauf; gelegentlich klang ein Vogelruf, sonst wob nur die Stille, in der die Grillen zirpten.

Wenn so die Dämmerung herabsank, wurde auch unser Gespräch leiser, und hinter den brennenden Zigaretten träumte jeder von uns in den Abend hinaus. Oft ruderten wir auch des Abends stundenlang auf unsern masurenischen Seen, die weit und schwermütig im Abendlicht lagen, und Mutter sang mit verhaltener Stimme die Lieder unserer Heimat.

Wenn dann Ranik und Bergen uns gute Nacht sagten, dann schritten wir beide noch auf der Terrasse auf und ab, bis sie auch mich verabschiedete: ‚Schluß, Jürgen, der Tag ist aus!‘

‚Gehst du auch gleich schlafen?‘ fragte ich sie einmal. Da führte sie mich in ihr Zimmer, setzte sich auf den großen Stuhl, der früher auf der Diele stand, und sagte wie heimlich: ‚Hier sitz’ ich immer noch ein Weilchen!‘ ‚Wozu?‘ fragte ich lachend. ‚Um den vergangenen Tag noch einmal ins Herz zu fassen und dem kommenden Tag eine Stätte zu bereiten!‘ Diese Antwort war für sie charakteristisch.

Während die lichten Sommertage allmählich kürzer wurden und der Herbst nahte, war das schwellende Leben in meiner Seele nicht abgeebbt. Es war gewachsen. Aber imponderabile Unterschiede zwischen Mutter und mir waren mir immer fühlbarer geworden. Was ich immer stärker empfand, war ihre Unabhängigkeit. Nicht die äußere meine ich — eine innere, in der sie verankert schien, die sie fest und frei machte auch mir gegenüber, der ich bald so abhängig geworden war von ihr, daß ihr bloßes Nahesein mich befeligte, ihr Fernsein mich bedrängte.

Ich empfand ihre Freiheit als eine Grenze unsrer Vertrautheit, als einen Rivalen. Ich begann mich und sie deswegen zu quälen. Sie ging darüber hinweg wie über eine Kinderunart, und mir blieb die Beschämung. Ich erkannte ihre

große Liebe an tausend Zeichen, ich sah, daß niemand, auch nicht ihr Bruder, ihr nahe stand wie ich, ich empfand, mit welcher atmenden Freude sie unser Zusammensein genoß, und dennoch — —

Sie sprach so ruhig von meinem Weggehen im Herbst, und als ich ihr erzählte, ich hätte gehofft, sie würde Wenkenhof verlassen und mit mir leben, zeigte sie mir in ihrer Antwort, daß sie dies gar nicht in Erwägung ziehen könne; als ich noch einmal darauf zurückkam, schnitt sie mir das Wort lachend ab.

Alles dieses erstaunte und verwunderte mich, und unter diesen Empfindungen erwachte ich zu einem neuen Erkennen, das mir bisher verschlossen gewesen war. Es kam mir nicht allmählich, sondern jäh und überraschend.

Es war an einem Nachmittags-Anfang Oktober. Mutter und ich schritten zwischen den bunten Blumenrabatten entlang, auf Bergen wartend. Im Versehen trat ich auf einige überhängende kleine Astern. Sie drohte mir lachend: ‚Fürgen Wenken, paß auf und zertritt mir meine kleinen Astern nicht!‘ Und ich antwortete übermütig: ‚Marie-Luise Wenken, gönn mir doch ein paar!‘ Sie lachte und schalt: ‚Willst du mir wohl meinen Muttertitel nicht vorenthalten!‘

Darüber waren wir beide unversehens ernst geworden und schritten still nebeneinander durch den Park. Ich sah es ihrem sinnenden Gesicht an, daß sie an frühere Zeiten dachte. Auf meine Frage erzählte sie mir dann auch, wie dieser Muttertitel von meinen Kinderlippen ihr ganzes Leben verwandelt habe. Sie hatte eigentlich von mir nicht ‚Mutter‘ genannt werden wollen, der Schmerz, kein eigenes Kind haben zu können, war damals in den jungen Tagen ihrer Ehe noch zu heiß in ihr gewesen, als daß sie Ersatz suchen mochte für das ihr Verweigerete. Sie hatte gedacht, ich würde sie wie ihre anderen Neffen mit irgend einer lieben kleinen Abkürzung ihres Namens anreden. Aber das Wort gewann sie, und so wurde ich ihr gleich vom ersten Tag an etwas anderes als sonst irgend ein Kind.

Während sie mir dies erzählte, war meine Seele in Verwirrung.

‚Früher war der Name richtig,‘ sagte ich mir leise, ‚früher! Aber jetzt? Wie soll ich dich nennen? Was bist du mir geworden?‘

Da sagte ich zu ihr: ‚Wenn aber jetzt Marie-Luise besser zu meinem Empfinden paßt als Mutter?‘

Sie schwieg lange. Dann wandte sie mir ihr Gesicht zu. Es war voll Liebe und Stille.

‚Mein Junge,‘ sagte sie, ‚laß mir den Namen, wenn wir auch jetzt Kameraden geworden sind. Später, wenn du noch jung bist und ich schon alt, dann paßt er wieder.‘

Etwas in ihrer Stimme und in der Bedrängnis meines Innern verbot mir eine Entgegnung. Zudem sah ich Bergen nahen. Da löste ich mich schnell von ihrer Seite und schritt eilends davon, durch den Garten und auf die Wiesen hinaus. Es trieb mich immer weiter zu gehen, als ließe ich vor irgend etwas davon.

Als ich endlich atemlos stehen blieb, da kam es über mich als Klarheit und Not. Ich wußte es plötzlich und konnte es doch nicht fassen und nicht begreifen, daß ich sie mit neuer Liebe liebte und heißem Begehren. Mir kamen Tränen, wie nicht seit Kindertagen. Eine Hoffnungslosigkeit kam mit dieser neuen Er-

kenntnis über mich, die ich nicht wahr haben mochte, denn ich wollte hoffen. Sie wurde auch sofort wieder verdrängt von einem beseligenden Neuergreifen ihres Wesens. Es erstand vor mir, wie ich es noch nie erfasst hatte, alles wurde mir erhellt, ich begriff, warum sie mir fremd war, als ich nach Hause kam, und daß ich nicht die Mutter, sondern Marie-Luise mir entdeckt hatte, als ich sie mir fern empfand.

Ich verstand, daß das, was jetzt mich überwältigte, geboren wurde, als ich sie am ersten Abend meiner Heimkehr mit Raniß sprechend am Kamin fand. Und ich erlebte alle drangvollen, süßen Tage unseres Zusammenseins noch einmal und vergegenwärtigte mir ihre Liebe, die mir täglich nahe gewesen war. Aber gerade die Erinnerung an diese Liebe trieb mich wieder in mich selbst zurück, entmutigte mich, und die Hoffnungslosigkeit überwältigte mich von neuem.

Mit jedem Trieb verlangte es mich zu hoffen, und dennoch war es mir schon in dieser Stunde unmittelbar gegenwärtig, daß das, was in mir stürmte, keine Erwiderung in der Härlichkeit fand, die sie mir schenkte, und ich lag wie betäubt unter dieser Erkenntnis.

So gingen die Stunden. Hoffnung, Seligkeit und Verzweiflung ebten und fluteten in mir.

Es war Abend, als ich heimwärts ging. Die Sonne stand rotverschleiert im Westen, über den Wiesen lag Nebel in feuchten, kalten Streifen, und der Wind trug mir wirbelnde Birkenblätter entgegen. Über den Park flogen die Krähen in dunklem Fluge, wie vorhin dort über den Wald. An den Rabatten arbeitete der Gärtner. ‚Es wird Herbst‘, sagte er und deckte Sammenteiler über einige zarte Pflanzen.

Im Wohnzimmer brannte das Kaminfeuer. Raniß war da, wie allabendlich, und Mutter stand und plauderte mit ihm.

Wie am ersten Abend, so streckte sie auch jetzt mir die Hand entgegen. Ich nahm sie nicht. Mir war es heute unmöglich, wie damals den Arm um sie zu legen und plaudernd mit ihr dort zu stehen. Mein Herz war mir so voll und schwer, ich wagte kaum vor ihr die Augen aufzuschlagen, wiewohl die ganze Breite des Zimmers uns trennte, so wenig war ich Herr meiner Erregung.

Ihre elegante, zarte Gestalt hob sich licht vom warmen dunklen Hintergrund der Vorhänge ab, Kraft und Sicherheit in jeder Linie. Sie sprach und lachte mit Raniß und Bergen. Alles wie immer. Wir saßen dann bei Tisch, die kleine Flamme unter dem Kessel zischte, die Reflexe auf dem Silber und Kristall schimmerten, die Zimmer waren voll traulichen, stillen Lebens. In den Vasen leuchteten meine weißen Astern, und das Rauschen der Bäume im Sturmwind klang herbstlich zu uns herein.

Mir schien der Abend sehr lang. Meine Mutter war stiller als sonst. Zuweilen fühlte ich ihren großen, klaren Blick auf meinem Gesichte ruhen. Er tat mir weh. An diesem Abend vermied ich das Alleinsein mit ihr; zugleich mit Bergen sagte ich ihr gute Nacht.

Ach, warum so ausführlich erzählen, wie ich sie in den nächsten Tagen mied und es doch ersehnte, bei ihr zu sein, wie ihre Nähe mir jede Hoffnung verbot,

wortlos, aber mit so beredsamer Bestimmtheit, daß ich sie vernehmen mußte, so taub ich auch hätte sein mögen vor dieser Sprache, die mir Qual bereitete! Warum erzählen, wie das Auf und Nieder in meinem Herzen ihr fühlbar wurde, und wie ich sah, daß ich ihr Leid zu bereiten begann. Da sprach ich ihr von meiner bevorstehenden Abreise. Ich wollte zu einem lang bestellten Porträtauftrag nach Berlin.

Sie nahm meine Worte still auf. Aber den Tisch reichte sie mir die Hände. ‚Ich warte schon auf deine Wiedertekehr‘, sagte sie nur.

An jenem Abend litt es mich nicht in meinem Zimmer. Mir war, als sei darin nicht Raum für den leidvollen Kampf, der in mir wogte. Das leise Klirren der Lampe bei meinen Schritten im Zimmer mahnte mich, niemand im schlummern-den Hause mit meiner Unruhe zu wecken, und trieb mich hinaus ins Freie. Ich schritt leise durchs Haus, um hinunter in den Park zu gehen. Die Diele war schwach erhellt. Als ich die Treppe hinunterschrift, sah ich Licht aus dem Wohnzimmer meiner Mutter dringen. Die Türe stand weit auf.

Sie saß am Kamin. Mit einem Blick umfing ich das Zimmer; im gedämpften Lampenlicht leuchtete an der Wand nur Michelangelos Bild, auf dem Gottvater, in die Wolke gehüllt, dem lässigen, zur Sehnsucht erwachenden Adam den Lebensfunken entzündet. Mutter wandte mir den Kopf zu, als sie mich kommen hörte. Sie schien nicht erstaunt. Auf ihren Wangen sah ich Tränen, und ihre Hände bebten wie damals, als ich als Knabe aus dem Hause zog. Da fiel ich vor ihr in die Knie, und ehe ich mich versah, hatte ich die Arme um sie gelegt und hielt sie an meinem Herzen.

Sie weigerte sich mir nicht. Sie zog meinen Kopf an ihre Brust und hielt mich still in ihren Armen. Sie hielt mich, wie eine Mutter ihr Kind hält. Das fühlte ich, und ich strebte, mich freizumachen. Aber sie umschlang mich fester. Ihre Tränen fielen auf meine Stirn, sie hielt mich so fest, daß ich mich nicht hätte frei machen können, ohne ihr körperlich weh zu tun, und eine Stille strömte von ihr aus wie eine lebendige Kraft. Und ich fühlte sie, ich konnte mich ihr nicht verschließen. Der Krampf in meinem Herzen begann sich zu lösen, — der Wunsch selbst begann sich zu lösen. Nichts empfand ich als diesen Segen, der mich lebendig umfing.

‚Mutter!‘ schluchzte ich wie als Kind, ‚Mutter!‘ und ich sah ihr Gesicht tränenüberstrahlt und leuchtend. Am nächsten Tage fuhr ich weg.

So wie an jenem Abend, so trug sie es weiter mit mir durch. Abnehmen konnte sie es mir nicht, aber sie stellte sich mit mir hinein, wortlos. Sie war mir auch in der Ferne zur Seite wie eine Kraft. Wenn Harm und Leidenschaft mich schier übermannten, dann kam irgend ein Gruß von ihr, und in diesen Briefen war etwas, vor dem ich still wurde und stark, ohne daß je zwischen uns von dem ein Wort fiel, was ich für sie empfand, und ich mich manchmal sogar fragte: Weiß sie es? Es war in diesen Briefen das, was mich aufrichtete, nicht nur ein stiller Segen, auch nicht der Einblick in ihr Leben und in die wortlose und scheinlose Tapferkeit ihrer Natur, die sie bei jedem andern auch voraussetzte, — es war vielmehr eine Kraft der Liebe, der Bärtlichkeit, der Herzenshöhe, für die ich nur das Wort Mutter wußte.

So blieb sie mir, so gewann ich sie mir langsam wieder zurück, die Mutter meiner Kindheit.

Ich sah sie erst wieder, als sie im Sterben lag und nach mir rief. Da erst hielt ich ihre Hände wieder in den meinen und kniete wieder vor ihr. Und ich kniete vor ihr, wie ein Sohn vor seiner Mutter. Diese Beziehung zwischen uns war voll starken Lebens. In diesem großen Strom, der meine Kindheit mit meinem Mannestum verband, ging alles andere unter.“

Der Erzähler schwieg lange. Dann beugte er sich der Frau zu, die die Dunkelheit ihm verbarg.

„Im Jahre nach meiner Mutter Tod sah ich dich zum erstenmal, Marianne. Du standest auf dem Balkon meines Ateliers, das du mit deinem Vater besucht hattest, und sahst hinaus über die Stadt, die vielen Häuser, Dächer und Türme. Da sah ich in deinen Augen das, was ich im Blick meiner Mutter geliebt hatte, das über die Dinge Hinauslangende, Suchende. Und als du dann den langsamen Blick zu mir hinwandtest, da sah ich in deinen Augen das, was in den Augen meiner Mutter geleuchtet hatte, als sie damals in meinen Kindertagen am Klavier die Arme um den Hals ihres Mannes gelegt hatte. Jung noch, unbewußt und frühlinghaft. Marianne, da wurde etwas in mir trotz meiner dreiunddreißig Jahre ganz jung und hoffend. Sage stand ich vor dir. Von jener Stunde an hat sich mein Leben dem deinen vereint. Das ist nicht gekommen in Sturm und Not. Das ist ein langsames Innwerden gewesen, heimlich und süß, das ist ein langsames Ergreifen gewesen ewigen Besitzes. Marianne —“

In der Dunkelheit streckte das Mädchen die Arme nach ihm aus und legte ihre Lippen auf die seinen.



Sonett · Von Karl Fhrn. von Firds

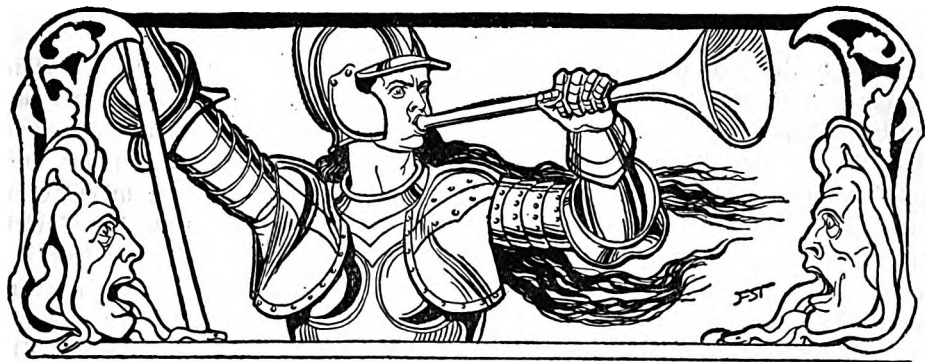
Wohl mancher liegt, die Stirn emporgerichtet,
Auf fremder Erde jetzt im blut'gen Kleide,
Dem einst der Mutter Hand mit stolzer Freude
Der jungen Loden dunkle Zier geschlichtet.

Und über ihm von Leichen weiter sichtet
Das Beinhaus sich der Schlacht, und in die Heide
Treibt ihre Wölfe dann zur grauf'gen Weide
Die wilde Nacht, von Flammen rings gelichtet.

Den Toten aber kümmert's nicht! Im Sterben
Noch mahnend greift er in die welsche Scholle.
Er deckt sie stumm mit seines Leibes Scherben,

Als ob er Zeugnis gebend deuten wolle,
Daß seines Lebens blut'gen Kampfpfeil erben
Der Siegesschritt nur seiner Brüder solle.





Serajewo und die russische Politik

Von Dr. Franz Quadflieg

Ser Herzog Franz Ferdinand ist gefallen, daran kann man nicht zweifeln, als ein Opfer der serbischen und letzten Endes der russischen Politik. Daß im 20. Jahrhundert mitten in Europa ein politischer Akt ausgeübt wurde, der eines Borgia würdig ist, braucht nicht wunderzunehmen. Wer Rußlands Balkanpolitik im 19. Jahrhundert auch nur oberflächlich kennt, erinnert sich nun wieder, daß die machiavellistische Politik, die vor keinem auch noch so verwerflichen Mittel zurückschreckt, im Wetterwinkel Europas das ganze Jahrhundert geübt wurde. Wir kennen ja die Enthüllungen des russischen Dragoonman über die Attentatsversuche, die vom asiatischen Departement gegen Battenberg in Szene gesetzt wurden, die Gefangennahme des Fürsten in seinem eigenen Lande, Stambulows Schicksal und die grauenvollen Vorgänge im Belgrader Konat. Aber letzten Endes sind nicht die Mittel der Politik, so sehr sie auch, wie in diesem Falle, in den Vordergrund treten, die Hauptsache; weit wichtiger sind die näheren und entfernteren Ziele der Politik. Es sei daher gestattet, auf Rußlands Balkanpolitik einen Rückblick zu werfen, um zu versuchen, die serbische Politik und den Mord von Serajewo damit in Zusammenhang zu setzen.

Letztes Ziel der russischen Bestrebungen auf dem Balkan ist es, die Völker dieser Halbinsel in staats-, völkerrechtliche oder, wenn es nicht anders sein mag, bloß politische Abhängigkeit von dem großen nordischen Slawenreich zu bringen, mit dem Unterziele, den Weg zum Mittelmeer für Rußland freizumachen, was hinwiederum einerseits im Interesse der russischen Südasienpolitik, d. h. der auf die Annetierung der iranischen Länder an Rußland gerichteten Politik liegt, was andererseits aber direkt für die russische Verkehrs- und Handelspolitik, mehr noch für die Seemachtpolitik von Bedeutung ist. Die Pläne der nach Ost- und Südasien und auf den Balkan hin gerichteten Politik Rußlands stammen zum größten Teile von Peter dem Großen; bis heute sind sie in der konsequentesten Weise verfolgt worden. Erstes Ziel der russischen Politik seit Peter dem Großen war die Zerstörung Polens, um, wie Bozso di Borgia erklärte, die russische Grenze möglichst weit in Europa, nicht weit von Berlin und Wien, vorzuschieben, damit Ruß-

land ein weites Feld habe, seinem Ehrgeiz die Zügel schießen zu lassen. Der Plan gelang Peters großer Verehrerin, Katharina, nur zu gut. Der einzige, der tatkräftigen Widerstand leistete, war der Sultan, der, als Katharina seinem Verlangen, ihre Truppen aus Polen zurückzuziehen und die dortige Diktatur Repnins aufzuheben, nicht nachkam, den Konföderierten von Bar Hilfe leistete, indem eben die Hohe Pforte den Krieg erklärte. So kam es, daß die Eroberung der Türkei, die erst nach der Vernichtung Polens an die Reihe kommen sollte, so früh begann. Katharina hoffte, die Türkei bald erobern zu können, und Voltaire versprach ihr, sie in ihrem Palast an den Ufern des Bosphorus aufzusuchen. Es gelang ihr der Plan nicht. Jedenfalls aber hat sie in dem berühmten Artikel VII des Friedenstraktats von Raynardji (1774), wodurch nach russischer Auslegung das Zarenreich ein Schutzrecht über die Christen der Türkei erhielt, ihren Nachfolgern einen oftgebrauchten Grund für die Intervention in die inneren Angelegenheiten der Türkei gegeben. Die Krim und die Gebiete am Kuban waren die ersten Eroberungen, sie brachten Rußland die langersehnte natürliche Südgrenze. Weitere Eroberungen die Westküste des Schwarzen Meeres entlang sollten bald folgen. Das aber verhinderte die Politik Josephs II., im besonderen der frühzeitige Friedensschluß Österreichs im Russisch-Österreichisch-Türkischen Kriege zu Sistrowo (1791). Damals teilte er dem Grafen von Segur mit, er habe Katharina die Krim nehmen lassen, damit er immer Ruhe habe vor den Türken, die, beständig im Rücken von Rußland bedroht, Unternehmungen gegen Österreich nicht wagen könnten. Weitere Eroberungen Rußlands aber widerstreiten den Interessen Österreichs, das die Freiheit die Donau entlang und im Schwarzen Meer, schon seines Orienthandels wegen, wahren mußte. „Les chapeaux à Constantinople“, so erklärte Joseph II., „sont plus dangereuses que les turbans.“ Auch heute steht Österreich-Ungarn durch seine bloße Existenz, seine Politik nicht zu erwähnen, den russischen Plänen am meisten im Wege. Darum haben auch nunmehr die russischen Staatsmänner den Satz, den die panslawistischen Schriftsteller seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vertreten haben, nämlich, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien führe, zu dem ihrigen gemacht. Daß tatsächlich ein auf die Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichtetes Streben Rußlands die konsequente Fortsetzung der nun fast 150 Jahre alten Bestrebungen, die Macht Rußlands und die ihr gegenüberstehende Schwäche der Hohen Pforte im Interesse der russischen Macht und des russischen Ansehens auszunutzen, ist, soll im folgenden gezeigt werden. Auf die Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Platz, der chronikartigen Darstellungen ohne Aufdeckung der inneren Zusammenhänge haben wir übergenug. Es mag daher nur die russische Balkanpolitik des 19. Jahrhunderts in ihren großen Grundlinien gezeichnet werden.

Der russische Minister Czartoriski schlug, wie er in seinen Memoiren berichtet, 1804 dem Zaren in einer geheimen Denkschrift vor, die Türkei von innen heraus aufzulösen, aus den losgelösten Stücken kleine Staaten zu bilden, über die der Zar in Petersburg als Befreier und mehr noch als Protettor der Slawen eine Art Oberhoheit führen sollte. Aber man hielt diesen Weg nicht für sicher genug, da man fürchtete, die freien Staaten würden bald an Reichtum, Macht und Kultur

mit Rußland wetteifern und versuchen, das russische Joch abzuschütteln. Darum war bis zum Pariser Frieden von 1856 Ziel der russischen Politik die Eroberung der Balkanhalbinsel. Nach dem Adrianopler Frieden änderte man diese Politik etwas. Der Zar, so berichtet Nesselrode in einer Depesche an den Großfürsten Konstantin, glaube, es sei besser, die Türkei zu erhalten. Sie sollte aber hinfort unter dem Schutze Rußlands leben, Rußland allein hinfort ihr Ohr leihen. Durch den Frieden von 1829 glaubte man dieses Ziel schon erreicht. Tatsächlich zeigen die russisch-türkischen Verträge von Hunkiar-Isskelessi (1833), wie auch die Proteste Frankreichs und der übrigen Mächte dartin, daß die Türkei vollständig von Rußland abhängig war. Rußland war durch den Bündnisvertrag Herr des Bosphorus und der Dardanellen, oder wie Palmerston es ausdrückte, la Sublime Porte ist zum sublimen portier geworden. Aber mit dieser Politik war es nach der Meerengenkonvention der vereinigten Mächte von 1841 vorbei, und die auf die reine Eroberung abgestellte Politik setzte wieder ein. Zar Nikolaus, auf dem Gipfel seiner Macht angekommen, hielt die Zeit für gekommen, Rußlands ehrgeizige Pläne durchsetzen zu können. Solange, erklärte er, noch ein Bajonett zu seiner Verfügung stehe, werde er nicht darenin willigen, daß die Türkei weitervegetiere, noch weniger aber, daß die europäischen Gebiete der Pforte in kleine, selbständige Staaten, Zufluchtsstätten der Manzinis, Rossuths und ähnlicher Revolutionäre, umgewandelt würden. England entriß den Russen wieder alle Früchte ihrer bisherigen Politik. Es folgte Rußlands grenzenlose Demütigung durch den Pariser Friedensvertrag und seine Zusatzverträge. Um Rußland auch seinen, wenn auch nur angemagten Rechtstitel zur Intervention in die Angelegenheiten der Türkei zu nehmen, wurde jene sogar feierlichst in das europäische Konzert aufgenommen, wonach das öffentliche europäische Recht auf jenen stets bedrängten Staat angewandt werden sollte.

Eine vollständige Wandlung der russischen Politik, wenigstens dem näheren Ziele nach, war die Folge des Krieges der Westmächte. Die Wandlung erfolgte im Sinne der von Czartoriski am Anfange des Jahrhunderts vorgeschlagenen Politik. Loslösung von Stücken der europäischen Türkei und Abhängigmachung der daraus gebildeten Staaten vom Zaren in Petersburg war nunmehr das Ziel der Staatsmänner an der Newa. Mochte auch der Berliner Kongreß, von England in slawenfeindlichem Sinne ausgenützt, die Erfolge Rußlands, wie sie im Vorfrieden von St. Stefano vorgesehen waren, stark gemindert haben, der erste Teil des vorgenannten Zieles, die endgültige Abtrennung großer Stücke vom osmanischen Reiche, war zur Tatsache geworden. Im übrigen konnte Rußland wieder frei handeln, nachdem es, mit Bismarcks zum Danke für die Neutralität des östlichen Nachbarn geleistete Hilfe, dem Fürsten Gortschatow gelungen war, durch den Londoner Pontusvertrag von 1871 die unsinnigen und für Rußland gefährlichen Artikel XI, XIII und XIV des Pariser Vertrages, bestehend in der Neutralisierung des Schwarzen Meeres und dem Verbot der Anlage von Seearsenalen an der Küste, aufzuheben.

Nachdem Berliner Vertrag war und mußte das Hauptziel Rußlands sein, die nunmehr freien Balkanstaaten von sich in Abhängigkeit zu halten oder noch mehr zu bringen. Das ist der zweite Teil des Programms der russischen Politik

seit dem Krimkriege und die dritte heute noch andauernde Periode russischer Balkanpolitik. Daneben blieb, es brauchte das nicht erwähnt zu werden, die Loslösung der noch zur Türkei gehörenden Teile Europas zu erstreben. Im Mittelpunkt stand nunmehr Bulgarien. Es war in Petersburg beschlossen worden, daß Bulgarien Ostrumelien nehmen und Mazedonien erobern sollte. Wenn auch damals schon Stimmen laut wurden, die warnend erklärten, Großbulgarien werde für Rußland ein zweites Rumänien werden. Die Vorbereitung dazu war die Zerstörung des kirchlichen Einflusses von Konstantinopel aus durch die Einrichtung des bulgarischen Erarchats und die Gründung des auch über die mazedonischen Vilajets sich erstreckenden Bulgarenbundes. Als aber der von Rußland selbst begünstigte Battenberger begann, seine Selbstständigkeitspolitik zu treiben und auf eigene Hand das genannte russische Programm in bezug auf Bulgarien durch die Wegnahme Ostrumeliens auszuführen, war die Entfernung des Fürsten in Petersburg beschlossene Sache. Es erfolgten die Proteste Rußlands gegen die Vereinigung der beiden Bulgarien, die Attentatsversuche gegen den Fürsten und endlich dessen Gefangennahme und Überführung nach Rußland. Als dann der „Usurpator“ des bulgarischen Thrones, der Fürst von Roburg-Rohary, von Stambulow unterstützt, die Selbstständigkeitspolitik fortzusetzen begann, protestierte Rußland in seiner Erklärung vom 11. Februar 1888 gegen die ungesegnete Regierung. Stambulow wurde ermordet, und der Fürst, zum Zeichen, daß er sich füge, ließ seinen Thronfolger zur orthodoxen Kirche übertreten. Trotzdem behielt Bulgarien die Führung auf dem Balkan. Es versuchte, einen Zollverband der Balkanstaaten mit Einschluß der Türkei, als Vorläufer eines politischen oder völkerrechtlichen Balkanbundes zustande zu bringen. Aber wie es den Russen gelang, diesen Plan zum Scheitern zu bringen, so hoffte man auch, zur gelegenen Zeit Bulgariens Ehrgeiz, den man mit größtem Mißtrauen von Petersburg aus beobachtete, zügeln zu können.

Inzwischen bewerkstelligte Österreich-Ungarn, daß nach den Reichsstädter Abmachungen Bosnien und die Herzegowina als eigen und das Gebiet bis Saloniki als Interessensphäre von Rußland zugestanden erhalten hatte, beunruhigt durch die ständige Propaganda von Belgrad aus, die Annexion Bosniens und der Herzegowina an Österreich. Es mußte aber Italien für die Unterstützung und die Zustimmung zur Änderung des Artikels XXV der Berliner Akte die Räumung des Sandschat Novibazar, die im Interesse der italienischen Albanienpolitik lag oder liegen sollte, versprechen. Diese Räumung war jedenfalls ein politischer Fehler Österreich-Ungarns, wenn man auch neuerdings versucht, sie mit völkerrechtlichen Gründen, die aber doch mit politischen nicht verwechselt werden dürfen, zu rechtfertigen. Die Räumung war ein Verzicht auf ein kräftiges Mitsprechen in den Angelegenheiten des Balkans.

Während die übrigen Staaten, Montenegro, Serbien und in gewissem Sinne auch Griechenland, stets bereit waren, den Winken der russischen Staatsmänner zu gehorchen, zeigte sich in Bulgarien immer wieder das Gelüste nach Freisein von russischem Befehl. Diese Tatsache beleuchtet die ganzen Verhältnisse des Jahres 1913. Der Balkankrieg lag im Interesse Rußlands, aus zwei Gründen.

Einmal wurde Österreich-Ungarn zum Aufgeben seiner Ostmarkenpolitik gezwungen, seine Interessensphäre den Rußland gefügigen Staaten ausgeliefert, zum anderen wurde Bulgarien geschwächt und so gezwungen, Rußland hinfort wiederum zu gehorchen, jedenfalls aber eine Rivalität zwischen Rußland und Bulgarien um die Führung unter den Balkanstaaten unmöglich gemacht. Je eifriger die kleinen Staaten untereinander sind und je mehr Österreich geschwächt wird, um so mehr Beachtung findet russischer Wille und Befehl. Nachdem dann der Krieg beendet und die Halbinsel fast ganz von der Türkei freigemacht war, erfolgte der beispiellose Bruderkrieg und die Vergewaltigung und Demütigung des stolzen und aufstrebenden Bulgariens im Sinne der russischen Politik und mit Rußlands Zustimmung.

Noch immer nicht hat Rußland seine letzten Ziele erreicht. Aber eine tatkräftigere und konsequentere Politik als die Rußlands auf dem Balkan, wie in Süd- und Ostasien, ist nicht leicht zu finden. Es wird also fortfahren, auf dem Balkan seine Ziele zu verfolgen. Nach Polen die Türkei; nach der Türkei Österreich-Ungarn. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß je mehr die Türkei niedergerungen war, an Stelle des Prinzips „Schutz der Christen“ das „Interesse aller Slawen“ getreten ist. Soll der große, Europa beherrschende Slawenbund unter dem Vorherrschaft Rußlands zustande kommen, so muß Österreich-Ungarn aufgelöst, seine slawischen Gebiete ihm entzogen werden. Aber das ist es nicht allein, es kommt noch in Betracht, daß der Weg nach Konstantinopel ebenfalls über Wien führt. Österreich-Ungarn, wenn auch zurückgedrängt, steht immer noch auf dem Posten, und ein energischer Herrscher wird noch manchen, vielleicht unübersteigbaren Stein auf den Pfad russischer Balkanpolitik wälzen können, abgesehen davon, daß die Balkanstaaten, bei ihrem Freiheitskampf gegen Rußland, den Dostojewski und die übrigen Vorkämpfer des Panlawismus immer gefürchtet haben, stets Anlehnung an die Donaumonarchie finden können. Daher nun das kräftige Einsetzen der von Petersburg geleiteten panlawistischen Propaganda in den Gebieten Österreichs, auf die die Prozesse am Anfange dieses Jahres grelle Streiflichter geworfen haben, die Bekehrungsversuche der Slawen der Donaumonarchie zur orthodoxen Kirche, daher vor allem die Unterstützung der großserbischen Bestrebungen durch die russischen Staatsmänner. Vor kurzem hatten wir dasselbe Bild wie 1870 in Bulgarien. Dort die Einrichtung des Exarchats, die kirchliche Trennung zur Vorbereitung der politischen, hier die Verhandlungen des serbischen Gesandten mit dem ökumenischen Patriarchen zur Bildung eines eigenen serbischen Patriarchats in Spet, dem auch die Serben Ungarns unterstehen sollten. Den gefürchtetsten Gegner panlawistischer Umtriebe, der serbischen wie russischen Expansionspolitik in Europa, hat nunmehr auch die von Belgrad und letzten Endes von Petersburg geführte Hand des Mörders erreicht. Endlich besinnt sich Österreich darauf, daß die Güte in der auswärtigen Politik fast nie wohl angebracht ist. Aber Deutschland hat nicht vergessen, daß Österreichs Interessen seine Interessen sind. War auch für Österreich im neuen Deutschen Reiche kein Platz; so liegt doch Deutschlands Heil allein in der konsequenten Fortsetzung der bewährten Politik Bismarck-Andrassy. Die beiden Staaten sind gemeinsam bedroht durch den alles beherrschenden „russischen Pan-

slawismus“ wie durch das immer wieder von der französischen Hochfinanz vorwärtsgetriebene Frankreich, dem sich nun auch England zugesellt hat. „Es soll uns nicht unmöglich dünken,“ so schreibt Ernst Moritz Arndt 1848 in seiner Vergleichenden Völkergeschichte, „daß Frankreich sich mit Rußland verbindet.“ Er glaubt aber betonen zu dürfen, daß die verbundenen germanischen Staaten von Skandinavien bis zur Schweiz jedem Sturme standhalten könnten. Wie es um Schweden-Rußland steht, darauf hat Sven Hedin zur Genüge hingewiesen. Seit Ludwig XIV. Zeit blickt Frankreich sehnsüchtig nach Genf hinüber, und die Befestigungen des Mont Tuache an der dortigen Grenze sprechen deutlich genug, nicht zu reden davon, daß Frankreichs Gesandter in Rom wohl keinen Augenblick, der günstig war, hat vorübergehen lassen, um auf das schöne Tessiner Land hinzuweisen. Deutschland steht im Mittelpunkt des gewaltigen Ansturms. Dennoch hoffen wir, daß es ihn glücklich bestehen wird!



Am historischen Eckfenster Von Ernst von Wildenbruch

Dein Tagewerk, dein großes,
Soll nicht verloren sein,
Wir wollen, was wir haben,
Und was wir sind, ihm weihn!

Deutschland soll nicht zerfallen,
Lebendig soll's nach dir
Die Weltenbahnen schreiten,
Das schwören, schwören wir!

Und wenn die Trommeln rufen
Die Männer zum Gewehr,
Dann geht der alte Kaiser
Lebendig vor uns her.

Dann rauscht in unsern Fahnen
Sein Geist zu uns und spricht:
Mein Deutschland, ich bin bei dir,
Sei stark und fürchte nicht.

Wir teilten jede Freude,
Wir teilten jede Not,
So große, tiefe Liebe
Ist stärker als der Tod.

So lang vom Berg zum Meere
Durch Deutschland fließt der Rhein,
Wird mit dem deutschen Volke
Sein Kaiser Wilhelm sein.





Heimreise zur Kriegszeit

Von Karl Stord

Während der Mittagsrast auf Simplonpashöhe hatte das Wetter umgeschlagen. Der Wind hatte sich schier sichtbar aus Norden nach Süden gedreht und blies er uns oben zunächst noch scharf ins Gesicht, so wurde er schon zweihundert Meter tiefer so lau, daß kein Zweifel mehr blieb, daß die schöne, klare Sommerwanderszeit, die die letzte Woche im Wallis geherrscht hatte, zu Ende sei. Nach einer halben Stunde schon trocken da und dort an den Bergen die Nebelschlangen heraus, so daß wir unsere Schritte beeilten, um noch trocken nach Dorf Sempeln zu kommen.

Fahlgrau dräute der Rofsbodengletscher herüber, von dem vor zehn Jahren der schwere Bergsturz erfolgte, dessen Geröllmassen wir jetzt durchschritten. Aber die Natur heilt rasch. Als ich im Jahre nach dem Bergsturz hier durchwanderte, war es ein Anblick der furchtbaren Zerstörung und des Schreckens; jetzt hat es sich in ein Bild wilder Romantik gewandelt. Der Nebelregen rieselte schon, als wir das schützende Dach des Gasthauses in Sempeln erreichten. Die ganze Nacht durch schüttete der Regen. Gegen neun Uhr schien es sich etwas zu hellen, auch setzte ein frischerer Wind ein, also: fest in den Ledentragen gepackt hinaus! Den abtürzenden Pfad gleich hinter dem Dorf, dessen glitschige Stellen mir vom letztenmal noch gut in Erinnerung sind, dürfen wir heute nicht nehmen, so müssen wir denn den Wetterkrug voll austosten und langen in strömendem Regen in Gabi, dem Tor der Gondoschlucht an.

Man wartet im Wirtshaus ab; aber auch eine geringere Wettererfahrung als ich sie als alter Alpenwanderer besitze, müßte einem sagen, daß es heute nicht mehr besser kommt. So wird denn kurz entschlossen noch im kleinen Dorfwirtshaus der Reiseplan, den ich ohnehin immer nur in großen Umrissen anlege, über den Haufen geworfen: die uns bevorstehenden Regentage sind das beste Wetter für den Genuß oberitalienischer Kunstschätze. Wir wollen heute noch in Mailand sein. Ein vorübereilendes Wägelchen erleichtert die Ausführung des Entschlusses.

Die schauerliche Gondoschlucht ist heute ein Gewühl von Felsen und Wolken. Wie allem wahrhaft Großen ist auch ihr nichts anzuhaben und alle Wanderer-enttäuschung verstummt vor dieser wilden, unheimlichen Schönheit. Dann jagt der stark verspätete Schnellzug durch die Maisfelder und Ullengänge der Lombardei Mailand zu.

Es ist am zweiundzwanzigsten Juli abends, der Dom ist schon geschlossen. Die Viktor-Emanuel-Galerie scheint noch belebter als sonst an Sommerabenden, und für meine Frau ist es ein überraschendes Bild, hier nur Männer draußen zu sehen und diese geradezu uniformiert in einem uns Deutschen ganz fremden Sinne. Alle haben sie die gleichen Hüte, die gleichen Halsbinden, eigentlich denselben Anzug. Wir landeten natürlich bei Biffi, und erst hier werde ich gewahr, daß die ungeheure Lebhaftigkeit überall die gleiche Ursache hat.

Ich weiß nicht, ob es vielen so geht: für mich beruht der Begriff „Ferien“ darin, daß ich einmal für Wochen nur mit der Natur leben kann. So hatte ich seit mindestens vierzehn Tagen keine Zeitung gelesen. Nachdem ich in Genf noch die überwältigenden Eindrücke des dortigen Jahrhundertfestspiels empfangen hatte, hatte ich auch unter die Kunst einen Strich gemacht. Nun ich drüben das marmorne Gezweige des Domwaldes hatte leuchten sehen, erwachte das Kunstverlangen mit aller Gewalt, und ich sehnte den nächsten Morgen herbei: die Brera, die Ambrosiana, draußen Maria delle Grazie, das Ospedale und die unvergleichliche Stunde, die der Gottesdienst mit seinem phantastischen ambrosianischen Ritus in diesem Riesendome zu bereiten vermag.

Die Mailänder selbst mag ich nicht, so gern ich an sich das in seinen Lebensäußerungen so naive und ursprüngliche italienische Volk liebe. Und so hätte ich mich auch um das lärmende Getreische der erregten Männer drüben in der Galerie nicht gekümmert, wenn nicht der Auflauf, den das Erscheinen der Zeitungsverkäufer erregte, über das Gewohnte weit hinausgegangen wäre. Der „Corriere della Sera“ und der „Secolo“, die beide Spätausgaben veranstalteten, wurden den Verkäufern aus den Händen gerissen. Da vermochte auch ich nicht zu widerstehen, und — mit der Ruhe war es vorbei.

Zunächst ist es freilich mehr Empörung über die Zeitungen selbst. Sind sie schon immer auffällig gedruckt, so arbeiten sie jetzt mit einem Duzend verschiedener Buchstabengrößen und möglichst aufreizenden Überschriften. Osterreichs scharfes diplomatisches Vorgehen gegen Serbien wird in der gehässigsten Weise dargestellt. Es fehlt nur noch, daß man dem ermordeten Thronfolgerpaar den Vorwurf macht, daß es sich aus lauter Heimtücke habe ermorden lassen. Freilich muß man zweierlei bedenken. Der Haß gegen Osterreich ist jedem Oberitaliener bis nach Parma hinunter so eingeleischt, daß keine politische Rücksicht und Einsicht darüber jemals Herr werden wird; er könnte nur durch ungeheure Ereignisse, wie sie uns jetzt vielleicht bevorstehen, beseitigt werden. Als ich mich vor fünf Jahren wochenlang in den oberitalienischen kleineren Städtchen aufhielt, habe ich mir zunächst fast unbegreifliche Äußerungen dieses Hasses sehr oft erlebt und persönlich erfahren, wie das Volk bis in seine untersten Schichten hinab einen scharfen Unterschied machte zwischen dem Austriaco und einem Prussiano. Die Bezeichnung als Tedesco genügte nicht. Der Reichsdeutsche, der „Bismärcker“, wie ich einmal genannt wurde, der war willkommen.

Dieser ererbte Haß gegen Osterreich wird systematisch geschürt durch die im französischen Sold stehende, mit französischem Kapital begründete Presse. Natürlich ist es das eifrigste Bestreben dieser Blätter, diesen Haß auf alles Deutsche

auszudehnen. Ich habe gerade beim damaligen Aufenthalt bei einem Radrennen in Mailand erlebt, wie das aufgehezte Volk sich über jeden Erfolg eines deutschen Radfahrers empörte, während es die kleinsten Vorstöße der französischen mit Jubel begrüßte. Der „Corriere della Sera“ steht durchaus im französischen Sold. Um den „Secolo“ steht es sicher nicht viel besser. Diese Blätter leben, wie auch die „Stampa“ in Turin, seit vielen Jahren in dauerndem Nachrichtenaustausch mit französischen Blättern. Es ist ferner allgemein bekannt, daß wichtige Korrespondenzbureaus von der französischen Regierung laufende Geldunterstützungen erhalten. Die französische Diplomatie hat in allen Ländern die Macht der Presse in diesem Sinne auszunutzen gewußt. Unseren Diplomaten scheint dieses Machtmittel unbekannt zu sein, denn sicher hätte sich deutsches Unternehmertkapital genug gefunden, um mit ähnlichen Zeitungsgründungen im Ausland zu arbeiten. Gewiß offenbart sich darin ein Zug der Anständigkeit unseres politischen Lebens. Noch gehört es bei uns im Inlande zu den Ausnahmeerscheinungen, daß Zeitungen im Solde bestimmter Interessentengruppen stehen, was in den romanischen Ländern ganz selbstverständlich ist. Aber im Ausland galt es da anders zu arbeiten. Hier gilt es die große Allgemeinidee des Deutschtums mit Hilfe der Presse durchzuhalten. Wir sind im Ausland überall in der Notwehr. Es gibt gar kein Land, in dessen Presse der Deutsche nicht zur Zielscheibe, wenn nicht des Hasses, so doch eines schwerverletzenden Spottes gemacht wird.

Ich weiß, wir sind nicht ohne Schuld. Der Deutsche auf Reisen im Ausland ist vielfach ein recht merkwürdiges Gewächs. Er fühlt sich allzu leicht überall zu Hause und zeigt sich allenthalben in Schlafrod und Hauspantoffeln, wo er bis an den Hals hinauf zugetröpft sein müßte. Es fehlt ihm die stille, gefestigte nationale Würde; er hat nicht die Fähigkeit, den Fremden an sich herankommen zu lassen, zwar höflich zu sein, aber dabei innerlich kühl zu bleiben. Dafür, daß dieser Mangel bis in die berufsmäßig klügsten Kreise hinauf vorhanden ist, haben wir jetzt nachträglich einen beschämenden Dentzettel darin bekommen, daß der englische Ministerpräsident vor aller Welt mit lächelndem Hohn dem deutschen Botschafter in London das Zeugnis ausstellt, daß er einen höflich freundschaftlichen Ton der Verhandlungen von wirklicher Freundschaft offenbar nicht zu unterscheiden verstehe.

Wir haben hier das leuchtende Beispiel der zwei größten Deutschen: Goethe und Bismarck wußten wunderbar zugetröpft zu sein! Nichts ist widerwärtiger als das Herandrängen an andere. Daß es ein Erbfehler ist, beweisen jetzt wieder unsere Frauen gegenüber Gefangenen. Das deutsche Volk erlebt jetzt Schlag auf Schlag so furchtbare Enttäuschungen über die freundliche Gesinnungsweise von Ausländern, daß es jetzt hoffentlich lernen wird, wie es sich in Zukunft zu benehmen hat. Die übertriebene Art, wie man in diesen ersten Tagen freundschaftliche Worte der bei uns noch lebenden Ausländer einschätzt und diesen Dank, der für die ihnen zuteil gewordene gute Behandlung mehr als selbstverständlich sein sollte, als etwas besonders Erfreuliches vermehrt, wollen wir dann noch auf die Rechnung der Vergangenheit setzen . . .

Den zertrümmerten „Corriere“ in der Tasche, suchten wir unseren Gasthof auf. Die Freude am Aufenthalt in Italien war uns vergällt, und schon am nächsten

Morgen fuhren wir in die Schweiz zurück. In den seligen Gefilden am Luganer See wollten wir uns von unserer bis dahin recht anstrengenden Ferienzeit nun gründlich ausruhen. Es fing wenig verheißungsvoll an. Ein furchtbares Gewitter wütete durch den ganzen Tessin. Der See zeigte eine Wildheit, die ich ihm nie zugetraut hätte. Die sonst so leuchtenden grünen Fluten wälzten sich als zähe, stahlgraue Masse. Aber schon am nächsten Morgen blaute ein lachender Himmel über dieser Landschaft, die ich besonders auch im Binnenlande vor allen anderen liebe.

Lugano war auffallend leer. Fast keine Engländer, gar keine Franzosen. Noch wehre ich mich dagegen, mir die Ferienstimmung durch das immer düsterer sich zusammenziehende Gewittergewölk zwischen Österreich und Serbien zerstören zu lassen. Die Schweizer Zeitungen drücken zuversichtlich die Hoffnung aus, daß alles noch gut werden wird. Serbien wird sicher zu fünf, vielleicht zu sechs Achtern nachgeben. Damit wird Österreich, das bisher sich ja immer mit allem zufriedengegeben hat, auch diesmal zufrieden sein. Ich bete innerlich: Kaiser werde hart!! Am Sonntag den 26. Juli wollen wir drüber auf der italienischen Seite den Aussichtspunkt der Sighignola auffuchen. Die Bergstraße von Lanzo, die Höhe hinauf ist für Italien ganz auffallend gut. Ich erinnere mich an den heftigen Widerspruch, den die italienische Absicht, hier oben Befestigungen anzulegen, in der Schweiz hervorgerufen hat. Der Marsch auf der Straße wird uns fast unmöglich gemacht durch die Unzahl der vorüberatternden Motorräder. Es ist uns klar: das ist kein Sonntagsvergnügen mehr, das ist auch keine sportliche Veranstaltung; diese wahnsinnige Raserei über diese Bergstraßen hin hat irgendeinen tieferen Grund. Sicher war es eine sportlich verkappte militärische Übung.

Die Luft wird hier zu gewitterschwül, wir benützen am Montag den 27. Juli den Frühzug durch den Gotthard bis Olten, dem bekannten wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt der deutschen Schweiz, wo wir zu einem Verwandtenbesuch Rast machen. Ich nenne diese Daten so genau, weil sie wie die folgenden, die ich zu geben habe, nach meinem Gefühl wichtige Ergänzungen bieten zu dem, was in Deutschland erlebt wurde. Hier wird verzeichnet: 28. Juli Kriegserklärung Österreichs an Serbien. 31. Juli russische und österreichische Mobilmachung. Kriegszustand in Deutschland erklärt. Deutsches Ultimatum an Rußland. Anfrage in Frankreich. 1. August deutsche und französische Mobilmachung.

Bereits am Montag, den 27. Juli, abends, war in der Schweiz jedermann vom Weltkrieg überzeugt. Keine einzige schweizerische Bank gab mehr Gold aus. Des Publikums hatte sich bereits eine böse Geldpanik bemächtigt. Größere schweizerische Banknoten erhielt man schon an diesem Tage in den Restaurants nicht mehr gewechselt. „Wir haben kein' Münz'“, war der Bescheid. Am folgenden Tage hatte mein Onkel bereits Schwierigkeiten, von der Posteinlage genügend Silbergeld zur Bezahlung der Arbeiter zu erhalten.

Dienstag, den 28. Juli, fuhren wir nach Ettingen, einem kleinen Pfarrdorf am Fuße des Blauen im Jura, neun Kilometer von Basel, wo meine Mutter lebt. Der Ort ist mir längst zur zweiten Heimat geworden. Alles war in grenzenloser Aufregung. Schon waren die Lebensmittelhandlungen, vor allem auch in Basel, dem Ansturm der Hausfrauen nicht mehr gewachsen. Meine Angehörigen drängten

selbst zur Abreise, aber ich wollte wenigstens die wichtigsten der aufgelaufenen Arbeiten zuvor noch erledigen. Am Donnerstag, den 30. Juli, aber hatten wir die Koffer gepackt, Freitag früh wollten wir abreisen.

Am diesem Freitag, den 31. Juli, wurde der Kriegszustand in Deutschland erklärt, aber schon in der Nacht von Donnerstag auf Freitag waren in Basel die Grenzen gesperrt worden. Der Badwirt, bei dem wir wohnten, erklärte uns in der Frühe: „Sie werden kaum abreisen können, in Basel ist kein Fortkommen.“ In der Nacht war den Tausenden und Abertausenden aus der oberen Schweiz kommender Reisender erklärt worden, es fahre kein Zug nach dem Elsaß weiter; der badische Bahnhof vollends sei gänzlich gesperrt.

Es haben sich unglaubliche Szenen in Basel abgespielt. Mit allen nur erdenklichen Gefährten versuchten die Angekommenen nach St. Ludwig, der ersten elsässischen Bahnstation, oder nach einer der badischen Stationen zu gelangen. Jeder Zug brachte neue Hunderte aus der inneren Schweiz, die Gepäcstücke türmten sich zu unübersichtlichen Haufen. Und nun ein besonders wichtiger Fall: Neben uns wohnte im Hotel eine französische Familie, die aus drei Damen und drei Kindern bestand. Der Wirt erzählte mir am Freitag früh, die Familie sei in furchtbarster Verlegenheit. Der Mann, der zwei Tage zuvor angekündigt hatte, daß er sie im Automobil abholen wolle, sei am Donnerstag, den 30. Juli, in Epinal von der französischen Behörde angehalten worden, sein Automobil sei sofort von der Armee in Beschlag genommen und er selbst habe als französischer Reserveoffizier sofort eintreten müssen. Die Familie hatte die Weisung erhalten, bis auf weiteres in der Schweiz zu bleiben.

Noch war ja die Grenzwahe in Basel nicht allzu streng. Frauen vor allem kamen ohne besonderen Ausweis bei der engen, durch Wagen hergestellten Straßensperre vorbei. Aber die Schweiz hatte mit bewundernswerter Schnelligkeit ihren Landsturm als Grenzwahe aufgerufen. Wenige Stunden später wurde das Heer in Pilettstellung verlegt, die schon am nächsten Tag in die Mobilmachung der ganzen schweizerischen Armee umgewandelt wurde. Die Wirkung der Mobilmachung bei dem Milizheer ist viel aufwühlender als bei uns. Dadurch, daß jeder Mann seine Ausrüstungsgegenstände zu Hause hat und nun gleich gewappnet auszieht, macht das ganze Bild sofort den Eindruck eines Volkskrieges. Die Mut der aufgerufenen Mannschaften war grenzenlos. Man wurde mitten aus der Erntearbeit herausgerissen, das Geschäftsleben stand still. Alles das wirkt natürlich viel aufreizender auf ein Volk, das ja selbst gar nicht daran denkt, in den Krieg zu gehen, sondern lediglich berufen ist, seine Grenzen gegen die Kriegführenden zu schützen.

Ich habe noch nie etwas Ähnliches von einem Sturm auf die Banken gesehen wie hier. In Basel standen die Leute vor allen Bankhäusern noch weit auf die Straße hinaus. Und wenn man Stunden später wieder vorbeiging, hatte sich am Bild nichts geändert. Wohl hatte die Bundesregierung Zwanzigfrankenscheine ausgegeben, die offenbar fertig bereitlagen, aber die vermochten der Not an Kleingeld nicht abzuhelfen. Und auch solch einen Zwanzigfrankenschein wollte einem niemand wechseln. Noch am Mittwoch waren die angekündigten Fünf-frankenscheine nicht erschienen. Am Samstag (1. August) nachmittags klagte in

einer größeren Wirtschaft die Frau, daß es ihr ganz unmöglich sei, irgendwo noch Salz aufzutreiben.

So viele Stimmen ich auch hörte, in der deutschen Schweiz stand man einhellig auf Seiten Deutschlands. Man war voll höchster Bewunderung, ja Begeisterung für die Haltung unseres Kaisers, und fand kein Wort zu scharf, um das hinterhältige heuchlerische Verhalten des russischen Monarchen zu brandmarken. Man wollte sich nicht zum Glauben verstehen, daß Frankreich mit diesem „meineidigen Chaib“ gemeinsame Sache machen könne. Gleichzeitig schwirrten die tollsten Kriegsnachrichten durch die Luft. Schon am Samstag wollten die Leute oben im Blauenberg schießen gehört haben, ganz wie 1870 bei der Belagerung von Belfort. Dann hieß es, die Deutschen hätten den großen Viadukt bei Dammerkirch in die Luft gesprengt, um einen französischen Einbruch zu verhindern. Die Spionensfurcht war mindestens so stark wie bei uns. Ubrigens war jede Brüde, jeder kleine Tunnel schon vom Donnerstag an scharf militärisch bewacht. Dreihunderttausend Franzosen sollten an der schweizerischen Westgrenze stehen. Ganz bestimmt hieß es bereits am Samstag, daß aus Belfort die gesamte Zivilbevölkerung ausgewiesen sei. Allgemein befürchtete man einen Handstreich Italiens auf den Tessin. Und nur die Gutmütigkeit des Volkes einerseits und das grenzenlose Elend, in dem sie lagen, schützte die Italiener vor tötlichem Angriff.

Diese armen Italiener werde ich nie vergessen. Zu Tausenden kamen sie aus dem Elsaß und Baden, wo sie ja alle Maurer- und Erdarbeiten verrichteten, über die Grenze. Von St. Ludwig aus nach Basel war es ein endloser Zug; sie alle mußten ja zu Fuß gehen. Die kleinen viereckigen Kisten auf dem Rücken, das übrige Hab und Gut in Bündel geschnürt, schleppten sie sich herüber. Vor allem die Frauen und Kinder waren in größtem Elend. Man wollte sie in der Schweiz vielfach für Erntearbeiten dingen, aber geschäftige Agitatoren hielten die wenigen von der Arbeit ab. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie diese Hezer den Leuten einredeten, man wolle sie gefangen halten, ausliefern, so daß die Armen lieber untätig auf den Straßen am Bahnhof lagen. Die Schweiz sah sich genötigt, den weiteren Zuzug zu verbieten, bevor sie die angesammelten Massen weiter abgeschoben habe, und so lagen noch jenseits der Grenze um St. Ludwig herum viele Tausende dieser vom Schrecken überraschten Flüchtlinge.

Inzwischen häuften sich in Basel die Scharen der heimelnden Reisenden. Da an der Grenze jetzt ein Ausweis verlangt wurde, wurden die Konsulate gestürmt. Das deutsche Generalkonsulat in Basel hat sich im Gegensatz zu manchen anderen gut bewährt, was um so mehr bedeuten will, als es auch von Holländern und Belgiern übermäßig in Anspruch genommen wurde. Da der Landsturm noch nicht aufgeboten wurde, beschloß ich noch einige Tage mit der Abreise zu warten, bis sich wenigstens der erste Ansturm der Reisenden verlaufen haben würde. Am Sonntag, den 2. August, stieg die Aufregung aufs höchste. Der Lehrer kam hereingestürzt, es sei die sichere Nachricht verbreitet, Paris stehe in Flammen, die Revolution sei ausgebrochen. Auf der anderen Seite berichteten die Schweizer Zeitungen, daß in Rußland die Cholera herrsche. So schien der Himmel mit Deutschland im Bunde. Am Dienstag Abend habe auch ich deutlich die

Ranonenschüsse gehört. Es grollte an der Bergwand wie ferne Gewitter, nur kürzer und dumpfer war der Ton. Am Mittwoch, den 5. August, sind wir dann abgereist. Keinen deutschen Bahnhof habe ich so streng bewacht gefunden, wie den in Basel, wo unsere Fahrkarten viermal von militärischen Posten untersucht wurden, bevor wir an den Zug gelangten. Ich hatte mich entschlossen, keine der der Grenze naheliegenden Linien zu benutzen, weil diese natürlich überlastet sein mußten, und wollte über Schaffhausen nach Stuttgart. Unterwegs erfuhr ich, daß in Schaffhausen nicht durchzukommen sei, mußte also nach Romanshorn, wo die Dampfer noch wie im Frieden verkehrten. Glücklich langten wir nachmittags gegen fünf Uhr in Friedrichshafen an, wo uns der Bescheid wurde, daß der erste Zug nach Stuttgart erst am nächsten Morgen abgelassen werden würde. Acht Tage später, am Mittwoch, den 12. August, sind wir dann in Berlin angelangt.

Niemals werde ich diese Reise vergessen können, die mit allen ihren Mühseligkeiten mir die stärksten Eindrücke gebracht hat, die ich je erlebt habe. Schon in Friedrichshafen fing es an. Es war, als wären die Rollen vertauscht, als sei man aus einem im Krieg befindlichen Lande in neutrales Friedensland gelangt. Der amtliche Betrieb, die Bevölkerung, das gesamte Leben war viel ruhiger als in der Schweiz. Wohl wurde uns berichtet, daß auch hier Panik gewesen sei, aber die mußte sich nach wenigen Tagen völlig gelegt haben. Jetzt war überall dieselbe ruhige klare Zuversicht.

Zwischen Reservisten und Landwehrmännern, die nach ihren Sammelplätzen eilen, sitzt die bunt zusammengesetzte Schar der Reisenden. Nur wenige haben ein kurzes Reiseziel, die meisten haben schon mehrere Fahrtage hinter sich und nehmen ergeben die Mitteilung entgegen, daß man jetzt Tage fahren mußte für Strecken, die sonst in Stunden zurückgelegt wurden. Der lange Zug schleicht langsamer, als ein Güterzug, dahin. An jeder Bahnstation macht er Halt; sie alle sind bewacht, an den Strecken stehen Soldaten, und auch hier schon durch weiße Binden gekennzeichnete Bürgerwachen.

Bald wird es lebendiger. Unendlich lange, mit Truppen dicht besetzte Züge fahren an uns vorbei. Die Truppen singen und jubeln, schreien hurra und rufen Abschiedsgrüße herüber. Da wird's auch in den Wagen der Heimreisenden lebendiger. Die Fenster sind niedergelassen, die Kinder winken jedem Posten zu. Es entsteht ein Grüßen, Winken und Anrufen hin- und herüber. Je mehr wir ins Land hineinkommen, um so bewegter, um so einmütiger und einhelliger wird das Leben. Jeder, der nicht zu den Waffen eilt, fühlt seine Nichtigkeit in dieser Zeit. Es versinkt alles, was einen noch vorher beschäftigte, es gibt nur einen Gedanken: da hinten ist Krieg! Nur eine Beschäftigung, nur ein Herzensbedürfnis: die Beziehungen zu diesen Menschen, die hinaus-eilen zum Kampf!

Der Jubel wird immer lauter, das Grüßen herzlicher. Ich habe es niemals für möglich gehalten, daß es so viele schöne Gesichter in der Welt gibt. Es ist ein Leuchten in den Augen, ein glühendes Empfinden, ein Hinausgehobensein über den Alltag, über alle Gewöhnlichkeit, Niedrigkeit des Daseins, das auch körperlich verschönt und veredelt. Auch Frauen und Kinder werden immer mehr von der Männerstimmung gepackt, die aus den riesigen Soldatenzügen wie ein heißer Wind

herüberweht. Man gewinnt Sinn für den harten kantigen Soldatenhumor. Die Wände der mit Blumen und Baumzweigen geschmückten Wagen sind über und über beschrieben. „Serbien muß sterbien.“ „Franzosen, Russen, Serben, alle müssen sterben.“ „Eilgut nach Paris.“ „Auf jeden Schuß ein Ruß, auf jeden Stoß ein Franzos.“ „Auf zum Schlachtfest nach Paris!“ „Gratis Bauland abzugeben an Deutsche in der Umgebung von Paris.“ „John Bull, du kriegst die Nase auch noch voll!“ Die merkwürdigsten geographischen Vorstellungen scheinen drüben zu spuken. An manchen Wagen ist als Fahrtrichtung angegeben: „Über Paris nach London und St. Petersburg“, und in festen, großen Buchstaben wird an einer Wand verkündigt: „Rußland muß noch badißch wer'n!“ „Vorſicht! Deutſcher Stahl! Mittel gegen Ruſſen, Wanzen und Franzoſen!“ Oder ganz toll: „Wir machen aus dir, du Zarenfürst, nur noch Blut- und Leberwürst!“

Neben grotesken, unbeholfenen Kriſcheleien habe ich an mancher Wagenwand ganz ausgezeichnete Zeichnungen geſehen. Auch die Poeſie hält ſich nicht immer bloß im rauhen Soldatenton. An Zügen, die aus dem Elſaß ſtammt, waren in Würzburg Verſe zu leſen, die von einem Straßburger Reſervisten herrühren ſollen, in dem ſchon die Vorbereitungsſtunden des Krieges den Dichter geweckt haben:

„Im Oſten hebt der ruſſiſche Bär
Zum Schlag die grimmen Pranken,
Weil Öſterreich Serbiens Frecheit wies
Zurück in ihre Schranken.
Wir kommen ſchon, du Gotteltier,
Ein wenig dich zu zwicken
Und dich, daß dir die Luſt vergeht,
An unſer Herz zu drücken.

Und du, perfides Albion,
Du Land der Krämerſeelen,
Du denkſt wohl auch in dieſem Kampf
Nur an das Länderſtehlen.
Wenn's deiner Seemacht zu 'nem Strauß
Sollt' in den Fingern zucken,
So laß ſie kommen, wir ſind da,
Ihr auf den Kopf zu ſpuken.

Mög' uns die ſlaw'iſche Barbarei,
Des Franzmanns laut Revanchegeſchrei
Und John Bulls Großmaul drohen:
Wir werden ſtolz den Kampf beſtehn,
Im Gottvertraun ſoll's weitergehn;
Hellauf die Herzen lohen.
Es ſoll die würd'ge Feindesſchar,
Die Deutschlands Größe neidiſch war,
Auf harten Granit beißen.
Es lebt in uns der Väter Blut,
Es wallt in uns derſelbe Mut,
Wir werden es beweifen.

Sei ruhig, du mein Vaterland,
 Im Ost, im West, am Meeresstrand!
 Geh'ts in den Kampf, den heißen;
 Wir schreiben eine Schrift, die gut,
 Und können zeichnen rot wie Blut
 Mit Griffeln: Stahl und Eisen.“

So fed die Worte klingen, ich habe nicht ein einziges Mal den Eindruck von frevelhaftem Übermut gehabt. Es ist nur ein maßloser Ingrim in unserem Volke, ein ungeheurer Zorn loht in allen diesen Männern. Man meint es zu spüren, wie die Körper von ihm geschüttelt werden und danach lechzen, die Störer der Ruhe zu strafen. Dieses Gefühl, ein Strafgericht auszuüben, Ordnungsmacher zu sein in der Welt, das Bewußtsein, selber von keinem etwas Unrechtes gewollt zu haben, geht bis in den letzten Mann hinein und läßt keinerlei Bedenken aufkommen.

Nach sechsständiger Fahrt langen wir in Ulm an. Die Festung ist übervoll von Soldaten. Da wir zwei Stunden auf die Weiterfahrt des Zuges warten müssen, suchen wir den Dom auf. Aber es ist jetzt keine Zeit, sich an Kunst zu erbauen. Es duldet einen nicht drinnen, man muß auf der Straße sein, immer mitten zwischen den anderen. Miterleben will man. Das Straßenbild ist voll tollen Lebens. Aber es bedarf keiner Weisung, jeder ist bestrebt, überall und in jedem Betracht für das Militär Platz zu machen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Hilfe zu leisten. Alles andere ist Nebensache. Große Bierwagen werden jetzt von Ochsen gezogen, gelegentlich sieht man auch eine Kuh neben einem Pferd eingespannt. Die seltensten Gefährte werden hervorgeholt, da die guten Wagen alle abgegeben sind.

Endlich gegen sieben Uhr an diesem 5. August, abends, geht die Fahrt weiter nach Stuttgart. Diese Fahrt ist das Schaurig-Schönste, was ich je erlebt habe. In unserm Riesenzug ist kein Plätzchen unbesezt. Aber keiner murrte. Man rückt zusammen, richtet ein, sorgt für die Kinder und versucht, mit Scherzen über alles hinwegzukommen. Da und dort schläft einer vor Übermüdung ein. Es sind viele Leute im Wagen, die schon fünf Tage unterwegs sind, dabei die ersten Tage unter schweren Gefahren aus Frankreich über Genf flüchtend. Anderen sind ihre Reismittel sehr knapp geworden, so daß sie die Nächte in den Bahnhofshallen zubrachten, wo natürlich ein Ausruhen nicht möglich war. Mühsam leucht der Zug die schwere Steigung auf die Schwäbische Alb hinauf. Wenn er auf offener Strecke hält, geschieht es, um einen Militärzug vorüberzulassen. Es ist immer das gleiche Bild: die Soldaten drängen sich an die Öffnungen der Wagen, da es auch ihnen Bedürfnis ist, jedem, den sie sehen, einen Zuruf zu geben. „Die Wacht am Rhein“, „Deutschland über alles“, zuweilen auch ein Heimatslied und im frisch-fröhlichen Rhythmus das so ernste „Morgenrot“ klingen herüber. Jetzt kreuzt die Bahn keinen Straßenübergang mehr, an dem nicht Leute stehen, die jubeln und winken. Die Bahnhöfperren sind überfüllt. Wo Häuser in der Nähe der Bahnlinie liegen, sind die Fenster gefüllt mit Abschiedwinkenden. Auf den Bahnhöfen selbst sind die Liebesgaben in Überfülle vorhanden. Und wenn es sich trifft, daß unser Zug gleichzeitig mit einem Soldatenzug zu stehen kommt, drängt es auch die Reisenden

hinaus, denen drüben ihren Besitz an Zigarren und allerlei sonstigem Guten mitzugeben. Und sie erweisen sich der Gebefreudigkeit würdig, sie wissen anzunehmen. Du kannst die volle Zigarrenkiste hinhalten, es nimmt keiner mehr als ein Stück. Und tut er es doch, so ist es nur, um dem Kameraden die Mühe des Nehmens zu ersparen. Reichst du einer Gruppe von Landwehrmännern eine Düte, so teilen sie getreulich. Auch an den Tischen mit Getränken und Speisen ist kein Gedränge, jedenfalls nie von den Soldaten her.

Ich bin in diesen acht Tagen an Hunderten von Soldatenzügen vorbeigefahren, ich habe in den Städten Tausende von Einquartierten gesehen und habe keinen betrunkenen Mann zu Gesicht bekommen. Und wenn so manche Inschrift an den Wagen rauh und wild war, eine Bote war nicht zu hören. Eine Krankenschwester erzählt in einer Ecke, daß sie seit fünf Tagen nur in Militärzügen gefahren sei, um eine schwer erkrankte Frau in ihre österreichische Heimat zu befördern. „In all der Zeit bin ich von all diesen Männern so behandelt worden, wie die vornehmste Dame vom wirklich vornehmen Kavaller.“

Der Jubel in den Bahnhöfen wird mit den Abendstunden immer stärker. Heute nacht scheint keiner in diesen Dörfern zu Bett zu gehen. Wer könnte auch noch schlafen in einer solchen Zeit?! Die Kinder versuchen es da und dort, aber die Rufe reißen sie immer wieder empor. Dann schreien sie selbst mit ihren müden Stimmchen und winken zum Fenster hinaus. Und wenn gar in der Fahrt sich unser Zug mit Soldatenzügen kreuzt, so bellt das Hurrarufen in der schnellen Vorbeifahrt wie wildes Schlachtgeschrei.

Die Dämmerung senkt sich auf den heißen Tag. Der Zug hat die Höhe erklommen. Diese schwäbische Ablandschaft wirkt in ihren phantastischen Formen gerade in der jehigen Stimmung merkwürdig erregend. Wir sind bei Geißlingen a. d. Steig. Die scharfgerissenen Felsen liegen in nachtdemem Blau. Unten die Talgründe sind schon schwarz, hinten im Westen geht die Sonne wie in einem Blutmeer unter. Es ist schauerlich schön. Da donnert der Zug in die Halle, Tausende von Menschen umsäumen den Bahnhof, hängen an der Brücke, und als nun ein mit Artillerie schwer bepackter Zug einfährt, entfesselt sich ein grenzenloser Jubel. Zwei Lokomotiven waren dem Militärzug vorgespannt, zwei hatten hinterdrein die Höhe hinaufgeschoben. Der Abstieg unseres Zuges wird fast noch unheimlicher. Ich dachte an die schlimmsten Bergabstiege. Man fühlt, wie die Lokomotiven alle Kraft anwenden müssen, um die ungeheure drückende Last zurückzuhalten. Bei jedem Anrücken fliegen wir durcheinander. An jedem Bahnhof wiederholt sich das gleiche Bild, bis nach Cannstatt hinein, wo wir nachts um eins noch lange liegen müssen, bevor der Zug nach vierzehnstündiger Fahrt — der Schnellzug macht sie in gewöhnlichen Zeiten in zweieinhalb Stunden — in Stuttgart anlangt.

Die Nachtstunden dieser Fahrt waren einzig schön. Eine Mondnacht, wie ich sie stiller, versonnener nie geschaut, liegt über dem Neckartal. Wie ein Band ist der Fluß in die Matten hineingelegt, und von dem langsam sich fortziehenden Zug aus kann man jede Weide, jede Erle im Wasser sich spiegeln sehen. Für Minuten überläßt auch jetzt sich das deutsche romantische Gemüt der mond-

beglänzten Zaubernacht. Da auf einmal steigt es einem heiß die Kehle hinauf, ein seltsames Würgen. Was ist es denn nur? Warum kannst du dich nicht freuen? — Krieg!

Auf die fünfzig Menschen im Wagen drückt die Stille der Nacht. Die Gespräche werden unwillkürlich leiser geführt. In dem Abteil neben uns spricht immer die gleiche ruhige Stimme weiter. Ein bleicher, aber kräftiger Mann spricht auf seine Nachbarin ein, zwei Landwehrmänner gegenüber hören ihm aufmerksam zu. Ich verfolge das Gespräch; er entwickelt seine buddhistische Weltanschauung, die immer wieder den Widerspruch der um ihn Sitzenden auslöst. Gerade in dieser Zeit will ihnen der Gedanke des Verzichtens, des Sehns nach Auflösung nicht eingehen. Tun! Tun! ist jetzt das einzige. Da versucht er es von einer anderen Seite: „Können Sie sich nicht denken, daß Sie eine Stunde erleben, in der Sie ganz mit sich zufrieden sind, in der Sie glauben, wirklich gut zu sein, so vollkommen geworden zu sein, wie es Ihnen innerhalb Ihrer jetzigen Form möglich ist? — Diese Stunde ist das höchste Glück, und wer in ihr sich aufzulösen vermöchte, in nichts vergehen könnte, müßte glücklich sein.“ Und aus dieser Wendung heraus findet dieser Buddhist sich in den Gedanken des alten Liedes: „Kein schöner Tod in dieser Welt, als auf dem Schlachtfeld sterben!“ „Sehen Sie, darum tut mir keiner von denen leid, die da draußen den Tod finden. Darum gehe ich so ruhig mit hinaus und freue mich fast, wenn ich nicht wiedertehre. Denn höher hinauf kann ich nicht, als daß ich mich vergesse, als daß ich für das hingehe, was mir jetzt das Größte und Wichtigste in der Welt erscheint.“

Es ist ganz still geworden im Wagen, nur die schweren Atemzüge eines schlecht schlafenden Kindes sind zu hören. Da, wieder die kurz-harten Schreie aus einem vorüberfahrenden Zug. Die Kirchenstimmung ist vorbei. Am Morgen hatte ich es erlebt, wie ein bayerischer Hüne aus der Tasche den Rosenkranz zog: „Der muß mit, den hat mir vor zehn Jahren der Pfarrer geschenkt. Er geht mit.“ Man muß nur an etwas glauben können, dann ist man geborgen in schwerer Stunde.

In Stuttgart am Freitag darauf erleben wir die Nachricht des Sieges von Lüttich. Am Morgen war überall die Nachricht von dem kühnen Handstreich ange schlagen gewesen und mit einer, wenn auch nicht eingestandenem Besorgnis hatte man den Schlusssatz gelesen, daß der Handstreich zwar mißlungen sei, aber doch von dem außerordentlichen Mut der Truppen zeuge. Nun war's abends um sieben. Ich stand dem Bahnhof gegenüber, wo ich mich nach den Möglichkeiten der Weiterfahrt erkundigt hatte. Unten an der Ecke, wo das Hotel Marquardt auf die Königstraße stößt, stauen sich plötzlich die Menschenmassen. Jeder Offizier, der vorbeifährt, wird jubelnd begrüßt. Ich eile hin, die Menschen drängen gegen die Ecke wie Wogen an einen Felsen am Strand. Vorn liest einer vor, alle lauschen gespannt. Die hinten verstehen nur abgebrochene Worte, stimmen aber sofort in das Hurra ein. Dann weichen die Vorderen, die anderen schieben nach. Längst hat man nun verstanden: „Lüttich gefallen“, aber man weicht nicht vom Platze, bis man selbst gelesen. Man sagt es wildfremden Menschen auf der Straße und lacht sich an: Das fängt gut an, nur so weiter!

Erst am nächsten Mittag können wir nach Würzburg weiterfahren. Zwölf Stunden dauert die Fahrt und reicht wieder bis über Mitternacht. Der Charakter ist ein ganz anderer, als tags zuvor. Nur das Vorbeifahren der Militärzüge ist gleich und die aus ihnen heraushallende Begeisterung. Die Mitfahrenden sind fast lauter Landwehrmänner, Bayern. Es überläuft einen kalt vor der Wildheit, vor der Urkraft dieser Leute. Die seltsamsten Typen sieht man, die aus den verstecktesten Winkeln des bayerischen Waldes heraufgetaucht sind. Ein Fuhrmann z. B. darunter mit einem ausgesprochenen Hunnentopf, ein Sproß vielleicht eines vor tausend Jahren bei einem der fürchterlichen Kriegszüge versprengten Steppensohnes. Man hat das Gefühl, die Eisenbahnwagen werden zu niedrig für diese Gestalten. „Was wir nur Pulver sparen werden für den Staat“, ruft einer. „Wir schießen nicht lang, mit dem Kolben geht man drein!“ Sind das alles Brüder und Söhne und Enkel des Schmieds von Rochel? Wahrhaftig, wenn die Körperkraft, wenn Draufgängertum und elementare Gewalt entscheiden, dann erobern diese Männer die Welt.

Wie ist doch das Mitteilungsbedürfnis gewachsen! In Würzburg im Gasthof, wo wir nach Mitternacht noch einen kleinen Imbiß erhalten, drängt sich der Wirt an den Tisch. Er muß uns erzählen von der unbegreiflich großen Schar der Freiwilligen, die weinend und jörnig dabei verharren, daß sie nicht mehr nach Hause wollen. Er berichtet, daß bei jedem Truppenteil viel zu viel Männer sich einstellen, sich nicht mehr abschieben lassen. Und dann die Freude, wie alles neu und schön ist, wie jeder seine Kleider hat, seine prächtigen Stiefel. Wie die Pferde im neuen Sattelzeug dastehen, wie kein Knopf fehlt!

In der Tat: Kann es etwas Schöneres geben, als diese großartige Fürsorge? Dieses prachtvolle Arbeiten in der Stille, die Pflichttreue, die Jahre lang geforgt und geordnet hat, unverdrossen, trotz der zahllosen Angriffe von draußen, trotz der vielen Verlästerungen und Bekämpfungen? Eine Minute hat genügt, um den Begriff Antimilitarismus zu einem unverständlichen Wort zu machen. Wer hat in diesen Tagen nicht irgendwie umlernen müssen? — Und so leicht ist es allen gefallen!

Die nächsten Tage werden die Strecken immer kürzer, die wir zurückzulegen vermögen. Vier volle Fahrtage müssen wir noch daran wenden, um nach Berlin zu kommen. Und überall das eine gleiche Bild, überall dieselbe Kraft, derselbe feste Wille, dieselbe Ordnung, die gleiche Sachlichkeit. Ich bin immer ruhiger geworden. Wenn es möglich wäre, daß ein solches Volk überwunden wird, dann hat die Weltgeschichte, dann hat die Welt keinen Sinn. Was sollte dann noch das Leben?! Also schreiten wir gelassen der Schicksalsstunde entgegen!





Eine alte deutsche Frau zu den jungen deutschen Frauen und Mädchen

Von Rätke Damm

Auf den Ausflug, auf den Tanz des nächsten Sonntags hattet ihr euch gestreut — daß Oesterreich und Serbien Noten tauschten, war uns noch keine tiefere Beunruhigung — und an dem Sonntag mußtet ihr vielleicht euer Liebstes dahingeben: Vater, Bruder, Freund, Verlobten, Gatten! Zu den Fahnen, zu den Waffen, die Deutschlands Friedenskaiser so gern noch dieses eine Mal in Ruh' gelassen hätte. Es ging nicht, es war unmöglich. Deutschland bedroht, Deutschlands Grenzen teilweise von den Feinden in Ost und West überschritten, — da war, wie aus heiterem Himmel Blitz und Donner, das schier Unfassbare da. Der Krieg! Die jungen, die jüngeren, die „älteren“, wie man bei den Frauen gern sagt, indem man das Wort älter vor das Wort alt stellt, anstatt umgekehrt, sind in 44 gesegneten Friedensjahren, wie die Männer, herangewachsen, sind Bräute, Gattinnen, Mütter geworden und die Kinder, die Jungen wachsen heran. Sie wissen nicht, was Krieg heißt und Kriegszeit. Sie hörten es wohl, sie lesen es wohl, besonders in den letzten beiden Jahren, als die großen Hundertjahr-Gedenktage kamen, aber es ging nicht besonders in die Tiefe. — Die Leute von anno dazumal — ach, die sind ja lange tot. Ihre Zeit war eine andere. Man war damals altmodisch, einfach, bescheiden, heut lebt man sich ja nach der Persönlichkeit aus, ist individuell, treibt Sport anstatt sich um die lächerlich — kleinlichen erbärmlichen Dinge der Hauswirtschaft zu kümmern, die, wie die Damen so gern sagen, die „moderne Technik“ uns so gefällig abgenommen hat. Aber vergessen dürfen sie nicht, daß eine Reihe von Frauen noch lebt und zum Teil noch rüftig schaffend im Berufsleben oder in der Hauswirtschaft steht: die Frauen, die anno 70/71 Kinder, junge Mädchen, junge Frauen oder auch schon gereifere Frauen waren.

Ach ja! Das damals steht vor uns, die wir zu jener Zeit das Flügelkleid der Jugend trugen. Es war eine andre Jugend damals und ein andres Flügelkleid!

Wir waren keine individuellen Persönlichkeiten, sondern rechtschaffene Kinder, die mehr oder weniger fleißig und mehr oder weniger gut begabt, auf der

Schulbant saßen und in den Freistunden entweder spielten oder uns, nicht nur auf harten, mütterlichen Befehl, sondern aus Lust und Liebe zur Sache, an kleinen wirtschaftlichen Arbeiten beteiligten. Rüben schaben, Bohnen abziehen, Obst schälen und verlesen, Käse, Semmel, Zucker oder Schokolade reiben, Gewürz stoßen, Schoten pahlen, Tassen abwaschen, Staub wischen — das waren Dinge, die Schulmädchen und Backfische als selbstverständlich erachteten. Also — wir individuellen Persönlichkeiten erlebten den Feldzug 1870/71. Ich erlebte ihn in Berlin — mitten im Herzen der Stadt, gegenüber dem Rathause wohnten die Eltern. Und — meine damals dreißigjährige Mutter lebt noch mit hellem Blick und scharfem Gedächtnis und wir tauschen und ergänzen unsere Erinnerungen, wie es damals war. Damals, als unsere Braven auszogen, als die Schreden der Kriegszeit über uns kamen. Wohl mag auch damals hier und dort, auch in mancher Stadtgegend eine Panik um die Beschaffung von Lebensmitteln ausgebrochen sein, jedenfalls war sie nicht so spontan und arg, wie die jetzt hier in Berlin. — Aber, das nur nebenbei. — Die Kriegsnot von damals fand ebenfalls die Frauen gerüstet: ihr Liebstes zu geben, mitzuarbeiten, jede an ihrer Stelle für das Vaterland. Wir hatten damals keine Frauenbewegung, wir hatten keine großen Worte gehört und gesprochen vom Wahlrecht der Frauen, Gleichstellung der Frauen auf allen Gebieten. Ernste erprobte Männer beschloßen den Krieg, führten im Kriege — siegten! Und nun konnte man sich der Früchte dieser Siege freuen. Und — man freute sich. Handel und Gewerbe blühten, wo wir in Silbergeld gezahlt hatten, erschlossen sich Goldquellen, Berlin wuchs und streckte sich, Deutschland wurde groß — die Frauen waren tüchtig, wie damals, sie erstrebten und ersiegten die höhere Bildung, die Universität, die Öffnung vieler bisher den Männern vorbehaltenen Berufe. Daneben blühte das Gewerbe, das Kunstgewerbe, die Technik!

Langsam aber stetig eröffnete sich eine tiefe Kluft. — Das Wort „besser“, sonst ein goldenes, gutes Wort, wurde zur Losung, auch da, wo es unangebracht war. Städtische Arbeit, Fabrik- und Kontor-Arbeit wurden „bessere“ Arbeiten, ländliche und hauswirtschaftliche Arbeit wurden gering geachtet. An die Stelle gesunder, hauswirtschaftlicher Tätigkeit trat für die Mädchen „nach der Schulbant-Zwang“, der Sport.

Gewiß ist der Sport gut, aber er ist durchaus nicht besser als die Hausarbeit. Glatte Hände, polierte, wie mit Fett eingeriebene Nägel waren mit einem Male die Hauptsache. Gewiß ist es schön und ratsam, wenn auch die Mädchen, die Küchen- und Hausarbeit verrichten, sich Hand und Nägel gut pflegen — aber der allgemeine Gebrauch des Maniküre-Etuis ist einfach übertrieben. — Und dann — seit 10 Jahren etwa — dieser steigende Luxus in der Kleidung. Mit Staunen und Befremden zuerst, mit Sorge später sahen „altmodische“ Frauen diesen Luxus. Es war, als seien die deutschen Frauen wie ausgetauscht. Gut sein, treu sein, fleißig sein — gewiß, das galt, aber über dem allen stand das eine große Wort „elegant“ sein, das „Modernste“ haben. Ein Büromädchen, das 50—60 Mark im Monat verdient, mußte Florstrümpfe tragen, hohe elegante Schuhe, den modernsten Hut, das elegante Kleid! Die seidne Bluse, noch vor

zwölf Jahren von wohlhabenden Damen der ersten Kreise zum Theater angelegt, wurde schon im Büro, in dem Laden selbstverständlich. Mit einer ganz ungeheuerlichen Herablassung wurde die einfach gekleidete Dame von der bedienenden Konfektionseuse um ihre Wünsche befragt.

Mit lächelnder Duldung sah man eine Dame an, die eine bunte waschbare Rattun- oder Flanellbluse im Hause trug. Jeder Modedirlefant fand bei den Frauen und Mädchen begeisterte Aufnahme. Sonst — in früheren Jahren — um diese Zeit, wenn die Reisenden von der Sommerfrische heimkehrten, flatterten die Ansagen in die Häuser: „Mannequins“ führten die zaubervollsten Kostüme der nächsten Saison vor — in den Läden stellte man die neuesten Modellhüte aus! Und — die Frauen folgten in Strömen — es war, als hätte ein wahres Fieber, um ja das Allerneueste wenigstens zu sehen, die Frauen ergriffen.

Gegönnt — ihr lieben, deutschen Frauen, hat man euch das gern — ihr kamt aber den alten Unmodernen vor wie spielende, tändelnde Kinder, die nach allem Glänzenden fassen.

Aber dann wurde doch wieder behauptet, wenn man eine Stimme der Warnung erhob, nicht sich so wahllos an das Außerliche zu hängen (das sich ja auch in anderm Luxus und über den Stand-hinaus-leben sichtbar machte). Laßt doch die Frauen, die Mädchen, sie sind so strebsam, sie verdienen es sich ja, laßt sie doch gewähren.

Und weiter und immer weiter zog der oft unsinnige Luxus seine Kreise, schon die Kinder oft in Luxus ersüßend. Ist es nicht jammervoll, wenn man hört, wie zwei-, drei- und vierjährige Kinder reicher Berliner Gewerbetreibender im Bade fragen, als sie einen schlicht und dunkel gekleideten Arzt durch den Kurgarten gehen sahen: „Fräulein, ist der Mann so arm?“ und als junge frische, einfach gekleidete Damen sich die Tennisbälle selbst auffammeln: „Fräulein, die Damen sind wohl sehr arm?“

Da — da zuckt es herunter in all unsere bunte, elegante, seidenumhüllte Weiblichkeit. Krieg! Es gilt die Nächsten herzugeben! Ach — dieser Ausgleich!

Nicht nur die feine und zarte Konfektionsdame, die lecke Stenotypistin mit den manikürten Händchen müssen den Geliebten, den Gatten, den Bruder ziehen lassen, auch die alte Frau mit den gichtischen Händen muß die Söhne hergeben, das ländliche Mädchen mit den gebräunten Händen, die unverkennbare Spuren der Landarbeit tragen, den Verlobten, den Bruder. Hört ihr die Glocken läuten, die zum Gebet rufen? Ach, sie klingen auch die Worte in euer Ohr: Alles ist eitel! Heut' fragt niemand nach eurer Eleganz, nach euren Florstrümpfen, nach dem Gewand, das ihr tragt, heut' sagt das Schicksal: „Des deutschen Landes Schicksalsstunde schlug, wie sie damals schlug, vor 100, vor 44 Jahren — und im Orage dieser gewaltigen Mahnung, in die sich der Waffenlärm draußen mischt — da werdet ihr inne, daß ihr eleganten Frauen nichts voraus habt vor den alten, unmodernen, uneleganten: Von allen, von jeder fordert Gott, daß sie mit den Männern das Schicksal tapfer tragen und würdig sind, deutsche Frauen zu heißen.





Die Verwelschung Belgiens

Velehrte und amtliche Kreise leben ohne sprachliche und rassenmäßige Prüfung des hohen Wahnes und sprechen ihn den ebenso untundigen Vorbetern nach, daß die sogenannten Wallonen ein besonderer keltoromanischer Stamm der südlichen Niederlande seien und rechnen ihn und seine Mundart zu den Franzosen. Ich bezweifle, daß diese vermeintlichen Sachkundigen je wallonisch haben sprechen oder echtes Wallonisch gelesen haben. So lautet französisch épuisier im Wallonischen pouhir, also wohl eine romanische Wurzel mit gänzlich getrennter Entwicklung. Bekanntlich gehören Rumänisch und Ladinisch (Rätisch) auch zu den romanischen Sprachen. Näher ist die Verwandtschaft des Französischen und Wallonischen auch nicht, als mit diesen Abarten einer verderbten lateinischen Volkssprache, aus der sich höchst mannigfaltig die romanischen Sprachen entwickelt haben. Selbst Französisch ist keine einheitliche Sprache. Es zerfällt streng geschieden in das Provenzalische (stark gurisch beeinflusst) und Nordfranzösisch. Auf französischem Staatsgebiet stehen völlig abseits das Bretonische und Baskische, die beide überhaupt nicht romanisch sind; nur ist das erstere ein romanisiertes Keltisch, während die pyrenäische Sprache ihre anatische Eigenart behalten hat. Ich selbst halte die Basken für den homo alpinus, der vom Balkan her über den Karst durch die Alpen bis zum Atlantischen Meer geseffen hat und noch sitzt, vielleicht sogar die älteste Urbevölkerung Europas bildet, wie sich auch leiblich erweisen läßt.

Wer sind nun die Wallonen und was ist ihr sprachlicher Ursprung, der natürlich mit den Römern körperlich nichts zu tun hat? Nach der allgemeinen, übrigens falschen Meinung hinsichtlich der Ausdehnung ihres Sprachbodens sitzen sie in den Ardennen und an der mittleren Maas, also im Osten der südlichen Niederlande, die gegenwärtig französisches und belgisches Staatsgebiet sind, aber fraglos einen Teil des alten Deutschen Reiches bilden, der in der Hauptmenge erst 1815 den oranischen wiedervereinigten Niederlanden und dem späteren Belgien zuviel. Auch nach der landläufigen Anschauung gehört das Großherzogtum Luxemburg, als noch heute rein deutsch, aber unerhörterweise französisch verwaltet, nicht zur Wallonie. Es liegt nahe, wie nachher noch zu erweisen ist, daß dessen belgischer Teil auch rein deutsch gewesen ist, wie ja noch jetzt, trotz ausgesprochenem Deutschenhaß und französischer Regierung, 150000 Belgier ihr deutsches Volkstum sprachlich betennen. Aber sie sind bloß die ehemalige rein deutsche Bevölkerung Luxemburgs und Lüttichs, obwohl rassenhaft und sprachlich unrichtig die Hauptstadt des Hochstifts Lüttich zugleich als solche der Wallonie angesehen wird. Die gegenwärtige Sprachgrenze ist eine trügerische, was sich schon daraus ergibt, daß die Regierung des alten Bundeslandes Luxemburg ihrem Herrschaftsgebiete den Anschein der

Zweisprachigkeit durch eine künstliche Franzöfierung aus politischen Gründen der unberechtigten Angst vor dem deutschen Mutterland zu geben sich bemüht.

Man hat die Annahme eines besonderen keltoromanischen Stammes der Wallonen landschaftlich daraus erklärt, daß beim Frankeneinfall sich diese Elemente der zusammenbrechenden römischen Herrschaft in die unwirtlichen Ardennen zurückgezogen und somit ihr Volkstum bewahrt hätten. Die Ardennen bilden aber keinen abgeforderten Gebirgsstock, sondern hängen mit dem moseltsteinischen Mittelgebirge, wie Ösling, Eifel und Hohes Venn eng zusammen, die sogar, wie die Hohe Eifel, einen viel sichereren und unzugänglicheren Unterschlupf wider die deutsch-fränkischen Verfolger gewährt haben würden. Diese Behauptung ist als eine bloß gelehrte Ausgeburt der beliebten Keltomanie unserer humanistisch verbildeten Forscher und als unbeweisbar abzulehnen. Der Kern der Wallonen sitzt vielmehr im Hennegau um Bergen (Mons) herum, also auf dem platten Lande, das bloß vom Stromlauf durchschnitten wird, daher örtlich gänzlich schutzlos ist. Ich will gern zugestehen, daß sich in dieser Gegend vielleicht ganz schwache Ueberbleibsel der sogenannten römischen Bevölkerung, also romanisierte Kelten, ebenso wie in der benachbarten Champagne erhalten haben können, die von dort aus bei dem Absterben der fränkisch-deutschen Sprache neue Stärkung erfuhren und einen verhängnisvollen Keil zwischen Ost- und Westniederländern bildeten, der sich wie ein Siftpilz aus schmalen Stengelschaft ausbreitete. Die Nachbarschaft der französisch gewordenen, sonst fast rein fränkischen Champagne, was die Franzosen selbst zugeben, verlieh der Verwelschung stets neue Kraft.

Die gesellschaftliche Verbindung der westdeutschen Ritterchaft mit der französischen, besonders in den Kreuzzügen, förderte die Franzöfierung dieser führenden Oberschicht. Es sei an Gottfried von „Beulen“, den Herzog von Niederlothringen erinnert, der in der Geschichte nur als Gottfried von Bouillon fortlebt, ebenso wie sein niederdeutscher Wappenspruch nur in französischer Form „Dieu le veut“ überliefert ist. So schloß er auf einer Brüsseler Höhe seine Ansprache an seine niederdeutschen Landsleute. Mit den Kreuzzügen begann die Verwelschung der heutigen Wallonen, da sie ja die reißigen Knechte und Troßhuben der Ritter stellen mußten. Die französischen und englischen Könige, letztere damals noch ganz Franzosen und Gebieter halb Frankreichs, waren dazu noch die Heerführer der Kreuzfahrer. Die deutschen Kaiser Friedrich I. und II. bildeten Ausnahmen, dieser leider auch schon ganz als süditalienischer König seinem Volkstum entfremdet. Man kann aus den immer mehr verschwindenden deutschen Namen in den Urkunden den Fortschritt der Verwelschung genau beobachten. Folgeschwer war der Übergang der Herrschaft aller dieser niederländischen Gebiete in burgundische Hand, d. h. unter eine sprachlich französische Regierung. Das Herzogtum Niederlothringen hatte sich in eine Anzahl kleiner Herrschaften aufgelöst, die im Erbgang, durch Kauf oder Gewalt die jüngeren Anjous, also ein Zweig des französischen Königshauses, die den Herzogschut von Burgund trugen, im 14. Jahrhundert insgesamt an sich gebracht hatten. Das Herzogtum Lothringen, das von den Vogesen bis zur Nordsee reichte und das mächtigste des alten Deutschen Reiches gewesen war, war zuerst geteilt und hatte sich dann weiter zersplittert, wie auch die übrigen Stammesherzogtümer. Jetzt sollte sich diese Zertrümmerung rächen, indem ein französischer Vasall das wohlhabende Flandern nebst den übrigen Teilen Niederlothringens zu einem großen Besitz vereinte, der den Herrscher zum mächtigsten Fürsten Europas machte. Dem Reiche blieben diese Burgunder treulich treu, nur von Frankreich wandten sie sich ab.

Aber das zerriffene, ohnmächtige Reich war auch ein allzu gefälliger Lebensherr. Burgund beseitigte auch endgültig die teilweise und gelegentliche französische Lehnshegemonie über Südflandern. Diese staatliche Befreiung wurde leider durch die sprachliche Knechtschaft aufgehoben, die die französische Sprache durch ein französisches Herrschergeschlecht und dessen ersten modernen Beamtenstab ausübte (Walthers, Die burgundischen Zentralbehörden unter Maximilian I. und Karl V. Leipzig, Duncker & Humblot). Die Beamten waren französifizierte Burgunder, denen sich französifizierte Flamen, Wallonen und Hochdeutsche von Luxemburg, die schon als

halbe Wallonen galten, in Ergänzung der unbeliebten Ausländer anreichten. Diese Oberschicht verwelste im Osten die hochdeutsche Grundschicht, während im Westen die niederdeutsche Stammesart widerstand. Nur die großen mit französischen Standesgenossen verschwägerten Geschlechter erlagen der höfischen französischen Lodung. Bezeichnend ist folgende Tatsache, die schon unter österreichischer Herrschaft spielt. Kaiser Maximilian setzte als Graf von Flandern seiner Gattin in der Brügger Liebfrauenkirche, in der dem Andenken des für die kaiserliche Parteigängerschaft hingerichteten Schöffen Lenthals in niederdeutscher Sprache geweihten Kapelle, das herrliche in vergoldetem Kupfer getriebene Denkmal mit französischer Umschrift, obwohl noch heute die Sprache dieser stolzen Hansastadt flämisch ist. Er schrieb seiner Tochter Margarete von Österreich, der Statthalterin der Niederlande und der Erzieherin ihres kaiserlichen Neffen Karl V., sogar in Familienbriefen — französisch. Also selbst dieser letzte deutsche Ritter auf dem deutschen Königsstuhl empfand keinerlei Scham, in seinem neuen Hausbesitz die Verwelschung seiner französischen Vorgänger fortzusetzen, obwohl er über das böse französische Wesen seiner Niederlande klagte (Kaiser, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters). Karl sprach flämisch und fühlte sich als Niederländer, nicht als Gemeindeutscher, deutsch nach einem beißenden Scherzwort nur mit seinem Pferde und seinen Hunden. Der Welt Herrscher war sonst vaterlandslos, auch kein Spanier. Sein Sohn fühlte sich dagegen bloß als solcher.

Niederdeutsch galt später als protestantisch, und Französisch wurde die Amtssprache der treugesinnnten Landschaften. Jedoch das Volk blieb noch seiner Muttersprache hold, selbst im späteren wallonischen Sprachgebiet. Aber die Fürstbischöfe von Lüttich folgten dem spanischen Beispiel, wonach Alba die Erzeugnisse des niederdeutschen Schrifttums allerorten beschlagnahmte und als ketzerisch verbrennen ließ. Die deutschen Reichsfürsten des Hochstifts, größtenteils Wittelsbacher, die zugleich Erzbischöfe von Köln und andern Sprengeln des Reiches waren, gaben sich zu geistigen Mördern ihres Volkstums her. Die wallonische, also die künstlich verwelste Geistlichkeit wurde bevorzugt, fremde Jesuiten, besonders französische ins Land gezogen. Mit Gewalt wurde nicht nur jede protestantische Regung unterdrückt, sondern auch das eigene Deutschtum erstickt, die Deutschtum dieser südlichen Niederlande und gerade hochdeutschen Stammes mit Feuer und Schwert ausgerottet. Dies ist der Ursprung des heutigen Wallontums, das rassenhaft als romanischer Volksschlag, womöglich als französischer Stamm ausgegeben wird. Das 18. Jahrhundert brachte, wie in ganz Deutschland, so auch in dieser deutschen Westmark die kulturelle Vorherrschaft der französischen Sprache, die selbst das mittlere Bürgertum ergriff. Dann folgte gegen dessen Ende auch die politische Einverleibung der ganzen deutschen Küste bis — Hamburg.

Erst 1815 sah die Oranierregierung erstehen, die, statt bloß niederdeutsch zu wirken, allzu protestantisch und selbstsüchtig auftrat. Der Krämergeist des kaufmännischen Hollands, das Preußens Waffen, nicht die eigene Kraft vom französischen Joch befreit hatte, ging auf Stellenjagd aus und schloß die einheimische Bevölkerung des Südens von der Verwaltung aus. Frankreich fand den Boden zum Abfall gut vorbereitet und wollte 1830 das neugeschaffene Belgien, dessen frischerfundener Name schon die französische Absicht verrät, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. und Napoleons I. ohne viel Federlesen einverleiben. Obwohl die alten Belgen, die längst aufgerieben oder nach Süden gezogen waren, nach Cäsars sachkundigem Urteil mindestens germanisierte Kelten waren, die sich daher selbst für Germanen hielten, was auch Cäsar tat, mit der fränkisch-sächsischen Maas- und Scheldelandschaft nichts mehr zu tun hatten, sollte der Name Belgique, bei dem „Gaule“ zu ergänzen war, die Zugehörigkeit zum alten Frankreich andeuten. Die katholischen Flamen und die frantzollen Wallonen gingen als dumme Simpel auf den welschen Leim. Da ermannte sich der sonst so friedensselige Friedrich Wilhelm III., freilich nicht als deutscher Fürst, sondern als Schwager des ersten oranischen Königs. Louis Philipp wich vor der preußischen Drohung zurück, versuchte noch eine Sekundogenitur zu

gunsten seines zweiten Sohnes, die auch als Kriegsfall für Preußen galt, zumal nunmehr England die französische Küstentläche ungemütlich fand und sich dem preußischen Einspruch angeschlossen. Aber Frankreich blieb der moralische Befreier, seine Selbstsucht wurde vergessen und abgeleugnet, die amtliche Französisierung begann im jungen Staate mit größter Scham- und Harmlosigkeit.

Das Ergebnis nach weiteren mehr als achtzig Jahren ist daher auch äußerst betrübend. Eine fremde, gar nicht bodenständige, lediglich aus frecher Erobererpolitik eingeführte Kultur hat dieses deutsche Außenland zu einem Sammelpfad französischer Sprachvergewaltigung gemacht, wie sie schlimmer nicht die grausamste Zwingsherrschaft einem unterjochten Lande auferlegen könnte. Und dies mitten im Frieden und unter ruhiger Duldung der betroffenen niederdeutschen Volksgenossen, nachdem deren hochdeutsche Brüder im belgischen Luxemburg schon zu dem obengedachten Häuflein zusammengeschmolzen sind. Freilich hat eine sogenannte vlämische Bewegung eingesezt, die der allzu raschen und völligen Verwelschung entgegen gewirkt und sogar gesetzliche Schutzmaßnahmen durch eine äußerliche Gleichberechtigung beider Sprachen endlich herbeigeführt hat. Aber wie langsam und matt ist dieser Widerstand, der hauptsächlich auf der zähen Beharrlichkeit des niederdeutschen Bauerntums beruht, dessen Bildungsbedürfnis sich in der Kirche und der nächsten Umwelt erschöpft.

Alle höhere Bildung erscheint im fremden Gewand. Die vlämische Mundart ist auch nach Anschluß an die holländische nicht imstande, die hochdeutsche Schwester zu erreichen und ihr daher die höhere Entwicklung verschlossen, nachdem Norddeutschland schriftsprachlich ebenfalls die niederdeutsche Form abgestreift hat. Auch räumlich kämpft die vlämische Bewegung mit einer fast unüberwindlichen Schwierigkeit. Ostbelgien ist unter dem Scheine eines einheimischen Wallonentums völlig französisiert und dadurch der örtliche Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland unterbrochen. Vom Süden dringt Schriftfranzösisch selbst durch die allflandrischen Lande Nordfrankreichs, wo noch das Landvolk und selbst der Industriearbeiter niederdeutsch reden, unaufhaltsam vor.

Der gebildete Vlame spricht nicht etwa nebenbei hochdeutsch, sondern fast nur französisch. In Ostende glaubt dies auch der Reichsdeutsche tun zu müssen, da das niedere Volk hochdeutsch nur schwer versteht, aber armselige französische Brocken gelernt hat. Die Gleichberechtigung der sogenannten beiden Landes Sprachen, wozu Französisch als fremde Einfuhr eigentlich gar nicht gehört, besteht in dem Eindringen des Schriftfranzösisch in das zahlenmäßig der Bevölkerung und der Ausdehnung nach größere vlämische Sprachgebiete, wo alle amtlichen Bezeichnungen doppelsprachig sein müssen, während im Walenlande das herrschende und amtlich gelehrte Schriftfranzösisch den Gebrauch der niederdeutschen Sprache einfach ablehnt. Dies ist natürlich nur möglich bei einer gänzlich französisch gesinnten Regierung, deren vlämische Mitglieder die fälschliche Kulturüberlegenheit einer fremden Schriftsprache über ihre heimische niederdeutsche Bauernmundart als gegebene Größe kritiklos anerkennen, wie sie ja selbst zweisprachig und damit gesinnungslos sind. Das Jahr 1870 hat freilich das Sprachgefühl der Vlamen gestärkt, aber seitdem hat auch eine hartnäckige Belämpfung der Vlamen durch die Französlinge auch niederdeutschen Blutes begonnen. Trotz der Einigung des alten deutschen Mutterlandes zogen Scharen literarisch und künstlerisch gebildeter Vlamen an den Seinesstrand. Sie stärkten als vollblütige Überläufer den welschen Feind und entzogen dem angestammten Volkstum die besten Kräfte. Es sei an Rops, Maeterlinck und Rodenbach erinnert. Holland und das vlämische Belgien sind eben nicht in der Lage, eine selbständige Kultur zu erzeugen, sind sie doch bloß Splitter des großen deutschen Volkstums und sogar nur Niederdeutschtums, das literarisch trotz Klaus Groth und Reuter der hochdeutschen Führung nicht entbehren kann.

Auch hier zeigt sich der deutsche Sondergeist. Der volksbewußte Vlame, sprachlich ein treuer Deutscher, spricht nicht vom Volksgenossen jenseits der Ardennen, sondern fühlt sich bloß als germanischer Bruder, was ebensogut auf den Engländer wie auch auf den Franzosen, wenigstens

des Nordens passen dürfte. Er ist sich nicht mehr bewußt, daß er bloß einem stark gemischten deutschen Stamme angehört (Friesen, Sachsen, Franken verschiedener Herkunft). Hier sieht die Wurzel des Übels. Der Zusammenhang zwischen dem deutschen Mutterland und diesem durch den sogenannten wallonischen Keil abgesprengten niederdeutschen Stamm ist verloren gegangen. Das Mutterland war innerlich zerrissen, äußerlich keine politische Macht, geschweige ein Einheitsstaat, kümmerte sich auch nicht im geringsten um die stolze niederdeutsche Tochter am Weltmeer, deren Gebiet Deutschlands reichste, glänzendste und selbstbewußteste Landschaft war. Flandern reichte von der Anthie südlich Bonens (Boulogne) bis zur Schelde. Der Graf von Flandern war der unabhängigeste Reichsfürst, so daß er selbst sein Land in drei Teile trennte, ein Drittel lebenspflichtig Frankreich, das damals schwächer als Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg war, ein Drittel dem Reiche, ein Drittel frei. Das Reich verlangte stets die ganze Lehenshoheit, und selbst die mächtigen Burgunderherzöge bestritten die Zugehörigkeit zum Reichsverband nicht, so looder er auch war.

Zur Prüfung der Wallonenfrage war diese geschichtliche Darlegung erforderlich, da die folgende rassenkundliche Betrachtung zu dem Schlusse führen wird, daß das heutige Wallonentum ein Gebilde der politischen, vielleicht auch kulturellen Entwicklung fast ohne rassenmäßige Grundlage und hauptsächlich ein Erzeugnis der Staatskunst eines fremden Nachbarvolkes ist, dessen Grundzug in der Eroberungslust als Erbe keltischer und germanischer Vorfahren liegt, die das gegenwärtige Frankreich schufen, aber selbst sprachlich einem andern, längst ausgeftorbenen Eroberervolke erlagen, wie ja auch das Gerede von den lateinischen Völkern ein Widersinn und absichtliche Erfindung ist, da es sich nur um einen äußeren, aufgezwungenen Sprachzusammenhang, ohne jede Blutsverwandtschaft, eben durch die Lateiner oder Römer handelt. (Schneegans, Sizilien; Leipzig, Brockhaus. Der bekannte Elsaßer führt den Nachweis, daß heute noch neben dem arabischen Einschlag das altitalische Element auf der Insel vorwaltet, das mit Römern und Griechen nichts zu tun hat. Nur sprachlich ist Sizilien italienisch, volllich ein anarthisches Volksgemisch.) Wie ich für das 1871 leider französisch gebliebene Lothringen durch die ursprünglichen deutschen Ortsnamen den Beweis der rein deutschen Besiedlung geliefert habe (Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reiches; Leipzig 1903, Luithardt. In 3. vermehrter Auflage unter der Aufschrift: „Ihr wollt Elsaß und Lothringen? Wir nehmen ganz Lothringen und mehr! Antwort auf das französische Rachegeheiß. Berlin 1912; Verlag der Politik“, neu erschienen und durch die nationalpolitischen Folgerungen der volks- und sprachgeschichtlichen Feststellung ergänzt), so läßt er sich auch für große Teile des heutigen sogenannten Walenlandes erbringen. Lüttich soll dessen Hauptstadt sein, aber Heristal ist ein Vorort von ihr und Landen liegt vor ihren Toren. Der französische Name Liège ist urkundlich jünger als der deutsche Lüttich. Die Ardennen gelten als der Gebirgswinkel der sitzengebliebenen Romanen, also der Wallonen. Die Ortsnamen Welkenraedt, Bleyberg, Homburg, Aibel, Pepinster, Seylich (Gonoy), Spa, Kolonheid (Kohlenheide), Longueheid, Trooz, Salm, Limburg, Dolhain, Roy, Stavelot, die Flüßchen Weser (Wesdre), Wurthe (Ourthe) und Salm, beweisen schon dem flüchtigen Eisenbahnreisenden die deutsche Herkunft seiner Bewohner.

Außerdem lassen sich fast sämtliche Orts- und Flußbezeichnungen des Walenlandes auf eine deutsche Wurzel zurückführen oder für den welschen Namen den deutschen feststellen. Charleroi ist eine Gründung der spanischen Regierung zu Ehren Karls II., daher der französische Ortsname. Zusleville zeigt deutlich die französische Maske, ebenso La Reid. Franchimont hieß früher natürlich Frankenberg. Das W der wallonischen Mundart ist bezeichnend für den deutschen Einschlag und teilweise Herkunft, so beim Weyerbach, der recht unromanisch klingt. Um den Glauben an das Welschtum Ostbelgiens künstlich zu erzeugen, griff man auch zu dem einfachen Mittel der französischen Uebersetzung. Aus Dreibrücken wurde Trois-Ponts und aus Alflingen Trois-Dierges. Aber selbst für den wallonischen Kern im Hennegau läßt sich die ursprüngliche fränkische Siedlung erweisen, mögen auch versprengte Reste eines Reltoromanen-

tums die Stürme der Völkerwanderung überdauert haben. Das rein fränkische Gepräge der benachbarten Champagne widerspricht indessen dieser Vermutung, für die sich urkundliche Beweise nicht erbringen lassen, da keltoromanische Niederlassungen, wie in Deutschland, später von den nachrückenden Franken besetzt sind, ohne daß ein Gallorömer zurückblieb. Dieser beweislosen Annahme hat die bedauerliche Keltomanie gerade deutscher Gelehrten Vorschub geleistet, da selbst die wissenschaftliche Forschung von der echt deutschen Ausländerei und Fremdenliebe nicht verschont geblieben ist. Welche schlimmen nationalen Folgen diese widerdeutsche Auffassung gezeitigt hat, läßt gerade das Wallonentum der Gegenwart erkennen.

Der Wallone fühlt sich als Franzose, mindestens als Français de cœur, wodurch er freilich ahnungslos zugesteht, daß er gar kein Franzose ist. Die wallonische Mundart erweist aber, daß wir es hier gar nicht mit Franzosen zu tun haben, sondern einer Verwelschung verschiedener fränkischer Stämme, der die Meertüstenfranken vielleicht in Folge ihres sächsisch-friesischen Einschlages wegen bis heute widerstanden haben. In Lothringen erleben wir das gleiche Schauspiel, da auch dort das Herzogtum durch seine französischen Beziehungen — 100 Jahre herrschen die Anjous in Nanzig — das kerndeutsche Grenzland verwelscht ist. Raffentüchlich läßt sich gerade im alten Fürststift Lüttich die unbewiesene Behauptung eines besonderen wallonischen Volkstums nicht begründen, obwohl es als die Wiege und Burg dieses fabelhaften Stammes gilt. Das lebhafte Temperament der Wallonen, die dunklere Färbung der Augen und Haare finden sich ebenso an der Mosel und am Rheine, weil ja die Maasfranken eines Stammes mit diesem deutschen Zweige des großen Frankentums sind, das selbst so viele deutsche Völkerschaften umfaßte.

Da sie deutsch geblieben waren, fielen sie bei Auflösung des lothringischen Zwischenreiches auch an das deutsche Österreich, obwohl die Champagnefranken sicherlich gleich reinblütig germanisch waren. Nur das mächtige Flandern, heute der Sitz des deutsch gebliebenen Vlamentums, blieb vorläufig fern, ohne jedoch tatsächlich dem Westreiche, dem gegenwärtigen Frankreich, anzugehören. Später blieb es in vollem Umfange noch über die Zeit Philipps II. beim Deutschen Reiche. Erst Ludwig XIV. raubte den Süden, die Grafschaften Boonen und Utrecht nebst dem Reichsstift Kammerich (Cambrai), das also nie unter burgundischer Herrschaft gestanden hatte. Die Schwäche des deutschen Volksgefühls, die das Deutschtum Friauls, das bis vor die Tore Paduas reichte, und Berns (Verona), das noch 1200 eine deutsche Bevölkerungsmehrheit aufwies, allmählich von dem selbstbewußten aber kulturell minderwertigeren neuen Italienertum aufzehren ließ, hat auch die südlichen Niederlande sprachlich verwelschen und einen breiten Grenzstreifen sogar politisch an Frankreich fallen lassen. Diesem Siegeszug des Franzosentums gilt es jetzt einen Stillstand zu bereiten und das verlorene Sprachgebiet wieder zurückzuerobern. 1870/71 war der erste geschichtliche Meilenstein. Jetzt muß Belgien auch politisch dem alten Mutterlande angegliedert werden.

Während in Deutschland niemand je an die gewaltfame Eroberung alten deutschen Volks- und Reichslandes dachte, obwohl wir stets mit Recht in der Schule von den Raubkriegen Ludwigs XIV. reden, betrieb sogar das amtliche Frankreich offen die Fortsetzung dieser königlichen Räuberpolitik. Die Beschädigung der Weltausstellung in Gent, die Deutschland, das nur gewerbliche Ziele verfolgt, in Folge der Ausstellungsmüdigkeit ablehnte, wurde vom französischen Handelsminister dahin amtlich begründet, daß der beabsichtigten Stiftung einer vlämischen Hochschule in dieser vlämischen Stadt ein Paroli geboten werden müsse. Einstimmig wurde der auffällig große Kredit bewilligt, obwohl die deutsche Einfuhr viel beträchtlicher als die französische ist.

Jetzt, wo uns Frankreich zum Kriege gezwungen hat, wird es die Folgen einer solchen dreifachen Herausforderung des vielleicht etwas zu friedensseligen Deutschlands zu tragen haben. Wir müssen aber nunmehr die alte Reichsgrenze auf altem deutschem Volkssboden bis zur Anthie wiederherstellen. Die Picardie und Champagne sollen die französische Grenze bilden. Dies verlangen die Geschichte und unser Volk in Waffen.

Rurd v. Strank

Der russische Soldat

Greu, selbstverleugnend, seinen Vorgesetzten voll vertrauend, bietet der russische Soldat in der Hand guter Führer ein Material, wie es kaum eine andere Armee der Welt besitzt“, — so lautet das Urteil eines deutschen Fachmannes, des Freiherrn von Seltau, der als Major den Russisch-Japanischen Krieg auf Seiten der Russen mitgemacht hat. Trotz des guten Materials ist dem russischen Heere in diesem Kriege eine Niederlage nach der andern beigebracht worden, aus dem gleichen Grunde, aus dem der deutsche Schulmeister den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gewonnen hat, und das, was unmittelbar nach dem letzten großen Kriege Rußlands über sein Heer bekannt wurde, gilt trotz aller Reformen zum großen Teile noch heute. Ein ganz vortreffliches, nichts beschönigendes Bild des russischen Soldaten hat damals ein hervorragender russischer Offizier, E. J. Martynow, gemalt, der als Kommandeur eines Infanterieregiments den Russisch-Japanischen Krieg mitgemacht hat und danach in den Generalstab berufen worden ist. Nach dessen Schilderung ist der russische Soldat meistens kaum mehr als eine Maschine: „Gewöhnlich wußte er nicht, wohin und warum er marschierte, was rechts und was links von ihm vorging. Er marschierte ohne nachzudenken, ohne sich irgendwelche Rechenschaft über das zu geben, was um ihn herum war, blind dem Kommando gehorchend. Unter tüchtigen Offizieren tat er Wunder an Tapferkeit, aber das Bild änderte sich, sobald diese Offiziere aus dem Gefechte ausschieden, was im modernen Kriege das Normale ist.“ Sobald die Offiziere fehlten, wurde eine Kompagnie, die vorher tapfer gekämpft hatte, zu einer hirtlosen Herde, die unfähig zu irgendwelchen überlegten Gefechts-handlungen war. Sogar bei einigen Offizieren trat diese Geistesverwirrung auf, die Hauptursache häufiger Paniken. Beim Vergleiche zwischen dem russischen Soldaten von einst und von heute kommt der russische Fachmann zu folgendem Ergebnisse: „An Körperkraft und Ausdauer ist der heutige russische Soldat nicht mehr das, was er vor einem Vierteljahrhundert war. Die ununterbrochene Verarmung des Landes und das ständige Anwachsen der Bevölkerung wirkten verschlechternd auf unseren Heeresersatz. Mit Ausnahme der Sibiriaten und der Bewohner einiger nördlicher Gouvernements waren die Reservisten — Leute im besten Mannesalter von etwa vierzig Jahren — bereits Greise, die nur mühsam die Strapazen des Kriegeslebens aushalten konnten und deren Marschfähigkeit aus diesem Grunde wesentlich herabgemindert war.“ Im Charakter „zeichnet sich der russische Soldat durch große Gutmütigkeit aus. Wenn er nur sieht, daß der Vorgesetzte für gute Verpflegung und Kleidung sorgt, so dankt er ihm dies durch treue Anhänglichkeit. Wenn sich aber der Vorgesetzte noch außerdem tapfer in der Schlacht verhält und verständige Befehle erteilt, dann verwandelt sich die Anhänglichkeit des Soldaten in fanatische Hingabe. Unter einem solchen Führer ist der russische Soldat zu allem fähig.“ Der große Haken des russischen Heeres, der das anerkannt gute Material so häufig wertlos macht, liegt in den ganzen Kulturverhältnissen des Landes begründet. Was Martynow vor rund sieben Jahren darüber geschrieben hat, das, bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, gilt wohl noch heute, denn soweit es sich um die jetzt dienenden Mannschaften und die eingezogenen Reservisten handelt, kann keine wesentliche Änderung eingetreten sein: „In Rußland gibt es in den Schulen überhaupt keine militärische Ausbildung, und die Erziehung wird im kosmopolitischen Sinne durchgeführt, wobei unsere ‚fortschrittliche Intelligenz‘ der Jugend in jeder Weise Widerwillen gegen den Krieg und Verachtung kriegerischer Tugenden einzuimpfen sucht. . . . In der Disziplin ließen unsere Soldaten viel zu wünschen übrig. Ein großer Teil von ihnen entstammte einsamen, entlegenen Dörfern, in denen es überhaupt an Zucht und Ordnung fehlt, oder den demoralisierten Industriegegenden. Daher ließen sie sich leicht gehen, sobald es an der beständigen, unablässigen Beaufsichtigung fehlte. Hierdurch erklären sich jene Fälle von Trunkenheit und Gewalttätigkeit, jene Plünderungen und Desertionen, die in diesem

Kriege vorkamen und bei den Reservisten unter dem Einfluß regierungsfeindlicher Agitatoren zuweilen in offene Meuterei ausarteten. Im Frieden beruhte unsere Disziplin nicht sowohl auf dem Pflichtgefühl des Soldaten, als auf der Furcht vor Strafe. Die Offiziere hielten sich meist abseits von der Mannschaft und hatten keinerlei moralischen Einfluß auf sie. Strafwagen, Dienstverrichtungen außer der Reihe, Katzer und im äußersten Falle Versekung in Straf-abteilungen und die Prügelstrafe — das waren unsere Haupterziehungsmittel. Im Kriege wurde ihre Anwendung unmöglich. Die ersten beiden Maßregeln hätten die Leute gefechts-unfähig gemacht, Arrestlokale gab es nicht und die Prügelstrafe war gesetzlich aufgehoben worden. Wir hoben im Frieden nicht nur in keiner Weise das Selbstbewußtsein des Soldaten, sondern unterdrückten es systematisch. Zwar stand im Reglement, daß der Beruf des Soldaten ‚erhaben und ehrenvoll‘ sei, aber in der Praxis wurde der Soldat vom Dienst Eintritt an zu der untersten Bevölkerungsschicht gerechnet. Waggon und Wartesäle erster und zweiter Klasse waren für ihn verboten, desgleichen Theater und andere Aufenthaltsorte, die für das ‚reinliche Publikum‘ reserviert blieben. An den Eingängen zu den öffentlichen Parks, in die er früher ungehindert eintreten durfte, las er jetzt das Plakat: ‚Eintritt für Mannschaften verboten‘, man ließ ihn nicht ins Innere der Straßenbahnwagen hinein, und in einigen Städten durfte er nicht einmal auf dem Bürgersteig gehen! . . . Hinzu trat die Roheit und Willkür der Vorgesetzten im Dienste und zuweilen sogar Mißhandlungen. Im Instruktionsbuch eines Unteroffiziers fand ich einmal zufällig an der Stelle, wo von dem hohen Berufe des Soldaten die Rede ist, in plumpen Schriftzügen die Bemerkung: ‚Das ist nicht wahr. Der Soldat ist der letzte Mann im Staate.‘ Wieviel bittere Ironie liegt in diesen Worten! Aus Furcht, das Prestige der Machthaber zu erschüttern, errichtete unsere Regierung eine Art chinesischer Mauer zwischen Offizier und Soldat, in dem naiven Glauben, daß hierin die Disziplin bestehe.“

Die russische Revolution begann, als die russische Armee nach den blutigen Tagen von Schaho sich auf Mutden zurückziehen begann, um zwei Monate darauf auch dort den anstürmenden japanischen Kolonnen zum Opfer zu fallen. „Ich erinnere mich noch sehr gut“, erzählt Max Th. S. Behrmann in der „Tägl. Rundschau“, „der ersten aufrehrerischen Proklamationen, die die zuletzt einberufenen russischen ‚Praposchtschiki‘ (ein Mittelbing zwischen Fähnrich und Unterleutnant) der Reserve als häufig fast einziges Reise- und Ausrüstungsgepäck nach der Mandchurei mitgebracht hatten und über die General Nadarow, der Kommandierende der russischen Nachhut in Charbin, die ganze Riesenslut seines Schimpfwörterbuches zu ergießen pflegte. Wozu diese schon während des mandchurischen Feldzuges begonnene Unterminierung des russischen Soldaten geführt hat, weiß man: ein Jahr darauf mußte das vornehmste russische Gardeinfanterieregiment, der Preobrajzenski Polk, mit der Mehrzahl seiner den besten Adelsgeschlechtern entsprossenen Offiziere, zu Strafbataillonen gesunken, seinen Weg nach dem Dorfe Medwedj antreten, und in den Festungen Kronstadt und Sweaborg knallten Soldatengewehre gegen die eigenen Kameraden. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß die derzeitige russische Kompagnie etwa einer politischen Verschwörerbande gleicht; aber im russischen Kriegsministerium und im russischen Generalstab weiß man recht wohl, daß gar manche Mannschaftsstube in den Strohsäcken sozialistisch-revolutionäre Heßaufrufe birgt, daß gar mancher Unteroffizier außerhalb der Kaserne zu den rotesten Vertrauensmännern gehört. Namentlich im ersten Linien-Armeekorps (St. Petersburg) und im Militärbezirk von Wilna läßt der Geist der Armee nach dieser Richtung hin recht viel zu wünschen übrig; auch im Warschauer Militärbezirk soll General Schilinski, nachdem er das Kommando aus den Händen des alten Skalon übernommen, auf revolutionäre Herde innerhalb der dortigen Infanterie- und Genieregimenter gestoßen sein und darüber in sehr deutlichen Worten an die Generale Suchowlinow und Michnewitsch berichtet haben.

Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß der russische Soldat während der jüngsten Jahre in seiner rein militärischen Ausbildung wesentliche Fortschritte gemacht hat. Seinen Erbfehler

hat er allerdings bis zum heutigen Tage behalten: seine aus Unbildung und gänzlich fehlender Kultur hervorgehende Passivität, seinen völligen Mangel an irgendwelcher Initiative. Bei der Ausbildung seiner Mannschaft hat der russische Subalternoffizier vom Kompagniechef bis zum jüngsten Leutnant hinunter mit diesem Manto des russischen Rekruten zu rechnen, und so wird der russische Soldat bei der Einweihung in den Garnison-, Wach- und Felddienst auf eine Unselbständigkeit im Handeln abgestimmt. Ich konnte dies noch während der jüngsten Manöver bei Krafnije Selo sehen: jeder einzelne Soldat avanciert keinen einzigen Schritt im Gelände, sucht keine Deckung für seine Person, steckt keinen Rahmen in seine Wintowka, ohne nach seinem Kompagniechef oder doch mindestens nach seinem Zugführer zu schießen; nicht einmal sein Unteroffizier, sein ‚Djadzka‘ — über den noch zu sprechen sein wird —, ist für ihn ohne weiteres maßgebend: der Sohn des ehemals Leibeigenen, der Muskit, anerkennt eben Befehle nur aus dem Munde und den Bliden eines ‚Barin‘, eines Herrn — und das ist der Offizier. In den alten Zeiten der geschlossenen Kolonne und des Salvenfeuers mag dieses passive Handeln nicht nur nicht ein Fehler, sondern vielleicht sogar ein Vorzug im Soldatentum gewesen sein; jetzt aber, wo, wie mir einmal der unvergeßliche General Sarubajew so treffend sagte, ‚jeder einzelne Soldat der Kompagnie unter Umständen die Initiative einer ganzen Kompagnie haben muß‘, ist es mit dem Inerten, nach dem Offizier hinblinzelnenden ‚Kanonenfutter‘ nicht getan.

Der russische Soldat ist gewiß ausdauernd. Der russische Bauer, der über dreiviertel der Rekruten liefert, ist durch das geradezu jämmerliche Wirtschaftsleben auf dem flachen Zarenlande zu einer Bedürfnislosigkeit gelangt, die an diejenige eines Chinesen grenzt; der Felblessel liefert ihm eine Nahrung, von der er in seiner rauchigen Bauernstube nie hatte träumen können. Aber man sollte diese Ausdauer des russischen Soldaten nicht überschätzen. Der moderne Krieg stellt ganz gewaltige Anforderungen an die Körperkräfte eines Soldaten, und zwar nicht nur rein physische rohe Kraft, sondern auch — in vielleicht noch höherem Grade — eine Selentigkeit, Behendigkeit, Training, harmonische Ausbildung des ganzen Körpers. Ich will zugeben, daß von seiten der höheren russischen Kommandostellen vieles versucht worden ist, um den russischen Rekrutenkörper nach dieser Richtung hin zu stählen; einzelne Militärbezirke und Armeekorps — ich nenne beispielsweise die Garde, das 22. Armeekorps (Finnland), das 8. Korps (Odessa) — haben, wie ich mich durch eigene Anschauung davon überzeugen konnte, recht Anerkennenswertes im Training der Rekruten geleistet. Aber im großen und ganzen ist der russische Soldat noch immer in seiner ‚Form‘ der Soldat von ehegestern, der auf dem Marsch stumpfsinnig und mechanisch Dahinschreitende, im Dauer- und Schnellauf häufig Versagende, nach einer Marschleistung von kaum 30—40 km völlig Schlappwerdende. Nach dieser Richtung hin ist beim russischen Soldaten im Laufe der jüngsten Jahre weit eher sogar ein Rückschritt zu merken: die Marschleistungen, die ich vor zehn Jahren in der Mandtschurei sehen konnte, dürften heutzutage vielleicht nicht mehr im gleichen Maße zu verzeichnen sein. Kraftabnahme bei der städtischen Bevölkerung, Ausbreitung bestimmter Krankheiten auf dem flachen Lande, zunehmender Alkoholismus u. a. m. werden das ihrige dazu beigetragen haben.

Verhältnismäßig große Fortschritte sind in der Schießausbildung des russischen Soldaten zu verzeichnen. Eine Feuerdisziplin, eine weise Ökonomie des Feuerns liegt der unkultivierten russischen Bauernnatur noch immer fern, und selbst der gute Schütze — ich verweise nur auf die Petersburger Garde-Schützenbrigade und auf die Schützen des finnländischen Korps, deren Schießleistungen mir sehr wohl bekannt sind — berauscht sich gar leicht an dem Geräusch des Knallens und hält mit seiner Patronentasche jämmerlich schlecht Haus. Aber wie gesagt: seit der Mandtschurei hat man viel gelernt und ist beim Feuern ein klein wenig ruhiger geworden.

... Alles in allem: der Russe ist kein zu unterschätzender oder gar kurzerhand abzuweisender Gegner. Namentlich in der Offensive — die ihm seinem ganzen physischen und seelischen Wesen nach überhaupt viel näher liegt — kann er auch noch heute seinen Mann stellen. Vielleicht noch mehr als dies vor einem Jahrzehnt der Fall gewesen. Aber überschätzen wir ihn auch beileibe

nicht: die Zeit der ‚langen Kerls‘, der enggeschlossenen Phalanx, in der der Unkultivierte sich so wohl fühlt, des gedankenlosen Einheitsappens ist in der modernen Sattil unwiderruflich dahin — und ich hoffe zuversichtlich, daß die russischen Heerführer gar bald sich wenig angenehm davon überzeugen. Das walte Gott!“

In dem letzten Bericht der russischen Hauptmilitärsanitätsverwaltung, von dem man wohl annehmen kann, daß er die Wahrheit eher verschleiert als im umgekehrten Sinne übertreibt, werden gewisse „kulturelle“ Zustände in der russischen Armee beleuchtet. Es wird festgestellt, daß die Art, wie die Soldaten ihre Mahlzeiten einnehmen, geradezu verderblich sein muß. Es heißt hier wörtlich: „Das Fehlen von Tellern, Gabeln und Messern nötigt die Leute, bei dem Verzehren der Fleischportionen zu den Fingern zu greifen, die natürlich nicht rein sind, oder schmutzige Taschmesser zu benutzen. Diese Art des Essens, abgesehen von ihrer Unkultur, ist völlig gesundheitswidrig, besonders wenn man berücksichtigt, daß in den Retiraden der Kasernen meistens Waschgelegenheit, Handtuch und die sonst unbedingt nötigsten Gegenstände fehlen.“ Ferner wird auch die Größe der Speiserationen als sehr ungenügend bezeichnet, was auch auf den Gesundheitszustand der Mannschaften eine ungünstige Rückwirkung äußern muß. Da nach den Vorschriften eine genügend große Fleischportion vorgeschrieben ist, so kann man sich über das Manko seine eigenen Gedanken machen. Weiter wird festgestellt, daß in vielen Kasernen die Soldaten noch auf Pritschen schlafen, trotzdem Betten mit Bettgestellen vorgeschrieben sind. Ebenso fehlt es in den weitaus meisten Kasernen an dem vorgeschriebenen Luftraum für die Soldaten, und die Feuchtigkeit und Kälte in den Räumen ist zum großen Teil so bedeutend, daß kaum zehn Grad Reaumur erzielt werden, wenn noch so scharf geheizt wird. Diesen Beobachtungen am eigenen Heereskörper kann (nach der „Kreuztg.“) hinzugefügt werden, daß die körperliche Beschaffenheit und damit die Ausdauer der russischen Bevölkerung im allgemeinen entschieden in der Abnahme begriffen ist, was aus dem Heeresersatz hervorgeht. Man schiebt dies wohl nicht mit Unrecht auf die Zunahme der Bevölkerung und die Verarmung des kleinen Mannes. Trotzdem soll nicht etwa geleugnet werden, daß das Rohmaterial in Rußland noch vortrefflich ist. Es kommt aber hinzu, daß in letzter Zeit die revolutionäre Durchfeuchtung des Volkes weitere Fortschritte gemacht hat, woraus sich als natürliche Folge eine Abnahme der Disziplin ergibt. So kommen tatsächlich in letzter Zeit auffallend viel tätliche Angriffe gegen Vorgesetzte vor. Vor allem ist bedenklich, daß die Verschwörungen, die seinerzeit bei dem Aufstande und den Meutereien aufgedeckt wurden, auch auf Truppenteile im Reiche hinübergreifen. Vielleicht entwickelt sich aus der unter der Oberfläche brütenden Gärung eines Tages ein Sturm, gegen den die bisherigen Zustände Kinderpiel gewesen sind.



Englands Aufklärung der Inder

Am ihre Herren- und Meisterpflicht zu erfüllen, haben die Engländer den Hindus die gleiche Erziehung zuteil werden lassen, die dem Naturell Großbritanniens entspricht. Sie haben ihnen Gleichheit der Rassen, Gleichheit des Gesetzes, die Verachtung der Völker, die sich unterjochen lassen, die Achtung der Patrioten, die für ihr Vaterland sterben, gepredigt, kurz eine sehr edle Erziehung, aber auch eine recht gefährliche, wenn sie von den Siegern gelehrt wird. In der Tat, dieses moderne Leben ist in Indien dem englischen Element nicht sehr günstig. Ihre unversöhnlichsten Gegner sind die „Jung Hindus“, die mit den Schätzen europäischer Zivilisation bekannt wurden. Und das Hinduelement der alten unwissenden Generationen ist es noch, die die besten Stützen Englands bilden. Ich meine hier die Sikhs des Pendschab, welche bei dem Organisationswerk des indischen Kaiserreichs mitgeholfen haben, in einem Reich von 300 Millionen Einwohnern gegen 75 000 europäische Soldaten.

Die jungen Hindus sind in unzähligen Massen nach England gekommen, um an den dortigen Universitäten die Geheimnisse ihrer Sieger zu studieren; auch haben sie dort die Idee und den Geschmack der Freiheit kennen gelernt. Unsere abendländischen Ideen in morgenländische Gehirne gestreut, tragen unerwartete Früchte. Gleiche Worte haben nie gleiche Sinne für ein Individuum des anglo-sächsischen und christlichen Kulturkreises, wie für ein Individuum einer subtilen Kulturwelt. Nach Indien zurückgekehrt, finden diese aufgeklärten Hindus nicht die Stellungen, welche ihrem Bildungsgrad und Ehrgeiz entsprechen, und bilden somit eine äußerst ernsthafteste Gefahr. Sie versuchen, Beamtenstellungen zu erhalten, aber diese, und besonders die höchsten, sind nur den Weißen, d. h. den Engländern vorbehalten. 800 englische Staatsbeamte in Indien erhalten zusammen ein jährliches Einkommen von 280 Millionen Mark, während 130 000 Hindu-beamte mit 65 Millionen Mark jährlich auskommen müssen, d. i. ein durchschnittlicher Jahresgehalt von 500 M pro Mann. Obgleich diese Hindubeamten englische Lehre und Erziehung erhalten haben, um hohe Amtsstellungen einzunehmen, gibt man ihnen nur untergeordnete Posten, ja oft nicht einmal diese. Die Engländer, die man gern als praktische Genies im Kolonialwesen hinstellt, haben dieselben Fehler begangen, wie früher unsere Philosophen, unsere Staatsmänner. Sie haben versucht, die Hindus zu assimilieren, sie aus ihrer Apathie, aus ihrer Unterwürfigkeit und aus ihrem Fatalismus zu erwecken, und haben aus ihnen nur Rebellen, Nihilisten, Anzufriedene gemacht. Diese Hindus gründen zahlreiche Geheimbünde, veröffentlichen regierungsgefährliche Zeitungen, sie kommentieren ohne Ende den Sieg Japans über das stolze Rußland, sie predigen im ganzen Lande, daß der englischen Herrschaft an einem einzigen Tag durch Ausrottung der Fremdlinge ein Ende gemacht werden kann; kurz eine recht zweifelhafte Propaganda in einem Land, wo die Fanatiker nach Millionen zu zählen sind und wo das menschliche Leben keinen Wert hat.

Die Zulassung europäischer Einrichtungen und die Gründung von Schulen und Universitäten haben als Resultat nur ein unbefriedigtes intellektuelles Proletariat gezeitigt, welches zukünftig der Totengräber Englands in Indien werden wird. Man muß mit der Möglichkeit einer fürchterlichen Revolte der jungen Generationen rechnen. Mit der größten Hartnäckigkeit kämpfen die englischen Missionen gegen die verschiedenen Religionen an und haben so einen sehr gewaltigen Widerstreit zwischen Hindu und Muselman geschaffen, der für das stolze England gleichfalls fatal werden kann. Denn schon heute zeigen sich überall im Lande verschiedene Symptome, wonach die indischen Völkerschaften verschiedener Religionen eine Einigung suchen, um sich vereint gegen die Weißen zu wenden.

Das große indische Problem ist ein Weltproblem: 80 Prozent der gesamten Bevölkerung widmen sich ausschließlich der Landwirtschaft. Und diese Menge von 240 Millionen Individuen sind infolge der Steuern völlig zugrunde gerichtet wie nirgends anderswo auf Erden. Drei Viertel des Einkommens eines jeden Landmanns gehen in die unermesslichen Staatskassen Englands, und nichts bleibt mehr für die Landwirtschaft übrig. Von diesen gewaltigen Summen entblöht, siechen Land wie Leute hin und fallen schließlich dem Hungertod und der Pest anheim. Von 1860 bis 1900 sind allein 30 Millionen Menschen — wahrlich eine große Nation — von der Pest weggerafft worden, und im Laufe der letzten 14 Jahre weist der Zensus von Indien 6 Millionen Opfer dieser fürchterlichen Krankheit auf.

Dieses soziale Elend wird noch durch die revolutionäre Propaganda vermehrt, die ihre kühnsten und größten Teilnehmer unter den 14 Millionen Brahmanen findet, welche überall im Lande den heiligen Krieg gegen die Engländer predigen. Die Überproduktion der studierten Hindujugend, die ohne Brot, ohne Stellung sind, beunruhigt schon heute die zivilisierten Gesellschaften, garantiert durch eine überlieferte Disziplin und durch eine wohlorganisierte Polizei; in einer so komplexen als auch mysteriösen und schmerzlichen Welt, wie Indien es ist mit seiner Masse von 300 Millionen Hungern, aufgestachelt von den brotlosen Aufgeklärten, den fürchterlichsten Agenten des kommenden Aufstandes. Die europäische Erziehung hat ihre religiöse

Unduldsamkeit geheilt und jetzt sieht man Muselman Hand in Hand mit den Brahmanen, den Sikhs und den Parsen zur lokalen Wahlurne gehen, um verbrüderet die einen für die anderen zu wählen. Geheime Gesellschaften vermehren sich von Jahr zu Jahr zusehends und werden durch Hilfe unterstüzt, die aus England, Europa und Amerika kommt; ja in Kalifornien arbeitet man systematisch an Waffen- und Munitionslieferungen für Indien. Und wenn das stolze England nicht bald ein anderes Regime anschlügt, so hat es in Indien als Gebieter seine Rolle bald ausgespielt, denn in Indien steht die Revolte sozusagen vor der Tür.

Max R. Funke



Angstmeier

Die sogenannten Angstmaßregeln, von denen die Theoretiker der finanziellen Kriegsbereitschaft sprechen, haben sich mit erstaunlicher Promptheit in den ersten Tagen der kriegerischen Ereignisse eingestellt. Es hat sich gezeigt, schreibt Leo Tolles im „Tag“, daß der notwendige Schutz der deutschen Volkswirtschaft hinter den Bemühungen um die eigene Sicherheit zurückbleiben mußte. Soweit man diese Verschiebung als den Ausdruck menschlicher Schwäche ansieht, ist sie natürlich zu verstehen. Wenn man sie aber als Ergebnis der Aufklärung betrachtet, die von vielen Betretenen seit langen Jahren verbreitet wurde, so wirkt sie als ein beschämendes Exempel. Die Erscheinungen, die sich dem Auge zunächst aufdrängten, ließen sich in einen bedauerlichen Mangel an guter Haltung zusammenfassen. Es handelt sich hier nicht um die Opfer, die durch übermäßiges Vertrauen auf ihren Kredit zugrunde gegangen sind, sondern um die Leute, die es, kurz gesagt, nicht nötig hatten, alle vorher gezeigte Erkenntnis hastig über Bord zu werfen. Es ist nötig, daß man sehr rasch die Überzeugung eines verderblichen Einflusses kurzfristiger Maßregeln auf den Zustand des Wirtschaftskörpers gewinnt. Die größte Gefahr besteht darin, daß Geld aus den Banken geholt wird, nicht weil ein zwingender Bedarf an Vermitteln vorhanden ist, sondern um es irgendwo zu verstecken. Die Banken müßten rechtzeitig Vorkehrungen gegen solche Eingriffe treffen. Daß sie es nicht sofort taten, entsprang wohl nur dem Wunsch, nicht einmal den Verdacht einer Schwächung ihrer Bereitschaft aufkommen zu lassen. Es gibt genug Leute, die den Bankbehältern große Summen gemünzten Goldes entziehen, um sie, wie sie selbst sagen, als letzten Fundus bei sich zu Haus zu behalten. Daß in dieser Auffassung ein großer Unverstand und ein betrübender Mangel an Bildung liegt, braucht nicht gesagt zu werden. Wenn alle so dächten, wie diese „Vorsichtigen“, würde das Wirtschaftsleben zur schattenhaften Erscheinung geworden sein, noch bevor die ersten Entscheidungen des Krieges gefallen wären.

Man sollte sich an die Lehren der amerikanischen Finanzkrisis von 1907 erinnern. Die wurde erst zu einem nationalen Unglück, als das Publikum die Depositentassen stürmte und die Gelder, die es geholt hatte, nicht etwa zurückbrachte, als wieder etwas Ruhe eingetreten war, sondern monatelang bei sich verborgen hielt. Durch diese unkluge Behandlung des Lebenselementes der gesamten Wirtschaft hat sich Amerika damals nicht erholen können, und die Folge davon war, daß die späteren, lähmenden Ereignisse (Kämpfe gegen die Eisenbahnen und Trusts, Präsidentenwahl, mexikanischer Krieg) nicht auf eine elastische Masse stießen, sondern einen geschwächten Körper in noch größere Widerstandslosigkeit versetzten. Die geschäftliche Depression, unter der Amerika seit sieben Jahren stöhnt, ist letzten Endes mit auf das Verhalten des Publikums zu seinen Depositengelbern zurückzuführen. Es ist möglich, daß das unglückliche Zusammentreffen des Monatsendes mit der Mobilmachung des Drängen des Publikums nach den öffentlichen Kassen verstärkt hat. Aber man hört doch aus dem Kreise der Banken, daß die bloße Angst in vielen Fällen der finanzielle Berater gewesen ist. Die

Depositenkassen haben, mit Recht, die Meinung verbreitet, daß sie nicht sehr viel mehr in Anspruch genommen wurden, als es unter normalen Verhältnissen zu geschehen pflegte. Aber der Eingriff in ihre Liquidität ist gewiß nicht ganz klein gewesen. Nun sollte man auch den Mut haben, die Erfahrungen der letzten Tage praktisch zu verwerten und den Banken das Geld wieder zurückbringen, das man sich aus reiner Furcht geben ließ. Es ist an keiner Stelle auch nur der kleinste Schatten auf das Bild unbegrenzter Finanzbereitschaft gefallen. Wenn das Publikum ungeduldig wurde, so lag es nicht daran, daß die Banken nicht auszahlen konnten, sondern an dem stürmischen Drängen, dem die Arbeitskräfte einfach nicht gewachsen waren.

Das hat auch die Reichsbank erfahren müssen. Hier zeigte sich die Panik in einer noch groteskeren Form. Die Leute brachten Papiergeld, um Gold dafür zu haben. Das vernünftige Denken war aus dem Gleichgewicht gebracht und hatte, an die Stelle der Überlegung, eine Wahnvorstellung gesetzt. Man bildete sich ein, daß die Noten der Reichsbank durch einen Krieg wertlos würden. Nur das bare Gold schien dieser geängstigten Schar glaubhafter Besitz. Daß die Reichsbanknote, als gesetzliches Zahlungsmittel, nicht um ein Atom schlechter ist als das Hartgeld, weiß jeder gebildete Mensch. Wer gegen diese Kenntnis handelt, stempelt sich selbst zum Ignoranten. Die Noten der Reichsbank sind mit einer Metallbede versehen, die fast bis ans Fußende reicht. Nach dem Gesetz brauchte sie nur den dritten Teil des gesamten Notenkörpers einzuhüllen, während die anderen zwei Drittel mit Warenwechseln, von selbstverständlich bester Qualität, bedeckt sein dürfen. In der Wirklichkeit ist diese Proportion stets zugunsten der Metallbede verschoben worden. Die Reichsbank hatte, nach ihrem Ausweis vom 23. Juli, einen Metallbestand von 1691 Millionen. Im Verhältnis zu einem Notenumlauf von 1891 Millionen bedeutete das eine metallische Sicherheit von beinahe 93 %. Gold allein aber war in einem Betrage von 1357 Millionen vorhanden, reichte also bis zu 70 % des Gesamtstatus der Banknoten. Daß die Reichsbank, im Fall des Krieges, darauf sehen muß, möglichst wenig Gold im Verkehr zu lassen, versteht sich von selbst. Das geschieht eben zur Sicherung ihrer Banknoten, für die im Kriege der Zwangskurs festgesetzt wird, die aber nach Friedensschluß natürlich wieder in Gold eingelöst werden. Ist es so schwer, sich diesen einfachen Zusammenhang klarzumachen? Man kann sich die Furcht, daß die Banknote kein gutes Geld sei, nur durch eine slavische Abhängigkeit vom Stoff erklären. Die Leute sagen sich eben, daß Papier unter allen Umständen weniger wert ist als Gold, und sind der Meinung, daß ihm, auch durch Anwendung der Staatshoheit, nicht die Eigenschaft des Selbes beigelegt werden könne. Man übersieht dabei, daß das kursfähige Geld seinen Charakter überhaupt erst durch den Staatswillen empfängt. Ohne diese Bedingung würde das Gold ein Metall sein, dem die relative Seltenheit einen bestimmten Wert verleiht. Aber Geld wird es erst dadurch, daß ihm der Staat den Stempel seiner Macht aufdrückt. Und ebensogut, wie er dies beim Golde kann, hat er die Möglichkeit, es bei jedem anderen Stoff zu tun. Die letzte Stütze, die das Geld hat, besteht also nicht in seinen greifbaren Eigenschaften, sondern im Kredit des Machtfaktors, der es in Umlauf bringt. Wer in diesen Tagen Zweifel in die Güte der Reichsbanknoten gesetzt hat, zweifelte an der Macht des Deutschen Reiches. Im übrigen hat das von der Reichsbank ausgegebene Papiergeld die Eigenschaft, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein. Die besitzt es schon im Frieden, während erst im Kriegsfall die Verstärkung durch den Zwangskurs hinzukommt. Die Banknoten müssen also von jedem, auch im Frieden, in Zahlung genommen werden. Wer sich dieser gesetzlichen Forderung verschließt, macht sich strafbar. Die Reichsbank selbst hat mit der notwendigen Deutlichkeit auf diese Konsequenz gewiesen. Jedenfalls ist es absolut unnötig, sich mit sensationellen Möglichkeiten abzuquälen. Die Noten der Reichsbank sind frei von jeder Gefahr, und wer über einen großen Posten verfügt, hat allen Anlaß, zufrieden zu sein.

Daß die Notenbanken ihre Diskontofäße in wenigen Tagen auf den Kriegszustand gebracht haben, war zum Schutze der Goldvorräte notwendig. Jedes Land sucht zu verhindern,

daß ihm Gold, zum Besten des kriegerischen Nachbarn, entzogen wird. Man hat in den letzten Tagen bereits eine ziemlich ausgedehnte Goldarbitrage, das heißt einen internationalen Handel in Gold unter Ausnutzung der ungleich hohen Wechselfähe, beobachtet, und so war es nötig, die Schleusentore vor den Goldkanälen zu schließen. Dem Wirtschaftsleben wird durch den hohen Wechselzinsfuß der Kredit verteuert. Mit diesem Nachteil muß es sich abzufinden wissen, da in Kriegszeiten ja schon die bloße Tatsache, daß überhaupt noch Kredit zu erlangen ist, alle Erschwernisse in den Schatten stellt. Der Geschäftsmann ist zufrieden, wenn er Geld bekommt; und die hohen Zinsen, die er zu vergüten hat, muß er sich als Kriegskosten gefallen lassen. Wenn man von der Reichsbank und der übrigen Finanzwelt verlangt, daß sie jede Härtherzigkeit in der Behandlung von Industrie, Gewerbe und Kaufmannschaft vermeiden, so muß man ihnen auch die Möglichkeit lassen, diesen Wunsch zu erfüllen. Das ist undenkbar, wenn große Summen baren Geldes plötzlich dem Verkehr entzogen werden. Das Publikum hat sich also darauf zu besinnen, daß ihm neben dem eigenen Wohl auch die Sorge um die deutsche Volkswirtschaft eine Pflicht sein muß. Beides ist eine Pflicht gegen sich selbst, denn jedes kleine Vermögen hängt von dem Ergehen der Gesamtwirtschaft ab. Ist man zu kurzfristig, um dieses Verhältnis richtig zu sehen, so hat man die Folgen am eigenen Leibe zu tragen. Jeder Geschäftsmann muß darauf achten, daß sein Betrieb auch im Kriege nicht still steht; denn das deutsche Volksvermögen lebt nicht nur von dem Bestande, den ihm die Statistik nachweist, sondern von einer ständigen Vermehrung seines Besitzes. Um ihm diese Funktion zu erhalten, bedarf es keiner besonderen Opfer. Die einzige Aufwendung, die gemacht werden muß, hat der Verstand zu leisten. Und es sollte doch bei gutem Willen nicht schwer sein, diese Quelle nicht versiegen zu lassen.

Dem Effektenbesitzer, der zuerst von den Schrecken der Panik betroffen wurde, ist durch die Einstellung des amtlichen Börsenverkehrs ein Schutz gegen neue Verluste geboten worden. Da es im Wesen der Panik liegt, daß sie mit äußerster Heftigkeit auftritt, um in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder abzuklingen, so wird man wahrscheinlich die Börsen wieder öffnen, wenn sich die öffentliche Meinung dem neuen Zustand im Weltengertriebe angepaßt hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß nach den ersten Siegen der deutschen Waffen das Geschäft in sein altes Bett zurückflutet; und dann wird sich zeigen, daß auch unter dem Donner der Kanonen neue geschäftliche Möglichkeiten erwogen werden können.



Beschließung von Luftfahrzeugen

Es ist vom Luftfahrzeug aus gar nicht so einfach, genau den Punkt anzugeben, über dem man sich befindet. Sich lediglich auf das Auge zu verlassen, führt erfahrungsgemäß stets zu Fehlern. Man verwendet daher, so wird der „Tägl. Rundschau“ von sachmännischer Seite geschrieben, besser irgendeine Linie, die man als senkrecht voraussetzt, und an der man nach unten entlang sieht, z. B. die Außenkante der Gondel. Im Freiballon, der keine eigene Bewegung besitzt, wird dies für mäßige Höhen meist genügen; beim Luftschiff aber treten Schräglagen auf, die jedes derartige „Visieren“ ungenau machen. Für größere Höhen genügt auch die Außenkante der Gondel ohnehin nicht mehr, um einigermaßen genaue Werte zu erhalten. Daher benutzt man beim Freiballon auch besser das weiter hinabhängende Hochlasttau. Beim Kraftballon fällt auch dies fort, weil jedes Tau vom Eigenwind des Schiffes abgetrieben wird. Ist man z. B. 1000 m hoch, so wird man vielleicht bestenfalls 50—100 m Genauigkeit erreichen; denn mit einem Richtungsfehler von 3 bis 6 Grad muß man jedenfalls rechnen.

Aber es ist auch für den am Erdboden befindlichen Beobachter schwer, zu sagen, wie weit ein Luftfahrzeug entfernt ist, das heißt über welchem Punkte es gerade schwebt. Das gilt besonders, wenn der Beobachter noch deutlich sieht, daß das Schiff nicht genau über ihm steht, wenn also eine merkbare Abweichung von der Senkrechten vorhanden ist. Die Fehler, die dann beim Schätzen entstehen, betragen leicht mehrere Kilometer. Aber auch wenn man das Luftschiff unmittelbar über sich zu erblicken glaubt, ist es doch schwer, dies mit Sicherheit zu behaupten. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß die Einwohner einer Ortschaft, die von einem Luftfahrzeug überflogen wurde, gewöhnlich alle der Ansicht sind, sie wären genau überflogen worden. Der Fehler, der beim Hinaufblicken begangen wird, ist sogar zweifellos noch erheblich größer als der vom Luftschiff aus, und ein Luftfahrzeug in großer Höhe erscheint bei Beobachtung mit blohem Auge für einen weiten Umkreis als senkrecht darüber befindlich.

Daß es aber trotz alledem heruntergeholt werden kann, hat ja deutsche Treffsicherheit gleich zu Anfang der französischen Luftfliegerinvasion in deutsches Reichsgebiet bewiesen.



Der deutsche Reichskriegsschatz

Wir stehen im Anfang eines großen europäischen Krieges und es drängt sich die Frage auf, ob das Reich auch finanziell so gerüstet ist, um den Kampf mit Erfolg durchzuführen.

Als König Friedrich Wilhelm I. von Preußen starb, hinterließ er seinem Nachfolger Friedrich dem Großen einen Kriegsschatz von 8,7 Millionen Talern, der ihm die Führung der schlesischen Kriege ermöglichte. Friedrich der Große selbst hatte bei seinem Tode einen Kriegsschatz von 55,2 Millionen Talern angeammelt. Napoleon hielt einen Kriegsschatz, dem er nach dem Kriege von 1809 über 150 Millionen Franken und insgesamt 800 Millionen Franken zuführte. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 verfügte Preußen über einen Kriegsschatz von 30 Millionen Talern. Als Bismarck Ende 1871 die Bildung eines Reichskriegsschatzes von 40 Millionen Talern aus der französischen Kriegsentfärbigung beantragte, hob er hervor, „daß, wenn wir einen Staatschatz nicht gehabt hätten, wir positiv nicht imstande gewesen sein würden, die paar Tage zu gewinnen, welche hinreichten, das gesamte linke Rheinufer, das bayrische wie das preußische, vor der französischen Invasion zu schützen. Hätten wir den Staatschatz nicht gehabt, so fing der Krieg am Rhein an und wir hätten aus den Rheinfestungen zu debouchieren und den Franzosen das Rheinufer, was sie möglicherweise bis Frankfurt überschritten und überschwemmt haben konnten, wieder abzunehmen, nachdem sie Zeit gehabt, dort mit ihren Turkos und anderem Gesindel zu haufen.“

Bei Ausbruch eines Krieges handelt es sich darum, den außerordentlichen Geldbedarf so rasch als möglich zu beschaffen. Die Verwendung der vorhandenen Rassenbestände würde die Schwierigkeiten der Verwaltung gerade in kritischen Tagen vermehren, die Aufnahme von Anleihen inmitten der allgemeinen Panik große Opfer und vor allem kostbare Zeit erfordern. Wo aber ein ansehnlicher Kriegsschatz in barem gemünztem Gelde gebildet worden ist, da verbürgt er mit unbedingter Sicherheit die Mittel, die erforderlich sind, um das Heer so rasch als möglich einzuberufen und aufzustellen.

Die Aufspeicherung eines Kriegsschatzes ist finanziell betrachtet eine kostspielige Sache. In der Zeit von 1872 bis 1912, also in 40 Jahren, hätten die 120 Millionen Mark Gold im Spandauer Juliusturm, wenn sie nicht eingeschlossen, sondern im Kreditverkehr angelegt worden wären, bei einer Verzinsung von drei Prozent auf mehr als das Dreifache vermehrt

werden können. Gewichtiger als dieser Zinsverlust sind indessen die politische Bedeutung und der militärische Wert eines Kriegsschatzes für die Landesverteidigung in der schwierigsten Zeit.

Mit dem Sinken des Geldwerts und dem Steigen der Heereskosten ging der Wert des Reichskriegsschatzes in Spandau zurück. Er war unzulänglich geworden. Schon in einer kleinen Schrift „Der Reichskriegsschatz“ (München 1901) brachte ich eine Verdopplung in Vorschlag, und zwar durch Ausgabe kleiner Reichskassenscheine von 10 M. Das hat die Reichsregierung getan und den gleichen Betrag von Goldmünzen so ziemlich aus dem Verkehr gezogen. Seit 1871 wurden in Deutschland für fünf Milliarden Mark Zwanzig- und Zehnmarkstücke geprägt. Ein sehr erheblicher Teil davon mag abgeflossen oder zu industriellen Zwecken eingeschmolzen worden sein. Immerhin sind noch mehr als genug Goldstücke im Verkehr. Ein sparsameres Wirtschaften damit war aus verschiedenen Gründen geboten.

Eine weitere Stärkung des Reichskriegsschatzes wurde durch die Neuausprägung von Silbermünzen im Betrage von 120 Millionen Mark beschlossen.

Auch ein Reichskriegsschatz von 240 Millionen Mark ist rasch verbraucht, falls er bei einer Mobilmachung ausgeschüttet und zu staatlichen Zahlungen verwendet wird. Das Reich hat die Möglichkeit, am Tage der Mobilmachung diesen Kriegsschatz der Reichsbank zu überweisen, durch die Aufhebung der Einlösungspflicht der Reichsbank in betreff der Reichskassenscheine den Zwangskurs zu verkünden und auf Grund des Goldschatzes weitere Noten auszugeben. Nimmt man dazu den verstärkten Metallbestand der Reichsbank und der Bayerischen Notenbank, so erhält man einen Metallbestand von mehr als zwei Milliarden Mark. Darauf können außer den bereits umlaufenden Milliarden noch weitere Milliarden Mark in Noten ausgegeben werden. Hiermit läßt sich der Kriegsbedarf auf ziemliche Zeit hinaus decken, voraussichtlich so lange, bis die ersten Entscheidungen erfolgt sind und im Falle von Siegen Anleihen zu günstigen Bedingungen aufgenommen werden können.

Diese Sätze wurden mit Ausnahme der Zahlen bereits vor Jahr und Tag geschrieben und inzwischen durch die Tatsachen bestätigt.

Paul Dehn



Ein Amerikaner über unsern Kaiser

Nicht alle Urteile, die der angesehene amerikanische Schriftsteller Price Collier in seinem Buche „Deutschland und die Deutschen“ über uns fällt, werden wir unbesehen hinnehmen können. Manches in dem (bei George Westermann, Braunschweig, in deutscher Übersetzung von E. von Kraak soeben erschienenen) Buche wird uns gar zu sehr „vom amerikanischen Standpunkte aus betrachtet“ erscheinen. Aber hat nicht auch der Widerspruch seinen eigenen Reiz? So z. B. (für die, die schon widersprechen zu müssen glauben), wenn er über die Deutschen im allgemeinen urteilt: „Infolge einer Eigenschaft der deutschen Nation, auf die wir hier nicht näher einzugehen brauchen, ist es wahr, daß sie von starken Individualitäten getrieben, geleitet und zurechtgeschmiedet worden ist. In der deutschen Geschichte gibt es keine Magna Charta, keine Unabhängigkeitserklärung. Keine energische Forderung seitens des Volkes bezeichnet seine Fortschritte. Alles, was an deutscher Geschichte vorhanden ist, steht in den Biographien des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, des Generals v. Jork, des Freiherrn vom Stein, des Grafen Hardenberg, des Generals Scharnhorst, des alten Blücher, Bismarcks, Kaiser Wilhelms I. und des jetzigen Kaisers.“

Dieser, Kaiser Wilhelm II., ist für ihn „die interessanteste Hauptperson der Welt“. Das liege nicht nur „an seiner Beanspruchung eines göttlichen Verhältnisses zu seinem Staat“ (?),

noch an seiner eigenen kraftvollen und elektrifizierenden Persönlichkeit, sondern daran, daß es ihm freistehe, diese Persönlichkeit ungehindert zur Entwicklung und zum Ausdruck zu bringen: „Politiker nehmen in demselben Grade an Macht und Bedeutung ab, wie die Wähler an Zahl und Einfluß zunehmen. Ein Genie muß sich selbst treu bleiben, um zu voller Blüte zu gelangen. Es ist unmöglich, sich um die Gunst eines Wahlkreises zu bemühen und gleichzeitig ganz ‚man selbst‘ zu bleiben. Der Deutsche Kaiser ist weniger als irgendein anderer Herrscher durch Rücksichten auf Volksgunst behindert, und dabei leitet und beeinflusst er nicht etwa russische Bauern oder türkische Sklaven, sondern ein unterrichtetes, aufgeklärtes und ehrgeiziges Volk. Diese Zusammenstellung steht in der heutigen Welt natürlich einzig da, und die Deutschen scheinen ihren Herrscher im ganzen trotz gelegentlicher Streiche, die heimische und ausländische Kritik herauszufordern, als einen wertvollen Bestand zu betrachten. (Das „scheinen“ wir nicht nur, das tun wir auch — „trotz gelegentlicher Streiche“. D. L.)

Wir haben hier eine vielseitige und kraftvolle Persönlichkeit von makellosem Charakter vor uns, in dessen ehrliche Absichten und hingebenden Eifer für die Interessen seines Landes selbst sein bitterster Feind keinen Zweifel setzt. Das Ausland wirft ihm nichts weiter vor, als daß er Deutschland in den letzten 25 Jahren so mächtig gemacht hat, daß es zu einer Gefahr für andere Mächte geworden ist, und im Inlande bekräftigt man nur seine gelegentlichen unvorsichtigen Äußerungen. — — —

Als Königin Viktoria im April 1897 ihr sechzigjähriges Regierungsjubiläum beging, erschien Prinz Heinrich als Vertreter Deutschlands auf einem alten Kriegsschiff, dem ‚König Wilhelm‘, und bei dieser Gelegenheit drückte der Kaiser seinem Bruder am 24. April telegraphisch sein Bedauern darüber aus, daß er ihm zu dieser Feier kein besseres Schiff zur Verfügung stellen könne, zumal da alle anderen Länder mit ihren schönsten Schiffen aufträten, und fuhr dann fort, dies sei eine Folge der Manöver jener unpatriotischen Leute, die gegen den Bau selbst der allernützigsten Schiffe opponiert hätten, er aber werde keine Ruhe haben, bis er die deutsche Marine auf dieselbe Höhe wie die seiner Armee gebracht habe.

Von jenem Tage an bis heute hat er seinem Volke unentwegt ein starkes Heer und eine mächtige Flotte abverlangt. Jetzt hat er beides. Er hat Deutschland aus der Gefahr herausgerissen, so daß es, wenigstens für den Augenblick, keine Wiederholung der Katastrophe und Demütigung vom Anfang des vorigen Jahrhunderts zu fürchten braucht. Das ist eine feststehende Tatsache, und dafür ist der Kaiser in weitestgehendem Maße — man kann fast sagen, ganz und gar — verantwortlich.

Man hört und liest oft abfällige Bemerkungen darüber, daß der Kaiser von ‚meiner Marine‘ zu sprechen pflegt. Es wird geltend gemacht, daß die anderen deutschen Staaten für den Ausbau der Marine besteuert worden sind, und daß sie ebensogut dem König von Bayern oder Württemberg oder Sachsen gehört wie dem Kaiser. Das ist ein nichtiges, hohhaftes Schulmädelgeplapper . . .

Seine Auffassung der Geschichte und des Lebens bringt es mit sich, daß der Kaiser sich für alles, was sein Volk angeht, interessieren muß und nicht selten selbst eingreift, um Fragen zu schlichten und Unternehmungen zu fördern, die zu weit auseinander zu liegen scheinen, um von einem einzelnen erledigt zu werden, und zu sehr abseits, als daß eine Einmischung für seine verfassungsmäßigen Verpflichtungen von Nutzen sein könnte. Allerdings beweisen Deutschlands Fortschritte, daß die Deutschen keinen Grund haben, von ihrem Kaiser zu sagen: ‚Quidquid dolirant roges, ploctuntur Achivi‘.

Bei der Erörterung dieser Frage möchte ich meine amerikanischen Leser trotz meines anderweitigen Eingehens auf die Verfassung des Deutschen Reiches daran erinnern, daß es einen politischen Unterschied zwischen Deutschland und Amerika gibt, der niemals außer Berechnung bleiben darf. Die Verfassung und die Rechte, die die deutschen Bürger besitzen, sind ihnen von ihren Herrschern gewährt worden. Das preussische, bayerische oder württembergische

Volk hat seinen Herrschern nicht etwa Macht verliehen und gewisse Beschränkungen auferlegt. Im Gegenteil, ihre Herrscher haben dem Volk einige von ihren Prärogativen und politischen Rechten abgetreten und ihm als eine Gunst einen gewissen Anteil an der Regierung und gewisse Machtvollkommenheiten gewährt, die noch vor siebenzig Jahren dem Monarchen allein zustanden. Nicht was das Volk erobert und mit seinem Herrscher geteilt hat, sondern was der Herrscher ererbt oder erobert hat, bildet die Grundlage der Verfassungen der deutschen Einzelstaaten und des Deutschen Reiches. Nichts was sie einstmals besaßen haben, ist dem preußischen Volke oder irgendeinem anderen deutschen Staate genommen worden; wohl aber haben ihre Herrscher ihnen gewisse Rechte und Privilegien abgetreten, die einstmals ihnen allein gehörten. Man bedenke, daß es Wilhelm II. und seine Vorfahren waren, die Preußen zu einem Preußen machten und dem preußischen Volke gewisse politische Rechte gewährten, und nicht die Bürger von Preußen, die den Wall gleicher Rechte erstürmt und einen Vertrag mit ihrem Monarchen geschlossen haben. (So juristisch-kaufmännisch, wie hier der Amerikaner, rechnen wir Deutsche mit unseren Fürsten nicht. Und wenn —: dann haben wir beide einander gegeben und von einander genommen. S. S.)

Daß der Kaiser sowohl bei denen, die ihn kennen gelernt haben, wie bei denen, die ihn nicht kennen, beliebt ist, läßt sich meines Erachtens nicht bestreiten. Er hat das Zeug zu einem erstklassigen Amerikaner. Er würde hier ebenso souverän sein, wie er es dort ist. Er würde die Wagnisse, die Unruhe und den Wettbewerb genossen haben; er würde seine Freude an dem schönen, freien Bestrebungsfeld gehabt und mit den Besten von uns manchen Strauß in unserem Lebensturnier ausgefochten haben, das ebensoviele Ritter ohne Furcht und Tadel hervor-gebracht hat wie irgend ein anderes Land der Welt.

Ich habe Zutrauen zu einem Manne, der sich nimmt, was ihm seiner Ansicht nach gehört und es gegen die ganze Welt verteidigt; zu dem Manne, der das Leben so genießt, daß er sich einen herzhaften Appetit dafür bewahrt und manchen tiefen Zug daraus tut; zu dem Manne, der immer wieder lächelnd in die Wettkarena tritt, wie hart es ihm dort auch ergangen sein mag. Ich glaube, daß Gott an den Mann glaubt, der an ihn glaubt, und infolgedessen auch an sich. Warum sollte ich einem Manne meine Zuneigung versagen, weil er ein König oder Kaiser ist? Ich bewundere Ihren Mut, Majestät, ich liebe Ihre Unvorsichtigkeiten, ich lobe Ihren Glauben an Gott und Ihr Selbstvertrauen und die herrlichen, Ihrem Lande geleisteten Dienste. Ohne Sie wäre Deutschland eine Großmacht zweiten Ranges geblieben. Wären Sie das gewesen, was Ihre Tadel angeblich gewünscht haben, so würde Deutschland noch heute in den Wolken herrschen.“



Rüstentrieg

Diese Art Kriegführung, die in unseren Tagen hohes Interesse gewonnen hat, ist kürzlich von dem Lehrer an der Marineakademie, Hauptmann von Pokmann vom 1. Seebataillon, einer Untersuchung unterzogen worden. Fast könnte man (wir folgen hier einem Bericht der „Deutsch. Nachr.“) den Rüstentrieg den maritimen Grenzschutz nennen, denn im Kampfe zwischen Landmächten kann nie die Flotte die Entscheidung herbeiführen. Deutschlands Geschick wird auf dem Lande entschieden, die kriegerischen Ereignisse auf dem Festland werden den Frieden entscheiden. Aber auch für die Operationen am Lande bleibt es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß wir dem Gegner die unbedingte Seehererschaft so lange als möglich streitig machen und die strategische Defensive an unseren Küsten in der Hand behalten. Das aber ist der Rüstentrieg, das Zusammenarbeiten der Flotte, der Rette von Küstenbefestigungen und der Landtruppen, die den Küstenschutz übernehmen und

jedem Versuche einer feindlichen Landung zu begegnen wissen werden. Die Zusammenarbeit der genannten drei Faktoren bestimmt das Wesen des Küstentrieges und auch das Verhalten der Flotte, deren Aufgaben durch den Endzweck des Krieges und die Ziele des Landesheeres reguliert werden. Wenn der Küstentrieg gegen einen übermächtigen Seegegner die strategische Defensiv in den Vordergrund stellt, so bleibt doch die taktische Offensive das sicherste Mittel zum Erfolge. Die Aufgabe ist die Schwächung der feindlichen Flotte mit dem Endziel ihrer Vernichtung. Im Kreise dieses Strebens ist unsere Flotte das Mittel der taktischen Offensive. Wir haben stets damit gerechnet, daß ein Krieg uns nicht nur einer Koalition von Landmächten, sondern zugleich auch der gegen uns verbündeten französischen und britischen Seemacht gegenüberstellen würde, und alle Maßnahmen für diesen nun eingetretenen Fall sind getroffen. Offensive der Flotte, schnellere Bereitschaft, entschlossenes Zugreifen, Ansehen aller leichteren Streitkräfte geben auch der schwächeren Seemacht die Kraft, den stärkeren Gegner vor der Vollendung seines Aufmarsches so zu schwächen, daß die dauernde Aufrechterhaltung einer unbedingten Seeherrschaft für ihn eine schwierige und zweifelhafte Aufgabe wird. Die Lehren des Küstentrieges fordern zugleich, daß bei zu großer Kampfkraft des Feindes die Flotte sich nicht der Vernichtung auf hoher See aussehe. „Nicht die Befestigungen unserer Küste,“ so sagte schon Moltke, „sondern lediglich die Anwesenheit unserer Flotte wird den Feind abhalten, die Absicht einer Landung wirklich durchzuführen.“ Engster Anschluß an die aktiven und passiven Verteidigungsmittel der Küste sind dann strategisches Geseß der Flottenführung, erhalten doch die Küstenverteidigungsmittel erst durch die Mitwirkung der Flotte ihre ausschlaggebende Bedeutung. Darum sind die Küstenbefestigungen auch im Sinne einer operativen offensiven Kriegsführung angelegt, denn auch im Küstentrieg bleibt die Schwächung und endliche Vernichtung des Feindes Endziel der Flotte. Der Gegner wird dann gezwungen, zur Blockade zu schreiten; die Schwierigkeiten ihrer Durchführung sind an sich schon groß und werden um so größer, je enger, also je wirksamer sie gelegt wird. Das notwendige Zusammenwirken von Flotte, Küstenbefestigung und zum Küstenschuß delegierte Landtruppen bedingt ein gegenseitiges Erkennen der Eigenart der anderen Waffe; angestrengte Friedensarbeit hat bei uns hierfür den Grundstein gelegt. Lenkballons und Flugzeuge werden im Küstentrieg hohe Bedeutung erlangen. Hierin wird der Verteidiger stets überlegen sein, da seinen Fliegern und Luftschiffen auf festem Lande gesicherte Landungsplätze und Ballonhallen zur Verfügung stehen.

Die wichtigen Stützpunkte, die einem Feinde für eine Landung wichtig sein müssen, sind natürlich befestigt. Ihre Gewinnung bedingt den Kampf. Dieser Kampf erfordert Kampfschiffe, also die Preisgabe wertvoller und unerfetzlicher Einheiten. Selbst im günstigsten Falle wird hier der Angreifer erhebliche Schwächungen erleiden, denn gut angelegte Befestigungen sind vor allem durch ihre Steilfeuer feindlichen Flotten sehr gefährlich. Da solche Stützpunkte stets innerhalb des eigenen Operationsbereiches des Verteidigers liegen, wird bei Abweisung des Angriffs die heimische Flotte mitwirken. Daß aber ein Seegegner sich vor der Vernichtung der feindlichen Flotte zu so schwerem Einsatz verstehen wird, ist kaum anzunehmen, denn er müßte den Sieg dann mit so furchtbaren Opfern erkaufen, daß der Sieg im tieferen Sinne ihm zur Niederlage wird.



Zar Nikolaus, König Peter und die Serben



ur, nach der Ermordung seines Vorgängers, noch bevor König Peter seinen Einzug in Belgrad gehalten hatte, schrieb der „Petersburger Regierungsbote“ offiziell: „Die Kaiserliche Regierung erwartet, daß König Peter vor allem Maßnahmen zur Unterjochung der verabscheuungswürdigen Übeltat ergreift und die treubruchigen Verbrecher, die sich mit der Schmach des Königsmordes bedeckt haben, strenger Strafe unterwirft.“ —

Man weiß, wie König Peter, der nach historischen Quellen genau von der beabsichtigten Ermordung des Königspaares unterrichtet gewesen ist, jener energischen Aufforderung nachkam! — Und heute, da sich's wieder um einen Fürstenmord handelt, um den gewißlich bestimmte Mitglieder der serbischen Regierung und des serbischen Heeres gewußt, wie sieht's da aus?! fragt die „Deutsche Tageszeitung.“ — Kaiser Nikolaus konnte die im Belgrader Königstonal begangene Bluttat lange nicht vergessen, war er doch Pate des ermordeten Königs Alexander, und das bedeutete in den slawischen Ländern das gleiche wie Blutsverwandtschaft. Er empfing nicht den Überbringer des die Thronbesteigung anzeigenden Handschreibens, und die russischen Diplomaten konnten ihn nur schwer davon abbringen, sich offen gegen jene Thronbesteigung zu erklären! — Sieben Jahre mußte Peter warten, bis er, 1910, in Gnaden in St. Petersburg aufgenommen wurde; ein Jahr später kam er dann von neuem zur Newa, anlässlich der Vermählung seiner Tochter Elena mit dem Prinzen Zwan Konstantinowitsch. Damals wurde auch sein brennender Wunsch erfüllt, daß ihm ein russisches Regiment verliehen wurde, das 14. Linieninfanterieregiment, das seine Garnison dicht an der preussischen Grenze hat ...! Auch Zar Nikolaus nahm die Oberstinhaberschaft eines serbischen Regiments, des 16. Infanterieregiments, an — es ist ein Erfajregiment, das also bloß im Kriege, wie jetzt, in Erscheinung tritt, sonst aber nur auf dem Papier steht. ...

Von der Wandlungsfähigkeit des Serbentönigs, der in den letzten Jahren ein eifriger Kriegsmann war, erzählt August Bebel in dem dritten Band seiner Memoiren eine interessante Geschichte. Wir erfahren daraus nämlich die interessante Tatsache, daß König Peter auch einmal gut sozialdemokratisch gefühlt hat, als er noch nicht die Aussicht hatte, durch einen Doppelmord auf den Königsthron zu gelangen. Bebel erzählt folgendes: „Allmählich hatte sich in Zürich ein ganzer Generalstab tüchtiger Kräfte eingefunden. Neben Bernstein, Motteler, Vollmar die beiden Seher des ‚Sozialdemokrat‘, Richard Fischer und Lauffer, Verossi, der Gehilfe Mottelers, Karl Rautsky und später Heinrich Schlüter, dann der Züricher Genosse Schneider Bed und der Buchbinder Manz, der in Berlin der letzte verantwortliche Redakteur der ‚Berliner Freien Presse‘ gewesen war, ehe ihr das Sozialistengesetz den Garaus machte, und andere. ... Schneider Bed, ein lustiger Kumpan, war der ‚Hoffschneider‘ des damaligen Studenten Peter Karageorgewitsch, des späteren Königs Peter von Serbien. Peter Karageorgewitsch, der öfter mit unseren Parteigenossen verkehrte, manchmal auch an den lustigen Sitzungen im Mohrenklub teilnahm, war damals ein armer Teufel, der sich ständig in Geldnot befand. Um sich ein wenig herauszuhelfen, veranlaßte er den Schneider Bed, ihm seine Rechnung fünfzig Prozent höher im Preise anzusehen. Sobald dann Peters Rechnung von seinen Angehörigen bezahlt wurde, erhielt Peter von Bed die überschießenden Beträge. König Peter hat während des Balkankrieges einem Interviewer der ‚Neuen Züricher Zeitung‘ das Geständnis abgelegt, wie schön es in seiner Jugend in Zürich gewesen sei und welche hochfliegenden Pläne sie damals für Völkerverwohl und Völkerglück geschmiebet hätten. Aber Träume sind Schäume. Es gibt noch manchen Staatsmann und hohen Beamten auf dem Balkan, der in jungen Jahren in Zürich ein fester Marxist wurde und es mit der Internationale hielt.“

Es ist nun aber, wie der „Schleifischen Volksztg.“ aus Wien geschrieben wird, völlig falsch, von den Südslawen oder gar von den Balkanvölkern als einem gemeinsamen Begriff zu sprechen und zu behaupten, sie hätten so quasi ein und dieselbe „Moral“, d. h. perverse Moral. Dem ist ganz und gar nicht so. Alle die Balkanvölker, hiervon gibt es gar keine Ausnahme, haben im Kriege schwerer Grausamkeiten sich schuldig gemacht, denn alle sind eben keine Kulturvölker, höchstens die Rumänen können vorläufig hierauf Anspruch erheben. Die Leidenschaften in Naturvölkern werden aber durch einen Krieg sehr aufgestachelt, und der Begriff des Vernichtungskrieges, den frühere Zeiten kannten, schwebt ihnen noch immer vor. Ist aber wieder der Friede eingelehrt, sind die erhitzten Leidenschaften abgekühlt, dann bricht der wahre Charakter dieser Völker, die auch alle guten Eigenschaften von Naturvölkern in sich

haben, wieder durch. Nur ein Volk macht hiervon eine grundsätzliche Ausnahme: die Serben. Diese haben ihre „Moral“ für sich, und ebenso ihre höchst nationalen „Eigentümlichkeiten“. Sie sind in Krieg und Frieden dieselben! Wie es wilde Rassen gibt, die sich auch durch noch so große Nachsicht und treue Pflege nicht zähmen lassen, bei denen der Blutdurst immer wieder zum Durchbruch gelangt, so auch das serbische Volk. Und wie man sich der heimtückischen Angriffe von diesen Rassen versehen muß, so auch von den Serben. Die Kroaten erklären mit völliger Bestimmtheit, wir haben mit diesen Leuten nichts zu schaffen, und sie handeln recht damit, denn sie haben wirklich nichts mit ihnen zu schaffen. Nichts Schlimmeres gibt es, als eine gewisse Halbkultur. Das Gute des Naturvolkes schleift sie ab und gibt nur den äußeren Lack oder Firnis der Kultur, unter dem alle häßlichen Leidenschaften sich verbergen. Dieser Lack ist aber sehr dünn und hindert diese Leidenschaften nicht an ihrem geradezu eruptiven Ausbruch. Daher kommt es, daß die jüngste Geschichte Serbiens mit Blut nur allzuoft geschrieben ist, daß Totschlag und Mord politische Mittel geworden sind. Auch die Familiengeschichte der Karageorgewitsch, des Königshauses, macht von dieser Regel keine Ausnahme. Daß König Peter um den Mord an König Alexander und seiner Gattin Draga gewußt hat, daß er in Genf auf die Nachricht von der geschehenen Tat wartete, wird von vielen Serben selbst behauptet. Der König war früher Bändenchef und führte als solcher den Namen der „schwarze Peter“, und daß er ein sehr wildes Leben damals geführt hat, wird von niemandem bestritten. Wenn man sich erinnert, wie vor wenigen Jahren der Verdacht auf seiner Regierung lastete, gegen den König Nikola von Montenegro Mordversuche arrangiert zu haben, so sieht man, wie man in Belgrad vor gar nichts zurückschreckt. Auch sonst sind sehr viele mysteriöse Vorkommnisse in der Geschichte des Königshauses. Aber gegen eine solche „Moral“, gegen eine solche „Jugend“ gibt es nur ein Mittel: jahrzehntelang die rückichtsloseste Strenge walten zu lassen. Wenn die Serben überhaupt noch zu erziehen sein sollten, wenn es möglich sein kann, sie zu anderen Moralanschauungen zu bringen, so wird es nur auf die Weise geschehen, jede andere wäre verfehlt und würde weitere schreckliche Resultate nach sich ziehen.



Der Zar als Soldat

Wie jeder kaiserlich russische Prinz, erzählt die „Wossische Stg.“, gehörte auch der frühere Zarsowitsch und jetzige Zar seit der Geburt dem Probraschenstischen Garde-Regiment an. Bis zu seinem neunzehnten Jahre aber kam er nur sehr selten mit dessen Offizierkorps zusammen, und erst als er dieses Alter erreicht hatte, wurde er zur Dienstleistung in das Lager von Krasnoje-Selo „kommandiert“. Als diese sehr geheim gehaltene Absicht, kurz bevor sie Tatsache wurde, durchsickerte, da waren die Offiziere, wie Richard Graf v. Pfeil, der damals in russischen Diensten stand, mitteilt, nicht besonders glücklich; man wußte die dem Regiment angetane Ehre zu schätzen, fürchtete aber, daß der Eintritt des Prinzen Unannehmlichkeiten, Ränke und Spaltungen hervorbringen werde, und zunächst wurde auch jedem Offizier Urlaub während der Lagerzeit verweigert.

Auf spartanische Einfachheit wurde bei dem zukünftigen Leutnant höheren Orts augenscheinlich kein Wert gelegt. Der Regimentskommandeur mußte ihm seine „Barade“, die von einer eleganten Villa nicht zu unterscheiden war, einräumen, und mächtige Möbelwagen brachten eine luxuriöse Einrichtung. Das genügte aber nicht, es wurde noch eine Küche mit Kocheinrichtung für 24 Personen angebaut. Elf Wagen mit den notwendigen Pferden kamen an, und die Dienerschaft war 37 Personen stark. Vor allem aber wurde für die Sicherheit des Thronerben gesorgt. Oberst Ramenski von der Gardegendarmarie, dem die Sorge hierfür

oblag, bildete in allen umliegenden Dörfern Schutzwachen, die auf verdächtig erscheinende Persönlichkeiten zu achten hatten, und obendrein traf das Korpskommando noch besondere Vorsichtsmaßregeln. Eine sogenannte Volksbewachung, d. h. durch Freiwillige aus dem Publikum wurde eingeführt und dazu noch eine Sicherheitswache aus Mannschaften des Regiments, die Tag und Nacht den Zäwarewitsch und sein Haus bewachten, ihren Dienst aber möglichst unauffällig tun mußten, damit der Beschützte nichts davon erfahre. Dem Bataillonskommandeur wurden noch zwei Geheimpolizisten zur Verfügung gestellt.

Bei seiner Ankunft wurde der Leutnant Nikolai Alexandrowitsch durchaus als Thronfolger begrüßt. Das Regiment stand in Parade, und der Kommandeur Großfürst Sergei, der später ein so schlimmes Ende nahm, der Oheim des Zäwarewitsch, auf den er großen, unheilvollen Einfluß ausübte, erstattete den Rapport. Dann aber wurde der Thronfolger sofort in die Front der Leibkompagnie eingestellt und machte ein Kompagnie-Exerzieren mit. Er zeigte sich im Dienste willig, bescheiden gegen höhere, liebenswürdig gegen jüngere Offiziere, schoß auch gut, konnte sich aber keinen Preis erschießen. Er erreichte auch, daß er mit den Offizieren gemeinsam speisen durfte, wobei er stark aß, aber es kamen trotzdem täglich große Wagen mit Speisevorräten aus Peterhof, die nun der Dienerschaft anheimfielen. Das eigentliche Leben im Offizierkorps lernte er aber nicht kennen. Großfürst Sergei hatte verboten, daß seinem Neffen je etwas von irgendeinem unangenehmen Vorkommnis gemeldet werde, und über Vorgänge im Reich, politische Dinge durfte nicht gesprochen werden. Der Thronfolger sah sehr selten eine Zeitung an und las nie einen politischen Artikel. Von seinem Vater, vor dem er ungeheuren Respekt hatte, sprach er immer nur als „Gassubar“ (regierender Herr), die Mutter nannte er stets „Mamascha“. An den Felddienstübungen nahm er gern teil und schonte sich nicht. Als es durch einen sehr tiefen Bach ging, sprang er als erster hinein, obgleich ihm das Wasser bis zur Brust ging, fand jedoch nichts dabei, als der Kompagniechef — damals unberitten — für seine Person eine als „nicht vorhandene“ bezeichnete Brücke benutzte. Im ganzen suchte Großfürst Sergei dem Neffen die militärischen Verhältnisse Rußlands im rosigsten Licht zu zeigen und ihm den Glauben einzuflößen, es sei keine Armee der russischen überlegen.



Die deutsche Reichskriegsflagge

Auf weißem Grunde das ernste schwarze Kreuz, das in der Mitte als Medaillon den heraldischen preußischen Adler trägt. Oben links die deutschen Farben Schwarz-Weiß-Rot, auf denen das Eisernes Kreuz, der Preis der Tapferen, steht.

Nicht immer, liest man in der „Kreuztg.“, sah die Kriegsflagge so aus, um die sich Deutschlands, Preußens Marine scharte. Eine deutsche Kriegsmarine hat es ja eigentlich im alten Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nie gegeben. Erst dem Phönix, der aus den Trümmern des alten Reiches nach dem glorreichen Kampf gegen die Franzosen siegreich aufstieg, blieb es vorbehalten, zu Schutz und Schirm seiner Handelschiffe eine starke deutsche Flotte zu schaffen, deren Wimpel auf allen Meeren flatterten. Die deutsche Marine erblickt ihren Vorläufer in der ehemaligen preußischen Kriegesflotte, und deren Ursprung ist, wenn auch nicht lüdenlos, auf den großen Kurfürsten zurückzuführen. Seine Kriegsschiffe hielten bei ihren Fahrten über den Ozean eine Fahne, die den roten kurbrandenburgischen Adler in weißem Felde zeigte.

Nicht lange hat sie geweht auf fernen Meeren, und mehr als ein Jahrhundert verstrich, ehe wiederum das Sinnbild des aus Brandenburg hervorgegangenen Preußenstaates auf dem Ozean Achtung heißte. Das erste preußische Kriegsschiff, der mit einem Kostenaufwand von 10400 Talern gebaute hölzerne Segelschoner „Stralsund“, wurde am 28. November 1816 zu Wasser gelassen und am gleichen Tage wurde durch königlichen Erlaß die Gestalt der preu-

bißchen Kriegsflagge bestimmt. Es war ein weißes, dreieckig ausgezacktes Fahmentuch mit dem preußischen Adler in der Mitte und einem kleinen Eisernen Kreuz in der oberen Ecke am Flaggenstock. Und wiederum verstrich ein halbes Jahrhundert, ein halbes Jahrhundert, in dem das durch die napoleonischen Umwälzungen hart mitgenommene Preußen sich wieder zu einer Militärmacht ersten Ranges emporgerungen hatte. Das neue Preußen heißte eine Flotte, und als unter Preußens Führung der Norddeutsche Bund zusammentrat, da brachte es der neuen Einheit die Flotte zum Geschenk mit, und am 1. Oktober 1867 wehte zum ersten Male die neue Kriegsflagge des Norddeutschen Bundes, in der jedoch der Schwarze Adler und das Eiserne Kreuz erhalten blieben, am Flaggenstock. Als dann aus dem Norddeutschen Bunde in dem Ringen von 1870/71 unter Pulverdampf das neue Deutsche Reich zu fester Einheit zusammengeschmiedet wurde, da behielt man die Kriegsflagge Preußens, des Norddeutschen Bundes, bei und machte sie zur Reichskriegsflagge. Die ehemalige deutsche Reichsflotte von 1848 bis 1852, die so schmählich unter dem Auktionshammer endete, hatte zwar die schwarz-rot-goldene Flagge mit dem Doppeladler geführt, aber man trug den neugeschaffenen Verhältnissen Rechnung.

So weht denn die schwarz-weiß-rote Flagge seit mehr als vier Jahrzehnten stolz und gefürchtet auf deutschen Schiffen, und so trägt denn heute unsere kriegsbereite Flotte diese Flagge hinaus auf die See, einem schweren Prüfungskampfe entgegen. . . .



Mobilmachung in Berlin

Nusforschend werden Kinder und Enkel einst erzählen hören, so wird der „Frankf. Stg.“ aus Berlin geschrieben, was wir vom 1. August 1914 sagen, als das deutsche Volk zu den Waffen eilte. Aus tausend Einzelheiten ließe sich ein Bild zusammensetzen, so groß und wunderbar, daß kein Maler je es bannen, kein Dichter es schildern könnte. Denn wer kann das Unsichtbare malen, wer die mächtigsten und die leisesten Schwingungen der Seele eines ganzen Volkes in Worte fassen? Es wäre Vermessenheit, mehr geben zu wollen als Andeutungen, knapp und kurz. Tropfen aus der Brandung, Funken aus der Feuersbrunst.

Begriffe, die man hundertmal gedankenlos gebraucht hat, nehmen jetzt Gestalt an. Begriffe von Massen und Zahlen, von den ganz großen Dingen. Vielleicht waren es hunderttausend Menschen, die am Samstagnachmittag vor dem Schloß standen, vielleicht auch die doppelte oder dreifache Zahl. Es war ein kleiner Bruchteil des deutschen Volkes, und doch war es das deutsche Volk schlechtthin, alle Stände, alle Klassen, alle Lebensalter. Eben war die Runde von der Mobilmachung gekommen. Endlich nach schrecklichem unerträglichem Warten. Offiziere fuhrten im Automobil durch die Menge und riefen die Nachricht über Tausende von Köpfen hinweg. Männer schleuderten Ballen von Extrablättern zwischen Tausende von packenden Händen. Wie von einem einzigen Stoß getrieben, flutete die Masse unaufhaltfam dem Schlosse zu. Wieder wie vor sieben Tagen brausten die Vaterlandslieder, schwellen die Klänge unzähliger Männerstimmen zu den Fenstern empor, hinter denen in diesem Augenblick Federzüge einer Herrscherhand über das Schicksal von Millionen entschieden hatten. Ich habe diesen Platz zu allen Tages- und Nachtzeiten gesehen, niemals sah ich ihn so. Von Brücke zu Brücke war kein Rollen eines Rades mehr vernehmbar. Kein Stampfen und Dröhnen der Autos. Ein Meer von Menschen ergoß sich von den Stufen des Museums, von den Domtreppen herab über das riesige Asphaltparkett. An der Rampe der Schloßterrasse, die sonst wie ein Allerheiligstes gehütet wird, gingen die Gestalten von Männern. Andere saßen auf Gittern und Laternen, auf den Sockeln der „Rossbändiger“, und über dem grandiosen Bild prangte der Himmel in tiefem Blau und rosenfarbener Abendglut. Die Dämmerung eines herrlichen

Sommerabends zauberte langgestreckte Nebelstreifen wie Kometenschweife am Horizont empor. Die siebente Stunde schlug, und dröhnend läutete der Dreiklang der Domglocken den Sonntag ein, der statt Feier und Ruhe des Friedens nur wimmelnde Hast des Krieges brachte. Es war eine Abendstimmung von unvergeßlicher Schönheit.

Der Gedanke, der das unermessliche Meer der Wartenden beselte, wurde Wort. Einer aus der Menge schwang sich auf die Schultern und Arme stützender Nachbarn empor und sprach die Worte vor: „Wir wollen den Kaiser sehen“. Tausende schrien einstimmig im Takte, zweimal, dreimal, immer wieder. Dazwischen prasselndes Händellatschen der Entfernteren. Endlich teilt sich der Vorhang des Mittelfensters. Die Flügel werden geöffnet, und unter brausendem Jubel betritt der Kaiser den Balkon, gleich nach ihm die Kaiserin. Er grüßt und winkt. Dann ebbt das Wogen langsam ab. Die Lieder verklingen, die Stimmen senken sich, und lautlose Stille tritt ein. Nichts ist mit dieser Stille zu vergleichen. Es ist, als ob ein sturm- bewegtes Meer sich plötzlich glättet, als ob in Wipfeln, die eben noch der Wind brausend geschüttelt hat, kein Blättchen sich mehr regt. Der Kaiser spricht. Er sagt, was alle fühlen: daß kein Unterschied mehr bestehe in dieser Stunde, daß alle einig seien, daß es nun gelte, alles Trennende zu vergessen und als Brüder zusammenzustehen, um den Sieg zu erringen. Die wenigen Sätze, die scharf und deutlich weitvernehmbar allen zu Herzen dringen, entfesseln unendlichen Jubel. Immer wieder schwillt die Woge der Menschenstimmen, Hymnen erkönen, „Heil dir im Siegerkranz“, „Die Wacht am Rhein“ und das alte trohige Kampfsied der Protestanten „Ein' feste Burg ist unser Gott“.

Eine Stunde später war ich in der kleinen Kneipe am Spree-Ufer, wo ein Telephon in stockdunkler Zelle der Arbeit des Berichterstatters dient. Der dunstige Raum ist gedrängt voll Menschen. Im Hintergrund sitzen ein Duzend Schulkleute beim Bier und singen die „Wacht am Rhein“. Ein Schuhmann, dem vielleicht von der Dienstzeit als Militärmusiker die Muse noch befreundet ist, spielt die Melodie auf einem verstimmtten Klavier mit Verve: Der preußische Schuhmann als Pianist ist einer der typischen Ausschnitte aus dem großen Gemälde dieser Tage.

Überall ist die nächtliche Stadt erfüllt von Gesang, Reden und Umzügen. Vom Denkmal des alten Kaisers herab hält ein junger Mann eine Ansprache. Unsere Armee muß siegen, das ist der Schluß seiner Rede. Es ist erstaunlich, wie viele eifrige, naive, oft auch talentvolle Sprecher in solcher Stunde alle Schüchternheit überwinden. Der Austausch von Mitteilungen und Meinungen ist so allgemein, daß alle Fremdheit der einzelnen und alle sozialen Unterschiede verschwinden. Hier und da hört man auch im Volksgesang eine schöne geschulte Stimme. Es ist herrlich, diese Einigkeit zu sehen. Seit 44 Jahren haben wir das nicht erlebt. Es herrscht nur eine Stimme: Es muß sein! Der ganze Ernst der Zeit, alle Sorgen und alle zitternden Hoffnungen fanden ihren ergreifendsten Ausdruck am Sonntag bei dem Gottesdienste vor dem Bismarckdenkmal, der eine Gemeinde von vielen Tausenden zu Gesang und Gebet vereinigte. Unbarmherzig sengte die Mittagssonne über die entblößten Häupter drängender Beter. Mancher wurde in der großen Hitze ohnmächtig vom Platze getragen. Mit dem „Niederländischen Dantgebet“ begann die Feier: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“. Gläubige aller Bekenntnisse beteten gemeinsam ...

Die Front des Reichstagsgebäudes gibt den Hintergrund zu dem glanzübergossenen Bilde. Aufsteigend aus der Ebene des Königsplatzes, auf der Höhe des großen Säulenportals zu beiden Seiten emporwachsend mit der geschweiften Rampe der Auffahrt, steht das Volk. Prachtdoll ist die Gliederung der Massen durch die Höherunterschiede des Raumes. Wie schützend ragt über alle die eiserne Gestalt Bismarcks. Von allen dynamischen Schattierungen der Volksstimme waren keine Klänge in diesen Tagen so ergreifend, so voll ernster Innigkeit wie das leise Flüstern der Tausende, die gemeinsam das Vaterunser beteten. Nur murmelnd und doch wie ein Aufschrei, still und doch mit aller Leidenschaft bangender Herzen sprach die

Menge die sieben Bitten. Da wurde manches Auge feucht. Mächtig ist der brausende Ruf der Massen, mächtiger und tiefer noch wirkt die verhaltene gefesselte, beherrschte Kraft der Tausende von Stimmen. Wer diesen Eindruck erlebte, der durfte glauben, daß kein anderes Volk so in den Krieg zieht, so voll heiligen Hornes, voll kraftbewußten Vertrauens und demütiger Würde.



Mobilmachung in Rußland

edes Urteil über das heutige Rußland, so wertet Dr. Paul Rohrbach in der „Frankf. Ztg.“ unsern Gegner im Osten, muß die große innere Änderung berücksichtigen, die während des letzten Jahrzehnts im russischen Bauern vor sich gegangen ist. Der russische Bauer ist moralisch entwurzelt: durch die revolutionäre Agitation, durch die Änderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Leistungsunfähigkeit von Kirche und Schule, das Willkürregiment der Behörden und die allgemeine moralische Katastrophe im Kriege mit Japan. All das hat das alte Autoritätsgefühl gegenüber dem, was von oben kam, zerstört. Wer ein Bild der moralischen Verwilderung des russischen Bauern bis ins einzelne durchgeführt haben will, der lese das vor einigen Jahren veröffentlichte Buch des russischen Kofalenobersten Rodinow: „Unser Verbrechen.“ Dort wird von dem moralischen Tiefstand des heutigen bäuerlichen Lebens in Rußland ein geradezu furchtbares Bild entworfen. Welch einer Auflösung die Begriffe von Disziplin und Autorität selbst in der russischen Armee fähig sind, dafür zeugen die Berichte der Teilnehmer an dem Rücktransport der geschlagenen Armee aus der Mandschurei, wo es dahin kam, daß die Offiziere vor ihren eigenen Soldaten zitterten, und wenn sie sich unbeliebt machten, aus dem fahrenden Zug geworfen wurden.

Auch ohne Berichte kann man daher ein ungefähres Bild der Mobilmachung in Rußland zeichnen. Die Masse der Reservisten und vollends der Landwehrlente wird aus den Dörfern vielfach nur mit Gewalt zu ihren Truppenteilen gebracht werden können. Jrgendwelche Vorstellungen von der nationalen Notwendigkeit, ja auch nur von den äußeren Gründen dieses Krieges besitzt der gemeine Mann in Rußland nicht. Man wird ihm erzählen, die Deutschen wären Heiden, Muselmanen, die die Kirchen verbrennen und die Mutter Gottes samt den Heiligen beschimpfen, die den Zaren vom Thron stoßen, alle treuen Untertanen zur Zwangsarbeit nach Sibirien schicken, Türken und Juden über Rußland herrschen lassen wollen und dergleichen mehr. Hier und da wird das eine augenblickliche Wirkung haben, aber im ganzen ist die Masse moralisch und patriotisch schon viel zu stumpf und wild geworden, als daß solche Aufreizungen noch große Wirkungen haben könnten. Die schlimmsten Erfahrungen werden vermutlich wieder mit dem Eisenbahnwesen gemacht werden. Während des japanischen Krieges hatte man schließlich, nach monatelangen Erfahrungen und Bemühungen, den Transport nach dem Osten in Ordnung, aber bei der Mobilmachung gegen Deutschland und Österreich-Ungarn kommt erstens alles darauf an, daß der Zugverkehr wie bei uns vom ersten Augenblick an klappt, und zweitens ist die Aufgabe, die bewältigt werden muß, sehr viel größer als vor neun Jahren. Man weiß schon heute, daß ein russisches Armeekorps, das fünfzehnte, wegen der Schwierigkeiten der Reservisteneinziehung überhaupt immobil ist, und daß die Mobilmachung sich auch im übrigen langsamer und stockender vollzieht, als in dem russischen Aufmarschplan vorgesehen ist. . . . Der Kern des russischen Abels ist, daß es überall an moralischem Pflichtgefühl, an Fähigkeit, zu organisieren, an Selbständigkeit und Schnelligkeit fehlt. Es ist unmöglich in Rußland, sich in einer so kritischen Zeit darauf zu verlassen, daß jeder weiß, was zu tun ist, daß jeder sein Bestes daransetzt, das Notwendige zu erfassen und durchzuführen, und daß er den Kopf oben behält, sobald das Reglement versagt. Dazu kommt die maßlose Un-

ehrllichkeit und Gewinnsucht von der niedrigsten bis zur höchsten Stelle. Nicht allein, weil die Transporte nicht klappen, sondern auch weil die Intendanturbeamten Spitzbuben sind, kann der russische Soldat nicht sicher darauf rechnen, daß er ordentliche Kleidung, ordentliche Stiefel, rechtzeitig herangeführte und ausreichende Nahrung erhält. Wenn genügend Zeit ist, alle Reibungen und Widerstände zu beseitigen, die ganze Menge verfahrenen Wirrwarrs wieder aufzulösen, Revisoren zu schicken, Versäumtes und Verfehltes nachzuholen, so kann der russische Aufmarsch trotz allem natürlich zustande kommen, aber diese Zeit werden weder wir noch die Oesterreicher den Russen lassen, und je stärker die Schläge von außen kommen, desto schwerer wird es sein, unter der demoralisierteren Volksmasse mit dem korumpierten Beamtentum, das nur mit dem Schema und mit der Polizei zu regieren versteht, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Am gefährlichsten wird die Lage in den Hauptstädten, in den Industriezentren und in den großen Hafenplätzen sein, wo bedeutende Arbeitermengen und ein unsagbar tiefliegender Pöbel vorhanden sind, und über kurz oder lang auch in den Hungerdistrikten. Die diesjährige Ernte ist in einem großen Teil Rußlands so schlecht ausgefallen, daß in gewöhnlichen Zeiten die Regierung Verpflegungsdarlehen geben müßte. Davon wird jetzt schwerlich die Rede sein können. Außerdem aber erfolgt die Ernte in Rußland aus klimatischen Gründen im Durchschnitt mehrere Wochen später als bei uns. Aus diesem Grunde und außerdem weil an eine organisierte Erntehilfe, wie in Deutschland, nicht gedacht werden kann — es gibt viel zu wenig Verkehrswege, die Entfernungen sind zu groß und Opferwilligkeit ist nicht vorhanden — wird die Rückwirkung der Mobilmachung auf die Ernte sehr schwer sein. Es ist wohl möglich, daß es nicht nur in den großen Städten, sondern auch auf dem flachen Lande aus Teuerung, Nahrungsmangel und allgemeiner Zerstörungs- und Plünderungswut zu den größten Gewaltthaten kommt.

Prophezeien ist im Kriege noch schwieriger und riskanter als im Frieden, aber ich würde mich nicht wundern, wenn dieser ganze russische Angriffskrieg, bevor er recht durchgelämpft wird, schon auf russischem Boden halb in sich zusammenbricht. Wer Rußland innerlich kennt, nicht nur von gelegentlichen Reisen und von der Lektüre russischer Regierungsdenkschriften her, kann sich nur über die Leichtherzigkeit verwundern, mit der das Land in einen Krieg gejagt worden ist, der an die Haltbarkeit des ganzen russischen Staats-, Gesellschafts- und Armeegefüges die ungeheuersten Anforderungen stellt — Anforderungen, vor denen jeder einsichtige und vaterlandsliebende Russe, dem der allmähliche Kulturfortschritt seines Landes am Herzen liegt, in tiefster Seele erzittern muß. Auch die russische Armee ist nicht das Instrument, mit dem man hoffen darf, einen europäischen Krieg mit ähnlichen Chancen zu führen, wie wir oder Oesterreich das können. Die Zeit ist vorbei, wo es ausreichte Regimenter in geschlossener Linie, auf Kommando feuertend und schwentend, gegen einen ebenso aufgestellten Feind zu führen, und wo die stumpfsinnige Unerfüllbarkeit des damaligen russischen Soldaten selbst einen Feldherrn wie Friedrich den Großen zu dem verzweifelten Ausruf brachte, es sei ja nicht einmal genug, die Kerle totzuschießen, man müsse sie auch noch umstoßen! In der Verteidigung fester Stellungen werden die russischen Heere, wenn ihre Führung nicht ganz von allen guten Geistern verlassen ist, wohl auch jetzt noch etwas leisten, aber in der offenen Feldschlacht und vor allem im Angriff sind sie wenig zu fürchten . . .“



Nach der Kriegstraung



Ich wußte ja schon vorher, was die „Kriegstraung“ ist: im Falle der Mobilmachung ein beschleunigtes Verfahren ohne Aufgebot. So lautet die Formel. Aber was eine Kriegstraung wirklich ist, das hab' ich erst gestern begriffen, in dem kleinen Parte bei der Alt-Moabiter Kirche.

Ganz ruhig ist es dort in den späten Abendstunden. Von der Turmstraße dringt der Lärm des Verkehrs nur schwach herüber. Die Beleuchtung ist dort spärlich. Alles gedämpft, wie im Halbschlaf oder vielmehr: wie halbes Leben. In einer Seitenallee dieses Volksparkes lasse ich mich auf eine Bank nieder. Am anderen Bankende sitzt ein junges, blondes Mädchen, an die Lehne geneigt, regungslos, den ernststen Blick vor sich hin gerichtet. Die andere Hälfte ihres Lebens ist von ihr genommen, ist dort draußen irgendwo in Ost oder West. So sitzt sie dort, wie Tausende in diesen Tagen.

Ein anderes junges Mädchen kommt, eine Brünnette, und läßt sich neben der Regungslosen, der Blondin nieder. Sie begrüßen sich kurz. Die Brünnette fragt: „Ist er schon fort?“ Die Blonde nickt ganz schwach mit dem Kopf. Beide schweigen wieder. Dann fragt die Brünnette: „Das hast du dir auch anders vorgestellt, den Hochzeitsabend?“ Die Blonde fährt sich leicht über die Augen und starrt weiter hinaus in das Halbdunkel.

Eine ältere Frau, eine Aufwartefrau, begrüßt die beiden Mädchen, aber wie sie zu der Blondin „Fräulein Anna“ sagt, wirft die Freundin hin:

„Sie ist nicht mehr Fräulein. Sie hat heute vormittag geheiratet.“ Die Frau ist erstaunt. Davon habe sie gar nichts gewußt. Und gestern habe die Anna ja noch gar nichts erzählt. . . .

Ja, gestern, meint die Freundin, gestern habe es die Anna selbst noch nicht gewußt. . . . Das sei so plötzlich gekommen. Kriegstraung.

Eine kleine Pause. Dann schüttelte die Frau den Kopf und sagte, das hätte die Anna nicht tun sollen. Heiraten soll man nicht über Hals und Kopf. Ob sie denn ihren Bräutigam gut gekannt habe? Die blonde Anna, die Kriegsbraut, antwortete nicht, aber die Freundin erzählt: Die Anna und der Karl kennen sich schon drei Jahre. Er sei im vorigen Jahre vom Militärdienst heimgekommen, und zu Weihnachten haben sie heiraten wollen. Und weil man zum Heiraten so viel Geld brauche, habe er über den Sommer auswärts Stellung genommen, um mehr zu verdienen, und die Anna, die ja auch eine Stelle habe, hat während der drei Jahre auch gespart, und da hätten sie schon zu Weihnachten heiraten können . . . Aber heute vormittag um neun Uhr sei der Karl plötzlich in Uniform zu ihr in die Küche getreten, sie müssen sofort heiraten. Um zwölf reiste er ab . . . und um elf Uhr waren sie verheiratet.

Die Alte schüttelte bedächtig den Kopf. Ob denn das so geeilt habe? Sie hätte doch bis Weihnachten warten können, da sei der Krieg sicher schon vorüber, und da wisse sie wenigstens, ob . . . Die Freundin sagt: „Ja, aber der Karl sei so schrecklich eifersüchtig gewesen und er hätte keine ruhige Stunde draußen im Felde gehabt, wenn sich die Anna geweigert hätte, gleich die Seine zu werden. Und das habe die Anna doch dem armen Jungen nicht antun können.“

Anna, die Kriegsbraut, hört alles, was gesprochen wird, aber sie antwortet nicht, und nur ihre Stirne legt sich in Furchen. Die Frau kann dies alles noch nicht begreifen. Sie schüttelt wieder den Kopf und sagt:

„Ja, aber wenn ihm jetzt im Kriege etwas passiert und er als Krüppel zurückkommt, was hat denn ein junges Mädchen von einem Mann, der ein Krüppel . . .“

Da schnellte die Anna auf. Sie will etwas sagen, kann aber vor Erregung nicht sprechen. Da speit sie vor der Frau aus und läuft davon, während ihr ganzer Körper zuckt. Die Freundin erhebt sich wütend, sagt: „Schämen Sie sich, so etwas zu sagen!“ und eilt der Anna nach.

Die Frau bleibt erstaunt sitzen, schüttelt den Kopf und kann noch immer nicht verstehen, wie ein junges Mädchen so etwas tun kann.

Ich aber habe da begriffen, was eine Kriegstraung ist, und welche Helbinnen sie sind, die da einsam den Hochzeitsabend feiern. — — — — —

So zu lesen im — „Vorwärts“.



Die Waffen der Luft

Was für Leistungen darf man von Luftschiffen und Flugzeugen erwarten, und welches ist die stärkere Waffe? Darüber hat unlängst, wie der „Berl. Börsen-Kurier“ berichtet, Karl Bahn eine aufklärende Arbeit veröffentlicht, die sich auf zahlreiche Manöver- und wenige Kriegserfahrung stützt. Die große Beobachtungshöhe, die beide Waffen der Luft leicht erreichen können, gestattet einen gefährlichen Überblick über Vorgehen und Verschiebungen beim Feind: schon in 500 m Höhe hat der Horizont einen Halbmesser von 74 km, so daß bei guter Beleuchtung über See auf 45 km einwandfrei beobachtet werden kann. Über Land ist der Umtreis natürlich beschränkt. Aus Höhen von etwa 2000 m können Truppen im offenen Gelände bis zum Umtreis von etwa 10 km erkannt, Artillerief Feuer, Art und Kaliber der Geschosse deutlich beobachtet werden, und besonders wertvoll ist es beim Fliegen über Wasser, daß Unterseeboote vom Flugzeuge aus rechtzeitig gesichtet werden können.

Flugzeuge haben den Vorzug, daß sie bei Verwendung in größerer Zahl sehr rasch Aufklärungsdiens, der der Kavallerie überlegen ist, verrichten können; Luftschiffe haben den Vorteil auf ihrer Seite, daß sie nach Belieben langsamer fliegen oder völlig stillstehen können, so daß sie genauere Beobachtungen machen können. Weiter sind sie dadurch überlegen, daß sie mit Einrichtungen für Funkprüche ausgestattet sind und daher sogleich das Beobachtete melden können, während man mit Versuchen über Funkentelegraphie vom Flugzeug aus noch keine günstigen Erfahrungen gesammelt hat. Das Für und Wider bei Flugzeugen und Luftschiffen dürfte sich, soweit es sich um den Erkundungsdienst handelt, ziemlich die Wage halten, wenn man noch bedenkt, daß Flugzeuge ungefährdet ziemlich niedrig fliegen können, während Luftschiffe nur in größeren Höhen ungefährdet sind.

Anders verhält es sich, wenn man Luftschiffe und Flugzeuge als Zerstörungswaffen ansieht. Nach den bisherigen Erfahrungen sind die Luftschiffe hier anscheinend bedeutend überlegen. Das Abwerfen von Bomben gefährdet ein Flugzeug, weil es das Gleichgewicht stört, was beim Luftschiff nur in verschwindend geringem Maß der Fall ist; ferner kann das Luftschiff seine Fahrt verlangsamen oder stillstehen, so daß es viel besser zielen kann. Bei Flugzeugen wie bei Luftschiffen hat man Versuche mit Abwurfvorrichtungen angestellt, die die Ablenkung des Wurfgeschosses durch die Eigengeschwindigkeit des Fahrzeugs selbsttätig aufheben, und man hat ganz brauchbare Erfahrungen gesammelt. Es kommen überhaupt nur große Ziele in Frage, etwa Luftschiffhallen, Brücken, größere Truppenverbände usw. Der Flieger im Flugzeug kann Handbomben von höchstens 5 kg werfen, und diese richten nach den Erfahrungen des Tripoliskrieges wenig Schaden an. Die Luftschiffe dagegen können viel größere Sprengladungen in ihren Geschossen unterbringen und daher viel größeren Schaden anrichten.

Bei der Frage Luftschiff oder Flugzeug? spricht die Sicherheit auch ein gewichtiges Wort mit. Wegen ihrer Kleinheit sind die Flugzeuge von vornherein durch Geschosse weniger gefährdet, allein dieser scheinbare Vorteil wird dadurch aufgehoben, daß Luftschiffe bequem in solchen Höhen fahren können, wo sie vollkommen sicher sind. In 1500 m Höhe ist ein Luftschiff nach den bisherigen Erfahrungen vor Beschädigung von der Erdoberfläche aus fast vollkommen sicher. Gewöhnliche Feldgeschütze können ihnen da gar nichts anhaben, und Geschütze, die eigens zu ihrer Abwehr gebaut sind, haben auch keine besonders großen Aussichten. Wenn ihre Geschosse selbst das fliegende Ziel erreichen könnten, ist das Treffen doch außerordentlich schwer, weil das Ziel eine große Geschwindigkeit hat. Doch wäre es voreilig, gerade über diese Frage ein Urteil abzugeben, denn weder im Tripoliskrieg noch auf dem Balkan sind Luftschiffe verwendet worden, so daß keine tatsächlichen Kriegserfahrungen über das Beschließen von ihnen vorliegen.



Die Bestie im Belgier

Nie ist es nur möglich, fragt Dr. Johannes Schürmann im „Tag“, daß die lieben Belgier, denen wir als gut zahlende Gäste stets willkommen waren, die uns Deutschen den stolzen Aufschwung Antwerpens und letzten Endes auch den Besitz des Kongo verdanken, plötzlich an uns zu Mordbrennern und Amokläufern, ja zu ausgewachsenen Bestien werden? Zur Erklärung verweist man auf die französische Hezarbeit, die seit Jahrzehnten planmäßig und zäh daran gearbeitet hat, alles, was deutsch ist, in Belgien zu verleumden und verächtlich zu machen, und der mit Ausnahme von ein paar flämischen Blättern — die wadere „Maamsche Gazet“ verdient da besondere Anerkennung — fast die gesamte belgische Presse zur Verfügung stand. Das ist vollständig zutreffend, aber es genügt nicht, um die blutigen Orgien zu erklären, die der Pöbel in den ersten Augusttagen in Brabant, Flandern und der Provinz Lüttich gefeiert hat. Wer lange in Belgien gelebt hat und nicht nur mit den oberen Schichten oder den von der Fremdenindustrie lebenden Gasthofbesitzern und ihrem Personal in Berührung gekommen ist, dem sind bei den übereinstimmenden Schilderungen, die jetzt von Augenzeugen über jene Greuel veröffentlicht werden, wohl merkwürdige Erinnerungen aufgetaucht, und er fragt sich, ob es sich da wirklich nur um einen Paroxysmus des Deutschenhasses handelte, oder ob nicht vielmehr infolge der furchtbaren Spannung dieser Tage brutale Instinkte aufgewühlt wurden, die unheimlich in der Tiefe der Volksseele ruhten, ohne sich gegen eine bestimmte Seite zu kehren, die stets vorhanden sind und nur auf die Gelegenheit warten, sich auszutoben.

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang an die mittelalterliche Geschichte der niederländischen Städte zu denken, die ja eine Folge von blutigen Empörungen und nicht minder blutigen Niederwerfungen war, und in der neben dem glorreichen Helmentum einzelner — der Artevelde und Anneessens, der Egmont und Hoorn — die Grausamkeit, Blutgier und Zerstörungswut der Massen eine schreckliche Rolle spielt. Aber man braucht gar nicht so weit zurückzugreifen. Auch die jüngere Vergangenheit bietet Beispiele von plötzlichen Explosionen dieser Volksinstinkte, denen jede logische Begründung zu fehlen scheint.

Ich gebe nach dem in diesem Fall sicher unverdächtigen Brüsseler „Soir“ den Bericht über eine Szene wieder, die sich am 15. Oktober 1883 im Justizpalast zu Brüssel abspielte.

Der prachtvolle Bau, der bekanntlich eine Fläche von 26000 qm bedeckt — zweieinhalbmal mehr als die Peterskirche in Rom —, wurde feierlich eingeweiht. Man sollte sagen, es sei ein Freudenfest gewesen. Aber während droben im Saal König Leopold II. seine Rede hielt, in der er namentlich betonte, wie sehr ihm das Wohl der Arbeiter am Herzen liege, hatte sich draußen auf dem Poelaertplatz eine vieltausendköpfige Menge angesammelt. Obgleich diese Gesellschaft sich wenige Wochen vorher beim Nationalfest dadurch hervorgetan hatte, daß sie die herrlichen Illuminationskörper im Bois de la Cambre zerflog und ein Denkmal in der Stadt durch Steinwürfe zertrümmerte, war doch auch diesmal nur ein mangelhafter Ordnungsdienst eingerichtet.

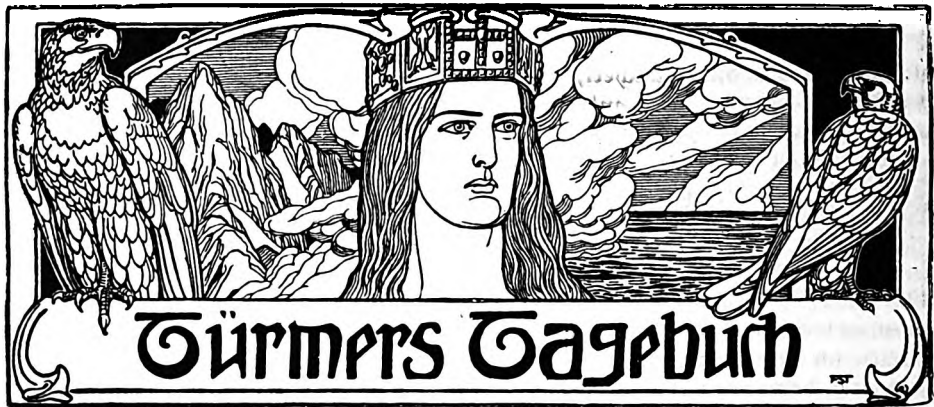
Raum hatte der König den Justizpalast verlassen, als der Pöbel das Gitter im Sturm nahm. Mit Fußtritten und Rippenstößen drängte alles nach vorwärts, Frauen, Greise und Kinder wurden erdrückt und niedergedrampelt, und Tausende ergossen sich in die große Halle, die „Salle des Pas-Perdus“ und in die Sitzungssäle. Die Polizisten schlugen mit der blanken Waffe, Grenadiere mit den Kolben drein, ohne etwas ausrichten zu können. Und nun begann ein zweck- und sinnloses Zerstörungswerk ohnegleichen. Im Sitzungssaale des Schwurgerichts schlugen die freien Bürger von Brüssel die Sessel der Richter und Geschworenen mit ihren Messern auf und zerlegten den prachtvollen Teppich und die Wandbekleidungen. Brennende Streichhölzer wurden umhergeworfen, die Pulke umgestürzt, die Vorhänge heruntergerissen,

die Spiegel zertrümmert und die Möbel in Stücke geschlagen — alles ohne irgendeinen anderen Anlaß als die Raublust und Zerstörungswut der Rasendgewordenen. Viele verrichteten in den Ecken der Säle ihre Notdurft, trampelten mit Behagen im Unrat herum und wischten die schmutzigen Stiefel an den Teppichen und kostbaren Draperien ab. Auf dem Präsidentenstuhl eines Gerichtssaals saß ein Lämmel, die brennende Pfeife zwischen den Zähnen, die Füße auf dem Pult, während ringsumher seine Genossen in Holzschuhen auf den Sesseln tanzten, um die Elastizität der Polster zu erproben. Die Bildhauerarbeiten wurden mit den Stiefelabsätzen zerstoßen, die Gemälde heruntergerissen. Und dieser Herrensabbat dauerte drei Stunden, von 5 bis 6 Uhr; da erst gelang es der Gendarmerie, die Übeltäter zu vertreiben. Der stolze Justizpalast, an dem man siebzehn Jahre lang nichts gespart hatte, um ihn zum prachtvollsten Profangebäude der Gegenwart zu machen, war von seinen ersten Gästen in namenloser Verblendung geschändet, beschmutzt und demoliert worden.

So berichten die Augenzeugen. Nimmt man hinzu, daß diese rasende Volksmenge nicht etwa von der Einweihung ausgeschlossen werden sollte, sondern ausdrücklich im Namen des Königs eingeladen war, so steht man vor einem Rätsel, dessen Lösung man vielleicht nahekommt, wenn man einen besonderen „Furor belgius“ annimmt, der allerdings wenig Ähnlichkeit mit dem „Furor touthonius“ hat, mit jenem heiligen Born, der jetzt unser Volk ergriffen hat. —

Lehrreich und zeitgemäß ist auch, was der Oberst a. D. von Winterberger, während des Feldzuges 1870/71 Kompagniechef im 5. Thüringischen Infanterieregiment Großherzog von Sachsen Nr. 94, in seinen Erinnerungen „Ernstes und Heiteres aus dem Jahre 1870“ über seinen Transport durch Belgien als Verwundeter niedergeschrieben hat: Sobald wir in das neutrale Belgien kamen, wurden wir niederträchtig von der Bevölkerung behandelt. Bei der Bitte um Wasser spuckten die Weiber uns an mit den Worten: „Vous avez soif, buvez donc du sang, rien pour les Prussiens.“ Als wir abends in Bouillon ankamen, bot der Kommandant uns, den Schwerverwundeten, Quartiere an in einer Kaserne vier Treppen hoch unter dem Dach. Wir blieben zum großen Teil in dem Ambulanzwagen. Trunkene Franzosen belästigten uns, ohne daß die belgischen Offiziere auf unser Ersuchen uns in Schutz nahmen. Major von Nacker versuchte bei der Behörde, uns Speise und Trant zu verschaffen. Sie hatten nichts für uns. Er bat in der Stadt darum. „Rien pour les Prussiens“, war die Antwort. Er öffnete einen Speisesaal, bat um einige Brote von 50 aufgelegten Bededen. Er erhielt die Antwort: „Ces couverts sont pour les officiers français, qui sont nos bons amis.“ In Köln angetommen, ließ ich mir sofort einen Auditeur holen. Leutnant Schubert und ich gaben zu Protokoll, wie wir in Belgien behandelt worden waren, und sandten es drahtlich, den schwerfälligen Dienstweg außer acht lassend, unmittelbar an den Grafen Bismarck. Schon am 6. abends erschien der Johanniter Freiherr von Stein-Liebenstein in Bouillon als preußischer Kommissar und brachte den franzosenfreundlichen Herren Wallonen die Fldtentöne bei. — Nach dem Frieden erzählte Herr von Stein dem Hauptmann Winterberger, daß Bismarck dem König der Belgier mitgeteilt habe: „Noch einmal solche Vorkommnisse, und Belgien hört auf, ein Königreich zu sein.“





Der Krieg

Nach dem friedseligsten, an seinem eigenen Rechte zweifelsüchtigsten Deutschen ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, ist der letzte Schleier zerrissen —: wir sollten erwürgt und totgeschlagen werden. Es war ganz gleich, was wir tun oder lassen mochten. Wir konnten tun oder lassen, was wir nur wollten —: unser Schicksal, soweit die andern darüber zu bestimmen hatten, war besiegelt. Längst besiegelt. Nur eine Galgenfrist war uns noch gegeben. Wären wir vor Rußland und England zu Kreuze getrocknet, so hätten die Verschworenen zwar diesmal noch nicht die Schlinge zugezogen, aber doch nur so weit locker gelassen, daß sie es bei der nächsten Gelegenheit nur mit größerer Zuversicht und Sicherheit tun konnten. Auch dafür waren bereits die Termine anberaumt: 1915, spätestens aber 1916 sollte es geschehen. Dann — *Finis Germaniae!*

Wir sind der edlen Gilde weiter entgegengekommen, als wir eigentlich durften. Der Kaiser erhört das „inständige“ Flehen des Zaren und bemüht sich, seinen einzigen zuverlässigen Freund und Bundesbruder, Österreich-Ungarn, zu Verhandlungen mit der Macht zu bestimmen, die ein Recht, sich in die ganze Sache einzumengen, nur aus ihrer großenwahnsinnigen Annahmung herleiten durfte. Er läßt durch seinen Botschafter in Wien wörtlich erklären: „Wir können nicht erwarten, daß Österreich-Ungarn mit Serbien verhandelt, aber die Weigerung, in einen Meinungs-austausch mit Petersburg einzutreten, wäre ein schwerer Fehler. Wir sind bereit, unsere Pflicht zu erfüllen, müssen uns aber als Verbündete weigern, uns dadurch, daß Österreich-Ungarn unseren Rat nicht beachtet, in einen Weltbrand ziehen zu lassen. Seine Erzellenz werden dies dem Grafen Berchtold mit allem Nachdruck und großem Ernst ausdrücken.“ Der Österreicher gibt in der Tat beruhigende Erklärungen ab, aber der Zar mobilisiert, und zwar nicht nur gegen Österreich, sondern auch gegen Deutschland, das selbe Deutschland, dessen kaiserliches Haupt, seinen Freund und Vetter, er in dem selben Atemzuge „inständig“ um die Vermittlung des Friedens ansieht.

Der Reichstanzler geht so weit, daß er Herrn Edward Grey für die bloße

Neutralität Englands zusichert, daß Deutschland im Falle des Sieges Frankreichs europäisches Gebiet nicht antasten werde. Er stellt ihm für später den Abschluß eines allgemeinen Neutralitätsabkommens mit Deutschland in Aussicht. Herr Edward Grey beschränkt sich nicht auf eine glatte Ablehnung, er erklärt, ein Eingehen auf das deutsche Anerbieten würde eine Schande für England sein! Das Anerbieten kam ihm also nur unbequem, so unbequem, daß er es für geboten hielt, sich hinter starken Ausdrücken gegen jede Möglichkeit einer friedlichen Verständigung zu verschanzen. Es war eben beschlossene Sache, und insofern können wir es unserem Kaiser und unserer Regierung nur danken, daß sie dies auch vor aller Welt und vor dem Richterstuhl der Geschichte sonnenklar in alle Ewigkeit festgestellt haben, indem sie durch ein bis zur äußersten Grenze, bis auf die Spitze getriebenes Entgegenkommen die Gegner zwangen, sich selbst die Maske vom Gesicht zu reißen, ihren verbrecherischen Anschlag in seiner ganzen nackten Brutalität zu offenbaren.

Alle die Gaukeleien Herrn Edward Greys waren ja, wie die „Frankf. Ztg.“ sehr richtig ausführt, nur darauf berechnet, zu verhüllen, was dennoch deutlich genug geworden ist: daß Englands Haltung seit Jahren festgelegt war. „Alles, was Sir Edward über die Entschließungsfreiheit der englischen Regierung dem Parlament mitgeteilt hat, und was auch damals schon von den wirklichen Friedensfreunden bezweifelt worden ist, steht etwa auf derselben Höhe der Wahrhaftigkeit, wie die Erklärungen des Ministers über die Uneigennützigkeit, Friedensliebe und Pflichttreue seiner Politik. Ganz allein die Frage der Macht ist es, die das Foreign Office zum Kriege gegen Deutschland treibt, und die verlegte belgische Neutralität, die Deutschlands Regierung fast in bußfertiger Bereitwilligkeit als solche bekennt, ist nur der Vorwand dafür, daß England den Moment zur Zurückdrängung des deutschen Rivalen nicht verpassen will.

Dabei ist besonders britisch die Rechnung, die Herr Grey vor dem Parlament aufgestellt hat. Er rechnet damit, daß Deutschland zu Lande siegt. Das bedeutet, daß es Frankreich und Rußland niederwirft. Somit wird Englands gefährlichster Gegner am Bosphorus, in Vorder- und Mittelasien, unschädlich gemacht. Darüber mag die englische Politik erleichtert aufatmen, und nun kann sie sich der Aufgabe widmen, Deutschlands aufstrebende Seemacht zu zer schlagen. Es wird also, so rechnet wohl Grey, seine beiden gefährlichsten Widersacher, von denen einer sein Verbündeter, der andere sein Gegner ist, durch denselben Krieg los. Diese Gelegenheit ist schon das Opfer eines Weltkrieges in den Augen eines englischen Ministers wert. Die Rechnung ist zu fein, als daß sie stimmen könnte, und es gibt genug Leute in Deutschland, die selbst vor seinen Worten von der Überlegenheit der englischen Flotte keinen großen Respekt haben. Jedensfalls flößt uns die Teilnahme Englands am Kriege als unser Feind wohl Abscheu vor seiner träumerhaften Verschlagenheit, aber keinen Schrecken ein. Deutschland ist durch die Umstände gezwungen worden, um einen hohen Einsatz zu spielen. Englands Spiel ist noch höher; denn es riskiert, beim Mißlingen seines Planes, als ein kleiner Inselstaat ohne Kolonien aus dem Kriege herauszukommen, der möglicherweise nicht einmal seine älteste Kolonie, Irland, wird halten können . . .

Die Art, wie dieser Krieg begonnen worden ist, paßt durchaus zu der Art des Staatswesens, in dessen brutalem Machtstreben und zynischer Intrigenpolitik die Ursache der Unruhe Europas und des frevelhaft begonnenen Krieges liegt. Rußland, das mit immer brutalerer Rücksichtslosigkeit von Osten her Europas Freiheit bedroht, ist seit der Herrschaft der Sataren im Grunde stets ein Asienstaat gewesen. Auch die Namen Peter und Katharina bedeuten nur äußerlich eine Verbindung mit Westeuropa. Dieses Staatswesen, das nichts ist als eine durch blutige Tyrannei zusammengehaltene Masse widerstrebender Völker, zeigt nur sein wahres Wesen, wenn es meuchlerisch über den herfällt, dessen Hilfe der Zar im Namen der Freundschaft noch soeben angerufen hatte, und es mag auch diesem Herrscher das Herz beben, wenn er einen Krieg entfesselt, der Ströme Blutes kosten wird. Wer Tausende seiner Untertanen durch die Feldgerichte hat ums Leben bringen lassen, dem mag es ein Kleines sein, seinen Namen unter neue Blutbefehle zu setzen, auch wenn die Hand, die sie unterzeichnet, dieselbe ist, welche die Einberufung der Haager Friedenskonferenz unterzeichnet hat. Und wer kann auch erstaunen, wenn Großwürdenträger, Höflinge und Mitglieder der kaiserlichen Familie, deren finanzielles Interesse an Mobilmachungen und Kriegen in Rußland jedermann kennt, den Zaren und den Krieg benutzen, um einen neuen Raubzug gegen Staatsklassen unbemerkt ausführen zu können. Daß aber die französische Republik, die ein Hort der Freiheit zu sein vorgibt, würdelos und ehrlos sich diesem Despoten und seinen Schergen verkauft hat, daß ein Heer gewissenloser Goldschreiber und charakterloser Politiker im Dienste des rollenden Rubels jahrein, jahraus ein ursprünglich edles Volk betrügen, vergiften und gegen den friedlichen Nachbar mit tödlichem Haß erfüllen durfte, das ist das eigentlich Schmerzhafte, das Erschütternde an diesem schweren Krieg, den Deutschland nicht gesucht, sondern bis zum letzten Augenblick, ja vielleicht sogar zu lange, zu verhüten gesucht hat.

Das Weißbuch, das die deutsche Regierung über die Vorgeschichte des Krieges veröffentlicht hat, bedeutet die moralische Vernichtung der Politik des Zaren und seiner Minister. Man merkt es dieser Veröffentlichung an, daß der ehrliche Zorn und die schwere Enttäuschung über die perfide und ehelose Politik Rußlands die Veröffentlichung dieser Dokumente veranlaßt haben. Dieser Zar, dieser Kriegsminister, dieser Minister des Auswärtigen, dieser Generalstabschef, die alle in der infamsten Weise lügen, mit vollem Bewußtsein falsche Ehrenwörter geben, sie sind in den Augen derjenigen Europäer, deren Begriffe von Wahrhaftigkeit und Ehre nicht nach den Maßstäben des Zarenhofes und des russischen Rabinetts gebildet sind, moralisch hingerichtet.

So übel die Wirkungen dieser meuchelmörderischen Politik auch sind, das Gute hat sie dennoch gehabt, daß nun auch in Deutschland die Kreise, die seit einem Jahrhundert von der russischen ‚Erbfreundschaft‘ redeten, einmal an einem in die Augen fallenden Beispiel die Methoden erkannt haben, mit denen der Selbstherrscher aller Reußen und seine blutbefleckten Ratgeber das russische Reich regieren. Wie könnte auch eine Regierung, die eine ‚Ochran‘ ihr fürchterliches Handwerk treiben läßt, die Tausende gerade der wertvollsten Bürger des Staates umbringen,

zu Tode mißhandeln und in den Gefängnissen oder den sibirischen Bergwerken verdorren läßt, weil sie sich gegen den zarischen Despotismus auflehnen und ihrem Vaterlande freierliche Staatsformen geben möchten, die Nachbarn Rußlands anders als die eigenen Bürger behandeln! Lüge, Verrat, ein Heer von Spionen und Lockspitzeln, Anstiftung zu Verbrechen, das sind die Waffen, mit denen die Autokratie des Hauses Romanow aufrechterhalten wird.

Man muß schon bis auf die Zeiten Bismarcks zurückgehen, um auf eine Veröffentlichung eines Auswärtigen Amtes zu stoßen, die mit so undiplomatischer, erschreckender Offenheit und Rücksichtslosigkeit den Vorhang wegzieht, um die russische Politik, Herrscher, Minister und Militärs, in der erbärmlichen Nacktheit ihrer Asiatenmoral zu zeigen. Diese rücksichtslose Indiskretion wäre zu anderen Zeiten unmöglich gewesen. Die Veröffentlichung des vollen Wortlautes der Telegramme des Kaisers und des Zaren ist ein Akt der Notwehr gegen die russische Heimtücke, sie ist ein dröhnender Keulenschlag, der den hinterlistigen Angreifer niederstreckt. Wie aus dem letzten, sehr dringlichen Telegramm des Kaisers an den Zaren hervorgeht, hätte der Kaiser auch in dieser Krise gern noch die ihm von seinem Großvater auf dem Totenbette vererbte Freundschaft mit Rußland aufrechterhalten, und mit einer deutlich erkennbaren Bitterkeit erinnert er den Zaren an die Rückenbedeckung, die Deutschland dem russischen Nachbar während des Japanerrieges gewährt hat. Den Dank für diese Gutmütigkeit haben wir im letzten Winter hören müssen, als man uns in der Budgetkommission der Duma unter Zustimmung des Herrn Sazonow vorwarf, wir hätten den Japanerrieg angezettelt, um von Rußland einen guten Handelsvertrag zu erpressen . . .

Der schändliche Verrat, den die Minister des Zaren begangen haben, der unmittelbar die schwelende Glut zur hellen Flamme entfachte, ist unerhört nur außerhalb Rußlands. Lug und Trug sind dort von jeher Mittel der Regierung, Mittel vor allem im Kampf um den Einfluß am Hof eines verantwortungslosen Schattenkaisers. Den Zaren haben seine Minister belogen, als sie ihn vor zehn Jahren in einen Krieg hineintrieben, den er nicht wollte; die Lüge der Höflinge hat ihn diesmal unlösbar in ihr schändliches Netz verstrickt.

Die Namen der Schuldigen wird die Geschichte feststellen. Der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch, der sich in fanatischem Hass gegen alles deutsche Wesen gewandt hat, ist der echte Erbe der räuberischen und zerstörerischen Triebe sarmatischer Reiterführer. Die Denkweise des Kriegsministers Suhomlinow kennen wir zur Genüge. Andere, die nicht minder schuldig sind, bleiben noch im Dunkel. Es war ihnen gelungen, auf den Straßen von Petersburg und Moskau eine Menge, die von Tag zu Tag bis in die Zehntausende wuchs, in ihren eigenen Saumel hineinzubeßen. Die alten Instinkte der Slawen gegen den Deutschen, dessen Überlegenheit sie mit Neid und Haß spürten, wurden in der rücksichtslosesten Weise angestachelt. Das Echo des Lärmes, den diese Massen die ganzen Nächte hindurch toben ließen, mag hinter den verschlossenen Mauern des Zarenpalastes unheimlich verstärkt erklingen sein. Die Stille des großen russischen Kirchhofs aber blieb von diesem Lärm unberührt. Die weiten Massen des Volkes sind stumm geblieben, teilnahmslos. Sie werden sich gewiß in den ersten Wochen des Kampfes hin-

morden lassen, ohne nach dem Warum zu fragen. „Der russische Soldat hat noch nie gewußt, wofür er sich schlug. Und dennoch hat er sich immer gut geschlagen. Aber hinter ihm werden andere Stimmen laut werden, die der Lärm der letzten Woche nicht übertönen konnte. Im Verlaufe der Unruhen sind in Petersburg in den letzten Tagen über 200 Menschen gefallen. Das Volk hat auf die Kosaken, die mit Lederpeitschen den schwindenden Gehorsam erzwangen, geschossen. Einige Duzend dieser Reiter sind gefallen. Der Zar wußte das nicht. Er weiß auch nicht, mit welcher bangender Angst die große Mehrheit der bewußt denkenden Russen den Kampf erwartet, in dem ein Sieg nicht einem Volke zugute käme, sondern einem blutigen System. Er weiß nicht, daß die besten Leute Rußlands von innerem Zwiespalt zerrissen sind, daß sie selber den Zusammenbruch dieses Systems herbeiführen. Aber er hörte die Mahnung eines Staatsmannes, des einzigen, dem wirklich das Wohl Rußlands und der Russen am Herzen lag, des Landwirtschaftsministers Kriwoschein. Und er überhörte sie.“

Das russische Volk hat mehr durch Zufälle als durch eigene Kraft einen Weltteil zu einem Staatsgebilde zusammengeschlagen. Es hat ihn nicht für sich erobert, denn elender und ärmer, als dieser Stamm, den seine Regierung ein ‚Herrscher-volk‘ nennt, lebt keiner auf der Welt. Eine ganze Reihe tüchtiger, zur Mitarbeit an der Kultur berufener Völker sind dieser Regierung unterworfen worden, sind ihren ausbeuterischen und erpresserischen Beamten ausgeliefert. Jedes eigene Leben dieser anderen Stämme hat man unterdrückt, ohne daraus dem eigenen russischen Volke einen Gewinn zu schaffen. Ein Krieg gegen Rußland ist daher ein Befreiungskrieg für all diese Opfer, er ist ein Kampf um die Kultur Europas, um die künftige Kultur einer ganzen Welt. Ein Kampf auch um die Freiheit der Russen selber, die sich unerträgliche Lasten aufbürden ließen. Ein Kampf um ihre Eingliederung in die Reihe arbeitender Nationen, um die Aufrüttelung aus den Banden einer Sklaverei, die jede Verantwortlichkeit des einzelnen aufhob, jedes Gefühl dafür erstickte. Nur diese Sklaverei ermöglichte den Saumel der Leiden-schaften. Nur diese Unverantwortlichkeit konnte ihn bis in jene Kreise hinauftragen, deren Entschlüsse der ganzen Welt verhängnisvoll werden. Das System, aus dem diese Zustände erwuchsen, und die Menschen, die es tragen, gilt es zu beseitigen, zu zerschlagen . . .“

Hat doch keiner unserer Feinde ein Oberhaupt, das die Last der Verantwortung für diesen Krieg selbst trägt! „Der Zar“, äußert sich Prof. Schieman in der „Kreuztg.“, „ist allezeit der Spielball derjenigen gewesen, die ihm ihren Willen einzugeben verstanden, und vielleicht ist nichts für die Beurteilung russischer Verhältnisse charakteristischer, als der in Petersburg weit verbreitete Glaube, daß, wenn der schmutzige Wundermann Rasputin am Platze gewesen wäre, Kaiser Nikolaus jene Mobilmachung nicht angeordnet hätte, die wir mit unsrer Kriegserklärung beantworten mußten. Solche Zauberer und Wundermänner aber haben von Anbeginn an den Geist des Zaren beherrscht. Erst war es jener Philipps, dessen spiritistisches Gaukelwerk als Orakel galt, danach der ‚Vater‘ Ivan von Kronstadt, nach ihm der jetzt in Ungnade gefallene Iljodor und zuletzt der jetzt an seinen Wunden daniederliegende Rasputin, der 1913, wie mit voller Autorität

behauptet wird, den Ausbruch eines Krieges gegen Deutschland und Österreich durch sein Veto verhindert haben soll. Wir verkennen nicht, daß die Richtung der russischen Politik seit 1894, dem Todesjahr Alexanders III., unter einer Tradition steht. Nikolaus II. wollte die Wege des Vaters gehen, der unter dem Einfluß seiner Lehrer Rattow und Pobedonoszew sich den slavophilen Idealen angeschlossen hatte, die Russifizierung seiner Untertanen anderer Nationalität sich zur Aufgabe stellte, die beschworenen Sonderrechte seiner deutschen und finnländischen Untertanen durchbrach, die Kleinrussen und Polen bedrängte, den Weg zum Kriege mit Japan vorbereitete und endlich durch die Allianz mit Frankreich und durch die Aufstellung seiner Armeen an den Grenzen Deutschlands gleichsam im Entwurf sein politisches Zukunftsideal zeigt. Als Bismarck 1888 in Anlaß jener Konzentration russischer Truppen an unsern Grenzen gefragt wurde: Aber was machen wir, wenn die Russen uns angreifen? soll er geantwortet haben: Nun, dann nehmen wir ihnen Petersburg. Die Lust zum Angriff schwand bekanntlich nach der Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages, und Nikolaus II. wandte sich nach dem Tode des Vaters der Durchführung von dessen innerpolitischem Programm und ostasiatischen Plänen zu. Die Machtstellung Finnlands wurde nun tatsächlich vernichtet, die Russifizierung der Ostseeprovinzen vollendet, soweit das überhaupt möglich war, und, um nach Ostasien ungehindert vorrücken zu können, zeitweilig die Agitation unter den Balkanlawen zum Stehen gebracht. Die Früchte dieser Politik waren die Niederlagen durch Japan, die russische Revolution, die Meuterei der russischen Flotte, soweit eine solche noch im Schwarzen Meere vorhanden war, und die politische Schwendung, die zur Berufung einer Volksvertretung, der Duma, führte. Die beiden ersten Dumen mußten aufgelöst werden, die dritte arbeitete leidlich, die vierte, die heute tagt, liegt in bitterem Hader mit der Regierung, und die Mißwirtschaft im Innern, die Willkür der Gouverneure und andern Machthaber ist schlimmer als je. Nach außen hin aber machte der Zar unter Aufrechterhaltung äußerlich freundschaftlicher Beziehungen zu Kaiser Wilhelm, dem er eine Zeitlang für Deutschlands Verhalten während des japanischen Krieges und der Revolution aufrichtig dankbar zu sein schien, sich zu der mit ihm verbündeten Revanchelust Frankreichs die Mißgunst der deutschfeindlichen Partei in England zum Genossen. Bei der Revaler Zusammenkunft vom 8. Juli 1908 ist das Fundament zu einer zwischen Sir Charles Hardinge, dem Unterstaatssekretär im Foreign Office und steten Begleiter König Eduards VII. auf seinen politischen Reisen, und Herrn Iswolski vereinbarten Kooperation gegen Deutschland für den Kriegsfall gelegt worden, an der dann die leitenden Staatsmänner beider Mächte durch die Folgezeit bis auf den heutigen Tag festgehalten haben, und deren Ergebnisse wir kennen. Erst damals hat man sich in Rußland davon überzeugt, daß das von Sir Edward Grey am 30. August 1907 abgeschlossene Abkommen über Persien von dem englischen Staatssekretär weit mehr im Hinblick auf europäische als auf asiatische Möglichkeiten abgeschlossen worden ist. Es ist charakteristisch, daß von dem Tage von Reval die steigende Geopolitik der 'Nowoje Wremja' datiert, deren politischer Leiter, Herr Pilenko, mehr als sonst jemand getan hat, um in allen Kreisen des nicht analphabeten Rußland

den Haß gegen Deutschland und die Deutschen und die Notwendigkeit eines Krieges gegen Deutschland zu predigen. Von Seiten der russischen Regierung, welche die Macht dazu vollauf in Händen hatte, ist nichts geschehen, um dieses Vergiften der öffentlichen Meinung Rußlands zu verhindern, sie hat es sogar, wenn es ihr paßte, gefördert und diesem schändlichen Blatt das diplomatische Material zu seinen Angriffen geliefert. Herr Menschitow in Petersburg, Herr Waliznoski von Paris aus und Herr Wesselißki (Argus) aus London waren das Trifolium, das Herrn Pilenko zur Hand ging, um seine Verleumderepolitik zu stützen, von weitem aber förderete diese Politik Herr Iswolsti, der inzwischen Botschafter in Paris geworden war.

Wir sind damit in das Zentrum der französischen Politik gelangt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Organisation des ‚großen Ministeriums‘ Poincaré erfolgte, um den lange aufgeschobenen Revanchege danken mit Hilfe Rußlands und Englands zu verwirklichen. Was es von Rußland verlangte, war, daß die im Mai 1910 aus Polen weiter nach Osten dislozierten russischen Truppen wieder näher an die deutsche Grenze rücken sollten. Man hatte russischerseits die Maßregel damit motiviert, daß man den Polen die reichen Einnahmen nicht lassen wollte, die sie von den dort garnisonierenden Truppen gewannen, entschloß sich aber, den Wünschen der Franzosen nachzugeben, wenn diese — und das war *conditio sine qua non* — bereit seien, zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Auf dieser Basis fand die Verständigung statt, und danach ward Herr Poincaré mit russischer Hilfe zum Präsidenten der Republik gewählt. Wir erinnern uns, wie große Hoffnungen auf ihn gesetzt wurden, und daß es ihm zwar gelang, schließlich der Rußland gegenüber eingegangenen Verpflichtung nachzukommen, daß er aber niemals in Frankreich mehr bedeutet hat als seine nichtigen Vorgänger. Der Versuch, ihm größere Befugnisse zuzuweisen, scheiterte kläglich. Seine Ministerien waren Eintagsfliegen, seine Reformpläne blieben Papier, er war ein Präsident, der sich selbst an den schönen Phrasen berauschte, die er für jedes Departement und jede Stadt, die er berührte, einstudierte; für Heer und Flotte bedeutete er nichts, und die Politik Frankreichs unter ihm war weder seine Politik noch die seiner Minister des Auswärtigen, sondern des Herrn Iswolsti und des ‚Lemps‘ einerseits, und die durch Herrn Jules Cambon vermittelte Politik Sir Edward Greys anderseits. Diese Politik aber hat zur englisch-französischen Militär- und Marinekonvention geführt, die ein Gegenstück zu den im Detail noch geheim gebliebenen Verpflichtungen ist, die Sir Edward Grey Rußland gegenüber eingegangen ist. Wir sind überzeugt, daß das französische Volk diese Politik, die den jetzt ausgebrochenen Krieg systematisch vorbereitete und ihn dadurch zu einem unabwendbaren Fatum machte, nicht gewünscht hat. Aber die Folgen hat es zu tragen. Herrn Poincarés und seine Hintermänner trifft die Verantwortung und wird, wenn nicht alles trägt, die Nemesis treffen.

Was aber England angeht, so sind wir der Überzeugung, daß König Georg — denn was ist ein König in England mehr als ein Figurant — und die ungeheure Mehrheit des englischen Volkes keine direkte Schuld an dem Weltkriege trifft, in dem wir stehen. Es sind gerade während der letzten drei Jahre von deutscher wie von englischer Seite große Anstrengungen und viel aufrichtiges Streben darauf

gerichtet worden, eine eheliche Freundschaft an die Stelle des lange genährten Mißtrauens zu setzen, das England von uns trennte. Als Beleg dafür, daß der beste Teil der öffentlichen Meinung Englands einen Krieg mit uns aus dem Wege zu gehen wünschte, mag ein vom 1. August datierter Leitartikel des ‚Manchester Guardian‘ dienen. Er führt die Überschrift: Englands Pflicht.

Diese Pflicht verlange Neutralität Englands, da weder das Interesse Englands hier mitspiele, noch Belgien gegenüber eine Verpflichtung bestehe, noch endlich die Ehre Englands ein Eingreifen verlange. Fast in gleichem Sinne schreibt der ‚Economist‘. Aber nicht sie haben gesiegt, sondern Sir Edward Grey und Churchill, die diesen Krieg mit einer Treulosigkeit und Hinterhältigkeit dem englischen Parlament und uns gegenüber vorbereitet haben, die fast ohne Beispiel wäre, wenn nicht Herr Iswolski als Konkurrent ihnen zur Seite stände. Sir Edward Grey hat dem Parlament nicht nur bewußt die Tragweite der Verpflichtungen vorenthalten, in die er England verstrickt hat, sondern noch im Dezember 1911 und zuletzt noch in diesem Jahr vor dem Parlament erklärt, daß zwischen Frankreich und England keine anderen Verpflichtungen beständen, als die, welche bereits veröffentlicht waren. Er hatte dabei die echt jesuitische (echt englische! D. L.) *reservatio mentalis*, daß er ja die Vereinbarungen, die zwischen den beiderseitigen Generalstäben der Marine abgeschlossen waren, nötigenfalls nicht anzuerkennen brauche. Von seinem Abkommen mit Rußland hat er überhaupt nicht gesprochen. Er hat ein Talent zum Schweigen, wo es Pflicht war zu reden, wenn der englische Parlamentarismus mehr bedeuten soll als ein trügerischer Schein, der die Allmacht des Einen, in dessen Händen die Entscheidung ruht, und der der König nicht ist, gehorsam anerkennen muß. Da rufen wir ihm mit Carlyle zu: Clear your mind of cant, Sir! Reinigen Sie Ihre Seele vom Heuchelschein, Herr!

Die heutige Lage drängt uns allerlei Erinnerungen auf. Wir denken vor allem daran, wieviel Kaiser Wilhelm getan hat, um die Engländer von der ehrlichen Absicht Deutschlands zu überzeugen, in guter Freundschaft mit dem stammverwandten Volke zu leben, wie er bei den Bestattungsfeierlichkeiten der Königin Viktoria, die ihn aufrichtig liebte, mit England trauerte, wie er, als im Mai 1910 König Eduard starb, wiederum selbst nach England eilte, und wie er und König Georg die Hände ineinanderschlossen, als solle es ein Bund für alle Zeiten sein! Das Volk von England aber konnte sich nicht genug tun mit seinem: Emperor William, hipp, hipp hurra!

Aber wir haben auch nicht vergessen, daß einst Lord Palmerston das hochmütige Wort sprach, die Deutschen könnten sich den Luxus einer Kriegsflotte sparen, sie könnten den Ader pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen; aber nie hätten sie den Genius gehabt, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur schmale Gewässer zu befahren! Der edle Lord war eben in der Geschichte anderer Länder ebenso unwissend wie fast alle seine englischen Zeitgenossen. Heute segelt Deutschland mit den Wolken, und vor den Luftschlössern, die es geplant hat, haben vor wenigen Jahren die Engländer gezittert.

Wir haben auch nicht vergessen, daß im Februar 1905 der Bivillord der Ad-

miralität Mr. Arthur Lee uns zurief, daß, wenn einmal ein Krieg zwischen England und Deutschland ausbrechen sollte, die britische Flotte ihren ersten Schlag geführt haben werde, bevor wir Zeit finden, in den Zeitungen zu lesen, daß der Krieg erklärt sei. Nun, das heldenmütige Wagnis der ‚Königin Luise‘ führt eine andere Sprache, und das Wort dürfte jetzt zur Wahrheit werden, daß die deutsche Flotte einst der Welt eine ähnliche Überraschung bereiten werde, wie die deutsche Armee im Jahre 1866 tat.

Die Engländer sagen von sich: We plough the deep and reap where others sow, für uns gilt das Wort: Wir ernten, was wir selbst gesät haben. Sir Edward Grey und seinen Trabanten aber wird einst die Grabinschrift zu setzen sein: ‚Hier ruhen die Urheber des Krieges von 1914‘, denn nichts ist sicherer, als daß Rußland und Frankreich es nie gewagt hätten, Deutschland und Österreich-Ungarn herauszufordern, wenn sie der englischen Bundesgenossenschaft nicht sicher gewesen wären.“

Wohl das Erbärmlichste und Schmachvollste, ein Schandfleck in Englands Geschichte, war die kaltchnäuzige Verleugnung der Blutsverwandtschaft von Engländern und Deutschen durch Herrn Edward Grey in Wort und Tat. „Der Gentleman mit der eisernen Stirn“, brandmarken ihn die „Berl. Neuesten Nachrichten“, „will jedes Gemeinsame mit den Vettern auf dem Kontinent in Abrede stellen, seit er zum Brandstifter an der vieltausendjährigen allgermanischen Sippschaft wurde. Es gilt die Betäubung des angelsächsischen Rassengewissens. Und ehe der gallische Hahn dreimal geträht, hat der Mann, der dem Schattenkönig nach Eduard VII. das Wort und die Geschäfte führt, im eigenen Volkstum das Heiligste verleugnet: Wir sind weder Germanen noch Slawen!‘ Also — — — laßt uns aus Habgier den anderen Bruder umbringen, mit halbasiatischer Hilfe den feigsten Verrat üben, den die zivilisierte Welt erlebt hat: ‚Den Kopf ihm ab, so viel für Buckingham!‘ ...

Es lobert aus unvordenklichen Tagen her im Bewußtsein der gesitteten Menschheit die felsenharte Gewißheit, daß nur der auf höchsten Höhen verharren könne, dessen Hände rein blieben. Das britische Herrenvolk hat sein erhabenes ‚Rule, Britannia!‘ gegen das schmähliche ‚Non olet!‘ eingetauscht. Sir Edward hat in der Schicksalsstunde nicht das Hochgefühl des vornehmen Britentums, sondern die niedrigen Instinkte der Baumwollmattler von Liverpool und Manchester, die Krämerseelen und Moneymaker der Londoner City angerufen. Die sittlichen Grundlagen altenglischer Hegemonie sind in diesem Zeitalter zerstört und geschwunden. Noch im 19. Jahrhundert gab es Zeiten, wo die Briten einen unbequemen Gegner zum ritterlichen Zweikampf gefordert hätten, ehe sie den Frieden brachen. Heute haben sie die ‚Konjunktur‘ genützt, haben gewartet, bis es drei auf einen, sechs auf zweie galt! Und selbst für den glorreichen Überfall auf — Togo haben sie den Augenblick vorgezogen, wo sich die kleine deutsche Polizeimacht tief im Innern des Schutzgebietes befand ...

Die Erde bebt, die Welt gerät in Brand durch die furchtbare Verblendung einer ‚Staatskunst‘, deren Gewissenlosigkeit den Sittlichempfindenden die Schamröte ins Antlitz treiben wird bis in die spätesten Geschlechter!

Und doch ist der gigantischen Tragik, welche der Götterdämmerung des großbritischen Imperiums innewohnt, ein grotesker Zug zu eigen. Seit den Zeiten Alexanders hat es keine kriegerische Macht gegeben, die so leichtsinnig und frevelhaft die moralischen und physischen Kräfte des Gegners unterschätzte und mißachtete, wie Großbritannien die sittliche Energie des kaiserlichen Deutschland. ‚Der Geist lebt in uns allen‘, der unsere versprengten Mittelmeerschiffe die tollkühne Attade auf die algerische Küste wagen ließ und der dem verblüfften Europa das heroische Schauspiel an der Themsemündung bereitete. Es ist in diesen Tagen viel phantasiert und prophezeit worden, ohne daß von deutschen Lippen ein einziges Wort der Ruhmredigkeit fiel. Es geht wie ein stilles Gottvertrauen durch unser Land. Und dieses Vertrauen zu unserer gerechten Sache gab jemandem das gute Wort ein: Eine ‚Niederlage‘ der deutschen Flotte ist nach deutscher Kriegslogik ausgeschlossen. Gott kann ihr nur den Sieg geben, in zweierlei Gestalt. Er läßt sie wider alle menschliche Berechnung Herr werden der übermächtigen Geschwader Britanniens, Herr werden der Wässer zwischen Hamburg und London. Oder er weiht sie dem Untergange. Dann aber zieht sie mindestens die gleiche Zahl englischer Schlachtschiffe mit sich auf den Grund der Nordsee! In jedem Falle ist das ‚Rule, Britannia‘ ein Schlagwort von gestern. Der mögliche Rest der großbritischen Armada macht gegenüber den unberührten Flotten Nordamerikas, Italien-Osterreichs, Japans usw. die englische Vorherrschaft auf den Wogen zur Lächerlichkeit, und im gleichen Augenblick schießen in Indien, Ägypten und Kanada die Flammenzeichen zum Himmel.

Das ist's, was die eiserne Stirn Sir Edward Greys vergaß, und was — es komme, wie es wolle — die großbritische Götterdämmerung zum unerbittlichen Ausgange dieses frech heraufbeschworenen Weltbrandes machen wird. Und eben das war es auch, was die kleine, todesmutige Schar unter dem Zeichen der verklärten hohen Preußenkönigin am Ausgang des Themse-Kriegshafens den Minentod säen, was sie mit eiserner Faust an die Tore der englischen Hauptstadt die Herausforderung aus Macbeth hämmern ließ:

‚Sagt, wann ich euch treffen muß:
In Donner, Blitz oder Regenguß.“

Man wollte uns nicht etwa nur „demütigen“, nur „den Großmachtstizel austreiben“ — wir waren schon längst „zum Tode verurteilt“. Fast jeder neue Tag bringt neue Beweise für diese historische Tatsache ans Licht. Wie kaltblütig aber, wie unwiderruflich man entschlossen war, auf ein gegebenes „Signal“ über uns herzufallen und uns zu erdroffeln, darauf werfen die Äußerungen eines unserer Auslands-Attachés ein besonders grelles Licht; Äußerungen, welche in der ersten Junihälfte in einem der „Deutschen Tageszeitung“ vorliegenden Privatbriefe schriftlich niedergelegt wurden. „Der Attaché, der erst kurze Zeit vorher seinen Posten angetreten hatte, empfand als ersten Eindruck vom dortigen diplomatischen Korps die große Zurückhaltung der Diplomaten und besonders der militärischen und maritimen Attachés des Dreiverbandes denen des Dreibundes gegenüber. ‚Andererseits‘, schreibt er, ist das Zusammenarbeiten der Gegenpartei, be-

sonders der Russen und Franzosen, sehr eng. Ich erwähne als Außerlichkeit, daß die letzteren beiden Attachés die Dekorationen des anderen Landes auch hier tragen. Darüber hinaus aber — hierauf möchte ich besonders die Aufmerksamkeit lenken — bin ich betroffen über die Gewißheit, mit der hier alles den Krieg des Dreiverbandes gegen Deutschland in naher Zeit für sicher hält. Ich erwähne nur, daß z. B. der liebenswürdige und anständige englische Militärattaché neulich sagte, wie sehr er bedauere, daß zwei sich im Einzelverehr so sympathische Nationen sich so feindlich als Staaten gegenüberständen; aber er sehe, so, wie die Dinge liefen, keine Möglichkeit mehr zur Vermeidung des Zusammenstoßes. Und der Adjutant des hiesigen Marineministers fragte mich, wer denn im bevorstehenden Kampfe die deutsche Flotte führen werde! Dieses sind nur ein paar herausgegriffene Gesprächswendungen, bemerkbarer aber als das ist dieses ungreifbare, aber doch so scharf empfindbare Etwas, das, für mein Gefühl wenigstens, so wie eine Art ‚Mitleid‘ über ein gefälltes, aber noch nicht ausgesprochenes Todesurteil hier in der Luft liegt. Ich kann mich des Gefühles nicht erwehren, daß auf der anderen Seite schon alles verabredet ist und man nur des Signales zum Angriff harret.

Unbefangener ist wohl nie ein Urteil abgegeben worden als von diesem Offizier, der im Bestreben, den neuen, ihm dienstlich zugewiesenen Kreis kennen zu lernen, auf diese Eindrücke stieß, ohne vorher daran gedacht zu haben. Es handelt sich hier, wohlgemerkt, weniger um die Pläne, Absichten und Vorbereitungen der Diplomaten des Dreiverbandes, sondern um die Ergebnisse von vertraulichen Besprechungen und Abmachungen zwischen den britischen, russischen und französischen Militär- und Marinebehörden, wie sie sich in den Äußerungen und im Verhalten der ausländischen Militär- und Marineattachés der Dreiverbandsmächte widerpiegeln . . . So ist der Eindruck unseres Attachés unzweifelhaft ein zutreffender gewesen: daß die Vertreter der zum Dreibunde gehörigen Mächte als ‚zum Tode Verurteilte‘ erschienen und die Vertreter der Triple-Entente teilweise sogar ein gewisses ‚Mitleid‘ durchschimmern ließen: ‚So nette Leute, und doch müssen sie sterben, weil wir es so wollen.‘“

Jetzt hat nun England auch den letzten Käfig seiner Menagerie geöffnet und nach den unterschiedlichen Schakalen und Hyänen auch noch den Lasgeier gegen uns losgelassen, den gelben Japs! Den selben Japs, den der deutsche Simpel von gestern militärisch ausgebildet und gewissenhaft in alle Künste seiner Kriegsführung und Ausrüstung eingeweiht hat; den selben Japs, den noch vor wenigen Wochen aus Rand und Band geratene Berliner auf einen bloßen Schwaz hin, daß Japan sich an unsere Seite gestellt und Rußland den Krieg erklärt habe, begeistert angehurrat und auf dem Potsdamer Platz — buchstäblich — umarmt haben! „Das“, bemerkt die „Tägl. Rundschau“, „ist die Moral von der Geschichte des vorzeitigen und überflüssigen Hurrafschreiens: dieses Einbegreifen der Japaner in den Ring unserer Feinde, der sich damit endlich, endlich so schließt, wie ihn Delcassé, wie ihn Eduard VII. immer träumten, wie ihn ihre Schüler und Nachfahren immer wieder zusammenschweißen suchten . . .“

Es ist eine reine Diebspolitik und ein reiner Diebstrieg, was Japan gegen

uns unternehmen kann. Aber die Entscheidung über unsere Stellung in Ostasien fällt ebenso wie die über unsere afrikanischen Kolonien auf belgischen, französischen, russischen Schlachtfeldern. Stärker als die nach der Lage der Dinge kaum in Betracht kommende Einwirkung einer japanischen Stellungnahme gegen uns auf den Verlauf des Krieges denken wir uns die moralische Wirkung der Tatsache, daß des germanischen Englands infame Politik sich nicht entblödet, nun auch noch die Mongolen gegen das germanische Deutschland aufzupeitschen. Wenn die deutsche Wut über die Greysche Perfidie noch durch etwas zu steigern ist, so wird es durch diesen Verrat an der ganzen weißen Rasse geschehen. Und wir haben in diesen Tagen gesehen, wie solche moralischen Wirkungen sich bei uns restlos in sehr wichtige realpolitische und kriegerische Kraftentfaltung umsetzen. Die einzige Antwort auf die neueste Perfidie Albions kann und darf nur sein eine Erhöhung unseres Kampfes- und Siegeswillens, zu welcher der militärpolitische Gewinn unserer Gegner an einer japanischen Bundesgenossenschaft in keinem Verhältnis mehr stehen soll . . .

England beschwört durch seine Politik der Gewissenlosigkeit unter anderen Gefahren auch die gelbe und die schwarze Gefahr herauf gegen alles, was weißes Antlitz trägt. England, dessen Staatsmänner so oft von kolonialer Gemeinbürgerschaft der weißen Rasse geredet haben, verrät die Sache der Weißen an Schwarze und Gelbe. Es verrät seine eigene Sache und wird das, ob siegreich oder besiegt, eines Tages am eigenen Leibe mit Schrecken spüren . . . Es wird sich erweisen, daß England jetzt an zu vielen Stellen der Welt Feuer gegen uns anlegt und anlegen läßt, um nicht seine eigenen Häuser dabei zu gefährden.“

Es ist schon richtig: „Wenn es in dieser Zeit dramatischer Spannung noch eine Steigerung an zynischer Unverfrorenheit gäbe, dann wird man sie in dem Ultimatum Japans erblicken dürfen, das wirklich das Schamloseste darstellt, was wohl die Politik je gesehen hat.“ Aber — England hat ja, wie die „Frankf. Zeitung“ treffend festmagelt, Japan vollkommen in der Hand: „Ohne England kann Japan, wie die Dinge heute liegen, keinen Schritt wagen, es sei denn, daß England nach langen Kriegswochen so geschwächt wäre, daß es für Ostasien aktionsunfähig würde. England also bestimmt Ton und Farbe japanischer Äußerungen . . . Japan ist mit England verbündet, aber das Bündnis bezieht sich nur auf Ostasien, ist geschlossen nur für den Fall, daß ostasiatisches Gebiet der beiden Kontrahenten von einer fremden Macht angegriffen würde. Japan ist aber England viel enger verbunden dadurch, daß es völlig und auf Gnade und Ungnade vom englischen Kreditseil abhängt. Deshalb sahen ernste Politiker nur mit Staunen und Ungläubigkeit die freundlichen Demonstrationen Deutscher vor japanischen Botschaften und Konsulaten auf vage Gerüchte hin, Japan wolle Rußland den Krieg erklären. Jetzt zeigt es sich: Das ‚ritterliche‘ Land der alten Samurais will nicht etwa gegen Rußland kämpfen, es will nur einfach ein wenig stehlen. Die japanisch-russische Freundschaft hat dazu geführt, daß Japan auch schon russische diplomatische Gepflogenheit sich angeeignet hat. Japan nimmt nicht etwa erst Bezug auf sein Bündnis mit England, bedauert dann erst noch, daß es gegen das Land zu Felde ziehen sollte oder müsse, das ihm einen Meckel

entfandt hat, der die deutsche Grundlage des japanischen Heeres legte, das ihm überhaupt auch alle Grundlagen zu seiner modernen Wissenschaft gelegt hat, nein, Japan sieht einfach die günstige Gelegenheit, einen Laden auszurauben, dessen Inhaber weit weg und dessen Stellvertreter schwach ist . . .

Die Niedertracht und Heimtücke, mit der dieser Krieg begonnen wurde, und mit der vor allem England kalten Blutes das Signal zum Mord von Hunderttausenden und zur Vernichtung der europäischen Kultur gegeben hat, nur um einen lästigen Mitbewerber auf dem Weltmarkt los zu werden oder wenigstens nicht zu groß werden zu lassen, findet ihre Fortsetzung in dieser Aktion des ostasiatischen Bundesgenossen Albions. An Perfidie sind beide einander vollkommen ebenbürtig, aber ob die englischen Minister ihren gelben Kollegen an Klugheit gewachsen sein werden, das muß erst der Ausgang dieses Krieges erweisen. Soviel ist jetzt schon sicher, daß dieser Verrat an Europa ihm von Japan schlecht gedankt werden wird, sobald einmal für England ein gleicher Kampf gekommen sein wird, wie ihn jetzt Deutschland durchzukämpfen hat. Man sieht gerade aus diesem Losgehen der japanischen Meute auf Kiautschou die ganze Desperadopolitik der schamlosen Clique, die gegenwärtig unter dem Namen einer liberalen Regierung England mit Beschlag gelegt hat. Zu feig und unfähig, um auch nur in der irischen Provinz Ulster oder bei den aufgeregten Stimmrechtlerinnen ihre Autorität herzustellen, versucht sie durch ein schändliches System der Aufpeitschung aller Raubgelüste und durch eine ins Gigantische gesteigerte Anwerbung von Briganten Deutschlands Herr zu werden. Wir wollen uns durch den moralischen Ekel vor diesem Seeräuberstaat nicht die Erinnerung an das Vaterland Shakespeares, Miltons, Bryons, Newtons und all der anderen Großen der britischen Geistesrepublik verdunkeln lassen. Aber wie nach einem ‚ohne nationalen Haß‘, doch mit der höchsten Verachtung alles politischen Anstandes geführten Krieg ein anderes Gefühl zwischen beiden Nationen soll Platz greifen können, als das des blutigsten Hasses, ist uns in diesem Augenblick undenkbar. Was England anrichtet, wird sich erst zeigen, wenn man anfangen wird, aus den Zerstörungen dieses Krieges wieder aufzubauen . . .

Dieses England, das kalten Herzens seinen Krämeregoismus so weit aufgibt, daß es in Afrika vor den Augen der Schwarzen einen Kampf der Weißen unter sich veranlaßt, dieses selbe England beschwört in Ostasien Gefahren herauf, die noch gar nicht in ihrer Tragweite zu übersehen sind. Wenn Japan neben seinem starken Port Arthur das militärisch stark ausbaufähige Tjingtau besitzen wird, dann hat es die beiden Eingangspforten zu Nordchina. Dann sinken zwar für England die Gefahren, die es darin erblickt, daß Rußland sich dereinst einen nordchinesischen Zugang zu einem eisfreien Hafen am Stillen Ozean verschafft, den es 1904/05 in Dalny verlor. England wird also erleichtert im Hinblick auf den Gegner, den es 1904/05 durch Japan niederwerfen ließ, um sich vom tibetisch-persischen Druck zu befreien und für den daselbe England heute das Schwert zieht. Und England sieht noch ein zweites Ziel erreicht. Stets war ihm Deutschland im Norden Chinas ein an kultureller und Handelsstellung

von Tsingtau über Tsinanfu und Tientsin bis Peking hin unüberwindlicher Gegner. Mit Krämern hat sich England stets die unübertrefflichen Kulturleistungen Deutschlands, die aus dem elenden Fischerdorf in fünfzehn Jahren den an sechster Stelle stehenden chinesischen Handelshafen schufen, sah es auf die Schul- und Bahnbauten und alles andere, was so oft geschildert worden ist. Schon während der ersten chinesischen Revolution unterstützte die zweideutige englische Diplomatie das Bestreben der süblichen Revolutionäre, die Hauptstadt von Peking weg nach Nanking zu verlegen, weil man diese von Schanghai aus besser hätte kontrollieren können. Dem Widerstand der kräftigen Süanschilai.

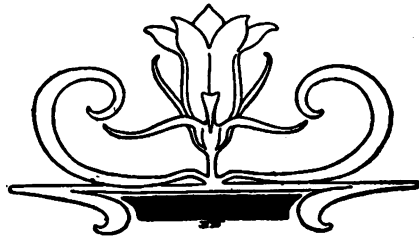
Jetzt hat England sein Ziel erreicht, jetzt wird aber auch China unweigerlich zertrümmert werden. Süanschilai sieht sich jetzt im Zentrum seiner Kraft in Nordchina von der russisch-japanischen Umklammerung bedroht. Er, der auf die Dauer nicht wird standhalten können, er, der heldenmütig und mit seltener Kraft das einige China von diesen seinen zwei Todfeinden aus allen inneren Wirren heraus rettete, er wird nun zähneknirschend erkennen müssen, daß ihm Geld und ein Heer fehlen, um sich weiter zu wehren. Die Engländer haben die Japaner als die Polizeidiener für China gerufen, und sie haben mehr als das bisher durch irgendeine ihrer Handlungen geschehen ist, damit auf das flagranteste das gemeinsame Kulturinteresse aller Weißen in Ostasien verletzt. So bleibt nur ein Trost: Die Geister, die es jetzt gerufen, wird England nie wieder los werden. Es glaubt uns zu schädigen und wird es einst am eigenen Leibe zu spüren haben, wie jammervoll schmachlich und wie verderblich diese Politik gewesen . . .

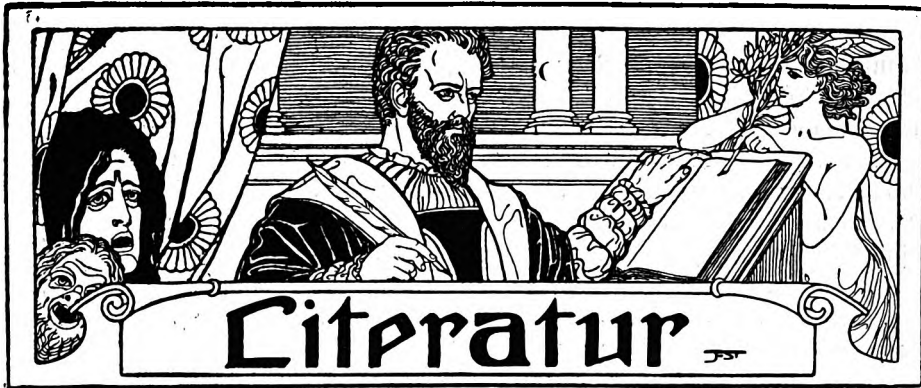
Man hat in diesen Wochen schon gelernt, auf manche liebe Anschauung zu verzichten, auf die hin man Dejemien hindurch von Friede und Freundschaft unter den Völkern geträumt hat. Wir werden aus diesem Kriege als andere Menschen herauskommen, als wir hineingegangen sind, und jetzt schon, nach kurzer Zeit, versagt fast die Entrüstung . . . Wozu noch sich entrüsten in einer Zeit, in der Scham, Ehre, Wahrheit und Dankbarkeit und manche anderen Tugenden zu den Hunden geflohen zu sein scheinen! . . . Auch über unsere Interessen in Ostasien wird schließlich abgerechnet auf den Schlachtfeldern Europas!“

Möchte dieser Wunsch in Erfüllung gehen: daß wir aus diesem Kriege als andere Menschen herauskommen, als wir hineingegangen sind; daß der deutsche Simpel von gestern, der seinen Reichtum wahllos vor die Säue warf, unter den rauchenden Trümmern dieses Krieges begraben werde; daß aus dem Weltbrande verjüngt der neue deutsche Adler erstehet, der seine königlichen Fittiche nicht nur zu Ruhm und Frommen der anderen über den Erdball breitet, sondern vor allem zum Schutz des eigenen Rechtes und der eigenen Macht. Die fürchterlichste, aber auch die gewaltigste Lehre dieses Krieges ist, daß die Instinkte der Bestie, die heute in der Menschheit noch so mächtig ist, wie wir es jetzt mit Schaudern an uns selbst erleben, nur durch ein gebietendes ritterliches Herrenvolk in eherner Rüstung mit eherner Faust gebändigt werden können. Alles ideale, alles Kulturstreben ist Schaum und Traum, wo die erzbereite Hand fehlt, ihm sein Recht

zu verschaffen, seine Früchte vor der Verwüstung durch eine niedrige, neid- und haßgeschwollene Meute zu schützen. Nie wieder darf ein sieghaftes Deutschland das Schwert, das solchen Sieg errungen hätte, aus der Hand legen oder rosten lassen, will es seine erhabene Bestimmung erfüllen, Lehrer und Führer der Völker, Hüter und Mehrer ihrer zeitlichen und ewigen Güter zu sein. Ein Idealismus, der für seine Ideale nicht auch das wuchtende Schwert in die Wag- schale zu werfen vermöchte, — der wäre gewogen und zu leicht befunden!

Aber es ist nicht an dem. Es ist Jungsiegfrieds Schwert, das durch die Finsternisse dieser mitternächtigen Schicksalsstunde blüht! In Reinheit glänzt es, sonnen- sieghaft.





Robert Hamerling, Alld Deutschlands Dichter · Von Hermann Rienzl

Die Zeit ist groß. Deutschland — nicht das Reich von 1871, nein, das Amdtsche Deutschland von 1813 (das „trennt kein Farbenstrich, den nur die Karte kennt“): einmütig in Waffen. Ein Volksaufgebot von Millionen zum Siege und zum Tode entschlossener Männer, dessengleichen die Erde, so alt sie ist, nie gesehen hat. Das Doppelreich der Deutschen, verlassen von den im Frieden nutznießenden Freunden, verlassen von aller Welt, mit drei nach seinem Untergang lechzenden Großmächten, mit sieben Staaten im Kriege. Ohne Beispiel dieser Massenüberfall des Hasses, ohne Beispiel das ruhige Selbstvertrauen, die schlichte Kraft und Zuversicht der Deutschen. Kein Juden hebt durch den Körper des kämpfenden Volkstums, straff richtet es sich auf, fliegend, als ging's zur Freite, stürzt es den Schlachten entgegen! Jeder weiß, alle wissen: Sein oder Nichtsein Deutschlands, das ist hier die Frage.

Wer lauscht noch dem Harfenspiel? Hymnen und Kantaten singt der Depeschenbraut. Sich in dem stillen Hain der Dichtung zu verlieren, dazu ist's den Menschen zu bang ums Herz. Denen zu bang, die daheim zurückgeblieben sind. Raum ein Haus in den weiten deutschen Landen, wo nicht die Liebe um Geliebtes zittert.

Es geschieht in gewöhnlichen Zeiten manchem, daß er in der lauten Stadt Wilhelm Raabe oder Adalbert Stifter nicht lesen kann, weil ihm dort die Sammlung fehlt. Wo nähme einer jetzt die kontemplative Stunde her, sich der Kunst zu schenken? Immer fordert Kunst den ganzen Menschen. Der gehört, solange die Kanonen brüllen, dem Kampf, dem Mitleid, der Siegeshoffnung. Und doch: die beste Kraft ist es, Kraft des Kampfes und des Sieges, die Deutschland aus seinem Geiste schöpft. Auch um unsere geistigen Güter wird auf den Schlachtfeldern gerungen. Denn gerungen wird um das deutsche Wesen. Es spricht sich am klarsten aus in unserer Dichtung, in unserer Musik. Triebe der Ländergier, der wahnwitzigen Ehrsucht und des schmutzigen Geschäftsneides haben Rußland,

Frankreich, England zum Raubüberfall gegen Deutschland aufgepeitscht. Doch hinter den bewußten Sondergründen der drei Räuber wirkte noch der unbewußte tieferliegende Gegensatz; wirkte der Haß des Barbaren gegen das deutsche Wesen, gegen den deutschen Geist. Wir träumten und glaubten, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unsere Seele werde die Welt versöhnen und erlösen. Nichts da! Dem deutschen Volk ergeht es, wie dem einzelnen Menschen höherer Ordnung: instinktiv wenden sich Mißgunst, Groll und Feindschaft wider ihn — eben darum, weil die Niedrigen es nicht wahrhaben wollen und es doch wahrnehmen müssen, daß über ihnen eine bessere Art besteht. Ein Häuflein von Gelehrten in England warf den Dünkel Albions von sich und erhob am Vorabend der englischen Kriegserklärung feierlichen Protest gegen das Waffenbündnis ihres Vaterlandes mit dem russischen Zaren, dem Steppenwolf. Deutschland schreite den Völkern in der Kunst und in der Wissenschaft voraus, — riefen sie. England aber erklärte am Tage darauf der Kultur den Krieg und kämpft für den weißen Zaren, für die Bestie des Ostens! Nun denn: Wir wollen, indem wir die Raubtiere erschlagen, keinen Augenblick unseres Palladiums vergessen. Denn was wäre Deutschland ohne den deutschen Geist? Eine Volkshürde und ein politischer Begriff — nichts weiter. Uns aber gilt es, der Welt das fühlende Herz, der Menschheit die deutsche Seele zu erhalten. Die Menschheit: das ist trotz allem etwas anderes als die Summe der Staaten. Es kann auch in diesen Tagen nur ein Leichtfertiger, über dem Kampfe des Zieles vergessend, das geistige Deutschland geringschäßig beiseite schieben.

Eins freilich hat sich in dem letzten Halbjahrhundert sehr zum Guten gewendet: Dem Volke der Dichter und Denker angehören, das heißt nicht mehr ein weltverlorener Schwärmer, ein Spielball der schnöden Launen weltlich-kluger Gefellen sein. Den Blick schon damals auf die slawische Einbruchsgefahr gerichtet, schrieb Viktor Scheffel vor sechzig Jahren die warnenden Worte:

„Harmlos Volk! In Selbstbetäubung
 Werdet ihr noch lyrisch tollern,
 Wenn vernichtend schon des Ostens
 Tragisch dumpfe Donner rollen!“

Dieser Kassandraruf verlor die Geltung. Der Deutsche hat seine reichen Kräfte teilen gelernt. Jed' Ding hat seine rechte Zeit: das Dichten und Denken, das Schießen und Schlagen!

In dieser Zeit des Krieges trägt auch die Muse ein Panzerkleid. Verstummt ist — gewiß nicht für immer! — die leise, zarte Dichtung. Unsere feinnervigen Künstler nehmen sozusagen ein Stahlbad. Ihren Nerven wird es keinen Schaden bringen — im Gegenteil! Und schön ist es in jedem Fall, daß das ganze deutsche Volk in Waffen seinen Mut, seine Begeisterung in Liedern klingen läßt. Ja, wir sind ein Sängervolk! Hundertfältig, tausendfältig entstehen sie, die neuen Kriegslieder von 1914. Möglich, daß dieser ungeheure Kampf, wie einst die Befreiung vom napoleonischen Joch, eine eigene Lyrik von dauerndem Wert hervorruft, eine Zeitcharakter-Poesie, die merkwürdigerweise den Schlachtfeldern von 1870—71 nicht recht entspreißen wollte. Freilich — die Masse tut es nicht. Das Bedürfnis, in den ernstesten Augenblicken des Einzel- und des Volksschicksals dem

Gott der Lieder Opfer zu streuen, spricht gewiß für einen im ganzen Volke lebendigen künstlerischen Trieb; doch, so viele dieser Lieder auch dem Drang ihrer Dichter und Hörer Befriedigung gewähren mögen, nur verhältnismäßig wenige werden bezeugen, daß dieser Krieg eine eigenartige geistige Saat gefäet hat. Zwischen den Gedichten, die von der Stunde getragen wurden, und den anderen, die selbst eine weltgeschichtliche Stunde hinübertrugen in die Ewigkeit der Kunst, wird eine ruhigere Zukunft unterscheiden.

Haben wir heute keinen festen Besitz nationalbewusster Dichtung? O doch! Da sind unter vielen die Lieder Arnolds, Schenkendorfs, Körners. Sie rauschen aus vergangenerm Jahrhundert mit unseren altehrwürdigen Fahnen. Aus dem Volksgefang sollen und werden sie nicht verdrängt werden. Doch dem Geiste, der sich ewig zu neuer Jugend wandelt, dem Geiste, den wir als den unseres Zeitalters kennen, stehen andere näher. Die meisten „Freiheitfänger“ hatten nur den Barbitus auf ihrer Laute; was sie sonst schufen, sank ihnen nach ins Grab. Doch Kleist, ganz erfüllt von lodern dem Zorn gegen die fremden Unterdrücker des Vaterlands, gab uns neben blutigen Gefängen die blutvollsten deutschen Dramen. Und Robert Hamerling, unter den großen deutschen Tyrtaen der jüngste — seit fünfundzwanzig Jahren deckt ihn die Erde — mehrte den Friedens- wie den Kriegsschaz deutscher Dichtung. Er behauptet eine Höhe unserer geistigen Entwicklung und ist ein Denker von weitumfassender Macht. Ein Philosoph der Menschheit mit einem heißen deutschen Herzen. Ein Schönheitstrunkener Künstler, dessen tönende Phidiasgebilde in Deutschlands Parthenon unzerstörbar schimmern.

In diesen Kriegestagen hören wir allüberall die prächtige Trompete Detlev von Liliencrons schmettern. Es ist, als hätt' es den alten Stürmer jetzt nicht im Grabe gelitten und als flatterte sein Helmbusch unseren Heeren voran! Keinen besseren Reitersmann hat die deutsche Dichtung, als diesen unverwüßlichen Haudregen, der die Schlacht um der Schlacht willen so sehr liebte. Ihm fliegen die Pulse reifiger Herzen zu! Doch gemessen an dem Schwergewicht, an dem Ethos des Hamerlingschen Vaterlandsgedankens, erscheint die Führerschaft Liliencrons bescheiden. Der eine ist Rittmeister einer zur Attacke stürmenden Schwadron, und nicht weit über das nahe Ziel hinaus reicht sein Blick; der andere zieht hoch oben im Reigen der Ewigen, und sein Seherauge sieht Ursprung und Ende der deutschen Sendung als „des Menschentums Vollendung“. Auf der Höhe des Ural erscheint — in Hamerlings erstem Epos „Germanenzug“ (1863) — Urmutter Asia dem jungen Teut, der mit seinen Germanen die neue Heimat in Europa sucht. Sie verkündet ihm Entschicksal und sagt:

„Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinst erstarkt in sicherer Einheit?
Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale,
Die fernher winken mit der Flamme Reinheit,
Euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe.

Das sind die letzten vollerglühten Flammen
 Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
 In eine Glut im hadernnden Getriebe
 Des Völklerlebens: das ist deine Sendung,
 Volt Odins, das des Menschentums Vollendung.“

Es scheint nur ein Widerspruch, daß Hamerling den Krieg verabscheute, und daß dennoch der Waffenschlag von 1870 in Hamerlings Gedichten die glorreichste Aureole fand; so wie es ein Widerspruch scheint, daß derselbe Dichter, der den Kampf der Nationen verdammt, ein Verkünder von des jungen Deutschen Reiches Herrlichkeit und ein muslimischer Prophet des größeren Deutschland gewesen ist. Wie der Philosoph Hamerling in seiner „Atomistik des Willens“ den ewigen Widerspruch von Geist und Materie durch den bindenden Allwillen zu lösen trachtete, so suchte und fand er unter den hadernnden Völkern der Erde die Bestimmung des Odin-Volts: die Menschheit emporzuführen aus dem finsternen Haß der Niederungen zu den versöhnenden Idealen. Daß dieser Weg zur Höhe mit dem Schwert gebahnt werden müsse, daß das deutsche Volk seine nationale und seine menschheitliche Mission zunächst nur im Kampfe gegen eine Welt von hemmenden, störenden, neidischen und räuberischen Feinden erfüllen könne, das lag klar vor des Dichters von romantischen Nebeln nicht verhülltem Auge. Deshalb jubelte dieser Friedensfürst den blutigen Siegen der Deutschen zu; aus dem Opferblut sah er die Weltpalme wachsen.

Aus mehreren Gedichten der zweiten Hamerlingschen Lyriksammlung („Blätter im Winde“) seien bezeichnende Strophen wiedergegeben. Der Mahnruf „An die Nationen“ eilt der Zeit voraus, denn schon erkennt der Dichter die Trennung, die einst Segen war, als Fluch:

„Solange tausendfältig Rain den Abel
 Unblutig oder blutig noch erschlägt
 Und nicht der Streit, den einst erregt zu Babel
 Des Sprachenkampfs Erinny's, beigelegt —
 Solang' nicht Poesie als Taub' im Schnabel
 Des ew'gen Völkerfriedens Ölzweig trägt —
 So lange, sag' ich euch, trotz der Fanfaren
 Des Fortschrittsjubels, sind wir noch Barbaren.“

„Der Stern des Ares“, die Wirklichkeit des Krieges mit der Phantasie Arnold Böcklins gestaltend, ist eine grausige Apokalypse. Anlaß gab dem Dichter ein Massenschlachten aus Raub- und Herrschgier: der letzte russische Krieg gegen die Türkei. Der Schilderung folgt die Anklage:

„Seh' ich das Blut, das so vergossen wird,
 Vereint als Höllenstrom die Wogen wälzen,
 Seh' ich die Tränen, die der Krieg erpreßt,
 Gestaut als totes Meer, seh' ich die Flammen
 Der Kriegesfadel all' zum Himmel schlagen,
 Hör' ich das Achzen all' der Tausende —
 Ein Grausen faßt mich da vor dir, o Mensch,
 Der achselzudend sagt: „Das ist der Krieg!““

Zahlreich sind die deutschen Hymnen Hamerlings. Ihr Feuerodem ist so heiß, der Schwung ihrer Gedanken so groß, daß fast all das, was die anderen Dichter im Siegeszugfolge von 1870 sangen, uns ausgeglüht und herkömmlich dünkt. Ein sonderlicher Einschlag kam dieser neuen nationalen deutschen Lyrik daher, daß das begeisterte Preisen der deutschen Einigung aus dem sehnsuchtsvollen Herzen eines Ausgeschlossenen strömte. Hamerling, der deutsche Österreicher, der arme Webersohn aus dem niederösterreichischen Waldviertel (sein Geburtstag war der 26. März 1830), blieb wie Moses auf dem hohen Berge, das gelobte Land nur mit der Seele sehend, indes die anderen hinabstiegen in die Erften und sich allzubald sättigten. Ungestillte Sehnsucht gibt dem Liebe die stärkste Gewalt. Obwohl Hamerling seine drei berühmten Prologe „Verheißung und Erfüllung“ nannte, blieb ihm ein großer Teil des Wunsches unerfüllt. Nicht im überlebten politischen Sinne „großdeutsch“, doch groß genug in seinem deutschen Fühlen und Denken war dieser Österreicher, daß ihm das Schicksal der Nation des Opfers wert schien, das der deutsch-österreichische Teil zu bringen hatte. M. M. Rabenlechner veröffentlicht in der Einleitung zu „Hamerlings Sämtlichen Werken“ (16 Bände, Verlag von Hesse & Becker, Leipzig) einen Brief, den der Dichter wenige Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, am 24. Juli 1866, geschrieben hat. Dort finden sich folgende Sätze: „Wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preußens gefallen lassen müssen, nicht ferne liegt, so muß ich gestehen, daß eben dieser Gedanke schon vor dem gegenwärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, daß es den Preußen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach außen im Notfall kräftig zu vertreten . . . Daß wir Deutsch-Österreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu konsolidieren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das konsolidierte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen, und der Volkswille wird entscheidend sein.“

In einer anderen Form, als Hamerling ahnte, haben sich heute, fast fünfzig Jahre später, das deutsche West- und das deutsche Ostreich (wie Bismarck Deutschland und Österreich nannte) unter dem Donner des Weltkriegs eng zusammengeschlossen: das germanische Mitteleuropa.

Einer, der wie Hamerling, der Entwicklung vorausging, kann nicht unter die literarischen Epigonen des geschichtlichen Ereignisses gezählt werden. Seine Liederfaat war von anderem Gehalt, als die der Geibel, Dahn und Wildenbruch. „Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert“, entstanden die zwei ersten seiner Prologe. Anlaß zu allen drei gaben nationale Veranstaltungen in der steiermärkischen Landeshauptstadt Graz, die in den letzten vierundzwanzig Lebensjahren Hamerlings Heimat war. Im März 1868 kamen solche Worte von dem österreichischen Dichter:

„Lebendig in deutschen Landen kreist,
Reinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist.“

Verheißungsvoll schließt das Gedicht:

„Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.“

Noch gläubiger ist das Gedicht „Zur Grazer Arndt-Feier“ im Jahre 1869, mit den Strophen:

„Und er auch war es, der alte Arndt,
Der erhob im Liebe die Frage:
,Was ist des Deutschen Vaterland?'
Wir singen es alle Tage —

Wir singen es alle Tage noch,
Wir erröten, sooft wir's singen:
Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh',
Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers, schon manches Jahr
Umirrt er die Ufer des Rheines
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
Er jetzt am Ufer des Maines.

Er sitzt und sinnt und spricht zu sich:
Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der sie erröten, erbleichen.

Vertlinge, mein Lied, bald keh' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbüchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen.“

Dann kam 1870. Der Prolog Hamerlings, der diese Jahreszahl trägt, ist als das Hohelied der deutschen Einheit in den seither verfloßenen vierundvierzig Jahren nicht übertroffen worden.

O deutsches Blut, wie liebtest du zu hadern,
Dich zu befehdn sonst in blinder Wut!
Zusammen quollst aus allen deutschen Adern
Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegestroh begrüßt in Todesnöten
Sein brechend Aug' ein enig Vaterland.

Wird der Blut- und Feueratem der Gegenwart eine Schwesterflamme der Begeisterung himmelan fachen?

Hamerling nennt Deutschland sein Vaterland, Österreich sein Mutterland. Weit hinaus über diesen, vom Staatenbündnis bisher nur unzulänglich bestätigten Dualismus steigen die Wogen des „Deutschen Festgesangs“, der jetzt erst mit voller Wucht unsere Herzen schüttelt:

„Zum blauen Himmel send empor,
Wie Meerestut hochgeschwellt,
Den treuvereinten Bruderkhor,
Alldeutschland, Herz der Welt!
Vom Schnee der Firn' zum Dünenstrand
Erbraust er allzugleich:
Er gilt dem jungen Vaterland,
Er gilt dem neuen Reich!

Du winkst, alteures Vaterland,
Es ruft dein gellend Horn —
Da hallt die Flur, da braust der Strand,
Uns treibt ein heil'ger Sporn:
Die Fahnen wehn, die Trommel schallt
Hei, wie die Wetternacht,
Bis fernhin zum Ardennenwald
Steht die Germanenwacht.

Du winkst — und es verglöh't der Born,
Zum Bürger wird der Held,
Und wieder ruht der Hirt am Born,
Die Sichel blinkt im Feld.
Und sinnend fördert, still und hehr,
Sein Werk der deutsche Geist,
Der ahnungsvoll und zukunfts schwer
Das Rund der Welt umkreist.

So lang' der grüne Rhein erbraust,
Die blaue Donau schwillt,
So lang' des deutschen Mannes Faust
Rann halten Speer und Schild,
So lang' taucht ewig aus der Nacht
Der Stern Alldeutschlands hehr:
Wir sind vereint, und keine Macht
Der Erde trennt uns mehr.

Und keine Macht mehr reißt ein Stück,
Alldeutschland, von dir los!
Vereint im Leid, vereint im Glück,
Halt' uns dein Mutterschoß!
Für alle Zeiten aufgebaut,
Rühn trotzend jedem Streich,
Soweit der deutsche Himmel blaut,
Steh fest, Germanenreich!“

Heute gebietet die kriegerische Zeit, von Hamerlings Lebenswert nur den kleinsten Teil: seine nationalpolitische Dichtung, im Herzensgedächtnis der Deutschen wachzurufen. Einer friedlicheren Stunde sei es vorbehalten, den weit größeren Besitz kritisch einzuschätzen, den wir zu eigen haben an Hamerlings großen Epen: „Alhasver“, „König von Sion“, „Homunculus“, an seinem hellenischen Roman „Aspasia“, an dem wundertiefen Klang seiner Lyrik und nicht zuletzt an seiner fast unbekanntem und bedeutungsvollen Philosophie und seiner Persönlichkeit. Hamerling selbst wertete seine politische Lyrik, so gewiß sie als ein voller Feuerfluß seines Innern rann, nicht allzu hoch; oder vielmehr: er berührte mit Bitternis das Mißverhältnis zwischen der Wirkung dieser Gedichte und dem nicht allgemeinen Verständnis, das seine gewaltigen Schöpfungen fanden. „Daraus ersieht man,“ sagte er zu seinem Freunde Rosegger, „wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen.“ Für uns? Auch Goethe unterschätzte

die dichterischen Taten, die seiner freigebigen Natur selbstverständlich schienen. Die Äußerung Hamerlings war übrigens gegen bestimmte politische Fraktionen gerichtet, die an seinem Mantel zerrten. „Es gibt“, so zitiert Rosegger weiter des Freundes Worte, „im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengesetz. Wir Poeten gehören zu der Gruppe der Parteilosen . . . Der Pegasus im Parteeiuch ist ein ganz gewöhnliches Pferd.“

Gegen Feind und Freund in den politischen Lagern hatte sich der dahinsiehende Dichter am schmerzlichsten zu wehren, als von seinem Lebensbaum die letzte, reifste Frucht, das satirische Epos „Homunculus“, gefallen war. Hier hielt der Hüter vestalischen Feuers dem Mammonismus einen Hohlspiegel vor. Kleinliches Mißverstehen der laßbaldigen Judenfeinde und Judenfreunde suchte das großzügige Werk unter einen niedrigen Horizont zu bringen. Der Parteeifer, den Hamerling, der einsame, stille, sinnende Mann mit Widerwillen abgeschüttelt hatte, ließ auch den Toten nicht ruhen; oder: er gönnte ihm eine Totenruhe, die seinen lebendigen Schöpfungen gelten sollte . . . In dem lyrischen Nachlaß des Dichters („Letzte Grüße vom Stiftinghaus“) fand sich ein Gedicht „Der Dichter und sein Werk“. Es schildert, wie's dem Poeten erging, der seine Wahrheit gab:

„Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr.
Er sieht der Freunde Züge grimms verzerrt;
Die seinem Herzen fremd, sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache weht
Geheim die Rlingen . . .“

Im Verlaufe eines Vierteljahrhunderts ist nun die literarische Welt doch wohl vernünftiger geworden. Sie wird das große Hamerlingsche Erbe, den Schlagworten der Parteien und den Vorwitzworten mancher autopapistischen Professoren zum Troste, unbefangener erkennen und dem Dichter der tragischen Sehnsucht, dem sprachzaubermächtigen Philosophen, dem Priester einer Moral der Schönheit und beglückender Sinnlichkeit gerne die Worte zurückgeben, mit denen er selbst einst sein Jugendwerk: „Venus im Exil“ ins Land sandte:

„Sieh hin, ein heiliger Bote,
Und sing in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgentrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen.“

Wie die deutsche Einheit kein Farbenstrich der Landkarte trennen kann, so auch keine Parteischränke die Gemeinschaft hochsinniger und ernstdenkender Deutscher, die Hamerlings Evangelium aus dem „Schwanenlied der Romantik“ und dem „Germanenzug“ vernehmen. Heute, da Deutschlands Seele und Leib sich gegen die ganze mörderische Welt in furchtbarem Kriege zu wehren hat, heute ergreift uns unsagbar der heilige Trost, der aus dem „Schwanenlied“ melodisch sich ergießt:

„Ja, Vaterland, geliebtes! Umströme dich Glück und Heil!
 Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zuteil!
 Nur fleh' ich: Nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
 Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu nie gesehnem Glanz,
 Doch pflege du das Herz auch, pflege den deutschen Kranz
 Tiefinniger Gefühle; wahre duftig zart
 Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze slicht,
 Mein Volk! der Ideale Silber stürze nicht!
 Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
 In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröte nicht,
 Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
 Du müßest „staatsklug“ werden, es heiße das Völkerglück
 Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubtierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
 So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
 Hoch halt es unter den Völkern und walle damit voran
 Die Pfade der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
 So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
 Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
 Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?“



Der deutsche Kriegsroman



Der Krieg ist in der Literatur aller Zeiten und Völker verherrlicht worden. Aber während er im Drama und in der Lyrik doch mehr den Hintergrund herleuchtet zur Entwicklung von Einzelschicksalen oder zum Herausarbeiten von Stimmungen, blieb es dem Roman vorbehalten, den Stoff als solchen zu bewältigen. Das alte Epos, das der Form des Romans am ehesten nahekommt, vertritt dabei z. B. sogar die Historienstilberührung. Homers Ilias, Virgils Aeneide, das Nibelungenlied verherrlichen kriegerische Ereignisse, wenngleich sie als Helbengesänge auf historische Treue keinen Anspruch erheben können.

Als der älteste deutsche Kriegsroman ist Grimmselshausens Simplicius Simplicissimus zu bezeichnen. Er hat den schrecklichsten Krieg, der Deutschland je heimgesucht hat, den Dreißigjährigen, zum Gegenstand. In unvergleichlich meisterhafter Darstellung entrollt er das Bild dieses greuelvollen Krieges, dessen unerschöpfliche Stofffülle neuerdings auch die bekannte Romanschriftstellerin Ricarda Huch in einem dreibändigen Werk „Der große Krieg in Deutschland“ zu meistern versucht hat. Aber die neueren Romanwerke, die den Krieg schildern, gibt Norbert Falk in der „B. B. am Mittag“ eine knappe Übersicht:

Der Glanz der frederizianischen Schlachten, die Donner der Freiheitskriege und schließlich die Glorie von 1870—1871 widerstrahlen und widerhallen aus vielen Romanwerken, unter

denen Bücher von dauernder Kraft zu unseren besten Besitzümern zählen. Auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Wörth und Sedan faßte Gustav Freytag die Idee zu seinem größten Werke, dem Romanzyklus: „Die Ahnen“, der in acht Erzählungen die Laten und Schicksale einer bestimmten Familie vom fast mythischen Dämmer der Völkerwanderung bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts aufzeigt. „Die Geschwister“ betitelt Freytag die beiden Erzählungen des fünften Bandes: „Der Rittmeister von Altrosen“ und: „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“; der ersteren Erzählung liegen die Ereignisse vom Ende des Dreißigjährigen Krieges zugrunde, der zweite spielt 1721.

Es war die glänzende Darstellung der Zeitläufte des Siebenjährigen Krieges, die dem preußischen Geschichts- und Kriegeroman: „Cabanis“ von Willibald Alexis den großen Erfolg brachte; in neuerer Zeit hat wieder erst Franz Adam Beyerlein auf Preußens große Lage unter dem alten Fritz zurückgegriffen. Sein behaglich erzählter Roman: „Ein Winterlager“ gibt ein Erlebnis aus der harten Zeit, da die Russen in die Mark eingedrungen waren. Vom Geist und Sturm der Freiheitskriege aber hat vor allem die deutsche Lyrik ihre herrlichsten Anregungen erhalten. Allein welch ein köstlich erzähltes Werk ist doch Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“, das den grimmen Winter von 1812 auf 1813 mit seinen Vorkommenheiten, seinen Hoffnungen und Spannungen zeichnet. Mögen auch Georg Hefkells einst vielgelesene historische Romane heute verblaßt und künstlerisch nicht sonderlich wertvoll sein, in den Romanen „Vor Jena“, „Von Jena nach Königsberg“, „Bis nach Hohenzieritz“ ist der Geist der Zeit dennoch zu spüren, und manche martige Schilderung fesselt. Die vorjährige Jubelfeier der Befreiungskriege hat dann eine wahre Flut von Historien und Historietten aus den großen Tagen hervorgerufen, darunter auch Walter Bloems frischen und schneidigen Knabenroman: „1813“, dem jetzt als zweiter Band das Buch „1814—1815“ gefolgt ist. Auch Hermann Sudermanns beste erzählende Arbeit: „Der Ragensteg“ hat die Wendezeit des napoleonischen Glückes zum Hintergrund. Wahre Glanzstücke in der Darstellung der Schlachten und Gefechte sind Karl Bleibtreus „Wagram“, „Waterloo“ und „Aspern“. Bleibtreu, als Sohn eines Schlachtenmalers, hat genaue strategische Studien auf den berühmten Schlachtfeldern gemacht und sich in die Vorgänge ungemein tief eingelebt.

Der Blut- und Eisenregen des großen Krieges von 1870—1871 hat den zeithistorischen Roman und die Kriegserzählung wieder sehr befruchtet. Es war ein Vorzeichen der Zeit, die wir eben erleben, daß Walter Bloems flammende Romane: „Das eiserne Jahr“ und „Voll wider Volk“ den großen Erfolg fanden, wie kein Buch in den letzten Jahren. Wenn auch Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ nicht als Kriegeroman anzusprechen sein mag, so bildet doch wohl das Gravelotte-Kapitel ein Meisterstück der Kriegsmalerei; lange vorher hat Karl Bleibtreu sein Bild von der Schlacht bei Sedan: „Dies irae“ geschaffen und Detlev von Liliencron seine prächtigen brausenden Kriegsnovellen. Klara Viebigs prächtiges Buch: „Die Wacht am Rhein“ ist ja mehr ein politischer, ein national-psychologischer als ein Kriegeroman, aber wie fein klingen da aus Erzählungen älterer Leute Reminiszenzen aus den Freiheitskriegen mit den herzenentflammenden Ereignissen des Jahres 1870 zusammen.

Die hier wiedergegebene Zusammenstellung ließe sich natürlich ins Ungemessene erweitern. Aber vieles, was die vaterländische Begeisterung an Kriegeschilderungen hervor gebracht hat, ist mehr gut gemeint als literarisch wertvoll. Das wird auch von zahlreichen Produktionen gelten, die sich mit dem jetzt ausgebrochenen Weltkrieg befassen werden. Dieser Weltkrieg, dessen Nahen wir alle wohl heimlich geahnt haben, hat übrigens die Phantasie deutscher wie ausländischer Dichter schon seit Jahren beschäftigt. Man hat in mehr oder minder phantastischer Weise eine Zukunftsbilderung zu geben versucht. Die Zeit wird uns lehren, inwieweit es diesen Werken gelungen ist, der Wirklichkeit nahezu kommen.





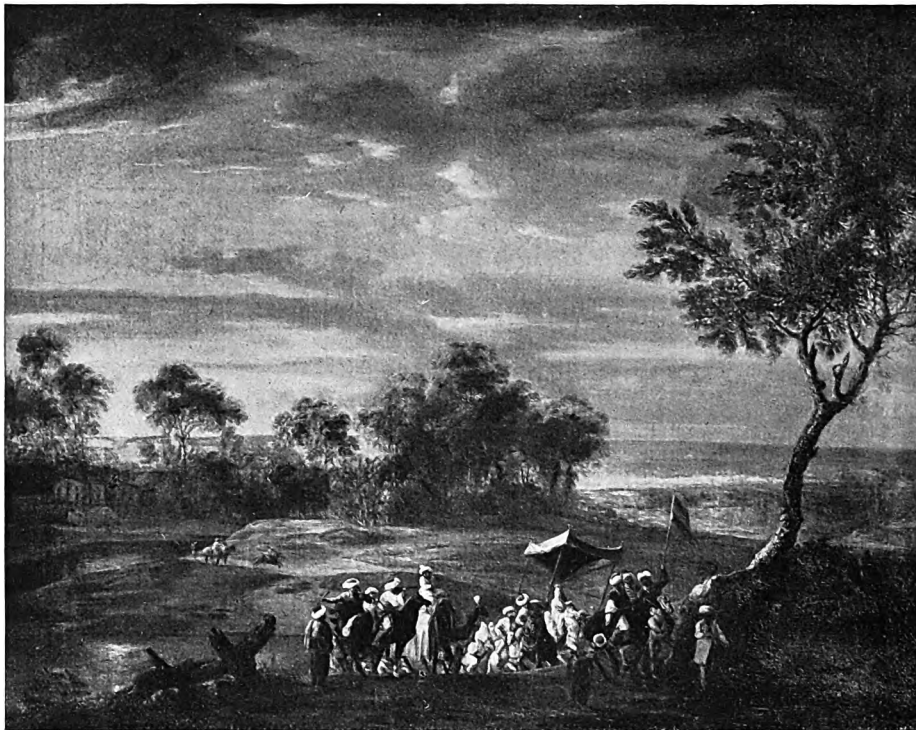
Die Malerei des deutschen Barocks

Zur Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung

Von Karl Stordf

Als „Jahrhundert-Ausstellung“ bezeichnet der amtliche Katalog die von Mai bis Oktober dieses Jahres im Residenzschloß zu Darmstadt vereinigte Ausstellung deutscher Kunst von 1650 bis 1800, obwohl es sich also um einen Zeitraum von hundertfünfzig Jahren handelt. Darin offenbart sich das Bestreben, äußerlich und innerlich einen Anschluß an die letzte Jahrhundertausstellung in Berlin (1906) zu gewinnen, die so bedeutsam für die Beurteilung der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist. Man hat dabei wohl von vornherein nicht die Hoffnung auf so überraschende Entdeckungen und Umwertungen gehegt, wie sie jene Ausstellung gebracht hat. Es handelte sich dieses Mal mehr darum, ein geschichtliches Unrecht und ein Unrecht der Kunstgeschichte wettzumachen. Das erstere liegt in unserer ganzen Einstellung zu der umschriebenen Zeit, das zweite ist eigentlich unbegreiflich, wenn man den außerordentlichen Eifer bedenkt, mit dem seit einigen Jahrzehnten die Schriftstellerei sich auf das Gebiet der bildenden Kunst gestürzt hat, wo es doch den einzelnen viel wertvoller sein müßte, ein auch stofflich neues Gebiet zu finden.

Eine solche Gleichgültigkeit gegen einen großen Abschnitt der Vergangenheit des eigenen Volkes ist immer ein schweres Unrecht, und es offenbart sich darin der bedauerliche Mangel an tieferem Volksbewußtsein, der uns Deutschen noch immer anhaftet. Denn ein wirklich kraftvolles Volksbewußtsein würde alles durchstöbern, um die Betätigung der eigenen Art festzustellen, würde nach meinem Gefühl sogar mit besonderer Liebe jene Zeiten erforschen müssen, in denen dieses Volkstum äußerlich daniederlag. Andererseits ist diese Gleichgültigkeit gegen die Kunst des Barocks und Rokoko in Deutschland auch eine Rache des Volkstums. Denn die Kunst dieser Zeit war ihrerseits dem Volke fremd geblieben, sie hat das Volkstum vielfach geradezu verraten. Obgleich gerade nach dieser Seite hin die Darmstädter Ausstellung manche freudige Aufklärung bringt, bleibt



Landschaft mit der Königin von Saba

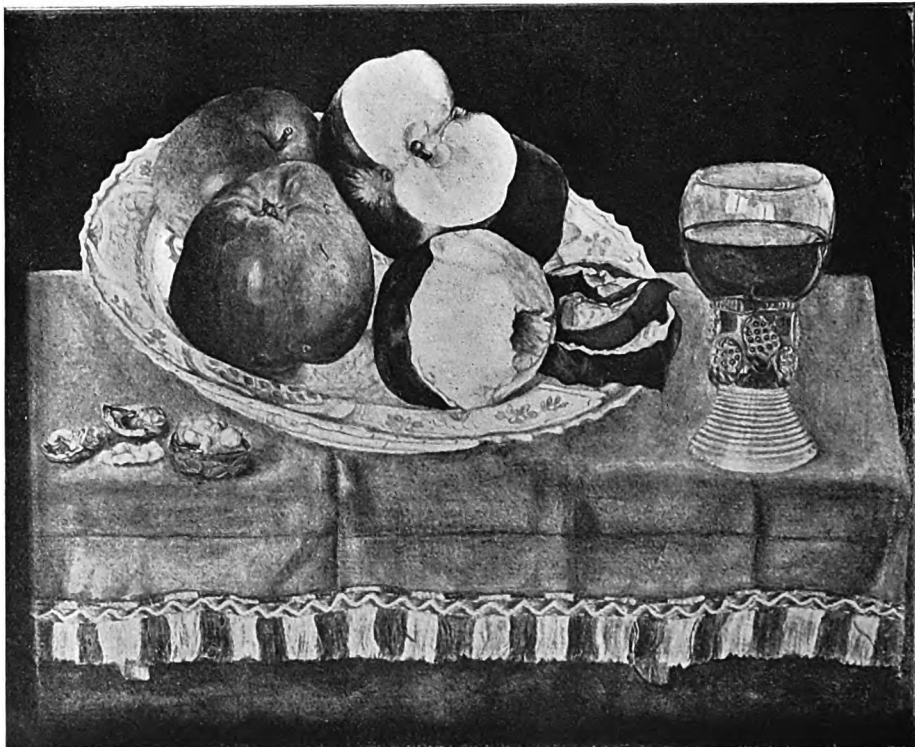
Christian Ludw. Agricola

das Ergebnis, daß das Deutschtum, das in dieser Kunst sich offenbart, gegen den Willen oder wenigstens trotz der Gleichgültigkeit der in Betracht kommenden Künstler vorhanden ist. Diese Kunst ist doch alles in allem eine Kunst der Fürsten, des Absolutismus gewesen, denen die Kirche als Auftraggeberin sich geistesverwandt zeigt. Und auch das Bürgertum zeigt sich in seinem Kunstverlangen von jenen Kreisen beeinflusst, die es in den ihm gezogenen bescheideneren Schranken nachahmen möchte.

So gewiß diese Ausstellung beweist, daß das Urteil, der Dreißigjährige Krieg habe in Deutschland alles, was Kunst war, vernichtet, oberflächlich ist, so bestätigt sie erst recht die ungeheure Schädigung, die unser Volkstum durch diese schreckliche Heimsuchung erlitten hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß die künstlerische Kraft des Volkes dadurch nicht zu ertöten war, daß dieses auf den sechsten Teil seiner ursprünglichen Einwohnerzahl zusammenschmolz, ja es ließe sich wohl denken, daß eine so furchtbare Heimsuchung auf der anderen Seite die noch vorhandenen Kräfte zu um so stärkerer Betätigung anstacheln würde. Und es ist das, wie ich gleich unten ausführen werde, ja auch geschehen. Das viel Verhängnisvollere für unser Land war, daß in dieser Zeit die Fürsten, der Adel und die Reichen, aber auch die (akademisch) Gebildeten nicht mit dem Volke zusammenhielten. Wie sie für ihr mate-

rielles Dasein alle noch irgendwie erreichbaren Mittel flüssig machten,¹ haben sie es auch für ihr geistiges und künstlerisches getan. Sie wollten nicht entbehren, und das ist begreiflich. Sie suchten aber dieser Entbehrung nicht aus eigener Kraft im engen Zusammenschluß aller Volksgenossen Herr zu werden, sondern sie befriedigten ihre Bedürfnisse so schnell wie möglich in der Fremde.

Es war damals sehr viel zu tun im deutschen Land, einmal weil viel zerstört war, andererseits, weil erst jetzt die Lebensformen der Neuzeit sich völlig Geltung verschafften. So sind in dieser Zeit, in der das Land arm war, in Deutschland eine große Zahl seiner schönsten Schlösser gebaut worden. Wir zählen heute diese Bauten von Dresden, Trier, Würzburg, Kassel, Mannheim, Schleißheim, Stuttgart, Brühl, Bruchsal, Wilhelmstal, Berlin, Potsdam usw. zu unserem wertvollsten Kunstbesitz. Aber das darf uns nicht dafür blind machen, daß diese Bauwerke als Fremdkörper in unserm Lande stehen, daß sie heute noch vom Volke als fremd empfunden werden. Und mit vollem Recht. Es ist nichts von unserm Geiste darin, sie sind nicht deutsch. Ebenso wenig sind es die Jesuitenkirchen dieser Zeit. Ich weiß, das Volk staunt sie an wegen des jauchzenden Prunkes in ihnen, der Gloria in excelsis-Stimmung. Aber heimelig wird keinem in solcher Kirche. Auch das ist eine fremde Welt geblieben.



Apfel-Stilleben

Baltuszer Denner

Und doch hat das Barock an und für sich starke Elemente in sich, die dem deutschen Wesen sehr entsprechen. Man kann sagen, daß es sogar die eine Seite des Deutschtums am stärksten ausspricht, jene, die Jean Paul als den Wolkenflug kennzeichnete in jener berühmten Stelle, die ich hier herziehen will, weil auch Jean Paul im Rückblick auf die hinter ihm liegende Zeit dazu gekommen ist: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, austundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weither unter seinen Füßen nur wie ein geschrumpftes Rindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden anderen zu wechseln.“

Unserer deutschen Kunst ist niemals etwas schwerer gefallen, als das Klassische, das wir als den höchsten Ausgleich aller Kräfte verstehen müssen. Dieser Ausgleich, diese Harmonie ist nur dort möglich, wo das Gefühl der weisen Umgrenzung in der Größe wach ist. Es ist das, was die hohe Zeit des Griechentums, der Renaissance und ebenso eines Goethe kennzeichnet. Im deutschen Wesen hat immer das Ungeügen an der Welt gelegen, die Sehnsucht nach Unendlichem, das Sprengen der Fesseln. Man muß sich so recht in den Geist einer Barockstatue vertiefen, wie hier



Dirckshag

Anton Felstenberger



Selbstbildnis

Daniel Gran

in den steinernen Leib eine Seele eingespannt erscheint, die keinen Platz hat, die nach allen Seiten hin sich in den Raum streckt, um selber ein Teil der Gesamtwelt zu werden. Man schaue sich die Altarbilder an in den Barockkirchen, wie da auf Wolken die Gestalten von der Erde in den Himmel hinauffjagen und doch die Verbindung mit der Erde behalten, um so das ganze Universum zu beseelen. Oder man sehe das Treiben an den Deckengemälden der Schlösser. Nirgendwo die Bän-



Jacob Philipp Stordert

Stallmische Landschaft

digung auf sich selber, nirgendwo ein weises Abgrenzen der Maße, nirgends das Streben nach einem schönen Gleichmaß, einer Beherrschung des Raumes durch übersichtliche Gliederung, durch Gestaltung. Der Raum ist unbeherrschte Empfindung, lyrisches Übermaß. Das alles hätte dem deutschen Geiste sehr wohl zugefagt, und es war recht bezeichnend, daß ein so kerndeutscher Mann wie Heinrich Hansjakob in Mißachtung der geschichtlichen Verhältnisse in einer seiner Reisebeschreibungen sich die Barockmalerei der Jesuitenkirchen so zu erklären strebte, daß der Dreißigjährige Krieg und die schwere Zeit hinterdrein nur noch die Kraftnaturen am Leben gelassen habe; alle anderen seien verzehrt worden.

Wenn man nicht immer bloß eines der Kunstgebiete betrachtet, sondern die verschiedenen Betätigungsformen einer gleichen Urkraft als andersartige Erfüllung einer gleichen Sehnsucht ansieht, erkennt man auch, wie der deutsche Geist dieser Zeit einen großartigen Ausdruck findet. Nur die Einseitigkeit der geschichtlichen Betrachtung hat von einer völligen Ertötung des deutschen Kunstgeistes von der Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrhunderts reden können. Denn gerade in dieser Zeit ist die deutsche Musik geboren und emporgewachsen, und ich habe immer wieder darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk in diesen Jahren nicht nur ein hinsichtlich der Masse ganz Ungeheures an Musik hervorgebracht hat, sondern in Männern wie Bach, Händel und Gluck in dieser Zeit des sogenannten Tiefstandes zu den höchsten Höhen menschlichen Kunstschaffens emporgestiegen ist. Nach den für diese Ausstellung angegebenen Jahreszahlen würden ja noch der ganze



Landschaft mit Kühen

Ferdinand Kobell



Selbstbildnis

Anna Dorothea Lisiewska

Haydn und Mozart hineingehören. Und in der Musik haben wir vollkommen jene beiden deutschen Welten, von denen Jean Paul spricht. Ein Joh. Seb. Bach zeigt uns auch die hohe Fähigkeit, mit beiden Wegen zu wechseln, ja darüber hinaus noch die seltene und schönste deutsche Kraft, beide zur Einheit zusammenzuzwingen.

Daß es in dieser deutschen Zeit der starken Musiker nicht an starken Baumeistern gefehlt hat, beweist die Tatsache, daß der Dresdener Zwinger, das Würzburger Schloß, das in Brühl und viele andere von Deutschen gebaut sind. Wenn



Landschaft

Aug. Friedr. Rauscher

aber die Namen Pöppelmann, Neumann, Schlaun auch dem gebildeten Deutschen kaum vertraut sind, während ihn die von Händel, Bach, Gluck mit Liebe und Stolz erfüllen, so offenbart sich auch darin, daß, was jene Baumeister geschaffen haben, nicht aus der deutschen Seele geflossen ist.

Immerhin sieht man auch hier die Erfahrung bestätigt, daß Zeitalter eines so starken Raumverlangens in der Architektur und in der ihr seltsam verwandten Musik ihren Ausdruck finden. Daran, daß die Architektur auch fernerhin als die beherrschende unter den bildenden Künsten des gekennzeichneten Zeitraumes dasteht, ändert die Darmstädter Ausstellung nichts. Wie die Architektur, hat auch die Plastik dieser Zeit schon lange stärkere Beachtung gefunden, nicht nur in den großen Werken eines Schlüter, sondern vor allem in der Kleinplastik, im Porzellan. Die Malerei hat sich in der Zeit mehr als Dienerin bewährt; sie schmückt die Architektur in Schloß und Kirche. Das Tafelbild tritt dagegen zurück, und selbst die große Zahl der Porträts, wenigstens der repräsentativen, erheischt den Rahmen des Schlosses. Andererseits ist es begreiflich, daß gerade deshalb die Malerei auch später weniger Beachtung gefunden hat. Die ganze Art der Besichtigung, wie sie in den Schlössern uns aufgezwungen wird, erschwert ein genaues Kennenlernen. Die Museen versagen hier fast ganz, und auch die Darmstädter Ausstellung ist nur durch die Leihgaben zahlreicher Fürsten und Adliger zustande gekommen, zu denen allerlei Stifte und sonstige Verbände kommen. Der Katalog verzeichnet unter den Ausstellern allein einundvierzig Kaiser, Könige, Herzöge, Durchlauchten und Erlauchten. Es ist darum keine Phrase, wenn auf dem Titel des Kataloges als Veranstalter der Ausstellung der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen genannt ist,



Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe

Joh. Georg Ziefenis

gelangende Klassizismus auf Rokoko und Barock niedersah, die Heftigkeit, mit der er diese Zeit als eine völlige Verderbnis in Verruf brachte, hat auch die Kunstwissenschaft ganz in ihren Bann gezogen, vermutlich zum Teil, weil der Klassizismus einerseits der so stark von der Antike genährten akademischen Schulbildung entgegengam, dann auch, weil unsere dichterischen Klassiker, voran Goethe, diese Kunstanschauung teilten. Nun stehen wir heute in unserem Verhältnis zur Kunst

lauf der Bewegung immer wieder einmal an denselben Punkt mit vergangenen Bestrebungen führen muß, ist ganz klar. Ebenso klar ist es dann aber auch, daß jenem Betrachter von heute, der ganz auf eine gegenwärtige Sehweise eingeschwo- ren ist, alle jene Punkte in der Vergangenheit sehr wertvoll erscheinen, die mit



Christoph Martin Reichsgraf von Degenfeld-Schonburg

Joh. Georg Ziesenis



Kampf zwischen Panduren und bayrischen Soldaten

Unbekannter Meister

dieser heutigen Sehweise verwandt sind. Es wäre darum töricht, diesen Umwertungen, die jetzt durch eine solche Ausstellung herbeigeführt werden, einen höheren Dauerwert zuzuerkennen, als frühere Urteile ihn gehabt haben. Der einzige Vorzug, der unbestreitbar ist, liegt im großen Material, das beigebracht wurde, und in der Möglichkeit eines wirklichen Überblicks. Sonst wollen wir ja jenen Stoßseufzer unterdrücken, wie weit wir es wohl gebracht haben würden, wenn die oder jene Richtung, die wir hier in den einzelnen Bildern angeschlagen sehen, zum Durchbruch gekommen wäre. Es ist nichts unfruchtbar, keine Kunstarbeit ist umsonst, wenn sie mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit und mit Überzeugung getan wird. Unfruchtbar und schädlich ist nur jenes Getue, was wir heute so vielfach sehen, das sich von äußeren Rücksichten bestimmen läßt, nicht so handelt, wie es muß, sondern so, wie es von Vorteil (er braucht ja nicht immer pekuniär zu sein) erscheint.

Der hessische Großherzog hat sich nicht nur um das Zustandekommen dieser Ausstellung große Verdienste erworben, er hat ihr auch ein wunderbares Heim bereitet, indem er die Prachträume zweier Stockwerke seines Schlosses zur Verfügung stellte, so daß die Bilder nun auch jetzt in einer Umgebung stehen, in der oder für die sie gewachsen sind. Das künstlerische Schaffen des angegebenen Zeitraumes ließ sich natürlich nicht vollständig vorführen, schon weil es nicht möglich ist, die Werke der Architektur, in denen der Schwerpunkt der Zeit liegt, von ihrem Standorte loszulösen. Aber auch ein großer Teil der Malerei und Plastik ist mit diesen architektonischen Werken so eng verbunden, die außerordentlich um-

fangreiche Altar- und Dekorationsmalerei z. B., daß man sich auch hier mit der Vorführung einzelner Entwürfe begnügen mußte. Trotzdem zerfällt die Ausstellung noch in sieben Abteilungen: Gemälde und Pastelle (903 Nummern), Aquarelle und Handzeichnungen (258 Nummern), Plastik (über 160), Miniaturen (210), eine Porträtgalerie des künstlerischen und geistigen Deutschlands (210), Gold, Silber, Elfenbein (140), Silhouetten (125 Nummern). Diese Silhouettenabteilung ist von Professor Rippenberg in Leipzig, dem Inhaber des Insel-Verlags, eingerichtet und strebt danach, von dieser geselligen und gesellschaftlichen Kunst eine Vorstellung ihrer Stellung in dieser Zeit zu vermitteln. Hervorragend schön sind die Gold- und Silbergefäße. Für die Plastik hätte sich vor allem auf dem Gebiete der Kleinplastik viel mehr beibringen lassen, man hat hier aber absichtlich verzichtet, einmal weil es an Porzellanausstellungen ja nicht gefehlt hat, dann auch weil wir in Deutschland mehrere vorzügliche stehende Sammlungen haben, u. a. auch am Ausstellungsorte selbst, wo der heffische Großherzog seine reiche Sammlung öffentlich zugänglich gemacht hat.

Wir müssen uns hier notwendigerweise beschränken. Das hält besonders schwer gegenüber der Porträtgalerie des geistigen und künstlerischen Deutschlands. Sie lockt weit mehr als zur Kunst- zur Menschenstudie und vermittelt bildlich einen ungemein fesselnden Ausschnitt deutscher Geistes- und Seelengeschichte. Hoffentlich wird diese Abteilung ganz in den großen illustrierten Katalog, den Professor Georg Biermann herausgeben wird, aufgenommen. Überhaupt wird man das Erscheinen dieses Kataloges zum eindringlichen Studium abwarten müssen, denn es ist ganz unmöglich, bei solchen Ausstellungsbesuchen endgültige Studien über alle sich aufdrängenden Fragen machen zu können. Das Folgende ist nur ein Umriss der Abteilung „Gemälde und Pastelle“. Nach den weiter oben dargelegten Gründen, aus denen ganze Gruppen der Malerei der Zeit wegleiben mußten, ist es leicht begreiflich, daß hier das Porträt stark überwiegt und einen noch viel breiteren Raum einnimmt, als er ihm schon in der Zeit zukam. Es war auch damals, wenigstens für das Tafelbild, das Bildnis die bevorzugte Gattung, nicht nur, weil alle Fürsten und Standesperonen ihre Schlösser mit ihren Bildnissen füllten, da begreiflicherweise neben der im Raume selbst fest angebrachten Dekorationsmalerei eigentlich nur noch für solche Bildnisse Platz ist, sondern weil auch das aufstrebende Bürgertum zuerst Mittel aufbrachte, um die Züge geliebter Menschen der Familie dauernd zu erhalten. Auch heute noch opfert der Mittelstand zuallererst Geld für ein gemaltes Bildnis, das in sehr vielen Haushaltungen auch besserer Kreise die einzige Originalkunst darstellt.

Trotz vieler Übergänge nach hüben und drüben zerfallen die Bildnisse in zwei Gruppen: das höfische und das bürgerliche Bildnis. Das erstere hat den Beruf, in glänzenden Räumen zu repräsentieren. Diese Bildnisse sind eine Welt für sich. Der Raum, in den die Gestalt gestellt ist, aus dem sie herauswächst, hat seine eigenen Gesetze; die der natürlichen Wirklichkeit sind ausgeschaltet. Sehr charakteristisch ist z. B. Martin Meytens (1695—1770) großes Bildnis Franz' I. als Feldherr. Obgleich der Kaiser als Feldherr dargestellt ist, trägt er den gewaltigen Brokat- und Hermelinmantel. Um den Baum, unter dem die Majestät

steht, ist ein schwerer Vorhang geschlungen, der oben über einen Ast herniederhängt, als könnte es dem Eindruck der Feierlichkeit schaden, wenn die gewöhnliche Natur als Hintergrund benützt wäre. Links unten tobt eine Schlacht; in der Ecke rechts steht ein mittelalterlicher Ritterhelm. Es ist fast, als hätte der Künstler Angst vor der Natur gehabt. Ebenso charakteristisch ist, wie bereits ein Kind ins Majestätische hineingezwungen wird. Man sehe etwa Georg Lisiewskis (1674—1746) Bildnis des späteren Preußentkönigs Friedrich Wilhelm III. als Kind, wobei man doch andererseits wieder dankbar feststellen muß, wie der Künstler in Mund und Augen ein Stück Kinderlächeln und kindlicher Weltneugier in all dem pompösen Drumherum festzuhalten vermocht hat. Die Künstler haben sich in solchen Fällen oft ins Malerische gerettet. Selbst der pompöse „große“ Landgräfin Henriette Karoline von Hessen gegenüber hat Antoine Pesne (1683—1757) sich mehr als Maler, denn als Menschenschilderer gefühlt und hat ihr deshalb einen anbetend huldigenden Mohren beige stellt, dessen Bronzetopf einen köstlichen Gegensatz zu den leuchtenden Farben des Damasts und dem Weiß der gepflegten Frauenbüste gibt.

Im allgemeinen stehen die fürstlichen Frauenbildnisse als Lebensstundgebung weit hinter vielen der Männer zurück, obwohl auch bei diesen bis ins Zeitalter des großen Friß hinein der Anspruch an die pomphafte Pracht, die Betonung aller Würden und vor allem die Perücke den natürlichen Ausdruck beeinträchtigt. Bei den Frauen aber ist das Bestreben der Künstler lediglich auf jugendlichen Liebreiz gerichtet. Sie schminken fast noch mehr, als es in Wirklichkeit geschah. Die Augenbrauen sind immer mit dem gleichen dunklen Farbstift in hohem Bogen in die Stirn geschwungen. Immer betont ein unterlegtes Schwarz unter dem Auge das Weiß des Augapfels; jedes Kinn hat sein Grübchen, die Lippen zeigen eine so dick aufgetragene rote Schminke, daß es einem schwer fällt, an die Ruffeligkeit der Zeit der Schäferspiele zu glauben. Es hat lange gedauert, bis man zur Einsicht kam, daß das Bildnis, wenigstens das an der Wand des Bürgerhauses, den Menschen, den wir liebten und kannten, weiter erhalten soll und nicht die Standesperson. Eigentlich haben wir in weiten Kreisen auch heute noch die krankhafte Eitelkeit nicht überwunden, auf dem Bilde vor allem „schön“ sein zu wollen.

Es ist bezeichnend, daß der Befreier des Porträts aus der Schweiz kam. Anton Graff (1735—1813) behauptet in dieser Ausstellung seine Stellung als glänzender Darsteller des geistig gehobenen und lebensstüchtigen Bürgertums. Einem anderen Schweizer, J. H. Füssli (1742—1825), verdanken wir den lebendig erfaßten Kopf Bodmers. Im übrigen ist die Zahl der wirklich bedeutenden Porträtisten groß. Joachim von Sandrart (1606—1688) erweist seinen Ruhm als Malerherrscher des damaligen Deutschlands in dem großzügigen, lebenssicheren Bildnis des Frankfurter Bürgermeisters. Die ernsten, etwas holländischen Bürgerbilder des Danzigers Stech (1635—1697), Johann Rupežky (1667—1740), Fuger (1751—1818) in seinen Miniaturen wissen die große Pose des Barock mit der Lieblichkeit des Rokoko glücklich zusammenzubringen.

Ein ganz hervorragender Künstler ist Johann Georg Biesenis (1716—1777), von dem wir auch schon auf der Ausstellung zum Andenken Friedrichs des

Großen ein in Farbe wie Charakteristik gleich hervorstechendes Bildnis des alten Friz gesehen haben. Hier ist er mit einer großen Sammlung von Bildnissen vertreten, die durchweg den überzeugenden Eindruck wahrhaftiger Menschendarstellung machen und im kühnen Zugreifen auf starke leuchtende Farbentöne etwas ungemein Frisches besitzen. Die Klassizisten etwa der Familie Tischbein oder auch Angelika Rauffmann rücken dagegen sehr in den Hintergrund.

Das von der Kunsthalle Hamburg dargelegene Bild „Spaziergang“ des Hamburgers Matthias Scheits (1630—1700) mag uns dann hinüberleiten zu den Darstellungen von der Natur. Als Grundzug der Landschaften der Zeit möchte man die Verbindung einer unbegrenzten Weite mit scharf zu erfassender Nähe bezeichnen. Jene gibt der Hintergrund, diese ist im Vordergrund greifbar gemacht. Das Ganze klingt meistens in sehr weichen Tönen zusammen. Gewiß ist in diesen Landschaften der Agricola (1667—1719), Brand (1723—1795), Ruster (1730—1802), Raufcher (1754—1808) manches gestellt und vieles gerade in diesem gegensätzlichen Hertommen, aber die Stimmung ist durchweg außerordentlich fein und man spürt doch, daß die Naturschwelgerei Rousseaus nicht als etwas Plöklisches herausgesprungen, sondern langsam vorbereitet war.

Einzelnes wirkt ganz überraschend und urpersönlich, so das einzige Landschaftsbild, das von dem als Porträtisten unserer Klassiker wohlbekannten Melchior Kraus (1737—1806) erhalten ist und Weimar von der Ostseite darstellt. Segen einen merkwürdig aufgelichteten Himmel steht hier dunkelgrün zusammengeduckt die Stadt. Oder die kleinen Bildchen des Schweizers Salomon Gessner (1730—1788), die wie Vorahnungen Böllins wirken, vielleicht auch nicht ohne Einfluß auf diesen gewesen sind. Denn die Schweizer kennen ja im allgemeinen ihre Kunst und haben in ihrem konservativen Sinn immer eine starke Überlieferung häuslichen Besitzes gehabt. Ganz bedeutend tritt der Prager Norbert Grund (1714—1767) hervor, von dem ein Duzend ganz kleiner Bildchen zu sehen sind, die eine außerordentliche Weiträumigkeit durch kleine Figuren, einen Baum oder dergleichen unbedingt sicher gliedern und beherrschen. Der Ton ist dabei sehr zart und duftig, das Ganze aber doch von sprühender Farbigkeit. Man wird vielfach an den Venezianer Fr. Guardi erinnert, aber der Böhme hat die größere Raumkunst für sich.

Als ein besonderer Besitz dieser Zeit erscheint das Schlachtenbild. Man hatte ja so viele Kriege erlebt. Aber es sind nicht die großen, auch hier mehr repräsentativ wirkenden Bilder, die uns packen, sondern kleinere Ausschnitte aus dieser Welt des Kampfes, die wie kühne Impressionen mitten in einen oft weit gedehnten unbestimmten Raum hineingestellt sind und vom Einzelerlebnis losgelöst erscheinen, geradezu symbolisch wirken. Wie Georg Philipp Rugendas (1666—1742) in seinem Reitergefecht einige Menschen gegeneinander hauen und stechen, einige Pferde dahintrafen läßt, das hat etwas von einem plökligen Wirbelsturm, gewaltsam und doch flüchtig, daß einer, der es zufällig miterlebt, nachher kaum mehr an die Wirklichkeit glaubt. Noch packender sind die Kämpfe von Panduren, Bayern und Kroaten, die ein unbekannter Meister, der nach Tirol weist, mit einer ganz wilden Kühnheit auf die Leinwand geworfen hat. Das Ganze ist wie ein

phantastisches Schattenspiel, das sich auf einem von seltsamen Lichtern belebten, selber eigentümlich farbig leuchtenden Helldunkel abspielt.

So oft notiert man sich an den Rand den Namen eines späteren Künstlers, dessen Art hier wie vorgeahnt erscheint. Das Kühnste eines Delacroix scheint überboten in der Belehrung Pauli des Hamburgers Johann Matthias Weyer. Es ist wie ein Kampf zwischen Himmel und Erde, dieses Aufbäumen von unten hinauf, dieses Niedergreifen von oben. Das ganze Ereignis wirkt wie mit urplötzlicher Elementarkraft. Alles das kann nur sekundenlang dauern, aber ein ganzes Leben ist in diesen Augenblick zusammengedrängt.

Die Reihe ließe sich noch lange fortsetzen. Man darf ja hoffen, daß das hier zusammengebrachte Material mit dieser Ausstellung einem nicht wieder verloren geht. Der Gesamteindruck ist ungemein trostreich für den deutsch Empfindenden. Daß unsere Malerei des hier dargestellten Jahrhunderts mit der gleichzeitigen Kunst der Niederländer, Flamen und Franzosen als Ganzes nicht wetteifern kann, ist eher eine Naturnotwendigkeit. Man muß staunen, daß es überhaupt einem so zerstückelten und nachher noch geknechteten Volke gelungen ist, so viel und so Starkes hervorzubringen. Aber um so stärker erkennen wir, daß das Wesentliche des deutschen Kunstschaffens immer in der Mannigfaltigkeit der sich in ihm betätigenden Persönlichkeiten liegt, nicht aber in der Fähigkeit, ein hohes Gesamtniveau herauszubringen. Die Künstler, die man hier sieht, weisen nach allen möglichen Seiten hin. Das liegt weniger an den vielerlei Einflüssen, die von außen auf Deutschland eindrängten, als an der Mannigfaltigkeit der deutschen Art. Und wie die Berliner Jahrhundertausstellung für das neunzehnte Jahrhundert eine so große Zahl von Eigenbröttern, von einsamen Eigensinnigen hervorholte, so hat es die auch im Jahrhundert zuvor gegeben, so gibt es sie auch in der Gegenwart. Die Kraft der deutschen Kunst liegt in der Widerstandsfähigkeit des einzelnen Künstlers gegen die Zeit, in seiner Fähigkeit, sich treu zu sein, in seinem eigensinnigen Wollen, nur sich selbst zu geben. Dem stehen immer herrschende Mächte entgegen, sei es ein absolutistisches Fürstenregiment, sei es eine herrschende akademische Kunstmeinung, sei es auch ein aufdringlicher Feuilletonismus der Tagespresse. Jede Zeitmeinung hält sich für die allein richtige, verachtet oder bedauert das Irregehen der Vergangenheit. Unter den Künstlern aber sind es nur wenige, deren Art sie zur Teilnahme am großen öffentlichen Kampfe beruft. Das Beste, das Reinste und Dauerndste wächst in der Stille.





Behaltet die Musik im Hause!

Von Karl Stord

Wenn Mars dröhnenden Schrittes seine Herrschaft antritt, verhüllen die Musen ihr Haupt. Diese Vorstellung der Antike ist auch dem heutigen Geschlecht geläufig. Aber für das heutige Geschlecht ist sie falsch. Denn das Werk der Musen, die Kunst, ist längst nicht mehr bloß ein heiteres Spiel, eine Verschönerung des Lebens, sondern eine Notwendigkeit, ein Wesensteil des Lebens geworden. Und wenn in den letzten Jahren äußerliches, spielerisches und willkürliches Artistentum in steigendem Maße unsere Kunst durchseuchte — von uns immer aufs heftigste bekämpft —, so wird und muß das jetzt von uns abfallen, wo deutsche Art im deutschen Lande sieghaft sich erhebt, um alle Feinde des Deutschtums niederzuzwingen.

In diesem Weltkampfe für deutsche Art können wir die deutsche Kunst nicht entbehren. Und wenn sich für unsere Theater, die nach Stücken suchen, die der jetzigen Hochspannung deutschen Wesens entsprechen, in erschrecklicher Unbarmherzigkeit eröffnet, wie undeutsch ihr Wirken seit Jahrzehnten gewesen, unsere Musik besteht die Probe. Zwar die glanzvollsten Namen unter den Lebenden verblaffen bedenklich, und die internationalen Bemühungen russischer Tänzer, die in Paris für ein Ballett mit in italienische Renaissance eingekleidetem alttestamentarischem Inhalt eines deutschen Hofkapellmeisters wirken (Richard Straußens „Josephslegende“), erweisen sich jetzt für jeden als lächerliche Reklamemacherei. Aber jene deutsche Musik, die uns Herzensbesitz geworden ist, paßt in diese Zeit, als sei sie aus ihr herausgewachsen.

In der Tat: die deutsche Musik ist ja aus einer Zeit der Not, der härtesten Heimsuchung aus den bedrängten Herzen herausgehämmert worden. Das verwüstete Land des Dreißigjährigen Krieges ist ihre Wiege, in der Knechtschaft des deutschen Geistes ist jenes seiner Kinder gezeugt, das das freieste und deutscheste geworden ist. O heiliger Johann Sebastian Bach, nun endlich wird deine Musik wieder Volkssprache. „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, jubeltest du den Sieg

der deutschgläubigen Seele. Seine Kunst führt an den Urquell aller Religion, dorthin, wo es noch keine Trennung in Bekenntnisse gibt, wo nur das Verlangen nach Einssein mit Gott Sinn und Seele erfüllt. In diesen Tagen, wo endlich wieder einmal alle Deutschen im gleichen Gebete sich zusammenfinden, ist diese den Urtiefen des Gottgefühls entquollene Musik die Muttersprache unseres Gebets.

Und Händels Chor musikt ersteht uns wieder als das, was sie im innersten Kern ist: als Ausdruck des Denkens und Wollens eines Volkes als Gesamtheit. Dieses Denken aber ist Kampf um sein Dasein als Volk, sein Wollen Freiheit.

Freiheit! Hat einer sie glühender geliebt, heißer ersehnt, gewaltiger erträgt als Beethoven?! Nie und nirgends ist das Ringen durch Nacht zum Licht, durch Leid zum Sieg wahrer und erlebter dargestellt worden. Keiner hat würdiger als er die Kraft des Sieges gefeiert; keiner hat edlere Folgerungen aus dem endlichen Siege gezogen als er: „Freude, schöner Götterfunken“ und „Diesen Ruf der ganzen Welt“ . —

Nein, diese Kunst unserer großen Meister können wir jetzt nicht entbehren, nie haben wir sie nötiger gehabt als jetzt. Musik ist jetzt die natürlichste Sprache, wo ohnehin alle Seelen das Gleiche fühlen und nach dem ordnenden Rhythmus dieses in seiner überwältigenden Erregtheit verwirrenden Empfindens verlangen.

Musik brauchen wir vor allem in unsern Häusern. Nicht nur für den Jubel — da stellt sie sich von selbst ein —, mehr noch für die Stunden bangen Harrens, nervenze rüttenden Wartens. Für die Stunden auch der Trauer, wenn sie nicht nur den einzelnen, sondern auch der Gesamtheit beschieden sein sollten.

Wer jetzt die Musik aus seinem Hause verbannen zu müssen glaubt, zeigt nur, daß er niemals echte Musik darin hatte. Er hatte die Vettel aufgenommen einer seichten, innerlich gemeinen Eingeltangelei und öden Operettenwustes. Nun schämt er sich der Dirmengesellschaft. Aber das war nicht Musik. Hinaus mit dieser Aftersunft, hinaus für alle Zeit! Aber Haus und Herzen weit auf für echte Kunst.

So ist's natürlichste Lebensbetätigung, wenn ihr alle, die ihr Musik im Hause pflegen könnt, es jetzt doppelt tut. Und wenn Erinnerungen geweckt werden, die wehe tun, wenn Tränen ausgelöst werden — auch das ist ein Erlösungswort.

Es ist aber auch ein soziales Gebot, die Musik jetzt im Hause zu behalten. Für das innere soziale Leben, weil wir innere Freudigkeit und seelische Ausspannung nötig haben wie das tägliche Brot; für das äußere soziale Leben, weil wir sonst weite Bevölkerungskreise in ihren Lebensmöglichkeiten unterbinden.

Es ist begreiflich, daß so viele im ersten Ansturm den Musikunterricht ihrer Kinder aufgegeben haben. Aber es war eine Kopflosigkeit, die vor ruhigem Denken nicht standhält, es war eine Härte gegen die Lehrenden, die dem Worte Nächstenliebe, das jetzt überall zur Tat werden muß, ins Gesicht schlägt. Macht so schnell als möglich die Übereilung einer kopflosen Stunde wieder gut.

Eure Kinder haben die Musik nie nötiger gehabt als jetzt, wo ohnehin alle Zügel der Erziehung sich lockern und die Bewegtheit der Zeit leicht in Wildheit ausartet. Aber auch wir alle brauchen die Musik in Familie und Haus, als Volk.



Hilfsstellen für Berufsmusiker

Bzu München ist eine „Hilfsstelle für Berufsmusiker“ gegründet worden. Über ihren Zweck gibt der nachfolgend abgedruckte „Aufruf“ Aufschluß. Sie soll für die Dauer des Krieges bestehen. Verwaltet wird sie durch je zwei Mitglieder der unterzeichneten Musiker-Vereinigungen; die laufenden Arbeiten werden zu öffentlich bekanntgegebenen Stunden erledigt.

Es sei angeregt, den zu München gemachten Versuch auch in anderen deutschen und österreichischen Städten durchzuführen. P. M.

Aufruf!

Hilfsstelle für Berufsmusiker.

Über eine große Zahl von Musikerfamilien hat schon der Ausbruch des Krieges die bitterste Not gebracht.

Viele zu den Waffen einberufene Musiker haben Frau und Kind ohne jegliche Existenzmittel zurücklassen müssen. Und zu Hunderten und Überhunderten zählen die größeren und kleineren Orchesterangehörigen, die man plötzlich aus ihren Stellungen entließ, sei es mit einer knappen Abfindung, durch die sie ihr Leben für einige Tage notdürftig fristen können, sei es ohne die geringste Unterstützung.

Nicht weniger beklagenswert ist das Los derer, die Unterricht erteilen und über Nacht ihre Stunden einbüßten.

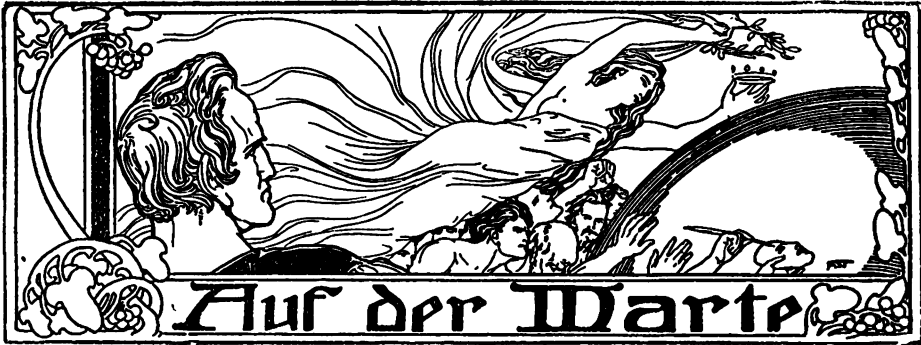
Unter den Unzähligen aus allen Ständen und Berufsarten, die durch ernste und heitere Musik Freude, edlen Genuß, Erhebung finden, sind sicherlich nicht wenige, die jetzt auch der Familien der ins Feld gezogenen und der ins Elend geratenen Musiker gedenken und ein Scherflein zur Milderung ihrer Lage beitragen werden. Wir bitten sie, Spenden, vom kleinsten Betrage an, der in Rücksicht auf die Zeitumstände gegründeten Hilfsstelle für Berufsmusiker, zu Händen des Herrn Kapellmeisters Theo Freitag, München, Luiseustraße 71/II, Fernruf 8135, freundlichst übermitteln zu wollen. — Auch bitten wir alle, die ihre Unterrichtsstunden schon gekündigt haben, sie nach Möglichkeit wieder aufzunehmen.

Des weiteren ersuchen wir alle, die auf längere oder kürzere Zeit für leichtere körperliche oder Bureauarbeit verschiedenster Art tüchtiger und zuverlässiger Hilfskräfte benötigen, sich zwecks Vermittlung an die genannte Stelle zu wenden. Nicht gering ist die Zahl der Musiker, die sprachkundig sind, mit Buchführung, Maschinenschrift u. a. m. vertraut sind und gegen bescheidenes Entgelt innerhalb und außerhalb Münchens sich mit Eifer und Hingebung betätigen möchten.

München, den 10. August 1914.

Paul Ehlers. Richard Strauß. Paul Marfop. Münchner Künstlerverein, i. A.: Julius Schweizer. Münchner Musiker Verbindung, i. A.: Albert Knüppel. Münchner Ensemblemusiker-Bund, i. A.: Theo Freitag.





Der Geist von 1813

In der Geschäftsstelle der „Braunschweiger Landeszeitung“ in Braunschweig erschien eine Dame mit den Worten: „Geld habe ich nicht, aber dieses möchte ich Ihnen geben. Verkaufen Sie es und überweisen Sie das Geld dem Roten Kreuz.“ Dabei übergab sie einen kostbaren, mit funkelnden Edelsteinen und prachtvollen Perlen besetzten Schmuck und ging eiligst davon. Raum war die wertvolle Opfergabe im Schaufenster zum Verkauf ausgestellt, so brachten andere Damen Schmuckstücke, sowie goldene und silberne Gebrauchsgegenstände und legten sie als Opfergabe für das Vaterland nieder.

Im Bureau des Vaterländischen Frauenvereins zu Steglitz erschien ein älterer Mann. Geld könne er nicht geben, sagte er, aber seinen Trauring bringe er. Seine Frau liege im Sterben. Er habe ihr versprochen, nach ihrem Tode auch ihren Ring zu bringen.

In einigen Barbiergegeschäften der Berliner Friedrichstadt sieht man ein Schild mit den Worten: „Kostenloses Haarschneiden für Kinder, deren Väter in den Krieg gezogen sind.“

Der 76 Jahre alte Berliner Rentier Louis Müller aus der Kolberger Straße, der bereits Urgroßvater ist und vor zwei Jahren seine goldene Hochzeit gefeiert hat, meldete sich im Polizeibureau Hochstraße 28 und bot seine Dienste dem Staat an und wenn es auch nur zur Schreibhilfe sei, da man ihn

im Feldzuge wohl doch nicht mehr recht gebrauchen könne.

Der im 71. Lebensjahre stehende Kriegsveteran, Hausverwalter Ohlmeyer aus der Karlsartenstraße in Neukölln, der schon die Feldzüge 1866 und 1870/71 bei den Franzern mitmachte, hat sich als Freiwilliger gestellt und ist als Marktetender angenommen worden.

Auf der Domäne Dahlem erschienen nach Bureauausfluß vier Geheimräte aus einem Berliner Ministerium mit ihren weiblichen Hausgenossen und halfen beim Einfahren des Roggens.

Aus Grunewald schreibt der dortige Pfarrer Priebe: Nach dem gestern hier abgehaltenen Bittgottesdienst klopfte es an der Tür meiner Sakristei. Auf meinen Hereintretend meldete sich ein älteres, hier angestelltes Kinderfräulein, welches mit bescheiden und schüchtern einen „Meinen Beitrag für die Erquickung der im Felde stehenden Soldaten“, volle 60 M in Gold, überreichte!

Es ist gegen Abend. Über den Blücherplatz, die Bellealliancebrücke und weiter an den Ufern des Kanals entlang wogt die Menge. Jetzt ein Stoden. Unsere Braven kommen daher auf schweren Geschützen: Tücher wehen, Abschiedsworte klingen, Hurra-rufe. Da plötzlich taucht neben der letzten Kanone, in langsamer Fahrt mit den gespannten schritthaltend, ein Taxameter auf. Zwei junge Mädchen darin, beide Arme

voll dunkelroter Rosen. Und mit herzlichem Abschiedswort reichen sie jedem der jungen Krieger eine Blume. Dem blutjungem Leutnant an der Spitze des Zuges fliegt ein glückliches Leuchten über das Gesicht bei diesem freundlichen Gruß

*

Ein Feldpostbrief: „Liebe Mutter! Ehe es losgeht, muß ich Euch noch einmal schreiben. Wir liegen hier und warten auf den Feind. Es kann sein, daß wir schon morgen losfahren, wir wissen aber noch nicht, mit wem wir's zu tun haben. Aber wir werden schon unser Vaterland verteidigen. Also tröstet Euch man, so leicht gehen wir nicht unter, und wenn wir wiederkommen, gibt's eine doppelte Freude. Also betet, daß Deutschland Sieger bleibt. Macht Euch keinen Kummer und Sorge um Euren Sohn. Wir kämpfen mit frischem und fröhlichem Mut für unser Vaterland. Euer treuer Hans.“

*

Ein Charlottenburger Schuhmachermeister, der vom Roten Kreuz die Erlaubnis zu einer privaten Sammlung erhalten hatte, brachte auf der Straße und einigen Wirtschaften in nur zwei Stunden, unterstützt von seiner Tochter und einem vierjährigen Entel, 200 *M* zusammen, so daß die Sammelbüchsen bis zum Rande gefüllt waren.

Ufw.

*

Der Europäische Krieg

Im Februarheft 1912 (Sürmer XV, S. 683) schrieb ich:

„Schwieriger würde die Lage für Deutschland werden, wenn infolge der unfertigen Staatszustände auf der Balkanhalbinsel ernste Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und Rußland hervortreten sollten. Dann würde Deutschland nach zwei Seiten hin zu kämpfen haben, gegen Frankreich, den Verbündeten Rußlands, und zugleich gegen dieses Reich selbst, an der Seite Österreich-Ungarns. England würde die Gelegenheit benützen, um die deutsche Flotte anzugreifen und den deutschen Handel zu zerstören.

! Diese Kriegsmöglichkeit könnte durch eng-

lische Ränke herbeigeführt werden. Indessen war sie nach der Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn Anfang 1909 schon einmal da und ist überwunden worden. Doch nicht etwa, wie ein vielschreibender deutscher Diplomat außer Diensten behauptet hat, durch deutschen Bluff, sondern im tiefsten Grunde, weil sich die französische Regierung damals weigerte, die Auslegung einer neuen russischen Anleihe an der Pariser Börse zu gestatten, oder doch nur unter der Voraussetzung, daß Rußland die Einverleibung Bosniens anerkannte. Rußland sah sich danach außerstande, einen großen Krieg zu führen, und mußte nachgeben.“

! Was ich vor 2½ Jahren an dieser Stelle andeutete, ist durch die jüngsten Ereignisse bestätigt worden. B. D.

*

Es braust ein Ruf

Tausendmal haben wir in diesen Tagen das Lied vernommen, das wie Schwertgeklirr und Wogenprall über das ganze Deutschland hindonnert. Aber nicht nur, daß ein so urgewaltiger Ruf auch den faulsten Schläfer aufweckt, — das Wunderbare dieser Tage, das Herrlichste ist, daß es nur ein Ruf ist. Die Urbegriffe werden lebendig, weil wir sie erleben. Was Volk heißt, wußten wir nicht mehr. Jetzt erfahren wir's in tiefster Seele. Wir standen Hunderte, Tausende, Millionen nebeneinander, jeder beschäftigt mit sich, ganz eng gezogen der Kreis derer, für die er dachte. Nun auf einmal ist das Ich nichts mehr. Ich bin nur noch ein Teil eines Ganzen und denke nur an das Ganze. Von den Hunderttausenden, die draußen stehen im Felde, denkt keiner an sich. Was mit mir geschieht, ist völlig gleichgültig. Ich habe nur den einen Wert, daß ich möglichst viel erreiche für das Ganze.

Auch die daheim werden überwältigt. Es ist nicht möglich, sich jetzt mit seinen An-gelegenheiten zu beschäftigen. Du magst es pflichtgemäß versuchen, du mußt es ja tun. Aber immer drängt sich der eine große Gedanke dazwischen. Nicht einmal der Traum der Nacht gehört dir selbst; auch ihn bevölkert

das Sehnen, das Wünschen, das Müssen des Ganzen. Was gestern noch wichtig schien, ist gleichgültig geworden. Wehe denen, denen es nicht so geht! Wehe denen, die auch jetzt noch selbstfüchtig zu sein vermögen! Sie sind nicht teilhaftig geworden der Ausgießung des Heiligen Geistes, die über unser ganzes Volk, unser schönes, großes Vaterland niedertaute. Sie sind kaum unserer Verachtung wert, denn sie sind ja so bejammernswert klein und arm!

R. St.

*

Mensch, du singst ja nicht mit!

Ein Mitarbeiter schreibt den „Deutschen Nachrichten“: Um die Stimmung in den Berliner Arbeiterkreisen kennen zu lernen, machte ich Sonnabend abend einen Rundgang durch eine Anzahl bescheidener Lokale des Berliner Nordens. Wohl ein duzendmal habe ich mit Leuten, die direkt von der Arbeitsstelle gekommen waren, Gespräche angeknüpft und einmütig eine geradezu begeisterte Stimmung festgestellt. Dieselben Männer, die wohl noch vor wenigen Tagen die Arbeitermarschallise sangen, stimmten allenthalben die „Wacht am Rhein“ und das „Preußenlied“ an. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich aus einem Lokal der Elsasser Straße, das mir als notorischer, sozialdemokratischer Treffpunkt bekannt ist, aus Duzenden von Arbeiterleuten „Heil dir im Siegerkranz“ auf die Straße brausen hörte. Erfreut trat ich näher und bemerkte, daß sich sämtliche Anwesende, auch die Frauen, erhoben und die Häupter entblößt hatten. Im ersten Augenblick der Überraschung über diesen hier so ungewohnten Anblick vergaß ich meinen Hut abzunehmen und sang auch nicht sofort mit. Sofort erhoben sich drohend schwielige Arbeiterfäuste, und eine Bassstimme erscholl mir unsanft mahnend entgegen: „Mensch, du singst ja nicht mit!“ Wie Musik klang mir die rauhe Mahnung ins Ohr — — — In einem Lokal am Bahnhof Börse kletterte ein Gast auf einen Stuhl und hielt eine patriotische Ansprache an die Menge. Der Wirt, der anscheinend an ein hauptsächlich sozialdemokratisches Publikum

gewöhnt war, ersuchte den Redner, aufzuhören, weil er Störungen befürchtete. Da kam er aber schon an. Eine Anzahl Steinseher und Pflasterarbeiter, die gerade in der Nähe zu tun gehabt hatten, umringten ihn drohend und mit ihnen erhoben sich sämtliche Gäste unter lauten Hochrufen auf den Kaiser. Allenthalben patriotische Rundgebungen und vaterländische Lieder, die gar vielen schon 20 Jahre und länger nicht über die Lippen gekommen sein mochten — die dem Vaterland drohende Gefahr hat sie wieder wachgerufen!

*

Prahler und Schreier

Der Kriegszustand und was ihm voranging hat zwei üble Begleiterscheinungen gezeitigt: die Prahler und die Schreier. Diese setzen sich zumeist aus Leuten zusammen, die den urplöthlichen und echten Ausbruch der allgemeinen Begeisterung verfaumt haben und sich nun für verpflichtet halten, ihre Vaterlandsliebe in möglichst lärmender Weise zum Ausdruck zu bringen. Diese Leute haben, während ihre Brüder schon längst die Worte in die Tat umsetzten und ins Feld zogen, eine ganz unerträgliche Gewalttätigkeit unter den Zurückgebliebenen errichtet. Sie herrschen in den Kaffeehäusern und Bierlokalen und haben dort einen richtigen Begeisterungsstomm eingeführt. Wer sich ihren Anordnungen nicht fügt, wer nicht mitbrüllt, aufsteht und Hoch schreit, wenn sie es gebieten, wird in den Verdacht mangelnder Vaterlandsliebe gebracht und gerät unter Umständen in Gefahr, verhauen zu werden. Ein Gast hat festgestellt, daß man in einem großen Berliner Café in der Zeit von zwanzig Minuten nicht weniger als achtmal aufstehen mußte, um mitzufingen oder Hoch zu schreien.

Eine zweite nicht minder üble Kategorie sind die Prahler. Wenn es nach ihnen ginge, stünden wir heute schon in Paris und alles wäre erledigt. Denn sie sind es, die mindestens jeden Tag eines Sieges bedürfen, um sich als erste Verbreiter der Siegesmeldung, wie der Berliner sagt, „dick tun zu können“. Auf diese Weise

entstehen dann Gerüchte, denen die Enttäuschung auf dem Fuß folgt. Wagt jemand die Richtigkeit ihrer Meldungen zu bezweifeln, so spielen die Prahler die Entrüsteten und trumpsfen mit dem „Offizier aus dem Generalstab“ auf, dem sie ihre unbedingt zuverlässige Kunde verdanken. Der Offizier aus dem Generalstab (der danach aus lauter Plaudertaschen bestehen müßte) tut gewöhnlich seine Wirkung, und die Falschmeldung verbreitet sich wie ein Lauffeuer.

Was gegen die Prahler und Schreier zu tun ist? Wir wollen nicht nach der Polizei rufen, die gerade jetzt wichtiges genug zu tun hat. Das große Publikum, das sich in diesen schweren Zeiten so würdig benommen hat, wird sich selbst zu helfen wissen. Es weise diese gefährlichen Burschen in ihre Schranken, wenn nötig mit entsprechendem „Nachdruck“. Dann werden sie bald von der Bildfläche verschwinden;

*

Pflicht zur Härte

Der Franzose Thiers hat den von ihm ingrimig gehaßten Deutschen nachrühmen müssen, daß sie eine „furchtbare Energie in dem entwickeln, was sie für recht halten.“ Die Welt hat jetzt schon den Beweis dafür, daß uns diese furchtbare Energie nicht verloren gegangen ist, soweit es den freudigen Einsatz des Lebens für die deutsche Sache gilt. Aber die Weltlage erheischt von uns, daß wir diese furchtbare Energie gegen uns selbst lehren. Wir müssen hart werden.

Hart im Felde. Keinem, der den Dingen unbeirrt und kühn ins Auge sieht, kann es verborgen bleiben, daß wir im buchstäblichen Sinne des Wortes um Sein und Nichtsein kämpfen. Wer Frankreich, Belgien und Rußland kennt, weiß, daß, wo diese Feinde in Deutschland hingelangen, nichts stehen bleiben wird, kein Denkmal der Kunst und Kultur, kein Werk der Industrie, wahrscheinlich kaum ein männliches Wesen. Mit Stumpf und Stiel würde man uns auszuwotten, zu Knechten herabzudrücken suchen. Und die Lasten, die uns von vornherein auferlegt würden, wären

so, daß wir nur noch für die Feinde zu unserer eigenen Unterdrückung zu arbeiten hätten.

Wir müssen im gleichen Geiste vorgehen. Gerade weil wir gegen unseren niederträchtigsten Feind, gegen England, nur beschränkte Waffen, nur begrenzte Bekämpfungsmittel in der Hand haben, müssen wir jene Segner, die wir erreichen können, unterdrücken bis zur Vernichtung. Diese Überzeugung muß sich einem jeden Deutschen in Herz und Gehirn einbrennen und darf durch keinerlei Nebenumstände ausgelöscht werden. Für das, was unseren Volksgenossen beim Ausbruch des Krieges in Feindesland geschehen ist, müssen wir Genugtuung haben. Gott bewahre uns davor, daß wir irgendwo unsere Krieger als Soldateska auf die Leute losließen! Aber der Herr Bürgermeister von Brüssel als Kopf der dortigen Bürgergarde, Belgiens Polizeiorgane und jene, die für Führer des Volkes gelten können, müssen jetzt zur Verantwortung herangezogen werden, daß sie deutsches Gut und deutsches Leben gegen ihre eigenen Staatsangehörigen nicht zu schützen wußten, nicht verteidigen wollten. Wir kämpfen bei den Romanen mit einem Volke von so blinder Selbstliebe, von so blödsinnigem Hochmut, daß alles, was nicht Härte ist, lediglich als Schwäche gedeutet werden wird. Ich habe meine Jugend im Elsaß verlebt, noch süßlich von Mülhausen, mitten in einer von Deutschenhaß erfüllten Bevölkerung. So gutmütig diese angelegt war, so freundlich sie hundertfach dem einzelnen entgegental, tausend Fälle haben sich in meinem Herzen eingegraben, in denen den deutschen Kriegführenden von 1870 die wüsten Grausamkeiten nachgesagt wurden. Alles war erlogen, genau wie man vor keiner Lüge zurückschreckte, um jeden Deutschen, wo er ging und stand, lächerlich zu machen.

Das war französisches Werk. Schon jetzt lügt uns die feindliche Presse jene Schandtaten an, die ihre eigenen Mord- und Brennhuben ausüben. Keine Schonung in keiner Hinsicht! Gerechtigkeit, aber harte Gerechtigkeit! Es hat in diesen zehn Tagen gerade im Elsaß mancher mehr gelernt, als in vierzig Jahren. Aber auch wir müssen lernen. Feige Suben, wie ein Wetterlé, dürfen ihr Ver-

giftungswerk nicht weiterreiben. Geschützt durch das Priestergewand, die Stellung als Reichstagsabgeordneter, hat er zwanzig Jahre lang allwöchentlich das Gift der Lüge gegen uns gesprüht. Wie er haben andere getan. Sein Berufsgenosse Delfor hat mit der Regelmäßigkeit eines Hämorrhoidarius in seiner Monatschrift „Revue catholique“ gegen uns höhrend schreiben dürfen. Und so viele, viele andere. Es sind auch heute noch gefährliche Elemente. Man gebe ihnen in sicherem Gewahrsam Gelegenheit, in Geschichte etwas umzulernen. Die elsässische Bevölkerung selbst würde Milde gegen diese Elemente, die zu den Hauptschuldigen an diesem Kriege gehören, nicht verstehen.

Wir müssen hart und entschieden werden auch im eigenen Lande. Jeder Vernünftige hat die Bekanntmachung begrüßt, daß in den Städten gegen die Prostitution die strengsten Maßregeln ergriffen werden sollen, zumal solange durch starke Einquartierung die Gefahr der Ansteckung aufs höchste gesteigert ist. Es ist ein Rückfall in alte Weise, wenn ein Teil der Berliner Blätter da sofort den Mahnruf vor „Mißgriffen“ erhebt. Wenn sogenannte anständige Weiber sich in dieser Zeit auf der Straße so benehmen, daß ein Mißgriff an ihnen möglich ist, so haben sie nichts Besseres verdient. Aber warum geht man gegen diese ungeheure Dornengefahr jetzt nicht in größerem Stil vor? Sie sind jetzt als Herde der Ansteckung für unser Heer gefährlicher, als die Russen, die noch im Lande sind. So verpade man alles, was unter Kontrolle steht, für die Zeit der Einquartierung in Lager außerhalb der Städte unter scharfer Bewachung. Ihre Beschäftigung können sie sich dadurch verdienen, daß sie für die Soldaten Strümpfe stricken müssen, nebenbei ein gutes Mittel zu nutzbringender Liebestätigkeit.

Wären wir nicht durch lauter Korrektheit schwach gewesen, wäre unsere Verwaltung so hart gewesen, wie sie es in dieser Zeit sein müßte, so hätten wir tausend und mehr der gelben Affen in sicherem Gewahrsam, die jetzt mit der Beutegier der Hyäne fern im Osten über unsere Vorwacht herfallen dürfen. Diese Geiseln hätten sich dann in ihrem freund-

lichen Lächeln weiter üben können. Aber nein, wir scheuen vor jeder harten Maßregel. Die lächelnde Versicherung des Gesandten genügt, um uns den Arm zu lähmen. Das ist nur Schwäche, nichts anderes, und es ist Torheit es mit schönen Worten wie „Gerechtigkeit“ und „vornehme Gesinnung“ zu bemänteln. Sie kostet uns viele brave deutsche Leben. Die Möglichkeit der Wiedervergeltung aber steht in weiter Ferne.

Hart werden muß jeder einzelne. Schon werden da und dort Stimmen laut, daß man es den einzelnen Fremden nicht entgelten lassen dürfe, was sein Volk gegen uns tue. Das ist grundfalsch. Er muß es entgelten, nicht in roher Vergewaltigung, aber darin, daß wir ihm unser Herz verschließen, hart werden gegen ihn. Jeder Angehörige der uns betriegenden Nation ist unser Feind, und wir müssen ihm Feind sein. Unbarmherzig. Wir haben maßlose Freundschaft geübt gegen alles, was Ausländer war in unserem Lande. Diese Fremden haben die Probe der Freundschaft nicht bestanden. Wenn die Tausende von Franzosen und Engländern, die bei uns Freundschaft genossen, in ihren Ländern Stich gehalten hätten, so wäre dieser Krieg nicht ausgebrochen. So targ die Stimmen sind, die herüberbringen, schon wieder haben wir den Beweis, daß alle jene Franzosen, die in Friedenszeit ein von uns ach so dankbar und beglückt aufgenommenes Wort der Anerkennung für Deutschland fanden, einmütig dastehen in grenzenlosem Haß und wütesten Verachtung, Verleumdung alles Deutschen. Wer da sich einbildet, durch persönliche Güte dem entgegenwirken zu können, ist dumm und schwach. Es muß Gottes Vorrecht bleiben, um fünf Gerechter willen eine Stadt voll Sündiger zu verschonen. Wir müssen uns heute so ausschließlich nur als Volk, als eine Gesamtheit fühlen, daß wir auch drüben den Feind nur als Ganzes sehen dürfen, und gegen dieses sind wir zum Haß gezwungen, zur Härte verpflichtet! Ausnahmen zu machen hat keiner das Recht.

R. St.

*

Zusammenhalten

Z kann nicht einfach sagen: Treue halten, denn die Treue ist vorher nicht geübt worden. Im Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern hat lediglich der Nützlichkeitsgedanke geherrscht, jeder suchte nur sich selbst. Das hat sich jetzt gleich zu Beginn des Krieges furchtbar gerächt. Kaltherzig schlossen die großen Betriebe ihre Pforten und gaben Hunderte dem Elend preis, statt alle Mittel und Wege zu erwägen, wie man durch engeren Zusammenschluß durch die schwere Zeit hindurchkommen könne. Hoffen wir, daß diese großen Betriebe durch die Gewalt des Volkswillens zu einem anderen Verhalten gezwungen werden. Aber das wird nur dann geschehen, wenn jeder einzelne in seinem Kreise aus diesem Geiste heraus handelt. Man muß ja der Dummheit viel vergeben. Aber die Dummheit selbst wird jetzt unverzeihlich. „Wir müssen sparen!“ rufen unsere Frauen und sehen ihre Dienstmädchen auf die Straße. Das ist kalte Selbstsucht, nichts anderes. Spart an euch selbst, schränkt euch ein und werdet bescheiden in euren Ansprüchen! Spart, wenn es sein muß, sogar an dem, was ihr öffentlich spendet, wohl gar mit Namensnennung! Aber schafft kein neues Elend! Den Dienstboten mit durchfüttern kann jede Familie, selbst wenn eine Nahrungsnot über sie hereinbrechen würde, wovon jetzt noch gar keine Rede ist. Die Gewalt der Zeit hat im politischen Leben soziale Klüfte überbrückt, die für alle Ewigkeit gerissen schienen. Nun vollende dieses soziale Wert jeder einzelne in seinem Hause! Wenn je, dann ist jetzt die Gelegenheit geboten, daß die Menschen wieder näher aneinander kommen, daß wir wieder ein Volk werden und nicht ein Nebeneinander sich hassender oder doch nicht verstehender Stände.

R. St.

*

Eine übereilte Maßnahme

Man hat sich, was nicht hoch genug anzuerkennen ist, frühzeitig beeilt, private und öffentliche Gebäude für die Aufnahme Verwundeter herzurichten. Daß aber

auch die Lungenheilstätten zu diesem Zweck geräumt worden sind, war voreilig. Die zum großen Teil schwerkranken Patienten sehen sich plötzlich ohne Erbarmen in Kriegslärm und Kriegsnot hineingestoßen. Körperlich kaum imstande, einer Beschäftigung nachzugehen, vermehren sie das Heer der Arbeitslosen. Wer sorgt nun für sie? Welches andere Schicksal bleibt ihnen, den Schwächsten der Schwachen, als elend dahinzusiechen? Aber damit nicht genug. Ist denn gar nicht an die schwere Gefahr für die Allgemeinheit gedacht worden, die dadurch heraufbeschworen ist, daß man die Lungenkranken, statt sie mehr denn je isoliert zu halten, zu ihren Angehörigen zurückgeschickt hat? Die Tuberkulose verbreitet sich bekanntlich durch Infektion, durch Ansteckung von Person zu Person, und sie verbreitet sich am schnellsten dann, wenn Mängel der Ernährung die Widerstandskraft gegen das Eindringen der Bakterien vermindern. Gerade die unteren Schichten der Bevölkerung werden aber während des Krieges kaum in der Lage sein, sich so zu ernähren wie zu Friedenszeiten. Das heißt in dürren Worten: Durch die Entlassung der Lungenkranken ist der Verbreitung der Tuberkulose im Volke Tür und Tor geöffnet.

Man hätte den Betrieb der Heilstätten einschränken, den Arztetab verringern, man hätte an vielen Punkten sparen können. Aber die Schließung der Heilstätten war ein Mißgriff, der sich wohl durch die stürmischen Forderungen der Zeit entschuldigen ließe, aber doch unverzüglich rückgängig gemacht werden mußte. Daß es an Räumlichkeiten für die Unterbringung der Verwundeten fehlen wird, ist kaum anzunehmen. Sollte vorübergehend die Gefahr einer Überfüllung auftauchen, so läßt sich durch Aufschlagen ganzer (technisch vorzüglicher) Barackenlager dem leicht und schnell abhelfen. Zurück mit den Lungenkranken in die Heilstätten!

*

Der Kampf gegen die Lüge

So großartige Erfolge wir zu Wasser und zu Lande bereits errungen haben, auf dem Zeitungspapier sind wir von unsern

Feinden völlig geschlagen worden. Man könnte über die an Dreifigkeit miteinander wetteifernden Phantasieberichte der Agence Havas und des Reuterschen Bureaus mit einem verächtlichen Achselzucken hinweggehen, wenn nicht in der Ausbreitung solcher Fluntereien eine sehr unmittelbare und nicht zu unterschätzende Gefahr für uns läge — namentlich im Hinblick auf gewisse unsichere Rantonisten. Der Zweck der sauberen Machenschaften englischer und französischer „Kriegsberichterstattung“ war ja ganz offenkundig der, den am europäischen Konflikt noch unbeteiligten Zuschauern die Überzeugung beizubringen: Die deutsche Sache ist eine große Pleite, wer nicht mit betroffen werden will, schließe sich dem Dreiverband an. Auf diese Weise hat schmutziger Börsengeist den glänzenden Erfolg der deutschen Waffen zu entwerten versucht.

Wir sind gegen diese niedrige Art des Kampfes nahezu machtlos gewesen. Frühere Fehler, über die jetzt nicht die Zeit ist zu schelten, haben sich schwer gerächt. Wenn wir (worauf die deutsche Presse oft genug, aber leider ohne Erfolg gedrungen hat) dem Reutter und der Havas eine gleichwertige internationale Nachrichtenstelle entgegenzusetzen gehabt hätten, wäre es nicht möglich gewesen, wochenlang die Welt über den wahren Verlauf der Dinge zu täuschen. Die Unterlassungsfünde, die wir uns haben zuschulden kommen lassen, legt uns aber im gegenwärtigen Augenblick um so mehr die Verpflichtung auf, mit sämtlichen uns zu Gebote stehenden Möglichkeiten den systematischen Lügenfabrikationen der englisch-französischen Wahrheitsfälscher ebenso systematisch entgegenzuarbeiten. Es kann nicht genügen, abreisenden Fremden ein paar deutsche Zeitungen in die Hand zu drücken, und ebensowenig darf man Herrn Bollati, dem italienischen Geschäftsführer, zumuten, jede Woche einmal zu Aufklärungszwecken nach Rom zu fahren. Wir dürfen die Aufklärung nicht andern überlassen, sondern müssen sie selbst, und zwar energisch, und unverzüglich in die Hand nehmen. Jetzt nach den großen nicht mehr zu verheimlichenden Siegen, jetzt wo es uns gelungen ist, die

Umklammerung unserer Feinde zu durchbrechen, darf kein Mittel und kein Weg ungenutzt bleiben, um der Wahrheit die Bahn zu ebnen. Auch im Hinblick auf die Zukunft sollten die maßgebenden Stellen zusammen mit bewährten Fachmännern der Presse ohne Verzug eine Neuordnung des Nachrichtendienstes in die Wege leiten.

*

Sachlichkeit

Deutsch sein heißt etwas der Sache wegen tun. Das Wort Richard Wagners erhält in dieser Zeit des Deutschseins eine herrliche Bestätigung durch das deutsche Heer. Die Männer draußen im Felde, vom Heerführer bis zum Gemeinen, suchen nirgendwo sich, sondern nur die Sache. Des Kaisers Dank für den Sieg bei Mülhausen nennt z. B. keinen Namen des Siegers. Das Helbentelegramm aus Kiautschou ist unterschrieben: Der Gouverneur. Der Kaiser selbst, dem sonst oft die Vorliebe für prunkvolle Aufzüge nachgeredet worden ist, hat auf jeden lauten Abschied von Berlin verzichtet. Still ist er fortgegangen, seine Pflicht zu tun. Wenn man überlegt, welche gewaltigen Rundgebungen ihm zuteil geworden wären, wenn er feierlich, wie das noch beim letzten Krieg der Fall gewesen, hinausgezogen wäre aus seiner Residenzstadt, so erlaucht man die Größe dieses schlichten Abschieds. Alle Eitelkeit ist abgefallen. Nehmen wir Zuhausegebliebene uns daran ein Beispiel.

Auch das Hilfswerk und alle die anderen Bestrebungen zur Unterstützung der großen Bewegung müssen sachlicher werden. Die vielen Namen der vielen Komitees müssen verschwinden, damit der persönlichen Eitelkeit keinerlei Vorhub geistet wird. Sachlichkeit vor allen Dingen auch für die Frauen, die sich im Dienste des Ganzen betätigen wollen! Schon müssen Leiter aller dieser Bestrebungen darüber klagen, daß ihnen zu viele Sonderwünsche vorgetragen werden, daß für manches wertvolle Liebeswerk die Kräfte fehlen, weil es nicht so im Vordergrund steht. An den Männern dieser Zeit müssen die Frauen lernen, daß sie dorthin gehören, wohin man sie stellt, daß jeder Posten gleich wichtig ist für

die Sache! Und nur diese hat zu befehlen. Das ist die große ethische Gewalt einer solchen Zeit, daß man endlich wieder einmal sich selbst vergeßen lennt.

R. St.

Undeutsches Deutschtum

Ein „deutsches Karlsbad“ ist in dieser Saison entdeckt worden, oder gleich ihrer zwei. Nur wo dieses allein und wahrhaft deutsche Karlsbad liegen soll — denn altmodische Leute werden geneigt sein, anzunehmen, daß das Karlsbad, in dem Johann Wolfgang Goethe seinen Sprudel trank, deutsch genug sei —, ward von den „zuständigen“ Gelehrten noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt. Eine Dame, die im „Lotalanzeiger“ ihren Kopfputz zeigt, verlegt es in den schwäbischen Schwarzwald; eine Brunnengesellschaft m. b. H. nach Westfalen. Und diese Gesellschaft, für die ich keine Reklame zu machen wünsche, versendet einen Prospekt, in dem folgende Sätze vorkommen:

„Unbeschadet der Bundestreue gegen das befreundete Österreich sollte in dem jetzt mehr und mehr sich zuspizenden Kampfe der Völker erstes nationales Gesetz für jeden deutschen Arzt der Grundsatz sein: bei gleicher Güte, bei gleicher Zusammensetzung und gleichen Erfolgen, bei denselben Indikationen soll jeder deutsche Arzt seine Kranken in ein deutsches Bad schicken, soll den deutschen Brunnen zu Kuren bei Deutschen benutzen. Da der Brunnen zu H. den Quellen von Karlsbad in Böhmen gleichwertig ist, sollte jeder deutsche Arzt den deutschen Brunnen statt der böhmischen Wasser zu Trinkkuren auch im Hause verordnen.“

Daß in dem so abschätzig „böhmisch“ genannten Karlsbad deutsche Männer und Frauen Tag für Tag und jahraus jahrein einen Verzweigungskampf für die Erhaltung deutscher Art kämpfen, einen Kampf nebenbei, in den keinerlei geschäftliche Rücksichten hineinspielen, ward diesem ärztlichen Reklameschriftsteller wohl nicht bewußt.

R. S.

Großreinemachen

Die große Stunde hat der blöden Nachäfferei ausländischer Bezeichnungen und Gepflogenheiten ein jähes Ende bereitet. Selbst in dem „fashionabelsten“ Berlin WW hat man dem nachdrücklichen Willen des vaterländisch gesinnten Publikums nachgeben müssen. Alle die Robes, Manteaux, Tailor Made, Manicure, Ondulation, Shampooing, Confiserie, English clothing und wie die fremdländischen Bezeichnungen sonst heißen, die leider immer noch die Schilder und Schaufenster der Berliner Geschäfte reichlich zu verunzieren pflegten, sind wie durch einen Zauberschlag verschwunden. „Piccabilly“, „Clou“, „Boncourt“ haben eine schleunige Rottaufe vollzogen. Und welcher Wirt würde es wohl wagen, heute seinem Gast eine französische Speisekarte vorzulegen?

Man soll das Eisen schmieden, solange es warm ist. Das Unkraut ausländischer Sprachverunreinigung, gegen die auch der Türmer an dieser Stelle von jeher gekämpft hat, muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, damit es sich niemals wieder hervorwagt. Das sollte auch vor allen Dingen für unsere Sportsleute gelten. Ihre Pflicht ist es, für die Befestigung namentlich der englischen Kommandos zu sorgen, die sich durch deutsche Bezeichnungen unschwer ersetzen lassen. Auch das abscheuliche „Made in Germany“ wollen wir uns endlich schenken. Klingt „In Deutschland gefertigt“ etwa weniger — vornehm?

Augenblicksbilder

Zu Sangerhausen im Gasthof. Am Bahnhof ist uns erklärt worden, daß die Strecke nach Berlin für mehrere Tage gesperrt sei (wir kamen übrigens nachher doch am nächsten Tage weiter). Während ich mich in meinem Zimmer häuslich einrichtete, tritt der Fernsprecher, der gerade neben meiner Zimmertür angebracht ist, in Tätigkeit. Ich muß jedes Wort hören. „Bist du es selbst, Alwine? — Ja, hier bin ich. — Also paß mal auf: Wir sitzen hier in Sangerhausen fest. Verstehst

du mich, Alwine? — In Sangerhausen sitzen wir fest. — Für vier Tage wenigstens. — Ja, ich kann doch nicht weiter! Der Zug geht nicht! — Ich kann nicht, wir sitzen fest! Das Militär läßt es nicht zu. Also paß auf: Es ist vier Herren — — Vier Herren, die ich unterwegs kennen gelernt habe, gelungen, ein Automobil aufzutreiben nach Berlin! Ein Automobil nach Berlin! Das kostet aber vierzig Mark für jeden. — Für jeden vierzig Mark! — Soll ich da mitfahren? — — — Na, was soll ich denn tun? — Alwine? — Ja, hier ist auch so schlecht zu verstehen. Soll ich mitfahren?“

Es drängt mich, diesen Mann der Alwine von Angesicht zu sehen. Welche Überraschung! Ein Hüne steht am Telephon, sechs Schuh hoch! — Ja, wir Deutsche fürchten niemand außer Gott — und allenfalls Alwine!

Kriegswucher

Unmittelbar nach dem Mobilmachungsbefehl versuchten minderwertige Elemente aus dem Umschwung der Dinge in geradezu verbrecherischer Weise Kapital zu schlagen. Leider sind diese Versuche, die von einer beispiellos erbärmlichen Gesinnung zeugen, in vielen Fällen geglückt. Der Bewucherung der Lebensmittel durch habgierige Händler hat die Militärbehörde schnell und mit eiserner Faust, wie sich dies auch gehörte, ein Ende gemacht. Dagegen hat eine Reihe von Unternehmern — ihre Namen verdienten, öffentlich gebrandmarkt zu werden — mit Gebrauchsgegenständen, die infolge der Mobilmachung in Aufschwung kamen, leider straflos Wucher treiben können. Vor allen Dingen mit Waffen! Eine Waffenhandlung in Berlin verlangte 100 und 130 M für einen Revolver, der sonst nur 40 M kostet. Ähnliches geschah in anderen Waffenhandlungen. In vielen Städten des Reiches mußten Offiziere, die sich mit Armee revolvieren oder Brownings versehen wollten, Preise bezahlen, die den normalen Preis um das drei- und vierfache überstiegen.

Als eigenartiger Patriot entpuppte sich auch ein Berliner Geschäftsmann, der

sich als Hoflieferant des Kaisers bezeichnet. Er schrieb einem Leutnant: „Der plötzlich und ganz unerwartet eingetretene Ernst der politischen Lage zwingt mich, Vortellungen zu treffen, die mich veranlassen, Euer Hochwohlgeboren ebenso wie meine gesamte Kundschaft um sofortige Erledigung Ihres Kontos innerhalb zweier Tage zu ersuchen. Keinerlei Gründe, welcher Art dieselben auch sein mögen, würden mich veranlassen, von dieser Vorsichtsmaßregel abzugehen, sondern ich werde unnachlässiglich nach Ablauf dieser Frist sofort ohne jede vorherige Benachrichtigung die energischsten Schritte an geeigneter Stelle tun, falls ich nicht am 31. d. M. im Besitze meines Guthabens bin.“

Ein Schlächtermeister verkaufte einem gemeinnützigen Verein zwei Zentner Würste billig, „denn es ist ja für die Soldaten“. Aber der vierte Teil der Ware war völlig verdorben und ungenießbar. Und ein Bäcker in einem anderen Vorort lieferte für recht gute Bezahlung ein schwammiges und wasserstrieimiges Brot, das nicht zu verwenden war. [Wir leben im Kriegszustand. Sollte es nicht noch schärfere Mittel geben, diesen schamlosen Wucherern das Handwerk dauernd und gründlich zu legen?

Die „Provinz Tirol“

Vor ein paar Wochen — die Welt atmete noch tief im Frieden — fiel mein Blick in einer unserer gelesensten Zeitungen auf eine seltsame Anzeige. Ein Standesbeamter verkündete das Aufgebot eines italienischen Paares, von dem er mit getreuer Sachlichkeit versicherte, daß es aus „Tirol“ stamme. Tirol: ich sagte mich nachdenklich an die Stirn. Tirol: ich fing an, mich ganz ehrlich meiner geographischen Unwissenheit zu schämen, bis ich dann weiter las und entdeckte: die holde Braut sei zu Bruned „in der Provinz Tirol“ geboren. Also das war's! Die gute alte Stadt Bruned im Pustertal, die jeder kennt, der einmal aus Tirol den Weg nach Rärnten oder Steiermark gesucht hat. Nur daß sich das „Land Tirol“ Andreas Hofers und Sped-

bachers, das Land, in dem Walter von der Vogelweide sang, diesem Seelenregistrator ohne Seele in eine welsche Provinz Tirole verwandelt hatte, die es, nebenbei bemerkt, überhaupt nicht gibt.

Das war, wie gesagt, noch mitten im Frieden. Ich möchte annehmen: nach dem Kriege wird's auch in diesen Stücken besser bei uns bestellt sein. Die große Zeit, in der wir leben, gibt unter Donner und Blitzen einen sehr nachdrücklichen Anschauungsunterricht ...

R. B.

*

O, ihr Frauen!

Das Goldene Buch des deutschen Volkes ist wieder einmal aufgeschlagen, und in leuchtender Schrift glänzen die Blätter, in die die Geschichte des Augustmonats 1914 eingetragen ist. Nur ein schwarzes Blatt ist dazwischen. Darauf stehen Verordnungen von Kommandanten und Behörden gegen würdeloses Benehmen von Frauen.

Es liegt in der Natur, daß daselbe Geschlecht die reine Madonnenmutter und die Dirne hervorbringt. Soweit jene Verordnungen sich gegen die Dirne richten, kommen sie nicht auf Rechnung des Wesens, das wir als Frau bezeichnen. Leider bleibt genug bestehen, daß sich das ganze Frauengeschlecht getroffen fühlen muß, daß die deutsche Frau als Typus verantwortlich wird. Damit ersteht die Pflicht zu strenger Selbstprüfung und zu rückwärtslosem Vorgehen gegen sich selbst.

Der Vorgang, daß deutsche Frauen sich an die Gefangenen herandrängen und sie mit Liebenswürdigkeiten überhäufen, haftet als Schandfleck auf der Kriegsgeschichte von 1870/71, und der aufbewahrte Soldateningrimm aus jener Zeit hat es mit sich gebracht, daß unsere Militärbehörden jetzt von vornherein so schroff auftraten.

Es offenbart sich in diesem Benehmen von Frauen zunächst eine unbegreifliche Schwäche an Volksbewußtsein. So schwer es einem fällt, jeder, der verschiedene Völker kennen gelernt hat, muß zugeben, daß keine Frau so wenig Nationalgefühl besitzt, wie die deutsche. Die Ausländerei, ein Fluch,

Der Kärmer XVI, 12

der uns aus Jahrhunderten der Knechtschaft anhaftet und auch unsere Männerwelt immer wieder geschändet hat, ist bei unseren Frauen bis zum Verrat an ihrem Volkstum gesteigert. Von der kindischen Abhängigkeit in der Kleidung will ich gar nicht reden. Aber geradezu närrisch sind die Vorstellungen von Bildung bei unserer Frauenwelt. Etwas Französisch oder Englisch parlieren ist ihr das Höchste. Von Geschichte, vor allem der Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, haben neun Zehntel der Frauen keine Ahnung. Sie haben auch keine Teilnahme dafür. Nur „parlieren“. Und sich möglichst öffentlich damit brüsten, wenn man auch noch so wenig kann. Im Elsaß, wo dieses Französischparlieren der Frauen und Töchter von Altdeutschen geradezu Landesverrat bedeutete, war nicht dagegen aufzutommen. Die Frau des Statthalters Wedel ging mit dem schlechten Beispiel voran. In der Schweiz suchen sie im deutschen Landesteil ihr schlechtes Französisch anzubringen. Zur Rede gestellt, heißt es, man müsse diese Gelegenheit zur Bildung wahrnehmen! Daß unsere weibliche Schulbildung diesem Schwindel nicht entgegenarbeitet, ist ihr größter Mangel.

Eng verwandt damit ist die Uberschätzung der Ausländer in gesellschaftlicher Hinsicht. Unsere Frauen betrachten es als eine besondere Zierde jeder Gesellschaft, wenn sie in ihr einen Ausländer herumreichen können. Von hier geht es dann hinüber ins Geschlechtliche. Es mag sein, daß die ausländischen Gesellschaftsformen für das Galante im Umgang besser zugeschliffen sind, als die deutschen. Jedemfalls fällt die deutsche Frauenwelt unbedingt auf diesen Köder herein. In Berlin waren die gelben Mongolenaffen auch in besseren Gesellschaftskreisen immer von den Damen geradezu umgiert.

Die Nationallasten sind immer verhängnisvoller geworden, weil — es muß offen gesagt werden — der Dittengeist in den letzten zwanzig Jahren bei uns erschreckende Fortschritte gemacht hat, so daß seit etwa zehn Jahren die deutsche Gesellschaft im Auslande einen geradezu vernichtenden Ruf hatte, soweit das Benehmen der Frauen in Betracht kam. Auf den Knien wollen wir dem Himmel

56

anken, daß jetzt dieses furchtbare Gewitter hereinbricht und unsere Literatur, unsere Kunst von der widerwärtigen Geilheit säubert, die allmächtig geworden war. Wir wollen, wir müssen uns in dieser Stunde daran erinnern, wie schamlos in den letzten Jahren auf den Bühnen auch der besseren Gesellschaft getanzet wurde. Es war, als ob die Mütter blind geworden wären; der Mut zur Schamhaftigkeit war geradezu verpönt. Die Kleidertracht vollends der letzten Jahre ist eine Hurenmode.

Gewiß, die Männerwelt war mit in dem Strudel. Aber sie hat bewiesen, daß sie nur äußerlich hineingeraten war. Mit einem Schlage ist das alles abgeworfen, und der alte deutsche Geist zeigt sich im deutschen Manne wirksam. Die paar alten und jungen „Gent“-Typen, die sich jetzt in unseren Großstädten noch zu zeigen wagen, wirken wie Narrenhäusler. Sie werden schon noch zusammengeprügelt werden. Aber die Mehrzahl der Frauen hat noch keine Abnung. Noch laufen sie in ihren durchsichtigen Kleidern herum. Gewiß, es sind Spahengehirne und Putennaturen dabei, denen nicht zu helfen ist. Aber es sind auch tausend andere. Es ist traurig, wenn man den sich freiwillig zum Roten Kreuz Anmeldenden erst begreiflich machen muß, daß sie in einer ernststen Kleidung zu erscheinen haben! Die Gesichter der jüngeren Weiberwelt zumal verraten noch nichts davon, daß ihnen die Größe der Stunde aufgegangen. Und auch das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in dem Massenandrang zum Liebeswerk unendlich viel Mode und Selbstgefälligkeit steckt. Alle Ärzte wissen davon zu berichten, daß sich die Meldenden von den bescheidenen Posten drücken, daß sie dort stehen wollen, wo sie „gesehen“ werden.

Hier fehlt die Sachlichkeit, der sich die Männerwelt bereits gebeugt hat. Die Frauenwelt hat jetzt ihre Prüfung zu bestehen. Der Ruf nach Gleichberechtigung ist bis zu einem gewissen Grade von uns allen als berechtigt anerkannt worden. Denn wir, die wir gegen manche Auswüchse der Frauenbewegung ankämpfen, sehen die Gleichberechtigung darin, daß dem echten Frauentum volle Gelegenheit geboten werden muß, sich auch öffent-

lich ausleben zu können. Aber nicht die einzelnen können eine solche Berechtigung erweisen, die Gesamtheit des Geschlechts muß es tun. Stellt diesem Männervolk, das jetzt vor euch steht, ein ebenbürtiges Weibervolk an die Seite, das seine persönliche Würde zu wahren weiß und seine Selbstsucht zu opfern vermag! Zeigt euch nicht nur im Erleiden, sondern auch beim Lindern der Schmerzen groß! Eine jede Frau ist mitverantwortlich für ihr ganzes Geschlecht. Aus dieser Zeit der Prüfung muß die deutsche Frau hervorgehen, als Typus, nicht als Individuum, wie es ein jeder von uns kennen, lieben und verehren gelernt hat. Die ganze Sattung muß gesteigert werden. R. St.

Kunststück

Wn der Auslagscheibe vieler Barbiergeschäfte hängt ein Ausruf: „Fort mit der englischen Barttracht! Tragt den deutschen Kaiserbart!“ Ja, wenn das so schnell ginge, wie das Umlernen in geistigen Dingen. Aber sie können an ihren Stachelstoppeln lange ziehen, ehe das mit Mühe in geometrische Falten gezwängte Gentleman-Gesicht wieder deutsch bebartet ist. Ein ganz klein bißchen Schadenfreude ist sogar in dieser Zeit erlaubt. St.

„Rnallige Natureffekte“

Einer der Männer, die alles wissen (und die daher auch über alles schreiben) erhitzte sich neulich über die Leute, die ihre Ferien dazu benutzten, sich in der Welt umzutun. In solcher Stimmung verübte er, nachdem er seinen heiligen Zorn „über die Reklame“ ausgehaucht hatte, die heuer für den Großglodner gemacht würde, folgende Sätze:

„Jährlich vereinnahmt die Schweiz von den Fremden 70 bis 80 Millionen Mark; mindestens drei Fünftel des Betrages stammt aus deutschen Taschen. Ein Goethe ist, nach seiner Schweizer Reise, in so verzückte Bewunderung des winterlichen Harzes ausgebrochen, daß man klar erkennt, welcher Landschaft die Liebe dieses höchsten Kenners ge-

hörte. Aber der Harz spürt verhältnismäßig wenig von neudeutscher Reisebegeisterung. Die Wunderpracht unserer Mittelgebirge, mit deren köstlicher Feinheit sich keiner der knallenden Natureffekte draußen vergleichen kann, wie wenig wird sie beachtet! Wer durchwandert, von Berlin aus, den Schwarzwald oder gar die Vogesen? Unendlichen Gewinn könnte dem Besucher und den Besuchten aus solchen Fahrten erblühen, Zeit und Geld würde gespart, Reichtum eingehemst, viele Brücken würden geschlagen werden — doch der Strom flutet achtlos, sinnlos vorbei. Hinaus in eine Ferne, von der die meisten am Ende nichts profitieren als die stolze Gewißheit, dagewesen zu sein.“

Zur faktischen Berichtigung wäre zu bemerken, daß es im sommerlichen Thüringen und in den Harzwäldern von Berlinern nur so wimmelt. Aber das ist schließlich nebensächlich. Auf eine Handvoll Notizen kommt es diesen Polyhistoren der Tageschriftstellerei ja niemals an. Härter ist es für uns, zu erfahren, daß wir als ein Banaufigengeschlecht vor „knalligen Natureffekten“ gafften, wenn wir in Andacht, das Herz voll Wehmut über die tiefe Tragik der deutschen Geschichte, über die alten Alpenstraßen zogen und durch die trauliche Heimlichkeit der Städte, die von der Urväterzeit her deutsches Volk besiedelt.

Das Dogma von der Schuld

Wann werden wir endlich Ernst mit der Forderung machen, daß der Gesunde den Angriffen des Kranken nicht darum schutzlos preisgegeben werden darf, weil dieser als geistig Anbrüchiger ohne „Schuld“ — und deshalb auch nicht strafbar ist? Wenn jemand einen Menschen hinhaltet, Häuser in Brand setzt, auf offenem Feldweg ein Mädchen vergewaltigt, einen Spaziergänger austaubt, sich an Kindern vergreift, einem andern das Messer in den Leib sticht, so sind das doch, wie ein Ungenannter im „Schwäbischen Merkur“ treffend bemerkt, Tatsachen, unverrückbare Tatsachen, die wir nicht damit beseitigen, daß wir den Täter für geisteskrank erklären. Aber dürfen wir

denn jemand „strafen“, der wie ein Geisteskranker und ein geistig Defekter ohne „Schuld“ ist? Dieses Dogma von der „Schuld“, dieses Dogma, daß wir eine erfolgreiche Verbrechensbekämpfung einzig und allein auf der Grundlage des Schuldbegriffs und der „Strafe“ aufbauen können, hat nach und nach eine erschreckende Gewalt gewonnen. Hat denn aber nicht der geistig gesunde und arbeitsame Teil der Bevölkerung das Recht, gegen schädliche Individuen gesichert zu sein, auch wenn diese geistig minderwertig und mehr oder weniger schuldlos sind? ... Nicht die Psychiatrie ist an unserem heutigen unbefriedigenden Zustande schuld; ganz im Gegenteil kommt gerade ihr das unschätzbare Verdienst zu, unwiderleglich nachgewiesen zu haben, daß Schuld im hergebrachten Sinne auf der einen, Gefährlichkeit und Sicherheitsbedürfnis auf der anderen Seite sehr wohl in umgekehrtem Verhältnis stehen können, daß der geistig Minderwertige, dessen „Schuld“ vielleicht eine geringere ist, und dessen „Strafe“ deshalb auch auf eine kürzere Dauer bemessen wird, eine ganz besonders große Gefahr für seine Umgebung bilden kann. Es ist ein merkwürdiges Privileg, das heute der geistig Defekte dem geistig Gesunden gegenüber genießt; auf der einen Seite wird aus Humanitätsgründen verlangt, daß man ihm als Mensch nicht zu nahe tritt, und auf der anderen Seite entbindet man ihn von der Verpflichtung jedes normalen Menschen, die Verantwortung seiner Taten auf sich zu nehmen. Und dieses Privileg genießt er, wenn er nur den geistigen Defekt „zur Zeit der Begehung der Handlung“ aufzuweisen oder wahrscheinlich zu machen vermag, genießt er auch dann, wenn er selbst den Defekt durch jahrelangen Alkoholmißbrauch, durch sexuelle Exzesse oder durch ein arbeitscheues Landstreichertum verursacht und verschuldet hat. So hemmen wir durch Mißachtung für das Recht des Gesunden die natürliche Auswahl des Tüchtigsten. Demgegenüber müssen wir betonen, daß wir auch vor dem geisteskranken Verbrecher sicher sein und nicht unnötige Kosten für

ihn aufwenden wollen: wir-müssen für seine dauernde Internierung und Überwachung sorgen, und er mag — ich ziehe auch diese Konsequenz — beseitigt werden, wenn auch er, vielleicht „schullos“, Menschenleben geopfert hat. Wir verlangen eine stärkere Betonung der äußeren Schadensbeseitigung und der Sicherung, als sie uns das geltende Recht gewährleistet, eine solche Betonung auch gegenüber dem geistig defekten Verbrecher: „Schuld“ und „Strafe“ als moralische Mittel im Kampfe gegen das Verbrechen wollen wir nicht beseitigen; aber die „Strafe“ sei nur eines von vielen, nicht das einzige Mittel der Verbrechensbekämpfung.

*

Für die Freiheit der Sprachbildung

Ein vortreffliches, höchst nütliches Büchlein scheint, den vorerst mitgeteilten Auszügen nach, das „System der Ästhetik“ von Prof. Dr. E. Meumann zu sein, das in der bekannten billigen Handbücherreihe „Wissenschaft und Bildung“ bei Quelle & Meyer erscheinen soll. Nur gegen den einen Punkt ist nach jenen Proben ein Einspruch angebracht: wenn der Verfasser, wo er mit Recht von den Gesuchtheiten der modernen Lyrik spricht, auch Wörter wie herbsten, wintern, geistern, siren, überhaupt die Bildung von „neuen“ Zeitwörtern, zu denen er jene rechnet, verwirft. Es kann der Schriftsprache nur gut sein, wenn sie taktvoll, was die Voraussetzung ist, in den Wortschatz des mündlichen Ausdrucks oder der so viel lebensvolleren Dialekte greift. Und wenn sie ferner auch einmal mutig die bündigen Formen selbsttätig er-

findet, die uns von der weitgeschweifigen Ranzleisprache, die dem Neuhochdeutschen zugrunde liegt, in Fortsetzung des Wertes Luthers, der es nicht anders gemacht hat, befreien helfen. Um so mehr, als auch noch seitdem wieder Staat und Schule mit ihren Reglementierungen die zur Zeit der Dialekte so wundervoll feinfühlig und biegsame deutsche Sprache steif und hölzern und arm gemacht, sollte die unabhängige wirkliche Bildung ihr wieder aufhelfen. Deswegen stimmen wir doch mit Meumann vollkommen überein, daß der gesuchte Widersinn, der heute in der Schriftstellerei zum „Unfug“ wird, fernzuhalten ist und nur das Überzeugende ein Recht haben darf zu bestehen. E. S.

*

Sparsamkeit, die sich rentiert

Die Not der alten Handlungsgehilfen beschäftigt die kaufmännischen Instanzen seit Jahren. Auf eine ganz besondere Art behandelt die Zeitschrift „Deutsche Konfektion“ diese Frage. Sie erwärmt sich für das Recht des Arbeitgebers, altes, im Dienst verbrauchtes Menschenmaterial durch frisches und billigeres zu ersetzen, und gibt den jungen Anwärtern gleichzeitig folgenden wohlwollenden Rat:

„Wer sich eine Lebensstellung sichern will, verzichte auf die fragwürdige Wohltat progressiver Gehaltssteigerung, was er heutzutage um so eher kann, als die Pensionsversicherung ihm und seinen Angehörigen im Alter einen gewissen Rückhalt bietet.“

Wer unter den Angestellten dieser Mahnung zur Entschamtheit sein Herz verschließt, verdient freilich den „gewissen Rückhalt“ der „Pensionsversicherung“. E. S.

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Lürmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten unerschlossen liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erlebigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und bringenderweise, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Lürmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber“ oder „an die Redaktion des Lürmers“ (beide Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstraße 3) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotthuß • Blühende Kunst und Musik: Dr. Carl Stord. Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Lürmers, Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

